

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie



Herausgegeben  
von  
Karl Kautsky



Dreiunddreißigster Jahrgang \* Erster Band



Stuttgart 1915

Verlag: J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Druck: Vorwärts Buchdruckerei Paul Singer & Co., Berlin SW. 68 z



# Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

## I. Krieg und Zeitgeschichte.

### 1. Der Weltkrieg.

#### A. Politisches.

##### a) Äußere Politik.

Bernstein, Eduard, Demokratie und auswärtige Politik. A. . . . .	417
— Die Demokratisierung der Diplomatie. A. . . . .	550
Edstein, Gustav, Ueber Amerikas Sympathien gegenüber den Kriegführenden. N. . . . .	542
— Englands Siegesprels. A. . . . .	705
Hoch, Gustav, Unsere Aufgaben nach dem 2. Dezember. A. . . . .	513
Hofrichter, Anton, Die Balkanfrage. R. . . . .	447
— Italien im Dreibunde. A. . . . .	740
Kautsky, K., Julius Hoffmann, Der Völkerring. R. . . . .	60
— Rohrbach über den Krieg (Paul Rohrbach, Der Krieg und die deutsche Politik.) A. . . . .	317
— Eine Erörterung des Rechts auf Erörterungen. A. . . . .	737
Kossowsky, Bl., Befreiungslegenden. A. . . . .	577
Sachs, Max, Die Schuldfrage. A. . . . .	780
Spectator, Friedlicher Imperialismus? Eine Polemik über die Ziele des deutschen Imperialismus. A. . . . .	481
— Jakob Rießer, England und Wir. R. . . . .	701
— Deutschland und die Türkei. A. . . . .	759

##### b) Innere Politik.

Edstein, Gustav, Der Fachmann als Laie. A. . . . .	33
— Stimmungen und Meinungen. A. . . . .	545
Wuschik, Adolf, Arbeiterbewegung und Wehrkraft. A. . . . .	596

##### c) Sozialdemokratie.

Braun, Adolf, Die Einheit der Partei und die Gewerkschaften. A. . . . .	749
Edstein, Gustav, Die Parteitaktik während des Weltkrieges. A. 385, 436	436
Kautsky, Karl, Die Sozialdemokratie im Kriege. A. . . . .	1
— D. Luginowitsch. Nachruf. N. . . . .	328
— Eine Richtigmstellung. (Konrad Haenisch, Zur Klärung unserer Parteidebatten.) A. . . . .	634

Rudolph, Alwin, Die Arbeiterbewegung der Schweiz während des Krieges. A. . . . .	538
Steiner, Josef, Die französische Arbeiterbewegung während des Krieges. A. . . . .	329
Vogtherr, E., Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. A. . . . .	698

##### d) Internationales.

Braun, Adolf, Die internationalen Beziehungen der Gewerkschaften. A. . . . .	80, 113
Edstein, Gustav, Karl Renner, Die Nation als Rechtsidee und die Internationale. R. . . . .	382
Kautsky, Karl, Die Internationale und der Burgfrieden. A. . . . .	18
— Die Internationalität und der Krieg. A. . . . .	225

#### B. Wirtschaftliches.

##### a) Allgemeines und Theoretisches.

Edstein, Gustav, Militärische und wirtschaftliche Kraft. A. . . . .	129
— Prof. Julius Landberger, Der Krieg und die Volkswirtschaft. R. . . . .	768
Hofrichter, Anton, Der ungarische Protektionismus. A. . . . .	334
Marchionini, Karl, Landwirtschaft und Krieg. A. . . . .	407
Varga, E., Probleme der Kriegswirtschaft. A. . . . .	449
Wurm, Emanuel, Die deutsche Zuckerindustrie und die Volksernährung. A. . . . .	86
— Die Volksernährung im Kriege. (Paul Elzbacher, Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan.) A. . . . .	670

##### b) Handels- und Finanzpolitik.

Braun, Adolf, Elektrizitätsmonopol. A. . . . .	583, 620
Edstein, Gustav, Zur Literatur über finanzielle Mobilmachung und Kriegsführung. A. . . . .	495
— Der Außenhandel d. Vereinigten Staaten v. Nordamerika während der ersten Kriegsmonate. N. . . . .	761
Hofrichter, Anton, Der englische Handelskrieg. A. . . . .	647, 684
Kautsky, Karl, Zur Frage der Steuern und Monopole. A. . . . .	678

### 3. Frauenfrage.

- Schlesinger, Therese, Gertrud  
Bäumler, Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. R. . . . . 544  
— Grete Meißel-Hefß, Betrachtungen zur Frauenfrage. R. . . . . 766

### 4. Genossenschaften.

- Bauer, Johann, Ledigengenoßenschaften. N. . . . . 603  
Fleißner, H., H. Kaufmann, Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine 1914. R. . . . . 509

### 5. Kartelle.

- Meyer, Ernst, Walter Euden, Die Verbandsbildung in der Seeschifffahrt. R. . . . . 702

### 6. Versicherung.

- Kollontaj, Alexandra, Staatliche Mutterschaftsversicherung. A. . . . . 363

## III. Sozialismus, Sozialphilosophie, politische Oekonomie und Politik.

### 1. Geschichte des Sozialismus.

- Bernstein, Eduard, Einige ungedruckte Briefe Lassalles an Marx. A. . . . . 19, 46  
— Julius Bahlsch. A. . . . . 769  
Kristensen, Magnus, Gustav Bang. A. . . . . 609  
Rjasanow, N., Die englische Arbeiterklasse und der Antijakobinerkrieg. (Zur Vorgeschichte der Internationale.) A. . . . . 394  
Lopalowits, J., Dem Andenken Dimitrij Lugowits. A. . . . . 641

### 2. Philosophie.

- Cunow, Heinrich, Ernst Samter, Die Religion der Griechen. R. . . . . 96  
— Robert Michels, Probleme der Sozialphilosophie. R. . . . . 128

### 3. Politische Oekonomie.

- Eststein, G., Prof. R. Liefmann, Die Unternehmungsformen. R. . . . . 224  
— Meyer, Ernst, M. Kaufmann, Theorie und Methoden der Statistik. Siegmund Schott, Statistik. R. . . . . 605  
Spectator, Peter Maßlow, Kapitalismus. R. . . . . 95  
Woldt, Rich., Die deutsche Industrie. R. . . . . 765

## IV. Kunst und Literatur.

- Beyer, H., Das Plakat und die Arbeiterorganisationen. N. . . . . 797  
Broeßlich, R., Georg Asmussen, Leibeigene. R. . . . . 94

## V. Geschichte.

- Cunow, H., Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung. (Helmolts Weltgeschichte.) A. . . . . 352  
— F. Müller-Lyer, Pfaffen der Liebe. R. . . . . 604  
Danneberg, R., R. Charney, Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert. R. . . . . 127  
wst., Dr. phil. Helene Nathan, Preußens Verfassung und Verwaltung im Urteil rheinischer Achtundvierziger. R. . . . . 64

## VI. Feuilleton.

- S. 29—32, 60—64, 154—160, 221—223, 293—296, 325—327, 373—382, 413—416, 569—576, 728—734.

## VII. Anzeigen.

- Bernstein, Eduard, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg. . . . . 639  
Borchardt, Julian, Vor und nach dem 4. August 1914. . . . . 608  
Danneberg, Robert, Die Rekrutenschulen der internationalen Sozialdemokratie . . . . . 512  
Das Recht während des Krieges . . . . . 32  
Das Zarenreich. Mächte des Weltkrieges. N. . . . . 192  
Der Deutsche Metallarbeiterverband im Jahre 1913. N. . . . . 160  
Der Krieg und die Sozialdemokratie. . . . . 638  
Goes, Fr. van der, Aan wie de Schuld? Een Woord over de Aanleiding tot den Oorlog. (Wessen ist die Schuld? Ein Wort über die Herbeiführung des Krieges). R. . . . . 703  
Grütli-Kalender für das Jahr 1915. N. . . . . 160  
Haenisch, Konrad, Krieg und Sozialdemokratie. . . . . 639  
Heine, Wolfgang, Kultur und Nation. . . . . 607  
— Gegen die Quertreiber. . . . . 639  
— Die politische Zukunft Deutschlands und die Sozialdemokratie . . . . . 799  
Heinemann, Hugo, Die sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit . . . . . 608

Hildenbrand, Karl, Die Kriegshandlungen des Deutschen Reichstags . . . . .	799	Oesterreichischer Arbeiterkalender für das Jahr 1915 . . . . .	96
Kautsky, Karl, Die Internationalität und der Krieg . . . . .	704	Trotsky, Leo, N., Der Krieg und die Internationale . . . . .	607
Keil, W., Das deutsche Volk im Kriege . . . . .	607	<b>VIII. Ergänzungshefte.</b>	
Kaufenberg, Heinrich u. Wolffheim, Fritz, Imperialismus und Demokratie . . . . .	384	Heft 20.	
— Demokratie und Organisation . . . . .	800	Kautsky, Karl, Rasse und Judentum . . . . .	
Lenzsch, Paul, Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg . . . . .	704	<b>IX. Briefkasten.</b>	
		Ein Pseudo-Spectator. N. . . . .	640

## Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Bang, G., Artikel: 359.	Kossowsky, Bl., Artikel: 577.
Bauer, Johann, Notiz: 603.	Röttgen, S., Artikel: 611.
Bernstein, Eduard, Artikel: 19, 46, 76, 161, 417, 550, 710, 769.	Krafft, Rudolf, Artikel: 600.
Beyer, A., Notiz: 797.	Kräbig, H., Artikel: 310.
Blumtritt, M., Artikel: 189.	Kristensen, M., Artikel: 609.
Braun, Adolf, Artikel: 80, 113, 583, 620, 749.	Larin, J., Artikel: 274.
Brunner, Paul, Rezension: 93.	Lüdemann, Hermann, Artikel: 792.
Cohen, Adolf, Artikel: 659.	Marchionini, R., Artikel: 407.
Cunow, Heinrich, Artikel: 54, 146, 202, 289, 352, 401, 472, 533, 627, 691, 784. Rezension: 96, 128, 604.	Mehring, Franz, Artikel: 9, 193, 341, 427, 461, 493, 520, 591, 664.
Danneberg, Robert, Rezension: 127.	Meyer, Ernst, Rezension: 605, 702.
Däumig, Ernst, Artikel: 23.	Neumann, A., Artikel: 465.
Deutsch, Julius, Artikel: 485.	Oberg, D., Artikel: 251. Rezension: 479.
Diederich, F., Feuilleton: 373.	Rajanoff, R., Artikel: 265, 297, 394.
E, F., Notiz: 372.	Rudolph, A., Artikel: 538.
Edstein, Artikel: 33, 120, 129, 385, 436, 495, 545, 705. Rezension: 224, 382, 505, 637, 700, 768. Notiz: 264, 412, 542, 761.	S., A., Notiz: 542.
Eisner, Fritz, Feuilleton: 569.	Sachs, Max, Artikel: 780.
Engels, F., Artikel: 265, 297.	Schlesinger, Therese, Rezension: 544, 766.
Fleißner, H., Rezension: 509.	Schulz, Heinrich, Rezension: 636.
Franz, R., Feuilleton: 413.	Seidel, R., Feuilleton: 221, 324.
Girbig, E., Artikel: 564.	Spectator, Artikel: 109, 481, 759, 773. Rezension: 61, 95, 327, 416, 480, 701. Notiz: 127, 153, 372, 512.
Gräf, Eduard, Artikel: 139.	Steiner, Josef, Artikel: 329.
Größsch, R., Rezension: 94, 735, 767, 768.	Stulz, Otto, Artikel: 183.
Grünfeld, Judith, Artikel: 717.	Topalovits, J., Artikel: 641.
Hausenstein, W., Feuilleton: 154, 728.	Trotsky, L. N., Anzeige: 607.
Hirsch, P., Artikel: 257.	Umbreit, P., Artikel: 178, 211.
Hoch, Gustav, Artikel: 37, 513.	Varga, E., Artikel: 169, 449.
Hofrichter, A., Artikel: 334, 647, 740. Rezension: 447.	Wogherr, E., Artikel: 698.
Hue, Otto, Artikel: 754.	Wendel, H., Rezension: 764.
Kautsky, Karl, Artikel: 1, 18, 60, 65, 97, 225, 317, 328, 634, 737. Rezension: 60, 506, 673. Ergänzungsheft Nr. 20.	Winnig, A., Artikel: 284.
Kollontaj, Alexandra, Artikel: 363.	Wissell, R., Artikel: 263.
	Woldt, Richard, Artikel: 723. Rezension: 63, 445, 511, 765. Feuilleton: 29, 293.
	wst., Rezension: 64.
	Wurm, Emanuel, Artikel: 86, 670.
	Wuschik, Adolf, Artikel: 569.
	Zinner, D., Artikel: 144. Notiz: 323, 797.



N Z Leon  
u. 3

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1

Ausgegeben am 2. Oktober 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Sozialdemokratie im Kriege.

Von K. Kautsky.

Unsere Partei hat viel über die Mittel und Methoden diskutiert, einen drohenden Krieg zu verhindern, dagegen viel seltener die Frage erörtert, wie sie sich während eines Krieges verhalten solle, den zu verhindern ihre Kraft nicht ausreichte. Darin liegt wohl kein Zufall.

In der Agitation um die Erhaltung des Friedens vermochte die Sozialdemokratie noch ihre volle Kraft ungehindert zu entfalten. Dagegen mußte sie von vornherein damit rechnen, daß sie durch den Ausbruch des Krieges unter das Kriegsrecht gestellt und in ihrer freien Bewegung gehindert werde. Nie ist eine Regierung so stark, nie die Parteien so schwach, wie beim Ausbruch eines Krieges.

Indes, so begreiflich es ist, daß man an ein so heikles Thema mit großer Zurückhaltung herantrat, so ist es doch zu bedauern, daß wir es in Friedenszeiten nicht ausführlicher erörtert haben. Gerade die Haltung während eines Krieges ist ein viel komplizierteres Problem als die Agitation für den Frieden. Und die Kriegszeit selbst ist am ungeeignetsten zu ruhiger, unbefangener Diskussion strittiger Fragen. Objektivität wird da fast unmöglich, ja, sie gilt manchem als Verbrechen.

So lange der Krieg nur droht, ist die Sache für uns sehr einfach: es gibt unter den heutigen Verhältnissen keinen Krieg, der nicht für die Nationen im allgemeinen und das Proletariat im besonderen ein Unglück wäre. Wir diskutierten darüber, durch welche Mittel wir einen drohenden Krieg verhindern könnten, nicht darüber, welche Kriege nützlich, welche schädlich seien.

Die Sachlage ändert sich mit einem Schlage, sobald es sich herausstellt, daß wir nicht in der Lage sind, den Krieg zu verhindern, also, sobald er ausgebrochen ist. So lange nicht die Zeit zum Friedensschluß reif scheint, lautet die praktische Frage nicht mehr: Krieg oder Frieden. Sie heißt: Sieg oder Niederlage des eigenen Landes.

Es wäre wohl denkbar, daß auch nach Ausbruch des Krieges eine Partei dem Krieg entgegenwirkt, ohne daß sie das eigene Land lähmt. Dazu gehörte, daß diese Gegenwirkung gleichzeitig und mit gleichem Erfolg auf beiden Seiten unternommen wird. In dieser Form könnte sie, statt die Niederlage, den Frieden herbeiführen. Praktisch ist etwas derartiges noch nie versucht worden. Seine Möglichkeit wurde von uns stets bestritten. Wir können davon ganz absehen. Dann bleibt nach Kriegsausbruch nur die Frage bestehen: Sieg oder Niederlage?

Nun ist selbstverständlich der Fall ausgeschlossen, daß man praktisch auf die Niederlage des eigenen Landes hinarbeitet. So reduziert sich das Pro-

323207

blem auf die Frage, ob man dem Krieg mit Leidenschaft oder mit Bedenken gegenübersteht. Die Beantwortung dieser Frage ist keineswegs von vornherein gegeben, sie hängt ganz von der Art des Krieges ab, der geführt wird.

Bebel hat zu verschiedenen Malen erklärt, und so noch in Essen (1907): „Wir müssen das Vaterland verteidigen, wenn ein Angriff kommt.“

Das war damals wohl die Auffassung der großen Mehrheit des Parteitags. Ja, man kann sagen, daß sie seit langem die Welt überhaupt beherrscht. Und an und für sich läßt sich kaum etwas dagegen einwenden. Doch wird sie als unfehlbare Richtschnur oft versagen. Der Angegriffene hat stets auf größere Kriegsbegeisterung im eigenen Volke, aber auch auf größere Sympathien bei den Neutralen zu rechnen, als der Angreifer, der den Frieden, dieses höchste Gut, frivol stört. Gerade, weil dem so ist, haben auch wirkliche Angreifer stets danach getrachtet, vor der Welt als die Angegriffenen zu erscheinen, wobei sie unterstützt wurden durch die Heimlichkeit, mit der diplomatische Verhandlungen wie Kriegsvorbereitungen in der Regel vor sich gehen.

Beim Ausbruch eines Krieges rufen daher nicht bloß beide Parteien denselben Gott zum Schutze ihrer großen Sache an, sondern auch die Bevölkerung hüben wie drüben wähnt sich in gleicher Weise angegriffen.

Diese Erfahrung veranlaßte mich in Essen, der Bebel'schen Auffassung entgegenzutreten — einer der wenigen Fälle, in denen wir voneinander abwichen.

Bebel meinte damals:

„Man hat mir gesagt, und auch Genosse Kautsky hat in diese Kerbe gehauen —: Was ist ein Angriffskrieg? Ja, es wäre doch sehr traurig, wenn wir heute, wo große Kreise des Volkes sich Tag für Tag viel mehr um Politik kümmern wie früher, noch nicht sollten beurteilen können, ob es sich im einzelnen Falle um einen Angriffskrieg handelt oder nicht.“

Nun, die Erfahrung zeigt, daß es Fälle gibt, in denen auch die größte politische Schulung nicht ausreicht, ohne weiteres bei Ausbruch eines Krieges einwandfrei festzustellen, wer der Angreifer sei. Schon deswegen, weil es Situationen gibt, in denen sich alle beteiligten Mächte in eine Sackgasse verrennen, aus der keine friedlich ohne erhebliche Einbuße an Kraft und Ansehen heraus kann, in der kampflöses Nachgeben für jede eine Niederlage bedeutet. Es hängt dann oft vom Zufall oder von dem verschiedenen Ausmaß diplomatischer Geschicklichkeit ab, wer den ersten Schlag tut und als der Angreifer erscheint.

Diesmal war die Entscheidung besonders schwierig durch die Raschheit, mit der die Ereignisse über uns hereinbrachen und durch die Komplikationen infolge der Bündnispolitik, die von Tag zu Tag wuchsen.

Durch diese Komplikationen verlor aber auch jener Wegweiser seine Deutlichkeit, den ich in Essen dem Bebel'schen des Angriffskriegs entgegenhielt. Ich sagte damals:

„Die deutsche Regierung könnte eines Tages den deutschen Proletariern weismachen, daß sie die Angegriffenen seien, die französische Regierung könnte das gleiche den Franzosen weismachen, und wir hätten dann einen Krieg, in dem deutsche und französische Proletarier mit gleicher Begeisterung ihren Regierungen nachgehen und sich gegenseitig morden und die Häufe abschneiden. Das muß verhütet werden

und das wird verhütet, wenn wir nicht das Kriterium des Angriffskrieges anlegen, sondern das der proletarischen Interessen.“

Auch dieses Kriterium, diese Richtschnur wurde beim Ausbruch des jetzigen Krieges hüben wie drüben in Betracht gezogen — doch in gleicher Weise, wie das des Angriffskriegs, führte es Deutsche und Franzosen zu einer gegensätzlichen Auffassung.

Unsere französischen Genossen haben im Verein mit den belgischen ein Manifest erlassen, in dem sie erklären, sie müßten hinter ihrer Regierung stehen, einmal, weil von deutscher Seite „der Angriff . . .“, der Krieg gewollt war“, und dann, weil sie „die Freiheit und das Recht“ gegen „den deutschen Imperialismus“ verfechten. Unter diesem Imperialismus ist, nebenbei erwähnt, wohl nicht der englische, jetzt auch uns geläufige Begriff des Strebens nach einem großen Kolonialreich zu verstehen — in dieser Beziehung haben doch Frankreich und Belgien, ebenso wie England, Deutschland nichts vorzuwerfen —, sondern das Wort ist hier jedenfalls im französischen Sinne gemeint, als Bezeichnung kaiserlicher, im Gegensatz zu republikanischer Politik. In Frankreich hat das Wort noch den Beigeschmack des Bonapartismus.

Sie fühlen sich also verpflichtet zu kämpfen als Republikaner gegen das Kaiserreich. Die gleiche Verpflichtung zum Kampf empfinden aber die meisten deutschen Sozialdemokraten, denn ihnen erscheint der Krieg als Kampf eines Reiches mit allgemeinem, gleichem Wahlrecht, Koalitionsrecht und Pressefreiheit gegen den zarischen Despotismus. Die Deutschen kämpfen gleichzeitig gegen den Zaren und die Republik, die Franzosen gleichzeitig gegen den deutschen „Imperialismus“ und für den russischen Absolutismus. Wo liegt da das proletarische und demokratische Interesse?

Jedesmal aber finden wir, daß der Gegensatz zwischen deutschen und französischen Sozialisten nicht in dem Kriterium liegt, nicht in der grundsätzlichen Auffassung, sondern in der verschiedenen Auffassung der Situation, die selbst sich wieder aus der Verschiedenheit der geographischen Lage der Beurteilenden ergibt. Dieser Gegensatz wird sich also kaum überwinden lassen, so lange der Krieg tobt. Jedoch ist er kein prinzipieller Gegensatz, sondern einer besonderen Situation entsprungen, und braucht daher diese nicht zu überdauern.

Natürlich ist die in der deutschen Sozialdemokratie vorherrschende Auffassung nicht zu verwechseln mit jener naiven Volksanschauung, die in Deutschland noch sehr stark ist und die in allen Russen nur Kosaken, Baschkiren und Kalmücken, willenlose Werkzeuge des Zarismus sieht. Man weiß in unserer Partei sehr wohl die kolossale Umwälzung zu würdigen, die sich im russischen Volke während des letzten Menschenalters vollzog und die einen so gewaltigen Ausdruck in der Revolution von 1905 fand. Wir wissen, daß die Demokratie in Rußland auf dem Marsche ist, daß sich schon vor dem Kriege in den proletarischen Massen und auch in der Bourgeoisie eine starke Gärung bemerkbar machte. Wir stehen nicht mehr auf dem Standpunkt, ein Krieg gegen Rußland sei notwendig, die Macht des Zaren zu brechen oder die Demokratie Westeuropas zu schützen. Im Gegenteil, der Krieg zwischen Deutschland und Rußland kann — muß nicht — heute für die Demokratie beider Reiche Hemmungen mit sich bringen — wer immer siegen mag. Die Anschauung, der Krieg gegen Rußland sei ebenso ein

Unglück wie jeder andere Krieg, widerspricht jedoch keineswegs der Ueberzeugung, daß, nachdem der Krieg einmal hereingebrochen ist, unter allen unglücklichen Folgen, die er nach sich ziehen mag, ein Sieg des Zaren die unglücklichste wäre.

Bermochte aber weder das Kriterium des Angriffskrieges noch das des proletarischen Interesses in der heutigen Situation eine für die Genossen aller Länder gleich klare und bindende Auffassung herbeizuführen, so blieb als entscheidendes Kriterium noch ein drittes übrig. Mochte man darüber streiten, wer der Angreifer sei, wer der Angegriffene, was die Demokratie Europas mehr bedrohe, ein Sieg Deutschlands über Frankreich, oder ein Sieg Rußlands über Deutschland; eines ist klar: jedes Volk und auch das Proletariat eines jedes Volkes hat ein dringendes Interesse daran, den Landesfeind am Ueberschreiten der Grenzen zu hindern, da dadurch die Schrecken und Verheerungen des Krieges ihre furchtbarste Form, die der feindlichen Invasion annehmen. Und in jedem nationalen Staat muß auch das Proletariat seine ganze Energie dafür einsetzen, daß die Selbständigkeit und Geschlossenheit des nationalen Gebiets unverfehrt bleibt. Das ist ein wesentliches Stück der Demokratie, dieser notwendigen Basis für den Kampf und Sieg des Proletariats.

Die Lage der Volksmasse eines Staates muß eine ganz verzweifelte und aussichtslose geworden sein, soll sie in einem kriegerischen Mißerfolg der Regierung, der den Feind ins Land bringt, ja der die Zerstückelung der Nation oder die Fremdherrschaft herbeiführt, das kleinere Uebel gegenüber dem bestehenden Zustand sehen. Auch ein arg bedrücktes Volk, das die Politik der Regierung mißbilligt, die zum Kriege führte, wird sich mit Energie gegen den eindringenden Landesfeind wenden, wenn es sich stark genug fühlt, später, im Frieden, noch aus eigener Kraft mit dem Druck der Regierung fertig zu werden. Nicht einmal in Rußland ist heute die Lage des Proletariats eine solche, daß es nur vom Siege des äußeren Feindes seine Rettung erwarten könnte.

Für das Kriterium des Schutzes der Heimat vor Verwüstung und Plünderung, des Schutzes der Nation vor Zerstückelung und Fremdherrschaft liegen bei Ausbruch eines Krieges die entscheidenden Tatsachen aber meist offenkundiger zutage, als für das des Angriffskrieges oder der proletarischen Interessen. Es handelt sich hier bei einem nur halbwegs freien Lande bloß um das Verhältnis der Kräfte und die Größe der Gefahren, die vom Gegner drohen. Ist er so schwach, daß er von vornherein nicht imstande wäre, in das andere Land einzudringen, mit dem er in Krieg geraten ist, dann wird die Sozialdemokratie des stärkeren Landes, wenn nicht eines der beiden anderen Kriterien dagegen spricht, der Kriegführung der eigenen Regierung aufs entschiedenste Opposition machen und ihr entgegentreten, wo sie kann.

Das tat sie in den Vereinigten Staaten während des Krieges gegen Spanien, in England im Burenkrieg, in Rußland während des Krieges mit Japan — die Japaner, obwohl stark, drohten doch nie Rußland zu verwüsten oder zu verkleinern —, in Spanien bei der Marokkanischen Expedition, in Italien beim Feldzug nach Tripolis.

Eigenartig gestalten sich die Verhältnisse in England, vornehmlich wegen seiner insularen Lage, die noch so manche andere seiner Eigentümlichkeiten erklärt. Durch sie ist es vor jeder feindlichen Invasion geschützt, so-

lange seine Flotte die See beherrscht; die insulare Abschließung vom Ausland hat ihm aber auch früh eine große nationale Geschlossenheit verliehen. Seit dem 17. Jahrhundert, seitdem Irland dauernd englischer Besitz geworden, lockte die Engländer keine Vermehrung, schreckte sie keine Verkleinerung des Territoriums der Nation. Gleich den Staaten des Festlandes haben auch sie seitdem zahlreiche Kriege geführt. Aber für die Kontinentalstaaten kam dabei fast stets die Vergrößerung oder Verkleinerung ihres eigentlichen Territoriums in Europa in Frage. Für England nur Kolonien und Flottenstationen, über deren Zweckmäßigkeit man wohl streiten konnte.

Nimmt man dazu die kolossale Macht des englischen Parlaments, die bis heute noch von keinem anderen Parlament erreicht worden ist, dann wird die eigenartige Tatsache begreiflich, daß im Gegensatz zu allen anderen europäischen Staaten England seit 200 Jahren keinen großen Krieg geführt hat, der nicht während seines Verlaufs die energischste Opposition im eigenen Lande fand. In dem Krieg gegen die amerikanischen Kolonien, der 1775 begann und 1783 mit der Anerkennung ihrer Selbständigkeit endete, trat im englischen Parlament eine starke Partei mit äußerster Entschiedenheit auf die Seite der Rebellen. Unter ihnen vor allem Fox und Burke. Fox verherrlichte die Generale der Amerikaner und griff die der Engländer aufs wütendste an. Die Siege der Engländer erschienen ihm beklagenswert, ihre Niederlagen erfreuten ihn.

„Am Parlament bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um darzutun, daß es Frankreichs und Spaniens wahres Interesse sei, zugunsten der amerikanischen Unabhängigkeit das Schwert zu ziehen. . . . In jedem Stadium des Kampfes wandte die Opposition ihren Einfluß auf, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten.“ (Weyl, Geschichte Englands im 18. Jahrhundert, deutsch von Löwe, IV, 73, 74.)

Das gleiche wiederholte sich in dem Kriege gegen Frankreich nach dem Ausbruch der Revolution:

„Jedes Jahr hat die Opposition auf Frieden mit Frankreich angetragen und über jede Niederlage der englischen Waffen ein Hohngeschrei angestimmt, als wenn sie aus Franzosen und Irländern und nicht doch aus Engländern beständen.“ (D n e n, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, II, S. 40.)

Und das wiederholt sich bis heute. Wir erlebten diese Opposition gegen den Krieg während des Feldzuges in Südafrika und sehen sie jetzt wieder, wo nicht nur vor dem Ausbruch des Krieges, sondern noch während seiner Führung die lebhaftesten Proteste gegen ihn laut werden, die in jedem anderen Staate unmöglich wären. Keine Regierung, aber wohl auch nicht die Masse der Bevölkerung würde sie in einem Kontinentalstaat in einer ähnlichen Lage dulden.

Bemerkenswert ist es, daß so wie beim Burenkrieg, so auch diesmal die Sozialisten Englands keine einheitliche Haltung aufweisen. Doch sind die Kriegsgegner von heute nicht identisch mit denen vor 15 Jahren. Während das, was man den rechten Flügel der Partei nennen kann, vor allem die Fabier, damals energisch an dem Krieg Anteil nahm und die radikalere Elemente ihn als ein Verbrechen brandmarkten — doch gab es auch Ausnahmen —, zeigt sich heute die British Socialist Party kriegsfreundlicher wie die Fabier. Diese betrachten den russischen Absolutismus als den gefährlichsten Feind und sind gegen seine Unterstützung durch England, indes

jene die Gefährdung der französischen Republik in den Vordergrund stellen und die Verhinderung des Sieges des deutschen Militarismus für die Hauptaufgabe halten.

Ganz anders als in England und in den früheren, oben erwähnten Kriegen der letzten Jahrzehnte stand es diesmal beim Kriegsausbruch auf dem Kontinent. Die Kräfte waren ungefähr die gleichen. Kein Mensch vermochte vorherzusehen, ehe sie sich gemessen, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. Jedem der beteiligten Völker drohten die schlimmsten Verluste im Falle einer Niederlage und drohte eine zerschmetternde Niederlage, wenn es nicht jeden Nerv anstrenge.

Dazu kommt noch, daß diesmal die gesamte wehrfähige Masse der Nationen direkt am Krieg beteiligt ist — ebenfalls mit Ausnahme Englands, das noch an seinem alten Wehrsystem festhält, was wieder mit seiner insularen Stellung und Freiheit vor jeder Invasionsgefahr zusammenhängt. An dem Tage, an dem England aufhörte, die See zu beherrschen, würde es die allgemeine Wehrpflicht einführen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß sich auch solche Sozialisten mit voller Leidenschaft in den Kampf stürzten — hüben wie drüben —, die weder die Frage, wer der Angreifer sei, noch die, welche Seite das höhere proletarische und demokratische Interesse vertrete, für völlig geklärt erachteten.

Welche unter den hier dargestellten drei Kriterien unserer Stellung zum Kriege die entscheidenden für die Haltung der Genossen in den einzelnen Ländern geworden sind, läßt sich unmöglich feststellen.

In den meisten Fällen wird man sie wohl nicht genau geschieden haben und werden sie alle drei vereint das Urteil bestimmt haben, soweit es verstandes- und nicht gefühlsmäßig gefällt wurde. In der Bevölkerung scheint das Kriterium des Angriffskrieges zu überwiegen, soweit man nach der Haltung der Presse urteilen kann.

Für das sozialistische Denken hat es jedoch seine Gefahren, wenn man die Haltung zum Krieg ausschließlich von der Beantwortung der Frage abhängig macht: wer ist der Angreifer? Namentlich dann, wenn die Sachlage zweifelhaft ist und man nicht untersucht, ob der Krieg aus großen, historischen Gegensätzen hervorging, die in ökonomischen, von dem Belieben der einzelnen unabhängigen Triebkräften wurzeln. Wenn man ferner davon absieht, zu untersuchen, wie der Ausgang des Krieges politisch wirken wird, sondern die Untersuchung auf ein gerichtliches Verfahren zur Aburteilung des Schuldigen reduziert, der das ungeheure Verbrechen des Weltkrieges in frivoler Weise über die friedliebende Welt heraufbeschworen und die Abwehr dagegen den anderen aufgezwungen hat. Auf der einen Seite liegt bei solcher Betrachtung alle Schuld, alles Unrecht, auf der anderen alle Unschuld, alles Recht.

Nach diesem Kriterium sind die Sozialisten des angreifenden Landes ebenso sehr verpflichtet, die Kriegskredite zu verweigern, wie die anderen, sie zu bewilligen. Wenn die Sozialisten im Lande des Angreifers für die Kriegskredite stimmen, so bezeugen sie damit entweder ihre Feigheit oder ihre Unfähigkeit, das klare Recht zu erkennen, also auf jeden Fall ihre Minderwertigkeit.

Kommen die Sozialisten hüben wie drüben zu der Ueberzeugung, ihr Staat sei der Angegriffene — entweder direkt oder indirekt, durch Angriff

auf den Verbündeten, dessen Schwächung die eigene Schwächung nach sich zöge —, dann muß daraus Geringschätzung, ja Haß gegen die Genossen im feindlichen Lager hervorgehen.

Noch mehr. Der Angreifer ist ein Verbrecher. Verbrecher muß man bestrafen oder doch unschädlich machen. Man muß also den Krieg, den er uns aufgezwungen, solange führen, bis der Verbrecher hilflos am Boden liegt und muß ihm dann seine Glieder so amputieren, daß er sich nicht wieder rühren kann. Dies die logische Konsequenz der Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg. Sie muß die nationalen Gegensätze im Volksbewußtsein furchtbar verschärfen.

Ganz anders wirkt die marxistische Auffassung, die nicht danach strebt, zu verurteilen, sondern zu begreifen. Sie kann in einem gegebenen Fall zu dem Ergebnis kommen, daß bei den verschiedenen Mächten die gleichen Tendenzen herrschen, die sie in einen feindlichen Gegensatz zueinander bringen, daß in der Beziehung keine der anderen etwas vorzumerken hat. Kommt es trotz aller Bemühungen der Sozialdemokratie darob zu einem Kriege, dann muß sich eben jede Nation ihrer Haut wehren, so gut sie kann. Daraus folgt für die Sozialdemokraten aller Nationen das gleiche Recht oder die gleiche Pflicht, an dieser Verteidigung teilzunehmen, keine darf der anderen daraus einen Vorwurf machen.

Daraus folgt aber auch die weitere Pflicht der Sozialdemokratie jeder Nation, den Krieg nur als Verteidigungskrieg zu betrachten, ihm als Ziel nur die Abwehr des Feindes, nicht dessen „Bestrafung“ oder Verkleinerung zu setzen. Da diese Auffassung die Ursache des Krieges nicht in persönlicher Schlechtigkeit oder Minderwertigkeit der Gegner, sondern in objektiven Verhältnissen sucht, wird sie trachten, die Sicherung, die der Friedensschluß zu bringen hat, nicht durch Demütigung oder Verstümmelung des Gegners anzustreben, was nur eine neue Kriegsursache für die Zukunft würde, sondern durch Beseitigung der Verhältnisse, die den Krieg herbeiführten, heute also der imperialistischen Gegensätze und des Betrügens.

Natürlich reicht unsere Macht zurzeit ebensowenig hin, die Friedensbedingungen zu diktieren, als sie den Kriegsausbruch verhindern konnte. Wir wissen nicht, ob und wie weit es gelingen wird, dem Frieden eine derartige Basis zu geben. Das hängt von Machtverhältnissen ab, die sich heute noch absolut nicht voraussehen lassen. Aber für die proletarische Praxis und das internationale Zusammenwirken der sozialdemokratischen Parteien nach dem Kriege wird es einen bedeutenden Unterschied machen, auf welcher Grundlage sie den Frieden verlangten: ob auf der des Abrüstens und der Verständigung über die Weltpolitik oder ob auf der der Zerstückelung der Unterliegenden, wer immer diese sein mögen.

Trotz dieser Bedenken beherrscht immer noch das Kriterium des Angriffskrieges die Gemüter, jedoch wird es von den beiden anderen Kriterien des proletarischen Interesses und der militärischen Abwehr jedes feindlichen Einbruchs nicht genau geschieden. Vielfach wird sogar eine defensive auswärtige Politik mit einer defensiven Strategie zusammengeworfen. Dagegen wendete sich schon Marx 1870 in einem Brief an Engels:

„Kugelmann verwechselt einen defensiven Krieg mit defensiven militärischen Operationen. Also wenn ein Kerl mich auf der Straße überfällt, so darf ich nur

seine Hiebe parieren, aber nicht ihn niederschlagen, weil ich mich damit in einen Angreifer verwandeln würde." (Briefwechsel, IV, S. 323.)

Ob der Krieg besser defensiv oder offensiv geführt wird, ist eine rein militärische Frage, die mit der, ob er zur Abwehr oder zum Angriff unternommen wird, nichts zu tun hat. Und schließlich muß sich jede Defensiv in eine Offensive verwandeln, wenn der Feldzug wirksam geführt werden soll.

Immerhin, wenn auch militärische und politische Offensive streng zu trennen sind, so bleibt doch die militärische Offensive, sobald sie mit ausnehmendem Erfolg betrieben wird, nicht ohne Rückwirkung auf die äußere Politik und verleiht ihr leicht ebenfalls einen offensiven Charakter. So wandelte sich der Charakter des Krieges von 1870. Bei seinem Beginn galt er allgemein als ein Angriffskrieg Napoleons, in seinem Verlauf aber erhielt er immer mehr nicht bloß militärisch, sondern auch politisch den Charakter eines Verteidigungskrieges der Franzosen. Durch eine solche Wandlung während des Krieges vermag sich auch die Haltung der Sozialdemokratie eines Landes zu ändern.

Beim Ausbruch eines Krieges können die beiden Kriterien versagen, die für diese Haltung zunächst in Frage kommen, das des Angriffskrieges wie das des proletarischen Interesses. Es kann zweifelhaft sein, wer der Angreifer ist, von welcher Seite die proletarische oder demokratische Sache mehr zu erwarten hat. Als einziges bestimmendes Kriterium bleibt dann übrig das Bedürfnis, die eigene Nation vor den verheerenden Folgen einer Niederlage zu schützen.

Nimmt der Krieg einen Verlauf derart, daß die eine Waagschale sich mit größter Entschiedenheit auf die eine Seite neigt und verwandelt er sich dadurch ausgesprochen auf der einen Seite in einen Angriffs-, auf der anderen in einen Verteidigungskrieg auch vom rein politischen Standpunkt aus, dann deuten völlig unzweideutig alle drei Kriterien in derselben Richtung: für die siegreiche Nation hört jede Befürchtung auf, ihr Territorium könnte verwüstet, verkleinert, unterjocht werden. Um so entsetzlicher gestaltet sich die Heimsuchung der besiegten Nation. Nun wird der Krieg auch immer mehr politisch von der einen Seite ein Angriffs-, von der anderen ein Verteidigungskrieg. Und schließlich erheischt es das proletarische und demokratische Interesse, daß keine Nation in ihrer Selbständigkeit und Integrität verkürzt wird.

Ist die Sache einmal soweit gediehen, dann kann kein Zweifel mehr sein, dann gibt es für die Sozialdemokraten hien wie drüben keine gegensätzliche Auffassung der Situation und der daraus erwachsenden Pflichten mehr.

Anders steht freilich die Sache, wenn keine der Nationen so entscheidend siegt, daß sie von der anderen im Verlauf des Krieges keine Invasion, keine Vergewaltigung mehr zu befürchten hat; wenn der Krieg mit wechselndem Erfolg bis zur gänzlichen Erschöpfung aller Teile fortgeführt wird. Dann muß man freilich mit der Möglichkeit rechnen, daß die Haltung sich nicht ändert, die die Sozialdemokratie jeden Landes bei Beginn des Krieges eingenommen. Dann wird es aber um so wahrscheinlicher, daß beim Abschluß des Krieges die tatsächlich angenommenen Friedensbedingungen unserem Standpunkt entsprechen.

## Erinnerungen aus dem Kriegsjahre 1870.

Ein Wort zum Burgfrieden. Von Franz Mehring.

Die Masse der deutschen Parteigenossen erlebt zum ersten Male einen großen Krieg, und auch unter ihrer Minderzahl gibt es nur verhältnismäßig wenige, die den Krieg von 1870 schon von politischer Warte aus mit angesehen haben. An diese Wenigen, und jedenfalls an mich, ist während der letzten Wochen wiederholt aus Parteitreffen die Aufforderung gerichtet worden, Erinnerungen aus dem Jahre 1870 aufzuzeichnen. Ich für mein Teil habe bisher diese Aufforderungen abgelehnt, da ich 1870 politisch noch recht unerfahren war und auch nichts Besonderes erlebt habe.

Neuestens bin ich aber wieder darum angegangen worden, und zwar unter einem Gesichtspunkt, den ich als berechtigt anerkennen muß. Die erschütternde Tatsache, daß die Internationale zusammengebrochen ist und daß die Haltung der deutschen Sozialdemokratie von ihren Schwesterparteien, auch in den neutralen Staaten, ungünstig beurteilt wird, erklärt sich wenigstens zum Teil daraus, daß sich die deutschen Parteinstanzen, und namentlich die deutschen Parteizeitungen, dem sogenannten Burgfrieden anbequemten, das heißt auf die nachdrückliche Vertretung der Parteiprinzipien während des Krieges verzichtet haben. Sie haben es unter dem eisernen Zwange der Militärdiktatur getan, aber gleichviel, sie haben es getan, und dadurch ist bei den ausländischen Gesinnungsgenossen der Schein hervorgerufen worden, als habe sich die deutsche Sozialdemokratie mit Hand und Herz, mit Haut und Haaren dem Imperialismus ergeben.

Dieser Schein trügt, wir wissen es alle, aber auch ein trügerischer Schein kann gewaltiges Unheil anrichten. Ist der Burgfriede nur ein Interim, so hat auch dies Interim den Schalk hinter ihm. Indem die Partei sich in ihn fügt, bringt sie ein Opfer, das sie nur den dringendsten und höchsten Interessen der Nation bringen darf. Die Trümmer der Internationale warnen, und man braucht noch lange kein Prophet zu sein, um vorherzusehen, daß die Partei durch die Frage des Burgfriedens vor die verhängnisvollsten Entschlüsse gestellt werden kann.

Das Problem stellt sich demnach so: Ist der Burgfriede eine Lebensfrage der nationalen Existenz? Und diese Frage läßt sich nur auf dem Wege der historischen Erfahrung beantworten. Wenn man fragt: Wie war es denn mit dem Burgfrieden im Jahre 1870? so glaube ich, dieser Frage die Antwort nicht versagen zu dürfen. Deshalb zeichne ich einige Erinnerungen aus dem Kriegsjahre 1870 auf, wobei ich von mir selbst so wenig wie möglich und nur insoweit sprechen werde, als notwendig ist, um den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus ich dazumal die Dinge angesehen habe.

\* \* \*

In den letzten Novembertagen des Jahres 1869 war ich in die Redaktion der „Zukunft“ eingetreten. Im Burgfrieden hinterpommerscher Landstädtchen aufgewachsen, hatte ich mich mit der lautern Milch preußischer Gesinnung genährt und noch beim Abiturientenexamen auf dem Gymnasium Greifenberg in Pommern die erste Note erhalten über das glückliche Thema: Preußens Verdienste um Deutschland. Auf der Universität hatte sich mein Gesichtskreis erweitert; ich las die „Volkszeitung“ und die „Zukunft“.

und ich schwankte anfangs, welcher der beiden Zeitungen ich meine literarischen Erstlinge darbringen sollte. Aber Rabbi Bernsteins talmudistischer Scharfsinn war schließlich nicht ganz mein Geschmack und ich sollte erst ein halbes Menschenalter später nach seinem Tode sein Nachfolger werden; einstweilen fesselte mich, zumal da meine literarischen Neigungen noch ungleich stärker waren als meine politischen, die feine und unvergleichliche Feder, die Guido Weiß in der „Zukunft“ führte.

Sie war das Organ Johann Jacobys und im Jahre 1867 gegründet worden, um aus den entschiedensten Elementen der Fortschrittspartei wieder eine bürgerliche Demokratie zu sammeln, die diesen Namen verdiente. Es gelang ihr jedoch nur einen kleinen Kreis zusammenzubringen, der teils aus Intellektuellen, namentlich Ärzten, bestand, wie denn Weiß selber ursprünglich Mediziner war, teils aus Industriellen, die altangesehenen Firmen angehörten (Hefster, d'Heureuse, Spindler) oder auch, wie Paul Singer, junge und selbstgemachte Männer waren. Aber so ausgezeichnet oder tüchtig die Jacobynen als einzelne Personen sein mochten, so entscheidet in der Politik wie im Kriege nicht der papierne, noch so geistreiche Operationsplan, sondern der liebe Gott ist immer mit den großen Bataillonen, und just zur Zeit, wo ich in die Redaktion der „Zukunft“ eintrat, war ihr Kreis zu der Ueberzeugung gelangt, daß er eine nähere Fühlung mit der Arbeiterklasse nehmen müsse.

Es sollte geschehen durch die Rede über das Ziel der Arbeiterbewegung, die Johann Jacoby am 20. Januar 1870 im Neuen Gesellschaftshause am Kottbusser Tor hielt: in der Form eines Rechenschaftsberichts, den er als Abgeordneter des zweiten Landtagswahlkreises vor dessen Wählern erstattete. Diese Wähler kamen sehr zahlreich, aber es waren Sozialdemokraten, die Schweizer zum Vorsitzenden wählten. Jacoby war klug und konsequent genug, seinen Bericht zu erstatten, im Unterschiede von seinem Mitabgeordneten Runge, der nach Fortschrittlersitte davonlief. Es war eine imposante Versammlung, die erste, über die ich einen Bericht erstattete.

Die Rede Jacobys wurde aufmerksam angehört, obgleich sie sehr lang war und mit matter Stimme vorgetragen wurde; sie war mehr ein abgelesener Vortrag, der bereits im Druck vorlag. Das Gute daran hatte sich Jacoby aus Lassalle und Marx zusammengelesen, das minder Gute sich vom Statistiker Engel soufflieren lassen, neben dem Jacoby im Abgeordnetenhause saß, namentlich die Gewinnbeteiligung, für die Engel damals eine gewaltige Reklame machte. Auf die Hörer konnte die Rede schon deshalb keinen Eindruck machen, weil sie den proletarischen Klassenkampf verleugnete, auf den die Berliner Sozialdemokraten eingeschworen waren. Schweizer hatte denn auch leichtes Spiel mit Jacoby, der kein stinker Debatter war, und auf Hasenclevers Antrag beschloß die Versammlung, daß Johann Jacoby manche sozialistischen Wahrheiten in sich aufgenommen habe, aber auf halbem Wege stehengeblieben sei.

Inzwischen fuhren die „Zukunft“ und ihre Freunde fort, an der Hand von Jacobys Programmrede eine neue demokratische Partei zusammenzubringen. Die Sache hatte aber ihre Schwierigkeiten, und sie war noch längst nicht unter Dach und Fach, als im Sommer 1870 der Krieg hereinbrach. Er begrub natürlich diese Anfänge und schaufelte auch der „Zukunft“ das

Grab. Aber den Krieg selbst hat sie noch durchgehalten, ohne ihren demokratischen Grundsätzen etwas zu vergeben und auch ohne große Zusammenstöße, bis auf ein paar kleine Abenteuer.

In Königsberg beantragte ein patriotischer Professor, namens Maurenbrecher, die „Zukunft“ aus dem akademischen Lesezirkel auszuschließen, da sie „die Gemüter der Jugend vergifte“. Das war soweit ganz nett und gereichte beiden Teilen zum Nutzen. Für die „Zukunft“ war eine hübsche Reklame gemacht und Herr Maurenbrecher hat später die Ehre gehabt, den Prinzen Wilhelm, den heutigen Kaiser, in deutscher Geschichte zu unterrichten.

Etwas tragischer gestaltete sich das zweite Abenteuer. Stephan war kurz vorm Kriege zum Generalpostmeister ernannt worden und hatte in der Errichtung der Feldpost gleich ein kleines Meisterwerk geliefert; er war damals noch ganz in seiner genialen Periode und besaß also noch etwas von der Naivität des Genies. Er hatte ein amtliches Rundschreiben an die ihm untergebenen Behörden gerichtet, worin er die Besorgung der „Volkszeitung“ und der „Zukunft“ für die Armeelazarette in Frankreich anordnete und sich dafür auf einen Wunsch der Kronprinzessin bezog. Entsetzte Gamaschentknoöpfe berichteten das Unerhörte an den alten Kaiser, den die Berufung auf die Kronprinzessin noch tiefer kränkte als selbst die Empfehlung der „Volkszeitung“ und der „Zukunft“. Sein empörtes Gemüt wurde schließlich durch Bismarck beschwichtigt, der Stephan nicht missen wollte und konnte, aber die beiden Blätter wurden — als „gesunde Jungen“, wie der „Kladderadatsch“ scherzte — aus den Armeelazaretten verwiesen.

Sonst ist die „Zukunft“ gänzlich unbehelligt geblieben und nicht minder der „Sozialdemokrat“, in dessen Spalten Hasselmann namentlich seit Sedan eine äußerst scharfe Polemik gegen die Friedens- wie Kriegspolitik der Regierung führte, eine kaum minder scharfe Klinge, als sie Liebtnecht gleichzeitig im „Volksstaat“ schlug. Der Kriegszustand wurde nur verhängt, wo der Krieg tatsächlich auszubrechen drohte: in den Küstenlanden, wo man jeden Tag eine Landung der französischen Kriegsflotte erwartete. Für den Bereich des 1., 2., 9. und 10. Armeekorps (Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Hannover, Braunschweig, Hansestädte usw.) wurde der General Vogel v. Falckenstein als Gouverneur mit dem Sitz in Hannover bestellt.

Irgendeine Beschränkung wurde der Presse nicht zugemutet, außer daß sie von Fall zu Fall verständigt wurde, in ihren Mitteilungen über militärische Dinge sich zu beschränken. Das genügte auch vollständig. Nur in einem einzigen Falle hat ein Teil der Presse versagt, und zwar die Presse, die die patriotische Gesinnung am liebsten allein gepachtet hätte. Es geschah, als im Versailler Hauptquartier der Streit zwischen den „Schießern“ und den „Sch. . . h. ern“ ausbrach, als Bismarck und der Kriegsminister v. Roon das Bombardement von Paris verlangten, das die gesamte Generalität, mit der einzigen Ausnahme eben Roons, aber mit Moltke und Blumenthal an der Spitze als einen „Fähnrichstreich“ verurteilte, der den eigenen Truppen und der bürgerlichen Bevölkerung von Paris unnütze Blutopfer auferlegen, den Fall der gewaltigen, nur durch Hunger bezwingbaren Festung aber auch nicht um einen Tag beschleunigen würde. Diese Ansicht, die von vornherein durch militärische Gründe der einleuchtendsten Art gestützt wurde, hat sich

denn auch als vollkommen richtig erwiesen, sobald Bismarck seinen Willen durchgesetzt hatte und mit dem Bombardement begonnen wurde. Um aber seinen Willen durchzusetzen, hatte Bismarck wochenlang durch die von ihm abhängigen Blätter verbreiten lassen, „weibliche Schutzengel“ schwebten über dem „Mekka der Zivilisation“, will sagen, der König und der Kronprinz würden durch fremdtümliche Sentimentalitäten ihrer Gemahlinnen zur Schonung der französischen Hauptstadt veranlaßt, unbekümmert darum, ob der Krieg dadurch ins Unabsehbare verlängert würde. Diese Unterstellung, die schlechterdings gar nichts hinter sich hatte, in allerlei verständlichen Anspielungen verbreitet zu haben, ist das einzige, was die Presse oder vielmehr nur ihr offiziös geeichter Flügel damals in militärischen Fragen gesündigt hat.

Sonst aber hat die Presse sich in Fragen der inneren Politik den Mund nicht verbieten lassen und es ist auch gar kein Versuch gemacht worden, ihr den Mund zu verbieten. Ueberhaupt gingen das Parteileben und natürlich auch der Parteikampf im Kriege ihren Gang weiter, als wenn Frieden wäre. Es seien nur einige Beispiele herausgegriffen. Am 30. August erließen liberale „Notabilitäten“ einen Aufruf an das deutsche Volk, worin der Regierung die Annexion französischer Provinzen mehr noch vorgeschrieben als angeraten wurde. Das mochte der Regierung noch bequem sein und vielleicht war dieser Aufruf selbst bestellte Arbeit, aber sehr unbequem war ihr schon — nach der Sprache ihrer Organe —, daß die Fortschrittspartei am 26. September eine öffentliche Kundgebung erließ, worin sie unter scharfer Kritik der Norddeutschen Bundesverfassung die Einberufung eines gesamtdeutschen Parlaments forderte, um eine gesamtdeutsche Verfassung auf freier Grundlage zu beraten.

Und wie auf politischem so auch auf religiösem Gebiete. Gleichzeitig mit dem Ausbruch des Krieges hatte das vatikanische Konzil das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes verkündet, und nun ging die Raßbalgerei los. Bereits am 27. Juli erhob der katholische Geistliche Michelis öffentliche Anklage „vor dem Angesicht der Kirche Gottes“ gegen den Papst Pius IX. „als einen Häretiker und Vermürfter der Kirche“. Am 31. August beschlossen dagegen die deutschen Bischöfe in Fulda, sich dem Unfehlbarkeitsdogma zu unterwerfen und die gleiche Unterwerfung von ihren Beichtkindern zu verlangen. Am 3. September beanspruchte der Bischof von Paderborn von den Lehrern seiner philosophisch-theologischen Lehranstalt die Unterschrift unter das Unfehlbarkeitsdogma. Am 5. September erklärten sich wieder neun Lehrer an der Universität Breslau gegen das Dogma und am 18. September begann die „Kölnische Zeitung“ „päpstliche Verlustlisten“ zu veröffentlichen, will sagen, die Namen der Katholiken, die von der päpstlichen Unfehlbarkeit nichts wissen wollten. Und so mit Grazie ins Endlose.

Jedoch wurde gleichzeitig auch ein Versuch unternommen, einen Burgfrieden im heutigen Sinne des Wortes herzustellen. Der Generalgouverneur Vogel v. Falckenstein hatte von vornherein einige Dänen und Welfen, dann am 5. September auch den Braunschweiger Ausschuß der Eisenacher Fraktion aufheben lassen, weil dieser einen Aufruf für einen Frieden mit der französischen Republik und gegen die Annexion Elsaß-Lothringens erlassen hatte. Das machte zunächst kein großes Aufsehen, denn von einzelnen Dr-

ganen abgesehen, ließ sich die große Masse der bürgerlichen Presse um Dänen, Welfen und Sozialdemokraten keine grauen Haare wachsen. Aber als nun auch Johann Jacoby verhaftet wurde, weil er sich am 14. September gegen die Annexion Elsaß-Lothringens ausgesprochen hatte, die beiläufig noch keineswegs als offizieller Kriegszweck verkündet worden war, machte sich doch ein lebhafter Unwille kund, und es kennzeichnet die Sachlage, daß zu diesen Unwilligen, nicht an letzter, sondern vielleicht selbst an erster Stelle, Bismarck gehörte.

Als einer seiner Räte sich darüber freute, daß Falkenstein den „faulen Schwäger eingespunden“ habe, erwiderte Bismarck wütend, wenn auch nicht witzig: „Wenn er ihn als Rhinoceroskotelett gegessen hätte, meinethalben, aber ihn einsperren, da hatte er nichts als einen alten dünnen Juden.“ Das ist erst später bekannt geworden, aber auch auf handhafter Tat bekundete Bismarck deutlich genug, daß ihm die Verhaftung Jacobys höchst unwillkommen war. Er konnte sie nicht kurzweg rückgängig machen, denn in rein militärischen Sachen hatte er trotz seiner sonstigen Macht bekanntlich „nig to seggen“ und zumal damals war er mit dem militärischen Hauptquartier über den Fuß gespannt. Er mußte, da er die Verhängung des Kriegszustandes über die Küstenlande verantwortlich gegengezeichnet hatte, die Verhaftung Jacobys öffentlich wohl oder übel verteidigen, aber er tat es in einer Weise, die unschwer erkennen ließ, daß er die Geschichte gern aus der Welt haben wollte.

Auf eine telegraphische Beschwerde, die die städtischen Behörden Königsbergs wegen der Verhaftung Jacobys an ihn richteten, ließ er ihnen durch den Oberpräsidenten der Provinz Preußen eröffnen, auf Grund des verhängten Kriegszustandes ließe sich die Verhaftung Jacobys nicht rechtfertigen, aber als militärische Maßregel des wirklichen Krieges sei sie statthaft. Auf dem unmittelbaren Kriegsschauplatz sei unbestritten, daß ein kämpfendes Heer, um den Kriegszweck zu erreichen, Bäume abhauen, Häuser verbrennen, in Wohnungen eindringen und Personen verhaften dürfe, die auch nur im Verdachte ständen, dem Feinde materiellen oder moralischen Vorschub zu leisten. Den Uebergang zu dem Falle Jacoby fand Bismarck dann durch den Satz: „Der zugrunde liegende Rechtsgedanke ist von der Vertiklichkeit unabhängig.“ Wenn Jacoby durch eine Rede in Königsberg nachteilig auf die Kriegführung einwirke, so dürfe er ebenso unschädlich gemacht werden, wie eine verdächtige Person auf dem unmittelbaren Kriegsschauplatz. Schließlich erklärte Bismarck, daß er die Aufregung der Königsberger Behörden über die Verhaftung Jacobys begreife, aber es käme nicht auf den Eindruck an, den dessen Protest in Königsberg, sondern den er in Paris und Frankreich mache.

Es liegt auf der Hand, daß diese Verteidigung Falkensteins die allgemeine Beunruhigung nicht besänftigen, sondern steigern mußte. Abgesehen davon, daß die Annexion Elsaß-Lothringens noch nicht als Kriegszweck anerkannt worden war, so war Jacobys Protest dagegen in Frankreich überhaupt erst durch das Aufsehen bekannt geworden, das seine Verhaftung gemacht hatte, und den „Eindruck“, den er in Frankreich hervorgerufen hatte, sagte das offizielle Organ der französischen Regierung dahin zusammen, es sei keine Illusion darüber möglich, daß „der humanitäre Philosoph von Königsberg“ jenseits des Rheins ins Leere gesprochen habe. Entbehrte also

der konkrete Fall jeder tatsächlichen Grundlage, so war die Theorie des Kriegsrechts, die Bismarck aus ihm entwickelte, geradezu lebensgefährlich für jeden noch so patriotischen Deutschen. Danach konnte ein friedlicher Philister, der am Bierisch irgendeine Ansicht äußerte, die der Militärbehörde als geeignet erschien, den Kriegszweck zu gefährden, ebenso unschädlich gemacht werden, wie ein französischer Spion, der in den Belagerungslinien vor Paris ergriffen wurde; Bismarcks Leiboffizier, der berühmte Busch, stellte sogar in einem Artikel den Fall Jacobys auf dieselbe Stufe mit dem Fall eines französischen Spions.

So wuchs die Aufregung über die Verhaftung Jacobys nur immer stärker an, worüber Bismarck nichts weniger als unglücklich gewesen zu sein scheint. Am grausamsten wurde sein Erlaß von Otto Bildemeister, dem klugen Essayisten und klassischen Uebersetzer Byrons, in der „Weserzeitung“ zerzaust, aber Bismarck, empfindlich wie er sonst gegen jede Zeitungskritik war, hat das gar nicht übel genommen. Nach Friedensschluß wurde Bildemeister von dem Bremer Senat als Bevollmächtigter in den Bundesrat entsandt, was nicht ohne Bismarcks herzliche Zustimmung geschehen konnte.

Noch eine kleine Episode zeigte, daß Bismarck seine lebensgefährliche Theorie des Kriegsrechts nicht seinen militärischen Intimen zuliebe aufgestellt hatte, sondern ganz im Gegenteil. Nach seinem Erlaß beschlossen vier Berliner Jacobynen, im ganzen hundert Mann, einen feierlichen Protest gegen die Annexion Elsaß-Lothringens zu erlassen, die inzwischen auch als offizieller Kriegszweck verkündet worden war. Ueber Berlin war der Kriegszustand nicht verhängt worden, aber nach Bismarcks Ausführungen wäre unsere Verhaftung auf Grund des Kriegszustandes ja auch unstatthaft gewesen, wohl aber war sie möglich und notwendig nach Maßgabe jenes von Bismarck verkündeten „Rechtsgedankens“, der „unabhängig von der Dertlichkeit“ galt, also in Berlin ebenso wie in Königsberg oder auf den französischen Schlachtfeldern. Allein unser Protest hatte nur die Wirkung, daß der Renegat Braß, die fähigste Feder der Regierung, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ einen schnodderigen Witz produzierte. Er sprach den hundert Protestierenden sein Bedauern aus, daß sie sich unter ihresgleichen in hoffnungsloser Minderheit befänden; nach der amtlichen Statistik beherbergten die Berliner Krankenhäuser achthundert Geisteskranke.

Weshalb war nun aber Bismarck so verdrießlich über die Verhaftung Jacobys? Daß ihm die Wahrung bürgerlicher Rechte eine besondere Herzenssache gewesen sei, haben selbst seine Bewunderer ihm noch nicht nachgesagt. In der Tat liegt die Erklärung auf einem anderen Gebiete. Bismarck fürchtete im Herbst und Winter 1870 nichts so sehr, wie die Einmischung der neutralen Mächte in den Krieg, und ihre freundlichen Dienst- anerbietungen noch viel mehr als selbst ihre etwaigen Drohungen. Gegen beide hatte er ein probates Mittel, das er schon in seinen „dilatorischen“ Verhandlungen mit Benedetti reichlich angewandt hatte: Was mich anbetrifft, von Herzen gern, aber wenn ich dieses zugebe, so schlagen mich die alten Weiber in Berlin mit ihren Besenstielen tot, oder wenn ich jenes einräume, so steht bei der Stimmung der Nation die Existenz der Dynastie auf dem Spiele. Diese Beweisführung, mochte sie im einzelnen Falle nur ein diplomatischer Schachzug oder auch mehr sein, war aber nur wirksam, wenn sich

die „Nation“ in ungeschmälertem Besiz der Rechte befand, die ihr gestatteten, ihren Willen kundzugeben; sie zerflatterte wie eine Seifenblase, wenn ein Burgfriede bestand, der durch eine militärische Diktatur gesichert wurde. Bismarck wußte recht gut, daß er damit keiner neutralen, geschweige denn einer feindlichen Macht imponieren würde. Deshalb tobte er über Jacobys Verhaftung und ruhte nicht eher, bis er am 24. Oktober eine Kabinettsorder erwirkt hatte, die dem Generalgouverneur der Küstenlande befahl, Jacoby und die anderen von ihm eingelochten preußischen Staatsbürger freizulassen.

Als Grund wurde angegeben, daß bei den bevorstehenden Landtagswahlen „der Äußerung politischer Meinungen und der persönlichen Beteiligung der Wahlberechtigten“ kein Hindernis im Wege stehen dürfe. Diese Wahlen brachten nun eine große Ueberraschung; ehe noch das neudeutsche Reich gegründet war, erschien schon, gestiefelt und gespornt, eine neue Partei auf dem Kampfplatze, die ihm das Leben so sauer als möglich zu machen verhiess: nämlich das Zentrum. In stiller Wühlarbeit und auch lautem Spektakel, aber gänzlich unbekümmert um allen Burgfrieden, hatte das Zentrum auf den ersten Schlag 60 Mandate erobert und bildete im preußischen Abgeordnetenhaufe das Zünglein an der Wage zwischen 171 konservativen und 182 liberalen Mitgliedern.

Sedoch selbst innerhalb der einzelnen Parteien wurde nicht überall der Burgfriede gewahrt. In Berlin, wo es nur fortschrittliche Wahlmänner gab, entbrannte ein heftiger Kampf um das Mandat Johann Jacobys; auf Betreiben namentlich Eugen Richters sollte es ihm abgeknöpft werden, weniger wegen seines Protestes gegen die Annexion Elsaß-Lothringens, als wegen seiner Reherien in der Arbeiterfrage. Man wollte den unlauteren Streich beschönigen, indem man das Mandat dem alten Ziegler anbot; der aber wies die schände Zumutung mit stolzen Worten zurück und Eugen Richter mußte die ganze Kläglichkeit der Machenschaft bloßstellen, indem er selbst den Henker spielte. Mit etwa fünf Sechstel der Wahlmännerstimmen wurde er gegen Jacoby gewählt. Was hat damals Ziegler geflucht und gewettert in der kleinen Weinkneipe am Moritzplatz, wo er seinen Abendstoppfen zu trinken pflegte. Einen großen Teil der Schuld an dem Verfall der Fortschrittspartei schob er auf ihre Nachgiebigkeit gegen die verfassungswidrige Preßordonnanz Bismarcks; „einige Monate Diskussion unter dem Damoklesschwert verderben selbst die besten Leute“, prägte er uns jungen Dachsen ein.

Acht Tage nach den preußischen Landtagswahlen, am 24. November, trat der Norddeutsche Reichstag zu seiner letzten Session zusammen. Er hatte sich vornehmlich mit drei Sachen zu beschäftigen. Zunächst mit einer neuen Kriegsanleihe, die von allen sozialdemokratischen Abgeordneten abgelehnt wurde, was einen Höllenlärm verursachte und mit dazu beitrug, daß Bebel und Liebknecht nach Schluß des Reichstags verhaftet wurden. Es geschah aber nicht auf Grund irgendeines Kriegszustandes oder Kriegsrechts, sondern in den gesetzlichen Formen einer gerichtlichen Anklage auf Hochverrat, die, wie windig sie sein mochte, doch ein gerichtliches Verfahren notwendig machte, was bekanntlich den Angeklagten zum Ruhm und ihrer Partei zum Vorteil ausgeschlagen ist.

Dann hatte der Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten zu beraten, aus denen das neudeutsche Reich hervorgehen sollte. Sie waren

durchaus nicht nach liberalem Geschmack ausgefallen. Sie vermehrten die Norddeutsche Bundesverfassung nicht einmal um den Schatten eines freiheitlichen Rechts, entstellten sie aber durch eine Masse partikularistisch-reaktionärer Vorbehalte. Selbst Treitschke hatte seine schweren Bedenken gegen sie und warnte seine nationalliberalen Parteigenossen, im Kriege nicht eine Untermwürfigkeit zu zeigen, die von politischer Unreife zeugen würde, nachdem sie im Frieden alles Mögliche an Bismarck auszufragen gehabt hätten. Aber die Verträge wurden genehmigt.

Endlich brachte die Fortschrittspartei durch Dunder eine Interpellation wegen der Verhaftung Jacobyns ein. Im Auftrage Bismarcks erklärte Delbrück, für die etwaige Rechtsverletzung trüge der Bundeskanzler keine Verantwortung; für ihre dienstlichen Handlungen schuldeten die Militärs nur dem Könige Rechenschaft. In der Debatte sprach am besten Windthorst: „Bei den jetzigen Maßregeln der Regierung wäre es von Wichtigkeit, bei der Regelung der gegenseitigen Ländergebiete auch Cayenne zu annektieren. . . Gerade in Zeiten, wie den jetzigen, müssen Rechte, wie das Vereins- und Presserecht, hochgehalten werden. Die böse Zeit ist der Probierstein derselben.“ Die bürgerlich-respektablen Parteien von dazumal haben sich, wie gewöhnlich, vertheidelt wenig um das Unrecht gekümmert, das armen Teufeln zugefügt wurde, aber wenn einer von ihnen ohne Urteil und Recht hinter die schwedischen Gardinen gesteckt wurde, so haben sie sich ganz wacker gerührt, und das ist wenigstens etwas.

Schließlich sei noch ein Blick auf die Freiheit gestattet, die im Kriegsjahre 1870 Scherz und Satire genossen. Damals erschien in Berlin ein Witzblatt, das dem „Kladderadatsch“ einige Konkurrenz machte, aber seit Jahrzehnten versunken und vergessen ist. Da ich gelegentlich jugendliche Verse hineinstiftete und der Mensch seine Sünden immer vor Augen behalten soll, um nie wieder in sie zu verfallen, so habe ich die Nummern von 1870 aus dem Strom der Zeiten gerettet und will einige Proben daraus geben, zum Vergleich mit dem heutigen Witz.

Als die Kaiserdeputation des Reichstags unter Führung des Präsidenten Simson nach Versailles ging, hieß es:

Die Kaiserkrone ist unterwegs  
Auf Simsons Leiterwagen, —  
Die Neue Aera steigt empor,  
Bald wird sie glänzend tagen.

Verändern wird sich manches Schild,  
Und die sich königlich nannten,  
Sie kriegen annoch ein goldenes R., —  
Wie freun sich die Hoflieferanten!

Zwar ist das simple R. sehr hübsch,  
Doch doppelt ist's köstlich zu lesen,  
Das stamesische Zwilling's-R.  
Ist gar ein himmlisches Wesen.

Ja, Scherz bei Seite! Wir werden nun,  
Um neuen Ruhm zu gewinnen,  
Mit Gott für Kaiser und Vaterland  
Die neuen Kriege beginnen.

Und in einem Weihnachtsliede heißt es über die Kaiserkrone, die Verträge mit den süddeutschen Staaten, die Annexionen:

Nun sah'n die Kinder mit gewisser Scheu  
Die Kaiserkrone funkelndgelb  
Hoch oben, solch ein Leuchten sah'n sie selten,  
Von Golde schwer und Steinen, schwarzweißrot,  
Und Perlen und Demant. Was mag das Lot,  
Was mag das Pfund an neuen Steuern gelten?

Daneben wallt von jedem Lannenzweig  
Ein buntes Banner, tier- und wappenreich,  
Von jedem Ländchen eine Fahnenprobe.  
Statt einer Tricolore gab's, mit Fleiß  
Gemacht aus farbigen Flickeln duzendweis,  
So was wie Papagenos Garderobe.

Fast völlig deckt dies Linnen und Rattun,  
Was ihren Blicken sich wollt' zeigen nun:  
Die neuen, höchst kostspieligen Provinzen,  
Die Kriegsgefangnen und die Kriegstrophäen  
(O, welche Masse! Raum zu übersehn!)  
Und der Feldmarschallstab der beiden Prinzen.

Man frug die Kinder wohl mit stolzem Ton:  
Ist das nicht groß? Was sagt ihr nun davon?  
Befriedigt euch, was euch dies Jahr beschieden?  
Sie sprachen: Ruhm genug bracht' uns die Zeit,  
Doch immer noch fehlt eine Kleinigkeit:  
Ein bißchen Freiheit und ein bißchen Frieden!

Das ist recht harmlos, gewiß, aber was heute an den Stellen, wo diese bescheidenen Beilichen verdorrt sind, im Schatten des Burgfriedens wächst, ist lange nicht so ehrlich und ist auch nicht einmal so witzig.

\* \* \*

Es mag an diesen Erinnerungen aus dem Kriegsjahre 1870 genug sein. Sie genügen schon, um zu zeigen, daß in jenem Jahre ein Burgfriede unter militärischer Diktatur von niemandem als eine Lebensfrage der nationalen Existenz betrachtet worden ist. Von den Parteien nicht, deren keine ihn gehalten, geschweige denn beansprucht hat, und auch von der Regierung nicht, deren oberstes Haupt vielmehr den ersten Anlauf dazu zertrat, in der sehr gerechten Besorgnis, daß dadurch die deutschen Interessen gegenüber den ausländischen Mächten empfindlich geschädigt werden würden.

## Die Internationale und der Burgfrieden.

Die Lage der Partei erheischt mehr denn je Klarheit, Fernhaltung von Mißverständnissen. Daher erscheint es mir notwendig, einige Sätze aus der Einleitung zu den „Erinnerungen aus dem Kriegsjahre 1870“ klarzustellen.

Vor allem könnte es einen falschen Eindruck erwecken, wenn der Zusammenbruch der Internationale in einem Organ der deutschen Sozialdemokratie ohne jede Einschränkung als „erschütternde Tatsache“ hingestellt wird. Man könnte darin im Ausland die allgemeine Auffassung unserer Partei sehen. Das wäre ein Irrtum. Wohl wird sie von zahlreichen Genossen geteilt, doch nicht wenige andere nehmen an, daß kein Grund zu einer derartigen pessimistischen Anschauung besteht.

Der Weltkrieg konnte sicher nicht die Internationale unberührt lassen. Er hat schwere Differenzen in sie hineingetragen, was erleichtert wurde dadurch, daß er den internationalen Verkehr lähmt, die deutsche Sozialdemokratie eine Zeitlang völlig vom Ausland abschneidet und heute noch jede Auseinandersetzung mit den Bruderparteien der Staaten, die Deutschland bekriegen, unmöglich macht. Doch sind diese Differenzen keineswegs grundsätzlicher Natur. Sie entspringen Verschiedenheiten in der Auffassung der Situation und Verschiedenheiten der Information. Die Einheit der Grundsätze bleibt, die Verschiedenheit der Auffassungen kann mit der vorübergehenden Situation verschwinden, die sie geboren hat.

Von dem Verlauf und Ende des Krieges wird es abhängen, ob unsere internationalen Differenzen sich noch steigern oder abschwächen, ob die Verstimmungen, die sie hinterlassen, mehr oder weniger tief gehen, ein harmonisches Zusammenwirken der verschiedenen Organisationen mehr oder weniger erschweren.

Der internationale Zusammenhang der sozialistischen Bewegungen kann dadurch nicht aufgehoben werden. Er ist nicht das willkürliche Produkt einiger Weltverbesserer, sondern ein praktisches Bedürfnis des proletarischen Klassenkampfes, wie schon die engen internationalen Beziehungen in der Gewerkschaftswelt bezeugen, in der sicher die Praktiker und nicht die Ideologen entscheiden.

Selbst augenblicklich, inmitten des wildesten Aufflammens der nationalen Gegensätze, wird das Bedürfnis nach internationaler Verständigung in unseren Reihen und sicher ebenso sehr in denen der anderen sozialistischen Parteien aufs lebhafteste empfunden. Es muß noch gewaltig erstarken, sobald erst wieder mit dem Frieden internationaler Verkehr, aber auch internationale Aussprache und Beseitigung mannigfacher Mißverständnisse möglich werden.

Dann erst wird sich auch ein abschließendes Urteil über die Haltung der sozialdemokratischen Parteien der einzelnen Länder während des Krieges abgeben lassen. Kein Zweifel, die deutsche Partei unterliegt heute schon in mancher Bruderpartei strenger Kritik. Soweit diese auf einem „trügenden Schein“ beruht, wird sie unzweifelhaft aufhören, sobald die Möglichkeit einer offenen Aussprache gegeben ist.

Doch liegt es sicher im Interesse der Internationale selbst, schon während des Krieges soviel als möglich jedem Mißverständnis entgegenzuwirken.

Der „trügerische Schein“, unter dem die deutsche Sozialdemokratie einstweilen leidet, würde aber nicht schwinden, sondern nur die Form ändern, wenn der Bahn, die Sozialdemokratie habe sich dem Imperialismus ergeben, durch den anderen verdrängt würde, sie bequeme sich der Regierungspolitik des „Burgfriedens“ an, das heißt, der Idee, alle Unterschiede und Gegensätze der Parteien müßten jetzt aufhören. Auch wir sind vollständig der Meinung, daß der Burgfrieden keineswegs „eine Lebensfrage der nationalen Existenz“ darstellt. Wir halten die Beweisführung gegen ihn für sehr nützlich und glauben kaum, daß sie in der Partei auf Widerspruch stoßen wird.

Als der Kriegszustand verhängt wurde, stand die Parteipresse vor der Frage: sollte sie die von ihm gesetzten Schranken mißachten? Das hieß einfach die Herbeiführung des Verbots unserer Presse; es wäre der radikalste Verzicht auf jegliche Vertretung der Parteiprinzipien gewesen, hätte aber auch das beste Mittel zum Zusammenhalt der Genossen beseitigt. Wollte man das nicht, dann mußte man versuchen, innerhalb und trotz der Schranken des Kriegsrechts auch weiterhin die Parteiprinzipien zu vertreten. Die gesamte Parteipresse ohne Unterschied der Richtungen hat sich für die letztere Alternative entschieden, für die mühevoll unter dem Damoklesschwert des Kriegsrechts, die ebensowenig einen Verzicht auf Vertretung der Parteiprinzipien bedeutet, wie die ähnliche Arbeit unserer Parteipresse unter dem Damoklesschwert des Sozialistengesetzes.

Sicher braucht man nicht alles zu unterschreiben, was jedes unserer Parteiorgane seit dem Kriegsausbruch geäußert hat. Aber die Meinungsverschiedenheiten ergeben sich vornehmlich aus verschiedener Auffassung der Ursachen und Wirkungen des Krieges und nicht aus Unbequemung an den Burgfrieden. K.

---

## Einige ungedruckte Briefe Lassalles an Marx.

Von Eduard Bernstein.

Unter den nachgelassenen Papieren unseres Friedrich Engels haben sich einige Briefe Ferdinand Lassalles an Karl Marx vorgefunden, die Engels seinerzeit übersehen haben muß, als er die von Lassalle an Marx und ihn gerichteten Briefe in einen gesonderten Umschlag legte, und die infolgedessen nicht in die von Franz Mehring besorgte Ausgabe der Sammlung jener Briefe übergegangen sind. Ohne sich mit den jene Ausgabe zierenden und ihr ein unvergängliches Interesse verleihenden Briefen Lassalles messen zu können, in denen bedeutungsvolle Fragen der Wissenschaft oder der Politik erörtert werden, bilden sie immerhin eine nicht gleichgültige Ergänzung des für die Beurteilung von Lassalles Handeln und Denken in Betracht kommenden Urkundenmaterials. Es sind im ganzen fünf Briefe, die wir im nachstehenden zur Veröffentlichung bringen, der Zeitfolge nach angereiht und mit einigen Bemerkungen versehen.

## Erster Brief.

Dieser Brief aus dem Sommer 1849 ist an Marx nach Paris gerichtet. Nach Unterdrückung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ und nachdem er kurze Zeit in Frankfurt a. M. aufgehalten hatte, war Marx Anfang Juni 1849 nach Paris überseelt, wo ein neuer Ausbruch der Revolution zu gewärtigen war, aber dann durch die verunglückte Manifestation vom 13. Juni ins Unbestimmte vertagt wurde. Er hatte, wie er am 7. Juni 1849 an Engels schrieb, die letzten der für die „Neue Rheinische Zeitung“ eingelaufenen Gelder dazu verausgabte, Geldverpflichtungen der Zeitung einzulösen, war insofgedessen selbst in ökonomische Bedrängnis geraten und hatte Engels ersucht, irgendwo Geld für ihn aufzutreiben. Als Engels dann sich dem Badischen Feldzug für die Reichsverfassung angeschlossen, muß Marx, wie aus diesem Brief Lassalles hervorgeht, ein gleiches Ersuchen an Lassalle, Freiligrath und andere Gesinnungsgenossen gerichtet haben, und zwar vernehmen wir, daß er, in diesen Dingen sehr peinlich, das Geld nicht als Unterstützung betrachtet haben will, sondern, wie Lassalle es ausdrückt, als einen „Vorschuß“ — richtiger wohl Abschlagszahlung auf ihm zukommendes Honorar für seine schriftstellerischen Arbeiten im Dienst der Partei. In diesem Sinne scheint denn auch Lassalle die Sammlung betrieben zu haben. Nicht in der Lage, die für nötig erachtete Summe völlig aus eigenem herzugeben, sammelte er bei Leuten, die der Partei angehörten oder ihr nahestanden, und sucht er in der ihm eigentümlichen Sprache und Argumentation Marx seine Art der Aufbringung des Geldes mündgerecht zu machen. Da Lassalle in seinem Brief vom 24. Oktober 1849 (Ausgabe Mehring, S. 5 ff.) nicht noch einmal auf diesen Punkt zurückkommt, ist anzunehmen, daß Marx an der Sammelmethode Lassalles keinen Anstoß genommen hat.

30. Juli 1849.

Lieber Marx.

Bei Freiligrath, Cöln, 30. Juli [18]49.

Ein Gespräch mit Freiligrath und eine Mitteilung, die er mir von einem Brief machte, den er Dir gestern geschrieben, veranlaßt mich, Dir schon heute einen Brief zu adressiren.

In Düsseldorf empfang ich Deinen Brief; Du schilderst darin Deine Geldnoth als eine äußerst dringliche und verlangst Discretion in Beschaffung des Vorschusses.

Daß es mir nicht möglich war selbst einen Vorschuß von 2 bis 300 Thaler — und so hoch schätzte ich minimo Dein drängendstes Geldbedürfniß — selbst ganz zu geben, habe ich Dir bereits geschrieben. — Daß es nicht möglich sein würde, von Einem Einzigen Manne die 2 bis 300 Thaler aufzunehmen, davon war ich bei meiner großen practischen Erfahrung in derlei Sachen und der Kenntnis der hiesigen Menschen und Leute fest überzeugt und bedaure, daß Du und Freiligrath Euch Illusionen in dieser Beziehung hingebst. — Daß Du durch etwaige Illusionen, durch Selbstschmeicheleien Geld aufnehmen zu können, durch drei- oder mehrwöchentliche Anstrengungen für solchen Zweck, die dann mit bitterem Resultate enden, nicht leiden darfst, sagte ich mir gleichfalls selbst. Zudem hattest Du mir nichts davon geschrieben, daß Du Dich in derselben Sache an Freiligrath und Daniels gewendet hast; ich wußte also davon kein Wort; wenigstens hättest Du mir davon Anzeige machen sollen, daß Du den Beiden geschrieben, damit ich mich mit ihnen verständigen konnte. Ich mußte also selbständig handeln. Ich hatte drei Gesichtspunkte:

1. Daß Du vor Allem Geld bekommst; — dies war das Allerwichtigste, weil practisch Wichtige für mich.
2. Daß Du es schnell bekommst: bis dat qui cito dat.
3. Daß es mit ganz ausnahmsweiser Discretion und Delicateffe geschehe.

Alle 3 Gesichtspunkte glaubte ich durch folgende Taktik zu vereinigen: Ich ging zu 1 bis 2 D u h e n d Leuten, sagte ihnen, daß es sich um einen B o r s c h u ß handle, daß ich hoffe, es würde keiner von ihnen die Präntension haben, einem Manne wie Dir ein Geschenk machen zu wollen; daß kein Einzelner Geld genug habe, um den nöthigen Vorschuß allein hergeben zu können; daß ich daher einen C o l l e c t i v - V o r s c h u ß von einer Elite Leute erheben wolle; daß ich von keinem Einzelnen eine geringere Summe als 10 Thaler acceptire, weil ich zu keinem gehe, dessen Verhältnisse ihm nicht in der That gestatten, 10 Thaler vorzuschießen; und weil ich von solchen, denen es ihre Vermögensverhältnisse gestatten und die dennoch nicht soviel geben wollen, g a r n i c h t s acceptiren würde.

Auf diese Weise empfing ich Mann per Mann 10 Thaler. (Einigen, die mir fünf geben wollten, obwohl sehr reiche Kerle, schmiß ich das Geld an den Kopf und verließ sie mit den größten Grobheiten, worüber amüsante Details ein andermal.)

Ich glaube nicht, daß in dieser Weise, soviel ich weiß, je in ganz Deutschland eine Sammlung gemacht worden ist. Für Wesendonk und Raveaug, den Reichsregenten, wird jetzt in Düsseldorf und Cöln gesammelt und Beiträge zu 15 Silbergroschen bis 1 Thaler acceptirt, während ich, wie gesagt, das Minimum zu 10 Thaler fixirte und allen Leuten sagte, daß sie sich eine specielle Ehre daraus machen müßten, den Vorschuß hergeben zu dürfen, und daß ich nur unter Anerkennung dieses Prinzips ihren Beitrag acceptire. Folglich glaube ich Alles gethan zu haben, was an Discretion, Delicateffe und exceptionellem Verhalten nur möglich war; ich zweifelte, ob bald ein Anderer es in dieser Weise mit solchen Resultaten arrangiert hätte. —

Ich habe gegenwärtig wieder 60 Thaler in Cassa für Dich, die ich von einigen (5) Leuten in obiger Weise hier erhalten. So wie 100 Thaler voll sind, kaufe ich Dir wieder eine Anweisung und schicke sie Dir. (Meinen letzten Brief aus Düsseldorf nebst einer Anweisung von 439 Frcs. auf Bischofsheim in Paris hast Du doch hoffentlich erhalten? Ich expedirte ihn an Dich Tags nach Empfang Deines Briefes.)

Dennoch meint Freiligrath — (der übrigens sich durch meine Demarchen keineswegs in seinen Versuchen, 2 bis 300 Thaler von irgend einem Capitalisten für Dich aufzunehmen, im geringsten stören läßt, so daß beide Bestrebungen neben einander Fortgang haben) —, daß Dir die Weise, in der ich das Geld für Dich aufgebracht habe, vielleicht möglicherweise Mißfallen erregen würde. — Ich glaube dies nicht; denn es würde mir dies höchst beschränkt erscheinen; *avant tout il faut vivre*; Delicateffe ist in den jetzigen Weltverhältnissen sehr deplacirt, und endlich ist für Dich von mir, wie Du selbst wirst nach Obigem zugeben, mit einer für deutsche Verhältnisse und Sitten ganz unerhörten Bornehmheit und Delicateffe manövriert worden; man vergleiche, wie gesagt, nur, was für Raveaug und Wesendonk geschieht.

Solltest Du nichtsdestoweniger die Kränklichkeit haben, Dich darüber movirt zu fühlen — ich glaube es nicht — so steht es Dir noch immer frei, das

Geld nicht anzunehmen, in welchem Falle ich dann sofort jedem Beiträger seinen Beitrag zurücksenden würde mit der Erklärung, daß ich den Schritt eigenmächtig gethan, daß er Deinen Beifall nicht hat, Du das Geld nicht acceptirst und es daher zurückfolgt. Dann würde Deine Delicatesse noch weit höher, fast lächerlich hoch dastehen und angestaunt werden. — Oder Du kannst auch, wenn Freiligrath die 2 bis 300 Thaler — je n'y crois pas — aufbringt, sofort den einzelnen Beiträgern ihren Beitrag zurückzahlen lassen, was ich übrigens in Deinem Falle nicht thun würde, durchaus nicht.

Ich erwarte nun umgehend von Dir Anzeige, ob ich nicht in Anbetracht der Verhältnisse und der necessitas durchaus vernünftig und durchaus in Deinem Sinne gehandelt habe.

Dein F. Vassalle.

### Zweiter Brief.

Der Brief ist undatiert. Aus seinem Inhalt geht aber mit Sicherheit hervor, daß er Anfang Juli 1855 geschrieben wurde. Vassalle nimmt darin auf den am 6. April 1855 eingetretenen Tod von Marg' Sohn Edgar (Musch) als einem einige Zeit vorher erfolgten Ereignis Bezug, und in Marg' Brief an Engels vom 17. Juli 1855 lesen wir von einem Brief Vassalles aus Paris, der nur dieser Brief gewesen sein kann. Das Besuch an Hinkeldey wegen Erlaubnis zur Niederlassung in Berlin, von dem Vassalle schreibt, und das im dritten Band der „Dokumente des Sozialismus“ (Jahrgang 1903, S. 408 ff.) vollinhaltlich abgedruckt ist, war vom 31. Mai 1855 datiert.

Interessanter werden die Bemerkungen Vassalles über seinen Besuch beim todtkranken Heinrich Heine. Sie sind durch Wiedergabe einer Aeußerung des Dichters gewürzt, die dem Sinne nach mit dessen Vers zusammenfällt:

„Ach sie fressen, ach sie fressen,  
Womit meistens ich gesündigt.“

[Anfang Juli 1855.]

Paris, Hotel d'Orient.

Rue neue St. Augustin, No. 48.

Lieber Marg.

Ich habe Deinen letzten Brief, in welchem Du mir den herben in Deiner Familie erlebten Unglücksfall mittheiltest, bisher noch nicht beantwortet, weil ich einige Zeit vorübergehen lassen wollte. Ich weiß, wie wenig man nach solchen Ereignissen zu Briefwechsel oder irgend etwas dergleichen aufgelegt ist. Condolationschreiben und tröstende Gemeinplätze wirst Du von mir nicht erwarten und dennoch überzeugt sein, daß keinem Deiner Freunde der Unglücksfall mehr zu Herzen gegangen sein kann, wie mir.

Seit dem 1. Juni habe ich eine kleine Rheinreise angetreten; seit acht Tagen bin ich mit meiner Familie hier in Paris, die Industrieausstellung zu sehen. Die Gräfin ist in Marienbad (Böhmen) zur Cur. — Leider bin ich etwas unwohl geworden und muß seit einigen Tagen das Zimmer hüten. Hoffentlich wird das bald vorüber sein. — Ich werde wahrscheinlich noch an 14 Tage (mindestens 10) hier bleiben; von hier aus vielleicht nach Italien gehen. Im Ganzen genommen ist das Reisen durchaus nicht meine Leidenschaft. Ich sehne mich vielmehr gar sehr, aus dieser ewigen Ortsbewegung, die ich mir seit vorigem August als Erholung vorgeschrieben habe, wieder herauszukommen, um mich mit vollkommener Ruhe einigen wissenschaftlichen Arbeiten, die zum Theil schon aus früherer Zeit her halb vollendet

sind, hingeben zu können. Allein Düsseldorf ist theils kein Ort, der sich für solche Arbeiten eignet, theils ist es mir wirklich zu eng geworden. Ich will mein dortiges Domicil jedenfalls aufgeben. Man hat dort weder wissenschaftliche Hilfsmittel, noch geistige Anregung, noch irgend welche befriedigende Gesellschaft und Zerstreuung. Ich hätte mich sehr gern in Berlin niedergelassen. Ich schrieb deshalb vor einigen Wochen an Hinkelden und fragte ihn an, ob meiner dortigen Domicilirung etwas im Wege stünde. Er hat mir geantwortet, daß er meine Niederlassung daselbst unter keinen Umständen dulden werde, mir vielmehr die begehrte Erlaubniß entschieden verweigere. Sic stantibus rebus werde ich wahrscheinlich auf zwei Monate nach Italien gehen. Denn nach Düsseldorf komme ich immer noch früh genug zurück. Ich trage mich selbst mit der Absicht, wenn ich nicht noch — woran ich aber durchaus nicht glaube — durch einige Connektionen meinen Wunsch, mich in Berlin niederzulassen, durchsetzen kann, entweder in Paris oder aber in Heidelberg mich vorläufig anzusiedeln. Spectakelstück oder Idylle! Oder weißt Du einen Ort, der (London ist mir zu teuer) Dir geeigneter für mich schiene? Ob man mich in Heidelberg dulden würde, ist auch noch äußerst fraglich. Die deutsche Freizügigkeit ist wirklich eine schöne Sache. Als ich neulich im April auf einige Tage wegen eines dringenden Geschäftes nach Berlin mußte, hatte ich, obwohl mit einem trefflichen Paß bewaffnet, das Vergnügen, auf der Eisenbahn verhaftet, von Pontius zu Pilatus geschleppt und von 1 Uhr Mittag bis 9 Uhr Abends in Arrest gehalten zu werden, bis ich endlich mit Hängen und Würgen die Erlaubniß zu einem viertägigen Aufenthalt erkämpfte. Reizende Zustände!

Soll ich hier in Paris vielleicht einen Deiner Freunde besuchen? Ich bin noch sehr wenig aus dem Zimmer gewesen, da mich bald nach meiner Ankunft mein Unwohlsein befiel. Ich war selbst auf der Industriausstellung erst einmal. Sie ist wirklich erstaunlich großartig, und Leute, die die Londoner gesehen, wollen behaupten, daß sie diese übertreffe.

Antworte mir recht bald und erzähle mir, was es Neues bei Euch giebt. Ich habe seit vielen Monaten von London nichts gehört. — Heine, bei dem ich auch erst einmal war, ist äußerst herunter. Sein Geist aber so hell und scharf wie je, nur etwas gegen die Welt verbittert, wie es mir schien. Er freute sich sehr, mich zu sehen. . . . Sein Anblick ist übrigens wirklich schreckenerregend. — Dich hält er in sehr freundlichem Andenken.

Lebe wohl. Grüße mir vielfach Deine Frau und meine dortigen Freunde und laß bald etwas von Dir hören

Deinen F. Lassalle.

(Schluß folgt.)

## Krieg und Presse.

Von Ernst Däumig.

Die Einschränkungen, unter denen die Presse nun schon seit Wochen arbeiten muß, sind nur die praktische Ausführung einer strategischen Theorie, die in der Logik des Krieges begründet ist, von der aber die meisten Journalisten vorher recht wenig Ahnung hatten.

Diese Theorie ergibt sich in fast klassischer Kürze und Klarheit aus einem Buche, das mit zu den bedeutungsvollsten Erscheinungen der deutschen Militärliteratur gezählt werden kann. Es ist das Werk „Strategie“ des Generals der Infanterie z. D. von Blume, dessen erste Auflage bereits im Jahre 1882, als Blume noch nicht „von“ und Generalstabs-Oberst war, erschienen ist. Was in diesem Buche über den Krieg im allgemeinen sowie über die Wechselwirkung zwischen Krieg und Politik gesagt wird, ist derart, daß es unter den heutigen Verhältnissen vom sozialistischen Standpunkte kaum erörtert werden kann. Bei einer späteren Untersuchung der Vorgeschichte des Weltkrieges werden diese Kapitel neben manchen anderen militärpolitischen und theoretischen Werken und Schriften der Generale von Bernhardy, Keim, Liezmann usw. noch oft erwähnt werden müssen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Herr von Blume auch die Presse in den Bereich seiner strategischen Studie zieht. Und die rauhe Wirklichkeit des Krieges zeigt, daß seine theoretischen Lehren von der Heeresleitung restlos zur praktischen Anwendung gebracht worden sind. In dem Werke Blumes heißt es da in dem Kapitel „Von dem Verbergen der eigenen Absichten“:

„Besonderes Augenmerk ist auch darauf zu richten, daß in der Heimat von kriegerischen Maßnahmen und Ereignissen womöglich nichts öffentlich bekannt wird, was für den Feind wissenswert ist, da ihm dies sonst unter den gegenwärtigen Umständen nicht vorenthalten werden kann.“

In Kulturstaaten mit allgemeiner Wehrpflicht wird die Kriegsleitung in dieser Hinsicht freilich stets auf große Schwierigkeiten stoßen, dem berechtigten Interesse der Nation an den Schicksalen des Vaterlandes, welche vom Verlauf des Krieges abhängen, sowie die Sorge, welche alle Daheimgebliebenen um die vor dem Feinde stehenden Angehörigen empfinden, muß insoweit Rechnung getragen werden, daß die opferfreudige Mitwirkung des ganzen Volkes und aller Organe des Staates gesichert bleibt.

Es würde gefährlich sein, den Einfluß zu unterschätzen, welchen die im Lande herrschende Stimmung auf den Verlauf des Krieges ausübt. Eine gedrückte Volksstimmung lähmt nicht allein die heimatischen Kräfte, sondern wirkt auch auf den Geist des aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen Heeres zurück, dessen Angehörige unter heutigen Verhältnissen mit der Heimat im Verkehr bleiben. Wollte man diesen Verkehr abschneiden, so würde darunter die Stimmung im Heere wie im Lande leiden.“

Diese Grundsätze stellen die Heeresleitung vor zwei recht schwer miteinander zu vereinigende Aufgaben: Verheimlichung ihrer Absichten dem Feinde gegenüber und Erhaltung der Kriegsfreudigkeit beim eigenen Volke. Diese Grundsätze sind maßgebend für die Formulierung der amtlichen Mitteilungen an die Presse. Die Militärzensur der einzelnen Korps- und Kommandbezirke sorgt dann dafür, daß die Zeitungen die knappen amtlichen Meldungen nur im Rahmen dieser Grundsätze erläutern und glossieren. Der bürgerlichen Presse ist diese Aufgabe nicht schwer geworden. Ja, sie hat in ihrem Uebereifer selbst der Heeresleitung des Guten manchmal zuviel getan. Das beweisen unter anderem die häufigen amtlichen Warnungen vor den sinnlosen Spionenhöfen, den törichten Automobiljagden usw. Und so manche Zeitungsmeldung, die Anfang August den Furor teutonicus entfesselte, z. B. die Geschichte von der Brunnenvergiftung durch Choleraabazillen in Meß, die angebliche Verseuchung des Müggelsees bei Berlin usw., mußte, leider oft zu spät, dementiert werden. Auch die von

einem großen Teile der bürgerlichen Presse beliebte Methode, die Gegner in Bausch und Bogen als ein feiges, verkommenes, verlumpertes, stiefellofes Räubergesindel hinzustellen, mußte mehrmals von der Heeresleitung gerügt werden. Bei alledem sollte man sich darüber klar sein, daß die offizielle Berichterstattung nach den oben angeführten Grundsätzen geregelt ist, Grundsätzen, die sich aus den Erfordernissen und der Logik der Kriegslage ergeben, die aber, selbst wenn die Einzelheiten der Meldungen nichts Unwahres enthalten, nicht der Wahrheit im Sinne des alle Zusammenhänge überschauenden objektiven Historikers zu entsprechen brauchen. Sagt doch selbst General v. Blume: „Ein bisweilen mit Erfolg anzuwendendes Mittel, dem Gegner unsere Handlungen und Absichten zu verbergen, bietet sich in der Verbreitung falscher Nachrichten.“

Bei solchen militärischen Anschauungen über Kriegsberichterstattung ist es ganz selbstverständlich, daß für fremde Kriegskorrespondenten in den Lagern der deutschen Armeen kein Platz mehr ist. General v. Blume bezeichnet die Zulassung solcher Korrespondenten als „ganz verwerflich“. Aber auch das, was in diesem Weltkriege den deutschen Zeitungen für die Kriegsberichterstattung im engeren Sinne zugebilligt wurde, ist doch nur Dekoration. Kaum ein Duzend deutscher Kriegskorrespondenten sind auf das Ost- und Westheer verteilt worden. Sie sind der Kontrolle eines Generalstabsoffiziers unterstellt, dem jede Zeile, die sie schreiben, jedes Telegramm, das sie absenden, zur Begutachtung vorgelegt werden muß. Von den eigentlichen kriegerischen Ereignissen werden sie sorgsam ferngehalten. Erst nach den Kämpfen dürfen sie über die Schlachtfelder fahren und Eindrücke sammeln. Ihre Zeitungen daheim aber sind angewiesen, die Berichte unverändert zu bringen, sie müssen sie sogar noch einmal der heimatischen Militärzensur vorlegen, die nicht selten auch noch Streichungen darin vornimmt. Es sind das alles Maßnahmen, die vom Standpunkte der Heeresleitung begrifflich sind. Tatsächlich läuft aber die Aufgabe dieser modernen Art der Kriegsberichterstattung doch schon erhebliche Einschränkungen gefallen lassen mußte, war es anders. Vor kurzem hat das „Militär-Wochenblatt“ darauf hingewiesen, daß es 1870 bei Ausbruch des Krieges in der Lage war, wesentliche Teile der Kriegsgliederung und weiterhin ausführlichere authentische Nachrichten über den Kriegsverlauf bekanntzugeben. So stand bereits am 13. August 1870 ein genauer Gefechtsbericht über die Kämpfe bei Spichern vom 6. August im „Militär-Wochenblatt“. Im heutigen Weltkriege war auch diesem halbamtlichen militärischen Fachblatte eine solche prompte Berichterstattung völlig unterbunden. Es konnte erst am 27. August seine ersten, mehr als summarischen Ausführungen über Mobilmachung und ersten Auf-

marsch bringen. Und so hängt auch jetzt noch, bei Beginn des dritten Kriegsmonats, über Organisation und Operation der Heere ein dichter Schleier. Natürlich auch wieder aus strategischen Gründen. General v. Blume sagt darüber in seinem grundlegenden Werk:

„Dagegen wird streng darauf gehalten werden müssen, daß während der ganzen Dauer des Krieges über Truppenbewegungen und Kriegsvorbereitungen, welche sich hinter der Armee, in heimatlichem oder feindlichem Lande, vollziehen, keinerlei außeramtliche Veröffentlichungen stattfinden. Alle derartigen Maßnahmen, mögen sie in der Bildung oder Zusammensetzung neuer Truppenkörper, in der Herstellung von Kriegsmitteln, in der Befestigung von Vertiefungen oder worin auch immer bestehen, sind für mehr oder weniger entfernte Eventualitäten bestimmt, und es ist stets nachteilig, wenn der Feind von ihnen weiß, bevor er sie an ihrer Wirkung erkennt.“

Diese Methode der Verschleierung der Kriegsvorgänge birgt natürlich eine große Gefahr in sich. Die durch die Kriegsereignisse und ihre Begleiterscheinungen erzeugte fieberhafte Spannung und Erwartung ist ein fruchtbarer Boden für das Empormuchern wilder und unkontrollierbarer Gerüchte. Die Urheber solcher Gerüchte berufen sich sehr häufig auf militärische Bekanntschaften, die nach ihrer Meinung die zuverlässigsten Gewährsmänner in Kriegsfragen sind. Was von solchen Quellen zu halten ist, zeigt uns wiederum das strategische Werk Blumes. Es heißt da:

„Auch in den militärischen Kreisen dürfen, um Indistretionen vorzubeugen, die Absichten der Führer nicht weiter und nicht früher bekannt werden, als die Ausführung unbedingt erheischt. Von den Plänen des Feldherrn und von den Anordnungen, welche er trifft, muß selbst im Stabe desselben jeder einzelne nur soviel wissen, als für sein Tätigkeitsgebiet notwendig ist, und alle haben die Verpflichtung, das Geheimnis so streng zu bewahren, daß selbst auf ihren Mienen nichts davon zu lesen ist.“

Aus alledem geht hervor, daß die Zeitungen auch Informationen aus unverantwortlichen militärischen Kreisen sehr skeptisch gegenüberstehen müssen. Und da sie ihre gesamten militärischen oder militärpolitischen Notizen und Artikel der Militärzensur vorlegen müssen, die in den einzelnen Korpsbezirken verschieden gehandhabt wird, so ergibt sich, daß die Presse während dieses Weltkrieges ein umfassendes und klares Bild der Kriegsereignisse unmöglich geben kann. Kommt dann noch hinzu, daß in vielen Redaktionen Leute sitzen, die derartige Laien in militärischen Dingen sind, daß sie eine Kompagnie nicht von einer Division zu unterscheiden wissen, Leute, die an die gigantischen Dimensionen dieses Weltkrieges und seine komplizierte Technik mit naiven Auffassungen herantreten, die der Kriegsführung vor hundert Jahren entsprechen, dann braucht man sich über Uebertreibungen, törichte Verallgemeinerungen und schiefe Urteile, an denen auch unsere Parteipresse überreich war, nicht zu wundern. Da wurden einfache Grenzschutzgefechte, die in der Kriegsgeschichte der Zukunft kaum eine Zeile beanspruchen, als große, weltererschütternde Schlachten verkündet und was dergleichen Entgleisungen mehr sind.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die Unterordnung der Presse unter den Kriegszweck nicht allein in Deutschland durchgeführt wird. In allen kriegführenden Ländern werden die Zeitungen nach den gleichen strategischen und militärpolitischen Grundsätzen reglementiert. Aber in keinem

Lande ist die Presse so restlos in die Linie eingeschwenkt, die ihr die Heeresleitung angewiesen hat, als in Deutschland. Wer in den letzten Wochen englische und französische Zeitungen in die Hand bekommen hat, der konnte sehen, daß in diesen Ländern der bürgerlichen Demokratie auch im Kriegszustande noch ein reiches Maß von Pressefreiheit vorhanden ist. Besonders englische Zeitungen bringen Dinge politischer und militärpolitischer Natur, die in Deutschland in ähnlicher Weise nicht geschrieben werden dürften. Auf dem Boden dieser Pressefreiheit gedeihen dann natürlich auch die Lügen und Uebertreibungen zuungunsten Deutschlands, an denen die englisch-französische Presse der verschiedenen Kapitalisten- und Chauvinistenkreise überreich ist. Soweit aber die amtliche Berichterstattung im Lager der Gegner Deutschlands in Frage kommt, so muß gesagt werden, daß sie ruhig gehalten ist, aber natürlich von den gleichen strategischen Grundgedanken getragen wird, die General von Blume für die deutsche Heeresleitung aufgestellt hat. Es ist daher sehr begreiflich, wenn die gegnerischen amtlichen Kriegsberichte die Dinge so darstellen, wie es die verschiedenen Heeresleitungen für ihre Zwecke für notwendig halten. Die Kriegsberichtersteller der englischen Zeitungen, die im französischen Lager zugelassen sind, klagen sehr lebhaft über die dürftigen Informationen, die ihnen General Joffre zukommen läßt. Genau so erging es den französischen Zeitungen. So hat erst vor kurzem der Kriegsminister Millerand die Kommandeure der einzelnen Bezirke streng angewiesen, die Zeitungszensur unnachsichtlich durchzuführen. Ueberall trägt die Zensur aber das gleiche Gesicht: Größte Zurückhaltung in bezug auf militärische Organisation und kriegerische Operationen; — größte Freiheit für alles, was die Kriegsstimmung, Kriegsbegeisterung, Erbitterung gegen den Gegner und den nationalen Egoismus fördert. Beides Dinge, die mit der objektiven historischen Wahrheit nur zu oft im Widerspruch stehen. Ueber diese Tatsache sollten sich vor allem auf dem Boden sozialistischer Wissenschaft stehende Redakteure klar sein.

Die Haltung, die der Presse der kriegführenden Länder der Kriegszweck aufzwingt, bleibt nicht ohne Rückwirkung auf die Presse der neutralen Länder. Hier strömen die amtlichen Nachrichten der verschiedenen Hauptquartiere zusammen, hier in den Redaktionen der neutralen Zeitungen vernimmt man auch das chaotische Stimmengewirr der Blätter aller kriegführenden Staaten, da jede Zeitung an ihrem Teil bestrebt ist, das eigene Land ins Recht, den oder die Gegner aber in das himmelschreiendste Unrecht zu setzen. Nur wenigen neutralen Zeitungen ist es da möglich, wenigstens einigermaßen die Mittellinie zu ziehen. Auch bei ihnen spielen nationale Sympathien oder Antipathien, bestimmte Wirtschafts- oder Klasseninteressen in der Beurteilung der Kriegsvorgänge eine Rolle und trüben das objektive Urteil, das vielleicht noch am besten gewahrt wird in einem Teile der Schweizer, holländischen und skandinavischen Parteipresse, sicherlich aber in keinem bürgerlichen Organ der neutralen Länder.

Sogar die amerikanische Presse wird von der Kriegszensur in Mitleidenschaft gezogen. Die wilde Sensationspresse des Dollarlandes hat zwar gute Tage; sie kann die tollsten Kriegsgeschichten in die Welt setzen. Aber auch in Amerika finden die wütesten Uebertreibungen einmal ihre Grenze. Auch hier will das ernsthaft zu nehmende Publikum Tatsachen über den

Weltkrieg erfahren. Aber die Korrespondenten der großen amerikanischen Blätter in den kriegführenden Ländern führen bittere Klage darüber, daß keiner von ihnen als Kriegsberichterstatter hüben wie drüben zugelassen worden ist. Ganz besonders scharf scheint man aber in England den amerikanischen Korrespondenten auf die Finger zu sehen, und in einer Anzahl großer amerikanischer Blätter wendet man sich entrüstet gegen „die Brutalität des Offizialismus Europas“.

Dabei hat sich die Heeresleitung der Vereinigten Staaten selbst die Grundsätze der Strategie in bezug auf die Presse zu eigen gemacht. Erst Anfang des Jahres 1914 erließ das nordamerikanische Kriegsdepartement eine Reihe von Vorschriften für Zeitungskorrespondenten, die auf den mexikanischen Kriegsschauplatz gehen wollten. Da mußten zunächst 1000 Dollar hinterlegt werden für Verpflegungs- und Ausrüstungsgegenstände. Weitere 2000 Dollar mußten als Kaution „für passende Führung“ des Korrespondenten eingezahlt werden. Erschien die Führung nicht passend, so verfielen die 2000 Dollar einer wohltätigen Anstalt. Am bedeutungsvollsten aber war, daß der Korrespondent eine eidesstattliche Versicherung abgeben mußte, allen militärischen Anordnungen in loyaler Weise nachzukommen. Als Zensor war in Washington wie bei der Armee je ein aktiver Offizier tätig, der alle Briefe, Berichte wie Depeschen prüfte und mit seinem Genehmigungstempel versah, ohne den nichts veröffentlicht werden durfte. Grundsätzlich war verboten, die Namen von Regimentern und Kommandeuren zu nennen, über Truppendispositionen, den Zustand des Armeetransportwesens, die Zahl der Erkrankungen oder Verluste in Gefechten oder Schlachten u. dgl. zu berichten. — All dies und noch viel mehr wurde bereits im Frühjahr dieses Jahres, als noch kein Mensch in Europa an einen Weltkrieg dachte, vom amerikanischen Militarismus der Zeitungsberichterstattung vorgeschrieben. Braucht man sich da zu wundern, wenn in den Militärstaaten Europas die Presse erst recht unter die Kontrolle der Heeresleitungen gestellt wurde? Das ist eben, wir wiederholen es nochmals, für unsere Parteipresse die eiserne Logik des Militarismus. Aber die Notwendigkeit, sich unter dem Kriegszwange dieser Logik fügen zu müssen, schließt die Verpflichtung nicht in sich, die Politik des Militarismus und der Kreise, die hinter ihm stehen, bedingungslos mitzumachen.

Nein, gerade die sozialdemokratischen Zeitungen müssen sich in einer Zeit, in der die Presse sich den eisernen Kriegsnotwendigkeiten zu fügen hat, die Ruhe und Objektivität des Urteils wahren und sich darüber klar sein, daß die Behandlung alles dessen, was den Krieg betrifft, Gesetzen unterliegt, denen wir uns unterwerfen müssen, da Mars die Stunde regiert, die uns aber nicht zur Aufgabe unserer sozialistischen Grundsätze und Anschauungen zwingen können. Mit Sensationsgeschrei, Verallgemeinerungen und Uebertreibungen wird weder uns noch auch am letzten Ende der Heeresleitung gedient. Ruhe und Objektivität des Urteils wird uns auch für den kommenden Frieden, der sein einigendes Band doch auch wieder um die arbeitenden Völker schließen soll, von Vorteil sein.

## Das Unterseeboot.

Von Richard Woldt.

Der Torpedo wird als Geschöß vom Linienschiff oder Kreuzer benutzt. Die gewaltigen Leiber der großen Schiffsriesen haben am Bug (vorn) oder am Heck (hinten) ein paar Torpedoausstößrohre, die meist sogar unter Wasser angeordnet sind. Wenn die großen Kampfschiffe sich mit ihren schweren Geschützen gegenüberstehen, sollen gelegentlich einige gut gezielte Torpedotreffer den Gefechtswert der Schiffsartillerie erhöhen. Allerdings hat die Anwendung des Torpedos hier nur einen Nebenzweck, er ist dann eine Gelegenheitswaffe.

Als Hauptwaffe wird der Torpedo abgefeuert vom Torpedoboot. Diese Schiffe sollen auschwärmen und sich flink an die feindliche Flotte heranschieben, um nach erfolgtem Abschuß sofort wieder zu verschwinden.

Das kann gelingen, aber es kann auch der Fall eintreten, daß ein Torpedoboot nicht zum Abfeuern seiner gefährlichen Waffe kommt. „Torpedobootzerstörer“ haben rechtzeitig das Herannahen bemerkt und die ganze Gruppe der Torpedoboote mit dem Hagel der Geschosse ihrer Artillerie empfangen. Ein solches Artilleriefeuer kann die Kampffähigkeit der heranstürmenden Torpedoboote vollständig lahmlegen.

Auch die Kreuzer, die leichte Kavallerie im Geschwaderverband, suchen mit ihren Scheinwerfern nach Torpedobooten das Meer abzuleuchten. Wehe, wenn der gefährliche Feind „gesichtet“ worden ist! Der Kreuzer nimmt die Verfolgung auf und es kommt zu einem ungleichen Kampf; das Torpedoboot tut gut, sich so schnell wie möglich durch die Flucht zu retten.

Gefährlich also für das Torpedoboot ist seine Sichtbarkeit, die gerade beim Nachtangriff durch die aufmerksame Bedienung der Matrosen an den Scheinwerfern weitgehend möglich wird. Dagegen ist das Unterseeboot ein Torpedoboot, das sein verderbenbringendes Geschöß, den Torpedo, in genügender Entfernung unsichtbar, unter Wasser, abfeuert.

Das Unterseeboot fährt „über Wasser“ an den Feind heran, in genügender Entfernung wird „getaucht“, das Schiff setzt seine Fahrt „unter Wasser“ fort, feuert den Torpedo ab und sucht zunächst unter Wasser, nachher über Wasser zu entfliehen.

Für dieses Zerstörungswerk wird die Mannschaft eines Unterseebootes auf den kleineren Uebungsfahrten und nachher innerhalb des ganzen Geschwaderverbandes beim großen Flottenmanöver ausgebildet.

Es ist zweifellos in seiner Art ein malerischer Anblick, wenn aus dem Hafen von Kiel die großen Linienschiffe und Kreuzer herausdampfen. Vom Flottenflaggschiff aus, auf dem sich der Kommandant befindet, werden bei Tage durch Flaggsignale, abends und nachts durch Raketen und Scheinwerferblinker die Signale gegeben. Die wichtigste Nachrichtenübertragung

geschieht natürlich auch hier durch den Funkpruch, durch die drahtlose Telegraphie.

Der stinke Troß der Torpedoboote umschwirrt die großen Schiffe und an einer vom Kommando bezeichneten Stelle des gesamten Operationsgebietes liegt das Unterseeboot U... auf der Lauer.

Das Luftschiff ist bereits der ganzen Flotte vorausgefahren und hat rekognosziert. Sobald der Führer des Luftschiffes dem Flottenchef hoch oben aus den Lüften durch Funkpruch berichtet hat, wo und in welcher Stärke sich der Feind befindet, entwirft der Flottenkommandant mit seinem Stab den Gefechtsplan. Und bald knackt ganz leise, vom nächsten großen Kreuzer gegeben, auf dem Empfangsapparat unseres Unterseebootes die Weisung, welche Operation diesem Gliede des Flottenkörpers zugebacht ist.

„Feind kommt von Norden, Torpedoboote, 6 kleine Kreuzer, 8 Linien-schiffe.“

An Bord des Unterseebootes kommt Leben in die Mannschaft.

„A. K.“ (Alle Kraft) wird unten im Maschinenraum das Kommando gegeben. Die Maschinen werden auf die höchste Leistung eingestellt und das Boot jagt in der Richtung dem Feinde zu.

„Sinken!“

Und nun vollzieht sich mit dem Boot während der nächsten fünf Minuten eine höchst eigenartige Veränderung: Der Schornstein wird heruntergeklappt, die Deckungen werden verschraubt, die Schanzbelaubarungen auf dem Turm werden abgeschlagen, der letzte Deckel auf dem Einsteigschacht geschlossen.

Noch eine „Dichtungsprobe“, die feststellen soll, ob auch wirklich alle Ventile dicht halten, und dann wird „getaucht“.

Das Boot schlürft Wasser in seine Tanks, in seine Außenkörper, es wird schwerfällig und sinkt.

Eine prachtvolle Schilderung von einer solchen Unterseefahrt gibt der Marineschriftsteller G. F. Leberrecht:

„Das Boot gleitet langsam in 13 Meter Wassertiefe einher. Nur was in wenigen Metern Entfernung auf das klare Fensterglas zueilt, fassen die Augen, weiterhin verschluckt die Wasserdichte alles mit ihren grünen Schleimern. Eine kleine Silberkugel eilt schräg aufwärts zum Lichte empor: ein Luftbläschen, das ein großer Fisch aufgegeben haben mag. Ein Sprottenschwarm kreuzt unsere Fahrt. Die Tierchen stehen wie Pflöcke senkrecht im Wasser — es ist ihre Paarungszeit und sie lassen sich in ihren Tänzen von dem großen Ungeheuer nicht stören. Da, Quallen, Quallen, die Menge! Eine große violette rafft eilig ihre Dessous zusammen, ein paar lange Bänder, wie abgerissene Bolants, schleifen hinterdrein. Sie ist fast so groß wie eine Käseglode. Kleinere segeln hinterher, die einen bläulich, die anderen mattrosa gefärbt, wieder andere wie zartes Marmor. Oben scheint jetzt sicher die Sonne, alles strebt zum Lichte. Oder es mag auch der Wasserwirbel sein, den unsere Fahrt erzeugt, der sie schnell emporgleiten läßt.“

Ist denn die Besatzung, wenn das Boot taucht, wirklich abgeschlossen von der Oberwelt? Eine große Sorge für den Konstrukteur ist es gewesen, geeignete Apparate zur Orientierung während der Fahrt unter Wasser zu schaffen.

Für das sogenannte „indirekte Sehen“, für die Beobachtung der Meeresfläche während des Aufenthaltes unter Wasser kommen Spiegelapparate zur Anwendung, mit deren Hilfe man imstande ist, beim Unterwasserfahren bis zu 7 Meter Tiefe den ganzen Horizont oder einen Teil desselben zu überblicken.

„Wo das Sehrohr, dieser einsame Stecken im Meere, sich zeigt, da ist schleunige Flucht für die großen Schiffe geboten. Trifft man es mit seiner leichten oder Mittelartillerie, so wird es zerstört und das U-Boot wird kampfunfähig. Aber ebenso könnte man verlangen, daß ein Seidenfaden auf 30 Meter Entfernung mit der Pistole geschossen wird. Das getauchte Boot wird von keinem Schuß erreicht.“

Außer dem Sehrohr (Periskop) sind noch manch andere Apparate da, die der Werkstatt des Optikers oder Feinmechanikers entstammen und als Nervenzellen im Gehirn des Unterseebootes am Kommandostrand sich befinden. Es ist z. B. ganz selbstverständlich, daß über die Leistung der Maschinen, über die Bewegungsgeschwindigkeit des ganzen Schiffes, Geschwindigkeitsmesser quittieren und ganz genau berichten, mit wieviel Knoten oder Seemeilen Geschwindigkeit das Unterseeboot vorwärts getrieben wird. Eine andere wichtige Frage ist, wie tief jeweilig das Boot taucht. Auch das wird durch einen besonderen Apparat angezeigt.

Die Anforderungen, die an die Bewegungsarbeit des Unterseebootes gestellt werden, zwingen dazu, zwei verschiedene Maschineneinheiten zu wählen.

Für die Ueberwasserfahrt waren zuerst Dampfmaschinen in Aussicht genommen, aber die damit angestellten Probefahrten hatten im allgemeinen keine zufriedenstellenden Erfolge ergeben. Die Kesselanlage, die eine sorgfältige Bedienung erfordert, die große Hitze, die bei der Dampfmaschinenanlage unvermeidlich ist und in den engen Bootsräumen sich doppelt störend bemerkbar macht, das langsame Anlaufen und Abstellen der Maschine — alle diese Schwierigkeiten haben viele Marinen veranlaßt, von einer weitgehenden Verwendung der Dampfmaschine in Unterseebooten Abstand zu nehmen.

Dann sind Verbrennungsmotoren ausprobiert worden: Spiritus, Benzin, Petroleum, Gasolin. Ihre Vorzüge bestehen in der schnelleren Einstellbarkeit und dem raschen verschließbaren Abzug der Verbrennungsgase, ihre Nachteile in dem leichten Entweichen der schädlichen Gase und der damit zusammenhängenden Explosionsgefahr.

Die meisten Vorteile bietet der Dieselmotor. Auch er gehört zu den Verbrennungsmotoren, unterscheidet sich aber von den anderen Typen dadurch, daß nicht in der Hauptsache vergaste brennbare Flüssigkeiten, sondern eine Mischung von Brennstoff und atmosphärischer Luft verwendet wird. Die Zündung erfolgt durch kräftiges Zusammendrücken der Luft im Arbeitszylinder, nachdem der Brennstoff unmittelbar vorher eingeblasen ist.

Einheitlicher als bei den Ueberwassermaschinen hat sich die Frage des Antriebs für die Fahrt unter Wasser geregelt. Fast überall wird die Elektrizität benutzt. Der Akkumulator als Kraftsparkasse muß herhalten. Die hier aufgespeicherte Elektrizität treibt einen Elektromotor und dessen Bewegungsenergie wird wieder auf die Propellerwelle übertragen.

Der Besuch des Maschinenraumes eines Unterseebootes lehrt uns, daß der Ingenieur hier keine Raumbverschwendung treiben durfte. Eng zusammengedrückt sind alle Bestandteile der Maschine untergebracht. Die Matrosen haben hier unten einen schweren Dienst: Dampfig und heiß ist ihr Aufenthaltsort; an Handrädern, Schrauben und Klinken, die dem Laien unerklärlich sind, hantieren die Leute, ein Brausen, Hämmern und Zischen erfüllt den Raum, die Kommandos von oben sind die Willenskundgebungen, die unten sofort in die Tat umgesetzt werden müssen.

Der Fremde, der Hafenplätze besucht, an denen Kriegsschiffe angehalten sind, ist oftmals über das schlechte Aussehen einzelner Matrosen verwundert. Unter den Matrosen, die frisch und braun gebrannt im Gesicht sind, findet er Leute mit jener fettigen blassen Gesichtsfarbe, wie wir sie bei den Bergleuten, die viel unter Tage an schlechten Stellen arbeiten, wahrnehmen. In dem Fall braucht man nur nach den Uniformabzeichen zu sehen, es sind fast immer Matrosen des Maschinistenpersonals, deren Dienst auch ein Arbeiten „unter Tage“ ist. . . .

Der Angriff eines Unterseebootes ist im Ernstfall immer eine Todesfahrt, nicht nur für das bedrohte Schiff, das angegriffen wird, sondern auch für das Unterseeboot selbst, das den Vorstoß unternimmt. Und gerade für den Dienst im Unterseebootswesen trifft das zu, was für die heutige Seekriegsführung überhaupt so charakteristisch ist: der Menschenkraft fällt die Auslösung der nach Tausenden von Metern tonnen messenden mechanischen und chemischen aufgestapelten und bereitgestellten Triebkräfte zu. Der Soldat wird zum Wärter jener Energiemassen, die die Technik geschaffen hat. Durch die verbesserten technischen Hilfsmittel ist der Krieg schrecklicher geworden als jemals — ein Sieg der Technik, der mit Grausen erfüllt!

---

## Anzeigen.

**Das Recht während des Krieges.** Eine Darstellung der für das Volk wichtigen Rechtsverhältnisse. Berlin, Buchhandlung Vorwärts, Paul Singer & Co. m. b. H. 80 Seiten, 30 Pfennig.

Durch den Krieg wird das Privatrecht wie das öffentliche Recht beeinflusst. In welcher Weise dies der Fall ist, zeigt die vorliegende Zusammenstellung, soweit die Interessen der arbeitenden Schichten in Frage kommen. Es werden die Kriegsnotgesetze erläutert: Die Maßnahmen zur Sicherung der Volksernährung und des Wirtschaftslebens. Der Arbeiterschutz und der Krieg. Die gesetzlichen Zahlungsmittel während des Krieges. Der Schutz der durch den Krieg in der Wahrnehmung ihrer Rechte verhinderten Personen. Die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen und Folgen nicht rechtzeitiger Zahlung. Der Krieg und die laufenden Verträge, besonders der Kaufvertrag. Abzahlungsgeschäfte im Kriege. Arbeitsvertrag und der Krieg. Familienrecht und der Krieg. Arbeiterversicherung und der Krieg. Vermögenssteuern und Rayongesetz. Die Organisation der Arbeiter unter dem Kriegszustand. Die Unterstützung der Familien der zum Kriege Eingezogenen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2

Ausgegeben am 16. Oktober 1914

33. Jahrgang

Rachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der Fachmann als Laie.

Von Gustav Eckstein.

Der Krieg hat im Seelenleben der Völker, die in ihn verstrickt sind, eine Reihe der überraschendsten und merkwürdigsten Wandlungen vollzogen, und so wie die Erscheinungen, die in ihm hervorgetreten sind, voraussichtlich überhaupt reiches Material zu fruchtbaren Studien der verschiedensten Art geben werden, so wird er insbesondere Kulturhistorikern und Psychologen reichste Gelegenheit zu interessanten Untersuchungen bieten.

Zu den auffallendsten Phänomenen dieser Art gehört sicherlich das plötzliche und geradezu elementare Hervorbrechen nationalistischer Gesinnung in Klassen und Kreisen, bei denen man diese Gefühle früher überhaupt nicht oder doch nicht in diesem Maße erwartet hätte. Die immer schärfer werdende gegenseitige Abschließung der kapitalistischen Staaten gegeneinander, ihr immer wilder sich geltend machender Konkurrenzkampf um die Beherrschung des Weltmarktes und um den Besitz außereuropäischer Kolonien hatten in der Bourgeoisie schon längst jenen Geist des allgemeinen Humanismus ertötet, der vor hundert Jahren die Besten aller Nationen beseele. Aber andererseits hatte die trotz aller staatlichen Hemmnisse immer inniger werdende Verstrickung und Verknötung des Weltverkehrs, der gegenseitige Austausch technischer Errungenschaften und wissenschaftlicher Entdeckungen auch wieder eine weitgehende Internationalisierung des geistigen Lebens angebahnt und so dessen vornehmste Träger, die Gelehrten, Künstler und Techniker der ganzen Welt einander genähert. Die Hochschulen wurden zu Stätten internationalsten geistigen Schaffens. Schon seit langem verging kein Jahr ohne internationale Kongresse der Vertreter der verschiedensten Wissensgebiete, und gerade der Kriegsausbruch hat das Zustandekommen einer Reihe solcher internationaler Veranstaltungen vereitelt. Zugleich überwand auch die wissenschaftliche Literatur immer mehr die nationalen Schranken. Nicht nur, daß die hervorragenden Werke der Gelehrten in alle Kultursprachen übersetzt wurden, daß ausführliche Referate über alle wichtigen Neuerscheinungen des Auslandes in der Fachpresse erschienen, daß jede wissenschaftliche Zeitschrift stolz war auf ihre auswärtigen Mitarbeiter und Korrespondenten; in den letzten Jahren entstanden auf verschiedenen Wissensgebieten Zeitschriften, die von vornherein internationales Gepräge zeigten, indem sie Beiträge in verschiedenen Sprachen veröffentlichten.

So entstand der Anschein, als hätten die Begrenzungen der Nationalität in der sogenannten Gelehrtenrepublik überhaupt ihre Geltung verloren. „Es ist das Wesen der Wissenschaft,“ bekennt der Heidelberger

Religionsphilosoph Troeltsch auch jetzt noch in einem Artikel, in dem er den Zusammenbruch der Gelehrten-Internationale beklagt, „allgemeingültige, d. h. für alle gültige Erkenntnisse zu gewinnen und zu diesem Zweck den weitest möglichen Austausch der Erkenntnisse zu pflegen. . . . In dieser Arbeit hatte sich ein Geist der Gerechtigkeit und des gegenseitigen Verständnisses, wissenschaftlich-objektiver Würdigung der gegenseitigen Verhältnisse und persönlich-freundschaftlicher Beziehungen gebildet, den wir uns gewöhnt hatten als ein wesentliches Unterpfand des Friedens und als ein entscheidendes Mittel für den Fortschritt der Kulturgemeinschaft zu betrachten. . . . Alles das ist heute zerrissen, am schmerzlichsten und nachdrücklichsten zerrissen gegenüber dem stammverwandten England.“

Man begreift den Schmerz des Gelehrten, wenn man die Erklärungen liest, mit denen eine Reihe seiner Universitätskollegen die Zurücklegung englischer akademischer Auszeichnungen und Ehrenzeichen begleitete. Manche dieser öffentlichen Absagen an englische Universitäten und wissenschaftliche Korporationen haben sicherlich in weiten Kreisen Erstaunen erregt, und in ruhigeren Zeiten wären wohl so manche der in ihnen enthaltenen Behauptungen zum Gegenstand interessanter Diskussionen geworden. Sie bleiben bedeutsame Denkmäler der Zeit, in der wir leben, und der Denkweise in jenen Kreisen, denen sie entstammen. Aber als private Äußerungen einzelner Gelehrter fordern sie heute um so weniger zu öffentlicher Erörterung heraus, als das einwandfreie Material zu wissenschaftlicher Prüfung jener Behauptungen meist noch nicht vorliegt.

Anders aber steht es mit einem in vielen Blättern veröffentlichten Ausruf „An die Kulturwelt!“, der von einer langen Reihe der bekanntesten Gelehrten und Künstler Deutschlands gezeichnet ist. Diese feierliche Erklärung tritt nicht mehr als private Meinungsäußerung der einzelnen Unterzeichner auf, sie erhebt offensichtlich den Anspruch, als Ausdruck der Ueberzeugung der deutschen Wissenschaft und Kunst zu gelten. Es heißt darum in ihr auch nicht „Wir glauben“ dies oder jenes, sondern „Es ist nicht wahr“, und dieser Negation folgt stets die positive Behauptung.

Auf den Inhalt der Erklärung soll und kann hier nicht eingegangen werden. Geprüft aber muß die Legitimation der Herren werden, die hier im Namen der deutschen Wissenschaft auftreten, ihre Berechtigung, den Behauptungen, die jener Ausruf zusammenfaßt, die Autorität nicht nur ihrer Titel und akademischen Würden, sondern vor allem auch ihrer in der Wissenschaft mit Recht hochangesehenen Namen leihen.

Was würde z. B. der große Anatom Waldeyer, der hier mit seiner Unterschrift Zeugnis ablegt für die Ursachen des Krieges und über die Art, wie er geführt wird, dazu sagen, wenn er etwa in den Zeitungen eine von Philologen, Rechtsgelehrten, Schauspielern, Theologen und Dichtern unterfertigte Erklärung läse, in der jene Herren „mit ihrem Namen und mit ihrer Ehre dafür einstehen“, es sei nicht wahr, daß die sympathischen Ganglien direkt von den spinalen abstammten. Und doch ist diese alte Streitfrage der Histogenese heute in der Wissenschaft besser geklärt, die Feststellung ihrer Lösung daher auch für den Laien, d. h. jeden Nichtfachgelehrten, leichter möglich, als etwa die nach der unmittelbaren Schuld am Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von 1870. Hat doch erst vor

wenigen Jahren Saurès einem Versuch der Lösung dieses schwierigen Problems den weitaus größten Teil seines Werkes „La Guerre Franco-Allemande“ gewidmet, ohne jedoch zu einem allseits befriedigenden Resultat zu gelangen. Um wieviel schwieriger muß es aber dann sein, zwei Monate nach Ausbruch eines Krieges nicht zwischen zwei, sondern zwischen neun Staaten ein wissenschaftliches Urteil darüber zu fällen, wer ihn verschuldet hat!

Oder wie wäre der Dichter Dehmel überrascht, wenn man ihn aufforderte, eine öffentliche Erklärung darüber abzugeben, ob die Ionen eines Elektrolyten in fester Weise zu Gesamtmolekülen verbunden sein können oder nicht. Er würde vermutlich bekennen, daß er von diesen Dingen nichts verstehe und daher nicht gesonnen sei, sich durch eine öffentliche Erklärung darüber lächerlich zu machen, und vielleicht würden die Herren Fulda und Reinhardt diese Zumutung in ähnlicher Weise beantworten. Aber sie alle tragen keine Bedenken, mit ihrer Ehre zu bezeugen, wen die Schuld an einem Kriege trifft, in dem wir noch befangen sind. Sie glauben wohl dazu berechtigt zu sein, weil sie in der jetzigen Weltkatastrophe nicht das Ergebnis wirtschaftlicher und sozialer Tendenzen erblicken, deren Wirksamkeit und Wesen wissenschaftlich erforscht werden muß, ehe über den Anteil geurteilt werden kann, der jeder der vielen Komponenten an dem Gesamtergebnis, eben dem Krieg, zuerkannt werden muß. Sie scheinen sich vielmehr der landläufigen Vorstellung hinzugeben, das bürgerliche Leben Mitteleuropas, das seit 43 Jahren äußerlich so ruhig und ungestört dahin floß, hätte auch weiter noch durch Jahrhunderte so ruhig weiterfließen können, wenn nicht irgendein ruchloser Bösewicht, ein Fürst oder ein Volk, diese schöne Ruhe gestört hätte, und nun handle es sich darum, nach Art eines Sherlock Holmes den schuldigen Uebeltäter zu ermitteln.

Es ist daher um so mehr zu begrüßen, daß nicht auch der Name Verworn's unter jenem Aufruf prangt. Denn der „Konditionalismus“, den dieser Gelehrte vertritt, mußte ihn lehren, daß die wissenschaftlich richtige Fragestellung nur die nach den Bedingungen sein konnte, die vorhanden sein mußten, damit der Weltkrieg zustande kam, daß aber die Suche nach dem „Schuldigen“ unfruchtbar und aussichtslos ist.

Jeder Historiker weiß, daß die Vorgeschichte eines Krieges erst nach langen Jahren völlig überblickt werden kann. Aber Historiker wie Harnack, Lamprecht und Meyer und Ökonomen wie Brentano, Conrad und Schmoller sind heute, wo selbst das offizielle Aktenmaterial erst lückenhaft vorliegt, mit ihrem autoritativ geäußerten Urteil fertig. Man kann zur Darstellung des deutschen Weißbuches das höchste Vertrauen haben, die in ihm mitgeteilten Tatsachen und Aktenstücke sind gewiß zweifelsfrei; aber es selbst erhebt ja keineswegs den Anspruch, sämtliche Akten zur Vorgeschichte des Krieges zu enthalten, und keinesfalls darf sich die Wissenschaft mit der Darstellung der einen Partei begnügen, auch wenn noch so viele Wahrscheinlichkeit für deren Zuverlässigkeit spricht. Was würde man von einem Richter halten, der sein Urteil in einem Prozeß nach Anhören bloß einer der beiden Parteien fällt, indem er erklärt, von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt zu sein?

Aber die Unterzeichner des Aufrufs sind in ihrem Eifer noch viel weiter gegangen. Sie verbürgen mit ihrem Namen und ihrer Ehre die Be-

hauptung, daß „keines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unsern Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot“; es erscheint aber schlechthin ausgeschlossen und unmöglich, daß irgendeine Regierung eine derartige Erklärung abgegeben habe oder abgäbe.

Mit Recht wurde kürzlich in der Presse darauf hingewiesen, daß die Raschheit der Mobilisierung es ganz unmöglich macht, die geistige Gesundheit jedes einzelnen Wehrmanns genau zu prüfen. Es ist daher auch unmöglich zu verhindern, daß in die modernen Millionenheere auch verbrecherisch oder sonst pathologisch veranlagte Individuen Aufnahme finden. Das Zusammentreffen von Ermüdung und starken Affekten schwächt und beseitigt aber jene Hemmungen, die sonst dem Wirksamwerden der pathologischen Anlagen entgegenstehen, während zugleich die in die Hand des einzelnen gelegte Macht über Leben und Tod, die Unmöglichkeit der Beaufsichtigung durch Vorgesetzte besonders bei nächtlichen Straßenkämpfen und die dadurch gewährleistete Wahrscheinlichkeit der Straflosigkeit ungeheure Versuchungen bilden, denen moralisch Defekte nur schwer widerstehen können. Den Arbeiten Prof. v. Litzts und seiner Schüler verdanken wir die wichtigsten Aufschlüsse über die Psychologie der Zeugenausage; wir sind gerade durch seine Forschungen belehrt, wie ungeheuer die Gefahr ist, daß die Wahrnehmungen der Tatzeugen und noch mehr der unmittelbar Beteiligten durch die mannigfachen Irrungen getrübt, besonders aber durch Leidenschaften verfälscht werden. Und dann mutet uns Prof. v. Litz zu, wir sollen glauben, in einem so summarischen Verfahren, wie es der Kampf mit Franktireurs mit sich bringt, kämen Irrtümer nicht vor, ja nicht einmal in der Hitze des Gefechts sei unschuldiges Blut vergossen worden, sei zuchtlose Grausamkeit vorgekommen.

Wie soll man es endlich ruhig hinnehmen, wenn Maler, Dichter, Mathematiker, Mediziner und Musiker ihr fachmännisches Urteil über Fragen des Völkerrechts abgeben? Wie viele dieser Herren mögen wohl jemals auch nur ein Lehrbuch des Völkerrechts in der Hand gehabt haben?

Die Politik war von jeher das Lieblingsgebiet plattester Kammegieberei und erst in allerletzter Zeit hat allmählich die Erkenntnis durchzudringen begonnen, daß man nicht nur auf den Gebieten der Naturwissenschaft oder der Kunst, sondern auch auf dem der Politik etwas gelernt haben muß, um etwas zu verstehen. Die Aufregungen des Krieges scheinen diese junge Erkenntnis wieder ausgelöscht zu haben. Anders wäre es nicht zu erklären, daß eine Anzahl von Männern, die gewohnt sind, auf dem Gebiete ihrer eigenen Wissenschaft Urteile nur nach sorgfältigster und gewissenhaftester eigener Prüfung des Tatbestandes abzugeben, sich zusammentut, um mit ihrem Namen und ihrer Ehre für Behauptungen einzutreten, die zu prüfen sie nicht besser in der Lage sind als jeder erstbeste Handwerker oder Landwirt. Diese Herren von der Lehrkanzel glauben aber zu einem autoritativen Urteil über Fragen der Politik, d. h. über Fragen der Geschichte und der Oekonomie, befähigt und berechtigt zu sein, weil sie akademische Würden als Lehrer der Physik, der Medizin, der Mathematik usw. bekleiden. Sicherlich wird ihnen niemand das Recht bestreiten wollen, sich auch nach mangelhaften Materialien ein Urteil über die Fragen zu bilden, die jetzt für uns alle so

brennend sind, die in unser Leben so tief einschneiden wie nichts anderes, und selbstverständlich haben Theologen oder Mathematiker ebenso das Recht, ihre Ansichten darüber öffentlich zu äußern, wie jeder andere; solange sie das als Privatleute tun und ihre Ansichten als ihre privaten aussprechen, ist das auch ihre Privatangelegenheit. Anders aber sind solche Erklärungen zu werten, wenn sie mit dem Anspruch auftreten, als Urteile zu gelten, die im Namen der Wissenschaft von deren offiziellen Vertretern gefällt und wissenschaftlich verbürgt sind, und als Wahrheiten, die nicht mehr angezweifelt werden dürfen.

Wenn ein Staatsmann eine öffentliche Erklärung abgibt, darf sie auf öffentliche Aufmerksamkeit rechnen und wird in weiten Kreisen des In- und Auslandes Beachtung und Glauben finden. Man weiß, daß der, der sie verkündet, im Besiß bedeutenden Materials ist, daß er an dem Zustandekommen der Ereignisse selbst beteiligt war, daß er die notwendige Vorbildung besitzt und daher wohl in der Lage ist, sich ein eigenes Urteil zu bilden und es vor der Öffentlichkeit zu vertreten, aber auch, daß er sich der Verantwortung für die Folgen bewußt ist, die jede seiner Äußerungen für das Wohl des von ihm vertretenen Staates haben kann. Wieso sollte das Vertrauen, das man in diese Mitteilungen setzt, gestärkt werden durch die Erklärung einiger meist recht weltfremder Gelehrter? Wenn diese aber vor dem In- und Auslande den Anschein zu erwecken suchen, als ob ihr Urteil die Autorität der Wissenschaft hinter sich habe, dann besteht die Gefahr, daß sie der Sache, der sie dienen wollen, nichts nützen, ihrem eigenen Ansehen aber um so mehr schaden.

## Der Krieg und die Arbeiterversicherung.

Von Gustav Hoch, Hanau a. M.

Auf einen Weltkrieg wie den gegenwärtigen ist unsere Arbeiterversicherung, einschließlich der Angestelltenversicherung, nicht eingerichtet. Nicht nur fehlen in der Reichsversicherungsordnung und in dem Versicherungsgesetz für Angestellte manche der Bestimmungen, die notwendig sind, um den Uebergang aus dem Frieden in den Kriegszustand und umgekehrt aus dem Kriegszustand in den Frieden zu regeln, sondern es ist auch bei der Berechnung des Verhältnisses, in dem die Ausgaben zu den Einnahmen stehen müssen, der Einfluß eines solchen Krieges auf die Arbeiterversicherung unberücksichtigt geblieben.

Die fehlenden Uebergangsbestimmungen sind zum Teil durch die Kriegsnotgesetze vom 4. August 1914 nachgetragen; was hier noch weiter zu geschehen hat, kann die Gesetzgebung auf Grund der jetzigen Erfahrungen ohne größere Mühe später leisten. Viel schwieriger aber ist die Frage zu beantworten, wie sich die Arbeiterversicherung über kurz oder lang mit den Einwirkungen des Krieges auf die Leistungspflicht und die Leistungsfähigkeit der einzelnen Versicherungen abfinden kann.

Auch hier hat bereits die Gesetzgebung eingesezt. Unter den Kriegsnotgesetzen vom 4. August 1914 befindet sich auch ein „Gesetz, betreffend Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen“. Das Gesetz bestimmt, daß die Krankenkassen für die Dauer des gegenwärtigen Krieges die Leistungen auf die sogenannten Regelleistungen beschränken, d. h. auf das nach dem

Gesetz zulässige geringste Maß herabdrücken, und daß die Beiträge auf den für die Regel höchsten Satz erhoben werden. Die Beiträge sollen  $4\frac{1}{2}$  vom Hundert des Grundlohnes betragen. Ueber diesen Satz dürfen nach der Reichsversicherungsordnung die Beiträge nur in besonderen Ausnahmefällen oder auf übereinstimmenden Beschluß der Unternehmer und der Versicherten im Ausschuß erhöht werden. Die Beschränkung der Leistungen auf die Regelleistungen bedeutet, daß folgende Mehrleistungen, soweit sie durch die Satzungen vorgeschrieben waren, aufgehoben sind: Verlängerung der Krankenhilfe über die 26. Woche hinaus; Hilfe und Wartung durch Krankenpfleger, Krankenschwestern und andere Pfleger; Fürsorge für Genesende; Gewährung anderer als kleiner Heilmittel, insbesondere Krankenkost; Gewährung derjenigen Heilmittel gegen Verunstaltung und Verkrüppelung, die nach beendigem Heilverfahren nötig sind, um die Arbeitsfähigkeit herzustellen oder zu erhalten; Krankengeld bereits vom ersten Tage der Erkrankung ab anstatt erst vom vierten; Erhöhung des Krankengeldes über die Hälfte des Grundlohnes; Zahlung des Krankengeldes für Sonn- und Feiertage, auch wenn sie für den Versicherten nicht regelmäßige Arbeitstage gewesen sind; Erhöhung des Hausgeldes über die Hälfte des Krankengeldes hinaus; Taschengeld für solche Versicherte ohne Familie, die im Krankenhaus verpflegt werden; Erhöhung des Sterbegeldes über das Zwanzigfache des Grundlohnes; Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim; Hilfe und Wartung der Wöchnerinnen durch Hauspflegerinnen; Hebammendienste und ärztliche Geburtshilfe; Schwangerengeld sowie Hebammendienste und ärztliche Hilfe bei Schwangerschaftsbeschwerden; Stillgeld; Familienhilfe.

Höhere Leistungen als die Regelleistungen oder niedrigere Beiträge als  $4\frac{1}{2}$  vom Hundert des Grundlohnes sind selbst bei einer Kasse, deren Leistungsfähigkeit gesichert ist, nur mit Zustimmung der Aufsichtsbehörden zulässig.

Das Gesetz berücksichtigt auch die Fälle, in denen die Beiträge von  $4\frac{1}{2}$  vom Hundert des Grundlohnes noch nicht einmal für die Regelleistungen und Verwaltungskosten ausreichen. Dann soll bei Orts- und Landkrankenassen der Gemeindeverband, bei Betriebskrankenassen der Unternehmer, bei Innungskrankenassen die Innung aus eigenen Mitteln die erforderlichen Zuschüsse leisten.

Endlich ist der Bundesrat ermächtigt, den Zeitpunkt zu bestimmen, zu dem das Notgesetz wieder außer Kraft tritt. Zu wünschen ist, daß dieser Zeitpunkt recht bald erreicht wird. Denn das Verbot der Mehrleistungen, die durchweg mit Rücksicht auf die Versicherten und ihre Familie dringend notwendig sind, drückt den Wert der Krankenversicherung sehr herab.

Aber leicht ist es nicht, die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen wieder zu erhöhen. Sowohl die Krankenversicherung als auch die anderen Zweige der Arbeiterversicherung werden durch den Krieg schwer geschädigt. Ein großer Teil der Versicherten im Alter von 20 bis 40 Jahren und noch viele im Alter von 40 bis 45 Jahren werden dahingerafft oder arbeitsunfähig werden. Was das für unser Erwerbsleben und damit auch für die Arbeiterversicherung zu bedeuten hat, sei zunächst an der Hand der Berufszählung vom Jahre 1907 erläutert. Sie ergab<sup>1</sup>, daß von den Angestellten und

<sup>1</sup> Statistik des Deutschen Reichs, Band 203.

Arbeitern — mit Ausnahme der leitenden Beamten und sonstigen Geschäftsleiter — in Landwirtschaft, Industrie, Handel und im Haushalt waren:

im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	3 087 468	2 305 866
von 20 bis unter 40 Jahren . . . . .	5 994 984	3 253 448
von 40 bis unter 50 Jahren . . . . .	1 641 546	862 936
von 50 Jahren und darüber . . . . .	1 395 064	990 463

In allen Altersklassen sehen wir eine größere Zahl männlicher Angestellten und Arbeiter als weiblicher, und unter den männlichen ist es wieder — ebenso übrigens auch bei den weiblichen — die Altersklasse von 20 bis unter 40 Jahren, die bei weitem die größte Zahl aufweist. Diese Klasse ist es, die durch den Krieg am stärksten bedroht wird. Nehmen wir noch einen Teil der nächsten Altersklasse bei den männlichen hinzu, also von den 40 bis 50 Jahre alten Angestellten und Arbeitern, dann haben wir beträchtlich mehr als die Hälfte aller männlichen Angestellten und Arbeiter: rund 7 Millionen gegen 5 Millionen. Von diesen 7 Millionen Angestellten und Arbeitern steht ein großer Teil im Kampfe auf den Schlachtfeldern, und viele von ihnen werden gar nicht oder nur als Krüppel in ihre Arbeit zurückkehren.

Allerdings ist das Verhältnis verschieden, wenn wir die Hauptgruppen Landwirtschaft, Industrie, Handel, Arbeiter, Angestellte gesondert betrachten.<sup>1</sup>

Von den Arbeitern waren:

#### 1. in der Land- und Forstwirtschaft

im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	30,3 Proz.	37,8 Proz.
von 20 bis unter 40 Jahren . . . . .	39,1 "	38,7 "
von 40 bis unter 50 Jahren . . . . .	13,3 "	10,1 "
von 50 Jahren und darüber . . . . .	17,3 "	17,3 "
zusammen . . . . .	100,0 Proz.	100,0 Proz.

#### 2. in der Industrie

im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	23,8 Proz.	37,9 Proz.
von 20 bis unter 40 Jahren . . . . .	53,2 "	46,7 "
von 40 bis unter 50 Jahren . . . . .	13,4 "	8,2 "
von 50 Jahren und darüber . . . . .	9,6 "	7,2 "
zusammen . . . . .	100,0 Proz.	100,0 Proz.

#### 3. im Handel und Verkehr

im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	17,9 Proz.	37,1 Proz.
von 20 bis unter 40 Jahren . . . . .	56,5 "	52,9 "
von 40 bis unter 50 Jahren . . . . .	15,4 "	5,3 "
von 50 Jahren und darüber . . . . .	10,2 "	4,7 "
zusammen . . . . .	100,0 Proz.	100,0 Proz.

<sup>1</sup> Statistik des Deutschen Reichs, Band 211.

Von den Angestellten waren:

1. in der Land- und Forstwirtschaft		
im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	8,3 Proz.	16,9 Proz.
von 20 bis unter 40 Jahren . .	46,3 "	54,7 "
von 40 bis unter 50 Jahren . .	23,0 "	13,2 "
von 50 Jahren und darüber . .	22,4 "	15,2 "
zusammen . . . . .	100,0 Proz.	100,0 Proz.
2. in der Industrie		
im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	11,6 Proz.	34,0 Proz.
von 20 bis unter 40 Jahren . .	58,6 "	58,6 "
von 40 bis unter 50 Jahren . .	17,8 "	5,1 "
von 50 Jahren und darüber . .	12,2 "	2,3 "
zusammen . . . . .	100,0 Proz.	100,0 Proz.
3. im Handel und Verkehr		
im Alter	männlich	weiblich
unter 20 Jahren . . . . .	14,0 Proz.	30,1 Proz.
von 20 bis unter 40 Jahren . .	58,6 "	64,5 "
von 40 bis unter 50 Jahren . .	16,3 "	3,6 "
von 50 Jahren und darüber . .	11,1 "	1,8 "
zusammen . . . . .	100,0 Proz.	100,0 Proz.

Ganz besonders wichtig ist die Altersklasse von 20 bis 40 Jahren bei den männlichen Arbeitern und namentlich bei den männlichen Angestellten in der Industrie sowie im Handel und Verkehr: sie allein umfaßt hier mehr als die Hälfte aller beschäftigten männlichen Arbeiter und Angestellten und wird zusammen mit der Altersklasse bis zu 45 Jahren an zwei Drittel der Gesamtzahl heranreichen.

Auf die einzelnen Versicherungszweige verteilen sich die Arbeiter und Angestellten nicht in gleicher Weise.

Die Krankenversicherung umfaßt alle Arbeiter, dagegen von den Angestellten nur die, deren regelmäßiger Jahresarbeitsverdienst den Betrag von 2500 M. nicht übersteigt. Jedoch ist die Zahl der Angestellten, die hiernach von der Zwangsmitgliedschaft in einer Krankenkasse befreit sind, nicht von entscheidender Bedeutung. Daher wird unsere erste Zusammenstellung der Arbeiter und Angestellten unseres ganzen Erwerbslebens im großen ganzen ein Bild auch von der Altersgliederung in der gesamten Krankenversicherung geben. Eine Zusammenstellung nur der Rassenmitglieder nach ihrem Alter ist unmöglich, da die Zahlen hierfür noch nicht ermittelt sind.

Dagegen bieten uns die Untersuchungen des Kaiserl. Statistischen Amtes über den Einfluß von Geschlecht, Alter und Beruf auf die Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in der Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> 4 Bände. Berlin 1910. Carl Heymanns Verlag.

einen Anhalt für die Würdigung der Aenderungen, die der Krieg in den Krankentassen herbeiführt. Nach den Untersuchungen kamen

In der Altersklasse	Auf 100 versicherungspflichtige	
	männliche	weibliche
	Mitglieder	
	Krankheitstage	Krankheitstage
Unter 15 Jahren . . . . .	595	533
Von 15 bis 19 Jahren . . . . .	617	754
"  20 " 24 " . . . . .	657	955
"  25 " 29 " . . . . .	708	1205
"  30 " 34 " . . . . .	814	1395
"  35 " 39 " . . . . .	941	1465
"  40 " 44 " . . . . .	1088	1453
"  45 " 49 " . . . . .	1243	1496
"  50 " 54 " . . . . .	1456	1490
"  55 " 59 " . . . . .	1705	1486
"  60 " 64 " . . . . .	2069	1632
"  65 " 69 " . . . . .	2760	2373
"  70 " 74 " . . . . .	3456	2531
"  75 Jahren und darüber . .	4043	2512

In erster Linie ist das Verhältnis zwischen den männlichen und weiblichen Mitgliedern zu berücksichtigen. Vom 15. Lebensjahre ab bis zum 54. sind bei den weiblichen Mitgliedern die Zahlen für die Krankheitstage größer, meistens viel größer als bei den männlichen Mitgliedern. Nach dem 54. Lebensjahre wird das Verhältnis freilich umgekehrt. Letzteres ist aber von geringer Bedeutung, da die Zahl der Arbeiter und Angestellten über 54 Jahre verhältnismäßig sehr gering ist. Im ganzen belasten die weiblichen Mitglieder ihre Kasse stärker als die männlichen.

Noch wichtiger sind die Veränderungen, die wir bei den männlichen Mitgliedern allein finden, wenn wir hier die Altersklassen vergleichen. Die Zahl der Krankheitstage wird immer größer, je weiter wir nach unten in die Klasse der älteren Mitglieder kommen, so daß die Zahl in der Altersklasse von 45 bis 49 Jahren fast doppelt so groß ist als die Zahl in der Altersklasse 20—24. Und die Zahlen für die Mitglieder über 50 Jahre steigen noch viel stärker.

Das Ergebnis ist also, daß die Abnahme der männlichen Mitglieder im Verhältnis zu dem Stamm der weiblichen Mitglieder und noch mehr die Abnahme der jüngeren Jahrgänge bei den männlichen Mitgliedern unvermeidlich eine verhältnismäßige Zunahme der Krankheitstage zur Folge haben.

Ferner haben die Untersuchungen festgestellt, daß die Sterblichkeitsverhältnisse unter den Rassenmitgliedern in Leipzig äußerst ähnlich sind denen in der Gesamtbevölkerung des Reiches. Nach der allgemeinen deutschen Sterbetafel kamen

In der Altersklasse	Auf 100 000	
	männliche	weibliche
	Personen	
	Todesfälle	Todesfälle
Von 15 bis 19 Jahren . . . . .	429	395
" 20 " 24 " . . . . .	584	514
" 25 " 29 " . . . . .	608	634
" 30 " 34 " . . . . .	715	736
" 35 " 39 " . . . . .	933	846
" 40 " 44 " . . . . .	1221	930
" 45 " 49 " . . . . .	1567	1072
" 50 " 54 " . . . . .	2067	1465
" 55 " 59 " . . . . .	2782	2135
" 60 " 64 " . . . . .	3942	3312
" 65 " 69 " . . . . .	5757	5181
" 70 " 74 " . . . . .	8558	8027

In den meisten Altersklassen sind die Zahlen für die weiblichen Personen kleiner als die Zahlen für die männlichen Personen; nur in den Altersklassen von 25 bis 34 Jahren ist es umgekehrt. Diese letzten Altersklassen umfassen aber gerade die für unsere Krankenkassen wichtigsten und am stärksten vertretenen Jahrgänge. Es sind diejenigen, die infolge des Krieges die stärkste Abnahme erleiden müssen. Daher sind auch in bezug auf die Sterblichkeit die Folgen ungünstig für die Kassen, wenn die Zahl der männlichen Mitglieder im Verhältnis zu den weiblichen dieser Altersklassen geringer wird.

Noch viel stärker zeigt sich uns auch hier die Schädigung der Krankenkassen, wenn wir bei den männlichen Personen der Zunahme in den Zahlen der Todesfälle auf unserer Zusammenstellung von oben nach unten, also von der jüngsten Altersklasse zu den älteren folgen. Die Zahl der Todesfälle ist in der Altersklasse von 45 bis 49 Jahren fast dreimal so groß als in der Altersklasse von 20 bis 24 Jahren. Je mehr junge Mitglieder den Krankenkassen entzogen werden, um so mehr werden die Kassen verhältnismäßig auch durch Sterbefälle belastet.

Ganz ähnliche Verhältnisse treten uns in der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung entgegen. Im Geschäftsjahr 1912 entfielen von den neu bewilligten Invaliden- und Krankenrenten auf die Altersklasse von

20 bis 24 Jahren . . . . .	4 244 Renten
25 " 29 " . . . . .	6 616 "
30 " 34 " . . . . .	6 514 "
35 " 39 " . . . . .	7 235 "
40 " 44 " . . . . .	7 753 "
45 " 49 " . . . . .	9 238 "
50 " 54 " . . . . .	12 776 "
55 " 59 " . . . . .	16 191 "
60 " 64 " . . . . .	25 163 "
65 " 69 " . . . . .	24 033 "
70 und mehr " . . . . .	16 607 "

Hier ist in erster Linie zu berücksichtigen, daß wir keine Verhältniszahlen haben, also nicht die Zahlen für die Renten berechnen können nach den Zahlen der Versicherten in den einzelnen Altersklassen. Jedoch wissen wir aus unseren früheren Zusammenstellungen, daß die Altersklassen von 20 bis 44 Jahren zu den stärksten gehören. Trotzdem sind hier die Zahlen für die Renten verhältnismäßig gering. Mithin ist die Zunahme der Rentenfälle unter Berücksichtigung der Zahlen für die Versicherten in den unteren Altersklassen noch viel stärker, als sie sich in unserer Zusammenstellung zeigen.

Dies gilt auch für die Hinterbliebenenrenten. So entfielen — wiederum im Geschäftsjahr 1912 — von den neu bewilligten Witwen- und Witverrenten auf die Altersklassen von

20 bis 24 Jahren	3 Renten
25 " 29 "	12 "
30 " 34 "	60 "
35 " 39 "	112 "
40 " 44 "	183 "
45 " 49 "	294 "
50 " 54 "	520 "
55 " 59 "	702 "
60 " 64 "	881 "
65 " 69 "	648 "
70 und mehr "	387 "

Hier ebenfalls um so größere Zahlen, in je ältere Klassen wir kommen.

Aus der Unfallversicherung liegen nur ältere Zahlen vor.

Auf je 1000 männliche Versicherte der gewerblichen Betriebe kamen im Jahre 1897<sup>1</sup> in den Altersklassen

unter 16 Jahren	2,7 Unfälle
von 16 bis unter 18 Jahren	3,6 "
" 18 " " 20 "	4,3 "
" 20 " " 30 "	6,2 "
" 30 " " 40 "	10,1 "
" 40 " " 50 "	13,8 "
" 50 " " 60 "	15,3 "
" 60 " " 70 "	16,0 "
" 70 Jahren und darüber	9,9 "

Die Unfallhäufigkeit wächst mit dem höheren Alter der Versicherten und fällt nur in der letzten Altersklasse.

„Aus diesem Verlauf der Unfallhäufigkeit“, heißt es dazu in der amtlichen Bearbeitung der Ergebnisse, „wird man zu entnehmen haben, daß die Unfallhäufigkeit in den jugendlichen Jahren, welche nach den später zu besprechenden Zahlen vielfach auf Leichtsinne, Unachtsamkeit usw. zurückzuführen ist, dadurch verringert wird, daß dem jugendlichen Arbeiter noch nicht die gefährlichen Arbeiten übertragen werden. Im vollkräftigen Mannesalter von 20. bis zum 50. Lebensjahre, wo dies der Fall zu sein pflegt, wächst dann die Unfallhäufigkeit beträchtlich. Das weitere Wachstum der Häufigkeit der Unfälle, das noch in den höheren Lebensjahren zu bemerken ist, wird man dem höheren Alter an sich und dem dadurch mitbedingten Nachlassen der Arbeitskraft und Gelenkigkeit zuzuschreiben

<sup>1</sup> Amtliche Nachrichten des Reichs-Versicherungsamts 1900, 2. Beiheft.

haben. Für das Sinken der Unfallhäufigkeit mit dem höchsten Lebensalter, 70 Jahre und darüber, wird die in solchem vorgerückten Alter zu vermutende weniger häufige Beschäftigung mit besonders gefährlichen Arbeiten mitsprechen."

Wesentlich sind — wenigstens in den Altersklassen vom 20. Lebensjahre ab — die Verhältnisse in den landwirtschaftlichen Betrieben. Hier kamen im Jahre 1901<sup>1</sup> auf je 1000 männliche Versicherte in den Alters-

unter 16 Jahren . . . . .	3,1	Unfälle
von 16 bis unter 18 Jahren . . . . .	2,8	"
" 18 " " 20 " . . . . .	2,6	"
" 20 " " 30 " . . . . .	3,0	"
" 30 " " 40 " . . . . .	4,4	"
" 40 " " 50 " . . . . .	6,6	"
" 50 " " 60 " . . . . .	8,1	"
" 60 " " 70 " . . . . .	10,4	"
" 70 Jahren und darüber . . . . .	8,7	"

In der ersten Altersklasse erklärt sich die außergewöhnlich hohe Zahl von Unfällen zu einem guten Teile durch die unverantwortliche Belastung ganz junger Kinder mit solchen Arbeiten, für die so junge Kinder noch nicht den notwendigen Ernst und die unerlässliche Aufmerksamkeit mitbringen. Vom 20. Lebensjahre ab aber sehen wir — wie in den gewerblichen Betrieben — die Unfallhäufigkeit immer größer werden bis zum 70. Lebensjahre.

Während des Krieges wird die Unfallversicherung verhältnismäßig am wenigsten zu leiden haben. Aus den meisten Fabriken sind ja nicht nur die jungen, kräftigen Arbeiter, die in den Krieg mußten, heraus, sondern alle Arbeiter, also auch die älteren, weniger widerstandsfähigen, da eine große Arbeitslosigkeit herrscht. Je weniger Arbeiter aber beschäftigt sind, desto weniger Betriebsunfälle belasten die Unfallversicherung. Ja, dieser Zweig der Arbeiterversicherung wird sogar in einer Beziehung durch den Krieg entlastet: Unter den Kriegsteilnehmern befinden sich nicht wenige, die eine geringe Unfallrente beziehen. Von ihnen wird so mancher nicht mehr wiederkommen und dann sind die Berufsgenossenschaften von der Zahlung der Renten früher befreit worden, als es bei einem ungestörten Verlauf der Dinge der Fall gewesen wäre.

Dagegen leidet die Krankenversicherung sehr schon jetzt während des Krieges. Am richtigsten wäre es gewesen, wenn die Kriegsnotgesetze vom 4. August 1914 auch noch vorgeschrieben hätten, daß für die Kriegsteilnehmer alle Rechte und Pflichten ruhen. Das hätte freilich zur Voraussetzung gehabt, daß der Staat so, wie es sich gehört, für die Kriegsteilnehmer im Falle einer Erkrankung sorgen würde. Seine Leistungen durften unter keinen Umständen hinter dem zurückbleiben, was die anderen Erkrankten von ihrer Krankenkasse beanspruchen können. Leider ist das nicht der Fall. Ueberdies besteht das Recht der Kriegsteilnehmer, sich freiwillig weiter zu versichern. Die Folge davon ist, daß in der Tat ein Teil der Kriegsteilnehmer Mitglied ihrer Krankenkasse geblieben ist. Ja, viele Krankenkassen haben sich sogar bemüht, möglichst viele Familien und Unternehmer zur Weiterversicherung der Kriegsteilnehmer zu veranlassen, um

<sup>1</sup> Amtliche Nachrichten des Reichs-Versicherungsamts 1904, 1. Beiheft.

ihnen und ihren Familien eine möglichst gute Krankenhilfe zu sichern, in einigen Fällen auch die Familienhilfe zu erhalten. Demgemäß müssen die Krankenkassen für die verwundeten oder sonst erkrankten Kriegsteilnehmer, die weiterversichert sind, namentlich Krankengeld auszahlen, und das wird eine schwere Belastung werden.

Dazu kommt, daß auch von den arbeitslosen Arbeitern manche in ihrer Klasse freiwillig bleiben. Sie werden durch das Elend der Arbeitslosigkeit und durch die allgemeine Unruhe schwer gedrückt, ihre Gesundheit wird dadurch um so schneller aufgerieben, Krankheiten werden häufiger als je eintreten, die Krankenkasse wird um so mehr belastet.

Dies wirkt endlich auch auf die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. So mancher Arbeiter wird vor der Zeit arbeitsunfähig oder stirbt, und dann muß die Versicherung um so früher für die Invaliden oder Hinterbliebenen eintreten.

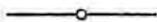
Aber alle drei Versicherungszweige werden nach dem Kriege, wenn sich das wirtschaftliche Leben wieder ungestört entwickeln kann, sehr schwer unter den Nachwirkungen des Krieges zu leiden haben. Dann müssen in unserem Wirtschaftsleben die Lücken ausgefüllt werden, die uns durch den Krieg gerissen worden sind. Dann fehlen uns gerade unsere tüchtigsten Arbeitskräfte, und die besonders anstrengenden und gefährlichsten Arbeiten müssen nur zu oft solchen Arbeitern zugemutet werden, die noch nicht oder nicht mehr die dazu nötige Kraft haben. Dann haben wir die doppelte Schädigung unserer Arbeiterversicherung: Die für die Versicherung günstigsten Altersklassen sind außergewöhnlich schwach besetzt und die anderen Altersklassen übermäßig angestrengt. Dann treten die Krankheiten häufiger als je auf, die Zahlen der Betriebsunfälle wachsen an, und wie oft müssen Invaliden- und Hinterbliebenenrenten gewährt werden. Um alles dies zu ertragen, muß die Arbeiterversicherung bedeutend verbessert werden.

Dazu kommt, daß durch die Kriegsnotgesetze vom 4. August 1914 ferner die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die Krankenversicherung des Hausgewerbes für die Dauer des Krieges außer Kraft gesetzt worden sind. Sie werden sicher nur mit beträchtlichen Verbesserungen wieder den Krankenkassen auferlegt werden können, da sie sich bereits vor dem Kriege als eine unerträgliche Last erwiesen haben.

Endlich hat der Krieg in einer nur zu empfindlichen Weise auch den maßgebenden Kreisen gezeigt, daß eine zweckmäßige Arbeitslosenversicherung bereits unentbehrlich geworden ist. Die Notbehelfe, zu denen jetzt so viele Gemeinden mit ihren Arbeitslosenunterstützungen gezwungen sind, werden nach dem Kriege zu einer richtigen Arbeitslosenversicherung ausgebaut werden müssen.

Daher sind es unaufschiebbare, aber auch sehr große Aufgaben, vor die uns hier der Krieg gestellt hat. Je länger der Krieg dauert, um so schwieriger werden sie. Wir müssen demgemäß auch mit Rücksicht hierauf fordern, daß der Krieg so bald wie irgendmöglich beendet werde.

Außerdem müssen wir alles tun, daß nach dem Kriege die große Masse des arbeitenden Volkes den entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung und die öffentliche Verwaltung ausübt und dadurch die Lösung jener großen Aufgaben zum Segen des arbeitenden Volkes gesichert ist.



## Einige ungedruckte Briefe Lassalles an Marx.

Von Eduard Bernstein.

(Schluß.)

### Dritter Brief.

Am 8. Mai 1857 schrieb Marx an Friedrich Engels: „Einliegend Brief von Lassalle. . . . Wie soll ich es mit ihm halten? Antworten oder nicht?“ Es war das offenbar der Brief, von dem Lassalle im zweiten Absatz des untenstehenden Briefes spricht. Warum Marx zauderte, ihn zu beantworten und ihn dann auch wirklich nicht beantwortet hat, wissen wir jetzt. Bald nach Empfang des zweiten unserer Briefe hatte er Lassalle freundschaftlich nach Paris geschrieben und ihn zu einem Besuch nach London eingeladen. Da war im Februar 1856 Gustav Lewy von Düsseldorf als Beauftragter von Düsseldorfer Sozialisten nach London gekommen und hatte Marx und Freiligrath Anklagen gegen Lassalle vorgebracht, die auf diese, wie Marx am 5. März 1856 an Engels schreibt, „einen entsetzlichen Eindruck“ machten, so sehr er (Marx) für Lassalle eingenommen gewesen sei. Später stellte sich heraus, daß Lewy infolge eines persönlichen Konflikts mit Lassalle arg übertrieben hatte. Vorläufig aber war das Vertrauen von Marx in diesen so erschüttert, daß Marx noch am 22. Dezember 1857 hinsichtlich seiner Antwort auf den vorliegenden freundschaftlichen Brief Lassalles an Engels schrieb:

„Dem Lassalle habe ich kurz und kühl geschrieben. Ich hätte allerdings den Brief von Freiligrath erhalten, aber nicht geantwortet aus Gründen, die schwer schriftlich mitzuteilen seien. Sonst nur wenige Worte zugefügt.“

Es ist begreiflich, daß Lassalle für diese so lakonische Bemerkung kein rechtes Verständnis zeigte. Wie er sie auffaßte, ersieht man aus dem vierten unserer Briefe. Sein vorliegender Brief erklärt im übrigen sich selbst.

Berlin, 17. Dezember [1857].

Potsdamer Straße Nr. 131.

### Lieber Marx.

Nicht lange nach meiner Rückkehr aus dem Orient (Januar 1857) schrieb ich Dir unter Deiner alten Adresse, ohne eine Antwort zu erhalten. — Da ich keine bekam, nahm ich an, daß Du Deine Wohnung geändert und der Brief verloren gegangen.

Kurz, ehe ich mich von Düsseldorf, um meinen Heraklit herauszugeben, nach Berlin begab (April cr.), schrieb ich Dir aber einen zweiten ausführlichen Brief, und diesen da mußt Du erhalten haben, denn ich sandte ihn an Freiligrath, dessen Adresse ich jetzt nicht mehr, wohl aber in Düsseldorf wußte.

Gleichwohl erhielt ich auch hierauf kein Wort der Erwidderung, und ich muß Dir wirklich sagen, daß, so fremd mir sonst Sentimentalität ist, mich dies geschmerzt hat, denn ich, über den die Zeit in keiner Hinsicht irgend welche Macht hat, weise Dir noch immer dieselbe Liebe und Achtung wie früher, Du aber scheinst mich vergessen zu haben, was nicht allzu gerecht ist.

Gleichwohl, als von hier aus ein Bekannter von mir, Gastwirt . . . .<sup>1</sup>, nach London ging, schrieb ich einen dritten und diesmal sehr ausführlichen und, weil er sicherer ging als mit der Post, über allerlei Dinge plaudernden Brief, den ich ihm mitgab. Ich gab ihm hierzu auch noch Deine alte Adresse und bat ihn, vermöge derselben Deine jetzige zu ermitteln. Er kam aber mit dem Brief zurück und sagte, er habe Dich trotz aller Mühe nicht aus-

<sup>1</sup> Der Name ist übermalt. E. B.

findig machen können. Da zerriß ich den Brief, was mir jetzt leid thut, da ich Dir ihn jetzt hätte beilegen können, und gab es auf.

Aber Anfang dieses Monats erhielt ich von meinem Vetter Dr. M. Friedländer, demselben, der früher Redakteur der „Neuen Oderzeitung“ war und jetzt zweiter Redakteur der „Presse“ in Wien geworden ist, das beifolgende Schreiben. Nun traf ich durch meinen hiesigen Verleger Anstalt, Deine Adresse zu ermitteln, und siehe, es gelang! Hoffentlich richtig!

Ich schicke Dir also Maxens Schreiben! Ich kenne die gegenwärtige Haltung der „Presse“ gar nicht und kann also auch gar nicht beurteilen, ob es Dir möglich sein wird, auf meines Veters Plan einzugehen. Scheint Dir dies aber möglich, so würde ich Dir jedenfalls raten, ein *ä u ß e r s t h o h e s* Honorar zu fordern. Denn die „Presse“ verfügt jedenfalls über sehr große Mittel und — ich lege Dir deshalb eben Maxens Brief bei — es scheint ihnen dabei auf keinen Preis anzukommen.

In Folge eines von mir meinem Verleger gegebenen Auftrages wirst Du durch den Buchhändler David Nutt ein Exemplar meines Heraklit von mir zugesandt erhalten. Nicht, damit Du es lesest, sondern nur als Zeichen meiner fortdauernden Liebe und Hochachtung. Das Buch ist seit der zweiten Hälfte November erschienen und hat das Glück gehabt, hier in der gelehrten Welt die merkwürdigste Sensation zu erregen! Ich habe die fabelhaftesten Briefe von Boeckh, Humboldt, Lepsius und vielen anderen erhalten. Boeckh, Lepsius, Johannes Schulze kamen zu mir gestürzt (in Folge eines komischen Zusammentreffens fand sich Boeckh grade zusammen mit dem roten Becker bei mir ein, der eben durchreiste), und Philologen wie Hegelianer gehen hier wie der Ausrufer des Königs Ahasverus vor Mardochai vor mit her und schreien: „Das ist der Mann, der den Heraklit geschrieben hat.“ Humboldt hat mich genötigt, zu ihm zu kommen, und colportiert meinen Ruhm, und nachdem es durch Alles dies einmal Mode geworden ist, mich auf das unverschämteste zu lobhudeln, übertreibt jeder um die Wette! Ich lasse mir das Alles ruhig gefallen und lebe das Gute mit eben so ungerührtem Gemüte darnieder, wie früher das Schlechte. Der reelle Gewinn bei der Sache ist, daß ich in Folge des großen Geschreis unter den Spizen der gelehrten Welt von der Polizei keine Exmision von hier zu befürchten habe, was mir sehr zurecht kommt. Denn der mir gestattete sechsmonatliche Aufenthalt war eben abgelaufen, und in der That hat man sich auch jetzt noch nicht zu einer bestimmten Verlängerung verstanden. Aber man wird sich jetzt scheuen, Scandäler mit mir zu machen, und das reicht mir hin. So werde ich denn noch hier bleiben. Wie lange? weiß ich selber nicht. Nun leb wohl, grüß mir Deine Frau und meine Freunde und schreibe bald Deinem Dir sonst gewiß zürnenden

F. Lassalle.

#### Vierter Brief.

Hier haben wir Lassalles Antwort auf die in der Bornotiz zum Brief Nr. 3 erwähnte diplomatische Bemerkung von Marx über sein Nichtschreiben. Sie läßt keine Ahnung davon durchblicken, daß Marx irgendwie politisch gegen Lassalle eingenommen war. Auch in bezug auf die Mitarbeit an der von Lassalles Vetter Max Friedländer redigierten Wiener Presse hat Lassalle Marx nicht ganz richtig verstanden. Marx hatte dem Friedländer durch Lassalle bestellen lassen, er sei

zwar auch antifranzösisch (d. h. gegen die Regierung Napoleons III.), aber nicht minder antienglisch und könne „am allerwenigsten für Lord Pam (Palmerston) schreiben“, und diese Bemerkung nimmt Lassalle, wie wir sehen, für eine völlige Ablehnung, während Marx nicht abgeneigt war, immerhin Artikel über den Geldmarkt und was damit verbunden war, für die Presse zu schreiben. So äußerte er sich über diesen Punkt in seinem Brief an Engels vom 22. Dezember 1857, worin er Engels von seiner, dem Friedländer durch Lassalle übermittelten Antwort auf dessen Einladung berichtet, und es muß angenommen werden, daß er mindestens eine dahingehende Andeutung auch in seinem Brief an Lassalle eingeflochten hatte. Lassalle entnahm aber dem Schreiben nur, daß Marx die Friedländer'sche Einladung ablehnte, und ließ daher, wie er hier anzeigt, die Sache mit der Presse ganz fallen.

Dagegen sehen wir ihn auf die Mitteilung von Marx, daß dessen ökonomisches Werk dem Abschluß entgegengehe, Marx sofort wieder freundschaftlich seine Hilfe beim Auffuchen eines Verlegers anbieten. Die Ausführung dieses Angebots, auf das Marx gern einging, ließ den Briefwechsel der beiden wieder reger werden und brachte auch sonst Marx Lassalle von neuem etwas näher. Sie scheint ihn veranlaßt zu haben, Lassalle zuliebe dessen Heraklit genauer durchzunehmen.

Zeitgeschichtlich interessant und Zeugnis für Lassalles politische Beobachtungsgabe sind dessen Bemerkungen über die Jubelstimmung in Berlin bei der Uebernahme der Vertretung des wahnsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. durch den Prinzen Wilhelm von Preußen, den nachmaligen Wilhelm I., und der Verlobung von dessen Sohn Friedrich Wilhelm mit der englischen Prinzessin Victoria, sowie die treffende Einschätzung des politischen Wertes dieser Stimmung.

Berlin, 10./2. 1858.

Potsdamer Straße Nr. 131.

Antworte bald!

Lieber Marx! Wiederhole auf jedem Deiner Briefe Deine Adresse.

Seit meinem letzten Brief an Dich ist es mir recht schlecht gegangen. Ich wurde von einer äußerst heftigen Halsentzündung ergriffen und mußte 4 bis 5 Wochen das Bett hüten. Daher auch der Grund, daß ich nicht eher schrieb, denn selbst, als sie vorbei war, waren — und sind noch — alle meine Angelegenheiten so in Rückstand und Unordnung gekommen, daß es nicht früher möglich.

Wie kannst Du nur sagen, ich hätte die Correspondenz zuerst abgebrochen. Ein solcher Ausdruck würde ja fast eine Absicht meinerseits involviren. Wenn ich auf den Brief aus Manchester lange nicht antwortete, so waren nur meine Reisen daran Schuld. Lachen mußte ich darüber, daß Du schreibst, weil Du mir einiges erzählen wolltest, wozu Privatgelegenheit erforderlich und diese sich nicht fand, schreibst Du mir gar nicht! Welche Logik, theurer Freund! Handle nur nie wieder nach derselben, sonst riskire ich ja alle Augenblicke, nichts mehr von Dir zu hören.

Hat Dir jetzt Nutt das Buch geschickt? Duncker schwört wenigstens darauf. Wenn nicht, so schreibe es mir sofort. Wenn Du früher Spezialstudien über die Stoa und Skepsis getrieben, so wird Dich das Buch jedenfalls sehr interessieren. Der Titel geht zwar nur auf Heraklit. In der That sind aber über vieles, vorzüglich über Plato und noch mehr über die Stoa die ausführlichsten Specialuntersuchungen mit jedenfalls ganz neuen Resultaten darin enthalten. Hin und wieder mußte auch auf die Skepsis ein Blick geworfen werden. Du würdest mir überhaupt einen Gefallen thun, wenn Du das Werk — aber von Anfang an, nicht blättern

— durchlesen wolltest. Es ist dies nicht so erschrecklich, wie es aussehen kann. Hast Du Dich erst ein gut Theil hineingelesen, so wirst Du schon von selbst weiterlesen, und ich wäre von keinem Menschen so gespannt als von Dir zu hören, was er — sincèrement — von dem Ganzen sagt.

Deine Antwort auf den Wunsch meines Veters hatte ich mir freilich schon im Voraus gedacht und sie ihm im Voraus fast mit denselben Worten als Deine muthmaßliche Erklärung mitgeteilt. Dennoch hielt ich es nicht für grade absolut unmöglich, daß Du auf den Wunsch der „Presse“ eingingst. Denn wenn auch die „Presse“ ihr „antifranzösisch“ so meinen mag, daß es mit „pro England“ identisch ist, so brauchte das doch für Dich nicht maßgebend zu sein. Es reichte vielleicht hin, wenn Du „antifranzösisch“ (d. h. anti„napoleonisch“) Artikel schreibst, was Du ja vollkommen gut konntest, ohne Dich über das pro- oder anti-englisch mit ausdrücklichen Worten zu verbreiten, sondern hier Deine Ansicht nur andeutend. In der Negative mit Dir einverstanden und um Dich, worauf sie großen Wert zu legen schien, überhaupt zu haben, hätte sich die „Presse“ vielleicht hiermit begnügt und es sich gefallen lassen. Freilich wären wohl immerhin gar bald Materien aufgetaucht, wo[über] es zu Conflicten geführt hätte. Ich habe nun in Folge Deiner Ablehnung und meiner Krankheit gar nicht weiter an meinen Vetter geschrieben, weil sich ja die Sache so von selbst aufhebt. Willst Du gleichwohl, daß ich ihm noch irgend etwas schreiben soll, so sage es mir.

Sehr erfreut hat mich die Nachricht, daß Du jetzt endlich Dein ökonomisches Werk zu beenden und erscheinen zu lassen gedenkst. Wenn Du es in Berlin willst erscheinen lassen und ich Dir dabei nützlich sein kann, so rechne auf mich. Ich glaube einigen Einfluß hier auf Buchhändler zu haben und würde jedenfalls, was ich bin und was ich kann, mit altem Eifer zu Deiner Position stellen.

Unsere Bourgeoisie hat wieder einmal den Himmel voller Geigen! Sie schwelgt in Jubel und Hoffnungsrausch. Die prinzliche Heirat ist ihr Bürgerschaft von, ich weiß nicht, was allem. Aber selbst die kleinbürgerliche Bierdemokratie stimmt in diesen Jubel ein. So sind von Streckfuß u. A. Briefe an die hiesige „Volkszeitung“ (Fortsetzung des „Urwählers“) gelangt, in denen diese aufgefordert wurde, für den Empfang des Ehepaars zu agitiren, was aber zum Glück dennoch nicht geschah. Ja, Rudolf Schramm hat aus London derselben „Volkszeitung“ einen handwurmlangen Jubelartikel geschickt, in welchem er diese Vermählung als das Höchste feiert, was ein wahrhaft gesunder politischer Sinn, der von den „abstrakten Theorien des Jahres 1848 zurückgekommen“ sei, von Preußen fordern könne! Der Artikel war unterzeichnet mit seinem vollen Vor- und Zunamen und seiner Wohnungsangabe und sollte nach seiner Absicht so in die Zeitung gesetzt werden (er wollte wahrscheinlich eine „persönliche Amnestie), die ihm jedoch die Aufnahme überhaupt verweigert hat.

So illusionär, grundlos und erbärmlich dieser Jubel und diese Hoffnungen sind, so steht doch fest, daß grade durch dieselben eine Auflockerung der Regierungszügel in irgend welchem Umfange eintreten wird. Eine Voraussetzung der öffentlichen Meinung, wenn sie, wie die gegenwärtige, eine ganz allgemeine ist, wirkt eben dadurch, wie irrig sie auch an sich sei, wie

eine Tatsache. In Folge dieser allgemeinen Voraussetzung nimmt sich jeder von der Oppositionspartei eine Gurke mehr, Jeder aus den Reihen der Administration — denn diese ist gleichfalls von der allgemeinen Annahme beeinflusst — eine Gurke weniger heraus, und damit ist die Auflockerung aber gegeben. — Was hast Du zu den napoleonischen lois des suspects gesagt? Die Ueberzeugung wird hier selbst in den officiellen Kreisen ganz allgemein, daß er in seine letzte Periode getreten! Er geberdet sich wirklich wie die Ratte im Kellerloch, „als hätt' er Lieb' im Leibe“. Nur daß er statt der Liebe die Wahlen und das Attentat im Leibe hat. Hoffentlich fährt er so fort und sputet sich.

Sehr erfreut hat mich, was Du mir von Freiligrath schreibst. Ich bin ihm immer so gut, wie ich ihm je gewesen. Aber sehr Unrecht bleibt es von ihm, daß er mir so lange nicht geschrieben. Seit Jahren, Jahren hat er den letzten Brief von mir. Sage ihm doch, daß er mich sehr durch eine Zuschrift erfreuen würde. Dich, Deine Frau und Kinder herzlichst grüßend

Dein F. Lassalle.

### Fünfter Brief.

In diesem Brief werden Tatsachen mitgeteilt, die auf Lassalles Handel mit dem Intendanturrat Fabriz — so schreibt Lassalle hier und in der Eingabe an den Prinzregenten den Namen — sowie auf die Eingabe Lassalles vom 15. Juni 1858 an den Prinzregenten Wilhelm von Preußen einiges neue Licht werfen.

Mit Bezug auf den ersten Punkt ist folgendes zu bemerken. Lassalle war, nachdem er eine ihm von dem genannten Fabriz gewordene Duellforderung abgelehnt hatte, von diesem und dessen Kartellträger auf der Straße überfallen worden, hatte in der Gegenwehr Fabriz den Kopf blutig geschlagen, war aber dann in Zweifel geraten, ob er, wengleich grundsätzlicher Gegner des Duells, nicht doch behufs Abwehr des Vorwurfs der Feigheit nun nachträglich noch Fabriz fordern sollte, und hatte sich unterm 4. Juni 1858 von Marx dessen und der Freunde Rat in dieser Sache erbeten. Der Rat ward ihm erteilt und lautete (vgl. Brief Marx' an Engels vom 2. Juli 1858): das Duell sei im allgemeinen eine Sache, die man vorläufig noch tun und lassen könne; Leuten gegenüber aber, die es als ein Kastenprivilegium in Anspruch nähmen, sei es revolutionär, sich auf den „Knotenstandpunkt“ und den „Holzkomment“ zu stellen; Lassalle tue also gut, Fabriz, nachdem dieser Prügel erhalten, nicht noch einmal zu fordern. Mit diesem Bescheid erklärte sich Lassalle nun, wie man sieht, einverstanden.

Aus Anlaß des Vorfalles mit Fabriz war aber Lassalle aufs neue aus Berlin ausgewiesen worden, und während man früher nur wußte, daß der Skandal, den die Sache gemacht, das Berliner Polizeipräsidium veranlaßt hatte, die Lassalle gewährte Aufenthaltbewilligung zurückzuziehen, erfahren wir jetzt zum erstenmal, daß politische Denunziationen des Fabriz gegen Lassalle dabei auch eine Rolle gespielt haben, wenn nicht sie es waren, welche überhaupt den Polizeipräsidenten zur Ausweisung Lassalles bestimmt hatten.

Und schließlich widerlegt der Brief die seinerzeit von Onken in den „Preussischen Jahrbüchern“ vom Februar 1903 aufgestellte Hypothese, daß Lassalle „die kluge Diplomatie“ geübt habe, sein Gesuch an den Prinzen von Preußen vor Marx geheimzuhalten. Ob Lassalle sich irgendwelchen Befürchtungen hingegeben hat, daß die Gesinnungsgenossen in London seinen Schritt verurteilen möchten, bleibt Sache der Vermutung. Nährte er aber solche, so war es doch wohl klügere und unzweifelhaft auch anständigere Diplomatie, ihnen selbst von der Eingabe Mitteilung zu machen, als es darauf ankommen zu lassen, ob sie durch Dritte davon erfahren würden. In seinem Brief an Friedrich Engels, dem er das Lassallesche Schreiben beilegt (Brief vom 8. August 1858) bemerkt Marx, während Lassalle von ihm

„eine ungeheure Menge von Verschwiegenheit über die Sache verlange“, sei sie im wesentlichen auch in der „Kölnischen Zeitung“ zu lesen. Sie wäre also auf jeden Fall Marg zu Ohren gekommen.

Marg hält sich in dem erwähnten Brief über die superlativischen Ausdrücke auf, in denen Lassalle von seiner Eingabe und den mit ihr verbundenen Schritten spricht, und sicherlich klingen sie etwas nach Renommisterei. Aber es war nun einmal die Art Lassalles, in Superlativen zu sprechen, und beim Nachlesen seiner — im Juniheft der „Deutschen Rundschau“ und im Septemberheft der „Dokumente des Sozialismus“ vom Jahre 1903 abgedruckten — Eingabe wird man finden, daß Lassalle darin in der Tat das vom Polizeipräsidenten v. Jeditz ihm gegenüber beobachtete Verfahren so scharf mitnimmt, wie es in einer solchen Witschrift überhaupt nur angängig war. Seine Begründung des Gesuches konnte Lassalle einem jeden zeigen; der Revolutionär hat sich in ihrem Text nicht das Geringste vergeben. Er beruft sich auf seine wissenschaftlichen Arbeiten, er gibt Versprechungen ab über sein Verhalten in Berlin während der Dauer der Aufenthaltsbewilligung; aber er deutet mit keiner Silbe an, daß sich an seiner politischen Gesinnung etwas geändert habe oder unter dem Einfluß seines Aufenthalts in Berlin etwa ändern werde. Von den vorgeschriebenen Floskeln der Anrede abgesehen, ist das Gesuch in sehr mannhafter, man kann sogar sagen, stolzer Sprache gehalten.

Fraglich ist also nur, ob es dem Revolutionär Lassalle anstand, sich überhaupt mit einem solchen Gesuch an den Prinzen von Preußen zu wenden. Obwohl im Briefwechsel Marg-Engels nichts darüber steht, liegt Grund vor, anzunehmen, daß die Genannten den Schritt für kompromittierend hielten. Aber sie nahmen ihn nicht tragisch als einen Gesinnungsverrat, sondern als einen der Lassalle eigenen Verstöße gegen den Takt.

In der Sache hat Lassalle damals seinen Willen durchgesetzt. Als er im Herbst 1858 nach Berlin kam, war mittlerweile die bloße Vertretung des Königs Friedrich Wilhelm IV. durch den Prinzen von Preußen in des letzteren Regentschaft umgewandelt und das Reaktionsministerium v. Westphalen entlassen. Ein neuer Wind wehte, und so zog auch die Polizei mildere Seiten auf. Sie bewilligte Lassalle von neuem den Aufenthalt in Berlin, bis nach weiteren Schritten Lassalles diesem auf Grund einer am 7. November 1859 getroffenen Verfügung des Prinzregenten das Recht der dauernden Niederlassung zuerkannt wurde.

Berlin, 23. Juli 1858.

Lieber Marg!

Morgen oder übermorgen trete ich mit Franz Duncker eine sechs- bis achtwöchige Reise in die Schweiz an. Den Brief beende ich zwar noch hier, werde ihn aber wohl erst in Frankfurt zur Post geben. Wir haben bisher täglich dem Eintreffen Deines Manuscriptes entgegengesehen. Da es nun nicht gekommen, so schicke es nicht vor Ende September, wo Duncker wieder zurück ist. Adressire es an ihn: Herrn Franz Duncker, Berlin, Potsdamer Straße Nr. 20. (Nicht an mich.)

Für Deinen Brief in meiner Sache mit Fabriz danke ich Dir vielmals. Noch ehe derselbe ankam, war die momentane Anwandlung lange vorübergegangen. Deine und unserer Freunde, Engels und Lupus, Meinung stimmt mit der meinigen im Wesentlichen überein. Die Untersuchung gegen Fabriz und Bormann geht weiter ihren Gang und hätte wohl schon ihr Ende erreicht, wenn sie nicht durch Krankheit des Fabriz unterbrochen worden wäre. Daß beide Herren suspendirt wurden und noch sind, habe ich Dir wohl schon in meinem Letzten geschrieben. Ich war als Zeuge vernommen worden, aber nicht v e r e i d i g t worden. Das Militärgericht wollte sich stellen, als läge hier eine Denunciation wegen Beleidigung vor, wobei Vereidigung

nicht zulässig ist, und verweigerte deshalb die Vereidigung. Es zeigte sich überhaupt deutlich, daß das Generalkommando die Herren soviel als möglich schützen wolle. Da richtete ich über diese und andere große Ungehörigkeiten ein schneidend scharfes Memoire an das Militärgericht und hatte die Gemüthung, die Herren mindestens in mehreren Punkten sofort nachgeben zu sehen. Meine Vereidigung wurde umgehend verfügt und vorgenommen.

Der Ausgang kann demnach nicht zweifelhaft sein. In 4 Wochen, denke ich, wird das Urtheil gefällt sein!

Die Geschichte hat aber noch eine andere Folge gehabt. Die Canaille, Fabriz, hat, wie ich seitdem von dem Polizeipräsidenten selbst erfahren, eine politische Denunciation über angebliche schauderbare politische Aeußerungen und Gespräche, die ich bei Dunkers geführt, gegen mich erhoben. Ja, um sich zum lieben Kinde zu machen, ging er sogar so weit, zu behaupten, daß diese politischen Aeußerungen der wahre i n n e r e, wenn auch von ihm nicht ausgesprochene Grund seiner Forderung gewesen wäre, und er das Lächeln nur zum Vorwand genommen, um jenen zu verbergen.

Diese politische Denunciation einerseits, die Wut andererseits, daß zwei M i l i t ä r personen nun wieder „an mir den Hals brechen sollten“ (Worte einer guten Quelle; ein Intendanturrath hat nämlich Majorrang in der Armee, zu der er gehört), führten zu dem Resultat, daß mir der Polizeipräsident eine Ausweisungsordre von hier zukommen ließ. Am 30. Juni sollte ich bei Vermeidung von Zwangsmaßregeln Berlin verlassen. Du kennst das alte Lied. Aber ich machte bonne resistance. Ich setzte Boeckh und Humboldt in Bewegung, die beide mit großer Energie auftraten. Humboldt that wirklich mehr als ich selbst erwartet und für möglich gehalten hätte. Er schrieb einen fulminanten Brief an den Prinzen von Preußen und theilte mir abschriftlich Auszüge mit. Er schrieb an Manteuffel, sprach mit Maistre etc. Ich selbst hatte eine äußerst r e i n d e u t l i c h geschriebene Immediatbeschwerde an den Prinzen gegen diese Gewalttat gerichtet und wahrhaft foudroyante Anklagen gegen den Minister des Innern erhoben, von dem sie ausging. Einige Tage darauf schreibt mir Humboldt wieder, er habe beim Prinzen gespeist und diesen befragt, ob er ihm seine Bitte erfüllen werde, worauf der Prinz ihm „sehr bestimmt“ versichert habe, daß nichts meine hiesigen wissenschaftlichen Arbeiten und meinen Aufenthalt stören werde. Nun war ich natürlich ganz ruhig. Der Prinz reiste ab. Der 30. Juni ging vorüber, ich sah und hörte nichts. Denke Dir nun meine Verwunderung, als ich endlich vor wenigen Tagen zum Polizeipräsidenten zu kommen brieflich eingeladen werde und dieser mir einen schriftlichen Bescheid des Ministers einhändig, worin dieser sagt: er habe allerhöchste E r m ä c h t i g u n g erhalten, meine Beschwerde nach seinem Befinden zu entscheiden, und bescheide sie abschläglich. Es kam zwischen mir und Jedlitz zu den interessantesten ergößlichsten Szenen. Er drohte mit Execution, ich mit Veröffentlichung der Humboldtschen Briefe nebst meiner Immediatbeschwerde. Endlich einigten wir uns dahin, daß, da ich jetzt ohnehin nach der Schweiz reiste, bis zu meiner Rückkehr (Anfang Oktober) die Sache liegen bleiben solle. Dann soll sie definitiv entschieden werden. Wer weiß, wie sie zu Ende geht. Vorteilhaft ist das Arrangement allerdings insofern für mich, als dann der Prinz wieder zurück ist und Humboldt (zu dem ich gleich fuhr, er war auf das äußerste wüthend und entrüstet) ihn fassen kann.

Ich habe wohl nicht nötig erst die dringende Bitte hinzuzufügen, daß Du keinem Menschen etwas von dem mitteilst, was ich hier von den Briefen Humboldts und dem ihm vom Prinzen gegebenen Versprechen erzählt habe. Einmal würde dies durchaus die Discretion gegen Humboldt verletzen, da seine Briefe ganz konfidentiell sind, andererseits ist die Drohung der Veröffentlichung dieser Briefe und des prinziplichen Versprechens (ich sagte Zedlitz: ich würde eine Broschüre erscheinen lassen, in der ich sie publicire und die ich betiteln würde „Zur Charakteristik des Prinzen von Preußen“) meine größte Pistole, um mir meinen ferneren Aufenthalt hier zu erzwingen. Wird vorzeitig davon geschrieben oder nur geplaudert, so ist alles rettungslos vorbei. Ich rechne also auf Deine tiefste Verschwiegenheit und Discretion.

Dein F. Lassalle.

Wie die von Mehring veröffentlichten Briefe Lassalles an Marx sind auch diese Briefe Zeugnisse für das starke Freundschaftsempfinden, das Lassalle gegenüber Marx besaß. Lassalle ehrte in Marx den älteren Parteigenossen und fühlte sich zu ihm als dem bedeutendsten Kopf der werdenden Partei persönlich hingezogen. Die in das Gebiet der Theorie eingreifenden Arbeiten, die Marx veröffentlicht hatte, als Lassalle ihn 1848 kennen lernte, hat nächst Engels schwerlich ein zweiter Sozialist jener Tage mit so eindringendem Interesse gelesen wie Lassalle, der von seiner Jugend an für wissenschaftliche Leistungen die größte Empfänglichkeit gezeigt hat, und Marx' politische Artikel in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ werden gleichfalls in Lassalle den verständnisvollsten ihrer Leser gefunden haben. Unser erster Brief zeigt Lassalle mit Feuereifer bemüht, für Marx Geld aufzutreiben, und zugleich sorgsam bedacht, Marx die Annahme des Geldes leicht zu machen. Da der Haxfeldthandel noch nicht erledigt war, die Haxfeldtprozesse dagegen viel Geld verschlangen, stand es mit Lassalles Einkommen im Jahre 1849 nicht allzu glänzend. Denn Lassalles Eltern waren, wie man aus seinen Familienbriefen erfieht, zu jener Zeit in argen Geldschwierigkeiten.

Aus den vier späteren Briefen Lassalles sind insbesondere diejenigen Stücke bemerkenswert, die sich auf seine Ueberfiedelung nach und Niederlassung in Berlin beziehen. Sie zeigen, wie rückhaltlos Lassalle den älteren und in der kleinen Partei angesehenen Marx über seine in dieser Sache unternommenen Schritte unterrichtet, wie vertrauensvoll er sich zu ihm stellt. Marx hat dieses Vertrauen niemals in gleichem Maße erwidert. Aber es gab doch Zeiten, wo es Lassalle gelungen ist, gerade bei Marx das Mißtrauen zu besiegen, das ursprünglich fast alle Mitglieder des Kommunistenbundes ihm wegen seines Auftretens in der Haxfeldtangelegenheit entgegenbrachten. Daß Lassalle nicht aus gewöhnlichem Holz geschnitten war, hat Marx sicherlich früh erkannt. Die kritischen Bemerkungen über Lassalle in dessen Briefen an Engels darf man nicht zu buchstäblich nehmen. Die Mitglieder der kleinen Gruppe um Marx waren gewohnt, scharfe Kritik aneinander zu üben; es fiel da manches harte Wort, das anscheinend die ganze Person traf, tatsächlich aber nur in bedingter Anwendung gemeint war. Außerdem aber fügte es sich, daß die Arbeiten Lassalles, die Marx kritisiert,

fast ausnahmslos entweder zu Schlüssen gelangten, die den Ansichten von Marx in der betreffenden Sache widersprachen, oder aber Marx zu einer Zeit zu Gesicht kamen, wo dieser in besonders gereizter Stimmung war.

Das letztere war der Fall, als Marx Lassalles Werk über die Philosophie Heraklits erhielt. Lassalles Mitteilung in unserem dritten Brief über die Aufnahme dieses Buches in der Berliner gelehrten Welt scheint, so übertrieben sie klingt, doch nur der Wahrheit entsprochen zu haben, womöglich noch hinter ihr zurückzubleiben. Es geht das ganz deutlich aus den Briefen hervor, die Lassalle damals an seine Eltern über denselben Gegenstand geschrieben hat. (Briefe 38 und 39 der Sammlung „Intime Briefe Ferdinand Lassalles“; Berlin, Buchhandlung Vorwärts.) Im ersten dieser Briefe wiederholt Lassalle Stellen aus einem den Eltern übersandten Schreiben August Böckhs über das Werk, die den im Brief an Marx gebrauchten Ausdruck „fabelhaftest“ wirklich rechtfertigen. Böckh war die erste Autorität Deutschlands in bezug auf griechische Philologie, und wenn ein solcher Mann an Lassalle von dessen Buch schrieb „einzig in seiner Art“, „umfassendste Gelehrsamkeit“, „genaueste philosophische Erwägung“, „ich kenne kein Werk, welches wie das Ihrige“, so durfte Lassalle von dem Brief wirklich in Superlativen sprechen. Und ebenso von den im zweiten Brief an die Eltern geschilderten Ehren, die ihm die Häupter der Hegelschen Philosophenschule wegen des Heraklit erwiesen.

Jedesmal, wenn wir Briefe Lassalles an Marx lesen, empfinden wir es von neuem mit Bedauern, daß uns die Briefe Marx' an Lassalle noch immer vorenthalten werden. Da sowohl der sachliche wie der persönliche Inhalt der Briefe heute völlig der Geschichte angehören, wäre es wirklich an der Zeit, daß die Erben Sophie v. Haßfeldts mit diesen Briefen wie überhaupt den Manuskripten des Lassalleschen Nachlasses endlich im Sinne der Frau verfahren, in der Lassalle den Freund liebte, der ihn am besten verstand, und deren höchster Wunsch es gewesen ist, den Nachlaß von einer sachkundigen, gewissenhaften und Lassalle in jeder Hinsicht gerecht werdenden Persönlichkeit veröffentlicht zu sehen.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Brot- und Fleischversorgung während der Kriegszeit.

Oktobertermin und Geldmarkt. — Brotversorgung. — Steigende Getreidepreise. — Preisreiterei an der Getreidebörse. — Noch immer keine Höchstpreise für Getreide. — Staffeltarife. — Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung. — Kontrolle der Getreidevorräte. — Beschaffung von Futtermitteln. — Der Schlachto Viehmarkt. — Staatliche Beschränkungen der Schlachtungen.

Berlin, 10. Oktober 1914.

Die finanzielle Rüstung des Deutschen Reiches hat sich, wie vor kurzem an dieser Stelle näher dargelegt wurde, bisher stärker gezeigt, als man selbst in manchen Finanzkreisen vor Ausbruch des Riesenkampfes angenommen haben dürfte. Man kann es daher verstehen, wenn Herr Havenstein, der Reichsbankpräsident, in der am 29. September abgehaltenen Zentralauschußsitzung seines Instituts den Mund etwas voll genommen

hat und den deutschen Geldmarkt als den verhältnismäßig günstigsten unter allen Geldmärkten der am Krieg beteiligten Staaten pries. Die finanzielle Mobilmachung hat sich tatsächlich als ebenso gut vorbereitet erwiesen, wie die militärische Mobilmachung. Auch der Oktobertermin, der stets eine außergewöhnliche finanzielle Inanspruchnahme des Zentral-Noteninstituts mit sich bringt und dem deshalb von manchen Seiten mit einer gewissen Sorge entgegengesehen wurde, ist glücklich ohne ernstliche Störung vorübergegangen. Der Notenumlauf ist zwar in der letzten Septemberwoche um 498, die Summe der Wechsel und Schecks um 44 Millionen Mark gestiegen, während die Giro Guthaben um 358 Millionen Mark abgenommen haben; aber in Anbetracht der Verschiebungen, die in früheren Jahren regelmäßig am Schlusse des dritten Quartals eingetreten sind, darf man dieser Verschlechterung der Gesamtlage keine wesentliche Bedeutung beimessen. In der letzten Septemberwoche des vorigen Jahres stieg z. B. der Notenumlauf um 610, der Bestand an Wechseln und Schecks um 538 Millionen Mark. Zugleich nahm im vorigen Jahr in der Woche vor dem dritten Quartalsabschluß der Goldbestand um 37 Millionen Mark ab, und im Jahre 1912 betrug der Rückgang gar 100 Millionen Mark; während sich diesmal in der letzten Septemberwoche der Goldbestand wiederum um 40 Millionen Mark vermehrt hat.

Zudem beweist der heute veröffentlichte Bankausweis vom 7. Oktober, daß es sich am Quartalschluß lediglich um eine schnell vorübergehende zeitweilige Anspannung gehandelt hat. Besonders günstig erscheint die weitere Zunahme des Goldbestandes der Reichsbank. In den letzten drei Wochen hat er sich um 150 Millionen Mark vermehrt; und es ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß die weiteren Einzahlungen auf die Kriegsanleihe auch den Goldschatz der Reichsbank weiter vergrößern werden.

Im Gegensatz zum Geldmarkt vermag sich Produktion und Vertrieb verschiedener der wichtigsten Lebensmittelartikel noch immer nicht den veränderten Bedarfsverhältnissen anzupassen. Es fehlt fast an jeder zweckentsprechenden Organisation. Statt dessen wird zaghaft hin und her experimentiert. Das liegt teils an der Planlosigkeit der kapitalistischen Wirtschaft, deren Regulator, soweit von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann, im Interessenwiderstreit besteht, teils an der Scheu der zentralen Regierungsinstanzen vor sogen. sozialistischen Maßnahmen, d. h. vor Eingriffen in das Konkurrenzspiel und die sogen. „berechtigten“ Privatinteressen. Wohl ist der Bundesrat durch den Reichstagsbeschluß vom 4. August ermächtigt, während der Kriegsdauer jene gesetzlichen Maßnahmen zu treffen, die sich zur Sicherung der Volksernährung als notwendig erweisen sollten: er kann Beschlagnahmen vornehmen, Lieferungs- und Verkaufsbedingungen, Verkaufsbedingungen und Höchstpreise festsetzen; aber mit einer zu manchen harten Kriegsmaßnahmen in auffallendem Widerspruch stehenden Rücksicht scheut man vor solchen „Eingriffen“ in das kapitalistische Wirtschaftsgetriebe zurück.

Eines der wichtigsten Probleme in der gegenwärtigen Zeit ist jedenfalls die Versorgung der deutschen Bevölkerung mit Brot. Als die Kriegserklärungen erfolgten, stand das Getreide noch fast überall auf dem Felde, nur in einigen wenigen Gegenden des Reichs war der Roggen schon geschnitten und eingefahren. Die nächste Aufgabe der Regierung hätte es unter

diesen Verhältnissen sein müssen, nicht nur für die schnelle Einbringung der Ernte zu sorgen, sondern auch eine statistische Aufnahme der Vorräte vorzunehmen und Verordnungen für die Verwendung dieser Vorräte zu erlassen, z. B. für die Verwendung von Korn zu Brennerei- und Brauereizwecken, zur Viehfütterung usw., sowie ferner Bedingungen für den Verkauf und für die Lieferungen an die Militärverwaltung bzw. an die Proviantämter aufzustellen.

Jede solche Regelung ist unterblieben. Die Ernte — eine gute Mittel-ernte — wurde zwar, da die eingeleitete Hilfsaktion vom Wetter begünstigt war, glücklich hereingebracht; aber damit war die Sache beendet. Im übrigen beschränkte sich die Regierung darauf, ein Getreideausfuhrverbot zu erlassen. Sicherlich eine nützliche Maßregel, denn die Verhältnisse im Osten, besonders das Einfuhrscheinsystem, haben bewirkt, daß in den letzten Jahren steigende Mengen von Getreide aus Ostelbien ins Ausland gegangen sind, ganz besonders im vorigen Jahr. So sind beispielsweise vom 1. August 1913 bis 31. Juli 1914 aus Deutschland ausgeführt worden: 10,23 Millionen Doppelzentner Roggen, 8,65 Millionen Doppelzentner Weizen, 8,17 Millionen Doppelzentner Hafer, 3,72 Millionen Doppelzentner Weizen- und Roggenmehl.

In Friedenszeiten konnte bislang der dadurch entstehende Ausfall durch die Einfuhr fremden Getreides, vornehmlich in Westdeutschland, ersetzt werden (tatsächlich hat Deutschland im selben Zeitraum 4,4 Millionen Doppelzentner Roggen, 28,68 Millionen Doppelzentner Weizen und 12,48 Millionen Doppelzentner Hafer und Mais eingeführt); aber infolge der Sperrung der Grenzen der als Getreidelieferanten für Deutschland in Betracht kommenden Staaten hätte die Offenhaltung der deutschen Ausfuhr eine beträchtliche Verringerung der in Deutschland für den Verbrauch vorhandenen Getreidemenge bedeutet.

Doch bei diesem Verbot ließ es die Regierung bewenden. Regeln und Preisfestsetzungen für den Verkauf wurden nicht aufgestellt, und so hatten die Kriegserklärungen sofort ein starkes Emporschnellen der Preise zur Folge. Vor dem Beginn der eigentlichen Kriegsbefürchtungen, Mitte Juli, kosteten an der Berliner Getreidebörse Weizen 193, Roggen 162, Hafer 160 Mk. per Tonne (20 Zentner), nach der Kriegserklärung, am 1. August, stellte sich der offizielle Preis für sofort lieferbare Ware, sogen. Lokoware: Weizen 252½ Mk., Roggen 196—200 Mark, Hafer 220—228 Mk. per Tonne. Unter der Hand wurden an diesem und den nächsten Tagen sogar noch beträchtlich höhere Preise bezahlt, für Weizen bis zu 260 Mk. Vornehmlich war die Hochtreibung der Preise die Folge der plötzlich einsetzenden großen Aufkäufe der militärischen Proviantämter. Daneben spielten jedoch auch die Einkäufe von Brotgetreide für größere nordische Städte und — wie immer in solchen Fällen — die Aufkäufe großer Spekulanten, die mit weiteren Preissteigerungen rechneten, eine gewisse Rolle. Als in den nächsten Tagen diese plötzliche, forcierte Nachfrage abklang, sanken auch sofort wieder die Preise. An der Mittagsbörse des 5. August wurden für Voko-Weizen nur noch 240—245 Mk., für Roggen 208—210 Mk. bezahlt; während einstweilen für Hafer infolge der anhaltenden Aufkäufe für militärische Zwecke der Preis noch weiter anzog. Für alten Hafer wurde 235—240 Mk. notiert.

Und dieses Sinken der Getreidepreise hielt auch in der folgenden Woche an. Am 11. August kostete Weizen auf baldige Lieferung 212 Mk., neuer Roggen 182 Mk., alter feiner märkischer, mecklenburgischer und pommerischer Hafer je nach Qualität 235—254 Mk., neuer Hafer 190 Mk. Seit Mitte August haben jedoch mit leichten Auf- und Abschwankungen die Preise wieder stark angezogen. Am 25. September kostete am Berliner Markt Weizen schon wieder 252, Roggen 228, neuer Hafer 215—227 Mk. Und auf dieser Höhe haben sich im ganzen bisher die Preise gehalten. An der Mittagsbörse des 10. Oktober kosteten z. B. Weizen 252—256, Roggen 225, Hafer 213 bis 223 Mk. Auch Gerste und Mais haben einen hohen Preisstand erreicht. Gerste kostet zurzeit am Berliner Markt 233—245 Mk., Mais 230—240 Mk.

Das sind Preise, wie sie während der letzten Jahrzehnte selbst in den ärgsten Teuerungszeiten nicht erreicht wurden. Auch im Teuerungsjahr 1907 ist der Lospreis für Roggen in Berlin niemals über 213 Mk. hinausgekommen, während der Weizen freilich bis auf 270—272 Mk. stieg. Das aber waren Perioden des größten Mangels; zurzeit sind dagegen in Deutschland ausreichende Vorräte vorhanden. Die Preistreiberei erklärt sich denn auch nicht aus einem argen Mißverhältnis zwischen Vorratsmenge und Bedarf, sondern in erster Reihe aus der durch die Ankäufe für Kriegszwecke verschobenen Marktlage. Die Großproduzenten wie die Großhändler halten in der Erwartung weiterer Preissteigerungen mit ihren Angeboten zurück, während immer wieder in gewissen Abständen die Proviantämter als große Käufer auf dem Markt erscheinen und in dem Bestreben, schnell die geforderten Mengen zu beschaffen, sich bei ihren Ankäufen — wenigstens war das bis vor kurzem der Fall — in der schönsten Weise überbieten. So wurden durch die militärischen Ankäufe, zu denen sich noch in einzelnen Fällen die Getreideversorgung großstädtischer Gemeinden für kommunale Zwecke hinzugesellte, wider Willen ein künstlicher Preisstand hergestellt; denn es ist ganz selbstverständlich, daß keiner der Großproduzenten oder Großhändler, der die ziemlich sichere Aussicht hat, demnächst sein Korn zu einem bestimmten hohen Preise an die militärische Proviantverwaltung verkaufen zu können, an seine Privatkundschaft irgendwelche Mengen zu weit niedrigerem Preise abgibt. Die Preise, die die Proviantämter zahlen, bestimmen also auch die Preise des privaten Handelsverkehrs.

Trotzdem und obgleich zu dieser künstlichen Preisgestaltung des Getreides alsbald Preisausschläge für Mehl hinzukamen, die nicht nur der Preisbewegung der Getreidearten folgten, sondern noch allerlei Extraprofite der großen Mühlenbesitzer in sich schlossen — während die Preissteigerung für Roggen von Mitte Juli bis jetzt ungefähr 36 Proz., für Weizen 30 Proz. beträgt, sind die Mehlpreise um mehr als 40 Proz. gestiegen —, hat man sich bislang nicht zu einschneidenden Gegenmaßnahmen zu verstehen vermocht, so daß aus den Kreisen der kleineren Landwirte, Händler und Bäcker immer stärker der Ruf nach Festsetzung von amtlichen Höchstpreisen für die verschiedenen Getreide- und Mehlsorten erschallt. Auch die gemeinschaftliche Sitzung der deutschen Erwerbsstände, die am 28. September in der Philharmonie zu Berlin stattfand, hat sich bekanntlich dieser Forderung einer „Regulierung“ der Getreidepreise angeschlossen.

Doch die Regierung zögert. Sie möchte keine Interessen einflußreicher Wirtschaftsgruppen verletzen — und ohne eine solche Verletzung ist nun mal, da sich allerlei Sonderinteressen gegenüberstehen, eine Preisregulierung, wenn sie auch nur einigermaßen ihren Zweck erfüllen soll, ganz unmöglich. Durchaus richtig heißt es in einem Beschluß der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin:

„Wenn unter den Kriegsverhältnissen die Ernährung des Heeres und des Volkes als wichtigste Aufgabe erscheinen muß, so ergibt sich die Notwendigkeit, schwierigen Ernährungsverhältnissen rechtzeitig entgegenzutreten. Diese Lösung erhoffen die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin nur durch von der Regierung festgesetzte Höchstpreise für Getreide, Mehl und Hülsenfrüchte. Sie verkennen nicht, daß die Lösung dieser Aufgabe ungewöhnlich schwierig und nur durch Hintansehung spezieller Interessen zu ermöglichen ist. Werden aber von allen Seiten nur die Interessen der Allgemeinheit berücksichtigt, so wird ein Weg zur Verständigung gefunden werden.“

Die Regierung hat sich bisher auf die Einführung eines Staffeltarifs für den Mehl-, Getreide- und Kartoffelversand sowie auf die Errichtung einer Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung beschränkt. Ganz nützliche Maßnahmen, aber unzureichend. Nach dem Staffeltarif bleiben für den Mehl- und Getreideversand nach deutschen Orten bis zu einer Entfernung von 400 Kilometer die bisherigen Frachtsätze des Spezialtarifs I in Geltung, für weitere Entfernung treten aber bedeutende Ermäßigungen ein. So stellt sich z. B. die Verfrachtung einer Wagenladung Mehl im Gewicht von 10 Tonnen (200 Zentner) bei einer Entfernung von 402 Kilometer auf 192, bei 500 Kilometer auf 212, bei 600 Kilometer auf 232 Mk. Für je 100 Kilometer also um 20 Mk. höher, bei Weizen und Roggen beträgt die Steigerung pro 100 Kilometer gar nur 10 Mk., und für Kartoffeln tritt schon bei einer Entfernung von 152 Kilometer eine Frachtermäßigung ein. Der Zweck des neuen Staffeltarifs ist, West- und Südwestdeutschland, das nicht genügend Getreide für seinen Bedarf erzeugt und daher alljährlich große Mengen von amerikanischem und südrussischem Getreide einführt, nun, wo durch den Krieg diese Zufuhr abgeschnitten ist, mit Getreide aus dem östlichen und nördlichen Deutschland zu versorgen. Natürlich erlangen dadurch die Getreideproduzenten des Ostens auch eine Erweiterung ihres Absatzgebietes und höhere Preise.

Um bei dem Einkauf von Getreide, Mehl usw. für das Heer die Konkurrenz der Proviantämter untereinander auszuschalten, ist ferner, wie schon erwähnt, eine „Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung“ errichtet und dem Reichsamt des Innern angegliedert worden. Sie soll mit Hilfe der Landwirtschaftskammern den für das Heer nötigen Bedarf möglichst durch freihändigen Ankauf zu decken suchen und zu diesem Zweck Angebote von Getreide zu Anfang jeden Monats einfordern. Die Erklärung, ob die Zentralstelle das Angebot annimmt oder nicht, soll bereits am nächsten Tage nach dem festgesetzten Termin erfolgen und dann die angekaufte Menge auf die verschiedenen Militärmagazine verteilt werden. Falls notwendig dürfen die Proviantämter jedoch auch selbst unter der Hand einkaufen, aber nur zu Preisen, die nicht über die zu Monatsbeginn von der Zentralstelle festgestellten Durchschnittspreise hinausreichen. Zugleich sollen die Landräte

festzustellen versuchen, wo sich bei Getreidehändlern, landwirtschaftlichen Genossenschaften, Mühlenbesitzern usw. größere Vorräte befinden.

Bisher hat sich diese Einrichtung wenig bewährt. Obgleich sie erst seit Anfang September besteht, ist doch bereits der Beweis geliefert, daß sie ihren Zweck, eine künstliche Preissteigerung der Getreide- und Mehlsorten durch die Ankäufe für das Heer zu verhindern, nicht erreicht hat. Die Preise haben, wie schon vorhin dargelegt wurde, vielmehr unter dieser Einrichtung erneut in starkem Maße angezogen. Der Einkauf zu bestimmten Terminen hat nach der bisherigen Erfahrung regelmäßig eine Aufwärtsbewegung der Preise zur Folge; denn da man in den Kreisen der Großproduzenten und Großhändler auf weitere Preissteigerungen hofft, laufen billige Angebote nicht ein, und ferner haben die Händler, die Offerten abgeben, vielfach gar nicht die von ihnen angebotenen Mengen zur Verfügung, sondern suchen diese erst, nachdem sie den Zuschlag erhalten haben, an der Getreidebörse einzukaufen.

Eine Festsetzung von Höchstpreisen in den verschiedenen Produktionsgebieten unter Berücksichtigung der Qualitätsunterschiede wird sich deshalb kaum umgehen lassen. Aber die Preisfestsetzung allein genügt nicht, zugleich müssen die Läger derjenigen auf weitere Preissteigerungen spekulierenden Produzenten und Händler, die sich weigern, ihre Vorräte zu den festgesetzten Höchstpreisen herzugeben, mit Beschlag belegt und von Staats wegen verkauft werden. Und ferner muß allgemein — nicht nur wie jetzt bei den Großlieferanten — die Masse der Vorräte festgestellt und unter staatliche Kontrolle genommen werden; denn nur dadurch kann verhütet werden, daß noch immer in Norddeutschland große Mengen von Brotgetreide als Viehfutter oder zu Brennereizwecken verwendet werden.

Selbstverständlich müßten für diese dem Vieh entzogenen Futtermittel als Ersatz andere Futtermittel beschafft werden; zumal die Einfuhr alle der Futtermittel, die Deutschland in den letzten Jahren vom Ausland erhalten hat: Mais, Gerste, Kleie, Delsuchen, Delsuchenmehl usw. (im ganzen jährlich für 800 bis 900 Millionen Mark) fast vollständig stoppt. Zum Teil ließe sich dieser Ersatz dadurch beschaffen, daß die Kartoffel in stärkerem Maße zur Viehfütterung benutzt und ferner die Zuckerproduktion auf den Inlandsverbrauch, also ungefähr auf 60 bis 65 Proz. ihrer letztjährigen Leistungen, eingeschränkt würde. Das dadurch überschüssig werdende Rübenquantum könnte als Viehfutter Verwendung finden. Anderer Meinung ist die Regierung. Sie hat das Zuckerausfuhrverbot wieder aufgehoben.

Weit günstiger als der Getreidemarkt hat sich unter dem Einfluß des Krieges der Viehmarkt gestaltet. Die in der Presse zu Anfang des Krieges vielfach ausgesprochene Meinung, die Viehpreise und damit auch die Fleischpreise würden alsbald empor schnellen, hat sich nicht bestätigt. Die Fleischpreise haben zwar in manchen Großstädten etwas angezogen, aber nicht, weil die Viehpreise entsprechend gestiegen sind, sondern weil dort die Fleischer die Kriegslage zu einer Erhöhung ihres Geschäftsgewinns auszunutzen suchen. Verfolgt man die Preisentwicklung auf den größeren deutschen Viehmärkten während der letzten Monate, so ergibt sich, daß zwar jetzt die Preise besserer Schlachtrinder etwas höher stehen als Mitte Juli, ungefähr um 5 bis 10 Proz., ebenso die Preise für Fettschweine, daß aber

die Preise für Kälber und für junge Schweine bis zum Gewicht von zwei Zentnern im August und September an den meisten Märkten niedriger gewesen sind als vor Kriegsbeginn. Teilweise erklärt sich diese Preislage daraus, daß die hohen Viehpreise in den Jahren 1911 und 1912 zu einer verstärkten Aufzucht von Schlachto Vieh angetrieben haben; denn diese Aufzucht war zu einem recht lohnenden Geschäft geworden. So hat sich vom 1. Dezember 1912 bis zum 1. Dezember 1913 die Zahl der Rinder um mehr als 800 000 Stück vermehrt, von 20 182 021 auf 20 994 344, und gleichzeitig stieg der Bestand an Schweinen und Ferkeln um 3,7 Millionen Stück, von 21 923 707 auf 25 659 140. Ein großer Teil dieses Zuwachses bestand aber, als der Krieg begann, noch aus jungen Tieren, und die kleinen Viehhalter brachten nun, als sie sahen, wie die Futtermittel rasch im Preise stiegen, dieses Jungvieh zum Verkauf — daher der Rückgang der Preise für Kälber und junge Schweine.

Hier hat die preußische Regierung sich schneller zum Eingreifen entschlossen. Sie hat die Schlachtung von Kälbern unter 75 Kilogramm Lebendgewicht und von weiblichen Rindern unter 7 Jahren kurzweg auf drei Monate verboten und zugleich den Landeszentralbehörden die Befugnis erteilt, dort, wo es nötig sein sollte, auch das Schlachten von jungen Schweinen einzuschränken. Ferner wurden den Landwirtschaftskammern Staatsmittel zugesichert zu dem Zweck, das Angebot von Schlachto Vieh zu verringern. Es soll den Viehhaltern das Vieh, das sie schlecht durchzuhalten vermögen, von den Landwirtschaftskammern abgenommen und an „geeignete Züchter und Mäster“, das heißt an kapitalträchtige Viehhalter, weiterverkauft werden. Auch sollen Vorschüsse auf Vieh sowie Kaufpreisdarlehen gewährt werden.

Der Erfolg könnte der sein, daß ein Teil des Viehes aus dem Besitz der kleinen Viehhalter in den der größeren übergeht und gleichzeitig die Viehpreise auf den Schlachto Viehmärkten in die Höhe gehen. Die Fleischpreise dürften ihnen dann folgen. Diese Maßnahmen werden mit der Notwendigkeit der Erhaltung eines hohen Viehbestandes begründet. Trotzdem können wir uns nicht für sie begeistern.

Heinrich Cuno w.



### Literarische Rundschau.

**Der Völkerring.** Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Stuttgart, Julius Hoffmann. Erscheint in 8- bis 14tägigen Abständen. Preis pro Heft 30 Pf. Heft 1.

Das einleitende Heft bietet keine bloße Chronik der Kriegereignisse, sondern auch einen Artikel von Rohrbach über die Wurzel der Weltkrisis und ein Stimmungsbild von E. Ludwig, abgedruckt aus dem „Berliner Tageblatt“, über die Haltung der Massen. Warum dieses flüchtige Geschwätz der Chronik der Weltereignisse einverleibt wurde, ist nicht ganz klar. Die gute Gesinnung des Verfassers tritt sicher faustdiä zutage, aber seine Klugheit macht sich weniger auffallend bemerkbar. Denn er will beweisen, daß die Massen in Deutschland den Krieg wollten, daß, wäre am Tage der Kriegserklärung statt dieser „der Vorbote eines Friedens gekommen, Er-

schaffung, ja Enttäuschung die Folge war". Das stimmt schlecht zu der Uebersetzung, die auch das vorliegende Heft durch sein Tatsachenmaterial zu stützen sucht, und die auch die unsere ist, daß das deutsche Volk den Krieg nicht gewollt habe, er ihm aufgezwungen worden sei. Um so verfehlt die Aufnahme des Ludwigischen Stimmungsbildes unter historische Dokumente.

Nach eigenartigen Gesichtspunkten wird auch mitunter die „Chronik“ angeordnet. So gibt sie z. B. für den 3. Juli folgende „Feststellungen“:

„Vor einigen Monaten beschäftigte die russische „Nowoje Wremja“ sich mit der Lage in Bosnien und kündigte für den Monat Juli bedeutungsvolle Ereignisse daselbst an. König Peter von Serbien überträgt knapp vor der Bluttat von Serajewo die Regentschaft persönlich seinem Sohn und zieht sich in ein Bad zurück. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch, der um diese Zeit längst in Marienbad zu weilen pflegt, ist heuer ausnahmsweise in Belgrad, wo ihn offenbar wichtige Nachrichten zurückhalten. König Nikita von Montenegro trifft zwei Tage vor dem Meuchelmorde, von Italien kommend, in München ein, reist aber plötzlich, nachdem er bringende Depeschen erhalten hat, nach Cetinje zurück.“

Was diese „Feststellungen“ bewirken sollen, ist klar: sie sollen dem harmlosen Leser eine Vorstellung suggerieren, die noch keine verantwortliche Stelle geäußert hat, ja die nicht einmal der Verfasser der Chronik selbst auszusprechen wagt: daß das Attentat von Serajewo mit Wissen und Billigung der Regierungen von Serbien und Montenegro sowie der panslawistischen Presse Rußlands vor sich gegangen sei! Die Attentäter hätten, wie das schon Attentäter pflegen, alle Welt von ihrer Absicht unterrichtet, sie sogar durch die Presse angekündigt. Nur in Oesterreich war man ahnungslos!

Und welche zwingende Beweiskraft der „Feststellungen“! König Peter ist verdächtig, denn er geht in ein Bad. Paschitsch ist verdächtig, denn er geht in kein Bad. Nikita ist verdächtig, denn er reist in der Welt herum und bleibt nicht in München.

Nicht minder famos ist der geheimnisvolle Artikel der „Nowoje Wremja“, der vor „einigen Monaten“ erschien und damals schon „bedeutungsvolle Ereignisse“ für den Juli in Bosnien vorausah. Welch genaues Zitieren eines „schlagenden“ Beweismaterials! Wir erfahren weder, wann der Artikel erschien, noch welche Art bedeutungsvoller Ereignisse er in Aussicht stellte. Allem Anschein nach wurde er verfaßt unter dem Eindruck der Nachricht, in Bosnien würden Anfangs Juli große Manöver stattfinden, die der Thronfolger selbst leiten werde — ein Ankündigung, die nicht bloß von der panslawistischen, sondern auch von der österreichischen Presse als ernste Demonstration und Drohung gegen Serbien aufgefaßt wurde, die „bedeutungsvolle Ereignisse“ in ihrem Schoße trage.

Diese Art von „Feststellungen“ spricht gerade nicht für die Unbefangenheit und Gewissenhaftigkeit des Redakteurs der „Chronik“. Als Geschichtsquelle ist sie gewiß nicht zu brauchen. Immerhin bietet sie, soweit man nach dem 1. Heft urteilen kann, eine übersichtliche Zusammenfassung der wichtigsten von deutscher und österreichischer Seite während des Krieges veröffentlichten und vielfach in Zeitungen zerstreuten Dokumente. Als solche kann sie ein brauchbares Hilfsmittel wenigstens für die Dauer des Krieges abgeben.

E. Agahd, *Großbanken und Weltmarkt*. Verlag der Haude u. Spener'schen Buchhandlung, Mag. Paschke, Berlin 1914. Preis 10 Mk.

E. Agahd war während des ostasiatischen Krieges Direktor und Inspektor der Filialen der Russisch-Chinesischen Bank, kennt also die Bankverhältnisse aus eigener Praxis. Er will in dem angeführten Werke „die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Großbanken im Weltmarkte unter Berücksichtigung ihres Einflusses auf Rußlands Volkswirtschaft und die deutsch-russischen Beziehungen“ erörtern. Man darf von vornherein sagen, daß er die russischen Verhältnisse der letzten Jahre

zu weit verallgemeinert und die Bedeutung der Großbanken überschätzt. Er ist geneigt, fast alle Mängel des jetzigen Wirtschaftssystems auf Rechnung der Banken zu setzen. Vieles ist daher übertrieben oder direkt falsch. Als Praktiker aus dem Bankfach kennt er die Geschäftsmethoden des Finanzkapitals und seine Beziehungen zu der Regierung sehr gut, sieht aber darin bloß Organisationsmängel, kein verfehltes System. Er meint, daß die von ihm sehr scharf verurteilte Spekulations- und Gründertätigkeit der europäischen (in der Hauptsache kontinentalen) Banken im Auslande nur dem Umstande zuzuschreiben sei, daß diese sich nur an den Banken des Auslandes beteiligen, nicht aber eigene Banken im Auslande gründen. Wären deutsche und französische Banken nach Rußland gegangen, würden sie nicht so verwüstend gewirtschaftet haben, wie dies jetzt diejenigen Banken tun, an denen sie sich beteiligen und mit deren Aktien sie bloß Börsenspekulationen treiben. Diese etwa naive Auffassung vom Wesen des Finanzkapitals im Auslande bedarf hier keine Widerlegung. Ebenso wenig die Behauptung, daß den Banken die Hauptschuld an der Wirtschaftspolitik des Landes zufällt usw. Was in diesem Werke recht beachtenswert ist, ist die Schilderung der tatsächlichen Vorgänge und der weiten Verzweigungen des internationalen Bankkapitals. Vielfach treffen wir eine Illustration zu den theoretischen Ausführungen Hilferdings; oft stimmt Agahd mit Hilferding ganz überein, obgleich er ihn anscheinend gar nicht kennt. Natürlich finden sich hier diese Gedanken nicht so theoretisch abgemogen und begründet, wie bei Hilferding. Agahd schildert einzelne Tatsachen und zieht daraus allgemeine Schlüsse. So wenn er schreibt:

„Die Banken bilden Preis Syndikate, Kartelle und Trusts, welche die Lebenshaltung der weitesten Volksschichten verteuern und eine sehr berechnete soziale Unzufriedenheit unter den arbeitenden Klassen erzeugen.

Die Großbanken spekulieren auch im Weltmarkte, und ihre Sonderinteressen stehen im Gegensatz zur Interessengemeinschaft der friedlich arbeitenden Völker. Um ihretwillen ist die Politik schlecht.“

Man fühlt: hier spricht ein Mann, der die Wirkung der Banken kennt und sich nicht scheut, sie auch offen anzuklagen. Ähnliche einzelne Bemerkungen machen aber nicht den Wert des Werkes aus. Dieser liegt in den interessanten Schilderungen der internationalen Bankverhältnisse sowie der Beziehungen zwischen den Banken und der russischen Kreditkassette. Die Beziehungen der internationalen Bankwelt werden durch die Beteiligung der Deutschen Bank an der russischen Sibirischen Handelsbank beleuchtet. Die Deutsche Bank hat Aktien dieser Bank übernommen, diese an der Berliner Börse eingeführt, dabei 6 Millionen Rubel „verdient“, sich aber weiter nicht um das Schicksal dieser Bank gekümmert, sondern an die Bankleitung in Petersburg nur ein einziges Verlangen gerichtet: die Dividende auf der Höhe von 15 Proz. zu erhalten. Um diesem Verlangen stets nachkommen zu können, hat sich die Bank, obwohl sie angeblich zur Unterstützung des sibirischen Wirtschaftslebens gegründet worden ist, auf Spekulationsgeschäfte an der Petersburger Börse eingelassen. Das tut nicht die Sibirische Handelsbank allein, sondern das ist auch die Praxis aller übrigen Petersburger Großbanken, die unter dem Einflusse ausländischer Banken stehen. Diese hatten gegen Ende 1913 ein Eigenkapital von 497,2 Millionen Rubel, Depositen von 1600 Millionen, andere Schulden von 848,5 Millionen und Akzepte von 94,3 Millionen Rubel. Die Verbindlichkeiten übersteigen das Eigenkapital um das Fünffache. Trotzdem scheute man sich nicht, für spekulative Zwecke nicht weniger als 1689,4 Millionen zu verwenden. . . . Diese Banken haben von 5196 Millionen Börsenpapieren, die in den Jahren 1908/12 emittiert wurden, in ihren Kassen über zwei Milliarden Rubel behalten. . . .

Wie können sich aber die Banken unter diesen Umständen halten? Die Antwort darauf gibt das Kapitel über die Beziehungen der Banken zur staatlichen Kreditkassette. Diese beauftragt die russischen Banken und gewährt ihnen Unterstützungen. Sie hat ihnen 1913 Kredite in der Höhe von 150 Millionen gewährt, unterhält bei

den ausländischen Banken Guthaben als stillschweigende Deckung der Petersburger Kredite und unterstützt sie durch Zuweisung von staatlich garantierten Emissionen. Die letzte „Eisenbahnleihe“ in Paris, meint Ughd, sei gar nichts anderes als eine Bank-Subsidien-Anleihe gewesen. Die Regierung übernimmt also das Risiko der Privatgeschäfte, sucht nur, wenn eine Bank in Schwierigkeiten geraten ist, in ihre Direktion Beamte zu setzen, die gewöhnlich von Bankgeschäften nichts verstehen und die Bank erst recht dem Abgrunde zuführen. An der Hand zahlreicher Beispiele wird dies beleuchtet und gezeigt, wie sich die Regierung immer wieder gezwungen sieht, hilfeleistend einzugreifen.

Von den Pariser Banken ist es die Société Générale, die an russischen Banken in dieser Weise stark engagiert ist. Unter anderem erklärt sich daraus auch ihre jetzige schwierige Lage.

Interessant ist auch die Schilderung des Einflusses des russisch-japanischen Krieges auf die wirtschaftlichen Verhältnisse im fernen Osten. Das russische Unternehmertum vermochte Jahre alte Warenbestände zu hohen Preisen zu verkaufen und an den Kriegslieferungen sich zu bereichern. Wurde doch ein Pud Sungarweizen, das früher 48 Kopelen gekostet hatte, für 3,20 Rubel verkauft! Da neue Geschäfte nicht zu machen waren, floh das so schnell ergattete Kapital in die Kassen der Bank, deren Depositen während des Krieges um 30 Millionen Rubel stiegen. . . . Bald darauf folgte aber der Krach, der durch die nationalistische Politik Rußlands im fernen Osten noch verschärft wurde, und der noch bis heute andauert.

Ughd wirft auch neues Streiflicht auf den letzten wirtschaftlichen Aufschwung in Rußland und die „glänzende“ Finanzlage, mit der die russischen Machthaber so prunkten. . . . Sp.

**Technik des Kriegswesens.** „Die technischen Kulturgebiete.“ Bearbeitet unter Redaktion von M. Schwarzl. Band 12. Verlag Teubner, Leipzig-Berlin 1913. 886 Seiten. 24 Mk.

Das Gesamtwerk „Die technischen Kulturgebiete“, das Teubner herausgeben will, soll eine umfassende Darstellung und Orientierung aller Zweige der modernen technischen Entwicklung werden. Der erste Band, der bis jetzt herauskam, behandelt das Thema „Technik des Kriegswesens“. Es ist der praktische Teil, das Rüstzeug, das rein technische Gebäude wird beschrieben, wie es ein moderner Staat für den Krieg aufbaut und ausrüstet. Die theoretischen Probleme sollen unter dem Titel „Kriegskunst und Kriegswissenschaften“ einer späteren Behandlung vorbehalten bleiben.

In dem ersten Kapitel „Kriegsvorbereitung“ wird auseinandergesetzt, was wir in diesen Tagen selbst miterlebt haben: wie bei einer Mobilmachung alles ineinandergreifen muß, wie auf der Grundlage der Wehrpflicht die militärtauglichen Männer in den verschiedenen Truppenabteilungen eingereiht, nach den Grenzen geschafft werden, wie Ausbildung des Heeres, Anlage und Benutzung der Verkehrsmittel nach einem bestimmten Plan vor sich gehen muß. Dann folgt ein interessanter Abschnitt über Kriegführung: Organisation und Organe des Feldkrieges, Kampf um die Küste und überseeische Unternehmungen, Heeresnachschub.

Einen verhältnismäßig großen Raum nehmen die Untersuchungen ein über die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Chemie, Metallurgie und Konstruktions-technik, Optik, Physik und Mathematik. Klargelegt wird, welche Bedeutung diese Arbeitsgebiete auf die Entwicklung zur modernen Kriegstechnik gehabt haben. Der Chemiker hat durch seine systematischen Versuche die Detonationswirkungen des Pulvers gesteigert, der Waffentechniker hat die Ausführung von Geschütz, Handfeuerwaffe und Maschinengewehr verbessert, der Optiker hat Zielfernrohre und Beobachtungsinstrumente geschaffen, der Physiker die Ballistik (die Bewegungslehre der Geschosse) studiert, alles greift ineinander und wenn der Leser gewiß auch manches überschlagen kann, was zu sehr in die Einzelheiten geht, so müssen wir uns doch mit den großen Entwicklungslinien, mit den Formen der heutigen tech-

nischen Kriegsführung genügend vertraut machen, um den modernen Krieg überhaupt verstehen zu können. Der letzte Teil des Werkes behandelt die Technik des Befestigungswesens, die Technik des Seekriegswesens und den Einfluß des Kriegswesens auf die gesamte Kultur.

Der Wert des vorliegenden Buches liegt in zwei scheinbar entgegengesetzten Vorzügen: in seiner sachlichen Gediegenheit und in seiner Verständlichkeit auch für den Laien auf technischem und militärischem Gebiet. Dieses Ziel wurde erreicht zunächst dadurch, daß das gesamte Gebiet eine sorgfältige und bis in alle Einzelheiten durchgeführte Gliederung erfuhr. Die straff durchgeführte Systematik würde uns bei einem anderen Thema und in einem anderen Buch als allzu pedantisch stören, hier aber paßt es zu der Art der Materie. Von dem ganzen komplizierten technischen Kriegsapparat können wir uns nun in dieser Gliederung eine etwas greifbarere Vorstellung machen.

Fast alle Autoren, die an dem Werk mitarbeiteten, besitzen die typische Schreibweise des sachmännischen Militärschriftstellers, die Dinge knapp und präzise darzustellen und so erfordert allerdings das erfolgreiche Studium dieses Wertes ein tieferes Interesse für die Materie, aber es bietet dafür auch die Anschauungen der zünftigen Kriegsfachleute und Anhänger der heutigen militaristischen Systeme. Ueber die technischen Grundlagen des modernen Krieges ist die beste Aufklärung aus Werken der vorliegenden Art zu holen.

R. Boldt.

Dr. phil. **Helene Nathan**, **Preußens Verfassung und Verwaltung im Urteil rheinischer Achtundvierziger**. Studien zur Rheinischen Geschichte. 3. Heft. Bonn, A. Marcus u. C. Webers Verlag (Dr. Albert Ahn). 135 Seiten, Broschirt 4 Mark.

Für den Historiker ist es ohne Zweifel eine interessante Aufgabe, die preußischen politischen Zustände der Revolutionsjahre im Urteil der damals im Vordergrund stehenden rheinischen Politiker zu schildern. Vorliegende Schrift behandelt nur Preußens Verfassung und Verwaltung unter diesem Gesichtspunkt, wobei noch Kirchen- und Schulpolitik ausgeschieden werden. Untersuchungen über die rheinischen Urteile über Preußens Justiz, Heerwesen und äußere Politik sollen folgen. Leider kann man nicht sagen, daß diese erste Schrift ein guter Anfang sei. Die rheinischen Politiker werden eingeteilt in Liberale und Radikale, nebenbei werden auch die Kerikalen erwähnt. Die Verfasserin deutet mit keinem Wort an, daß die Liberalen vor allem Vertreter der gerade am Rhein aufblühenden Industrie und des Großhandels und im Gegensatz zu ihnen die Radikalen wesentlich feindbürgerliche Elemente waren, obwohl sich diese Ursache der verschiedenen Ansichten dem Leser durch das angeführte Material geradezu aufdrängt.

Ein wesentlicher Mangel ist es ferner, wenn die Verfasserin den damals doch gerade in den Rheinlanden schon aktiv handelnden Kommunismus völlig ausschaltet. In ihrer Charakteristik der rheinischen Politiker heißt es: „Der Kommunismus ist damals erst in der Entwicklung begriffen und hat im Frankfurter Parlament noch keinen Vertreter“, obwohl sie im Vorwort ausdrücklich erklärt, ihr Augenmerk „auch auf die in der Frankfurter Nationalversammlung nicht anwesenden bedeutenden rheinischen Politiker, die schon in den dreißiger und vierziger Jahren auf den Landtagen, in der Presse, in Büchern und Broschüren regen Anteil am politischen Leben bekundet hätten“, zu richten. Die „Rheinische Zeitung“ von 1842 wird wohl zitiert, aber merkwürdigerweise nicht mit einem Satz ihre historische Stellung und Bedeutung erwähnt. Den Namen Marx erfährt der Leser überhaupt nicht, auch nichts über die „Neue Rheinische Zeitung“ von 1848/49 und über die glänzenden Verteidigungsreden von Marx und Lassalle vor den Gerichten in Köln und Düsseldorf mit ihren klaren und prägnanten Urteilen über die preußischen Verfassungen.

Es wäre bedauerlich, wenn auch in den weiteren Untersuchungen die Ansichten der rheinischen Kommunisten unerwähnt blieben.

wst.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3

Ausgegeben am 23. Oktober 1914

33. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

## Kriegsitten.

Von K. Kautsky.

### 1. Von Bestialität zu Humanität.

Die herkömmliche Anschauung geht dahin, daß der Mensch von Natur aus ein böses, unsoziales Geschöpf mit Raubtierinstinkten ist, stets bereit, seinen Nächsten zu überfallen, zu vergewaltigen, zu quälen, zu töten. Erst der Fortschritt der Bildung, der Kultur, bringe dem Menschen soziales Empfinden, Hilfsbereitschaft und Milde, Abscheu vor Grausamkeit und Blutvergießen. Diese Anschauung drückt sich auch im Sprachgebrauch aus, der die Eigenschaften letzterer Art als Humanität, Menschlichkeit, von denen der ersteren Art unterscheidet, die als tierischer Zustand, Bestialität (bestia, das Tier) und Brutalität (brutum, das Vieh), gebrandmarkt werden. Ein großer Teil unserer Ethnologen teilt noch diesen Standpunkt, der auch die Schule Lombrosos beherrscht, die in dem Verbrechen einen Atavismus sieht, einen Rückfall in das Empfindungsleben des Urmenschen.

Je weiter die Kultur fortschreitet, desto milder und sozialer sollen die Menschen werden, desto größer ihr Abscheu vor dem Kriege, desto lebhafter ihr Bestreben, ihn zu humanisieren, soweit sie ihn nicht vermeiden können. In den Augen des Naturmenschen ist nach dieser Auffassung der Krieg eine Lust, die man sucht, in den Augen des Kulturmenschen ist ein Krieg, den man aus freien Stücken anzettelt, den man nicht zur Selbstverteidigung führt, ein Verbrechen.

Und nun bricht über uns ein Krieg herein von einer Erbitterung, einer Gräßlichkeit, die alles überbietet, was die großen europäischen Kriege der letzten Jahrhunderte gezeigt haben.

Wieviel von den Greueln auf dem Kriegsschauplatz, über die berichtet wird, richtig, wieviel bloß aufgeregtes Gerücht oder gar direkte Erfindung ist, läßt sich zurzeit nicht feststellen. Was sich aber heute schon nachprüfen läßt, sind die Einwirkungen des Krieges auf die Zivilbevölkerung der kriegführenden Staaten, und da genügt ein Blick auf ihre angesehensten Blätter, um Beispiele einer Härte des Empfindens zu zeigen, die vor wenigen Wochen noch unmöglich erschienen wäre.

Das Gedicht steht nicht vereinzelt da, auf das der „Völkerruf“, Zeitschrift der deutschen Friedensgesellschaft, im Oktoberheft hinweist. Ein Hofrat hatte es in der „Badischen Landeszeitung“ veröffentlicht. Dort heißt es:

„O du Deutschland, jetzt hasse mit eisigem Blut,  
Hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,  
Und türmten sich berghoch in Wolken hinein  
Das rauchende Fleisch und Menschengeweibeln.“

O du Deutschland, jetzt hasse, geharnischt in Erz,  
Jedem Feind einen Bajonettstich ins Herz!  
Nimm keinen gefangen, mach jeden gleich stumm,  
Schaff zur Wüste den Gürtel der Länder ringsum!

Dieses Verferkertum kennzeichnet nicht etwa die deutsche Barbarei. Das Ausland, das sich über sie entrüstet, hat ganz gleiche Leistungen aufzuweisen. So lesen wir im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ vom 11. Oktober:

Daß der Blutdurst gewisser Lyriker international ist, zeigt ein Gedicht aus dem sehr frommen „Daily Graphic“, das der „Schwäb. Merkur“ mitteilt. Das englische Blatt brachte es am 20. August:

Down with the Germans, down with them all!  
O Army and Navy, be sure of their fall!  
Spare not one of them, those deceitful spies,  
Cut their tongues, pull out their eyes!  
Down down with them all!

Zu deutsch:

Nieder die Deutschen! Nieder sie alle!  
O Flotte, o Heer! Zweifelt nicht an ihrem Falle!  
Sollt nicht einen verschonen von den falschen Spionen!  
Ihre Zungen abschneiden! Ihre Augen australlen!  
Nieder, nieder mit ihnen allen!

Anders kann ein Attila oder Dschingischan auch nicht empfunden haben. Woher diese plötzliche Gemütsroheit? Wie stimmt sie zu dem glänzenden Aufstieg unserer Kultur seit zwei Jahrhunderten, die alles hinter sich läßt, was die Menschheit bis dahin erreicht hatte? In der Tat, sie ist unvereinbar mit der herkömmlichen „Kulturgeschichte“.

Aber deshalb brauchen die Freunde der Menschlichkeit nicht zu verzweifeln. Wir müssen nicht gleich in den entgegengesetzten Pessimismus verfallen, dem Grillparzer einmal Ausdruck gab, aus Ekel über die Rationalitätenskämpfe Oesterreichs, in den bekannten Versen:

„Der Weg der neueren Bildung geht  
Von Humanität  
Durch Rationalität  
Zur Bestialität.“

Trotz allen wissenschaftlichen Fortschritts wird das Denken unserer Zeit immer noch im Grunde von den Anschauungen des 18. Jahrhunderts beherrscht, mit denen erst Marx und der konsequente Marxismus vollständig gebrochen hat.

Jene Anschauungen sehen in der Entwicklung der Menschheit bloß die Entwicklung des Individuums, eine geistige Entwicklung, die sich selbst immer weiter in einer bestimmten Richtung treibt. Materialisten wie Idealisten sahen in der menschlichen Entwicklung eine bloße Entwicklung der Vernunft des einzelnen, und das geistige Wesen dieses einzelnen erschienen ihnen höchst einfacher Natur.

Und doch ist der „Mensch mit seinem Widerspruch kein ausgeklügeltes Buch“. Die Widersprüche im Menschen stammen aber nicht aus seinem Innern, sondern aus den widerspruchsvollen Situationen, in die er gerät. So wie die Art der Erkenntnis der Außenwelt des einzelnen bedingt wird

nicht durch diese Welt allein, sondern auch durch sein Erkenntnisvermögen, so wird umgekehrt sein Handeln nicht ausschließlich bedingt durch seinen Charakter, seine natürlichen Anlagen, sondern auch durch die Außenwelt, auf die er zu wirken hat. Der einzelne Mensch hat die mannigfachsten Anlagen, nur die wenigsten kommen zur Entfaltung und Geltung. Die Art seiner Umwelt bestimmt es, welche seiner Fähigkeiten sich entwickeln, welche verkümmern, und wie er jede einzelne anwendet. So wenig es die Erkenntnis eines Dinges an sich gibt, gibt es auch ein Wollen oder einen Charakter an sich. Kein Mensch kann von sich selbst sagen, wie er unter Bedingungen handeln würde, die er noch nicht praktisch erfahren hat. Der selbe Mensch, der, in einer Idylle lebend, das harmloseste, sanftmütigste Wesen ist, kann urplötzlich zum Teufel werden, wenn ein Feind ihm ans Leben geht. Nichts Sonderbarer, als die Beteuerungen, im Kriege könnten unmöglich Greuelthaten vorkommen sein, denn im Frieden seien die Soldaten alle so nette Kerle.

Angeichts dieser Mannigfaltigkeit des menschlichen Geistes ist es unmöglich, seine Entwicklung so geradlinig zu zeichnen, als stelle sie eine stete Annäherung an ein ethisches Ideal, einen sittlichen Fortschritt in einer bestimmten Richtung dar. Ebenso falsch wäre es freilich, das umgekehrte anzunehmen, was auch geschehen ist, als bedeute der Fortschritt der Kultur einen sittlichen Rückschritt vom goldenen Zeitalter der Unschuld und Harmlosigkeit in das eiserne Zeitalter der Lüge und der Gewalt. Am größten jedoch ist der Irrtum jener, die sich als besonders feine Menschenkenner fühlen und die da behaupten, die Menschen seien sich stets gleich geblieben, immer dieselben Bestien, deren innere Roheit die wachsende Kultur nur mit dem dünnen Firnis von „Europens übertünchter Höflichkeit“ überzieht, den jeder stärkere Zusammenstoß feindlicher Interessen mühelos wegwischt, wie der jetzige Krieg wieder deutlich beweist.

Gewiß, die Organe des Geistes, des Empfindens und Denkens, Gemüt und Verstand des Menschen entwickeln sich ebensowenig durch sich selbst, wie seine sonstigen Organe. Sie bleiben die gleichen, solange seine Umwelt sich nicht verändert, der sie angepaßt sind. Aber diese Umwelt ändert sich und das unterscheidet den Menschen vom Tier, daß seine geistigen Fähigkeiten ihn instand setzen, seine Umwelt im Kampfe gegen sie selbst zu ändern, die dann ihrerseits wieder auf ihn zurückwirkt und ihn ändert.

Daß die Umwelt auf den Menschen einwirkt und sein geistiges Wesen wie dessen Betätigungen bestimmt, ist so offenbar, daß man es schon frühzeitig erkannte. Im 18. Jahrhundert wurde bereits vielfach darauf hingewiesen, wie die verschiedenen natürlichen Bedingungen der einzelnen Länder den Charakter ihrer Bewohner beeinflussten, die einen kriegerisch, die anderen friedfertig stimmten usw. Aber man übersah, und das gilt bis heute noch in hohem Grade von der Wissenschaft, so weit sie nicht marxistisch ist, daß zu der Umwelt des Menschen nicht bloß Bodengestaltung und Klima gehören, sondern auch seine technischen Hilfsmittel sowie die Organismen, die ihn umgeben, und vor allem die anderen Menschen, mit denen oder gegen die er zu wirken hat, um sein Leben zu erhalten und zu genießen. Gerade die Technik und die Verhältnisse zu den anderen Menschen sind aber die einzigen Faktoren seiner Umwelt, die sich in steter Wandlung befinden, sie allein können die Wandlungen seines Wollens und Erkennens erklären. Die natürlichen Faktoren seiner Umwelt erklären die r ä u m l i c h e n, geographi-

schen Verschiedenheiten der Menschen, nicht ihre zeitlichen, geschichtlichen. Weit mannigfaltiger als die geographischen gestalten sich im Laufe der menschlichen Entwicklung die geschichtlichen Einflüsse der Umwelt des Menschen und damit auch seine sittlichen Empfindungen und Anschauungen. Nur die Herrschaft des Menschen über die Natur, seine Erkenntnis und seine Technik geht im ganzen und großen immer in gerader Richtung weiter, freilich auch diese nicht ohne Unterbrechungen und Rückschläge. Sein ethisches Empfinden dagegen wird zu verschiedenen Zeiten von zu verschiedenartigen und widersprechenden Faktoren beherrscht, als daß man eine gerade Linie seiner Entwicklung durch die gesamte Menschengeschichte ziehen könnte. Wo man eine bestimmte Richtung festzustellen glaubte, beruhte sie auf voreiliger Generalisierung der Erfahrung eines kurzen Zeitraums, im besten Fall einiger weniger Jahrhunderte, die nichts sind im Vergleich zur gesamten Menschengeschichte. Ihr Weg geht weder von der Bestialität zur Humanität noch umgekehrt.

Schon der Ausgangspunkt ist ein falscher, von dem die erstere Auffassung ausgeht. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, der Mensch sei von Natur aus ein Raubtier, die gewalttätigen, blutdürstigen Instinkte des Raubtiers seien seine ursprünglichen, sein Naturzustand der Kriegszustand, aus dem ihn erst die mühsame Erziehung (durch wen?) der Kultur herauszuheben vermöge.

Wir kennen nicht die tierischen Vorfahren des Menschengeschlechts, müssen aber annehmen, daß unter den heute lebenden Tieren die Menschenaffen ihnen am nächsten kommen. So wie diese wird der Urahn des Menschen ein Pflanzenfresser gewesen sein, der wohl hier und da noch niedrigere Tiere genoß, Raupen, Würmer usw., aber kein größeres, ihm in seinem Bau ähnliches Tier tötete, um es zu verzehren. Kein Affe tut derartiges.

Schon gar nicht führte er Krieg gegen seinesgleichen. Es kommt in der Tierwelt wohl vor, daß Individuen der gleichen Art einander bekämpfen, entweder, weil sie als Männchen um ein Weibchen, oder weil sie um eine Beute ringen. Dabei kann mitunter sogar ein Totschlag passieren. Daß Affen so mörderisch gegen ihresgleichen werden, davon wird nichts berichtet, dazu fehlen ihnen auch die mörderischen Organe. Die Raufereien unter ihnen sind nicht lebensgefährlich.

Das ändert sich erst durch den Fortschritt der Technik, durch die Erfindung der Waffe. Nun erst, also mit den Anfängen der Kultur, bekommt der Mensch Raubtierorgane, damit auch Raubtierfunktionen und schließlich Raubtierinstinkte.

Die Waffe mag ihm zunächst nur dazu gedient haben, sich feindliche Tiere vom Leibe zu halten. Ihre Bervollkommnung setzte ihn instand, das feindliche Tier zu töten, sein Blut zu vergießen. Sie ermöglichte es ihm aber auch, das Fell des Tieres zu zerreißen, es zu zerfleischen, mit dem Fleisch seinen Hunger zu stillen. Hatte er einmal mit dieser Art Nahrung Bekanntschaft gemacht, dann lag es nahe, die Waffe nicht bloß zur Abwehr starker, sondern auch zur Erlegung schwächerer, flüchtiger Tiere zu benutzen. Die Fleischkost trat in den Vordergrund, aus dem friedlichen Pflanzenfresser wurde ein Jäger, der daran gewöhnt und darauf angewiesen war, andere, höhere, ihm in Bau und Seelenleben nahestehende Tiere zu töten. Jagd, Blutvergießen und Mord wurden ihm jetzt schließlich zur Lust.

Und jetzt ward auch der Krieg erfunden, der Kampf einer Gemeinschaft gegen eine andere derselben Art, was etwas ganz anderes ist als die Raufereien von Mitgliedern der gleichen Gemeinschaft untereinander. Derartige Raufereien finden wir bei vielen Tieren, der Krieg aber ist etwas spezifisch Menschliches, er findet eine Analogie nur bei den höchststehenden Insekten, den Ameisen.

Der Fortschritt der Technik und des Sprachvermögens fördert den Zusammenschluß der von Natur aus gefelligen Menschen. Ihre einzelnen Horden werden festgeschlossene Gesellschaften, die sich voneinander absondern, deren jedes Mitglied sich mit den anderen seiner Horde solidarisch und allen anderen Individuen seiner Art gegenüber fremd fühlt. Die Streitigkeiten der einzelnen Mitglieder der Horde untereinander werden immer mehr eingeengt und geschlichtet, das Individuum immer mehr diszipliniert. Auf der anderen Seite tauchen jetzt als neue Erscheinung Streitigkeiten ganzer Horden untereinander auf, wobei erst die Waffe es ermöglicht, den menschlichen Feind der Horde ebenso zu töten wie den tierischen. Der Krieg und die Ermordung des Menschen durch den Menschen als löbliches, rühmenswertes Tun halten ihren Einzug. Sie liegen nicht in der Natur des Menschen, sind ein Produkt technischen und sozialen Fortschreitens. Die wachsende Kultur macht den Menschen roher und blutgieriger.

Eine weitere neue Art von Grausamkeit erwächst, sobald der Mensch dahin kommt, andere Lebewesen seinen Zwecken dienstbar zu machen, zuerst durch die Zähmung von Tieren, dann durch die Unterjochung und Knechtung anderer Menschen. Es gilt, den Willen dieser Wesen zu brechen, die sich selbst und ihren Angehörigen, nicht fremden Zwecken leben wollen; diese fremden Zwecke können mitunter die seelische und auch körperliche Mißhandlung des Haustieres oder des Sklaven erheischen.

Zu der Brutalität gegen die Feinde gefellt sich jetzt die gegen Hausgenossen, worunter schließlich sogar Weib und Kind auch dort zu leiden haben, wo nicht schon früher durch Krieg oder Frauenraub die Gattin gleichbedeutend wurde mit einer Sklavin.

Daneben gibt es aber auch Tendenzen, die in entgegengesetzter Richtung wirken.

Dazu gehört z. B. die Ausdehnung des Pflanzenbaues. Der Mensch, der ursprünglich Vegetarier gewesen, hat nie aufgehört, Pflanzennahrung zu sammeln und zu sich zu nehmen. Selbst die Jägervölker der Polarländer suchen während des kurzen Sommers gierig nach Beeren und Kräutern. Jagd und Viehzucht drängen den Fleischkonsum, also auch die Tötung von Tieren, in den Vordergrund. Die Fortschritte des Pflanzenbaus, namentlich des Anbaus von Getreide, vermindern wieder die Notwendigkeit, oft auch die Möglichkeit reichlichen Fleischgenusses. Sie können ihn unter Umständen ganz verdrängen. Daneben nimmt die Ernährung statt durch das tote Tier durch die Produkte des lebenden Tiers, Milch, Eier, stark zu. Die eine wie die andere Art der Ernährung kann so weit gehen, daß die Notwendigkeit der Tötung von Tieren ganz aufhört und damit wieder Achtung vor jedem fremden Leben sich einbürgert. Manches Nutztier kann sogar so wichtig werden, daß ihm Ehrungen und Heilighaltung zuteil wird. Die Entwöhnung von der Jagd und der Waffenführung führt mitunter schließlich zu förmlichem Abscheu vor jeglichem Blutvergießen, jeder Gewalttätigkeit.

Die hochgradige Milde und Sanftmut, die aus solchen Zuständen hervorgeht, kann sich jedoch als allgemeines Charaktermerkmal der Gesellschaft für längere Zeit höchstens auf abgelegenen Inseln erhalten, die vor jeder feindlichen Invasion bewahrt bleiben. Ueberall sonst können so friedfertige Völker sich gewalttätiger Feinde nicht erwehren. Sie werden entweder unterjocht oder behaupten sich nur dadurch, daß sie aus ihren eigenen Reihen einen Stand hervorbringen, der Krieg und Jagd berufsmäßig betreibt und damit auch die aus ihnen hervorgehenden Charakterzüge entwickelt. Diesen Zustand finden wir z. B. in Ostindien, wo die ackerbauenden Hindus von größter Sanftmut sind, sich scheuen, ein Tier zu töten. Ueber ihnen aber erhob sich eine Aristokratie grausamer, rücksichtsloser Krieger. Wir finden eine Arbeitsteilung innerhalb der Gesellschaft zwischen Humanität und Bestialität.

Man vermag also in der menschlichen Entwicklung weder ein ausgesprochenes Fortschreiten zur Milde noch eines zur Brutalität festzustellen. Der Geist des einzelnen Individuums besitzt in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit die Keime des einen wie des anderen Charaktermerkmals in sich. Es hängt von den Verhältnissen ab, in die der Mensch gelangt, welche dieser Fähigkeiten er mehr entwickelt; und von den Gelegenheiten, die ihm begegnen, welche er mehr betätigt. Und so finden wir auch in der Geschichte der Gesellschaft die verschiedensten Tendenzen ebenso zur Humanität wie zur Bestialität, wobei einmal die eine, ein andermal die andere sich als die stärkere erweist. Wenn aber beide in Konflikt kommen, unterliegt am ehesten naturgemäß die Humanität. Auch der sanfteste und friedfertigste Mensch kann sich gegen einen brutalen Gegner nur behaupten, wenn es ihm gelingt, selbst eine tüchtige Portion Brutalität aufzubringen.

Trotzdem sehen wir in Europa eine dauernde Tendenz zur Milderung der Sitten seit dem 17. Jahrhundert, dem Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs, bis ins 19. Jahrhundert hinein. Es bedeutet jedoch eine unzulässige Generalisierung, wenn wir die Entwicklungsrichtung dieser drei Jahrhunderte geradlinig bis an den Anfang des Menschengeschlechts zurück verlängert denken. Und auch nach vorwärts ist die Entwicklung leider keine geradlinige.

## 2. Die Zunahme der Humanität.

Eines der blutrünstigsten Zeitalter ist das der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. Die Warenproduktion war damals schon entwickelt genug, um in den herrschenden Klassen den maßlosen Drang nach Vermehrung ihres Reichtums, namentlich in der Form von Edelmetallen, zu einem allgemeinen zu machen. Noch aber war diese Art der Produktion nicht entwickelt genug, um die Gewinnung von Mehrwert durch die Anwendung von Lohnarbeitern besonders ausgiebig zu gestalten. Als die ergiebigste Methode, rasch viel Reichtum zusammenzuraffen, erschien die Plünderung, der Raub.

Hauptsächlich zu diesem Zwecke wurde die Politik der kolonialen Eroberungen begonnen, die zu den furchtbarsten Grausamkeiten führte. In Europa selbst wurde den Bauern von den Großgrundbesitzern ihr Gemeinbesitz am Boden genommen, viele Bauern von ihren Söhnen vertrieben, anderen ihre Lasten ungeheuer gesteigert. Ein zahlreiches Lumpenprole-

tariat bildete sich, das keine anderen Existenzmöglichkeiten fand, als zu betteln, zu stehlen, zu rauben; das ebenso überflüssig wie gefährlich für die Gesellschaft wurde und daher der blutigsten Verfolgung anheimfiel. Unsicherheit, Gewalttat, Mord und Lotsschlag herrschten allgemein selbst während des Friedens und machten Härte, Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegen das Menschenleben zu alltäglichem Empfinden.

Das wurde noch schlimmer im Kriege. Die aufkommende Geldwirtschaft brachte Geld in die Hände der Vertreter der Staatsgewalt, der Fürsten, und ermöglichte es ihnen, an Stelle der feudalen Aufgebote Söldner zu setzen. Jene Aufgebote von Großgrundbesitzern mit ihrem Gefolge waren sehr unabhängig und unbotmäßig gewesen und hatten ihren Führer oft in entscheidenden Momenten im Stiche gelassen. Der Militärstreif, der jedem Kriegsmann heute als der Gipfel der Niedertracht erscheint, war in der Blanzzeit des Rittertums etwas Gewöhnliches. Die Ilias, diese älteste Beherrschung des griechischen Rittertums, handelt von nichts, als dem Militärstreif des Achilles. Derartige Streifs wiederholen sich immer wieder auch in der deutschen Ritterschaft. Bekannt ist es, daß z. B. der entscheidende Feldzug Friedrich Barbarossas in Italien an dem Militärstreif des ersten seiner Fürsten, Heinrich des Löwen, scheiterte.

Sobald die Fürsten über größere Geldmittel verfügten, zogen sie es daher vor, Söldner zu werben, die durch den Sold von ihnen abhängig waren, und dadurch die unbequemen Aufgebote der Feudalherren mit ihren Gefolgschaften nicht nur zu ersetzen, sondern auch zu unterwerfen und aufzulösen.

Ueber je mehr Söldner ein Fürst verfügte, desto größer seine Macht. Kein Wunder, daß sie bei der Anwerbung von Kriegsknechten leicht weiter gingen als ihre anfangs noch geringen Geldmittel erlaubten. Krieg und Staatsschulden sind seitdem bis heute untrennbar miteinander verknüpft. Der Krieg bildet von da an ein Mittel, den Einfluß der Finanzleute im Staate zu stärken. Aber in den Anfängen der Warenproduktion genügten auch die Kapitalien der Geldbesitzer nicht, das Defizit zu decken, das die Bezahlung der Söldner hervorrief. Sehr oft mußte man diesen den Sold schuldig bleiben.

Andererseits war in den Anfängen der Warenproduktion die Proletarisierung des Landvolks noch nicht weit vorgeschritten, die Zahl kraftvoller Lumpenproletarier gering, oft nicht ausreichend, die Nachfrage nach Söldnern zu decken. Viele unter ihnen waren Söhne wohlhabender Bauern, die der Sold allein nicht reizte, wenn er nicht mit Aussicht auf Beute verbunden war. Wo die Soldzahlung ausblieb, konnte nur diese Aussicht die Scharen unter der Fahne halten. Kein Sieg, keine Besetzung einer feindlichen Stadt ohne Plünderung.

Die Spärlichkeit des Geldes und des Soldes sowie der Mangel an Transportmitteln erlaubte aber auch nicht, die Truppen durch mitgeführte oder gekaufte Lebensmittel zu ernähren. Sie wurden darauf angewiesen, sich den Lebensunterhalt bei der Bevölkerung des Gebiets, das sie durchzogen, selbst zu suchen, zu requirieren, was ebenfalls ein Anlaß zu Plünderungen wurde, auch in Freundesland, und da die Beraubten sich mitunter zur Wehr setzten, wurden sie dafür noch bestraft, gehängt, ihre Häuser angezündet.

So diszipliniert die Söldner in der Schlacht waren und sein mußten, im Interesse ihrer Selbsterhaltung, außerhalb der Schlacht waren sie die disziplinelosesten und wütesten Mordbrenner. Die jahrzehntelang dauern- den Kriege jener Zeit wurden eine hohe Schule der Bestialität, die alle üblen Einwirkungen der Friedenszeit noch zu einer entseglischen Höhe steigerte. Vielleicht nie in der Geschichte sind so viele Menschen und aus so wichtigen Ursachen gefoltert, gehängt, getöpft, gerädert, verbrannt worden wie damals. Man würde aber der Menschheit unrecht tun, wollte man darin ihren Urzustand, den Ausgangspunkt ihrer Entwicklung suchen. Es war vielmehr eine Zeit hoher Kultur, deren Technik die bedeutendsten Leistungen der antiken Kultur vielfach überragte.

Freilich, mit der unseren verglichen, war es eine rückständige Zeit. Der weitere Fortschritt der Warenproduktion schaffte Wandel. Je mehr sich der industrielle Kapitalismus entwickelte, desto mehr trat die regelmäßige Produktion des Mehrwerts als Mittel, Reichtum zu erwerben, in den Vordergrund. Raub und Plünderung verloren an Bedeutung, ja wurden als direktes Hindernis der Erwerbung von Reichtum erkannt, weil sie den Produktionsprozeß störten und die Henne schlachteten, die goldene Eier legte. Selbst in den Kolonien traten die Methoden regelmäßiger, Jahr für Jahr, Tag für Tag erneuter Ausbeutung der arbeitenden Klassen an die Stelle gelegentlicher Plünderung, die sich in einem Menschenalter kaum mit gleichem Erfolg in gleicher Gegend wiederholen ließ. Raub und Plünderung gehen Hand in Hand mit der Mißachtung des Lebens des Beraubten. Die Ausbeutung setzt das Leben, das arbeitskräftige Leben des Ausgebeuteten voraus. Und rasche Ausdehnung der Ausbeutung erheischt rasche Vermehrung der Ausgebeuteten. Das Menschenleben auch der armen Teufel gewann an Wert für die herrschenden Klassen.

Die Industrie wuchs, die proletarisierten Schichten der Bevölkerung hatten nicht mehr allein die Wahl zwischen Bettel, Verbrechen oder Hungertod, die Industrie bot ihnen eine, freilich kümmerliche Existenz. Bei rascher Vermehrung der Industrie minderte sich die Gefährdung der Gesellschaft durch das Lumpenproletariat, die Gesetzgebung und Verwaltungspraxis gegen Bettler und Verbrecher begannen milder zu werden.

Man darf nicht das Lumpenproletariat mit der industriellen Reservearmee verwechseln, deren Wachstum durch den industriellen Kapitalismus Marx gezeigt hat. Die Verwechslung beider führt zu der Ansicht, Marx habe sich geirrt, denn in den Anfängen des modernen Kapitalismus, in der Zeit der ursprünglichen Akkumulation, ist die Zahl der Lumpenproletarier am größten. Seitdem nimmt sie ab, weil eben das Lohnproletariat wächst. Die industrielle Reservearmee besteht nur zum geringsten Teil aus Lumpenproletariern. Viele von diesen sind zu regelmäßiger Arbeit physisch und moralisch ganz untauglich. Die Reservearmee besteht aus Arbeitern, die zu stolz sind, zu betteln oder zu stehen, die Arbeit suchen und, wenn sie in ihrem Berufe keine finden, irgendwelchen verkehrten oder parasitischen Erwerb suchen als Zwischenhändler, Heimarbeiter, in gelegentlichen Dienstleistungen und dergleichen, bis ihr Beruf sie wieder aufnimmt. In den Anfängen der Lohnarbeit hielten es selbst regelmäßig beschäftigte Arbeiter nicht unter ihrer Würde, Almosen zu nehmen. Heute schaudern die meisten Arbeitslosen davor zurück.

Die Statistik des Lumpenproletariats und die der industriellen Reservearmee sind also zwei verschiedene Dinge.

In dem Maße, in dem das Lohnproletariat das Lumpenproletariat überwog, wuchs die Wertschätzung des Lebens der unteren Klassen in der Gesellschaft. Es wuchs aber auch die allgemeine Sicherheit, es schwand die Notwendigkeit für die Besitzenden, bewaffnet auszugehen und stets darauf gefaßt zu sein, sich ihrer Haut zu wehren.

Das hing zusammen mit der wachsenden Macht der Staatsgewalt, die wieder aus der Zunahme der Geldwirtschaft, der Geldsteuern und der Söldnerheere hervorging, auf die wir gleich noch eingehender zu sprechen kommen. Die Geldsteuern ermöglichten die Erhaltung einer straff zentralisierten, von der Staatsgewalt völlig abhängigen Bureaucratie und Polizei, die den Sicherheitsdienst regelmäßig besorgen konnte und um so mehr besorgen mußte, als die neue Staatsgewalt dahin trachtete, außer ihren eigenen Truppen und Polizisten kein wehrhaftes Geschlecht aufkommen zu lassen. Zu alledem kam, daß jetzt ein immer größerer Teil der Bevölkerung in den Städten wohnte. Auf dem Lande hatte jeder seinen Fleischbedarf aus selbst gehaltenem Vieh gedeckt, war jeder gewöhnt, Vieh zu schlachten, Blut zu vergießen. Und selbst die grausamsten Verbote vermochten den Landleuten nicht die Lust am Jagen und Wildern auszutreiben. In den Städten ist es nur ein wenig zahlreicher Stand, der das Schlachten des Viehs betreibt. Die andere Bevölkerung hat mit Blutvergießen und Töten nichts zu tun.

Zu diesen direkt aus den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgehenden Faktoren, die auf eine Milde rung der Sitten hinwirkten, gesellte sich eine Art Humanisierung des Krieges.

Die wachsenden Einnahmen aus Geldsteuern und Zöllen, eine Folge der steigenden Warenproduktion, erlaubten den Fürsten nicht nur eine zahlreiche Bureaucratie und Polizei zu bezahlen, sondern auch in der Söldnerarmee eine folgenschwere Neuerung einzuführen: die Söldner wurden nicht mehr bloß für den Krieg angeworben, um nach dem Krieg entlassen zu werden. Man behielt sie auch während des Friedens im Dienst. Das s t e h e n d e H e e r trat auf die Bühne. Das führte zunächst dahin, daß die Offiziere nun ständige Beamte des Fürsten wurden. Früher hatte er die Truppen nicht selbst geworben, sondern einzelne Unternehmer, beliebte Feldhauptleute, sammelten in seinem Auftrage die Kriegsleute, die sie kommandierten und bezahlten, wofür sie bestimmte Summen vom Staate erhielten. Diese Hauptleute hatten gegenüber dem Fürsten, der sie beschäftigte, noch eine sehr selbständige Stellung besessen. Andererseits hatte der einzelne dieser Hauptleute nicht erwarten dürfen, zahlreiche Truppen zu seiner Fahne zu locken, wenn er zu strenge Disziplin hielt. Dann wären sie zu den weniger strengen Konkurrenten gegangen.

Jetzt wurden die Offiziere ständig besoldete Beamte. Ihre Bestallung, ihr Avancement zu den höchsten Ehrenstellen in der Armee, ja im Staate, hing jetzt ganz vom obersten Kriegsherrn ab. Dessen Gunst zu gewinnen und zu erhalten, wurde ihre wichtigste Lebensaufgabe. Ein besonders straff diszipliniertes Offizierkorps bildete sich über der Masse der Soldaten, die nun auch ihrerseits aufs strengste diszipliniert wurden, seitdem sie unter der dauernden Zucht ihrer Offiziere standen. Damit schwand freilich die Anziehungskraft des Kriegsdienstes. Er wurde nur noch eine Zusucht ver-

zweifelnder, gescheiterter Existenzen. Da Elemente dieser Art nicht zahlreich genug waren, die wachsenden Heere zu füllen, mußte die Werbung immer mehr einen zwangsweisen Charakter annehmen. Sie wurde zur Pressung. Mit Vorliebe suchten die Werber Ausländer zu pressen, damit der Industrie und Landwirtschaft des Inlands möglichst wenig Arbeitskräfte entzogen wurden. Das Mittel, das diese Unglücklichen zusammenhielt und in den Kampf trieb, war blasse Angst. Desertion und Feigheit wurden unbarmherzig bestraft, der Soldat mußte vor dem eigenen Offizier mehr Furcht haben als vor dem Feind.

Es war nicht leicht, unter solchen Umständen die nötige Anzahl Soldaten aufzutreiben, um so mehr wurde jeder, den man einmal gewonnen hatte, festgehalten, so lange seine Kräfte reichten.

So sonderbar es klingt, diese wachsende Barbarei in der Behandlung der Soldaten führte zu einer Milderung der Kriegssitten.

Die Soldaten waren jetzt ebenso schlimm dran, wie die Zuchthäuser. In der Tat wurde mancher Tunichtgut zur Strafe unters Militär gesteckt. Sie mußten stets unter Ueberwachung, in geschlossenem Haufen sein. Damit verschwand die Möglichkeit, sie im Krieg auf Requisitionen übers Land zu senden oder plündern zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten hätten sich gar zu viele gedrückt. Die Soldaten wurden nun immer weniger durch Plünderung des Landmannes, sondern durch Zufuhr von Lebensmitteln aus den staatlichen Magazinen ernährt. Das bedeutete bei der Unzulänglichkeit der Transportmittel eine erhebliche Verlangsamung der Truppenbewegungen. Unter dem Requisitionsystem, z. B. im Dreißigjährigen Krieg, hatten sich die Truppen rasch von Ort zu Ort durch ganz Deutschland bewegt, ja bewegen müssen, weil jede Gegend bald ausgefogen war. So brachten sie im Fluge das Verderben durch das ganze Reich. Jetzt bewegten sie sich langsam vorwärts, ängstlich bedacht, sich von ihrer „Basis“, den Magazinen, nicht zu weit zu entfernen. Selten kamen sie dabei weit ins feindliche Gebiet hinein und die Verwüstungen, die sie mit sich brachten, blieben auf enge Bezirke beschränkt. Andererseits mieden die Feldherrn die Schlachten. Eine Schlacht bedeutete den Verlust zahlreicher Soldaten, die schwer zu ersetzen waren. Menschenleben zu schonen, wurde die Aufgabe des Heerführers. Man entschied sich zur Schlacht nur, wo man ihr nicht ausweichen konnte oder wo man seiner großen Uebermacht sicher war. Die Größe des Feldherrn suchte man am ehesten in der Kunst, den Feind ohne Schlacht durch kunstvolle Manöver, die seine Magazine bedrohten, zum Rückzug zu zwingen.

Das war das goldene Zeitalter der Ermattungsstrategie, der alle großen Heerführer jener Zeit huldigten, die sie sehr wohl von einer matten Strategie zu unterscheiden wußten: Prinz Eugen und Marlborough ebenso wie Friedrich II. Der Tollkopf Karl XII. von Schweden ruinierte sich und sein Reich dadurch, daß er nicht erkannte, wie sehr Niederwerfungsstrategie ebenso wie Ermattungsstrategie an bestimmte Bedingungen geknüpft ist. Er war der einzige große Kriegsheld jener Zeit, der sich durch sein Temperament zur Niederwerfungsstrategie verleiten ließ. Er siegte sich zu Tode.

Ganz anders Friedrich II. von Preußen.

„Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß Friedrich, obwohl er grundsätzlich Ermattungsstrategie war, niemals in die matte Strategie verfallen sein und sich eingebildet haben würde, Sachsen ohne Schlachten gewinnen zu können. Aber

die Schlacht ist ihm nicht der alleinige Weg, welcher zur Entscheidung führt, sondern nur einer unter mehreren. Lediglich, wenn bestimmte Gründe obwalteten, z. B. wenn der Sieg unzweifelhaft schien und nicht allzu verlustreich zu werden versprach, zog Friedrich auch theoretisch die Schlacht dem Manöver vor. In den beiden letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges hat der König von Preußen keine einzige Schlacht mehr geliefert, obwohl ihm im Jahre 1762 der Uebertritt der Russen zeitweise sogar die numerische Uebermacht gab.<sup>1</sup>

Kam es trotz allem zur Schlacht, dann wurde sie freilich sehr blutig, schon wegen der wachsenden Bedeutung der Feuerwaffen. Aber doch zeigte sich auch da eine Milderung infolge der zunehmenden Schonung der Gefangenen. Ehedem waren sie eine Verlegenheit gewesen. Man mußte sie bewachen und ernähren. Waren es nicht wohlhabende Leute, die sich freikaufen konnten, dann erschien es am einfachsten und wirksamsten, keinen Bardon zu geben. Das wurde jetzt anders. Die Soldaten waren fast alle gewaltsam gepreßt, vielfach Ausländer — hüben wie drüben. Da lag es nahe, die Gefangenen in eigene Soldaten zu verwandeln. Das geschah in großem Umfange.

„Das Korps des preußischen Generals Finck, das (1759) bei Magen von Daun gefangen genommen wurde, bestand zum großen Teil aus Russen, die in der Schlacht von Zornsdorf und bei anderen Gelegenheiten in Gefangenschaft geraten waren und die man dann für den preußischen Dienst gepreßt hatte. Die in Pirna (1756) gefangenen Sachsen ließ der König gar in ganzen Bataillonen in die preußische Armee einstellen.“<sup>2</sup>

Je mehr Gefangene, desto mehr künftige Soldaten. Man hatte allen Grund, sie zu schonen und gut zu behandeln.

Gleichzeitig wurde der Krieg immer mehr ausschließlich Sache des Militärs. Das stehende Heer ermöglichte erst die Einführung von Uniformen, die den Soldaten allgemein kenntlich vom Zivil unterschieden. Das erschwerte das Desertieren und erleichterte es, den Soldaten auch außerhalb des Dienstes zu überwachen und unter strenger Disziplin zu halten. Durch Gewährung auffallender oder kleidsamer Uniformen gewann man überdies ein Mittel, unerfahrene arme Teufel anzulocken, denen der bunte Rock in die Augen stach, mit dem sie mehr paradierten konnten als mit ihren Lumpen.

Nur die Uniformierten galten als Kriegsführende, durften Waffen tragen. Das Zivil hatte sich jeden Eingriffs in die Kriegshandlungen, auch jeder Beihilfe zu enthalten. Dafür gewann es vermehrte Schonung. Die Kriege selbst wurden immer offensichtlicher rein dynastische, bei denen die Interessen der Völker keine Rolle spielten. Sie stachelten in keiner Weise die Volksleidenschaften auf.

<sup>1</sup> Dr. E. Daniels, Geschichte des Kriegswesens (Sammlung Götschen). Leipzig, Götschensche Verlagshandlung, V, S. 107. Ein treffliches Büchlein, dem ich für vorliegende Darstellung manche Anregung verdanke. Der Verfasser hat den Zusammenhang zwischen den Formen des Kriegswesens und den Wandlungen des Wirtschaftswesens wohl erkannt. Er hätte noch mehr gesehen, wenn seine ökonomischen Auffassungen nicht höchst primitive wären. Die verschiedenen Produktionsweisen unterscheiden sich für ihn nur durch die Menge des produzierten Edelmetalls. Indessen ist es schwer, auf verschiedenen, einander fernstehenden Wissensgebieten gleich gut beschlagen zu sein.

<sup>2</sup> Daniels, Geschichte des Kriegswesens, V, S. 99.

So schlimm die Behandlung der Soldaten gerade im 18. Jahrhundert wurde, für die Masse der Bevölkerung nahm das Kriegswesen einen mildereren Charakter an. Die Entwicklung der Produktionsweise wirkte in gleicher Richtung. Das Ergebnis war eine fortschreitende Milderung der Sitten.

Wzurasch ging sie freilich nicht vor sich. Die Tradition, das Herkömmliche, spielt gerade in den Sitten und dem Gemütsleben eine starke Rolle. Die Einwirkungen der neuen Produktionsweise zeigten sich noch nicht entschieden genug, um die Nachwirkungen des brutalen Jahrhunderts schnell zu verwischen, das den Dreißigjährigen Krieg erzeugt hatte.

Am ehesten und stärksten trat das wachsende Bedürfnis nach Humanität bei den ausschließlich städtischen Intellektuellen auf, die durch ihren Beruf imstande waren, die Tendenzen der neuen Produktionsweise klarer zu erkennen als die Masse, die damals noch wenig von Lesen und Schreiben wußte und über keine Zeitungen verfügte, durch die sie ihren Gesichtskreis über den ihrer persönlichen Erfahrungen hinaus hätte erweitern können. Bei den Intellektuellen machte sich das Streben nach Milde und Frieden, der Abscheu vor Mißhandlung und Tötung von Menschen am deutlichsten bemerkbar. Kein Wunder, daß sie annahmen, diese Milderung der Sitten sei die natürliche Folge ihrer höheren Bildung, der Aufklärung; sie müsse allgemein werden mit der Ausbreitung der Volksbildung, mit wachsender Aufklärung. Aus ihr werde schließlich ewiger Friede hervorgehen.

Da kamen die Ideen der Aufklärer zur Herrschaft in der großen Revolution. Das Ergebnis war nicht ewiger Friede, sondern ein Krieg, der fast ein Viertelfahrhundert lang dauerte, und eine Art der Kriegführung, die weit zerstörender war und die Masse der Bevölkerung weit mehr zum Blutvergießen anreizte, als die des 18. Jahrhunderts. (Schluß folgt.)

## Karl Marx und Friedrich Engels in der zweiten Phase des Krieges von 1870/71.

Von Ed. Bernstein.

Daß Karl Marx und Friedrich Engels in den ersten Wochen des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 eine etwas andere Haltung zu ihm für richtig erachteten als August Bebel und Wilhelm Liebknecht, ist heute ziemlich allgemein bekannt. Der von Bebel und mir herausgegebene Briefwechsel dieser großen Vorkämpfer der internationalen Sozialdemokratie enthält darüber sehr bedeutsame Ausprüche. Nach ihrer Ansicht berücksichtigte Liebknecht aus Hinneigung zum partikularistischen Föderalismus und als Gegner der preußischen Vorherrschaft in Deutschland nicht genug, daß es sich bei dem Krieg um die nationale Existenz Deutschlands handle, eine völlige Obstruktion ihm gegenüber also sich für die deutsche Sozialdemokratie nicht schide. In dem Streit, der sich darüber zu Anfang des Krieges zwischen dem Braunschweiger Ausschuß der Sozialdemokratischen Partei Eisenacher Programms einerseits und Bebel und Liebknecht andererseits entwickelte, gaben sie in der Hauptsache dem ersteren gegen die letzteren recht.

Was Marx-Engels damals über diese und andere Fragen sagten, die sich auf den Krieg beziehen, ist in der Tat überaus lesenswert. Es legt glänzendes Zeugnis ab von ihrer tiefen Einsicht in geschichtliche Notwendigkeiten

und ihrem wahrhaft großartigen politischen Weitblick. Aber man muß die Briefe ganz lesen und nicht, wie das zum Beispiel eine Blütenlese aus ihnen tut, die vor einigen Wochen in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht wurde und den Weg in verschiedene Parteiblätter fand, nur solche Stücke aus ihnen berücksichtigen, welche die oben bezeichnete Ansicht über den Krieg zum Ausdruck bringen. Denn mit ihr erschöpfte sich das Urteil unserer Vorkämpfer durchaus nicht. Mag man aber ihr Urteil anerkennen oder nicht, mag man die von ihnen gezogenen Folgerungen unterschreiben oder ablehnen, Marx und Engels haben jedenfalls Anspruch darauf, daß man sie ganz hört.

So brauchen zum Beispiel Marx und Engels mit Bezug auf die motivierte Enthaltung von Bebel und Liebknecht bei der Abstimmung über die erste Kriegsanleihe den Ausdruck „Prinzipienreiterei“. Aber dieses Urteil hinderte Marx nicht, anzuerkennen, daß der in dem Votum ausgesprochene Protest in jenem Augenblick eine Betätigung von Mut („acte de courage“) war, und Liebknecht brieflich darüber sein Lob auszusprechen. (Vgl. seinen Brief an Engels vom 17. August 1873.) Nur setzte Marx treffend hinzu, der Zeitpunkt für Kundgebungen dieser Art dauere nicht fort, dürfe nicht für das ganze Verhalten zum Krieg bestimmend sein. Mit anderen Worten, man dürfe wohl durch eine Abstimmung bekunden, daß man die Verantwortung für einen Krieg ablehne, aber in diesem Kriege selbst nicht vergessen, was man der Sicherheit und Unabhängigkeit des eigenen Landes, dessen nationaler Existenz schulde. Daß dies damals Anteilnahme am Krieg hieß, betont Marx noch in der zweiten Adresse des Generalrates der Internationale über den Krieg, wo er sagt:

„Die deutsche Arbeiterklasse hat den Krieg, den zu hindern nicht in ihrer Macht stand, energisch unterstützt, als einen Krieg für Deutschlands Unabhängigkeit und für die Befreiung Deutschlands und Europas von dem erdrückenden Alp des zweiten (französischen) Kaiserreichs.“

Wie aber nach Marx der Zeitpunkt für eine prinzipielle Kundgebung gegen den Krieg nicht ins Unbestimmte fortdauern durfte, so auch nicht der Zeitpunkt für die Anerkennung und Unterstützung des Krieges. Das gibt er in dem Briefe, der von der Abstimmung Bebels und Liebknechts handelt, ebenso deutlich zu erkennen. Rückhaltlos stimmt er dem Plan einer Antwort an die deutsche Parteileitung zu, den Engels ihm auf sein Verlangen vorgelegt hatte, worin es heißt (Brief Engels' vom 15. August 1870):

„Ich meine die Leute (d. h. die deutschen Sozialdemokraten) können:

1. sich der nationalen Bewegung anschließen, soweit und solange sie sich auf Verteidigung Deutschlands beschränkt (was die Offensive bis zum Frieden unter Umständen nicht ausschließt),
2. den Unterschied zwischen den deutschnationalen Interessen und den dynastischen preußischen dabei betonen,
3. jeder Annexion von Elsaß-Lothringen entgegenwirken,
4. sobald in Paris eine republikanische, nicht chauvinistische Regierung am Ruder, auf ehrenvollen Frieden mit ihr hinwirken,
5. die Einheit der Interessen der deutschen und französischen Arbeiter, die den Krieg nicht gebilligt und die sich auch nicht bekriegen, fortwährend hervorheben.
6. Hinweis auf das im Hintergrunde drohende Rußland wie in der internationalen Adresse.“

Genau in diesem Sinne hat Marx, wie man aus dem Manifest weiß, das der Braunschweiger Ausschuß nach Sedan erließ, dessen Anfrage über die zu beobachtende Haltung beantwortet. Streng kennzeichneten er und Engels den Zeitpunkt, bis zu dem für die Sozialdemokratie Unterstützung des Krieges am Platze sei. Er war für sie durch die Wendung vom Verteidigungs- zum Eroberungskrieg angezeigt. Dabei ließen sie dem Verteidigungskrieg in weitgehendem Maße sein Recht. Sie anerkannten, daß ein solcher auch Angriffsmaßnahmen rechtfertigt, da sein Ziel Lahmlegung der Angriffskraft und Angriffsfucht des Gegners ist. In diesem Punkt zeigen sie sich von jeder Voreingenommenheit frei. Was aber darüber hinausging, wo es sich nicht mehr um das Gebot der militärischen Notwendigkeit handelte, sondern die Zukunft der Beziehungen der Kulturvölker Europas in Frage kam, wo die Völk er p o l i t i k auf dem Spiele stand, da ließen sie nicht mit sich spaßen.

Deutlich zeigt der Briefwechsel, wie sehr Sorge für die Zukunft Europas und gerade Deutschland selbst es war, was ihre Stellung zur Frage der Annexion Elsaß-Lothringens bestimmte, als diese nach den entscheidenden deutschen Siegen immer lauter in der deutschen Presse verlangt wurde, und wie wenig bloße Oppositionsfucht mit ihrer Bekämpfung der Annexion zu tun hatte.

Friedrich Engels, der der deutschen Heeresleitung so rückhaltlose Anerkennung zollte, glaubte in seiner Hochherzigkeit anfangs auf Mäßigung bei den entscheidenden Instanzen in Deutschland hoffen zu dürfen.

„Ich glaube, einer Republik gegenüber verstehen sich die Preußen zu einem im ganzen ehrenhaften Frieden“, schrieb er am 10. August 1870. Die ganze Thronrede Wilhelms I. habe durchblicken lassen, daß man in jenen Kreisen auf die Revolution in Frankreich rechne und die Sache nicht zum äußersten treiben wolle. Allerdings sei seitdem die nationale Wut in Deutschland groß und der Schrei nach Elsaß-Lothringen allgemein. „Aber ich glaube vorderhand noch, daß man sich mit weniger begnügen wird“.

Marx antwortet in dem schon zitierten Brief vom 17. August:

„Das Elsaß-Lothringer Gelüst scheint in zwei Kreisen vorzuherrschen, in der preußischen Kamarilla und im süddeutschen Bierpatriotismus. Es wäre das größte Unheil, welches Europa und ganz spezifisch Deutschland treffen könnte. Du wirst gesehen haben, daß die meisten russischen Blätter bereits von der Notwendigkeit europäischer diplomatischer Intervention sprechen, um das europäische Gleichgewicht zu erhalten.“

Am 20. August sieht Engels, daß seine Hoffnung falsch war, daß die Annexion der deutschen Gebiete von Elsaß-Lothringen „beschlossene Sache“ sei und erklärte sie für ein „großes Pech“. Es sei „lächerlich“ von den Deutschen, sich im Westen „ein deutschredendes Venetien“ anhängen zu wollen. Und Marx ist so sehr von gleichen Gedanken erfüllt, daß er am 2. September 1870 seinem gepreßten Herzen in folgenden Worten Luft macht:

„Die Preußen hätten doch aus ihrer eigenen Geschichte lernen sollen, daß man ewige Sicherheit gegen den geschlagenen Gegner nicht durch Zerstückelung erreicht. Und selbst nach Verlust von Lothringen und Elsaß ist Frankreich noch bei weitem nicht so vermöbelt worden wie Preußen es wurde durch Napoleons Tilsiter Pferdekur. Und was half das dem Napoleon I.? Es brachte Preußen auf den Strumpf.“

Am Tage, wo dies geschrieben wurde, fand bei Sedan das zweite französische Kaisertum sein Ende. Im Brief vom 4. September 1870, der sich zunächst mit diesem Ereignis beschäftigt, führt Engels an einer Stelle aus, das Geschrei nach der Annexion habe, neben dem Urteutonentum, das in ihm stecke, hauptsächlich strategische Gründe. Man wolle „die Vogesenlinie mit Deutsch-Lothringen als Vorland“. Es wurde, wie man weiß, später mehr, und die sonst recht interessanten Bemerkungen, die Engels an diese Mitteilungen knüpft, können daher hier um so mehr auf sich beruhen bleiben, als Engels die militärisch-strategische Bedeutung der Annexion sehr bald danach eingehender behandelt hat. In bezug auf den Krieg selbst sind Marx und Engels der Ansicht, daß für die Franzosen die Möglichkeit, der deutschen Invasion noch Herr zu werden, vorüber sei, und daß alle darauf gerichteten Versuche nur das Blutvergießen verlängern, aber nichts an der Tatsache der Niederlage Frankreichs mehr ändern könnten. Sie betrachteten es daher für ein sehr großes Uebel, daß es so wenig Leute in Frankreich gäbe, die den Mut hätten, die Dinge so sehen zu wollen, wie sie nun wirklich seien.

„Wo ist einer in Paris,“ schreibt Engels am 12. September 1870, „der nur zu denken wagt, daß die aktive Widerstandskraft Frankreichs für diesen Krieg gebrochen ist und damit die Aussicht auf eine durch eine Revolution zu bewirkende Austreibung der Invasion fällt! Eben deswegen, weil die Leute die tatsächliche Wahrheit nicht hören wollen, fürchte ich, daß es noch dazu kommt.“

Nicht buchstäblich, aber wie es unter den geänderten Verhältnissen möglich war, ist es in der Tat so gekommen. Gambettas Energie und die Hingebung der von ihm aufgebotenen neuen Truppen konnten die Niederlage nur verheerender gestalten, aber nicht abwenden, und die Pariser Kommune von 1871 bezahlte mit dem Blut vieler Tausende von Proletariern die von Engels gekennzeichnete zweite Selbsttäuschung.

Wедiglich das allerschlimmste, was Engels befürchtet hatte, blieb — d a m a l s — erspart:

„Es wäre scheußlich, wenn die deutschen Armeen als letzten Kriegsakt einen Barrikadenkampf gegen die Pariser Arbeiter auszufechten hätten. Es würde uns um fünfzig Jahre zurückwerfen und alles so verschieben, daß jeder und jedes in eine falsche Stellung käme.“

Mittlerweise hatte Marx im Auftrage des Generalrats der Internationale dessen zweite Adresse über den Krieg verfaßt. Wie man aus seinem Brief vom 6. September 1870 an Engels ersieht, hatte er diesen gebeten, ihm etwas über die militärische Seite der Annexion Elsaß-Lothringens für die Adresse zu schicken, und Engels kam dem Wunsche selbstverständlich nach. An der Stelle der Adresse, die von diesem Punkt handelt, führt er den Beweis, daß Deutschland auch ohne Elsaß-Lothringen in der Lage sei, sich gegen eine französische Invasion militärisch zu sichern, und der Provinzen auch nicht bedürfe, um im Notfall einen Angriffskampf gegen Frankreich zu führen. „Wenn der jetzige Feldzug irgend etwas gezeigt hat, so die Leichtigkeit, Frankreich von Deutschland aus anzugreifen.“

Indes sei es überhaupt zeitwidrig und ungereimt, militärische Rücksichten zum Prinzip für die Bestimmung nationaler Grenzen zu erheben. Mit ihnen ließen sich die tollsten Forderungen begründen.

„Wenn die Grenzen durch militärische Interessen bestimmt werden sollen,“ sagt die Adresse, „werden die Ansprüche nie ein Ende nehmen, weil jede militärische

Linie notwendig fehlerhaft ist und durch Annexion von weiterem Gebiet verbessert werden kann, und überdies kann sie nie endgültig und gerecht bestimmt werden, weil sie immer den Besiegten vom Sieger aufgezwungen wird und folglich schon den Keim eines neuen Krieges in sich führt.“

Alle Geschichte lehre, daß es in dieser Hinsicht mit Nationen wie mit einzelnen sei. „Um ihnen die Möglichkeit des Angriffs zu entziehen, muß man sie aller Verteidigungsmittel berauben. Man muß sie nicht nur an der Kehle fassen, sondern auch töten.“

Diesem sehr zum Nachdenken herausfordernden Satz folgen einige, wahrscheinlich von Marx herrührende scharfe Bemerkungen über die kulturgeschichtliche Seite der Annexion und die Kennzeichnung ihrer voraussichtlichen politischen Rückwirkungen, von denen ja tatsächlich auch nicht eine ausgeblieben ist. Erst mit der zweiten Adresse des Generalrats der Internationale über den Krieg erhält das Bild der Stellung von Marx und Engels zum Deutsch-Französischen Krieg Vollständigkeit. Die Auszüge der „Frankfurter Zeitung“ aus dem Briefwechsel sind nur Beweisstücke dafür, daß die in der Adresse von Marx und Engels entwickelte und von ihnen dann auch praktisch betätigte Politik, eine Politik, in der sich nach Sedan die deutsche Sozialdemokratie ohne Unterschied der Fraktion und Schattierung vereinigt sah, die Stellungnahme war von Leuten, die volles Verständnis und Gefühl hatten für Deutschlands nationale Selbständigkeit, Ehre und Interessen. Die Adresse selbst aber liefert den Beweis, daß ihre Verfasser die Interessen der Zukunft des deutschen Volkes besser erkannten als der ganze Troß der Hurra-schreier jener Tage.

## Die internationalen Beziehungen der Gewerkschaften.

Von Adolf Braun.

Daß die Internationale tot sei, möchten uns viele glauben machen, die von diesem Kriege gerade die Aenderung erwarten, die sie wünschen. Als ein unangenehmes Anhängsel der völlig umzuformenden Arbeiterbewegung, dessen man sich ja doch auch leicht entledigen könnte, möchten sogar manche Heißsporne die internationale Verbindung der Arbeiter hinstellen. Besonders die konservativen Zeitungen, die sich eine deutsche Arbeiterbewegung nach ihrem Geschmacke für die Zukunft ausmalen, stellen es so dar, als ob die deutsche Arbeiterbewegung ihre Ziele und auch ihre internationalen Beziehungen aufgeben könnte, während doch selbst die hochschutzöllnerischen Agrarier an Beziehungen zum Auslande und an deren Wiederanknüpfung nach dem Kriege das lebhafteste Interesse haben werden.

Natürlich ist in noch viel höherem Maße die deutsche Industrie an der Wiederanknüpfung der Handelsbeziehungen mit dem Auslande interessiert. Es gehört zu den merkwürdigsten Klagen des englischen Handels, daß die Fracht des größten Teiles der von den Engländern gefaperten deutschen Schiffe und der von den Engländern zum Aufenthalt in neutralen Häfen gezwungenen deutschen Schiffe aus englischen Waren bestand, beziehentlich besteht. England braucht uns, wir brauchen England. Wenn der Krieg zu Ende sein wird, wird der Friede nicht nur zwischen den Staatskanzleien geschlossen sein, auch die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern werden sich wieder ergeben. Waren und Menschen, Sitten und

Kulturwerte werden wieder ausgetauscht werden. Kein noch so blutiger Krieg hat die Beziehungen zwischen den Völkern auf die Dauer abgebrochen. Niemals war ein Krieg so blutig wie der gegenwärtige, aber niemals war auch die Tatsache der weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern so offenkundig und so notwendig wie heute. Es mag ja sein, daß unseren Kapitalisten und denen des Auslandes die neue Anknüpfung der nun völlig zerrissenen Verbindungsfäden gar schwer erscheint. Wer könnte sich der Umwelt dieses Krieges entziehen und nicht darunter so leiden, daß er das heute Unmögliche nicht so bald für möglich erachtet! Aber der Einwand ergibt sich gleich leicht, daß noch niemals in der ganzen Geschichte der Menschheit so viele internationale Beziehungen zu Notwendigkeiten geworden waren, wie in den letzten Jahrzehnten. Ein internationaler Kongreß folgte dem andern, eine internationale Rechtswissenschaft erwuchs aus den Notwendigkeiten des Handels und des Wechselgeschäftes, wie schon vor der Gründung des Deutschen Reichs Handels- und Wechselrecht für sein Gebiet einheitlich geregelt waren. Die Haager Familienrechtskonvention vom 12. Juni 1902 bahnte einen starken Ausgleich der Verschiedenheiten des Rechtes der Eheschließung, Ehescheidung und Vormundschaft über Minderjährige an. Die Annäherung der Rechtsbücher der verschiedenen Kulturstaaten, so die Herbeiführung eines internationalen Zivilprozesses und die Erstrebung eines internationalen Konkursrechtes galten vor diesem Kriege als bedeutender Fortschritt und werden nach diesem Kriege als solcher gelten. Die großen Sammelwerke über die Strafrechte, die Handels- und Wechselrechte usw. der verschiedenen Länder werden ihre wissenschaftliche wie praktische Bedeutung als Vorarbeiten für die Ausgleichung der Rechtsfassungen bewahren. Die gemeinsame Arbeit der Anthropologen wie der Tuberkulosebekämpfer aller Länder wird wieder aufgenommen werden, weil sie nicht einer spielerischen Laune oder einem gesellschaftlichen Wunsche, sondern einem großen Bedürfnisse entsprungen ist. Ebenso werden die internationalen Vereinigungen von Mathematikern und Historikern, das Inneingreifen der Meeresforschung in den verschiedenen Ländern, der Austausch der Erfahrungen der Chemiker und Physiker der ganzen Welt weiter bestehen. Ohne Kooperation als Hebel rascherer und bedeutsamer Errungenschaften ist heute keine wissenschaftliche Arbeit denkbar. Jedes wissenschaftliche Werk, jede ernsthafte Abhandlung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, jeder Text in einer Enzyklopädie legt Zeugnis ab für das Zusammenarbeiten der Männer der Wissenschaft der ganzen Welt. Was der wissenschaftliche Taufschverkehr von Schriften bedeutet, weiß jeder Beteiligte. Die medizinische Sammelforschung ist unentbehrlich geworden. Seit 1899 besteht die Assoziation der Akademie der Wissenschaften, deren Vorort eben Berlin geworden ist, nachdem es bisher die Petersburger Akademie war. Niemand wird die großen wissenschaftlichen Arbeiten unterbrochen wissen wollen, die die wissenschaftliche Arbeitskraft und die finanziellen Mittel einer Akademie der Wissenschaften nicht bewältigen können und die deshalb von dem Weltbund der Akademien übernommen wurden. Auch die internationalen Notwendigkeiten des Verkehrslebens und anderer wirtschaftlicher Zusammenhänge, die durch die internationalen Bureaus in Bern, Basel, Brüssel, im Haag, in Straßburg, Potsdam, Paris, Rom und in anderen Städten gesichert sind, werden weiter wirken. Sicherlich wird die Bedeutung

des ständigen internationalen Schiedsgerichtshofes, dessen Errichtung im Haag am 29. Juli 1899 beschlossen wurde, um internationale Streitigkeiten friedlich zu entscheiden, an Bedeutung und Ansehen durch diesen Weltkrieg erheblich verloren haben. Aber das gilt für die anderen internationalen Vereinigungen und Einrichtungen durchaus nicht. In dem Jahre des Weltkrieges könnte sein 40jähriges Jubiläum der Weltpostverein feiern, der ein einheitliches Postgebiet zum wechselseitigen Austausch der Postfachen unter den Postbureaus der dazu gehörigen Staaten festsetzte und ein eigenes Zentralbureau für die Rechnungslegung in Bern besitzt. Die Notwendigkeit dieses Weltpostvereins, wie seines Bureaus, wie seiner Statistik und seiner Zeitschrift wird auch nach dem Kriege bestehen. Kein kriegführender Staat wird aus dem Weltpostvereine ausscheiden, dem übrigens knapp vor Ausbruch des Krieges auch China beigetreten ist. Um sechs Jahre älter als der Weltpostverein ist die im Jahre 1868 gegründete internationale Telegraphenvereinigung, die seit dem Jahre 1869 in Bern ihr internationales Bureau hat, deren Aufgabekreis durch die internationale Funkentelegraphenkonferenz, die anfangs November 1906 in Berlin zusammentrat, ausgedehnt wurde. Nur ein Jahr jünger als der Weltpostverein ist die internationale Vereinigung für Gewichte und Maße, kurz die Meterübereinkunft genannt, deren internationales Bureau in Sèvres bei Paris ihren Sitz hat, während ihr Präsident der bekannte Berliner Astronom Förster ist. Es gibt eine Vereinigung zum Schutze des gewerblichen Eigentums, die am 20. März 1883 in Paris gegründet wurde, und die in Bern am 9. September 1886 gegründete Vereinigung zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigentums. Diese beiden Vereinigungen werden durch zwei internationale Bureaus, die unter der gleichen Direktion stehen, in Bern verwaltet.

Das Bureau zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit dem Sitze in Brüssel wurde eingerichtet zur Ausführung der Generalakte der Brüsseler Konferenz vom 12. Juli 1890 und wirkt seit dem 10. Juli 1892. Gleichfalls in Brüssel hat ihren Sitz die internationale Vereinigung zur Veröffentlichung von Zolltarifen, die am 5. Juli 1890 zwischen 52 Staaten oder selbständigen Kolonien geschlossen wurde, sie veröffentlicht in fünf Sprachen alle Zolltarife der Welt. Am 14. Oktober 1890 wurde in Bern ein internationales Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr abgeschlossen zur Regelung der Rechtsverhältnisse im internationalen Eisenbahnverkehr zwischen den Bahnen und Transportgebern. Um die Einführung und Durchführung des Übereinkommens zu erleichtern und zu sichern, ist in Bern ein Zentralamt für den internationalen Eisenbahntransport errichtet worden. Seit dem Jahre 1866 besteht das Zentralbureau der internationalen Erdmessung auf dem Telegraphenberge bei Potsdam. Am 3. Dezember 1903 wurde in Paris die Errichtung eines internationalen Gesundheitsamtes angeregt, das gemäß einem Übereinkommen durch diplomatische Verhandlung am 9. Dezember 1907 in Rom eingerichtet wurde mit dem Sitze in Paris. Es bezweckt, die das allgemeine Interesse, namentlich der ansteckenden Krankheiten (Cholera, Pest, gelbes Fieber), berührenden Tatsachen und Dokumente zu sammeln und zur Kenntnis der Teilnehmerstaaten zu bringen.

Die naturwissenschaftlich wie volkswirtschaftlich überaus wichtige Meeresforschung ist eine durchaus internationale Aufgabe geworden. Nicht

nur wegen der großen Mittel, die hierzu notwendig sind, sondern weil systematische Untersuchungen, wenn sie Erfolg haben sollen, an allen in Betracht kommenden Küsten und in vielen Teilen des Meeres gleichzeitig vorgenommen werden müssen. Die ganzen Grundlagen des Fischereiwesens sind durch diese internationalen Untersuchungen neu gestaltet worden. Eine ganze Reihe wichtiger Maßnahmen gegen Raubfischerei, Festsetzung von Schonzeiten und dergleichen verdankt man der fortschreitenden Meereskunde. Das Geheimnis der Lebensgeschichte der Meeresfische enthüllt sich nach und nach dank der systematischen Untersuchungen des „Conseil permanent international pour l'exploration de la mer“ (der ständigen internationalen Meeresuntersuchungskommission).

Auf Einladung des Königs von Italien traten am 24. Januar 1905 die Abgesandten zahlreicher Staaten und Kolonien in Rom zur Begründung eines internationalen Ackerbauamtes in Rom zusammen. Es wurden drei Unterabteilungen geschaffen für landwirtschaftliche Statistik, für landwirtschaftliche Mitteilungen und Pflanzenkrankheiten und für ökonomische und soziale Einrichtungen. Im Juli 1903 wurde die internationale Vereinigung für Erdbenenforschung (Seismologische Assoziation) begründet mit dem Sitze in Straßburg i. Elß.

Ist die Seele der Statistik der Vergleich, so ist es sehr begreiflich, daß das Streben nach einer internationalen Statistik fast so alt ist, wie eine wirklich wissenschaftliche Statistik. Das Streben nach einer wachsenden Vergleichsmöglichkeit zwischen den Statistiken der verschiedenen Staaten hat alle Statistiker beschäftigt. Einer der größten, dessen Standbild das einzige ist, das vor dem Palaste der Brüsseler Akademie der Wissenschaften steht, A. Quetelet, gab anläßlich der Londoner Weltausstellung von 1851 die Anregung zu einer internationalen statistischen Verbindung. Große Verdienste erwarben sich um die Statistik, wenn auch weit hinter den hochgesteckten Zielen Quetelets zurückbleibend, die internationalen statistischen Kongresse, die in den Jahren 1853 bis 1878 abgehalten wurden. Zum Teil wurden sie ersetzt durch die internationalen Kongresse für Hygiene und Demographie. Auch die von den internationalen statistischen Kongressen eingesezte Permanenzkommission, die im Jahre 1878 mit den Kongressen zu wirken aufhörte, hat sich um die Vereinheitlichung der Statistik vergeblich bemüht. Vierzehnmals, zuerst 1887, zuletzt im verfloßenen Jahre, tagte eine neue internationale Zusammenfassung, das Internationale Statistische Institut. Auf dem letzten in Wien abgehaltenen Kongreß wurde endlich die schon im Jahre 1909 von deutscher Seite beantragte Gründung eines internationalen statistischen Amtes beschlossen.

Alt sind die Bestrebungen zur Herbeiführung einer internationalen Arbeiterschutzesgesetzgebung. Bekanntlich wurden sie zum ersten Male schon im Jahre 1841 erwähnt. Die wechselvollen Schicksale dieser Bestrebungen sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Nach langer Zeit haben sich aus diesen Bestrebungen entwickelt die Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die internationalen Arbeiterschutzkonferenzen und das internationale Arbeitsamt in Basel und eine Reihe internationaler Abkommen und Verträge. Auch internationale Vereinigungen, aber mehr privater Natur, zum Studium der Arbeiterversicherung, wie zum Studium der Arbeitslosigkeit und der mit ihr zusammenhängenden Versicherungsfragen bestehen schon

geraume Zeit. Sehr eng sind die internationalen Beziehungen im privaten Versicherungswesen. Sie greifen auf das innigste auch in die Geschäfte der Versicherungsgesellschaften ein.

Bekannt ist auch die rege internationale Beziehung zwischen den Genossenschaften der verschiedenen Länder. Wir wollen nicht alle diese internationalen Beziehungen hier anführen, wir wollen nur noch betonen, daß eine ganze Reihe von ihnen durch regelmäßige Beiträge der Staaten erhalten, viele andere durch staatliche Subventionen gefördert werden. Wie stark das Band der Internationalität geworden ist, erfieht man aus der Tatsache, daß sich ein Verband der internationalen Vereinigungen als notwendig erwiesen hat. Auf dem Weltkongreß der internationalen Vereinigungen, der am 9. und 11. Mai 1910 in Brüssel abgehalten wurde, wurde als seine Aufgabe bezeichnet, die Geschehnisse des internationalen Lebens zu studieren, an der Betätigung der menschlichen Gemeinschaft zu arbeiten, eine beständige Verbindung zwischen den bestehenden internationalen Vereinigungen herzustellen, eine internationale Gemeinschaft zu begründen und dadurch zur Entwicklung des Geistes des Internationalismus beizutragen. Diesem Zwecke dienen eine Revue, ein Jahrbuch, eine Sammlung der Wünsche und Resolutionen der internationalen Kongresse, ein Zentralamt, eine internationale Kommission, ein ständiges ausführendes Komitee, ein internationales Museum. In wissenschaftlichen, technischen, kaufmännischen und anderen Kreisen wurde die Gründung dieses Verbandes der internationalen Vereinigungen mit großer Begeisterung aufgenommen.

Man wird auch künftig wieder internationale Fahrplankonferenzen abhalten und für den internationalen Eisenbahnwagenaustausch werden auch in der Zukunft Abmachungen bestehen. Die transatlantischen Schiffahrtsgesellschaften aller Länder werden auch künftig Tarifabmachungen nicht entraten können. Der internationale Güteraustausch wird zu alter Bedeutung wieder aufleben und das Kapital wird sich seines internationalen Charakters bewußt werden. Schwer ist die Zahl der Milliarden Kapitalien abzuschätzen, die in industriellen und Bergwerksunternehmungen anderer Länder wirten, als denen ihrer Eigentümer: belgisches Kapital in Deutschland, Oesterreich, Rußland, China, englische Kapitalien und deutsche Kapitalien in fast allen Ländern, englisches Kapital in Deutschland, deutsches Kapital in England und Frankreich. Französisches, deutsches, englisches, amerikanisches Kapital, auch belgisches und schweizerisches in Mexiko, Zentral- und Südamerika und auch in China, wo es sich mit russischem Kapital begegnet. Diese Verflechtungen bilden ein überaus dichtes Netz, das heute zerrissen scheint, das sich aber sofort am Tage nach dem Friedensschluß und wohl schon während der Friedensverhandlungen als kräftig zusammenhängend erweisen wird. Die internationalen Konzerne und Kartelle werden ihre Beziehungen und Abrechnungen wieder aufnehmen. Der ins Stocken geratene Warenumsatz über die Grenzen der einzelnen Länder hinaus wird von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr nach dem Friedensschlusse in beschleunigten Gang kommen. Sicherlich wird der Krieg die Bahnen und die Schnelligkeit des Weltverkehrs nicht unbeeinflusst lassen, sicherlich wird die Statistik des Güteraustausches uns ein anderes Bild nach dem Kriege geben. Aber es wird nicht ein Aufhören dieser Wechselwirkungen, sondern nur eine

Verschiebung und Veränderung eintreten. Die Tatsache des internationalen Ausgleichs wird also bestehen bleiben, wenn auch dieser Ausgleich eine andere Gestalt annehmen wird. Art und Grad dieser Veränderungen heute vorahnen zu wollen, wäre natürlich vermessen, aber kindisch und töricht wäre es, anzunehmen, daß der internationale Warenaustausch aufhören würde, ja, daß er sich in seinen Hauptbahnen und besonderen Massenerscheinungen erheblich ändern könnte. Großbritannien wird weiter unseren Zucker und wir werden weiter Schafwolle aus Australien und Baumwolle aus Indien beziehen, wie wir auch nicht auf Tabak, Tee und Kaffee, auf marokkanisches Eisenerz und auf französische Modenbilder und englische Sportinstrumente verzichten werden. Auch russischer Kaviar wird von den Konsumenten von Pariser Damen- und englischen Herrenkleidern nicht verschmäht werden. Bei den großen Festmahlen in Berlin werden sich die Delikatessen und Weine der ganzen Welt wieder ihr Stelldichein geben. Und wieder wird man zum französischen Roman, zum englischen und belgischen Buch greifen, Tolstoi und Dostojewski, Korolenko und ihre Schüler werden uns nicht fernbleiben. Die splendid isolation (glänzende Vereinsamung) ist in der Diplomatie, aber nicht im wirtschaftlichen, kulturellen und geselligen Leben zu erreichen.

So sehen wir, daß Recht und Wirtschaft, Verkehr und Kunst, Lebensgenuß und Geselligkeit auf internationale Beziehungen nicht verzichten können. Nicht nur Schafwolle und Zucker, Kaviar und Pflüge, auch die Menschen werden künftig wieder ausgetauscht werden. Wieder werden die französische Riviera, die Seebäder Belgiens und Frankreichs wie der englischen Südküste, Paris und London, Brüssel und Brügge Anziehungspunkte des Reiseverkehrs werden. Aber auch der deutsche Handlungsreisende wird wieder mit seinem Musterkoffer über die Vogesen und über den Kanal dringen, und der Verkäufer von Lyoner Seide und Pariser Modellen wird wieder freundliche Aufnahme bei den deutschen Damen finden. Und der wichtigste Reisende, der Arbeiter, wird auch wieder seine Arbeitskraft anbieten außerhalb der Heimat. Viele Hunderttausende Arbeiter haben eine zweite Heimat, eine dauernde Arbeitsgelegenheit und mannigfache berufliche Erfahrungen und gesellschaftliche Beziehungen aufgegeben, als der Krieg ausgebrochen war. Wieder wird der italienische Wanderarbeiter nach Frankreich, Deutschland und der Schweiz zurückkehren, wieder wird der russische, polnische und ruthenische Landarbeiter nach Deutschland, ja bis nach Frankreich, Dänemark und Schweden, der österreichische Industrie- und Bergarbeiter wird wiederum nach der Schweiz und nach Deutschland und auch in die Länder, die uns heute bekriegen, wandern. Ebenso wird der belgische Arbeiter nach Frankreich, der holländische und dänische nach Deutschland, der deutsche in alle seiner Heimat benachbarten Staaten dringen. Die Wanderbewegung der Arbeiter ist eine Jahrhunderte alte Erscheinung, sie wird nicht abgeschnitten durch diesen Krieg, wie sie nicht abgeschnitten wurde durch den Dreißigjährigen Krieg, durch den spanischen Erbfolgekrieg, durch den Siebenjährigen Krieg und durch die napoleonischen Kriege. Unsere Gegenwart zeigt weit allgemeinere und stärkere Austauschbedürfnisse als irgendeine vorangegangene Periode. Der Austausch der Güter, wie er uns durch die Statistik des auswärtigen Handels aller Staaten nachgewiesen wird, übersteigt alle Erwartungen früherer Zeiten, und die Wanderbewegung der Menschen ist eine ebenso bedeutsam gewordene Erscheinung.

Wir sehen die Wanderbewegung im Innern der Staaten, zum Beispiel die Massenansammlung polnischer Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriegebiet mit dauernder Festsetzung der Zugewanderten; wir verfolgen die Saisonwanderungen, so der Sachfengänger und Hollandgänger, der russischen, polnischen, ruthenischen Landarbeiter, der italienischen Wanderarbeiter, deren Saisonwanderung selbst vor der doppelten Reise über den Ozean nicht zurückschreckt, ähnliche Wanderungen magyarischer und slowakischer Arbeiter aus Ungarn haben die Vereinigten Staaten zum Ziel. Die überseeische Auswanderung wird vielleicht nach diesem Kriege neue Anstöße erhalten in Gebieten, in denen sie, wie in Deutschland, von einer sehr starken Intensität auf ein sehr niedriges Maß zurückgedrängt worden war. Alle diese Wanderungen sind vor allem Arbeiterwanderungen und interessieren deshalb die Gewerkschaften in hohem Maße, und zwar sowohl die Gewerkschaften des Ausgangsstaates wie die des Zielstaates der Wanderer.

Die Gewerkschaften der Heimatstaaten haben das Interesse, daß ihre abwandernden Mitglieder in dem Zielstaate ihre Rechte und ihre Interessen gewahrt und verteidigt finden durch die gewerkschaftlichen Organisationen, sie haben aber natürlich auch das Interesse, daß ihre Mitglieder nicht aus Unkenntnis der Sprache und der Einrichtungen zu Lohnrüdern oder gar Streikbrechern oder auch nur zu Dufidern werden. Hier berühren sich die Interessen der Gewerkschaften des Einwanderer- und des Auswandererstaates. Die Gewerkschaften des Auswandererstaates haben natürlich auch die Absicht, durch Vereinbarungen mit den Gewerkschaften des Einwandererstaates zu verhindern, daß der Eintritt ihrer bisherigen Mitglieder in die Gewerkschaften des anderen Wirtschaftsgebietes durch schikanöse Bestimmungen, wie durch Beibringung unmöglicher Nachweise, durch hohe Eintrittsgelder oder durch differenzierte Mitgliedsbeiträge erschwert werde. Die Gewerkschaften des Einwandererstaates wollen sich sichern, daß sie durch die Zuwanderung nicht überflutet werden, daß die Einwanderung nicht durchaus willkürlich und ohne ihre Beeinflussung und ohne Rücksicht auf ihre gewerkschaftlichen Erwägungen geschehen könne. Sie verlangen deshalb eine Einwirkung der Gewerkschaften des Auswandererstaates auf die von ihnen organisierten Mitglieder. Es ist dies zuerst und in hervorragender Weise den Buchdruckern gelungen.

(Schluß folgt.)

## Die deutsche Zuderindustrie und die Volksernährung.

Von Emanuel Wurm.

Zu den Opfern des Krieges zählt sich auch die deutsche Zuderindustrie, wenigstens beteuert sie dies in ihren Fachzeitschriften. Zwar hat ihr der Krieg weder das Rohmaterial vernichtet, noch seine Verarbeitung gehindert — die Rübenenernte ist im Gegenteil besser als im Vorjahre, ohne Verluste wird sie eingebracht, Kohlen wie Arbeiter stehen den Fabriken in ausreichender Menge zur Verfügung und der Ertrag der diesjährigen Ernte verspricht fast dieselbe Höhe wie die der beiden vorhergehenden guten Jahre, man schätzt ihn auf 26,6 Millionen Doppelzentner, das ist nur um 2 Proz. weniger als die Ausbeute von 1913/14.

Aber gerade über diesen Segen jammern die Aktionäre der Zuderfabriken. Eine Wiederholung des Fehljahres 1911/12, das nur die Hälfte

der diesjährigen Ernte brachte, wäre ihnen lieber gewesen. Es rächt sich jetzt eben bei ihnen, daß für die Entwicklung der Zuckerindustrie nicht die Interessen der Volksernährung, sondern nur die der Zuckerindustriellen maßgebend waren, denn der Bedarf des Inlands wird durch die Produktion weit überschritten und der Absatz nach England — und damit die Rentabilität der ganzen Industrie — ist durch den Krieg bedroht.

Ein interessantes Wechselspiel: vor 108 Jahren war es ein Krieg mit England, durch den die europäische Zuckerindustrie geboren wurde! Zwar hatte bereits 1747 ein Berliner Apotheker Marggraf entdeckt, daß die Runkelrübe einen süßen Saft enthält, der gleich ist dem im westindischen Zuckerrohr, und 1786 hatte ein Schüler Marggrafs, Achard, Rüben bei Berlin angebaut und die ersten 16 Zentner Zucker in seinem Laboratorium hergestellt. Aber erst als 1806 Napoleon von Berlin aus die Kontinentalsperre dekretierte, begann die technische Verarbeitung der Rüben auf Zucker, da nun der von England aus Westindien nach Europa gebrachte Rohrzucker, der Kolonialzucker, nicht mehr auf den festländischen Markt Europas kommen konnte. Als mit dem Sturz Napoleons die Kontinentalsperre fiel, konnten sich auch die Rübenzuckerfabriken nicht halten, da ihr Produkt teurer und weniger wohlschmeckend als das des Zuckerrohrs war. Erst in den dreißiger Jahren gelang es, zuerst in Deutschland, dann in Frankreich, ein dem Rohrzucker konkurrenzfähiges Produkt zu schaffen, einmal, indem man lernte, den Rübensaft von dem ihm anhaftenden unangenehmen Beigeschmack zu reinigen, dann dadurch, daß der Zuckergehalt der ursprünglich nur 6 Proz. Zucker enthaltenden Rübe und die geerntete Menge außerordentlich gesteigert wurde. Namentlich seit in den fünfziger Jahren die Kalilager von Staßfurt aufgeschlossen wurden, brachte die Kalidüngung staunenswerte Resultate, es zeigte sich, daß nicht, wie anfänglich angenommen, der Anbau der Zuckerrübe an gewisse Böden Mitteldeutschlands gebunden war, sondern im Norden wie im Süden geeignete Sorten sich ziehen lassen. Und so dehnte sich der Zuckerrübenbau von der Magdeburger Börde nach Norden, Osten und Westen aus, ferner nach Oesterreich, Frankreich, Belgien, Rußland, Schweden, England, den Balkanländern, Spanien und Italien — schließlich ging er über das Meer bis in die Heimat des Zuckerrohrs, und jetzt werden in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Japan Zuckerrüben gebaut und verarbeitet.

Die deutsche Statistik reicht bis zum Jahre 1844. Damals wurden in 98 Fabriken etwa 2 Millionen Doppelzentner Rüben entzuckert; 1871 waren es bereits 311 Fabriken, die 22,5 Millionen Doppelzentner verarbeiteten, 1912/13 342 Fabriken mit 166 Millionen Doppelzentner Rüben.

1871/72 waren 73 690 Hektar angebaut worden, die durchschnittlich auf 1 Hektar 204 Doppelzentner Rüben mit 8,3 Proz. Zuckergehalt ergaben. 1912/13 dagegen wurden bereits 547 625 Hektar angebaut, durchschnittlich auf 1 Hektar 304 Doppelzentner Rüben mit 16,2 Proz. Zuckergehalt, also fast dem doppelten von 1871. Infolgedessen waren aus den 1689 Kilogramm Zucker, die damals auf den Hektar erzeugt wurden, 4925 Kilogramm geworden, also das Dreifache, während die Anbaufläche sich mehr als siebenfach vergrößert hatte. Der Gesamtertrag an Zucker war daher von den knapp 2 Millionen Doppelzentnern der Ernte von 1871/72 auf 26,3 Millionen Doppelzentner 1912/13 gestiegen, während er für dies Jahr auf 26,6 Millionen

Doppelzentner geschätzt wird. Dabei war der Boden immer intensiver bearbeitet, tiefer gepflügt, kräftiger gedüngt worden, und die Rückstände der Zuckerfabrikation hatten reichliches Viehfutter gegeben und dadurch eine starke Vermehrung der Viehhaltung ermöglicht. Die sorgfältige Bearbeitung und Reinhaltung des Bodens kam dabei auch jenen Feldfrüchten zugute, die beim Fruchtwechsel im nächsten Jahre auf den Rübenfeldern gebaut wurden, die Zuckerindustrie brachte also auch der Landwirtschaft viele Vorteile.

Aber selbstverständlich hatte dies alles nur zur Folge, daß die Bodenrente und dadurch der Bodenpreis stieg und daß die Zuckerfabriken, die zu Riesenbetrieben mit vorzüglichen, aber auch kostspieligen technischen Einrichtungen anwuchsen, großkapitalistische Unternehmungen wurden, Aktiengesellschaften, die nur auf Steigerung ihrer Dividenden bedacht waren. Und der Rübenbau wurde immer mehr das Vorrecht der Großgrundbesitzer, die gleichzeitig Aktionäre der Zuckerfabriken und deshalb daran interessiert waren, daß diese großen Umsatz und Ueberschuß erzielten.

Die Steuergesetzgebung eilte ihnen dabei zu Hilfe. Eben weil bei dieser Industrie auch die Interessen der Grundbesitzer in Frage kamen, waren wie bei der Spiritusindustrie Konservative und Nationalliberale stets eng miteinander verbündet, bis das Finanzinteresse des Reichs durch diese Protektionswirtschaft Schaden litt. Auf dem Inlandsmarkt war durch die an 50 Proz. des Zuckerpreises betragende Steuer der Verbrauch eingeschränkt; infolgedessen suchte die Zuckerindustrie den Auslandsmarkt zu gewinnen, indem dieser den Zucker billiger als das Inland erhielt. Das ermöglichten die Ausfuhrprämien, die auf Kosten der deutschen Zuckerverbraucher aus der Steuerkasse den Zuckerfabriken zugute kamen. Die Steuer war 1871 auf 1,60 Mk. für den Doppelzentner Rüben festgesetzt worden. Bei der Ausfuhr von Zucker erhielten die Fabriken für den Doppelzentner Zucker 20 Mk. Steuer rückvergütet, was einer Verwendung von  $12\frac{1}{2}$  Doppelzentner Rüben zur Herstellung von 1 Doppelzentner Zucker entsprach. Das war selbstverständlich ein Anreiz, den Zuckergehalt der Rüben zu steigern, um so wenig als möglich zu verbrauchen. Bis 1886 war dies auch schon so vortrefflich gelungen, daß nicht mehr  $12\frac{1}{2}$ , sondern nur noch 8,8 Doppelzentner Rüben zur Fabrikation von einem Doppelzentner Zucker erforderlich waren. Dieser war daher nur noch mit 14 Mk. Steuer belastet; bei der Ausfuhr aber gab es 20 Mk. Rückvergütung, mithin 6 Mk. versteckte Prämie. Infolgedessen mußte 1886 die Reichskasse von den 142 Millionen Mark Einnahmen aus der Zuckersteuer 109 Millionen Mark Ausfuhrprämie zahlen, so daß ihr nur 33 Millionen Mark verblieben — was bei der Finanznot des Reiches schließlich doch zu einer Verkürzung der Prämien führte, zunächst auf  $2\frac{1}{4}$  Mark, bei 12 Mk. Verbrauchsabgabe für den Inlandzucker, dann 1892 auf  $1\frac{1}{4}$  Mk., und zwar als offene Prämie bei 18 Mk. Verbrauchsabgabe, schließlich von 1896 ab auf  $2\frac{1}{2}$  Mk. offene Prämie bei 20 Mk. Verbrauchsabgabe, während gleichzeitig der Eingangszoll von 30 auf 40 Mk. für den Doppelzentner erhöht und die Fabrikation des Zuckers kontingentiert wurde, so daß es den Produzenten nun möglich war, den Preis des Zuckers auch noch um die Differenz zwischen Eingangszoll und Verbrauchsabgabe zu steigern. Oesterreich und Rußland befolgten daselbe System der Prämienwirtschaft, aber schließlich rebellierten die Zuckerrohr verarbeitenden Länder gegen die übermächtige Konkurrenz des prämiengeschützten Rübenzuckers.

England legte „im Interesse seiner westindischen Kolonien“ gegen diese Schleuderkonkurrenz Protest ein. Zwar hatte es von dem deutschen Zucker, den es steuerfrei und durch die Ausfuhrprämien Deutschlands noch verbilligt erhielt, große Vorteile gehabt, seine Schweine mit dem billigen deutschen Zucker gefüttert und eine Marmelade- und Geleeindustrie entwickelt, die den Weltmarkt beherrschte und selbst dem obstreichen Deutschland es unmöglich machte, eben wegen seiner hohen Zuckerpreise zu konkurrieren. Aber England wollte aus imperialistischem Interesse den Rohrzucker seiner Kolonien konkurrenzfähig gegen den Rübenzucker machen und deshalb dessen Weltmarktpreis erhöhen. Auf sein Drängen kam daher 1902 die *B r ü s s e l e r K o n v e n t i o n* zustande, welche alle offenen und versteckten Prämien verbot, den Einfuhrzoll auf höchstens 6 Frank über die Inlandssteuer normierte und denjenigen Ländern, welche Prämien gewährten, einen Strafzoll mindestens in der Höhe der Prämie auflegte.

Die deutsche Bevölkerung hatte davon den Vorteil, daß die Prämien, die bis dahin an 2000 Millionen Mark der von den deutschen Zuckerverbrauchern gezahlten Steuern aufgezehrt hatten, wegfielen. Die sozialdemokratische Fraktion beantragte nun völlige Aufhebung der Zuckersteuer; sie wurde aber nur von 20 Mk. auf 14 Mk. ermäßigt, vom 1. April 1909 ab sollte sie auf 10 Mk. herabgesetzt werden.

Die Konvention war auf 5 Jahre abgeschlossen. Als sie um waren, erklärte England, daß es sich nicht mehr gegen Prämienzucker abschließen, d. h. diesen nicht mit einem Strafzoll belegen wolle. Das war ein Liebesdienst nicht allein für sich selbst, sondern auch für *R u ß l a n d*.

Dieses war 1902 der Konvention nicht beigetreten, hatte vielmehr sehr hohe versteckte Prämien seinen Zuckerfabriken gewährt, und zwar dadurch, daß es für den Inlandsverbrauch einen Mindestpreis festsetzte, der so hoch war, daß die russischen Fabriken nach dem Auslande sehr billig liefern konnten, da der Inlandspreis ihnen reichlich den Zuschuß deckte. 1908 trat Rußland zwar der Konvention bei, aber nur unter der Bedingung, daß es jährlich 200 000 Tonnen Zucker über die westeuropäische Grenze zur Ausfuhr bringen dürfe — trotz der Prämien. Die Folge war, daß es seine Produktion wieder gewaltig steigerte, in den letzten 5 Jahren um 47 Proz. Und als 1912 die Konvention abermals erneuert werden sollte, verlangte Rußland die Verdoppelung seiner Ausfuhrerlaubnis und eine Steigerung derselben von Jahr zu Jahr. Es willigte schließlich ein, daß es außer den 200 000 Tonnen „nur“ noch ein außerordentliches Kontingent von 150 000 Tonnen Ausfuhr für 1911/12 und von je 50 000 Tonnen für 1912/13 und 1913/14 erhalten sollte. Der Vorteil dieser Abmachung, die schließlich die Zustimmung des Reichstags erhielt, um nicht von neuem in die Prämienwirtschaft hineinzugeraten, kam Rußland und auch England zugute.

Nun wäre es gewiß erst recht an der Zeit gewesen, den Inlandsverbrauch Deutschlands zu steigern, indem die Zuckersteuer aufgehoben wurde. Statt dessen wurde die Steuerermäßigung von 14 auf 10 Mk., die 1909 hatte eintreten sollen, zunächst auf 1910 verschoben, dann auf 1914 und schließlich bei Bewilligung der Deckung für die Wehrvorlage 1912 fiel sie gänzlich. Unsere Fraktion protestierte dagegen — vergeblich. Im März 1912 bei Beratung der Konvention erklärten auch die Konservativen die Herabsetzung der Zuckersteuer für unumgänglich notwendig, so unter anderen Graf Schwerin,

der ausdrücklich darauf hinwies, „daß auf die Dauer eine gesunde Zuckerindustrie im Reiche nur erhalten werden kann, wenn es gelingt, den Verbrauch zu heben, . . . indem die Regierung die Zuckersteuer herabsetzt, da die jetzige Zuckersteuer von 14 Mk. immer noch für die Steigerung des Verbrauchs in hohem Maße prohi bitiv wirkt“.

Die Folge dieser Hemmung des Verbrauchs durch die Besteuerung des Zuckers war, daß Deutschland, obwohl es die größte Produktion von Zucker in der ganzen Welt hat, weit weniger konsumiert als England, das 42 Kilogramm pro Kopf verbraucht, Deutschland aber nur 19,2 Kilogramm. Und von den rund 27 Millionen Doppelzentnern diesjähriger Ernte, zu denen noch 4 Millionen Doppelzentner Vorrat vom Vorjahre kommen, sind nur 19 Millionen für den inländischen Verbrauch zu rechnen, so daß 11—12 Millionen Doppelzentner ins Ausland gehen müßten, um die Produktion unterzubringen. Bisher gingen acht Zehntel davon nach England!

Als der Krieg ausbrach, wurde durch die deutsche Regierung die Ausfuhr von Zucker nach England verboten. „Vor allen Dingen muß verhindert werden, daß wir unsere Feinde mit einem wichtigen Nahrungsmittel von Deutschland aus versorgen,“ hieß es in der amtlichen Begründung des Verbots.

Sehr richtig — aber die Konsequenz hätte nun sein müssen, daß man dieses „wichtige Nahrungsmittel“ der deutschen Bevölkerung zugänglich macht, indem durch Aufhebung der Steuer der Preis verbilligt und dadurch der Verbrauch erhöht wird. Vor Ausbruch des Krieges kostete der Zucker im Detail 48 Pf. pro Kilogramm, ohne Steuer hätte er nur 34 Pf. zu kosten brauchen; bei derselben Ausgabe konnte also der Verbrauch um 40 Proz. höher sein. Aber er wäre noch weiter zu steigern gewesen, und zwar im dringendsten Interesse der deutschen Volksernährung, weil Zucker als Ersatz von Speisefett eintreten kann und müßte. Für unseren Organismus brauchen wir bestimmte Mengen von Fett, die zum großen Teil durch andere Nährstoffe, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, nämlich durch die Kohlehydrate (Stärkemehl und Zucker) ersetzt werden können, und zwar 1 Gramm Fett durch 2 Gramm Zucker. Der Bedarf an Fett für die Ernährung des deutschen Volkes wird aber nicht durch die Inlandsproduktion von Butter, Schweinefett und Rinderfett gedeckt; wir haben jährlich an 2½—2¾ Millionen Doppelzentner Fett vom Ausland bezogen und diese Zufuhr ist durch den Krieg unmöglich gemacht. Um dieses Defizit zu decken, würden 5—6 Millionen Doppelzentner Zucker beste Verwendung finden können.

Ferner würde es unsern Soldaten zum größten Vorteil gereichen, wenn sie reichlich Zucker erhielten, da dieser besonders bei Märschen sehr kraftspendend wirkt. England gibt seinen Soldaten 38 Gramm Zucker täglich, Frankreich 21—31 Gramm, in Deutschland ist er überhaupt nicht vorgeschrieben.

Nicht minder wichtig für die deutsche Volksernährung wäre es aber, Zucker an das Vieh zu verfüttern. Bisher wird zumeist nur der ankrystallisierbare Rückstand der Rübenverarbeitung, die Melasse, als Viehfutter verwendet. Der preußische Landwirtschaftsminister hat auch soeben die Landwirte aufgefordert, mehr als bisher Melasse zu verfüttern, „da infolge des Krieges die Einfuhr von Futtergerste, Kleie, Mais, Delsuchen

sehr verringert wird und die Melasse ein allen Viehgattungen betömmliches und namentlich zum Ertrag der stärkemehltreichen Futterarten geeignetes Futter darstellt". Er berechnet, daß durch die verfügbare Melasse „annähernd der zehnte Teil des durch die fehlende Einfuhr bedingten Ausfalls an Futtermitteln gedeckt werden kann“.

Bleiben also noch neun Zehntel zu decken! Und dazu wäre der Zucker vorzüglich geeignet. „Bei Zusatz des nötigen Eiweißbedarfes,“ schreibt Dekonomierat Dr. Warmbold in der „Deutschen landwirtschaftlichen Presse“ vom 10. d. M., „geben 4 Kilogramm Zucker 1 Kilogramm Schweinefleisch.“ Und er berechnet, wenn der für den Inlandsverbrauch der Bevölkerung nicht benötigte Zucker zur Schweinemast verwendet wird, und zwar mit höchstens 1 Kilogramm pro Tag und Kopf, würden bei der allgemeinen Anwendung für alle Mastschweine von 50 Kilogramm aufwärts 10 Millionen Doppelzentner Zucker innerhalb eines Jahres Verwendung finden können, das heißt fast die ganze bisherige Ausfuhr von Zucker. Es könnte also die deutsche Zuckerindustrie sich unabhängig vom Auslande machen, andererseits das Schweinefleisch um 2½ Millionen Doppelzentner jährlich vermehrt werden.

Aber — und daran scheitern alle diese Vorschläge — Voraussetzung dafür ist, daß der Zucker nicht künstlich verteuert wird, weder durch eine Steuer noch durch Preistreibereien der Zuckerfabrikanten, und daß er auch im Lande bleibt.

Beides ist jedoch durch die letzten Maßnahmen des Reichskanzlers in Frage gestellt. Nachdem die Zuckerindustriellen zwei Monate lang über das Ausfuhrverbot Zeter und Mordio geschrien, ist es vorige Woche aufgehoben worden, allerdings nur nach dem neutralen Auslande, aber in der Höhe der vorjährigen Ausfuhr, also von 11—12 Millionen Doppelzentnern Zucker. Die Kontrolle, die von Fall zu Fall dabei durch die Regierung ausgeübt werden soll, erscheint aber keineswegs als hinreichend, um zu verhindern, daß, wie es in der Regierungserklärung vor zwei Monaten hieß, „unsere Feinde mit einem wichtigen Nahrungsmittel von Deutschland aus versorgt werden“. Denn wenn nach dem neutralen Ausland nur diejenige Menge geht, die es bisher von Deutschland bezogen hat, dann brauchten nicht 12, sondern nur 2½ Millionen Doppelzentner zur Ausfuhr freigegeben werden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hatte freilich geschrieben: „Die eingeführte Kontrolle mag auch für die Folge eine gewisse Gewähr bieten, daß England keinen deutschen Zucker auf Umwegen erhält.“ Aber die Zeitschrift der Zuckerfabrikanten, „Die deutsche Zuckerindustrie“, schreibt in ihrer neuesten Nummer vom 16. d. M.: „Diese Worte sind unserer Ansicht nach nicht etwa so zu verstehen, daß nach den neutralen Ländern nur die bisherige, aus Deutschland bezogene Jahresmenge gebracht werden darf, sondern daß nach diesen Ländern von unserer Seite nicht mehr Zucker zugelassen werden soll, als dem tatsächlich dringenden Bedürfnis jener Länder entspricht.“

Ob dieses Bedürfnis dadurch entsteht, daß diese neutralen Länder etwa bisher Kolonialzucker bezogen und diesen nun nach England verfrachten lassen, während sie selbst ihren gesamten eigenen Verbrauch nun aus deutschem Rübenzucker decken — das scheint den Zuckerindustriellen gleichgültig — oder gar erwünscht zu sein, denn dadurch würde ja das „tatsächlich

dringende Bedürfnis jener Länder“ wachsen und die Ausfuhr deutschen Zuckers steigen.

Je größer aber die Ausfuhr, um so geringer das Angebot im Inlande und nach dem Gesetz des Warenaustausches: um so höher der Preis für die Inlandsware, was zwar für die Aktionäre der Zuckerfabriken sehr vorteilhaft ist, für die deutsche Bevölkerung aber ungemein schädigend wirken muß. Und zwar nicht allein auf den Zuckerverbrauch zur direkten Ernährung, sondern auch zur indirekten durch Verfütterung des Zuckers an das Vieh.

Da die Rüben nicht ohne Verlust die ganze Zeit über, die sie zur Viehfütterung dienen müßten, aufbewahrt werden können, ist es am vorteilhaftesten, sie nicht als Rohmaterial liegen zu lassen, sondern auf Zucker zu verarbeiten. Dabei entsteht ein erstes Produkt, das wenig Reinigung bedarf und daher zu Kristallzucker weiter zu verarbeiten wäre, und ein zweites und drittes Produkt, dessen Reinigung kostspieliger ist, das ungereinigt aber ein vorzügliches Viehfutter abgibt, selbstverständlich nur bei normalen Preisen. Mit diesen sind aber die Zuckerindustriellen nicht zufrieden; sie schreien nach höheren Preisen, und nachdem ihnen schon die Ausfuhrerlaubnis erteilt worden ist, die preiserhöhend wirken muß, verlangen sie auch noch von der Regierung die Festsetzung von *Mindestpreisen* für Zucker, unter denen nicht verkauft werden dürfe.

Das würde, da sie selbstverständlich höhere Mindestpreise als die jetzigen fordern, eine Verteuerung der Ernährung mit Zucker für Mensch und Vieh bedeuten und außerdem das Sinken der Preise verhindern, wie es sonst bei gewissenhafter Kontrolle der Ausfuhr nach den neutralen Ländern unbedingt eintreten müßte.

Im Interesse der Volksernährung liegt also das Verbot der Ausfuhr, keine Festsetzung von Mindestpreisen, im Gegenteil Festsetzung von Höchstpreisen und gänzliche Aufhebung der Zuckersteuer. Die etwa 180 Millionen Mark, die der Reichskasse dadurch verloren gehen, würden reichlich eingebracht werden durch den Zuwachs an Lebenskraft, den die Bevölkerung und gerade die ärmere durch den Mehrverbrauch von Zucker und Fleisch infolge deren Verbilligung erhielte.

Aber diese Maßnahmen liegen auch im Interesse der Zuckerindustrie selbst. Sie muß den Absatz im Inlande erweitern, denn der Auslandsmarkt wird ihr immer mehr versperrt. Nicht allein, daß die Auslandszuckerproduktion immer größere Konkurrenz macht — vor allem hat die Rohrzuckergewinnung einen gewaltigen Aufschwung genommen und wird immer weiter wachsen. Was sie bisher zurückhielt, waren nicht die Produktionsbedingungen für das Rohmaterial, das Zuckerrohr, sondern die rückständige Methode der Verarbeitung desselben, bedingt durch die rückständige wirtschaftliche Entwicklung der Erzeugungsländer. Seitdem aber dort das amerikanische Kapital sich die wirtschaftliche und zum Teil auch die politische Macht verschafft hat, haben sich auch Technik und Geschäftsverkehr nach modernen, d. h. grobkapitalistischen Grundzügen entwickelt. Von 1903 bis 1913 stieg die Produktion von Rohrzucker in Tausend Tonnen: auf den Philippinen von 75 auf 155, in Hawaii von 334 auf 488, auf Kuba von 1069 auf 2428, auf Portoriko von 128 auf 350, ferner stieg sie in Java von 931 auf 1331, in Britisch-Indien von 1902 auf 2592 Tausend Tonnen, zu denen

noch die Vereinigten Staaten mit 328 und Mexiko, Argentinien, Peru, Brasilien, Ägypten, Natal, Mauritius, Australien, Fidjchi-Inseln, Jamaika, Trinidad, Barbados, Britisch-Guayana und andere britische Besitzungen, Französische Kolonien und Surinam mit insgesamt etwa 1600 Tausend Tonnen kommen, so daß die Gesamterzeugung an Rohrzucker aus Zuckerrohr mehr als 9 Millionen Tonnen beträgt, also fast das Vierfache der gesamten deutschen Produktion. Außerdem erzeugten Oesterreich-Ungarn 1,7, Frankreich 0,9, Rußland 1,2, Belgien 0,3, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 0,5 und Niederlande, Dänemark, Schweden, Rumänien, Italien und Spanien 1,3 Millionen Tonnen Rübenzucker, insgesamt also 5,9 Millionen Tonnen, während Deutschland 2,7 Millionen Tonnen Rübenzucker produzierte. Dabei sind die Herstellungskosten des Rohrzuckers niedriger als die des Rübenzuckers.

Die deutsche Zuckerindustrie muß daher, will sie in ihrem bisherigen Umfang bestehen bleiben, den Inlandsmarkt sich erobern, und zwar zur Ernährung von Mensch und Vieh, nicht nur jetzt während des Krieges, sondern auch im Frieden. —

### Literarische Rundschau.

Edgar Salin, *Die wirtschaftliche Entwicklung von Alaska*. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Konzentrationsbewegung. Ergänzungsheft Nr. 12 des „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“. Tübingen 1914.

Auf Grund eigener Beobachtung und gründlicher, kritischer Benützung der vorhandenen, meist amerikanischen Literatur gibt der Verfasser eine eingehende Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse Alaskas und sucht an ihnen das Problem der „Trustkolonisation“ klarzulegen. Alaska, das an Größe Deutschland, Frankreich und Großbritannien zusammen gleichkommt, an Bevölkerungszahl aber kaum zwei kleinen schweizerischen Kantonen, ist seit 1867 amerikanisch (seit 1906 ein Territorium) und ein riesiges Zukunftsgebiet für die expansionslustigen Trusts der Union. Ackerbau und Forstwirtschaft werden durch die arktische Natur des Landes in enge Schranken gemessen; immerhin könnten die Erträge durch Beseitigung des Arbeitermangels, Verbesserung der Transportmittel und Vermessung auf Staatskosten wesentlich erhöht werden. Eine Haupteinnahmequelle bildet der Fischfang, besonders des Salmen (Lachses). In den „Canneries“ (Konservenfabriken) wurde 1911 für 16 Millionen Dollar Büchsenlachs erzeugt, was den Fischreichtum ahnen läßt, wenn man bedenkt, daß für 48 Pfund Büchsenlachs zirka 100 Pfund frischer erforderlich ist. Die „Canneries“ müssen natürlich dort errichtet werden, wo die Lachse ins Süßwasser zum Laichen aufsteigen; in neuester Zeit aber sind auch auf Schiffen fahrende Fabriken („floating salmon canneries“) entstanden. Ueberproduktion an Konserven führte zur Vertristung, so daß jetzt im wesentlichen zwei Affoziationen diesen Geschäftszweig in der Hand haben: die Trusts beuten den Fischreichtum in egoistischer Voraussicht viel rationeller aus als die Raubbau treibenden Einzelunternehmer und haben auch Brutanstalten („Hatcheries“) für den Salmen errichtet. Wirklich gefährlich dagegen ist der Raubbau an den Heringen, die, obwohl sie die wichtigste Nahrung des Lachses bilden, massenhaft zu Dünger verarbeitet werden. Der technische Vorgang in den „Canneries“, den „Salteries“ (Einsalzereten) und den „Freering Plants“ (Gefrierfischanstalten) wird uns mit erfreulicher Klarheit und Anschaulichkeit geschildert. Die von den Fischindustrien erzielten Gewinne bleiben, da diese sich im Besitz auswärtiger Kapitalistengruppen befinden, nicht im Lande, und auch zur Entstehung eines einheimischen Arbeiterstandes tragen diese Industrien nicht bei. Denn wegen des Saisoncharakters des Lachsanges werden in

den Fischverarbeitungsindustrien entweder auswärtige Saisonarbeiter, meist Mongolen, oder einheimische Indianer verwendet, die sich den übrigen Teil des Jahres selbständig beschäftigen. Die Lohnzahlungen sind monatlich; ein Fischer erhält außer der Beköstigung zirka 50 Dollar, ein Maschinist 80 bis 125 Dollar.

Eine zweite Hauptquelle alastanischen Reichtums ist die Goldwäscherei. In ihrer Geschichte unterscheidet der Verfasser drei Perioden, die mit drei technischen Stufen Hand in Hand gehen: der einzelne Goldgräber („individual miner“) arbeitete mit der „Pfanne“, die aus mehreren Genossen bestehenden Gruppen oder die kleinen, Arbeiter beschäftigenden Unternehmer arbeiten mit Schleusentästen („sluice boxes“), die beinahe das Zehnfache leisten; die Trusts endlich haben das System der „hydraulischen Wäsche“ („hydraulicling“) und der Bagger („Dredge“), das große Anlagen erfordert, eingeführt und leisten das Hundertfache des „individual miners“ mit seiner Pfanne. Im Jahre 1911 hat Alaska für 22 Millionen Dollar Gold produziert, so daß es unter den produzierenden Ländern an sechste Stelle tritt. Der Einwandererstrom, den die Goldfunde und die geschäftseifrigen „Prospectors“ (Goldentdecker) ins Land riefen, hat das Menschenmaterial für einen Farmer- und Händlerstand geliefert. Heute ist auch die Goldgewinnung vollständig vertrautet, doch steht ihr noch eine große Zukunft bevor. Auch das alastanische Kupfer könnte eine viel bedeutsamere Rolle spielen, wenn die Kohlenschätze des Landes erschlossen wären. 135 Milliarden Tonnen Kohle liegen nach glaubwürdiger Aufstellung im Boden und könnten nicht nur Alaska selbst versorgen, sondern auch große Teile der Pazifikküste und vor allem die amerikanische Flotte.

Die Transportverhältnisse Alaskas sind überaus schlecht. Die Straßen leiden unter dem Zufrieren und Wiederauftauen, die Eisenbahnen sind sehr schwach entwickelt. Die Schifffahrt, das wichtigste Verkehrsmittel, leidet unter den hohen Versicherungsprämien, die wegen der ungünstigen Seeverhältnisse und der mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen (Leuchttürme und ähnliches) verlangt werden. Die Frachtsätze an und für sich sind bescheiden, da der Schifffahrtspool an den Bergwerken selber mitbeteiligt ist. Fischerei, Gold- und Kupfergewinnung, Schifffahrt und Eisenbahnen — alles ist in letzter Linie abhängig vom „Alasca Syndicate“, dem die Firmen Morgan und Guggenheim und einige kleinere angehören. Dieser Trust hat das meiste zur Erschließung des Landes getan, so daß man im Lande zu sagen pflegt: „Was Alaska braucht, sind mehr Guggenheims.“ Der kolonialisatorischen Tätigkeit und der rationellen Ausbeutung der Naturschätze steht aber ein gewissenloser Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft gegenüber, der die Unfallverhältnisse im alastanischen Bergbau zu sehr traurigen macht. Ob Alaska in Zukunft wirtschaftlich in die Höhe kommen wird, hängt davon ab, ob eine fortschrittliche Gesetzgebung die Entwicklung des Transportwesens und des Kohlenbergbaus mit Ausschaltung monopolistischer Bestrebungen ermöglichen wird.

Der Verfasser bekennt sich an einer Stelle (S. 189) als ein Gegner der sozialistischen Konzentrationstheorie; und doch ist sein ganzes Buch ein Zeugnis für dieselbe, was er schließlich (S. 199) auch zugibt, wenn er die Vertrautung als dem Kapitalismus notwendig entspringend erklärt. Das kann aber den Wert dieser gründlichen, von gesundem Urteil und guter Beobachtungsgabe zeugenden Arbeit nicht beeinträchtigen. Arbeiter, die sich für die wirtschaftlichen Verhältnisse ferner Länder interessieren — und deren gibt es ja sehr viele — werden die Schrift mit Nutzen und Vergnügen lesen.

Paul Brunner (Bern).

Georg Asmussen, *Leibeigene*. Roman. Dresden, Verlag Reißner. 336 Seiten. 4 Mark.

Asmussen ist Norddeutscher in allen seinen Linien, ist norddeutsch in der Wahl des Milieus und der Stoffe, in der Melancholie seiner Heide Bestimmungen, in seiner Anlehnung an Storm, Otto Ernst, Frenssen. Norddeutsch in allen Tönen ist auch der vorliegende Roman, der in zwei lose verflochtene Teile zerfällt. Im ersten rundet sich ein kulturgeschichtliches Bild des achtzehnten Jahrhunderts. Die Angeler

Hufner und Insteute stöhnen unter dem Druck der Leibeigenschaft. Ein Führer wächst aus ihren Reihen hervor: der von brutaler Herrengewalt einäugig geschlagene Kademachersohn Dettlef Tramm. Heiland und Agitator in einer Person, bereitet er den passiven Widerstand der Bedrückten vor. Als der große Knechtestreik schließlich ausbricht, treiben Alkohol und Hitzköpfigkeit zu blutiger Aktivität, und der Streik wird mit Soldatensäbeln niedergeschlagen.

Im Mittelpunkt des breiteren zweiten Teiles steht ein Nachfahre des einäugigen Heilands, ein Lorenz Tramm. In seinen Adern rumort etwas vom Rebellensblut des Vorfahren. Auch Dettlef kämpft eine Art Freiheitskampf: als begabter Seminarist gegen den Tyrannen des Lehrerseminars. Der unfertige, vorschnelle Held der Schülerverbindung unterliegt rasch, muß sein Bündel schnüren, gerät, als „freier Schriftsteller“ elend vegetierend, in die Leibeigenschaft des Alkohols und endet im Selbstmord. In der antialkoholischen Pointe schimmert der Guttempler Asmussen leise tendenziös durch. Aber im ganzen genommen erwachsen aus beiden Romanbildern zwei Kulturbilder von historisch unterschiedlicher, milieurechter Farbe und blutvollem Leben.

**Peter Maßlow, Kapitalismus.** Erster Teil: Lohnarbeit und Arbeitslohn. St. Petersburg 1914, Verlag Leben und Wissenschaft. Preis 2 Rubel.

In seiner neuen theoretischen Arbeit, die sich unmittelbar an die früheren anschließt, versucht P. Maßlow den Einfluß der Verteilung der gesellschaftlichen Produktivkräfte auf den Arbeitslohn festzustellen. Die folgenden Arbeiten sollen die Fragen des Profits und der Grundrente erörtern. Maßlow ist bekanntlich Anhänger des sogenannten Gesetzes des sinkenden Ertrags bei sukzessiven Arbeitsaufwendungen in der Urproduktion. Wir möchten hier nicht diese sehr strittige Frage erörtern, vielmehr bloß über den Hauptgedankengang seines neuen Werkes referieren. Ausgehend von dieser Theorie meint Maßlow, daß die ländliche Bevölkerung aus zwei Gründen immer mehr das platte Land verläßt: infolge Einführung arbeitssparender Maschinen und des sinkenden Ertrags der zusätzlichen Aufwände. Da man Getreide aus extensiv wirtschaftenden Gegenden einführt, geht die dichtbesiedelte Bevölkerung ebenfalls nicht zu intensiverer Bewirtschaftung über, sondern wandert nach den Städten oder nach anderen Gegenden aus. Das platte Land ist daher die Hauptquelle der Reservearmee. Es stellt das Hauptkontingent der Arbeiterschaft, erspart somit den Industriellen die Kosten der Reproduktion der Arbeiterschaft und bestimmt schließlich das Lohnminimum. Der Lohn in den dünnbesiedelten Gegenden, wo sich die Landwirtschaft ausdehnt, ebenso in der Industrie, die eine steigende Nachfrage nach Arbeitskräften aufweist, muß naturgemäß etwas höher sein. Ebenso ist die Verschiedenheit der Löhne in einzelnen Industriebezirken oder Zweigen von dem Tempo der Entwicklung dieser Bezirke beziehungsweise Zweige abhängig, sowie von der größeren oder geringeren Entfernung vom „Herde der Reservearmee“, dem bäuerlichen Grundbesitz.

Das ist, kurz gesagt, die Maßlowsche Lohntheorie. Eine eingehende Kritik muß mit dem Hauptsatz von dem sinkenden Ertrag der sukzessiven Arbeitsaufwände beginnen, was wir hier, wie gesagt, nicht tun wollen. Ich erlaube mir nur die Bemerkung, daß Maßlow, wie es scheint, zu stark unter dem Einfluß der spezifischen russischen Verhältnisse steht, wo die Lage der Landwirtschaft tatsächlich einen dominierenden Einfluß auf die Industrie und die Lage der Arbeiter ausübt. Man kann doch aber nicht sagen, daß beispielsweise in Deutschland die Reproduktion der industriellen Arbeiterschaft in den bäuerlichen Familien geschieht. Die wenigen Belege, die Maßlow anführt, sind nicht überzeugend. Der Vergleich zwischen dem Familienstand der Unternehmer und Arbeiter befagt nichts, solange das durchschnittliche Alter dieser Schichten nicht mit herangezogen ist. Daß die geringsten Einkommen ledige Arbeiter beziehen, beweist noch nicht, daß sich die städtische Arbeiterschaft nicht fortpflanzt. Auf jeden Fall arbeitet Maßlow mit ungenügendem statistischen Material. Damit soll indes der allgemeine Wert des Wertes für die Lohntheorie nicht herab-

gelegt werden. Der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen bäuerlichem Grundbesitz und Lohnhöhe ist wichtig zur Beurteilung der Bestrebungen, die innere Kolonisation zu fördern.

Professor Dr. Ernst Samter, **Die Religion der Griechen**. Mit einem Bilderanhang. 457. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. 86 Seiten. Gebunden 1,25 Mk.

Die auf ethnologischen Grundlagen aufgebaute neuere Religionsforschung hat auch unsere Einblicke in die altgriechische Religion mehr und mehr vertieft und jenes Bild der lebensfrohen heiteren griechischen Götterwelt zerstört, wie es einst Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ gezeichnet hat. Besonders hat Erwin Rohde, Julius Popperts Spuren folgend, durch sein bereits in mehreren Auflagen erschienenenes Werk „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen“ unsere Kenntnis der altgriechischen Religionsvorstellungen forrgiert und bereichert. Aber dieses Werk ist nicht nur ziemlich teuer (gebunden 22,50 Mk.), es ist auch weit mehr für den Fachgelehrten als für den Laien geschrieben. Daher muß das Unternehmen, die Ergebnisse der neueren religionswissenschaftlichen Forschung durch eine gemeinverständliche Darstellung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, freudig begrüßt werden. Selbstverständlich kann eine kleine Schrift von 86 Seiten keinen vollen Ersatz für mehrbändige Werke bieten. Notgedrungen mußten alle ausführlichen Beweisführungen unterbleiben und oft wichtige Untersuchungsergebnisse in wenige kurze Sätze zusammengefaßt werden; aber als populäre Einführung in ein schwieriges Gebiet ist Samters kleine Schrift entschieden zu empfehlen.

Auszusetzen habe ich im wesentlichen an Samters Darstellung nur — und das gilt fast in gleichem Grade von Rohde und anderen Autoren —, daß er nicht in größerem Maße die Kultgebräuche der sogenannten Naturvölker zur Erklärung und Aufhellung altgriechischer Riten herangezogen hat. Er gibt zwar die Bedeutung der ethnologischen Vergleiche unumwunden zu, und seine kurze Kritik der vergleichenden Mythologie zeigt auch, daß er sich über die Fehler ihrer einseitigen Methode völlig klar ist, aber trotzdem nimmt er nur selten auf Kultgebräuche primitiver Völker Bezug.

Auch eine gewisse Zurückhaltung läßt sich vielleicht Samter zum Vorwurf machen. Wo nicht die neuere Forschung die völlige Unhaltbarkeit der älteren Auffassungen dargetan hat, möchte er an den älteren Annahmen festhalten und sucht mit Vorliebe einen Uebergang von ihnen zu den neueren Forschungsergebnissen zu finden. Im ganzen hat er jedoch, wenn man den Umfang seiner Schrift, der überall zu knappster Fassung zwang, berücksichtigt, seine Aufgabe nicht schlecht gelöst.

Heinrich Cunow.

## Anzeige.

**Oesterreichischer Arbeitertalender für das Jahr 1915.** Herausgegeben im Auftrage der Parteivertretung der deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich. Mit einer Kunstbeilage. Wien. Wiener Volksbuchhandlung Jg. Brand u. Co. 160 S. Preis geb. 80 Heller.

Der Kalender enthält außer dem Kalendarium, einem Verzeichnis der Parteisekretariate, der Gewerkschaften und der Partei- und Gewerkschaftspresse eine Rückschau über die politischen Weltereignisse vom 1. Juli 1913 bis 30. Juni 1914, insbesondere über die Folgen des Balkankrieges. Große weiße Lücken im Text zeugen hier von der Wirksamkeit des österreichischen Zensurs. Außerdem enthält der Kalender Beiträge von Julius Deutsch, Fallberget, Kräutelhofer, Winarsky, Gustav Walter, Geirrodh, Bord, Lingg, Siefow, Fehold, Adolf Braun, Hausenstein, Karthaus und Rämpchen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 4

Ausgegeben am 30. Oktober 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Kriegsitten.

Von K. Kautsky.

(Schluß.)

### 3. Der Widerstreit der Tendenzen zur Humanität und zur Bestialität im 19. Jahrhundert.

Die Revolution brachte das neue Frankreich in schroffsten Gegensatz zum alten Europa und erzeugte Kriege, die sich von den früheren gewaltig unterschieden. Es handelte sich nicht mehr um die Frage, ob diese oder jene Dynastie ihre Domänen um ein paar Quadratmeilen erweitern oder verkürzen, sondern um die Frage, ob die Volksmasse Frankreichs dem Druck und den Eigentumsverhältnissen des Feudalismus von neuem unterworfen werden sollte. Das ganze Volk trat mit Leidenschaft in den Kampf ein, und nur dadurch konnte er gewonnen werden. Die Revolution hatte mit der Macht des Kriegsherrn auch dessen Heer zerstört und die Grundlage vernichtet, auf der es aufgebaut worden. Das Reich der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit konnte sich nicht von gekauften Sklaven verteidigen lassen, die nur Furcht vor den Mißhandlungen ihrer Vorgesetzten in den Tod trieb. Den durch langjährigen Drill geübten Söldnern der alten Mächte mit ihrem geschulten und treu ergebenen Offizierkorps hatte Frankreich nur die rasch zusammengebrachten Aufgebote der Volksmassen entgegenzusetzen. Um zu siegen, bedurfte es großer Uebermacht, und die konnte es nur erlangen durch die allgemeine Wehrpflicht.

Wir können hier nicht die Aenderungen der Taktik erörtern, die durch die neue Situation hervorgerufen wurden und die schon von den Aufgeboten der Amerikaner in ihrem Unabhängigkeitskrieg angebahnt worden waren. Hier ist nur darauf hinzuweisen, daß die Tendenz zur Milderung des Kriegswesens und der Volksitten damit plötzlich zum Einhalt gebracht wurde. Das ganze Volk wurde jetzt am Erfolg der Armee interessiert, die Denk- und Gefühlsweise der Armee fand stärksten Widerhall im Volke.

Dabei wurde der Krieg wilder, rücksichtsloser, blutiger. Die alten Heerführer schonten das Leben ihrer Truppen, weil diese nicht leicht ersetzbar waren. Die neuen brauchten sie nicht zu schonen, denn die allgemeine Wehrpflicht bot gegenüber dem alten Werbe- und Preßsystem ein unerschöpfliches Reservoir. Sie durften sie nicht schonen, denn nur dadurch konnten sie den ängstlich bedächtigen Feldherren alten Stils Schrecken einjagen.

Der Ermattungsstrategie trat jetzt wieder die Niederwerfungsstrategie entgegen, die nicht den Feind durch langwierige Manöver zu erschöpfen und mürrisch zu machen, sondern ihn durch wenige wuchtige Schläge zu zermalmen sucht.

Jetzt gewann nicht nur der Schlachten Sieg erhöhte Bedeutung, jetzt wurde es auch immer wichtiger, nicht bloß zu siegen, sondern auch den Sieg zu völliger Vernichtung des Gegners auszunutzen. Härte während der Schlacht gegen die eigenen Truppen, die man rücksichtslos opferte; Härte nach der Schlacht gegen die Besiegten, die rastlos auf der Flucht verfolgt und niedergesäubelt wurden, das gehörte nun zu den unerläßlichen Eigenschaften des Feldherrn. Das predigte Napoleon in seiner Praxis, Clausewitz in seiner Theorie:

„Seit Bonaparte hat der Krieg, indem er zuerst auf der einen Seite, dann auf der andern Seite wieder Sache des ganzen Volkes wurde, eine ganz andere Natur angenommen, oder vielmehr, er hat sich seiner wahren Natur, seiner Vollkommenheit, sehr genähert. Die aufgebotenen Mittel hatten keine sichtbare Grenze, sondern diese verlor sich in der Energie und dem Enthusiasmus der Regierung und ihrer Untertanen. Die Energie der Kriegführung war durch den Umfang der Mittel und das weite Feld möglichen Erfolges sowie durch die starke Anregung der Gemüter ungemein erhöht worden, das Ziel des kriegerischen Aktes war Niederwerfung des Gegners; nur dann erst, wenn er ohnmächtig zu Boden liege, glaube man innehalten und sich über die gegenseitigen Zwecke verständigen zu können.

So war also das kriegerische Element, von allen konventionellen Schranken befreit, mit seiner ganzen natürlichen Kraft losgebrochen. Die Ursache war die Teilnahme der Völker an dieser großen Staatsangelegenheit, und diese Teilnahme entsprang teils aus den Verhältnissen, welche die große Revolution in dem Innern der Länder herbeigeführt hatte, teils aus der Gefahr, mit welcher alle Völker von dem französischen bedroht waren.“ (Vom Kriege, 6. Aufl., S. 626, 627.)

An einer früheren Stelle sagt Clausewitz:

„Wir sind in unserer Zeit (vor Napoleon) nahe daran gewesen, in der Dekonomie des Krieges die Hauptschlacht als ein durch Fehler notwendig gewordenes Uebel anzusehen, als eine krankhafte Aeußerung, zu der ein ordentlicher, vorsichtiger Krieg niemals führen müßte; nur diejenigen Feldherren sollten Vorbeeren verdienen, die es verstanden, den Krieg ohne Blutvergießen zu führen, und die Theorie des Krieges, ein wahrhafter Brahminendienst, sollte eigens dazu bestimmt sein, dies zu lehren.

Die Geschichte der Zeit hat diesen Wahn zerstört, aber kein Mensch kann dafür einstehen, daß er nicht hier und da auf kürzere oder längere Zeit zurückkehrt und die Führer der Angelegenheiten zu solchen Verkehrtheiten zieht, die der Schwäche zusagen, also dem Menschen näher liegen. . . .

Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, aus Menschlichkeit nach und nach stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme am Leib weghaut.“ (Vom Kriege, S. 224, 225.)

Hier haben wir den Unterschied zwischen der Strategie des 18. und der des 19. Jahrhunderts.

Zu den militärischen Bedingungen, die jetzt zur Niederwerfungsstrategie führten, gesellten sich ökonomische. Der Krieger war im 18. Jahrhundert für das ökonomische Leben des Landes überflüssig gewesen. Er war meist ein Ausländer oder ein Lumpenproletarier. Die allgemeine Wehrpflicht holte den Bauer vom Pflug, den Arbeiter aus der Werkstatt. Der Krieg störte dadurch den Produktionsprozeß. Je eher der Friede wiederhergestellt war, um so besser für die Volkswirtschaft. Auch das trieb dahin,

zu trachten, die feindliche Armee mit einigen raschen Schlägen völlig zu zertümmern, statt ihre Widerstandskraft durch langjährige Manöver aufzureiben.

Neben der Niederwerfungsstrategie lebte auch das Requisitionssystem wieder auf. Die neuen Soldaten, alles Landeskinder, schon durch die Sprache vom Feinde geschieden — wenigstens in den Anfängen der Republik und des Kaiserreichs, als noch keine fremden Kontingente in den Armeen Frankreichs dienten —, für das Vaterland begeistert — das gab keine Deserteure in Massen. Diesen Soldaten durfte man erlauben, sich über das Land zu zerstreuen, um Lebensmittel und auch Geldkontributionen feindlicher Städte einzutreiben. Wie in den Zeiten Wallensteins ernährte jetzt wieder der Krieg den Krieg. Das wurde anfangs um so notwendiger, als die französische Demokratie, die das bankerotte Königtum beerbte, finanziell äußerst schwach war. Mit dem Requisitionssystem wurden die Armeen unabhängiger von den Zufuhren aus den Magazinen, sie konnten, ja mußten oft sich rascher vorwärts bewegen als im 18. Jahrhundert. Neben der Ueberzahl, der rücksichtslosen Einsetzung von Menschenleben, der patriotischen Begeisterung war es die Raschheit der Bewegungen, durch die Napoleon seine Gegner besiegte.

Das Requisitionssystem machte den Krieg im siegreichen Lande populär, weil es für dieses die Kriegslasten erheblich verminderte. Es machte ihn populär in der Armee, denn zwischen Requirieren für die Bedürfnisse des Heeres und Plündern für den eigenen Vorteil können nicht immer genaue Unterschiede gemacht werden.

Gerade darin lag aber eine neue Härte des Krieges für die von dem feindlichen Einbruch heimgesuchten Gegenden. Die Schrecken und Verwüstungen der Invasion wurden wieder enorm gesteigert und gleichzeitig ihre Ausdehnung gegenüber dem Dreißigjährigen Krieg ungeheuer erweitert. Damals waren die kämpfenden Armeen in den einzelnen Schlachten nicht stärker als 20 000 Mann gewesen. In der Schlacht bei Lützen, in der Gustav Adolf fiel (1632), hatten die Schweden wahrscheinlich nur 14 000, die Truppen Wallensteins noch etwas weniger gezählt. Die Armeen, mit denen Napoleon seine Schlachten schlug, waren oft mehr als zehnmal so stark. In der Schlacht bei Leipzig stand er mit 200 000 Mann 300 000 Verbündeten gegenüber.

Bei solchen Massen mußte das Requisitionswesen äußerst zerstörend und grausam wirken, aber auch äußerst erbitternd. Ihm ist es schließlich zuzuschreiben, wenn sich gegen die siegreichen Franzosen von Jahr zu Jahr immer wilderer Haß der Völker Europas entzündete. Das Regime, das die Franzosen brachten, war in der Regel ein bedeutender Fortschritt gegenüber dem überkommenen Feudalabsolutismus. Aber die Verwüstungen und der Druck der Invasion machten die Völker blind gegen die Vorteile des politischen und ökonomischen Fortschritts. Aus dem Kampf der Fürsten Europas gegen die französische Demokratie wurde schließlich eine erbitterte Erhebung seiner Völker gegen die französischen Eroberer und Plünderer. Damit trat aber wieder eine Erscheinung auf den Plan, die seit dem Aufkommen der Söldnerheere völlig verschwunden war: der Volkskrieg, die Insurrektion der gesamten Bevölkerung, ohne Unterschied, ob sie zur Armee gehörte oder nicht. Clausewitz spricht davon als von einer normalen Er-

scheinung des Krieges in dem 26. Kapitel des 6. Buches, das von der Volksbewaffnung handelt. Zuerst trat der Volkskrieg auf in Spanien (1808) und Tirol sowie in Norddeutschland (1809).

Ein grausiges Schreckensregiment war die Antwort. Die äußerlich deutlich kennliche Trennung von Armee und Zivil durch die Uniform und die Beschränkung der Kriegshandlungen auf die Träger der Uniform hatte es im 18. Jahrhundert ermöglicht, die Zivilbevölkerung möglichst zu schonen. Trat sie jetzt in den Kampf ein, noch dazu, wie das meist der Fall war, aus dem Hinterhalt, in einer Kleidung, die sie nach dem Kriegsgebrauch schützte, dann erschien das als teuflischer Verrat, der blutigste Sühne heischte. Diese Sühne wieder wurde von den Patrioten der besiegten Länder als unerhörte Schandtat empfunden und gebrandmarkt, die allseitige Wut dadurch gesteigert.

Allerdings sind seit 1870 die deutschen Historiker vielfach über diese Seiten des Volkskrieges anderen Sinnes geworden. Die Erschießung des Frantkireurs Andreas Hofer, der nach dem Friedensschluß noch den Volkskrieg fortgesetzt hatte, beurteilt jetzt mancher von ihnen sehr kühl.

So war die Folge der damaligen Kriegführung immer wilderes und grausameres Blutvergießen. Seitdem an Stelle des Krieges der Kabinette der Krieg der Völker trat, ging die Richtung der Entwicklung wieder von der Humanität zur Bestialität.

Doch dieses Stadium ging rasch vorüber. Zwei Jahrzehnte fast ununterbrochener Kriege der Niederwerfungsstrategie hatten die Völker mehr erschöpft, ihnen größere Friedenssehnsucht beigebracht als das ganze vorhergehende Jahrhundert steter Kriege der Ermattungsstrategie. Es brauchte seitdem ein Jahrhundert, bis es wieder zu einem Weltkrieg kam.

Eingeleitet wurde der Friedenszustand durch die ganz neue Erscheinung eines internationalen Kongresses, der die Einrichtung des neuen Europa festsetzte.

Schon im Beginn des 18. Jahrhunderts waren durch das Wachsen des internationalen Verkehrs die Staaten Europas in große Abhängigkeit voneinander geraten. Durch erhebliche Veränderungen eines der großen Staaten, die sich bildeten, wurden alle andern mehr oder weniger berührt. Vor allem wurde die Uebermacht eines unter ihnen als gemeinsame Gefahr für die andern empfunden. So bildete sich der Grundsatz des europäischen Gleichgewichts, als dessen energischster Vertreter England auftrat, vielleicht vornehmlich wegen seiner insularen Lage, die es unwahrscheinlich machte, es könne seinen europäischen Besitz in einem Maße ausdehnen, daß es selbst durch ihn zur Uebermacht gelange. Es konnte nur daran denken, jede andere Uebermacht zu Lande zu verhindern.

Eine solche drohte vom Frankreich Ludwigs XIV. Gegen ihn betrieb England zuerst eine Politik der „Einkreisung“, namentlich im spanischen Erbfolgekrieg. Dieselbe Politik verfolgte es, als Frankreich unter Napoleon abermals eine Gefahr für die Selbständigkeit der Regierungen des übrigen Europa wurde. Diesmal erschien, nach seiner Niederwerfung, ein internationaler Kongreß notwendig, die Neuordnung Europas zu begründen. Ein revolutionärer Gedanke, aber durchgeführt von den Regierungen der Gegenrevolution. Nur die Bedürfnisse der Fürsten wurden beachtet, nicht die der Völker. Polen wurde zum größten Teil russisch, Deutschland und

Italien blieben zerrissen. Das Werk des Wiener Kongresses entpuppte sich als die grausamste Verhöhnung der Freiheitskämpfer gegen Napoleon. Dies Werk der Reaktion im Zeitalter der erstarkenden Demokratie schrie geradezu nach gewaltsamer Durchbrechung. Aber gerade die Enttäuschung bewirkte, daß die demokratischen Parteien nicht mehr im Kriege der Völker ihr Heil suchten, sondern vielmehr in gemeinsamem, internationalem Zusammenwirken der nationalen Demokratien gegen die Internationale der Regierungen, über der die „heilige Allianz“ Preußens, Oesterreichs und Rußlands wachte.

So brüchig ihr Werk, es dauerte, von kleinen Abspaltungen wie der Losreißung Belgiens von Holland abgesehen, fast ein halbes Jahrhundert. In dieser Zeit steten Friedens in Europa erstarkten die Tendenzen, die schon im 18. Jahrhundert durch die neue Produktionsweise gekeimt hatten. Jetzt traten sie mit voller Kraft zutage, vor allem durch die wachsende Bedeutung des industriellen Proletariats.

Das Proletariat fühlt in sich die Kraft, die Forderung Kants, daß „der Mensch Zweck an sich selbst sei, d. i. niemals bloß als Mittel von jemandem könne gebraucht werden“, zum erreichbaren Ziel nicht nur der praktischen Vernunft, sondern auch des praktischen sozialen und politischen Kampfes zu machen. Die Tendenz zur erhöhten Wertung des Menschenlebens, zur Vermeidung jeden Blutergießens, zur Erhaltung des Völkerfriedens wird dadurch sehr gestärkt.

In der Bourgeoisie selbst wuchs gleichzeitig das Friedensstreben durch Erstarkung des industriellen Kapitals, das damals im Gegensatz zum Kapital des Handels und der Finanz friedlich gestimmt war. Sein Friedensstreben fand seinen deutlichsten Ausdruck in der Manchesterlehre.

Die Folge war fortschreitende Milde der Sitten, die zunächst auch nicht durch die europäischen Kriege unterbrochen wurde, die mit dem Krimkrieg 1854 einsetzten. Die Demokratie, nicht bloß die proletarische, sondern auch die bürgerliche, sah in ihnen dynastische Kämpfe, selbst dort, wo sie ein nationales Mäntelchen trugen. Auch als Preußen 1866 gegen Oesterreich in den Krieg zog, zeigte seine Demokratie durchaus keine Kriegsbegeisterung.

Und ebensowenig war die französische Demokratie kriegsbegeistert, als Napoleon 1870 den Krieg an Preußen erklärte.

Dazu trug außer der politischen Opposition der Bourgeoisie gegen die Regierungen viel der Umstand bei, daß die Heeresverfassung seit der französischen Revolution wieder einen Schritt rückwärts vom Volksheer zum Berufsheer gemacht hatte.

Zur Zeit der Napoleonischen Kriege waren die Transportmittel noch zu ungenügend gewesen, um Armeen von einem Umfang ins Feld zu stellen, der alle Wehrpflichtigen einer großen Nation umfaßte. Auch die finanziellen Mittel hätten das kaum erlaubt. Mit der Entwicklung der Waffentechnik wurde die Ausrüstung der Armeen immer kostspieliger. Die allgemeine Wehrpflicht hatte daher damals nur die Bedeutung eines anscheinend unerschöpflichen Reservoirs für die Armee.

Unter diesen Umständen wurde es leicht möglich gemacht, einzelne Klassen der Bevölkerung von der Last des Kriegsdienstes zu befreien. Die Möglichkeit wurde in die Wirklichkeit umgesetzt, als in Frankreich das revolutionäre Regime der unteren Klassen zusammenbrach. Napoleon hielt

es nach seinem Staatsstreich für wichtiger, die Gunst der Besitzenden als die der besitzlosen Klassen zu erwerben. Sein Wehrgesetz vom Jahre 1800 behielt zwar die allgemeine Wehrpflicht bei, gestattete aber den Loskauf von dieser Pflicht.

Die Armee hörte wieder auf, ein Volksheer zu sein, gleichzeitig verlor die Regierung ihren demokratischen Charakter. Das Bedürfnis, die Armee vom Volk abzusondern, um sie eventuell gegen dieses verwenden zu können, ebenso wie militärtechnische Erwägungen machten es wünschenswert, einen Teil der Wehrpflichtigen längere Zeit dauernd unter den Fahnen zu halten. Andererseits war es auch nicht bloß das militärtechnische Bedürfnis nach einer wissenschaftlich gebildeten Führerschaft — der Krieg war Gegenstand der Wissenschaft geworden —, sondern auch das Bedürfnis nach einer der Regierung unbedingt ergebenen Leitung ihrer Truppen, was dazu führte, daß das Offizierkorps wieder fast ganz in der gleichen Weise wie zur Zeit des Absolutismus organisiert wurde, als eine privilegierte Kaste, in der die ganze Existenz und Zukunft jedes einzelnen ausschließlich von der Gunst des Kriegsherrn abhing. Im Offizierkorps, das nach wie vor durch freiwillige Werbung, nicht durch allgemeine Wehrpflicht rekrutiert wurde, erhielten sich die politischen und sozialen, wenn auch nicht die militärischen Traditionen der Armee des 18. Jahrhunderts am längsten.

So finden wir wieder eine Zwangsarmee armer Teufel, diszipliniert und kommandiert von einem tatsächlich, wenn auch nicht formell aristokratischen Offizierkorps. Die revolutionären Zeiten gingen rasch vorbei, in denen der gemeine Soldat den Marschallstab im Tornister trug. Das waren Ausnahmezeiten, in denen die Offiziere der von der Monarchie überkommenen Armeen versagten und rasch durch neue, der Revolution ergebene, ersetzt werden mußten.

Auf der von Napoleon eingeführten Basis, dem sogenannten Konstriktionssystem, wurden die Armeen in ganz Europa organisiert — mit einiger Abweichung in Preußen, von der noch zu handeln ist. Armee und Volk trennten sich wieder, namentlich die Besitzenden und Intellektuellen hatten mit dem Heerwesen jetzt ebensowenig zu tun wie im 18. Jahrhundert. Seine Denkweise berührte sie nicht, stieß sie vielmehr ab. Wie den Regierungen, standen sie auch den Armeen feindlich gegenüber. Kam es zum Krieg, dann erfüllte er sie nicht mit Leidenschaft, vielmehr sehr oft mit Unwillen. Die Niederlagen des Heeres wurden nicht als die des Volkes empfunden, und die demokratischen und liberalen Elemente einer Nation fühlten sich so wenig durch andere Nationen und so sehr durch ihre eigene Regierung bedroht, daß deren Niederlage im Kriege nicht selten mit Genugtuung aufgenommen wurde, nicht wegen Mangel an nationalem Empfinden, das damals überaus mächtig war, sondern gerade aus diesem Empfinden heraus.

In der Tat, wenn jede Nation sich frei auf ihrem Boden konstituieren wollte und nichts als diesen Boden verlangte, wie sollte sie dabei andern ins Gehege kommen? Was sie an dieser Konstituierung hinderte, waren bloß ihre Regierungen, die gemeinsamen Feinde aller. Die demokratischen Parteien der verschiedenen Nationen standen, wie schon bemerkt, in enger Fühlung miteinander. Ihr Ideal der auswärtigen Beziehungen war der ewige Friede, und so lange der nicht möglich war, mindestens die Mißiz, die

Aufhebung des stehenden Heeres und der Ausnahmestellung des Offizierkorps.

So wirkte die Stellung der liberalen Bourgeoisie zum Militarismus in derselben Richtung wie die der allgemeinen sozialen Verhältnisse. Die Wilderung der Sitten wurde auch durch die Kriege der fünfziger und sechziger Jahre nicht unterbrochen.

Doch neue, entgegengesetzte Tendenzen traten auf im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts.

#### 4. Der Widerstreit der Tendenzen zur Humanität und zur Bestialität in unseren Tagen.

Die neueren Tendenzen, die vor unseren Augen wirken und schon in unzähligen Artikeln und Büchern behandelt wurden, sind so bekannt, daß einige Andeutungen genügen.

Das Jahr 1848 bezeugte zuerst die Gefährlichkeit des Proletariats. Die Bourgeoisie West- und Mitteleuropas hörte seitdem auf, eine revolutionäre Klasse zu sein, aber sie blieb im Gegensatz zu den Regierungen, blieb eine oppositionelle Klasse, blieb in ihrer Mehrheit demokratisch. Auch das nahm bald ein Ende nach den Kriegen von 1866 und 1870, die der Bourgeoisie Frankreichs, Deutschlands, Italiens, Oesterreichs eine Gestaltung ihrer Staaten brachten, in der sie sich frei entfalten und ihre Interessen wahren konnte. Steigendes Vertrauen zu den Regierungen, steigendes Mißtrauen gegenüber den arbeitenden Massen kennzeichnete seitdem die Bourgeoisie. Die bürgerliche Demokratie verkümmert oder läßt eine der Forderungen ihres Programms nach der andern fallen.

Hier eine kleine Abschweifung. Es gibt Genossen, die fürchten, der Krieg von 1914 könne für unsere Partei ein ähnlicher Wendepunkt werden wie die von 1866 und 1870 für den deutschen Liberalismus, dessen Niedergang und Abwendung von seinen Prinzipien damals einsetzte. Die damalige Situation ähnelte jedoch nur äußerlich der heutigen, nur vom herkömmlichen Standpunkt der Parteiideologie, nicht von dem des Marxismus aus betrachtet. Wenn die Parteien bloß dazu da sind, ihre Programme durchzusetzen, dann sind jene Kriege sicher für den deutschen Liberalismus verhängnisvoll geworden. Nicht aber dann, wenn nicht nur die Partei, sondern auch ihr Programm Mittel zum Zweck des Klassenkampfes sind.

Der Liberalismus hat sein Programm verraten, nicht aber die Klasse, der er diente. Er verriet sein Programm erst, als es für seine Klasse überflüssig, ja hinderlich geworden war, als sie im wesentlichen erreicht hatte, was sie brauchte.

Der jetzige Krieg wird sicher nicht das Proletariat in eine Lage versetzen, in der das Programm der Sozialdemokratie für die Befreiung seiner Klasseninteressen überflüssig oder gar hinderlich wird. Darin, in der Fortdauer der gleichen Klassenlage des Proletariats liegt die Gewähr, daß nicht eintritt, was einzelne von uns befürchten, andere erhoffen: eine „Neuorientierung“ unserer Partei nach dem Krieg, die sie ihrem bisherigen Programm untreu macht.

Eine derartige Neuorientierung trat für den Liberalismus nicht bloß Deutschlands, sondern fast ganz Europas nach den Kriegen von 1866 bis 1870 ein. Sie wurde verstärkt und vertieft durch den Zusammenbruch des Frei-

handelsystems, der ihnen folgte, sowie dadurch, daß das Ziel des Nationalstaats durch das des imperialistischen Staats ersetzt wurde. Beides hing zusammen mit den Fortschritten des industriellen Kapitalismus auf dem Festlande Europas. Er wurde so stark, daß die freihändlerischen Tendenzen aufhörten, die die Grundbesitzer der Agrarstaaten gehegt hatten. Ihm genügte aber auch der innere Markt nicht mehr. Er suchte nach neuen Märkten, ja schließlich nach Ausfuhr von Kapitalien. Damit erstand das Bedürfnis nach Ausdehnung des Staatsgebiets durch Kolonien.

Der Drang nach Demokratie und nach Sicherung des inneren Marktes hatte seinen Ausdruck in dem Streben gefunden, das ganze Gebiet einer jeden Nation in einem einheitlichen Nationalstaat zusammenzufassen. Die Abkehr von der Demokratie und das Bedürfnis nach der Gewinnung auswärtiger Märkte setz an Stelle des Strebens nach einem Nationalstaat das nach Erweiterung des Staates über die nationalen Grenzen hinaus. An Stelle der nationalen Idee als Triebkraft der äußeren Politik tritt der Imperialismus.

Die erstere Idee setzt ihrem Wirken bestimmte Grenzen, und diese Grenzen sind derart, daß sie keine andere Nation bedrohen. Der Imperialismus eines Staates besitzt keine Grenze in sich selbst, er ist seiner Natur nach maßlos, und er wird ebenso eine Gefahr für andere Staaten, wie deren Imperialismus den eigenen Staat gefährdet. Nicht nur die Regierungen, sondern auch die besitzenden Klassen und deren Anhang, also erhebliche Volksschichten der einzelnen Staaten treten jetzt in wachsenden Gegensatz zueinander. Dieser nimmt um so schärfere Formen an, als das industrielle Kapital jetzt Dimensionen erreicht, in denen es mit dem Finanzkapital verschmilzt, das seit jeher eine Vorliebe für gewalttätige und kriegerische Methoden hatte. Wachsende Teile des industriellen Kapitals verlieren ihren friedfertigen Charakter.

Das hat wichtige Folgen. Nun taucht wieder die Idee des europäischen Gleichgewichts auf. Das Streben nach der Bildung von Nationalstaaten hatte sie zurückgedrängt. Keine Nation, wie groß sie auch sein mochte, bedrohte durch ihr Uebergewicht die anderen, wenn sie bloß ihre nationale Einheit und Selbständigkeit zu wahren suchte.

Im Zeitalter des Imperialismus sieht dagegen jeder Staat in überragender Größe und Stärke jedes andern eine Gefährdung seiner selbst. Aber noch ist keiner so übermächtig, wie es Frankreich unter Ludwig XIV. an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, und dann unter Napoleon hundert Jahre später gewesen. Daher äußert sich die Idee des europäischen Gleichgewichts nicht in einer Politik der Einkreisung eines einzigen Staates, sondern in der der Bildung zweier einander annähernd gewachsenen Bündnisse. So wie vor zweihundert und hundert Jahren trug aber auch diesmal die Idee des Gleichgewichts die stete Gefahr des Weltkriegs in sich, der bei der geringsten Erschütterung des Gleichgewichts, also selbst aus geringfügigen Ursachen auszubrechen drohte.

Schon dies Gefühl der ständigen Unsicherheit erzeugte wachsende nationale Erbitterung. Sie wuchs noch durch das Wettrüsten, das aus dieser Situation hervorging. Es brachte den Völkern wachsende finanzielle Lasten, bedrohte sie mit völliger Erschöpfung. Als dessen Ursache betrachteten aber die bürgerlichen Schichten nicht das imperialistische System im allgemeinen,

aus dem sie ja Nutzen zogen, in dessen Durchführung sie das Gedeihen ihrer Zukunft sahen, sondern bloß den Imperialismus der Staaten des gegenfälligen Bundes. Je ärger die Lasten des Wettrüstens, desto größer die Erbitterung über die Rüstungen der andern.

Zu der wachsenden Nervosität und Erbitterung gesellte sich nun steigendes Interesse für die Armee in bürgerlichen Kreisen. Sie galt nicht mehr als Werkzeug einer Regierung, die im Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft stand, sondern als kraftvollstes Mittel zur Wahrung der Lebensinteressen der Gesellschaft.

Und die Armee erfaßte jetzt einen immer größeren Teil des Volkes, wurde durch die Mannschaft immer mehr gleichbedeutend mit dem gesamten wehrhaften Teil des Volkes.

Den Anstoß dazu gab Preußen.

Im 18. Jahrhundert war es noch ein Kleinstaat gewesen, aber der größte Staat des Deutschen Reiches nach der habsburgischen Monarchie und deren natürlicher Gegenpart. Mehr als ein anderer deutscher Staat hatte seit dem Dreißigjährigen Krieg Preußen sich gedrängt gefühlt, eine selbständige Politik im Gegensatz zu den Habsburgern zu betreiben. Dazu bedurfte das kleine arme Land der Armee eines Großstaats. Bei der Thronbesteigung Friedrichs II. umfaßte es etwa 3 Millionen, bei seinem Tode  $5\frac{1}{2}$  Millionen Menschen. Frankreich wie Oesterreich damals jedes über 20 Millionen. Die preußische Armee war aber der französischen wie der österreichischen ziemlich gleich.

Das wurde nur dadurch ermöglicht, daß man dem Heerwesen mehr als sonstwo alle materiellen und intellektuellen Kräfte des Staates dienstbar machte. Bei allen Monarchen Preußens, die an seiner Großmachtpolitik festhielten, finden wir daher strengste Sparsamkeit.

Preußen war dann auch der einzige Staat Europas, der die Idee der allgemeinen Wehrpflicht von der französischen Revolution übernahm und an ihr treuer festhielt als ihr Ursprungsland selbst.

Der preußische Staat wurde um so mehr zur allgemeinen Wehrpflicht gedrängt, als Napoleon ihn erheblich verkleinert, seine Bevölkerung auf  $4\frac{1}{2}$  Millionen Menschen reduziert hatte.

Mehr als in einem andern Staate ist daher die Bevölkerung Preußens mit der Armee durch lange Traditionen verwachsen und wirken deren Anschauungen und Sitten auf die des Volkes ein.

Freilich, die politischen und sozialen Einwirkungen der langen Friedenszeit nach 1815 blieben auch auf Preußen nicht ohne Rückwirkung. Sein Heerwesen verfiel und der Versuch, es zu reorganisieren, brachte noch Regierung und Liberalismus in scharfen Konflikt. In den Kriegen von 1866 und 1870 bestand aber die neue Organisation ihre Feuerprobe. Seitdem wurde die allgemeine Wehrpflicht allen Staaten des europäischen Festlandes aufgedrängt und ihre praktische Anwendung immer mehr erweitert.

Gleichzeitig wuchs, wie wir gesehen, das Gefühl der Unsicherheit der einzelnen Staaten, wuchs die nationale Erbitterung; so wurde die Bevölkerung nicht bloß mechanisch, durch äußeren Zwang, sondern auch in ihrem Sinnen und Denken immer mehr in das Bereich des Kriegswesens gezogen.

Die neue, erweiterte Armee erheischte aber auch ein erweitertes Offizierskorps. Das frühere, auf den Grundlagen des 18. Jahrhunderts gebildete,

reichte nicht mehr aus. Es blieb als fester Kern und für die ganze obere Leitung in seinem alten Charakter bestehen, aber so wie für den Kriegsfall das stehende Heer durch zahllose Reservon vermehrt wurde, mußte zu dem ständigen Offizierkorps ein aus den bürgerlichen Berufen rekrutiertes Korps von Reserveoffizieren kommen. Dazu erwiesen sich gebildete junge Leute der wohlhabenden Kreise vortrefflich geeignet, seitdem die Bourgeoisie ihre Opposition gegen Regierung und Armee aufgegeben hatte.

Der Offizier, der die Mannschaft nicht bloß zu kommandieren, sondern anzuspornen und mit sich zu reißen hat, muß das kriegerische Denken in höherem Maße noch besitzen als der gemeine Soldat. Indem Intellektuelle zu Reserveoffizieren werden, wird ihren Kreisen die kriegerische Denk- und Gefühlsart in besonders konzentriertem Maße eingestößt. Die höhere Bildung, aus der bisher die stärkste Friedenssehnsucht, die weitestgehende Milderung der Sitten hervorging, wird jetzt zu einem Mittel, kriegerisches Denken in schärfster Form zu entwickeln und zu verbreiten.

Und dieses Denken wird wieder in höchstem Maße von dem Geiste der Niederwerfungsstrategie erfüllt. Der Krimkrieg wie der Krieg von 1859 hatten den Elan der Napoleonischen Armeen sehr geschwächt gezeigt. Seit 1866 feiert wieder die Niederwerfungsstrategie glänzende Triumphe.

Nie war der ökonomische Drang, sie zu üben, größer als jetzt, nie die Masse der Arbeiter, die er dem wirtschaftlichen Leben entzieht, nie die Störung des internationalen Verkehrs ausgedehnter als in unsern Tagen, nie dieser Verkehr unerlässlicher für den Fortgang der Produktion. Und nie der technische Apparat der Zerstörung so ungeheuer, nie seine Kosten Tag für Tag riesenhafter, nie notwendiger, den Krieg mit einigen wenigen raschen Schlägen zu beenden.

Indes scheint gerade die moderne Kriegstechnik derartige Schläge ungemein zu erschweren. Was wir seit dem September erleben, das ist eine Kriegführung ganz unähnlich der Napoleons, aber auch der Friedrichs, eine Art Synthese von Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie, eine Kriegführung, beseelt ganz vom Geiste der Niederwerfungsstrategie, jedoch gehemmt durch technische Hilfsmittel der Ermattungsstrategie. Eine Kriegführung, die nicht rasch so große Resultate erreicht wie die Napoleonische, die vielmehr den Gegner allmählich zu ermatten und aufzureiben suchen muß, aber in konzentriertester Form, so daß ein Ergebnis, das ehemals in Jahren erreicht wurde, heute in Monaten, ja in Wochen erreichbar ist.

Die heutige Kriegführung zeitigt alle Schrecken der Niederwerfungsstrategie, räumlich enorm erweitert. Waren die Heere Napoleons zehnmal größer als die Wallensteins und Gustav Adolfs, so sind die heutigen Armeen zehnmal größer als die Napoleons. Dabei aber finden wir auch alle Verwüstungen und Entbehrungen der Ermattungsstrategie, zeitlich aufs äußerste zusammengedrängt, ohne jegliche Pause der Erholung und des Aufatmens.

Und alle Mächte der modernen Technik sind in den Dienst der Zerstörung gestellt. Der Menschenggeist feiert in dieser Form graufige Triumphe.

Wir haben im vorliegenden Zusammenhang nicht zu untersuchen, welche militärischen, ökonomischen oder politischen Folgen diese Art der Kriegführung mit sich bringt. Nur ihre Wirkungen auf die Sitten der Bevölkerung beschäftigen uns hier.

Wir haben gesehen, wie schon die Entwicklung der letzten Jahrzehnte den kriegerischen Geist in ihr nährte, sie auf die Kriegssitten vorbereitete. Wir sehen jetzt, wie der Krieg selbst Formen annimmt, die noch mehr Opfer heischen als in den Zeiten Napoleons und Clausewitzens, die Leidenschaften vielleicht noch tiefer aufwühlten, Schonung des Feindes weniger möglich machen als je.

Muß man nicht fürchten, daß davon rauhere Sitten auch im Frieden zurückbleiben und auf die Formen zurückwirken, in denen die Gegensätze des normalen gesellschaftlichen Lebens ausgetragen werden?

Diese Möglichkeit liegt sicher vor. Aber noch brauchen wir sie nicht als Notwendigkeit zu betrachten, denn die Gegentendenzen sind keineswegs unterdrückt, die ehemals gewirkt. In der Bourgeoisie sind sie allerdings zum Teil durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte geschwächt. Aber noch sind die Einwirkungen der letzten Jahrhunderte dadurch nicht völlig überwunden, und der internationale, wissenschaftliche und ökonomische Verkehr hat eine solche Ausdehnung erreicht und ist so unerläßlich geworden, daß nur Kriegsnot und Kriegsleidenschaft ihn vorübergehend unterbrechen können. Damit ist auch die Notwendigkeit internationaler persönlicher Beziehungen gegeben, die nicht anders als mildernd auf die dem Krieg entstammenden Sitten wirken.

Weit wichtiger aber ist das Erstarken des Proletariats, dessen Friedensliebe, internationale Solidarität und Achtung vor dem Menschenleben gerade in den letzten Jahrzehnten für die Volksmassen immer bestimmter wurden, ihrer Verrohung einen starken Damm entgegenstellten.

In demselben Maße trennte sich freilich auch immer mehr die proletarische Friedenspolitik von dem bürgerlichen Pazifismus. Dieser fand seine Stätte immer mehr bloß in den schwächsten, kampfunfähigsten Teilen der Bourgeoisie. Wie ähnliche Friedenstendenzen schwacher Volkselemente früherer Zeit, z. B. der Urchristen oder der friedlichen Wiedertäufer, predigten sie vielfach bloß eine passive Resignation wie Lollstolper oder sie erhofften in Fortsetzung alter Illusionen alles von der wachsenden Bildung der Massen und von der Ueberredung der leitenden Staatsmänner. Sie machten die Politik mit, die den Krieg im Schoße trug, und suchten nur deren äußerste Konsequenzen durch sentimentale Beschwörungen abzuwenden.

Die Vertreter des Proletariats als kämpfender Klasse sahen die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens nur in der ausreichenden Kraft der Elemente, die am Frieden interessiert sind. Sie suchten den Frieden zu erhalten durch Bekämpfung jeglicher Politik, die zum Kriege zu führen drohte, sie wußten es aber auch, daß sie nicht imstande seien, Kriege zu verhüten, solange ihr politischer Einfluß nicht in allen Großstaaten ausreichte, eine jede Politik unmöglich zu machen, aus der ein Krieg entspringen konnte.

Ist die Sozialdemokratie heute noch nicht so weit gekommen, so haben wir doch allen Grund anzunehmen, daß ihre Erziehungsarbeit nicht umsonst gewesen ist, und daß die arbeitenden Klassen im Kriege Menschlichkeit so weit zu üben suchen, als seine Zwecke es erlauben.

Wir sehen also starke Tendenzen sowohl im Sinne der Humanität wie im entgegengesetzten Sinne gleichzeitig wirksam. Dementsprechend kann man auch in den Kriegssitten unserer Zeit — soweit man nach ein paar Wochen schon von solchen reden darf — eine starke Zwiespältigkeit beob-

achten. Es gab Kriegszeiten, in denen die Grausamkeit von den Kriegführenden absichtlich, ohne jede Scheu und jedes Bedenken geübt und ihr Ruf verbreitet wurde als ein Mittel, dem Feinde Schrecken einzujagen und seine Widerstandskraft zu brechen.

Der jetzige Krieg gehört zu jenen, in denen wohl nach den Regeln der Niederwerfungsstrategie verfahren, aber doch jede Härte nur als unangenehme Pflicht empfunden wird — abgesehen von einigen Intellektuellen, die es zumege bringen, sich über die grauenhaftesten Todesqualen zu amüsieren. Kein fühlender Mensch wird es vermögen, über die Hinrichtung selbst des verworfensten Verbrechers einen Witz zu machen. Einer der blutrünstigen Aestheten des „Simplicissimus“, Herr Edgar Steiger, bricht in ein fröhliches Gelächter aus über den qualvollen Todeskampf von 150 000 in den masurischen Sümpfen versinkenden Russen. Aber das ist nicht die Denkart der Kriegführenden selbst. Den Vorwurf, Greuelthaten begangen zu haben, betrachten sie als eine Schmähung, die sie zurückweisen.

Gewiß, die Schrecken des Krieges können, wenn sie sich öfter wiederholen, schließlich abstumpfend wirken auf die aus dem Friedensleben überkommenen Empfindungen. Aber es ist ebensogut möglich, daß sie in entgegengesetzter Richtung wirken, diese Empfindungen verstärken und lebhaftere Sehnsucht nach einem Friedenszustand hervorrufen, der dauert und die kriegerischen Tendenzen wieder zum Einschlafen bringt.

Sollte der Friede nur einen Waffenstillstand bedeuten, neue Rüstungen, fieberhafte Vorbereitung eines neuen Krieges, dann würde er freilich zur Verringerung der Gegensätze und Leidenschaften und des Dranges nach rücksichtslosestem Vorgehen nichts beitragen. Aber wir haben derzeit keinen Grund, nur einen solchen Frieden für möglich zu halten.

Wir dürfen erwarten, dieser Krieg werde nach wenigen Monaten schon ein ebenso starkes Bedürfnis nach einem dauernden Frieden auslösen wie die zwei Jahrzehnte der Kriege vor hundert Jahren. Vielleicht wird er wie damals durch einen internationalen Kongreß abgeschlossen werden. Jetzt sind der Kämpfenden schon fast ein Duzend, ihr Zusammentritt zum Friedensschluß stellte allein einen internationalen Kongreß dar. Er würde diesmal nicht Europa, sondern vielmehr die Welt verteilen wollen. Da würden die Neutrals auch Zutritt heischen. Die Regierungen wären heute nicht so unabhängig von den Völkern wie vor hundert Jahren. Sie könnten deren Wünsche nicht einfach ignorieren. Unter solchen Umständen wäre es nicht ausgeschlossen, daß dieser Kongreß, unterstützt durch die allgemeine Friedenssehnsucht, ein Werk schafft, das mindestens ebenso haltbar ist, wie das des Wiener Kongresses war.

Ein Friede von fünfzig Jahren muß aber ein dauernder, ein ewiger Friede werden. Denn in diesem Zeitraum ist das Proletariat zweifelsohne so weit gekommen, die Welt nach seinen Bedürfnissen einzurichten. Und zu diesen Bedürfnissen zählt internationale Solidarität und eine Politik, die steten Frieden zwischen den Völkern sichert. Als reales Bedürfnis eines bestimmten Gesellschaftszustandes, nicht als ethisches Postulat wird dann das Ideal so vieler Denker der letzten drei Jahrhunderte seine Erfüllung finden.

Gleichzeitig wird aber auch jedes System der Ausbeutung verschwinden.

Dann erst wird der Fortschritt der Kultur jenen zwieschlächtigen Charakter verlieren, den er bis heute besaß. Bisher erschloß sie in ihrem Gange von Zeit zu Zeit neue Quellen nicht bloß von Humanität, sondern auch von Bestialität. Von jenem Zeitpunkt an, den wir erwarten, wird zur Wahrheit werden, was bis jetzt nur gedankenlose Phrase war, daß jeder Fortschritt der Kultur gleichbedeutend ist mit einem Fortschreiten milder Menschlichkeit.

## Die finanzielle Kriegsrüstung Rußlands.

Von Spectator.

Die englische Regierung rühmt sich, einen sehr langen, bis zur Erschöpfung Deutschlands dauernden Krieg führen zu können und auch entschlossen zu sein, das zu tun. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit dieses reiche Land instande wäre, einen dauernden Krieg finanziell und wirtschaftlich auszuhalten. Ein Land, das so eng mit der Weltwirtschaft verknüpft ist, kann eine schwere Schädigung des Weltverkehrs auf die Dauer doch nicht ertragen. Vielleicht wichtiger ist es aber, daß die Verbündeten Englands sicher weniger instande sind, einen lange dauernden Krieg auszuhalten, als Deutschland. Vor allem ist es gar nicht einzusehen, woher Rußland Mittel für einen solchen Krieg schöpfen sollte, wenn es sein Geld- und Kreditssystem nicht völlig ruinieren will.

Zu Anfang des japanischen Krieges verfügte Rußland über einen „freien Barbestand“ von 381 Millionen Rubel. Außerdem erhielt es in Frankreich eine Anleihe im Betrage von 300 Millionen Rubel zum Kurse von 95½ Proz. und Ende 1904 eine zweite Anleihe in Berlin im Betrage von 500 Millionen Mark zum offiziellen Kurs von 95 Proz., wovon die russische Regierung aber bloß 90½ Proz. erhielt. Dann wurden drei innere Anleihen aufgenommen. Es wurden Schatzscheine für 150 Millionen und zwei Anleihen im Gesamtbetrage von 400 Millionen Rubel zu 95—96½ Proz. aufgenommen. Schon im ersten Kriegsjahre mußte also Rußland eine Kriegsschuld von einer Milliarde Rubel aufnehmen, von der die Regierung allerdings nicht viel über 900 Millionen bekam. Trotzdem reichten diese Anleihen bei weitem nicht aus, und schon Anfang 1906 mußte die Regierung eine neue Riesenanleihe von 2¼ Milliarden Franken und kleinere kurzfristige innere Anleihen machen, um die völlig zerrütteten Finanzen zu sanieren. Der Krieg kostete Rußland im ganzen etwa 2,6 Milliarden Rubel, wovon durch Anleihen 2,2 Milliarden gedeckt wurden. Man kann sich daraus einen Begriff machen, welche ungeheuren Summen<sup>1</sup> der jetzige Krieg verschlingen und wie schwierig sich die Kostendeckung gestalten wird, wenn fast gar keine Hoffnung besteht, im Auslande Geld zu bekommen. Nun sind seitdem die Einnahmen Rußlands sehr stark gestiegen, die ordentlichen von 2031 Millionen Rubel im Jahre 1903 auf

<sup>1</sup> Der Rabattenführer Schingarew, eine Autorität in Finanzfragen, berechnet die jetzigen Kriegskosten auf 500 Millionen Rubel im Monat. Danach müßte Rußland schon 1,5 Milliarden Rubel (über 3 Milliarden Mark) für den Krieg ausgegeben haben.

3417 Millionen im Jahre 1913, also um 1386 Millionen Rubel oder um 68 Proz. Worauf beruht aber diese Einnahmesteigerung? Zum großen Teil rührt sie aus dem Branntweinverkauf her, aus der Ausdehnung des staatlichen Eisenbahnnetzes usw. So brachte das Branntweinmonopol 1904 543,5 Millionen Rubel und 1913 899,3 Millionen oder 356 Millionen mehr, die Eisenbahnen 567,9 und 958,4 Millionen Rubel. Aus diesen beiden Quellen allein floß also eine Mehreinnahme von rund 750 Millionen Rubel. Die übrigen ordentlichen Einnahmen sind von 907 auf 1560 oder um 650 Millionen, und zwar in der Hauptsache infolge Steuererhöhungen gestiegen.

Die Ausgaben sind in dieser Zeit von 1883 (1903) auf 3070 Millionen (1913) gestiegen, haben sich also um 1187 Millionen erhöht. In erster Linie sind die Rüstungsausgaben gewachsen, die schon 1912 30,8 Proz. des Gesamtnettobudgets verschlangen, in den letzten Jahren aber noch durch besonders große Kredite vermehrt worden sind, so daß diese Ausgaben fast 35 Proz. des Ordinariums und zusammen mit dem Staatsschuldendienst über 52,5 Proz. der ordentlichen Ausgaben ausmachen! . . .

Man darf also sagen, daß die rasche Einnahmenvermehrung keineswegs ein Resultat der normalen wirtschaftlichen Entwicklung, sondern bloß durch die äußerste Anspannung der Steuerpresse erzielt worden ist, und daß die neuen Milliarden nicht zur Unterstützung und Förderung der wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse des Landes verwendet worden sind. Rußland hat schon in „Friedenszeiten“ seine finanziellen Quellen so gut wie gänzlich ausgeschöpft. Da man in Rußland den Verkauf von Spirituosen während der Dauer des Krieges verboten hat, so kommt die Staatskasse um eine gewaltige Einnahme, die netto 700 Millionen Rubel einbrachte und damit nicht weniger als 15 Proz. des gesamten Bruttobudgets ausmacht. Dazu kommt eine Verringerung der Einnahmen aus den Eisenbahnen, die ein Viertel des Etats aufbringen, sowie ein Rückgang der Zollerträge und wahrscheinlich auch der anderen direkten und indirekten Steuern<sup>1</sup>, so daß Rußland froh sein wird, wenn es die unumgänglichen Staatsausgaben (104,56 Millionen Rubel allein für Polizei und Gefängnisse!) und für den Staatsschuldendienst (über 400 Millionen) wird aufbringen können. Man hofft, durch Einschränkung der Ausgaben einige hundert Millionen ersparen zu können. Auf jeden Fall wird sich ein Budgetdefizit von über einer halben Milliarde ergeben. Die Kriegskosten würden in 8—10 Monaten auf 4—5 Milliarden ansteigen.

Nun sollen die direkten Steuern erhöht werden.

Rußland hat ein ganz veraltetes System von Ertragssteuern. Die Immobiliensteuer soll bis auf 8 Proz. des Ertrages, die Gewerbe- und Angestelltensteuer um 50 Proz., die Aktiengesellschaftsteuer um 30—50 Proz., die Wohnungssteuer ebenfalls um 50 Proz. hinaufgeschraubt werden. Ebenso soll eine Erhöhung der Erbschafts- und Schenkungssteuer vorgenommen werden. Alles zusammen werde, so glaubt man, 200 Millionen mehr einbringen, was recht zweifelhaft ist, da das Geschäftsleben stökt. So

<sup>1</sup> Der Einnahmeausfall infolge des Krieges wird von der Regierung auf 900 Millionen Rubel geschätzt.

betrogen beispielsweise die Aufträge des russischen Stahltrusts, *Prodamet*, im August nur 2,74 Millionen Rubel gegen 8,825 Millionen Rubel zu gleicher Zeit im Vorjahre.

Außerdem werden verschiedene neue Steuern geplant, darunter eine Kinosteuer mit Sätzen von 15—225 Rubel, eine Einkommensteuer und eine einmalige Vermögenssteuer. Ob aber diese „Kriegssteuer“ in Rußland, wo der Steuerapparat für eine mehr oder weniger genaue Feststellung des Vermögens absolut untauglich ist, Erfolg haben wird, darf bezweifelt werden. Im besten Falle wird sie eine neue schwere Last für die Bauern sein, die sowieso schon eine erhöhte Grundsteuer werden zahlen müssen. Dann wird als bleibende Steuer an Stelle des Branntweinmonopols eine Getreidesteuer in der Form einer Mahlsteuer projektiert. Wahrscheinlich wird von allen jetzigen Reformentwürfen gerade diese ungeheuerliche Brotsteuer verwirklicht werden, denn die Kriegsbegeisterung der russischen herrschenden Klassen ist nicht so groß, daß sie selbst zu den Kriegskosten etwas beitragen wollten. . . .

Wie dem aber auch sei, vorläufig kann man aus all diesen Quellen nicht viel erwarten. Die Kriegsausgaben werden in der Hauptsache durch Anleihen gedeckt werden müssen. Da jedoch im Auslande, mit Ausnahme eventuell von England<sup>1</sup>, nirgends Geld zu erhalten ist, so ist Rußland auf innere Anleihen angewiesen. Bei dem mißlichen Zustande aber, in dem sich seine Banken vor dem Kriege befanden, worauf wir schon bei früherer Gelegenheit hingewiesen haben<sup>2</sup>, wird es ihm schwer fallen, den Krieg lange durchzuhalten, soweit es auf die Finanzen ankommt.

Es wird jetzt auch eine Anleihe in der Höhe von 500 Millionen Rubel geplant. Ob aber die Regierung bei den Mißerfolgen auf den Schlachtfeldern und der Verwüstung Polens, einer der reichsten Gegenden Rußlands, gerade jetzt daran gehen kann, eine innere Anleihe aufzunehmen, ist mehr als zweifelhaft.

Vorläufig muß Rußland die Notenpresse aus. Die russische Staatsbank verfügte vor Ausbruch des Krieges über einen bedeutenden Goldbestand, der sich am 23. Juli 1914 auf 1745 Millionen Rubel (3,88 Milliarden Mark) belief. Normalerweise dürfte sie ungedeckte Noten bloß im Betrage von 300 Millionen Rubel ausgeben. Vor Ausbruch des Krieges waren aber bloß 1634 Millionen Noten im Umlauf, so daß die Bank noch, falls der Goldbestand sich nicht wesentlich verändert hat, 400 Millionen Noten ausgeben konnte. Es wurde aber ihr Kontingent ungedeckter Noten bis auf 1,2 Milliarden Rubel erhöht, so daß sie noch für 1,6 Milliarden Rubel ungedeckte Noten ausgeben durfte. Auch die Einlösungspflicht der Noten wurde aufgehoben.

Betrachtet man die Ausweise der russischen Staatsbank für den 8./21. Juli und den 8./21. September, so lassen sich folgende wichtigste Änderungen feststellen: Der Goldbestand ist von 1745 auf 1829 Millionen Rubel gestiegen.

<sup>1</sup> Soeben wird bekannt, daß Rußland auf dem englischen Markt 12 Millionen Pfund Sterling Schatzscheine unterzubringen sucht. Die Redaktion.

<sup>2</sup> Vgl. die Besprechung von Agahd, Großbanken und Weltmarkt, S. 61 ff. dieses Bandes.

Der Wechselbestand hat sich um 492,45 Millionen, der Lombardbestand um rund 88 Millionen, die protestierten Wechsel haben sich um 2,1, die Schulden der Filialen an die Zentrale von 22,7 auf 189,68 Millionen erhöht. Der Notenumlauf ist von 1634 auf 2590,7 Millionen gestiegen, das Guthaben der Kreditkassenzentrale dagegen von 502,6 auf 223,1 Millionen gesunken. Die Regierung hat also bei der Bank 280 Millionen abgehoben. Konnte sie aber damit zwei Monate lang Krieg führen? Man muß also annehmen, daß der Bestand an Wechseln und Schatzanweisungen ausschließlich durch die Ansprüche des Staates gestiegen sind. Ebenso mußten wohl die Filialen den Lokalbehörden große Summen kreditieren und blieben daher der Reichsbank schuldig. Privatpersonen gewährt die Staatsbank fast gar keinen Kredit mehr, der übrigens infolge des Moratoriums auch wenig beansprucht wird. Man darf also annehmen, daß die Kreditkassenzentrale bei der Bank etwa 600 Millionen gepumpt und im ganzen etwa 880 Millionen entnommen hat, während die Bank dafür neue Noten in der Höhe von 960 Millionen ausgegeben hat. Die Staatsbank darf noch ungefähr 840 Millionen ungedeckte Noten ausgeben, was im besten Fall für Oktober und Anfang November reichen könnte. Es wird nun eine weitere Erhöhung des Notenkontingents vorgeschlagen. Ob die Fortsetzung dieses Verfahrens lange ohne schwere Störungen im Verkehr möglich sein wird?

Rußlands Zahlungsbilanz beruht auf der günstigen Handelsbilanz, vor allem auf seinem Getreideexport. Rußland führte 1912 über seine europäische Grenze Waren um 1427,6 Millionen Rubel aus, davon Lebensmittel für 788,6 Millionen. Die Einfuhr über dieselbe Grenze betrug 1036,6 Millionen Rubel. Die Ausfuhr von Lebensmitteln fällt nun gänzlich fort, ebenso wohl ein sehr großer Teil des Exports von Rohstoffen und Fabrikaten. Allein die Ausfuhr nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn macht rund 45 Proz. des Gesamtexports aus, der so gut wie völlig aufhören wird. Umgekehrt läßt es sich nicht genau feststellen, in welchem Maße auch die Einfuhr stocken wird. Sicher aber wird Rußland in einem Kriegsjahre keine aktive Handelsbilanz haben. Womit wird es also die ausländischen Schulden bezahlen? Mit seinen stark entwerteten Rubelnoten? Je mehr aber die Regierung die Staatsbank ausbeutet, um so größer muß die Ueberfüllung des Marktes mit Rubelnoten sein und um so heftiger ihr Kursrückgang. Da wenig Hoffnung vorhanden ist, sofort nach dem Kriege eine große ausländische Anleihe unterzubringen, weil sämtliche Länder durch den Krieg finanziell erschöpft sein werden, so könnte leicht die mit so viel Mühe und Opfern erreichte Goldwährung zusammenbrechen, und die Folge wäre eine ungeheuerliche wirtschaftliche und finanzielle Krise. Wird Rußland es so weit treiben? Den russischen Machthabern, die den Interessen des Landes nie besondere Achtung geschenkt haben, und die ihre eigenen Herrschaftsinteressen allen anderen Rücksichten voranstellen, darf man schon zutrauen, daß sie den Krieg eventuell bis zum völligen Zusammenbruch führen werden.

---

<sup>1</sup> In Paris wird der Rubelwechsel zum Kurse von 2,1 Franken verkauft statt zu 3,20.

## Die internationalen Beziehungen der Gewerkschaften.

Von Adolf Braun.

(Schluß.)

Das Ziel einer internationalen Verbindung der Gewerkschaften — wir sprechen hier immer nur von den Gewerkschaften eines Berufes — ist natürlich die Herbeiführung vollster Gleichberechtigung in dem durch die internationalen Gewerkschaftsverträge abgegrenzten Gebiete. Das kann vor allem nur dann geschehen, wenn das einmal gezahlte Eintrittsgeld und die bis zum Verlassen des Auswandererstaates gezahlten Beiträge die Aufnahme des Mitgliedes in dem Zielstaate ohne neuerliche Bezahlung von Eintrittsgeld und ohne weitere Formalität nach der Vorlage des Gewerkschaftsbuches verbürgen. Es dürfen auch keine anderen Karenzzeiten für das einwandernde Mitglied als für das einheimische verlangt werden, und die Karenzzeit soll als durchlaufen zu betrachten sein, wenn die entsprechende Zahl und Höhe der in der Karenzzeit zu leistenden Mitgliedsbeiträge in dem Herkunftsstaat nachgewiesen ist. Damit aber tritt das einwandernde Gewerkschaftsmitglied sofort beim Betreten des fremden Bodens in alle Rechte der Gewerkschaftsmitglieder des neuen Wirtschaftsgebietes, dem es sich zugewendet hat. Der betreffende Arbeiter kann also sofort je nach Bedarf und je nach der Lage der Statuten der Gewerkschaft des Einwandererstaates Reise-, Arbeitslosen-, Streikunterstützung, Krankengeldzuschuß, Gemäßregelungenunterstützung und dergleichen erhalten, während freilich für ausnahmsweise Unterstützungsarten, wie zum Beispiel Invalidenunterstützung und für besonders hohe Sterbegelder Ausnahmebestimmungen in dem internationalen Gewerkschaftsabkommen getroffen werden mußten. Diese internationalen Gewerkschaftsabkommen haben einen merkwürdigen Parallelismus mit den Freundschafts-, Niederlassungs- und Handelsverträgen, die zwischen den Staaten abgeschlossen werden und die ja ganz naturgemäß nach Beendigung dieses Krieges wieder neu abgeschlossen werden müssen oder einfach wieder in Kraft treten werden. Diese Gewerkschaftsverträge sind eine merkwürdige Ergänzung der Niederlassungsverträge, die ja bekanntlich den fremden Staatsangehörigen die gleichen Rechte zusichern, wie sie der Einheimische hat, die also verhindern sollen, daß der fremde Staatsangehörige anderen Straf-, Handels-, bürgerlichen und Steuergesetzen unterstellt wird als der einheimische Staatsangehörige. Der Arbeiter kommt erst durch die Zugehörigkeit zur Gewerkschaft des fremden Staates zum vollkommen gleichen Schutze, wie der gewerkschaftlich organisierte Arbeiter, der Staatsbürger dieses Staates ist.

Diese Ausführungen zeigen, daß es sich bei dieser Internationalität der Gewerkschaften durchaus nicht um ein ideologisches, sagen wir Schillerisches Weltbürgertum handelt, dem wir übrigens unseren Respekt niemals versagt haben. Bei der Internationalität der Gewerkschaften dreht es sich um überaus reale und sehr wichtige Interessen der Arbeiter, um genau so wichtige Interessen, wie sie die Handeltreibenden haben, die ihren Handlungsreisenden die gleichen Rechte im fremden Staate wie in der Heimat sichern wollen. Es handelt sich also hier um wirtschaftliche Notwendigkeiten, und zwar sowohl für die Gewerkschaften des Auswandererstaates wie für die Gewerkschaften des Einwandererstaates: Man will dem auswandernden Kameraden die

Rechte sichern, die er sich durch die Zugehörigkeit zur Gewerkschaft erworben hat, nachdem er das Wirkungsgebiet seiner bisherigen Organisation verlassen hat. Die Gewerkschaft des Einwandererstaates will aber den ihr fremden, gar nicht faßbaren und nicht beeinflussbaren einwandernden Arbeiter sofort verflechten mit den Interessen der organisierten Arbeiterschaft des Einwandererstaates.

Bei diesen so naheliegenden Wünschen und Absichten spielen auf europäischem Boden die dauernden Auswanderer, oder besser gesagt diejenigen, die mit der Absicht dauernder Abwanderung ihre Heimat verlassen, nicht die entscheidende Rolle. Auch die Saisonwanderarbeiter, so gewerkschaftlich bedeutungsvoll ihre Wanderung z. B. für die baugewerblichen Arbeiter ist, geben da für die große Mehrzahl der Gewerkschaften nicht den entscheidenden Ausschlag. Das ist in viel höherem Maße der Fall bei den vielen Zehntausenden Arbeitern, die bloß zu kurzer, aber nicht zu dauernder Niederlassung den Ort und das Land ihrer Betätigung verlassen, so infolge von Streiks und verminderter Arbeitsgelegenheit, von Krisen, Maßregelung, noch häufiger geleitet von dem Streben, aus schlechteren Lohngebieten in bessere Lohngebiete zu gelangen, oder nach gewerblicher Vervollkommnung, Erweiterung des politischen Gesichtskreises, die oft bloß von dem Wunsche geleitet werden, fremde Länder kennen zu lernen. Mannigfach sind also die Ursachen dieser Wanderbewegung, die weder mit der baldigen Rückkehr noch mit der dauernden Niederlassung im Auslande rechnet, die aber doch sehr häufig nicht zur Rückkehr in die Heimat führt. Bornehmlich gelernte, geistig regsame und zumeist organisierte Arbeiter sind es, die dieser Gruppe der wandernden Arbeiter angehören, die weder als Auswanderer noch als Saisonwanderer zu betrachten sind. Ihr Interesse soll vor allem durch die internationalen Abmachungen der Gewerkschaften gewahrt werden.

Freilich stehen diesen internationalen Abmachungen sehr große Schwierigkeiten im Wege, so die Hemmnisse der Verständigung wegen der wenig verbreiteten Kenntnis fremder Sprachen, dann eine nicht selten verbreitete Furcht vor einer Förderung der Einwanderung, einer gewerkschaftlich unerwünschten Steigerung des Arbeitsangebots und endlich wegen der oft starken Abweichung der gewerkschaftlichen Einrichtungen in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten, die aber freilich infolge der Entwicklung der Gewerkschaften, wenn auch langsam, einer Ausgleichung entgegengehen. Aber es gibt neben diesen allgemein empfundenen und auch offen anerkannten Schwierigkeiten eine weitere, eine „nationale“, die wohl auf die stärkere Regsamkeit und daraus erhöhte Wanderlust der deutschen und österreichischen Arbeiter zurückzuführen ist. War das Wandern in der alten Kunstzeit überall verbreitet und z. B. die Tour de France eine Verpflichtung der Kompagnons, z. B. der Zimmerer in den Bruderschaften Frankreichs, deren Ausläufer sich bis in unsere Tage erhalten haben, so ist doch die Wanderlust der deutschen und der österreichischen gelernten Arbeiter unverhältnismäßig stärker als die der Arbeiter irgendeines anderen Landes. Die Wanderbewegung der italienischen, zumeist ungelerten oder baugewerblichen Arbeiter ist von durchaus anderem Gesichtspunkte zu betrachten, als die Wanderbewegung unserer deutschen Arbeiter. Es gibt nicht wenige deutsche Arbeiter, die auf eine ziemlich lange Wanderzeit zurückblicken können. Diese Wanderungen haben die ausländischen Gewerkschaftsorgani-

sationen vielfach gegen internationale Gewerkschaftsverträge abgeneigt gemacht. Aber man hat unter anderem auch die gegenseitige Abrechnung der Leistungen eingeführt, so daß durch die erhöhte Inanspruchnahme der Gewerkschaftskassen des Auslandes durch deutsche Reiseunterstützungsbegehre finanzielle Schädigungen der Kassen der Gewerkschaften des Auslandes vermieden werden konnten.

Die deutschen Gewerkschaften haben sich als die größten Förderer und als die anerkannten Vertreter der Internationalität der Gewerkschaften erwiesen. In immer höherem Maße haben die beruflichen Organisationen der Arbeiter die deutschen Gewerkschaften zu Verwaltern der internationalen Sekretariate und die Leiter der deutschen Gewerkschaften zu internationalen Sekretären bestimmt, wie ja auch der internationale Gewerkschaftsbund seinen Sitz in Deutschland und in Genossen Carl Legien seinen leitenden internationalen Sekretär hat. Damit ist im Gegensatz zu all dem Gerede über den durch Deutschland angeblich verursachten Zerfall der Internationale am besten der Nachweis erbracht, daß man in fast allen Berufsorganisationen der Arbeiter aller Länder die Leiter der deutschen Gewerkschaften als die geeignetsten Vertreter der internationalen Verbindungen der Arbeiter und als die bewährtesten Verfechter der Grundsätze und Methoden des Internationalismus in der Arbeiterbewegung angesehen hat.

So sehr ich überzeugt bin, daß die Internationale der Arbeiter nach Hinwegräumung leicht begreiflicher Mißverständnisse wieder in alter oder noch erhöhter Festigkeit ausblühen wird, so unzweifelhaft ist es mir, daß die wirtschaftliche Notwendigkeit der internationalen Verbindungen der Gewerkschaften kaum einen Augenblick verkannt werden kann. Wir wollen doch nicht vergessen, daß auch die erste Internationale, die uns verklärt ist durch ihren Verfechter und Vertreter Karl Marx, in sehr starker Weise veranlaßt und gestützt wurde durch gewerkschaftliche Bedürfnisse der englischen Arbeitererschaft. Wir wissen ja auch, daß sich die alte Internationale für die Propaganda der Gewerkschaften außerordentlich kräftig eingesetzt hat. Ja, die Resolution des Kongresses der internationalen Arbeiterassoziation von Genf vom Jahre 1866 sagt mehr als wir heute sagen würden. Es heißt in ihr unter anderem:

Abgesehen von ihren ursprünglichen Zwecken müssen die Gewerkschaften nunmehr lernen, bewußterweise als Brennpunkte der Organisation der Arbeiterklasse zu handeln im großen Interesse ihrer vollständigen Emanzipation. Sie müssen jede soziale und politische Bewegung unterstützen, die auf dieses Ziel lossteuert. Indem sie sich selbst als die Vorkämpfer und Vertreter der ganzen Klasse betrachten und danach handeln, können sie nicht umhin, die außerhalb der Gewerkschaften Stehenden in ihre Reihen aufzunehmen.

Kein Kongreß von Nur-Gewerkschaftern hätte sich entschiedener äußern können. Aber die Internationale Arbeiterassoziation vermochte doch nicht eine internationale Vereinigung der Gewerkschaften zu sein, weil zur Zeit des Kongresses zu Genf außerhalb Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika nur Anfänge von Gewerkschaften, aber keine für die Trade Unions bündnisfähigen Organisationen vorhanden waren und sich auch nach dem Genfer Kongresse hieran zunächst nichts Erhebliches änderte. Wohl gab es zahlreiche Streiks und zahlreiche Gesuche um Vermittlung von Streikunterstützungen, die den zwar mit dem Titel, aber nicht mit den Mitteln

ausgestatteten Kassierer der Internationalen Arbeiterassoziation zur Berufswahlung brachten. Immerhin konnten in nicht wenigen Fällen, wenn auch in einer uns heute sehr bescheiden erscheinenden Weise, solche Unterstützungen gewährt werden.

Erst zur Zeit der zweiten Internationale erwuchsen die Gewerkschaften auf dem Kontinente zu Kraft und Bedeutung, zu gegenseitiger Einwirkung und zur Annäherung ihrer Einrichtungen, auch zu erhöhter finanzieller Leistungsfähigkeit. Damit ergaben sich dann die Voraussetzungen für aussichtsreiche internationale Verbindungen der Gewerkschaften. In den zehn „Internationalen Berichten über die Gewerkschaftsbewegung“, die alle von Carl Legien herausgegeben sind, und die von Jahr zu Jahr an Umfang, aber auch an Bedeutung wachsen, kann man die Entwicklung und die Bedeutung der Gewerkschaften in ihren internationalen Beziehungen studieren. Es ist selbstverständlich nicht möglich, an dieser Stelle diese Entwicklung darzustellen und die ganze Bedeutung dieser internationalen Verbindungen klar zu machen. Vielleicht wird sich in anderen Zusammenhängen hierzu die Notwendigkeit ergeben. Gegenwärtig genügt ein kurzer Ueberblick.

Der letzte Bericht über die Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1912, der in diesem Frühjahr erschienen ist, stellt fest, daß außer dem internationalen Gewerkschaftsbund, also dem Ausdrucke der Verbindung der Gewerkschaftszentralen der einzelnen Länder, 32 internationale Berufsekretariate im Jahre 1912 bestanden. Wir führen sie hier an, indem wir jedem Berufe in Klammern den Sitz des Sekretariats und soweit dies möglich ist, die Zahl der von der internationalen Verbindung erfaßten Arbeiter und Arbeiterinnen folgen lassen. Es gab internationale Sekretariate der Bäcker (Hamburg, 68 681), Friseur (Berlin, 4850), Buchbinder (Berlin, 49 906), Schuhmacher und Lederarbeiter (Nürnberg, 105 600), Brauereiarbeiter (Berlin, 130 892), Bauarbeiter (Hamburg), Fleischer (Berlin), Zimmerer (Hamburg, 83 863), Bildhauer (Berlin), Handlungsgehilfen (Amsterdam), Diamantarbeiter (Antwerpen, 15 212), Fabrikarbeiter (Hannover, 298 001), Kürschner (Berlin), Glasarbeiter (Berlin, 29 230), Hutarbeiter (Altenburg, 32 913), Hotel- und Restaurantangestellte (Berlin 20 529), Lithographen (Berlin, 35 923), Metallarbeiter (Stuttgart, 1 106 003), Bergarbeiter (Manchester), Maler (Hamburg, 72 074), Steinsetzer (Berlin), Keramarbeiter (Berlin), Buchdrucker (Stuttgart, 137 451), Töpfer (Berlin, 16 114), Sattler (Berlin, 20 119), Gemeindearbeiter (Berlin, 72 025), Steinarbeiter (Zürich, 75 000), Schneider (Berlin), Textilarbeiter (Manchester), Tabakarbeiter (Bremen), Transportarbeiter (Berlin, 881 950), Holzarbeiter (Berlin, 393 355). Diese Zahlen sind zu niedrig wegen mancher Lücken in der Berichterstattung, die internationale Erfassung durch die Berufsorganisationen ist also erheblich stärker, als das aus dieser Uebersicht zu erkennen ist. Es ist deshalb auch schwer, eine Reihenfolge der Berufsverbände nach der Stärke der erfaßten Mitglieder zu versuchen. Doch sei unter allem Vorbehalt die folgende Gruppierung gegeben.

Ueber eine Million Mitglieder weisen aus die Metallarbeiter, von denen leider nicht die Zahl der Länder angegeben ist, in denen ihre Union Mitglieder hat. Dann folgen die Transportarbeiter mit annähernd 900 000 Mitgliedern, die Zentralverbänden in 17 Ländern und Lokalverbänden in 4 Ländern an-

gehören. Jenen schließen sich an die Holzarbeiter mit annähernd 400 000 Mitgliedern, wobei freilich zu bemerken ist, daß von 5 Verbänden die Mitgliederzahl fehlt; die Union der Holzarbeiter hat 39 Zentralverbände in 20 Ländern und 2 Lokalvereine in 2 Ländern erfaßt. Fast 300 000 Mitglieder hat die internationale Vereinigung der Fabrikarbeiter in 8 Ländern. Rund 140 000 Mitglieder haben die Buchdrucker in 18 Ländern. Fast 131 000 Mitglieder die Brauereiarbeiter in 9 Ländern. Annähernd 107 000 die Schuhmacher in 13 Ländern. Die Zimmerer haben in 6 Ländern 84 000 Mitglieder. Die Steinarbeiter haben 75 000 Mitglieder in 16 Ländern, die Gemeindegewerkschafter 72 000 Mitglieder in 10 Ländern, ebensoviel Mitglieder in der gleichen Zahl von Ländern haben die Steinsetzer. Fast 69 000 Mitglieder besitzen die Bäcker in 16 Ländern, fast 50 000 Mitglieder die Buchbinder in 13 Ländern. Die übrigen Unionen haben eine geringere Mitgliederzahl. 27 von den 32 internationalen Sekretariaten haben ihren Sitz in Deutschland, nur noch zwei in England und je eins in der Schweiz, in Belgien und in Holland.

Zum Teil sind diese internationalen Verbindungen älter als die zweite Internationale, so geht z. B. die Bergarbeiterorganisation auf das Jahr 1888 zurück. Für eine Reihe von Organisationen bildete der internationale Sozialisten- und Gewerkschaftskongreß von 1889 den Ausgangspunkt der internationalen Verbindung dieser Berufsorganisationen, die meisten „Internationalen“ sind später erwachsen. Sie wurden zuerst als lose Verbindungen gegründet, sie haben sich aber immer fester aneinandergeschlossen, in immer höherem Maße gegenseitig Solidarität geübt, Erfahrungen ausgetauscht, Ratsschlüsse eingeholt, persönliche Beziehungen gepflegt, immer mehr die aus verschiedenen Voraussetzungen erwachsenen Einrichtungen ausgeglichen. Immer klarer wurden die Rechte der aus dem Ausland kommenden Mitglieder, immer deutlicher trat der Vorteil der internationalen Zusammenfassung der Organisationen für die Verbände, für ihre Ortsverwaltungen, wie für die Mitglieder in Erscheinung. Was am Anfang als ein Rechnungstragen den Prinzipien der Arbeiterbewegung gegenüber erschien, hat sich von Jahr zu Jahr in immer höherem Maße als eine praktische Notwendigkeit und als ein sichtbarer Vorteil ergeben. Gerade die Vorbereitungen zu den internationalen Gewerkschaftskongressen und Konferenzen, die im Anschluß an den internationalen Sozialistenkongreß zu Wien im Jahre 1914 stattfinden sollten, lehren uns, daß die internationale Verbindung zu immer größeren Vorteilen für die Arbeiter aller Länder durch Vermittelung ihrer Gewerkschaften erstarkte. Nun haben freilich diese Konferenzen nicht stattfinden und die geplanten Fortschritte nicht beschließen können. Sie haben nicht stattgefunden, ebensowenig wie der internationale Sozialistenkongreß, der uns ein doppelter Gedächtnistag gewesen wäre, der fünfzigste für die Gründung der ersten Internationale, der fünfundzwanzigste für die Gründung der zweiten Internationale. Statt die Bande zwischen den Arbeitern aller Länder fester zu knüpfen, haben die deutschen Sozialdemokraten, die mehr und früher als die Genossen der anderen Länder durch Wort und Tat Zeugnis für die Internationale der Arbeiter ablegten, erfahren müssen, daß die Internationale als zertrümmert bezeichnet wurde. Wir hören nicht auf diese Untertöne. Wir sind überzeugt, daß die Internationale sein wird wie sie war und noch mehr werden wird, als sie gewesen ist. Wir glauben das

nicht, weil wir es wollen, wir erwarten es, weil wir von der wirtschaftlichen Notwendigkeit einer internationalen Verbindung der Arbeiter überzeugt sind, und weil diese Ueberzeugung desto stärker in uns wird, je mehr wir uns in die Interessen der Arbeiter vertiefen, wozu ja jede gewerkschaftliche Betrachtung anregt.

Die große Zahl der gewerkschaftlichen internationalen Sekretariate schafft von selbst den Anstoß, die durch den Krieg zerrissenen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Daß das eine Notwendigkeit sein wird, bezweifeln wir keinen Augenblick. Die gleichen ökonomischen Ursachen, die sich vor dem Kriege erwiesen haben, werden nach Ausdruck ringen. Die Internationalität des Kapitals läßt sich nicht verhüllen, sie wird sofort, wenn die Schranken des Krieges gehoben sind, wieder in Wirksamkeit treten. Die internationalen Kartelle und Konventionen, die internationalen Unternehmungen, die internationalen Finanzkapitalinteressen, auch die internationalen Arbeitgeberverbände werden wieder aufleben, wohl nicht alle gleichzeitig, aber vielleicht früher, als man es heute für wahrscheinlich hält. Für viele Arbeiter wird es schlecht bestellt sein um die Arbeitsgelegenheit, denn damit die alten Exportbeziehungen wieder erstarken, wird es vermutlich sehr lange Zeit benötigen. Die Konsumkraft der Bevölkerungen in den heute kriegführenden Staaten wird sich nach dem Kriege nicht sofort heben können. All das wird ungünstige Arbeitsbedingungen herbeiführen und diese wieder werden vielfach die Veranlassung geben, die Arbeitskraft außerhalb der Heimat anzubieten. Bevor der Warenaustausch den Stand vor dem Kriege erreicht haben wird, wird sich gerade wegen des mangelnden Warenaustausches der Austausch der Menschen weit schneller entwickeln. In all ihren Gestaltungen werden wir die Wanderbewegung wieder zu beobachten haben! Im Wirtschaftsleben aller Staaten wird der ausländische Arbeiter in Erscheinung treten. So wird die Regelung der Arbeitsbedingungen für diese ein- und auswandernden Arbeiter ein starkes Bedürfnis für die Gewerkschaften aller Länder sein, weil alle Länder einheimische Arbeiter abgeben und fremde Arbeiter aufnehmen werden.

Der Krieg hat die internationalen Verbindungen gelöst oder zeitweise aufgehoben, auf der Börse wie im Post-, Telegraphen-, Schiffahrts- und Eisenbahnverkehr, im Warenaustausch und im Menschenaustausch, wie im Austausch geistiger, künstlerischer und anderer kultureller Güter. Alle diese Verbindungen werden nach dem Kriege wieder aufgenommen werden, vielleicht die einen schwächer und später, andere rascher und stärker; sicherlich wird kein Bindemittel zwischen den verschiedenen, heute feindlichen Nationen auf die Dauer zerrissen bleiben. Schon aus dieser einfachen Analogie darf man schließen, daß die internationalen Verbindungen der Arbeiter und so auch die ihrer Gewerkschaften wieder angeknüpft werden.

Die gewerkschaftliche Presse in Deutschland hat sich zu dem, was man die Krise der Internationale nennt, bisher noch nicht eingehend geäußert. Einen sehr klugen und überlegten Artikel, der die Notwendigkeit des internationalen Zusammenhalts betont, finde ich in einem Artikel der „Friseurgehilfenzeitung“ vom 5. Oktober 1914, der überschrieben ist: „Was wir nicht vergessen dürfen.“ Es heißt da unter anderem:

„Bei aller Feindschaft, die durch die Politik der Regierungen zu den gegenwärtigen Kriegen und damit zur äußersten Verfeindung unter den Völkern geführt hat, dürfen wir nicht vergessen, daß wir nach Beendigung des Krieges zum Teil wieder auf die Gastfreundschaft des Auslandes angewiesen sind. . . . .“

Daran müssen wir schon jetzt denken und uns deshalb frei halten von sinnloser chauvinistischer Heße, einer künstlichen und höchst überflüssigen Verschärfung der Gegensätze, die nicht mit einfältigen und phrasenhaften Redensarten weit vom Schusse, sondern auf den Schlachtfeldern ausgetämpft werden.“

Erfreulich ist, daß die internationalen Sekretariate der Gewerkschaften ihre Tätigkeit trotz des Krieges nicht einstellen. Seitdem der Krieg ausgedbrochen ist, sind mir zwei Nummern des „Bulletins der internationalen Union der Holzarbeiter“ und ein Heft der „Internationalen Korrespondenz des Sekretärs der internationalen Schuh- und Lederarbeiter-Union“ zugegangen. An der Spitze der 103 Seiten starken „Korrespondenz“, die zum ersten Male nicht nur in deutscher und französischer, sondern infolge des Anschlusses der englischen Schuhmacherorganisation auch in englischer Sprache erschien, heißt es unter anderem:

„. . . An diesen harten Tatsachen (des Krieges) können wir nichts ändern, doch wir wissen, daß das Band, das uns verknüpft, sich wieder festigen wird und daß uns auch in Zukunft nichts trennen wird, wie uns in der Vergangenheit nichts geschieden hat. Ueber alle Gegensätze unserer Lage wird zulezt den Sieg davontragen die Solidarität der Arbeiter aller Länder. Die Notwendigkeit dieses innigeren Zusammenwirkens werden vielleicht gerade die Lehren dieses Krieges erweisen. Unsere internationale Verbindung ruht zwar in diesem Augenblicke, sie wird aber zu neuem und hoffentlich kräftigstem Leben erwachen, sobald der Friede wieder den Völkern beschieden ist. . . .“

Die letzte Nummer des „Bulletins der internationalen Union der Holzarbeiter“ enthält im wesentlichen eine Erklärung dieser Union zum europäischen Krieg. Es wird da festgestellt, daß die Union in allen europäischen Staaten vertreten ist, die in diesen Weltkrieg verwickelt sind. Es wird der aufrichtige Wille der Arbeiter aller Länder festgestellt, den Krieg zu verhindern, als er drohte. Wörtlich wollen wir nachstehende Sätze zitieren:

„Wenn jetzt auch die Arbeiter zur Verteidigung ihres Landes ihre Pflicht tun, so lebt doch gewiß in ihnen auch jetzt der entschlossene Wille fort, die internationale Solidarität der Arbeiterklasse trotz alledem hochzuhalten. Dieser feste Wille wird die diesmal leider noch getäuschte Hoffnung auf einen wirklichen und dauernden Völkerfrieden in der Zukunft sicher zur Wahrheit gedeihen lassen.“

Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß die Organisationen der Arbeiter in allen Ländern aufrechterhalten bleiben und daß die Arbeiter sich frei halten von jeder chauvinistischen Verheißung. Die Liebe zum Vaterland ist ein köstliches Gut, das auch die Arbeiter pflegen sollen; aber wie in der Vergangenheit wollen wir auch in Zukunft über die Landesgrenzen hinweg uns brüderlich die Hände reichen und mit vereinten Kräften weiterarbeiten an den großen Aufgaben, welche die Internationale der Arbeiter zu erfüllen hat.“

Es wird ausdrücklich versichert, daß das „Bulletin der internationalen Union der Holzarbeiter“ während des Krieges weitererscheinen wird, der Inhalt der beiden nächsten Nummern wird schon angekündigt.

Die Arbeiter tragen nicht die Schuld an dem Kriege; sie werden um so mehr den Frieden herbeisehnen, da sie in ihm die Voraussetzung praktischer Wirksamkeit, dauernder Freundschaft und nützlicher Verbindung er-

kennen. Nirgends zeigt sich kräftiger die Tendenz zur Kollektivierung als bei den Arbeitern. Deswegen glauben wir — alle Gründe sprechen dafür —, daß die zahlreichen internationalen Bande der Arbeiter aller Berufe wieder fest geknüpft werden, sobald sich nur die äußere Möglichkeit dazu ergibt.

## Aus Amerikas Arbeiterbewegung.

Von G. Eckstein.

Der Krieg, der jetzt Europas Gefilde zerstampft und ungeheure Verluste an Menschenleben und an Werten mit sich bringt, wird voraussichtlich das Schwergewicht des Wirtschaftslebens von der alten nach der neuen Welt verlegen. Dadurch wird nicht nur die amerikanische Volkswirtschaft überhaupt für uns die höchste Bedeutung erhalten, sondern auch die amerikanische Arbeiterbewegung wird für das Geschick des Weltproletariats weitaus bedeutungsvoller werden, als man das noch vor kurzem erwarten konnte.

Diese Bedeutung wird noch durch einen besonderen Umstand erhöht. Der Krieg hat die proletarische Internationale schwer erschüttert. Alle Lebensnotwendigkeiten des Proletariats, die sich nach dem Kriege voraussichtlich noch gebieterischer geltend machen werden als vor ihm, drängen aber zu internationaler Verständigung, zu internationalem Zusammenschluß, der daher, sobald die Waffen ruhen, mit allen Kräften wieder wird angestrebt werden müssen. Die Anregung zu dieser neuen, hoffentlich noch fester geschlossenen Internationale kann am leichtesten von der Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten ausgehen; sie scheint dazu berufen, die durch den Krieg zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Denn sie vereinigt in sich Angehörige aller Nationen, die sich heute bekriegen, und schon liegen uns Kundgebungen aller dieser Nationen gegen den europäischen Massenmord vor, ja es ist auch schon zu gemeinsamen Friedensdemonstrationen dieser verschiedenen Nationalitäten in ihrer neuen Heimat gekommen.

Blickt so das europäische Proletariat voll Hoffnung und Erwartung auf die Arbeiterbewegung Amerikas, so ist andererseits die Bekanntheit mit dem Wesen und den Erscheinungsformen dieser Bewegung bei uns im allgemeinen recht gering. Und das ist auch kein Wunder. Konnte doch noch vor wenigen Jahren die Frage wissenschaftlich erörtert werden, wieso es in Amerika keine proletarische Klassenbewegung gebe, und ob es je zu einer solchen kommen werde.

Doch nicht nur die Jugend des proletarischen Klassenbewußtseins in der neuen Welt erschwerte das Verständnis dieser Bewegung. Dazu kam vor allem die Fremdartigkeit und Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen sie erwuchs. Ist doch das Gebiet der Vereinigten Staaten etwa so groß wie das gesamte Europa ohne die skandinavischen Länder und zeigt ähnliche Unterschiede in Klima, Bodenbeschaffenheit und beinahe auch in der Kultur seiner Bewohner. Während aber die Verhältnisse der verschiedenen europäischen Länder dem europäischen Arbeiter noch einigermaßen bekannt sind, ist das Amerika gegenüber viel weniger der Fall. Das gilt ganz besonders von der Geschichte des Landes, aber auch von seinen sozialen und politischen Zuständen. Eine Quelle bedeutender Irrtümer und Mißverständnisse liegt schon darin, daß für den Europäer Amerika oder wenigstens die Vereinigten Staaten einheitliche Begriffe sind, während er sehr wohl weiß, daß Italien und Rußland, Spanien und Deutschland, Frankreich und Rumänien nicht mit einem Maße gemessen werden können. Nun sind ja allerdings in Amerika die gemeinsamen Bande, die diese Teile zusammenhalten, viel stärker als in Europa. Eine Bundesverfassung vereinigt die ganzen ungeheuren Gebiete, eine Zollgrenze umschließt sie, gleiche Sprache, gleiche Münze, vielfach gleiche Gesetze und gleiche Geschichte schaffen eine Einheitlichkeit, wie sie Europa nicht

besteht; aber es wäre sehr irrig, deshalb zu glauben, daß nun tatsächlich die Lebensverhältnisse im ganzen Lande die gleichen sind. Nicht nur daß z. B. die Gesetzgebung der Einzelstaaten wichtige Unterschiede aufweist; vor allem ist es die Art, wie die Gesetze gehandhabt oder nicht gehandhabt werden, die ganz gewaltige Differenzen zwischen den einzelnen Landesteilen schafft. Während sich in dieser Hinsicht der Osten schon einigermaßen europäischen Verhältnissen nähert, ist das im Westen und Süden des Landes noch keineswegs der Fall, es wäre daher auch irrig, die Verhältnisse in diesen Landesteilen nach europäischen Maßstäben beurteilen zu wollen. Wenn man z. B. liest, daß in Los Angeles ein anarchistischer Agitator von Mitgliedern der „goldenen Jugend“ gewaltsam aus einem mitten in der Stadt gelegenen Hotel entführt, aufs freie Feld hinausgeschafft und dort eine ganze Nacht nach den Regeln indianischer Kunst gefoltert wurde; daß in San Diego während eines Streiks ein bürgerliches „Wigilanz-Committee“ die Streikführer mit vorgehaltenem Revolver gezwungen hat, die Fahne der Vereinigten Staaten zu küssen und die Nationalhymne zu singen; daß in Seattle ein Richter einem Sozialisten die erworbene amerikanische Staatsbürgerschaft wieder aberkannte, bloß weil er Sozialist ist; wenn man alle diese Tatsachen und noch viele ähnliche kennt, dann wird man es zwar noch immer richtig finden, daß die Sozialistische Partei mit Gewalttätigkeiten nichts zu tun haben will, man wird es aber begreiflich finden, daß viele ihrer Mitglieder nur widerwillig den Beschluß des Parteitags von Indianapolis anerkannten, der jeden mit dem Ausschluß aus der Partei bedroht, der gewaltsame Methoden im Kampfe der Arbeiterschaft um ihre Befreiung befürwortet. Wenn man weiß, über wie viele Leichen der Weg eines Wanderbitt oder Goult geführt hat, mit wie verbrecherischer Leichtfertigkeit in vielen Großindustrien mit Menschenleben umgegangen wird und welche heimtückische Methoden im Kampfe gegen die Gewerkschaften zur Anwendung kommen, gegen die es bei bestochenen Richtern ebenso wenig Abhilfe gibt wie bei den mit den Unternehmern solidarischen Verwaltungsbehörden, dann versteht man, wieso fromme Katholiken wie die Brüder Mc Namara im Dynamit die einzige Rettung sahen. Und auch die oft recht blutrünstige Phrasologie der I.W.W. erhält einen anderen Sinn, wenn man an die regulären Feuergefechte denkt, die z. B. in Mc Kees Rocks oder in Colorado zwischen den Streikenden und den zum Schutz der Streikbrecher und zur Provokation der Streikenden gebundenen Banden von Strolchen und Spitzeln geführt wurden.

In der Tat läßt sich die Erscheinung der I.W.W. nur aus den eigenartigen Verhältnissen des amerikanischen Lohnproletariats begreifen, und es ist von vornherein irreführend, wenn Brooks in seinem Werk über den amerikanischen Syndikalismus und die I.W.W.<sup>1</sup> den Syndikalismus dieser Industrial Workers of the World ohne weiteres mit dem der französischen Confédération Générale du Travail zusammenwirft. Allerdings haben die Führer der amerikanischen I.W.W. bei der Ausdrucksweise, aber auch bei der Ideenwelt der französischen Syndikalisten starke Anleihen gemacht. Aber die Bedürfnisse, denen diese Ideologie in Amerika dienen mußte, waren völlig andere als in Frankreich. Ist der französische revolutionäre Syndikalismus hervorgegangen aus den kleinbürgerlichen Arbeits- und Lebensverhältnissen von Paris und Südwestfrankreich, während er in den großkapitalistischen Betrieben des Nordens und Ostens nie recht Fuß fassen konnte, so bedeutet der amerikanische Syndikalismus gerade eine Bewegung, die sich auf die großen Massen der ungelerten Arbeiter der Riesenbetriebe stützt, die diesen Schichten vor allem Erlösung aus ihrem Joch bringen will. Es wäre daher eine sehr lohnende, wenn auch schwierige Aufgabe, zu untersuchen, welche Wandlungen die syndikalistische Ideologie bei ihrer Uebertragung in so ganz anders geartete Verhältnisse erfahren hat, und in welcher Weise die Praxis der Bewegung in Amerika ihrer Theorie entspricht.

<sup>1</sup> John Graham Brooks, American Syndicalism. The I.W.W. New York 1913, The Macmillan Company. 264 S.

Leider hat sich Brooks diese Aufgaben gar nicht gestellt. Er betrachtet den Syndikalismus ganz losgelöst von den wirklichen Verhältnissen, deren Ausdruck er ist, als eine allgemeine Theorie des Klassenkampfes und beruft sich zur Erhärtung seiner Behauptungen wahllos auf Äußerungen französischer, italienischer, englischer und amerikanischer Autoren und Arbeiterführer.

Dabei kann man allerdings seine wissenschaftliche Genauigkeit und Zuverlässigkeit nicht besonders rühmen. Ich will hierfür nur zwei Beispiele anführen, von denen das eine mich selbst betrifft. Verschiedene amerikanische Blätter haben seinerzeit Teile aus meiner Einleitung zu Paul Louis' „Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich“ in englischer Uebersetzung veröffentlicht, wobei sie schon zum bequemeren Hausbrauch an meiner Darstellung verschiedene „Retouches“ anbrachten. Aus dieser schon etwas entstellenden Uebersetzung fertigte nun ein amerikanisches Blatt, der „National Socialist“, einen noch tendenziöser gefärbten Auszug an, verschah ihn aber, offenbar um diesen Äußerungen mehr Gewicht zu verleihen, nicht mit meinem Namen, sondern mit dem Kautskys. Was soll man nun von der wissenschaftlichen Genauigkeit Brooks' halten, der wiederholt jene Ausführungen als solche Kautskys zitiert und triumphierend darauf hinweist, daß „ein margiftischer Würdenträger von solchem Rang“ die Taktik des Syndikalismus als „bloße Kinderkrankheiten der Gewerkschaftsbewegung“ bezeichnet. Ein zweites Malheur, das nicht einer gewissen Komik entbehrt, ist Brooks in dem seinem Buche beigegebenen Literaturverzeichnis passiert. Hier führt er unter der französischen Literatur Challanges bekannte Schrift „Syndicalisme révolutionnaire et Syndicalisme réformiste“ ohne weitere Bemerkung an. Als deutsches Werk zitiert er aber dann Anton Wachts „Der moderne französische Syndikalismus“, das nichts anderes ist als eine sehr schlechte Uebersetzung von Challanges Schrift, hier fügt er aber wichtig bei: „Eine streng wissenschaftliche Untersuchung, aber eine der nützlichsten, die noch publiziert wurden“. Es scheint, daß Herr Brooks mindestens eines der beiden Bücher nicht gelesen hat, von denen er behauptet, daß sie ihm bei der Abfassung seines Werkes „besonders förderlich“ gewesen seien.

Tatsächlich liegt denn auch der Wert von Brooks' Buch keineswegs in seinen historischen oder theoretischen Erörterungen, in denen er nichts bringt, was man nicht anderwärts besser nachlesen könnte. Interessant ist an dem Buche zunächst der Standpunkt des Verfassers, der die lärmende Agitationsweise der I.W.W. hauptsächlich deshalb würdigt, weil sie erst die Aufmerksamkeit der weiteren amerikanischen Öffentlichkeit auf die entsetzlichen sozialen Schäden gelenkt habe, die in breiten Schichten des Proletariats herrschen. Vor allem aber sind bei Brooks die gelegentlichen Zitate aus Broschüren, Flugchriften und Zeitungen der amerikanischen Syndikalisten wertvoll, die man sich in Europa nur schwer verschaffen kann, sowie insbesondere die oft recht lebendig wiedergegebenen Argumentationen syndikalistischer Straßenredner oder private Äußerungen amerikanischer Syndikalisten, die Brooks bei großen Streiks aufgesucht und an der Arbeit gesehen hat.

Freilich verfällt er dabei in denselben Fehler wie viele bürgerliche Beurteiler der europäischen Syndikalisten; er nimmt ihre Großsprechereien viel zu ernst, er mißt ihre Worte nicht an ihren Taten und gelangt so zu einer starken Ueberschätzung ihrer praktischen Bedeutung. Insbesondere hat Brooks die entscheidende Frage nicht untersucht, ob es denn den I.W.W. wirklich gelungen ist, die Elendmassen der ungelerten Arbeiter nicht nur vorübergehend bei einzelnen Auflehnungsversuchen zu vereinigen, sondern dauernd zu organisieren. Gerade in dieser Aufgabe soll ja die Existenzberechtigung der I.W.W. gelegen sein. Tatsächlich scheint ihnen aber die Lösung dieser Aufgabe auch nicht im entferntesten gelungen zu sein. Selbst an den Stätten, wo die I.W.W. ihre größten Triumphe gefeiert haben, unter den Arbeiterschichten, auf deren Gefolgschaft im Kampfe sie am meisten stolz waren, haben sie keine dauernden Organisationen zu schaffen vermocht. Ihre mit so großem Lärm begonnene Bewegung hat sich bald zerplittert. Jede der beiden Haupt-

richtungen, die Detroiter und die Chicagoer, behauptet jetzt, sie allein stelle die wahren I.W.W. dar, sie allein vertrete die wahren Prinzipien des Klassenkampfes. Es ist den amerikanischen Syndikalisten gelungen, die beiden sozialistischen Monatschriften Amerikas zu beherrschen; aber ihr Einfluß auf die proletarischen Massen scheint ziemlich gering zu sein.

Deshalb erscheint der Standpunkt wohl gerechtfertigt, den Genosse Legien<sup>1</sup> gegenüber den rivalisierenden Zentralorganisationen der amerikanischen Gewerkschaftswelt einnimmt, indem er (S. 153 seines Buches) die Amerikanische Arbeitsföderation (A. F. of L.) als die allein anzuerkennende wirtschaftliche Interessenvertretung der Arbeiter der Vereinigten Staaten bezeichnet.

Allerdings hat sich auch Legien keineswegs der Erkenntnis verschlossen, daß dieser Zentralorganisation der amerikanischen Gewerkschaften sehr schwere Mängel und Fehler anhaften, und er hat diese Gebrechen in der lebhaften und anschaulichen Schilderung seiner amerikanischen Reise auch nicht zu verdecken oder zu beschönigen gesucht, obwohl ihm als dem internationalen Sekretär der Gewerkschaften und daher auch Vertreter der A. F. of L. selbst und zugleich als deren Gast die Versuchung dies zu tun nahe gelegen hätte.

Zu eingehenden und tiefgründigen Untersuchungen über die amerikanische Arbeiterbewegung war die dem Genossen Legien zur Verfügung stehende Zeit viel zu kurz. Er erklärt denn auch wiederholt und mit Nachdruck, er fühle sich zu einem abschließenden Urteil über die amerikanische Arbeiterbewegung keineswegs befugt. Das nimmt jedoch den anspruchlos vorgetragenen, dabei aber lebendigen und mit humor gewürzten Schilderungen der Reiseerlebnisse nichts von ihrem Interesse und Wert. In dieser Hinsicht bietet Legiens Buch eine wertvolle und willkommene Ergänzung zu Fritz Kummers „Weltreise eines Arbeiters“<sup>2</sup>, und das um so mehr, weil der Standpunkt der beiden Beobachter ein verschiedener war. Kummer hat die Union als Lohnarbeiter durchzogen, er hat an den verschiedensten Orten Lohnarbeit verrichtet, er hat als Arbeiter gelebt und gewohnt, sich als einfaches Mitglied in Fachvereine aufnehmen lassen. Legien reiste als „Fremder von Distinktion“, als Ehrengast zuerst der A. F. of L., später der Sozialistischen Partei, allerdings als ein Gast, dem man nicht immer mit der größten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegenkam. So erzählt er z. B., daß die „Central Labor Union“ von Indianapolis kein Interesse mehr für die Versammlung zeigte, in der er sprechen sollte, sobald man erfuhr, daß der Redner nicht nur Gewerkschaftler, sondern auch Sozialist sei. Ebenso erzählt er, daß er von dem Vorsitzenden des Verbandes der Eisenbahn-Telegraphisten in St. Louis, einem eingefleischten Republikaner, geradezu unhöflich aufgenommen wurde. Doch auch wo Legien nicht geradezu offene Ablehnung erfuhr, wurden seine Erwartungen oft enttäuscht, insbesondere durch auffallend schwachen Besuch der Versammlungen. Man muß daraus wohl schließen, daß entweder Veranstaltungen der A. F. of L. überhaupt geringe Anziehungskraft auf ihre Mitglieder und Anhänger ausüben, oder daß es unterlassen worden ist, entsprechende Propaganda für die Versammlungen zu machen. Für das letztere spricht, daß Legien überall dort auf starken Besuch seiner Versammlungen, auch der im Namen der A. F. of L. einberufenen, traf, wo das Verhältnis zwischen Sozialistischer Partei und Gewerkschaften gut war, wie in Milwaukee oder Los Angeles. Auch sonst bekennt Legien, daß er sich nur an diesen Orten und in der Gesellschaft von Parteigenossen wohlfühlte. Das dürfte insbesondere damit zusammenhängen, daß Legien aus seiner Abneigung gegen die Betätigung der Kirche in der Arbeiterbewegung kein Hehl machte; der Einfluß dieser mächtigen Institution in

<sup>1</sup> E. Legien, Aus Amerikas Arbeiterbewegung. Berlin 1914. Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. 203 S.

<sup>2</sup> Fritz Kummer, Eines Arbeiters Weltreise. Stuttgart. Vgl. die Besprechung des Buches in „Neue Zeit“, Bd. XXXII/2, S. 172 ff.

der A. F. of L. ist aber, wie Legien mit Nachdruck hervorhebt, sehr groß. Es ist das ein Punkt, auf den meines Wissens bisher in Europa noch zu wenig hingewiesen wurde, über den aber Legien sehr Interessantes zu berichten weiß.

Daß es übrigens diesem in manchen Beziehungen ähnlich ergangen ist wie anderen „Fremden von Distinktion“, denen man Führer beigibt, damit sie nicht sehen, was nicht für ihre Augen bestimmt ist, erzählt er selbst (vgl. z. B. S. 41). Besonders charakteristisch dafür sind die Schwierigkeiten, die ihm bereitet wurden, als er eine Mitgliederversammlung eines Zweigvereins der Eisenformer in Pittsburg besuchen wollte. Man verlangte von ihm einen Organisationsausweis (!), und da der internationale Sekretär der Gewerkschaften und Ehrengast der A. F. of L. keinen solchen bei sich hatte, erfuhr die Zulassung eine derartige Verzögerung, daß mittlerweile die eigentlichen Organisationsgeschäfte in der Sitzung erledigt waren. Vielleicht findet dieser auffallende Vorgang eine Erklärung in der Schilderung Kammers, wie es in solchen Mitgliederversammlungen zugeht.

Trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln sah und erfuhr Legien noch genug über arge Mißstände im amerikanischen Gewerkschaftsleben, besonders an einigen Orten, wie z. B. gerade Pittsburg, wo die Zahl der „Grafters“, der Gewerkschaftsbeamten, die für Geld zu allem zu haben sind, nicht gering sei. Aber auch wo das nicht der Fall ist, und Pittsburg steht nach Legiens Angaben keineswegs allein da (vgl. z. B. S. 134), herrschen oft Zustände, die sich mit unseren Begriffen von Arbeiterehre schwer vereinigen lassen. So gibt z. B. der offizielle „Organizer“ der A. F. of L. in Cleveland ein lokales Gewerkschaftsblatt heraus, das in großen Partien von den Unternehmern zur Verbreitung unter den Arbeitern gekauft wird. Der Verbandssekretär der Zimmerer in Indianapolis, ein wütender Katholik und Sozialistenfresser, steht mit seinen Anschauungen in vollstem Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der Verbandsmitglieder; er wird aber immer wieder gewählt, da bei den Urabstimmungen in den Gewerkschaften eine ähnliche „Maschinerie“ funktioniert wie die, die sich bei politischen Wahlen in der Union so gut bewährt.

Freilich darf man auch diese Erscheinungen nicht vorschnell verallgemeinern; denn die A. F. of L. ist, wie Legien oft betont, nur ein loser Bund sehr verschiedenartiger Elemente. Einige Verbände, wie die der Brauer und der Bergarbeiter, sind entschieden sozialistisch, während andere unter ausgesprochen sozialistenfeindlicher Führung stehen, manche ausgesprochen gelb sind. Aber nach Legiens Schilderungen scheint es unzweifelhaft, daß die Sozialisten in diesem Bund bei weitem nicht den gleichen Einfluß haben wie die „Militia of Christ“, eine im Jahre 1909 ins Leben gerufene, 1910 ausgebaute religiöse, patriotische und unionistische Gemeinschaft, in der der bedeutende Einfluß, den die katholische Kirche schon überhaupt auf die A. F. of L. ausübt, noch einen besonderen organisatorischen Ausdruck findet.

Doch nicht nur auf dem Gebiet der vorherrschenden Weltanschauung herrscht im Rahmen der A. F. of L. die größte Mannigfaltigkeit, sondern auch in Fragen der Organisation. So gibt es Vereine, wie die der Zigarrenarbeiter, die die Aufnahme neuer Mitglieder begünstigen und insbesondere von einwandernden Mitgliedern europäischer Gewerkschaften keine Einschreibgebühr verlangen, während andere Gewerkschaften wieder, wie die der Glasflaschenbläser, den Beitritt sehr erschweren, ja unmöglich machen. In manchen Vereinen herrscht der öbste Zunftgeist, in anderen wieder ist die Entwicklung über die Industriedepartements hinaus bis zur Bildung eigentlicher Industrieverbände vorgeschritten. Manche Berufe lehnen die Organisation Ungelernter entschieden ab, andere suchen diese Schichten heranzuziehen. Legien verteidigt die A. F. of L. gegen den Vorwurf, sie habe für die Organisation der Textilarbeiter und der Ungelernten nichts getan, und weist auf mehrfache Versuche in dieser Richtung hin. Diese werden ja auch von den Gegnern der Federation zugegeben; aber sie rügen, daß es deren Organisatoren bei diesen Versuchen nie um die Ungelernten selbst zu tun sei, daß sie vielmehr lediglich eine Schutzwehr für die altorganisierten Gelernten errichten wollen, die

diese dann im Ernstfalle, nachdem sie sich ihrer Hilfe bedient haben, im Stiche lassen. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit dieser Vorwurf berechtigt ist. Jedenfalls erklärt sich auch Begien mit den Methoden, wie die A. F. of L. die Ungelernten zu organisieren versucht, nicht einverstanden.

Doch betreten wir hier bereits ein Gebiet, dessen Beurteilung für jeden, der die amerikanischen Verhältnisse nicht sehr genau aus eigener Anschauung kennt, kaum möglich ist; denn die Schwierigkeiten der Organisation und Taktik sind in diesem Lande vielfach andere und noch weit größere als in den europäischen Staaten. Eine Reihe dieser Schwierigkeiten, wie die ungeheure Ausdehnung, die massenweise Einwanderung vielsprachiger Arbeitskräfte mit niedrigerer Lebenshaltung, Kultur und Bildung, die lediglich darauf aus sind, möglichst rasch Ersparnisse zusammenzuraffen, um wieder heimzukehren, die amerikanische Korruption werden von Begien hervorgehoben. Daneben scheint mir noch von großer Wichtigkeit der gewaltige, über europäische Verhältnisse noch weit hinausgehende Unterschied in der Höhe der Betriebstechnik sogar benachbarter Betriebe. Neben der primitiven Schweißbude, wo an Maschinen und Arbeitskräften wüßtester Raubbau getrieben wird, stehen Anlagen, in denen nicht nur Maschinen, Baulichkeiten und Apparate, sondern auch die menschliche Arbeitskraft nach den raffiniertesten wissenschaftlichen Systemen in der rationellsten Weise ausgenützt werden. Neben einer Heimindustrie, deren Hungerlöhne nicht das nackte Leben ermöglichen, stehen modernste Riesenbetriebe mit Arbeitslöhnen, die dem Europäer ungeheuer erscheinen. Dazu kommt noch eine weitere Schicksalsfrage, die von Begien nur flüchtig gestreift wird, das Rassenproblem. Auf die Beziehungen zwischen weißer und schwarzer Arbeit ist Begien, der ja die Südstaaten nicht besucht hat, wo diese Frage am aktuellsten ist, gar nicht eingegangen. In der Frage der Zulassung gelber Arbeitskräfte stellt er sich auf den Standpunkt, als ob es sich bloß darum handelte, ob diese Einwanderung erwünscht sei oder nicht. Daß sie für den amerikanischen Arbeiter mit sehr schweren Gefahren verbunden ist, wird wohl kaum jemand leugnen. Die Frage aber, deren Beantwortung nicht so leicht, jedoch von entscheidender Bedeutung ist, ist die, ob die heutige Ausschließungspolitik der richtige Weg ist, um diesen schweren Gefahren zu begegnen. Daß die Internationalität der Arbeiterbewegung überhaupt nicht lediglich auf ideologischen Vorstellungen von allgemeiner Gleichheit und Nächstenliebe beruht, sondern auf sehr konkreten und handgreiflichen Bedürfnissen der Proletarier aller beteiligten Länder, das weiß der internationale Sekretär der Gewerkschaften jedenfalls sehr genau. Er braucht die Frage der gelben Einwanderung in die Vereinigten Staaten nur mit derselben Ruhe und Objektivität zu untersuchen, um zu finden, daß sie sich nicht mit einer verächtlichen Handbewegung abtun läßt.

So werden an die Geschmeidigkeit der gewerkschaftlichen Taktik in Amerika die höchsten Anforderungen gestellt. Kein Wunder, daß eine Organisation, die noch aus wesentlich anderen Verhältnissen hervorgegangen, konservativ an überlebten Formen festzuhalten sucht, diesen Anforderungen immer weniger gewachsen ist.

Trotzdem scheint Begiens Behauptung gerechtfertigt, daß die A. F. of L. trotz aller ihrer Mängel die allein anzuerkennende wirtschaftliche Interessenvertretung der Arbeiter der Vereinigten Staaten darstelle. Denn die gewerkschaftliche Bewegung, die gewerkschaftlichen Organisationsformen müssen naturwüchsig aus den wirtschaftlichen, sozialen, politischen und geistigen Verhältnissen des betreffenden Proletariats hervorgehen, für das sie maßgebend sein sollen. Die idealste, am grünen Tisch ausgeheckte Organisationsform ist unsinnig, wenn sie nicht der jeweiligen geistigen und sozialen Verfassung der Arbeiterschaft entspricht. Deshalb ist es gewiß im allgemeinen richtig, daß Organisationen wie die A. F. of L. von innen heraus in tüchtiger Mitarbeit zu reformieren und nicht von außen her durch die Errichtung konkurrierender Organisationen zu sprengen sind. Aber als Grundsatz, dem nie zuwidergehandelt werden darf, läßt sich auch dieser Satz nicht aufstellen. Ist doch die A. F. of L. selbst durch Abspaltung aus dem Orden der Arbeitsskitter hervor-

gegangen. Maßgebend ist eben nicht die Art der Entstehung einer Organisation, sondern ob sie den Bedürfnissen und dem Grade geistiger Reife der Arbeiterschaft entspricht. Deshalb hat wohl die „New Yorker Volkszeitung“ recht, wenn sie sagt, die amerikanische Arbeiterbewegung sei nicht deshalb rückständig, weil die A. F. of L. mangelhaft ist, sondern umgekehrt die Mängel der A. F. of L. seien nur der Ausdruck der geistigen Rückständigkeit der amerikanischen Arbeiterbewegung. Es wird daher wohl in erster Linie von dem Tempo der geistigen Reifung der amerikanischen Arbeiter abhängen, ob sich die Federation ihren Bedürfnissen wird anpassen können oder ob es notwendig sein wird, ganz neue Organisationsformen und -verbände zu schaffen.

Wie irreführend es sein kann, amerikanische Dinge ohne weiteres mit europäischen Maßstäben zu messen, zeigt Genosse Legien besonders auch in dem zweiten Teil seines Buches, der verschiedene sehr interessante Beispiele von Verbandsstatuten und „Plattformen“, d. h. Zusammenstellungen von Forderungen der Gewerkschaften oder Verbände enthält. Man sieht hier z. B., daß die amerikanischen Gewerkschaften selbst auch politische Forderungen erheben, allerdings höchst unsystematisch, wie ja überhaupt englische und amerikanische Programme und Plattformen oft ein für uns recht wunderliches Gemisch unsystematisch aneinandergereihter Beschwerden und Wünsche darstellen. So erhebt z. B. die „Vereinigte Brüderschaft der Bauhelfer und Zimmerleute“ in ihrer Plattform u. a. folgende „nationale Forderungen“: 1. Abschaffung aller Nationalbanken und Erzeugung von deren Schuldscheinen durch Schahamtschuldscheine. Direkte Ausgabe allen Kursgeldes durch die Regierung und Errichtung von Postsparkassen. 2. Verbot der Verleihung von Besitzrechten über Ländereien an nicht naturalisierte Ausländer. 3. Annahme eines Amendements zur Konstitution, direkte Wahl des Präsidenten, Vizepräsidenten, der Richter und Senatoren durch das Volk vorsehend usw. — Man sieht, es sind dies Forderungen, die man in den Statuten oder Erklärungen europäischer Gewerkschaften vergeblich suchen würde. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit diese „Plattformen“ wirklich maßgebend sind für die politische Haltung der einzelnen Gewerkschaftsmitglieder. Aber jedenfalls zeigen sie, daß auch die Stellung der amerikanischen Gewerkschaften zur Politik anders beurteilt werden muß als die europäischer Verbände.

Sehr interessant und wertvoll sind auch die Hinweise auf die Fragen innerer Verwaltung, die Legien sowohl in seinen Reiseschilderungen als auch bei Besprechung der Vereinsstatuten macht, insbesondere über den Gegensatz zwischen der in den Statuten niedergelegten theoretischen Demokratie und der in der Praxis oft ausgeübten Autokratie der Beamten.

Auch der letzte Teil von Legiens Buch, der eine Reihe wichtiger Dokumente aus der Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung zusammenstellt, enthält manches Interessante; doch ist dieser Teil offenbar mehr für den Historiker bestimmt als für den gewöhnlichen Leser; denn dieser würde ein ganz falsches Bild von der Entwicklungsgeschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung erhalten, wenn er sich dieses Bild allein aus den hier mitgeteilten Urkunden konstruieren wollte. Genosse Legien hat es leider verabsäumt, vor dieser naheliegenden Gefahr zu warnen.

Ueberhaupt ist ja, wie gesagt, der erste plaudernd erzählende Teil von Legiens Schrift der interessanteste und wertvollste. Gewiß wird ein Amerikaner über die Gewerkschaften seines Landes noch vieles zu sagen haben, was dem flüchtigen Reisenden entgehen mußte, und manche wichtige Probleme tauchen dem Forscher auf, die der Schilderer kaum berührt; aber gerade die Mitteilung der unmittelbaren Eindrücke, die ein so genauer Kenner der deutschen Gewerkschaften von den amerikanischen Gewerkschaften gewonnen hat, muß nicht nur für den deutschen Leser von größtem Interesse sein, sondern auch für den amerikanischen Parteimann und Gewerkschafter.

## Notiz.

**Die Detailpreise in den Vereinigten Staaten.** Das amerikanische Bureau of labor statistics veröffentlicht einen Bericht über die Detailpreise in den Vereinigten Staaten bis Ende 1913. Der letzte Bericht gab bekanntlich diese nur bis Ende 1907 an. Danach sind die Preise von 15 der wichtigsten Lebensmittel in den Jahren 1907—1913 noch sehr stark gestiegen, und zwar im Verhältnis zu den Preisen von 1890—1899, die bekanntlich als Vergleichsbasis dienen und mit dem Zahlenwert 100 angesetzt werden, wie folgt:

1907 . . . . .	125,5
1908 . . . . .	128,4
1909 . . . . .	137,4
1910 . . . . .	146,3
1911 . . . . .	145,9
1912 . . . . .	151,0
1913 . . . . .	164,6

1913 weisen somit die Detailpreise gegenüber dem Durchschnitt von 1890—1899 eine Erhöhung um 64,6 Proz. auf. In ungefähr dem gleichen Verhältnis ist auch der Lebensunterhalt verteuert (um 63,4 Proz.).

Das Ende des Jahres 1913 weist ganz böse Zahlen auf; die Preise stehen um 73,9 Proz. über dem Niveau von 1890—1899.

Es sind in erster Linie die Fleischpreise, die besonders stark gestiegen sind, im Jahre 1913 um 71,3 bis 125,9 Proz. Dann folgt der Eierpreis mit einer 74,8 prozentigen und der Hühnerpreis mit 71,8 Proz. Steigerung. Dagegen steht der Weizenmehlpriß bloß mit 27,4 Proz. über dem Niveau und um 9 Proz. höher als 1907. Sp.

## Literarische Rundschau.

R. Charmaz, *Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert*. I. Band 132 Seiten. II. Band 136 Seiten. Leipzig 1912 und 1914. Verlag Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt.) Preis gebunden 2,50 Mk.

Im Jahre 1908 begann in Oesterreich mit der Ankündigung des Baues der Sandschakbahn und mit der Annexion Bosniens die imperialistische Epoche. Der Staat, der früher in der Weltpolitik nur als „Sekundant“ Deutschlands eine Rolle spielte, erstrebte nun die Verwirklichung eigener Pläne. Sein Vorgehen gab den Anstoß zur Annäherung Rußlands und Englands. Die Balkanfrage trat wieder in den Vordergrund des Interesses und die Kriegsgefahr wich seither nicht mehr von Europa. Die aus der neuen österreichischen Balkanpolitik entspringenden Konflikte gaben den äußeren Anlaß zum europäischen Krieg. So lenkte Oesterreichs auswärtige Politik mit einem Male wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf sich.

Ein Buch über die Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs darf darum des Interesses sicher sein. Charmaz, der den Versuch gemacht hat, in zwei schmalen Bändchen die Zeit von den Tagen Napoleons bis zur bosnischen Annexion darzustellen, ist ein deutschliberaler Politiker. Seine zwei Bändchen über die innere Geschichte Oesterreichs von 1848 bis 1907, die vorher schon im gleichen Verlag erschienen, sind im allgemeinen gut geraten, wenn auch natürlich von unserem Gesichtspunkt hin und wieder Einwendungen gegen seine Darstellung erhoben werden müssen. Weniger gut sind die zwei vorliegenden Bändchen. Das wimmelt nur so von Ministern, Diplomaten, Generalen und Monarchen, von Schlachten und Kongressen, ohne daß die tieferen Zusammenhänge

der Dinge aufgezeigt werden. Trotz Charmaß' Fähigkeit zu plastischer Darstellung will sich kaum irgendwo ein geordnetes Bild der Dinge ergeben. Das ganze hat den Charakter eines von einem ehrlichen Freisinnigen geschriebenen Mittelschul-lehrbuches. Freilich muß man dem Verfasser zugute halten, daß der Stoff in zwei knappen Bändchen wirklich schwer zu bewältigen ist. Das Buch versucht am Schlusse auch nicht eine Erklärung der tieferen Gründe der österreichischen Balkan-politik, die zum Verständnis der Vorgänge der letzten Jahre unerlässlich sind. Die Darstellung schließt vielmehr mit Ratschlägen und frommen Wünschen. Trotz seiner Mängel sei das Buch empfohlen. Denn es gibt keine andere weder umfangreiche noch kleine Darstellung des von Charmaß behandelten Stoffes. Wer in diesen Tages des europäischen Krieges Zeit und Geduld für geschichtliche Lektüre auf-bringt, wird auch aus Charmaß' Buch manch wertvolle Erkenntnis zu schöpfen vermögen.

r. d.

**Robert Michels, Probleme der Sozialphilosophie.** 18. Band der Sammlung „Wissenschaft und Hypothese“. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. 208 Seiten. In Leinen gebunden 4,80 Mk.

Michels will die von ihm in dem vorliegenden Bande angeschnittenen Probleme keineswegs in ihrer ganzen Bedeutung für die Soziologie untersuchen; er will nur kurz auf gewisse Fragen und Einwände, die sich ihm beim Studium aufgedrängt haben, hinweisen und sie mit zur Betrachtung stellen. Daher enthält auch sein Buch neben Allbekanntem und oft Wiederholtem manche sehr interessante Streiflichter, die einzelne Probleme in ganz neue Beleuchtung rücken.

In ihrer Gesamtheit kann man die zehn aneinandergereihten Essais, aus denen das Buch besteht, als wissenschaftliche Feuilletons charakterisieren — das Wort Feuilleton nicht in dem halbverächtlichen Sinne genommen, in dem es häufig von Journalisten auf wissenschaftliche Arbeiten angewendet wird, die ihren Mangel an innerem Gehalt durch eine gewisse Stilkünstelei und geistreicheinde Causerie zu verdecken suchen —, da Professor Robert Michels sich in seinen Essais einer leichtflüssigen, zwanglosen, von der Verwendung eines großen schwerfälligen wissenschaftlichen Apparats absehenden Darstellungsweise befleißigt, unbekümmert um alle strenge Systematik von einer Frage auf die andere überspringt und zur Würzung der Kost allerlei kleine satirische Bemerkungen einstreut. Aber mit dieser Betonung des Feuilletoncharakters seiner Abhandlungen soll keineswegs gesagt sein, daß sie nichts als eine nur auf äußere Wirkung bedachte, leichte sozialphilosophische Plauderei sind; es muß vielmehr zugestanden werden, daß sie größtenteils auf gründlicher Kenntnis der neueren soziologischen Literatur beruhen und von einer feinen Beobachtung des heutigen sozialen Lebens zeugen, besonders des italienischen und deutschen, aber auch des französischen und englischen Gesellschaftslebens, wie denn auch meist aus Michels Ausführungen ein kosmopolitischer Geist spricht, zu dem dann freilich wieder das an einzelnen Stellen hervortretende Haschen nach kleinen Effekten in seltsamem Widerspruch steht.

Wie immer in solchen Aufsatzsammlungen, sind die zehn Abhandlungen nicht von gleichem Wert. Am meisten dürfte sozialdemokratische Leser die dritte Ab-handlung, der Essai über „Solidarität und Klassenwesen“ interessieren, in dem Michels nachzuweisen sucht, daß „zwischen den sozialen Antagonismen und der partiellen Solidarität“ ein enger Zusammenhang besteht, das heißt die Solida-rität nur auf dem „vulkanischen Boden der Interessengegensätze“ gedeiht, ferner die vierte Abhandlung über das Problem des Fortschritts und die siebente über die „Behandlung des Proletariats in der Wissenschaft“ oder, wie ich lieber sagen möchte, über den Einfluß der Klassenstellung der Gelehrten auf ihre Beurteilung des Arbeiterproletariats.

Heinrich Cunow.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 5

Ausgegeben am 6. November 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Militärische und wirtschaftliche Kraft.

Von Gustav Eckstein.

### I.

Der österreichische General Montecuccoli ist weder durch seine Kriegstaten im Dreißigjährigen Kriege oder gegen die Armeen Ludwigs XIV. noch durch seine Verdienste um die Naturwissenschaften so berühmt geworden wie durch seinen Ausspruch, zum Kriegsführen gehörten drei Dinge, nämlich Geld, Geld und wieder Geld. Galt dieser Satz uneingeschränkt zur Zeit der Söldnerheere, als die Zahl der Soldaten, die ein Fürst befehligen konnte, lediglich von der Länge seiner Börse abhing, so hat er doch auch heute nicht seine Bedeutung verloren. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Finanzen eines Staates bedingt werden durch die Tragfähigkeit seiner Volkswirtschaft. Die Betrachtungen, die vor Ausbruch des jetzigen Krieges über seine voraussichtliche Dekonomie in der Literatur angestellt wurden, ließen häufig das Bewußtsein dieser Abhängigkeit einigermaßen vermissen. Sie beschränkten sich in ihrer überwiegenden Mehrheit auf die Untersuchung des voraussichtlichen Einflusses eines Krieges auf die Geldverhältnisse, die Staatsfinanzen und das Bankwesen der kriegführenden Länder. Sie suchten nach Mitteln, um den Schädigungen vorzubeugen, die auf diesen Gebieten hervortreten würden und behielten dabei stets vor allem die Kreditverhältnisse im Auge, wobei sie als selbstverständlich voraussetzten, daß militärischer Sieg und Niederlage zugleich über die Kreditwürdigkeit der Staaten entscheide. Tatsächlich aber war für diese Frage stets nur entscheidend, wie große verfügbare Werte die Volkswirtschaft des Staates bot, und wie groß die Macht der Regierung war und blieb, diese Wertmassen den Gläubigern als Zinsen und Rückzahlungen auch tatsächlich zur Verfügung zu stellen. Nur soweit eine Niederlage voraussichtlich diese Sicherheit gefährdet, schädigt sie den Kredit des Staates. Für den Ausgang eines Krieges spielt also die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Volkes eine mindestens ebenso große Rolle wie seine rein militärische. Umgekehrt ist der erfolgreiche oder unglückliche Ausgang eines Krieges für die Volkswirtschaft des Landes in der Regel nicht entfernt so wichtig, wie das meist angenommen wird. Es sei denn, daß seine Lebensbedingungen dadurch von Grund aus geändert werden. Sehr lehrreich ist für diesen ganzen Komplex von Fragen die Geschichte des Russisch-Japanischen Krieges.

Als dieser Krieg ausbrach, erwartete man in Europa ziemlich allgemein, der gewaltige Riese, die erste Militärmacht der Welt, werde den asiatischen Zwerg, ein Volk, das sich kaum aus orientalischer Lässigkeit erhoben hatte, spielend überwinden. Man war nicht wenig erstaunt, als es

dann so ganz anders kam, als der russische Goliath seinen japanischen David fand. Doch fast noch größer war das Erstaunen, als Japan nach einer Reihe der glänzendsten Siege, nachdem Port Arthur unter den fürchterlichsten Menschenopfern erstürmt und die russische Flotte vollständig vernichtet worden war, einen Friedensvertrag schloß, dessen Errungenschaften mit den gewonnenen Siegen wie mit den gemachten Anstrengungen in gleich schlechtem Verhältnis zu stehen schienen. Und noch sonderbarer mußte es anmuten, daß sich das siegreiche Japan von den Kriegsanstrengungen nicht erholen konnte, daß es nach seinem Siege wirtschaftlich und finanziell fast zusammenbrach, während das besiegte und von der Revolution zerrissene Rußland zur gleichen Zeit einen bedeutenden Aufschwung nahm.

Um diesen scheinbaren Widersinn zu verstehen, muß man auf die wirtschaftliche Situation in den beiden Ländern vor dem Krieg und während seiner Dauer etwas näher eingehen.

Die letzten Kriege, die Rußland vor seinem Waffengang im fernen Osten geführt hatte, waren nicht gerade sehr ruhmvoll gewesen. Der Krimkrieg der Jahre 1854 bis 1856 hatte mit einer schweren Niederlage der russischen Waffen und einer völligen Zerrüttung der russischen Finanzen geendet. Der Russisch-Türkische Krieg von 1877/78 hatte zwar zum Sieg über den weit schwächeren Gegner geführt, aber dieser Erfolg war nur durch die Waffenhilfe des kleinen Rumänien zu erzielen gewesen. Und was die Finanzen betraf, so hatte der russische Finanzminister schon vor dem Ausbruch des Krieges dringend gewarnt, ein Krieg werde unfehlbar zum Staatsbankrott führen. Dieser war nun zwar nicht eingetreten, aber das russische Finanzwesen war abermals heillos verwirrt. Trotzdem besaß die russische Reichsbank 25 Jahre später beim Kriegsausbruch im Jahre 1904 den riesigen Goldbestand von 2450 Millionen Mark (zum Vergleiche sei angeführt, daß der Goldschatz der deutschen Reichsbank vor Ausbruch des jetzigen Krieges 1253 Millionen betrug), der der Regierung von vornherein große Bewegungsfreiheit gewährte.

Daß sich die russischen Finanzen in dieser Weise erholen konnten, rührt nicht von besonderer Findigkeit oder Tüchtigkeit der russischen Verwaltung her, sondern davon, daß der Reichtum Rußlands an Bodenschätzen, der Fleiß seiner Bewohner und die ungeheure Größe des inneren Absatzmarktes eine solche Steigerung des Nationalreichtums ermöglichten, daß selbst die zarische Regierung nicht imstande war, dieses Land zugrunde zu richten. Obgleich die Steuerpolitik die Bauern verarmte und sie zwang, am Boden solchen Raubbau zu treiben, daß alle drei bis fünf Jahre Mißernte und Hungersnot eintraten; obgleich die korrupte Verwaltung ungeheure Summen verschlang und Günstlinge des Hofes die Bodenschätze in unsinnigster Weise verschleudern durften; obwohl eine kurzsichtige Handelspolitik das Eisen verteuerte und dadurch der Landwirtschaft und der Industrie den Lebensnerv lähmte, trotz all dieser vom Zarismus bereiteten Hemmnisse zeigt gerade das Jahrzehnt vor dem Russisch-Japanischen Kriege einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Von 1890 bis 1900 wuchs z. B. die Zahl der Industriearbeiter von 1,4 auf 2,4 Millionen; der Wert aller Fabrikate wurde 1890 auf  $1\frac{1}{2}$ , im Jahre 1900 auf  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Milliarden geschätzt. Die Kohlenförderung stieg von 1891 bis 1904 auf das Dreifache, ebenso die Gewinnung von Roheisen. Gerade diese Zahlen deuten auf ein starkes An-

wachsen der schweren Industrien, der Industrien der höchsten kapitalistischen Entwicklung und Konzentration. Dieser kapitalistische Fortschritt wird besonders dadurch verdeutlicht, daß das Grundkapital der Aktienunternehmungen Rußlands, das im Jahre 1892 erst 919 Millionen Rubel betrug, im Jahre 1902 bereits 2100 Millionen ausmachte. Eine teilweise Erklärung findet dieses Zunehmen gerade der höchsten Formen der kapitalistischen Unternehmung darin, daß z. B. bloß in der Zeit von 1897 bis 1907 nicht weniger als  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Rubel an Industriekapital aus dem Auslande nach Rußland flossen. So haben sich denn auch in Rußland gerade die Riesenbetriebe besonders rasch vermehrt und der russischen Industrie dadurch einen besonderen Charakter verliehen.

Gerade in der Zeit vor dem Krieg war also der Reichtum Rußlands ganz mächtig gewachsen, und da der russische Bauer und Arbeiter gute Ausbeutungsobjekte darstellten, wuchsen die von den in- und ausländischen Kapitalisten und Großgrundbesitzern sowie vom Staat und seinen Organen eingesackten Mehrwerte ins Ungeheure. Kein Wunder daher, daß die Kapitalisten Europas gierigen Auges nach diesem Lande blickten und ordentlich darauf brannten, sich weitere Stücke dieses Mehrwerts anzueignen. Sie hatten das Vertrauen, daß der russische Bauer und der russische Proletarier auch weiterhin immer größeren Wert schaffen, und daß die Steuerschraube ihnen auch genug Mehrwert abpressen würde, um die Zinsen weiterer Staatsanleihen zu bezahlen.

Daher konnte die russische Regierung im Verlaufe dieses unglücklichen Krieges, der ihr eine Niederlage nach der andern einbrachte, nacheinander drei Anleihen im Auslande aufnehmen, zum Teil in Paris, aber auch in Berlin, Amsterdam und an anderen Plätzen, die letzte davon im Mai 1905, also schon nach der Einnahme von Port Arthur und der Schlacht von Mukden. Diese Anleihen waren mit 5,  $4\frac{1}{2}$  und die letzte wieder mit 5 Proz. verzinslich und lauteten zusammen auf 681,5 Millionen Rubel. Freilich bekam die russische Regierung dieses Geld nicht voll ausbezahlt. Denn die Anleihebescheine wurden vom Publikum schon nicht voll bezahlt. Für einen auf 100 Rubel lautenden Schein bezahlte man an die Bank nur 96,5 bis 99 Rubel. Außerdem machten dann aber noch die Banken einen Abzug von oft mehr als 3 Proz., den sie in die eigene Tasche steckten. Sie machten auf diese Art mit der Not des Staates, den sie bewucherten, ein glänzendes Geschäft. Außer diesen auswärtigen Anleihen nahm die russische Regierung unter ähnlichen Bedingungen noch drei Anleihen im Lande selbst von zusammen 600 Millionen auf, die letzte davon im August, also schon nach der vernichtenden Katastrophe der russischen Flotte bei Tsushima und während die Wogen der Revolution bereits sehr hoch gingen, allerdings auch schon während der Friedensverhandlungen, die am 29. zum Frieden von Portsmouth führten.

So ging Rußland aus diesem Kriege, der ihm die schwersten Niederlagen gebracht und es fast 5 Milliarden Mark an Kriegsausgaben gekostet hatte, finanziell kaum geschwächt hervor. Während des Krieges hatte die Regierung die Steuerlast nur wenig erhöht, wohl aber die Beamtengehälter beschnitten, was ihr in den Zeiten der Revolution noch teuer zu stehen kommen sollte. Schon im nächsten Jahre sah sie sich allerdings genötigt, die Erbschafts- und Schenkungssteuer und besonders die Abgaben von Bier,

Hefe, Zündhölzern und Petroleum zu erhöhen, vor allem aber den Verkaufspreis für Branntwein, der ja in Rußland Regierungsmonopol ist, hinaufzusetzen. Doch die russische Volkswirtschaft hat auch das ertragen, und trotz der nach der Niederwerfung der Revolution wieder einsetzenden Reaktion, trotz neuer Korruption und Günstlingswirtschaft hat sich Rußland von Krieg und Revolution verhältnismäßig leicht erholt und das Vertrauen der Geldleute Westeuropas, die dieser Regierung stets neue Mittel bewilligten, bisher gerechtfertigt.

Betrachten wir nun die andere Seite.

## II.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten war der Friede des japanischen Inselreiches weder von außen noch im Innern gestört worden, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die „weißen Teufel“, die Amerikaner und Europäer, gewaltsam an die Tore des Landes pochten und die Regierung alsbald überzeugten, daß die militärischen Hilfsmittel des Landes denen der Fremden auch nicht entfernt gewachsen waren. Nun kam es zu der bekannten großen Revolution, die dem Kapitalismus die Tore Japans öffnete und aus dem asiatischen Feudalstaat in wenigen Jahrzehnten eine moderne militärische Großmacht bildete.

Seine militärischen Sporen sozusagen verdiente sich das neue Regime in dem Kriege mit dem Riesenreich China 1894/95, der mit einem glänzenden Siege der japanischen Waffen endete. Zwar wurde der Haupterfolg dieses Sieges, die Annektierung der Liaotung-Halbinsel mit der Festung Port Arthur, den Japanern damals durch den Einspruch Rußlands, Deutschlands und Frankreichs wieder entrisen und konnte erst zehn Jahre später nach dem furchtbaren Ringen mit Rußland wieder erlangt werden; aber außer dem Besitz der Insel Formosa brachte der Sieg dem kapitalarmen Lande eine KriegsentSchädigung von 350 Millionen Yen<sup>1</sup>.

Welch ungeheure Bedeutung dieser Zustrom fremden Geldes für Japan haben mußte, läßt sich schon daraus ersehen, daß die Einnahmen und Ausgaben des Staates bis zum Kriegsbeginn im Jahre nur 80 bis 100 Millionen betragen hatten, so daß also die chinesische KriegsentSchädigung mehr als das Vierfache des Jahresbudgets ausmachte. Aber hier zeigte sich, daß eine hohe KriegsentSchädigung keineswegs ein Glück für das Land sein muß, dem sie zufließt. In Japan begann eine Zeit ganz wilder Gründungen. Die Handels- und Aktiengesellschaften schossen ordentlich aus dem Boden hervor. 1893 gab es erst deren 4133 mit einem Kapital von 210 Millionen Yen; 1899 gab es 7622, und das Kapital betrug, wenigstens auf dem Papier, über eine Milliarde. Die Banken machten glänzende Geschäfte. Ihr Gewinn, der in den Jahren 1890 bis 1893 stets etwa 14 Millionen betragen hatte, schnellte 1896 auf 46 Millionen hinauf. Eisenbahnen und Fabriken wurden gebaut, das Rohmaterial und die Maschinen, die sich im Inland nicht mit solcher Schnelligkeit herstellen ließen, wurden massenweise importiert. Bis zum Jahre 1893 hielten sich Ein- und Ausfuhr Japans ziemlich die Wage. In den Jahren 1896 bis 1898 überstieg die Einfuhr die Ausfuhr um 50

<sup>1</sup> 1 Yen = 2,09 Mk., 1 Rubel = 2,16 Mk.; der Unterschied im Werte zwischen Rubel und Yen ist also nicht sehr groß.

bis 100 Millionen. Zu gleicher Zeit stiegen im Inland die Warenpreise und auch die Löhne, denn plötzlich sollte eine Unzahl neuer Industriebetriebe in Angriff genommen werden. Aber das geschulte Personal fehlte, der Absatz im Innern des Landes dehnte sich nur wenig aus, nach dem Ausland versperrten die gesteigerten Preise und die oft mangelhafte Qualität der von ungeschulten Arbeitern hergestellten Waren den Export, und so konnten die traurigen Folgen nicht ausbleiben. In den Jahren 1900/01 kam es zu einem furchtbaren Zusammenbruch.

Die Situation wurde noch verschärft durch die Aenderung in der Politik der Regierung. Der chinesische Krieg hatte Japan zur Großmacht werden lassen, die Entziehung des wichtigsten Siegespreises durch die europäischen Mächte forderte zu gewaltigen Rüstungen auf, um das jetzt Entgangene später doch zu erobern, und die mit der Besetzung Formosas, wo erst noch der hartnäckige Widerstand der Einwohner zu besiegen war, begonnene Kolonialpolitik forderte gleich anfangs sehr bedeutende Opfer an Geld und Menschenleben. Doch auch der wirtschaftliche Kaufsch hatte die Regierung mit ergriffen. Sie gründete ebenfalls Fabriken und Eisenbahnen, die Subvention der Dampferlinien wurde verüfflicht. Das Budget, das, wie gesagt, bis 1893 etwa 80 Millionen betragen hatte, schnellte nun auf 200 Millionen hinauf. Hier zeigten sich die Folgen noch rascher als auf dem Gebiet der Volkswirtschaft. Schon das Budget für 1898 schloß mit einem Defizit von 20 Millionen ab und erreichte bald darauf trotz einiger Steuererhöhungen die furchtbare Summe von 70 Millionen. Nun hieß es trotz allen Sträubens des Reichstags die Steuerfchraube wieder scharf anziehen, was das unterdessen hereingebrochene allgemeine Elend noch furchtbar vermehrte. Graf Inouye, der japanische Finanzminister in verschiedenen Kabinetten, wies bei Besprechung dieser traurigen Folgen der Kriegsentschädigung auf die überraschende Ähnlichkeit der Verhältnisse mit denen Deutschlands nach 1871 hin. Und Baron Shibusawa, Präsident der vereinigten Handelskammern Japans, bemerkte knapp vor Ausbruch des Krieges mit Rußland: „Wenn der herrliche Empfang, der mir im Ausland zuteil wurde, daher rührt, daß ich aus einem Lande kam, welches wegen seiner kriegerischen Taten berühmt ist, so muß ich gestehen, daß diese Aufnahme für unsere Hoffnungen den Todesstoß bedeutet. Denn ich befürchte, daß übertriebener Militarismus die Lebenskraft einer Nation untergräbt.“

Tatsächlich war denn auch Japan sowohl wirtschaftlich als finanziell keineswegs seinem riesigen Gegner gewachsen. Freilich war auch in Japan der ökonomische Fortschritt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsgeeilt. Zieht man nur Vergleiche zwischen dem Japan zum Beginn des 20. Jahrhunderts etwa mit dem Japan der achtziger Jahre, dann ist dieser Fortschritt geradezu blendend; aber neben den alten Industrieländern des Westens schrumpfen diese Erfolge sehr bedenklich zusammen, und auch mit den russischen Verhältnissen können sie den Vergleich nicht aufnehmen. So betrug z. B. im Jahre 1903 der auswärtige Handel Rußlands mehr als das Dreifache des japanischen. Die Kohlenförderung betrug in diesem Jahre in Rußland gegen 18 Millionen Tonnen, in Japan 10 Millionen. An Roheisen wurden in Rußland 2½ Millionen Tonnen produziert, in Japan 34 000 Tonnen. Gibt auch keine dieser Zahlen an und für sich ein zuverlässiges Bild der Verhältnisse, so zeigen sie doch in ihrer Gesamtheit einigermaßen die gewaltige

Größe des Unterschiedes in der industriellen Entwicklung der beiden Länder. Besonders bezeichnend dafür ist es, daß gegenüber den 2,4 Millionen Industriearbeitern Rußlands im Jahre 1900 in Japan nur etwa 400 000 Fabrikarbeiter gezählt wurden, davon 250 000 Frauen, meist Mädchen im Alter zwischen 16 und 20 Jahren. — Allerdings steht dieser industriellen Zurückgebliebenheit der weitaus höhere Stand der japanischen Landwirtschaft gegenüber. Aber für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit nach außen spielt dieser Unterschied keine wesentliche Rolle, da die Bevölkerung Japans sehr viel dichter ist als die Rußlands. Trotz ihrer hohen Intensität liefert die japanische Parzellenwirtschaft nicht viel mehr, als was die Bebauer selbst zur Fristung ihres Lebens notwendig brauchen; denn diese Intensität rührt nicht von der Verwendung von Maschinen oder besonders rationeller Anbauweisen, sondern von der ungeheuren Menge lebendiger Arbeit, die auf die Bodenfläche verwendet wird. Hohe Mehrwerte lassen sich also auch aus der Landwirtschaft nicht ziehen. Diese geringen Aussichten auf Erlangung größeren Mehrwerts waren es wohl auch, die das fremde Kapital nach Anlagen in Japan nicht allzu eifrig streben ließen. Andererseits trug allerdings die japanische Regierung, obgleich sie die befruchtende Kraft des fremden Kapitals nicht verkannte, auch nur allzu gerechtfertigte Bedenken, fremdes Kapital ins Land zu ziehen, bevor sie der Welt gezeigt hatte, daß sie imstande und willens sei, sich der Uebergriffe fremder Staaten zu erwehren. Die Beispiele Chinas und der Türkei mochten ihr dabei besonders warnend erscheinen. Tatsächlich war der Zustrom fremden Industriekapitals nach Japan sehr gering. Das einzige größere Beispiel dieser Art vor 1904 war, daß die japanische Industriebank im Jahre 1892 an ein englisches Konsortium Pfandbriefe um 50 Millionen Yen verkaufte. Wieviel von dieser Summe der japanischen Industrie wirklich zugeflossen ist, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls aber verschwindet diese geringe Summe geradezu gegenüber den 1½ Milliarden Rubel, die der russischen Industrie bloß in der Zeit von 1897 bis 1907 zugeflossen sind.

Das Land blieb also unfähig, über seine eigenen Lebensbedürfnisse hinaus noch große Wertmassen zu produzieren, es konnte daher den Geldleihern keine Sicherheit dafür bieten, daß sie ihre hohen Zinsen auch regelmäßig erhalten würden.

Japan war daher bei Ausbruch des Krieges den Kapitalisten Europas und Amerikas gegenüber in einer viel ungünstigeren Lage als Rußland, wozu noch kam, daß anfangs das Vertrauen in Japans Militärmacht nicht sehr groß war und man in Kapitalistenkreisen um so mehr Bedenken zeigte, mit einer Regierung Anleiheverträge abzuschließen, von der man nicht wußte, ob sie in wenigen Monaten überhaupt noch bestehen, und noch weniger, ob sie in der Lage sein werde, Versprechungen einzuhalten.

Es ist daher begreiflich, daß die japanische Finanzverwaltung Siege der japanischen Waffen abwarten wollte, ehe sie mit Anleihewerbungen an die Kapitalisten des Auslandes herantrat. Dieses Zuwarten war aber besonders schwierig, weil auch die eigentlich finanzielle Kriegsrüstung Japans ungleich schwächer war als die seines Gegners. Während die russische Reichsbank, wie erwähnt, über einen Goldschatz von 2450 Millionen Mark verfügte, besaß die Bank von Japan nur 260 Millionen Mark in Gold. Dessenungeachtet mußte die Regierung diesen Goldschatz gleich zu Anfang

des Krieges angreifen, obwohl sie sich dadurch die Grundlage für Notenausgaben schmälerte. Außerdem mußte sie sogleich ihre Zuflucht zu Steuererhöhungen und neuen Steuern nehmen. Es erfolgte eine Erhöhung der Grund-, der Einkommen- und Gewerbesteuern, der Börsen- und Minensteuern, vor allem aber der Verbrauchsabgaben auf Zucker und alkoholische Getränke, besonders Sake, ferner des Zolls auf Reis und der Stempelgebühren, sowie eine Ausdehnung des Tabakmonopols. Neue Steuern wurden eingeführt auf Fahrcheine, auf Petroleum und Webwaren, und zugleich wurden eine Erbschaftsteuer, das Salzmonopol<sup>1</sup> und ein Kampfermonopol neu geschaffen. In erster Linie wurden also die Artikel des Massenverbrauchs scharf herangezogen, wobei noch bemerkt werden muß, daß sich der Ertrag der direkten Steuern in Japan seit ihrer Einführung nur langsam gehoben hatte, die wichtigste von ihnen, die Grundsteuer, sogar ganz stationär geblieben war, während die indirekte Besteuerung schon vor dem Kriege sehr rasch und stark angeschwollen war.

Doch konnten diese Steuern natürlich der ungeheuren plötzlichen Steigerung des Bedarfs nicht gerecht werden, und so entschloß sich die Regierung noch im Februar 1904 zu einer inneren Anleihe von 100 Millionen Yen. Sie tat das in der Form der Ausgabe von fünfprozentigen Schatzscheinen mit fünfjähriger Laufzeit, die sie zum Kurs von 95 ausbot. Die Anleihe wurde mehrfach überzeichnet, wobei sich auch Angehörige der untersten Volksklassen an den Zeichnungen beteiligt haben sollen. Erst im Mai, nach dem Uebergang der Armee Kuroki über den Yalu, wandte sich Japan an die Geldmärkte von London und New York um eine neue Anleihe von 100 Millionen Yen. Während gleichzeitig Rußland in Paris 300 Millionen Rubel für fünfprozentige Schatzanweisungen zum Kurse von 95½ aufnahm, konnte Japan für seine sechsprozentigen Schatzanweisungen nur einen Kurs von 93½ erzielen. Im Juni erfolgte wieder eine innere Anleihe von 100 Millionen fünfprozentige Schatzanweisungen zum Kurse von 92, im November 1904 abermals eine innere Anleihe, diesmal 80 Millionen zu 5 Prozent. Die Schatzanweisungen erzielten nur mehr einen Kursstand von 92. Zugleich erfolgte eine neuerliche Anleihe in London und New York, und zwar 120 Millionen Yen in sechsprozentigen Schatzanweisungen zum Kurse von 90½ (!). Das war nach den glorreichen Schlachten bei Liaojang und am Schaho. Noch zwei Monate später konnte Rußland eine halbe Milliarde Mark (231,5 Millionen Rubel) zu 4½ Prozent im Auslande aufnehmen zu einem Kurse von 95. Ende Februar 1905 erfolgte eine neue japanische sechsprozentige innere Anleihe mit einem Kurs von 90, am 24. März, also nach der Schlacht von Mukden, kam eine dritte und im Juli, unmittelbar vor dem Friedensschluß, eine vierte japanische Auslandsanleihe, jede zu etwa 300 Millionen Yen zu 4½ Prozent zu einem Uebnahmskurs von 86¼ zustande, also wesentlich ungünstiger als die erwähnte russische Anleihe vom Januar. Zudem mußten diese Auslandsanleihen ebenso

<sup>1</sup> Das Salzmonopol stellt eine besonders drückende Last für das japanische Volk dar, in dessen vegetabilischer Ernährung das Kochsalz eine weit größere Rolle spielt als in der gemischten Kost des Europäers. Dabei verteuert die Regierung die geringen Qualitäten des Salzes viel stärker (um 148 Proz.) als die besten Sorten, deren Preis bloß verdoppelt wird.

wie ihre letzte Vorgängerin durch besonderes Pfandobjekt gesichert werden, was der russischen Regierung nie zugemutet wurde. Endlich soll noch eine weitere innere Anleihe von 100 Millionen aufgelegt worden sein, über deren Modalitäten und Erfolg nichts Genaueres bekannt wurde.

Damit waren aber auch die finanziellen Hilfsquellen des Landes vollkommen erschöpft und Japan mußte sich zum Frieden von Portsmouth bequemen, dessen Erfolge in schreiendem Mißverhältnis standen zu den glänzenden Waffenerfolgen Japans, aber auch zu den Erwartungen des japanischen Volkes, das seiner Enttäuschung stürmischen Ausdruck gab. Was vor allem schmerzlich empfunden wurde, war, daß keine Kriegssentschädigung den daniederliegenden Finanzen Japans aufhalf und die Volkswirtschaft des Landes befruchtete. Die Lehren von 1895 waren schon vergessen, man glaubte allgemein, ein russischer Milliardenregen würde dem Lande Glück und Wohlstand bringen. Diese Hoffnung mußte um so näher liegen, als sich während des Krieges die finanzielle Schwäche des Landes auf Schritt und Tritt höchst peinlich fühlbar gemacht hatte. Insbesondere hatte Geldmangel die Anschaffung eines hinlänglichen Belagerungsparks vor Port Arthur verhindert und dadurch zur Opferung zahlloser Menschenleben in mangelhaft vorbereiteten Sturmangriffen geführt, aber auch sonst die Schlagkraft der japanischen Armeen beeinträchtigt und schließlich unmittelbar zum Abschluß des wenig günstigen Friedensvertrages geführt.

### III.

Auf russischer Seite waren im Laufe des Krieges insgesamt Anleihen im Nominalbetrag von 1281,5 Millionen Rubel (2768 Millionen Mark) aufgenommen worden. Wirklich erhalten hatte die russische Regierung 2613,6 Millionen Mark. Japan hatte 1280 Millionen Yen (2675 Millionen Mark) aufgenommen und davon 2371 Millionen Mark wirklich erhalten, also um 242,6 Millionen weniger als die russische. Die jährliche Zinslast Japans überstieg aber die Rußlands um fast 6 Millionen. Dazu kam, daß Japan sein Tabakmonopol zur Sicherstellung seiner auswärtigen Gläubiger hatte verpfänden müssen. Ein fernerer sehr wesentlicher Unterschied war, daß Rußland seine Steuern in den Kriegsjahren nur wenig erhöhte, ja sogar schon im April 1904, offenbar aus Angst vor der Revolution, die Eintreibung schwebender Steuerverpflichtungen im Betrage von 80 Millionen Rubel bis zum Ende des Krieges aufschob, im August aber rückständige Steuern und Geldstrafen in großem Umfange ganz erließ. Die japanische Regierung hingegen, die sich auf die Loyalität und Kriegsbegeisterung ihrer Untertanen verlassen konnte, sah sich schon im ersten Kriegsjahr genötigt, die Steuerlast um 58, im zweiten sogar um weitere 88 Millionen Yen zu erhöhen. Die gesamte Last an Staatssteuern betrug in Japan vor dem Kriegsausbruch 176, im ersten Kriegsjahr 234, im zweiten 322 Millionen Yen. Sie stieg also im Verlauf von zwei Jahren um 83 Proz. Trotz all dieser ungeheuren Anstrengungen war es dabei der japanischen Regierung doch nicht möglich, ihre Reichsbank unversehrt zu erhalten. Der ohnehin schon geringe Goldbestand sank im Juni 1905 bis auf 100 Millionen Yen herab, während zur gleichen Zeit der Goldvorrat der russischen Staatsbank fast das Zehnfache dieser Summe ausmachte und die russische Notenausgabe auch in den

schwersten Zeiten noch um 370 Millionen Rubel unter dem durch das Bankstatut eingeräumten Höchstmaß zurückblieb.

Unter diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß der für Japans Waffen so ruhmvolle Krieg dieses Land vollkommen erschöpft, ja ruiniert zurückließ. Hätte die Revolution damals nicht die Arme der russischen Regierung gelähmt, das Kriegsglück hätte sich wahrscheinlich bald gewendet; denn Japan war am Rande seiner Kraft. Es ist ja bezeichnend, daß trotz der großen Kriegsbegeisterung, die damals unzweifelhaft das ganze japanische Volk erfüllte, trotz des Vorbildes der kaiserlichen Familie, die 40 Millionen Yen aufbrachte, gerade die Bedingungen der inneren Anleihen immer schlechter wurden. Im Februar 1904 wurde die erste 5prozentige innere Anleihe von 100 Millionen bei einem Kurse von 95 mehr als vierfach überzeichnet. Ein Jahr später erzielte die sechsprozentige innere Anleihe in gleicher Höhe nur mehr einen Kurs von 90 Proz.

Auch die Börse zeigte, daß sie mehr Gewicht auf die wirtschaftliche als auf die militärische Solidität legte. Bezeichnend sind die an der Londoner Börse notierten Durchschnittskurse der vierprozentigen japanischen Staatsanleihe von 1889 und der russischen vierprozentigen Anleihe vom selben Jahre. Diese Kurse betragen:

	Russen	Japaner
Am 15. Dezember 1903 (vor Kriegsausbruch) . . . . .	100,50	84
Januar 1904 (Kriegsausbruch) . . . . .	97,13	76,05
Februar 1904 . . . . .	92,15	69,21
März 1904 . . . . .	93,60	64,58
August 1905 (vor Friedensschluß) . . . . .	89,21	87,50
Oktober 1905 (nach Friedensschluß, Hochstand der russischen Revolution) . . . . .	92,88	91,06

Die glänzendsten Siege der japanischen Waffen vermochten also nie die Kurse der japanischen Papiere über das Niveau der Anleihe des geschlagenen und durch die Revolution zerfleischten Rußland zu heben.

Die weitere Entwicklung hat der Börse recht gegeben; denn Japan hat sich von seinen glänzenden Siegen nicht mehr erholt. Der großartige Aufschwung der japanischen Volkswirtschaft in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ist einem fast vollständigen ökonomischen Stillstand gewichen, während das besiegte Rußland trotz Revolution und Reaktion in der Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte rasch vorwärts geschritten ist. Nur wenige Zahlen zum Vergleiche:

Der Außenhandel Japans ist in der Zeit von 1906 bis 1911 von 1769,3 auf 2018,6, also um 249,3 Millionen Mark gewachsen, der Rußlands aber in derselben Zeit von 3512,8 auf 5946,7, also um 2433,9 Millionen. Betrag der russische Außenhandel im Jahre 1906 etwa das Doppelte des japanischen, so im Jahre 1911 das Dreifache. Die Kohलगewinnung stieg in dieser Zeit in Rußland um 6759 Tonnen, in Japan um 4653. Die Roh-eisenerzeugung blieb in Japan auf ihrem niedrigen Stande fast unverändert, während sie in Rußland von 2 719 000 auf 3 593 000 Tonnen wuchs. Der Baumwollverbrauch betrug in Rußland im Jahre 1906/07 gegen eine halbe Million Ballen, im Jahre 1911/12 2 Millionen. In Japan waren die entsprechenden Zahlen eine Million und  $1\frac{1}{3}$  Millionen. Die Steigerung

des Verbrauches innerhalb von 5 Jahren also in Rußland  $1\frac{1}{2}$  Millionen, in Japan aber nur eine halbe Million.

Auch diese Zahlen können selbstverständlich nur dazu dienen, eine Erscheinung anschaulich zu machen, die durch die Beobachtungen der Kenner der beiden Länder voll bestätigt wird. Erst in den letzten beiden Jahren hat, wenn man den offiziellen Angaben trauen darf, ein neuerlicher ökonomischer Aufschwung in Japan eingesetzt. Der Eroberungszug nach Kiautschou wird diesen wohl alsbald zum Stillstand bringen oder in sein Gegenteil verwandeln, selbst wenn er zu keinen weiteren Verwicklungen führt.

Der Sieg der Waffen hat also Japans Volkswirtschaft keinen Segen gebracht, die Niederlage Rußlands wirtschaftlichen Aufschwung nicht aufgehoben. Die Erhöhung der indirekten Steuern hat in Japan im letzten Jahrzehnt eine Teuerung bewirkt, ärger als in irgendeinem anderen Lande. Und die Folgen sind nicht ausgeblieben, das Volk verelendet. Es wird allgemein zugegeben, daß eine der wichtigsten Ursachen für die so geringe Produktivität der Arbeit Japans in der ganz unzulänglichen Ernährung des Proletariats und der Kleinbauernschaft zu suchen ist.<sup>1</sup>

Was wir hier am Beispiel des Russisch-Japanischen Krieges sehen konnten, daß alle militärischen Erfolge nutzlos bleiben, wenn die nötige Festigkeit der wirtschaftlichen Grundlage fehlt, daß diese für den Erfolg der militärischen Operationen entscheidend ist und erst die Voraussetzung für die Beschaffung der finanziellen Kriegsmittel abgibt, daß aber andererseits die glänzendsten Waffenerfolge nicht imstande sind, wirtschaftliche Schäden oder Schwächen zu heilen, das gilt für den jetzigen Weltkrieg in noch höherem Maße oder tritt wenigstens in ihm noch deutlicher hervor; denn wenn fast alle kapitalistisch hochentwickelten Staaten in den Krieg mit verwickelt sind, der Auslandshandel fast ganz unterbunden ist und jede Nation mithin auf ihre eigenen Hilfsquellen angewiesen ist, die Anleihemärkte im Auslande nur in geringem Ausmaß vorhanden und schwer zugänglich sind, dann zeigt sich klar, daß für die Beschaffung der Kriegsmittel die Volkswirtschaft des betreffenden Landes selbst aufkommen muß, daß es daher nur darauf ankommt, wie weit diese Volkswirtschaft imstande ist, dem Staate diese Mittel in natura zur Verfügung zu stellen, und inwieweit die Kapitalisten des Landes bereit sind, der Regierung die Bezahlung dieser Leistungen zu stunden oder die Regierung imstande ist, diese Leistungen zu erzwingen (hohe Vermögenssteuern, Zwangsanleihen). Auf welche Weise dieses Geschäft zwischen der Regierung und den Kapitalisten abgeschlossen wird, ob es im Wege der Stundung der Bezahlung geschieht, im Wege der inneren Anleihe oder der gesteigerten Notemission oder durch eine Kombination dieser Methoden, das ist in erster Linie eine Frage der Finanztechnik, für den

<sup>1</sup> So kommt z. B. E. A. Heber auf Grund eingehender Studien über die Arbeits- und Ernährungsverhältnisse des japanischen Volkes sowie über die verhängnisvollen Wirkungen der japanischen Steuerpolitik auf diese zu dem Ergebnis: „Die Regierung hat durch ihre Steuergesetzgebung die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen sehr verteuert. . . . Der japanische Industriearbeiter kann sich bei den gegenwärtigen Löhnen unmöglich bei Kräften erhalten, geschweige denn seine Leistung intensivieren. Die Industrie treibt Raubbau an seiner Arbeitskraft.“ (E. A. Heber, Japanische Industriearbeit, Jena 1912, S. 197.)

Rückhalt aber nicht entscheidend, den die Kriegführung in der Volkswirtschaft findet.

In dem jetzigen Völkerringen hat der die größten Ausichten, der wirtschaftlich und nicht bloß finanziell den längsten Atem besitzt. Die wichtigste Vorbereitung zum Kriege liegt also, wie wir hier aufs neue sehen, vor allem in der Förderung der Volkswirtschaft während des Friedens, in ihrer Kräftigung und Konsolidierung. Das Beispiel Japans zeigt aber auch besonders sinnenfällig, daß der Krieg, auch der siegreiche, eine schwere Schädigung der Volkswirtschaft des Landes selbst dann bedeuten kann, wenn eine gewaltige Kriegsentzündung als Siegespreis winkt.

## Der Krieg und die Krankenversicherung.

Von Eduard Gräf.

In Nummer 2 vom 16. Oktober 1914 der „Neuen Zeit“ besprach Genosse Gustav Hoch die sehr wichtige Frage „Krieg und Arbeiterversicherung“ und führte die Wirkung des Notgesetzes vom 4. August d. J. an, die mit einem Federstriche alle Mehrleistungen der Krankenkassen beseitigt hat. Die Folgen dieser Bestimmungen machten sich auch sofort bemerkbar und das Jammern der Kranken, Schwangeren usw. wollte kein Ende nehmen. Es ist müßig darüber zu streiten, ob das Notgesetz in seiner ganzen Ausdehnung nötig war, denn niemand kann die Wirkungen des Weltkrieges auf die Finanzen einer Krankenkasse heute absehen. Wohl sind die Lasten der Krankenkassen durch das Notgesetz bedeutend herabgesetzt worden, um so der Krise gerecht zu werden. Aber die Erhöhung der Beiträge ist nur eine scheinbare Besserung der Kassenfinanzen, denn die Abnahme der Mitgliederzahl durch den Krieg, die Verminderung der Löhne der noch Beschäftigten lassen keine Kasse trotz der Beitragserhöhung auf die früheren Einnahmen kommen. Krieg und Arbeitslosigkeit vermehren aber naturgemäß die Ausgaben einer Kasse gewaltig und die seit 1. Januar d. J. ganz erheblich erhöhten Honorare der Ärzteschaft sollen pünktlich gezahlt werden. Von der Arbeitslosigkeit sind in erster Linie die schwachen Elemente betroffen, die, chronisch krank, sich jeden Tag neu krank melden können und sich nun krank melden müssen. Denn die Rente von 15—20 Mk. pro Monat, die die Invalidenversicherung den Arbeitsunfähigen gibt, reicht ja zum Leben nicht aus und deshalb suchen die Tausende Invaliden alle wieder Arbeit, wenn es ihr Körperzustand nur noch irgendwie zuläßt und werden so wieder Mitglieder einer Zwangskasse, in erster Linie einer Ortskrankenkasse, da ja bekanntlich ein Unternehmer, der eine Betriebskrankenkasse führt, solche Arbeiter nicht einstellt. Die gesunden Mitglieder einer Krankenkasse stehen nun heute im Felde und gerade diese haben die Beiträge aufgebracht, die notwendig sind, um auch die körperlich geschwächten Arbeiter zu unterstützen. Der Rest arbeitet zu viel niedrigeren Löhnen und kommt so von selbst in eine niedrige Lohnklasse der Kasse, die kaum die Beiträge aufbringt, um die laufenden Ausgaben zu decken. Fast verschwunden sind daher die höheren Lohnklassen, aus deren Ueberschüssen die unteren Lohnklassen sich halten, die 2—3mal mehr kosten, als sie an Beiträgen ergeben. Solche

Risiken hat aber eine Betriebskrankenkasse gewöhnlich nicht zu tragen und daher ist der Hinweis, daß ja der Betriebsunternehmer während des Krieges nach dem Notgesetz die erforderlichen Zuschüsse zu „seiner“ Krankenkasse zu leisten habe, ohne Bedeutung. Größere Lasten werden vielleicht die an sich nicht gutgestellten Innungen mit ihren Zwerghassen haben, doch ist hier Mitleid nicht am Platze — sie wollten ja ihre veralteten Gebilde beibehalten und müssen also nun auch die Lasten tragen. Erheblicher wird die Frage der Finanzierung später für die Gemeindeverbände werden, die für die Land- und Ortskrankenkassen Zuschüsse zu leisten haben. Und von Gemeinden, die in Angst gerieten, kam in erster Linie die Anregung, während des Krieges für alle Kriegsteilnehmer die Rechte und Pflichten ruhen zu lassen. Auch Genosse Hoch meint: „Am richtigsten wäre es gewesen, wenn die Kriegsnotgesetze vom 4. August 1914 auch noch vorgeschrieben hätten, daß für die Kriegsteilnehmer alle Rechte und Pflichten ruhen.“ Das wäre aber nicht richtig gewesen, und Genosse Hoch fährt deshalb fort: „Das hätte freilich zur Voraussetzung gehabt, daß der Staat so, wie es sich gehört, für die Kriegsteilnehmer im Falle einer Erkrankung sorgen würde.“ Weil aber der Staat dies nicht getan hat, mußten die Krankenkassen dazu übergehen, auch für die Kriegsteilnehmer zu sorgen und sich dadurch große Lasten aufzuladen. Die in den Krieg gezogenen Familienväter hätten es ja auch nicht begreifen können, daß nun auf einmal die Krankenversicherung für sie aufhört, trotzdem sie in Friedenszeiten jahrelang die höchsten Beiträge zur Krankenkasse gezahlt hatten. In Frage kommt für sie, daß ihre Hinterbliebenen das Sterbegeld erhalten, ferner, daß sie im Falle ihrer Verwundung auch Anspruch auf Krankengeld haben, das dann ihrer Familie ganz zufließen kann, da ja die Verpflegung im Lazarett keine Kosten für die Krankenkasse verursacht. Viel wichtiger aber war, daß den Familien die Familienhilfe während des Krieges erhalten blieb. Das alles wäre aber in Fortfall gekommen, wenn man einfach diktiert hätte: während des Krieges ruhen Rechte und Pflichten der Kriegsteilnehmer! Man komme nicht mit dem unverständlichen Einwand, daß ja auch in Friedenszeiten der Soldat aus der Krankenversicherung ausscheidet. Hier handelt es sich eben um junge, unverheiratete Leute und nicht um Familienväter, deren Gedanken Tag und Nacht im Schützengraben sich mit dem Elend ihrer Familie befassen. Ein kleiner Trost ist es für sie, daß wenigstens im Krankheitsfalle die Familie Anspruch auf Krankenhilfe hat.

Wie vorauszu sehen, hat nun ein Teil der Theoretiker der Arbeiterversicherung sofort den Einwand erhoben, daß während des Krieges Rechte und Pflichten der Kriegsteilnehmer ruhen. Leider ist auch eine Anzahl Krankenkassen darauf eingegangen, um ihre Finanzen zu schonen. Den merkwürdigsten Standpunkt nahmen die Württemberger Behörden in dieser wichtigen Frage ein, denn sie gaben die Weiterversicherung zu, gestatteten auch, daß das Sterbegeld an die Hinterbliebenen gezahlt würde, jedoch kein Krankengeld, weil ja den Verwundeten „kein Arbeitsverdienst entgehe“. Dagegen stellt sich Hoffmann auf den Standpunkt, daß kein Anspruch bestehe, während z. B. Prof. Stier-Somlo nur den Anspruch bezüglich des Sterbegeldes verneint. Zahlreiche Behörden haben den Krankenkassen geraten, nur darauf zu achten, daß die verheirateten Kassenglieder ihre Mitgliedschaft während des Krieges fortsetzen.

Rechtlich liegt aber doch die Sache so: Würde das Gesetz bestimmen, daß während des Krieges Rechte und Pflichten der Krieger ruhen, dann könnte auch eine Fortsetzung der Mitgliedschaft gar nicht stattfinden. Die Frage mag zweifelhaft sein, wird aber ernstlich nicht mehr bestritten, da ja die ganzen Versicherungsgesetze gar nicht für den Krieg vorbereitet waren und das war auch ganz gut so. Läßt man aber die Fortsetzung der Kassenmitgliedschaft zu, dann muß auch jedem Mitgliede gestattet sein, dies zu tun. Die „Empfehlung“ der Behörden, nur den verheirateten Mitgliedern die Weiterversicherung zu gestatten, kann nur ein Rat sein, denn eine solche Anordnung wäre ungesetzlich. Entweder ist die Weiterversicherung unstatthaft, dann muß dies auch für alle Mitglieder gelten — ohne Ansehung der Person, oder die Weiterversicherung ist erlaubt, wie ich behaupte, dann steht es jedem Mitgliede frei, sich freiwillig weiter zu versichern. Welche Vorteile ein Mitglied aus seiner freiwilligen Versicherung während des Krieges zieht, das zu entscheiden ist seine Sache, da er ja auch die Beiträge selbst zu zahlen hat und dazu noch in voller Höhe, zumal der Arbeitgeberbeitrag in diesem Falle fortfällt. Ist die Kassenmitgliedschaft freiwillig fortgesetzt, dann ist aber auch der volle Anspruch auf alle Kassenleistungen gegeben, der nach dem Notgesetz noch vorhanden ist. Ein anderer Standpunkt wäre ungesetzlich und würde zu einer heillosen Verwirrung führen. Die Gemeindeverbände sollten vielmehr die Kassen ihres Bezirkes dazu anhalten, alle Leistungen zu erfüllen, weil die Gemeinden sich ja selbst damit entlasten können. Die während eines Krieges gezahlten Kassenbeiträge haben ja doppelten Wert, denn nicht allein zahlreiche Todesfälle, schreckliche Verwundungen kommen jetzt täglich bei den Krankenkassen zur Meldung, sondern in erheblicher Zahl auch Erkrankungen, Rheuma usw., die sicher infolge der Strapazen in den Schützengräben noch ganz erheblich sich steigern werden. Nicht unerheblich ist auch die Zahl der Kranken, die bereits wieder vom Heeresdienste entlassen wurden, weil sie unfähig zum Dienst im Felde befunden wurden und deren Zustand nach wochenlangem angestrengter Tätigkeit sich wesentlich verschlimmert hat. Bei einer Mobilmachung wird gar mancher geholt, der nach kurzem Dienst wieder entlassen werden muß, weil er durch die seine Kräfte übersteigenden Anstrengungen erkrankt. Und was wird der Krieg noch alles bringen?

Wie bereits erwähnt, bestreitet Professor Stier-Somlo in Nr. 19 des „Zentralblattes der Arbeiterversicherung“ den Kassen die Berechtigung, an die Hinterbliebenen Sterbegeld auszusahlen, weil dieselben ja bei ihrem Tode nicht mehr in häuslicher Gemeinschaft mit ihren Angehörigen gelebt haben. Er hält meinen wiederholt geäußerten Standpunkt, daß die Kassen unbedingt auch in Kriegsfällen das Sterbegeld zu zahlen haben, wenn die Mitgliedschaft ordnungsgemäß fortgesetzt wurde, für unrichtig, wenn er auch den Hinterbliebenen das Geld „von Herzen gönne“. Er stützt sich auf die unglückliche Fassung des § 203 der Reichsversicherungsordnung, welcher bestimmt, daß das Sterbegeld in erster Linie für die **B e e r d i g u n g** bestimmt sei und nur ein **U e b e r s c h u ß** an die Erben des Verstorbenen, wie Ehegatten, Kinder, Eltern usw. und nur dann zu zahlen ist, wenn diese „**z u r Z e i t** seines Todes mit dem Verstorbenen in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben“. Stier-Somlo ist der Ansicht, daß ein in Frankreich gefallener Soldat nicht „zur Zeit seines Todes“ in häuslicher Gemeinschaft mit

seinen Angehörigen gelebt habe und daher ein Sterbegeldüberschuß an die Hinterbliebenen nicht ausgezahlt werden dürfe. Es ist heute müßig, darüber zu streiten, ob man überhaupt eine so dehnbare Bestimmung in ein neues Gesetz hätte aufnehmen sollen. Auf jeden Fall müssen Gesetze dem *Sinne* nach ausgelegt werden und der Sinn war sicher ein ganz anderer, wie der verunglückte Wortlaut besagt. Früher kamen Fälle vor, in denen die Krankenkasse oder der Armenverband einen Verstorbenen beerdigen ließ und dann bemühten sich sog. „lachende Erben“, die vielleicht nie im Leben sich um den armen Teufel bekümmert hatten, der fern von seiner Heimat zu Grabe getragen wurde, um den Sterbegeldüberschuß, der je nach Beerdigungssatz und Höhe des Sterbegeldes einen Betrag von 100—120 Mk. ausmachte. Dies wollte der Gesetzgeber treffen, indem er ausführte, daß nur solchen Erben der Ueberschuß gezahlt werden soll, die „zur Zeit des Todes“ des Rassenmitgliedes mit diesem in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben. Demnach dürften die Rassen der Familie eines Monteurs, der fern von seiner Heimat verunglückt und dort stirbt, den Ueberschuß am Sterbegeld nicht gewähren, weil der Verstorbene ja ohne jeden Zweifel „zur Zeit seines Todes nicht in häuslicher Gemeinschaft“ mit seinen Angehörigen gelebt hat. Auch müßten die Rassen den Hinterbliebenen das Sterbegeld verweigern, wenn der Todesfall im Krankenhause, in der Irrenanstalt usw. eingetreten ist. Man kann es nur begrüßen, daß mehr und mehr die Kranken in Krankenhäuser gebracht werden, fern von der Familie, die ja gar nicht in der Lage ist, Schwerkranke zu versorgen. Naturgemäß aber mehren sich dadurch die Todesfälle in Krankenhäusern usw. und in all diesen Fällen würden nach Stier-Somlo die Krankenkassen den Sterbegeldüberschuß verweigern können. Eine Autorität wie Hahn tritt aber der Ansicht von Stier-Somlo entgegen und meint, daß die gesetzliche Bestimmung „nicht im Sinne tatsächlichen gemeinschaftlichen Verweilens in derselben Häuslichkeit im Augenblicke des Todes zu verstehen sei“, sondern „wenn eine gemeinsame Häuslichkeit besteht und die Beteiligten die Absicht, darin zu leben, nicht dauernd aufgegeben haben“. Vorübergehendes Fernbleiben hebe aber die häusliche Gemeinschaft nicht auf, „namentlich dann nicht, wenn es veranlaßt ist durch die Erfüllung der vornehmsten Staatsbürger- und Ehrenpflicht. Hieran zu rühren sollte niemandem einfallen — gerade jetzt nicht“. Damit sind wohl alle Bedenken zerstreut und den Angehörigen wird das Sterbegeld gezahlt werden.

Ebenso wichtig ist die Frage, ob den verwundeten Kriegsteilnehmern *Krankengeld* gezahlt werden kann? In jedem Feldlazarett sind Ärzte, die dem Verwundeten bescheinigen können, daß er zurzeit erwerbsunfähig sei und daher Anspruch auf Krankengeld habe. Wie bereits erwähnt, war die Behörde in Württemberg der Ansicht, daß das Krankengeld nicht gezahlt werden dürfe — weil dem Verwundeten kein Arbeitsverdienst entgehe. Das Gesetz spricht nur von einer vom Arzt bestätigten Erwerbsunfähigkeit, nicht vom Lohnverlust. Denn sonst würde auch den kranken Kaufleuten, Beamten usw., die Anspruch auf Lohn oder Gehalt während ihrer Krankheit haben, das Krankengeld entzogen werden. Tausende von Frauen haben ihre Mitgliedschaft zur Krankenkasse weiter fortgesetzt, ohne daß sie im Erkrankungsfall als Hausfrau einen Lohnausfall zu beklagen haben. Also müßte auch diesen Versicherten das Krankengeld verweigert werden.

Nachdem nun viele Verwundete um ihr Krankengeld stritten, gab die württembergische Behörde wieder nach und erklärte, daß „das Reichs-Versicherungsamt auf mündliche Anfrage sich dahin geäußert habe, es neige vorbehaltlich einer instanzlichen Entscheidung zur Bejahung der Frage, ob ein Anspruch im Felde stehender Kassenmitglieder auf Gewährung von Krankengeld bestehe“. Die Krankenkassen werden sich also be-eilen müssen, das Versäumte nachzuholen. Ob es noch möglich sein wird, ist eine große Frage, weil eben auf Grund dieser falschen Belehrung viele Familien die Versicherung nicht fortgesetzt haben.

Mit Zustimmung der Behörden kann aber auch eine Krankenkasse Mehrleistungen auch während des Krieges wieder einführen, da ja der Gemeindeverband das etwaige Defizit zu tragen hat. Mehrere Krankenkassen haben damit begonnen und hauptsächlich die im Statut seither gewährte Familienhilfe und Mutter-schutzansprüche wieder eingeführt. Das ist sehr wichtig, da ja mit einem Schlage Tausende von Familien ohne ärztliche Hilfe waren, vom Ernährer verlassen, doppelt unter der Wirkung des Krieges leiden müssen. Tausende von Ehefrauen befinden sich im Stadium der Schwangerschaft, deren Ehemann in den ersten Tagen der Mobilmachung zur Fahne gerufen wurde und keine Ahnung hatte, daß seiner verlassenen Ehefrau ein Notgesetz auch den von der Krankenkasse zu leistenden Mutterschutz rauben würde. Ein wahrer Segen für diese Frauen, wo die Kassen hier entgegenkommen, zumal ja diese Ausgaben niemals die Finanzen einer Kasse ernstlich gefährden können.

Sehr wichtig für alle Familien ist aber die Frage der Beitragszahlung während des Krieges. Bei der Höhe der gesetzlichen Unterstützung ist es den Familien einfach unmöglich, auch noch die hohen Beiträge zu zahlen. Machen sie von dem Rechte Gebrauch, in der niedrigsten Lohnklasse weiter zu versichern, so laufen sie Gefahr, im Unterstützungsfalle auch sehr niedrige Unterstützung zu erhalten. Und die Gefahr ist im Kriege ja sehr groß. Deshalb sollten allerorts die Beiträge von dem Hilfskomitee getragen werden, wenn die Gemeinde selbst versagt. Wohl haben sich zahlreiche Unternehmer bereit erklärt, die Beiträge zu zahlen, doch mehrt sich die Zahl derer, die für diese Zwecke keine Mittel übrig haben. Eine Gemeinde kann aber gar nicht besser für ihre Mitbürger sorgen, als daß sie im Kriegsfalle die Kassenbeiträge übernimmt und so Armenfälle verhindert. An manchen Orten, wie z. B. Frankfurt a. M., hat die freiwillige Kriegsfürsorge aus den gesammelten Mitteln die Kassenbeiträge übernommen, nachdem in jeder der 17 vorhandenen Auszahlstellen die Ehefrauen auf die Weiterversicherung zur Krankenkasse aufmerksam gemacht und die Formulare sofort ausgefüllt wurden. Tausenden von ratlosen Frauen ist dadurch ein gesetzliches Recht gewahrt worden; die Beiträge zur Kasse werden nach einer bestimmten mittleren Lohnklasse gezahlt, ebenso die Beiträge zur Familienversicherung.

In einer Zeit, in welcher alle Deutschen so enorme Opfer bringen müssen, dürfen die Krankenkassen nicht zurückstehen.

## Die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges auf die Schweiz.

Von Dionys Zinner, Winterthur.

Der Krieg hat auf das Wirtschaftsleben der neutralen Schweiz ebenso lähmend gewirkt wie auf das aller anderen neutralen Länder, die alle in dieser Beziehung kaum weniger zu leiden haben als die kriegsführenden Länder. Am 1. August begann die Mobilisation und in den folgenden Tagen wurde sie im ganzen Lande vollständig durchgeführt. Gleichzeitig verließen die vielen Tausende ausländischer Militärpflichtiger die Schweiz, um in ihrem Heimatland in die Armee einzutreten. So leerten sich die Werkstätten, Fabriken, Bureaus, landwirtschaftlichen Betriebe usw. von den menschlichen Arbeitskräften und zurück blieben nur die jugendlichen und älteren Jahrgänge, die Militäruntauglichen und Arbeiterinnen. Da die Schweiz kein stehendes Heer hat, mußten für die Kavallerie und Artillerie die Pferde eingezogen, ferner Automobile requiriert werden, so daß dadurch viele Betriebe in ihrer Beweglichkeit gehindert wurden. Dazu kam für einige Zeit die fast vollständige Inanspruchnahme der Eisenbahnen usw. für die Militärtransporte, die gänzliche Ausschaltung der Schnellzüge und die Einführung eines Fahrtempos, das an die schönen Zeiten der Thurn-Tarvischen Schneckenpost erinnerte. Die plötzliche Beendigung der „Saison“ der für die Schweiz so überaus bedeutungsvollen Fremdenindustrie, die Ausfuhrverbote für zahlreiche gewerbliche und landwirtschaftliche Erzeugnisse, die Stürme des Publikums auf die Banken, das Moratorium mit der Einstellung der Zahlungen der Schuldner an ihre Gläubiger und der allgemeine Schrecken in allen Volkskreisen schlossen sich an, um so geradezu einen Stillstand des gesamten Wirtschaftslebens zu bewirken.

Viele Betriebe, so namentlich in der Uhren-, Textil-, Metall- und Maschinen-, Schuh- und Stickerindustrie, aber auch in andern Industrien und Gewerben wurden geschlossen und andere mit verminderter Arbeiterzahl und bei verkürzter täglicher Arbeitszeit oder nur an 2, 3, 4 oder 5 Wochentagen weitergeführt; die Betriebe mit unveränderten Arbeitszeitverhältnissen dürften eine kleine Anzahl ausgemacht haben und nur wenige Betriebe der Lebensmittelgewerbe (Konservensfabriken, Bäckereien), die für den Militärbedarf arbeiteten, führten Ueberstunden ein.

Diese Wirkungen des Krieges erwiesen sich für unsere Gewerkschaften als sehr verhängnisvoll. Nach einer Statistik des in Bern bestehenden Sekretariats des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes zählten 19 von den 21 Verbänden, die diesem angehören, Ende Juli 85 250 Mitglieder, Ende September 58 792; zum Militär eingerückt sind 22 593 Mitglieder, ganz arbeitslos waren Ende September 11 964, teilweise beschäftigt 23 769 Mitglieder.

In der Stadt Zürich, die von allen Orten der Schweiz die größte Gewerkschaftsbewegung besitzt, zählten die Gewerkschaften Ende Juli 13 300 Mitglieder, Ende August dagegen nur noch 7587; zum Militär eingerückt waren 5966, sonst abgereist sind nur 82 Mitglieder. Voll beschäftigt waren Ende August 4855, teilweise beschäftigt 1021 und arbeitslos 1705 Mitglieder. Vollständiger Mißerfolg wurde mit der Abwanderung der gewerblichen Arbeitslosen auf das Land für

landwirtschaftliche Arbeiten erzielt. Entweder wurden sie gar nicht eingestellt, oder sie erhielten bloß die Kost und nur dann und wann neben dieser noch einen Barlohn von wenigen Rappen. Die „Volksolidarität“ unserer Bauern ist gegenüber den notleidenden Arbeitern schmählich in die Brüche gegangen.

Mit dem Kriegsausbruch wurden die wirtschaftlichen Kämpfe mit dem Kapital abgebrochen und die Gewerkschaftsverbände stellten auch ihre Unterstützungstätigkeit fast ganz ein, indem sie sie nur auf Notfallunterstützung beschränkten. Nur die Buchdrucker und Lithographen zahlen Kranken- und Arbeitslosenunterstützung, aber auch bloß in geringerem Betrage weiter und dabei heben sie von ihren Mitgliedern Extrabeiträge neben den normalen Beiträgen ein, und zwar die ersteren von 3 bis 5 Fr. pro Woche je nach der Lohnhöhe, die anderen in der Höhe des statistischen Beitrages. Auch die Buchbinder erheben von jedem Mitgliede mit über 30 Fr. Wochenlohn neben dem ordentlichen Beitrag einen Extrabeitrag von 1 Fr. wöchentlich.

Nur diese drei Berufsgruppen geben ihre Verbandsorgane weiter unverändert heraus, während einige andere Verbände (Schneider, Maler, Bauarbeiter) deren Erscheinen ganz einstellten und die übrigen Verbände ihre Blätter in verringertem Umfange und zum Teil auch seltener (14tägig statt wöchentlich, monatlich statt 14tägig) erscheinen lassen.

Die Gewerkschaftsbeamten haben auf die Hälfte ihrer Gehälter verzichtet.

Die Gewerkschaften haben Friedens- und Kulturarbeit zu leisten, auf den Bülkerkrieg sind sie nicht eingerichtet. Aber immerhin haben sie auch jetzt noch wichtige Aufgaben zu erfüllen, so über die Aufrechterhaltung der Tarifverträge und Vereinbarungen zu wachen und möglichst Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen zu verhindern. Bereits haben zahlreiche Hyänen des Schlachtfeldes Lohnreduktionen bis zu 50 Proz. und mehr vorgenommen, und die Arbeiterpresse veröffentlicht ganze Listen solcher gewissenloser Arbeitswucherer, die die Not der Zeit dazu benutzen, auf Kosten der Arbeiter und Arbeiterinnen fette Extraprofite in ihre Taschen zu leiten und sich außerordentlich stark zu bereichern, während weite Arbeiterkreise hungern. Eine zentrale Notstandskommission der organisierten Arbeiterschaft hat gegen das aufreizende Gebaren dieser Geldsackhyänen das Einschreiten des Bundesrates angerufen, der zu diesem Zwecke eine besondere Konferenz mit Beteiligung von Arbeitervertretern beschlossen hat.

Auch der Lebensmittelwucher mit Preistreibereien und Teuerung treibt es in diesen Tagen der schlimmsten Not schamloser als je. Der Bauernsekretär Laur hat sofort mit dem Kriegsausbruch seine „Residenz“ von Brugg nach Bern verlegt, um hier den Bundesrat für die Agrarinteressen zu bearbeiten und zu dirigieren. Auch gegen dieses Treiben führt die genannte zentrale Notstandskommission der organisierten Arbeiterschaft einen steten Kampf.

Der Geldmarkt erfuhr eine starke Erschütterung. Die Nationalbank mußte bereits am 30. Juli für 24 Millionen 20-Frankennoten und am 3. August für 20 Millionen 5-Frankennoten ausgeben. Dann kamen für 30 Millionen Franken Bundeskassenscheine. Der Diskontsatz betrug am

1. Juli  $3\frac{1}{2}$  Proz., am 3. August 6 Proz. und der Lombardzinsfuß stieg von  $4\frac{1}{2}$  auf 7 Proz. Mitte Oktober beliefen sich diese Sätze auf 5 und  $5\frac{1}{2}$  Proz., die Spannung hat also etwas nachgelassen. Der Bund bereitet eine neue Krieganleihe von 50 Millionen Frank vor, womit seine Schulden auf 226,3 Millionen Franken steigen. Zur Deckung der Kriegskosten soll eine Kriegs- oder Wehrsteuer erhoben, aber auch das Tabakmonopol eingeführt werden. Bestimmte Beschlüsse liegen noch nicht vor.

Die **Zolleinnahmen**, welche seit Jahren über 80 Millionen Franken jährlich betragen und die Haupteinnahmequelle des Bundes für sein 100-Millionen-Budget bilden, sind mit fast völligem Stillstand des Außenhandels auf ein Minimum zurückgegangen. Sie beliefen sich im August auf nur 166 000 Frank, im September auf 1 Million gegen etwa 7 Millionen Frank monatlich im früheren Jahresdurchschnitt.

Die **Bundesebahnen** hatten im August 10 216 000 Fr. Einnahmen gegen 20 765 432 Fr. im gleichen Monat 1913, im September 9 458 000 Fr. gegen 18 740 000 Fr., also ein Rückgang um die Hälfte. Einschränkungen in jeder Beziehung und erhebliche Personalentlassungen sind die Folge davon, wozu als die ungeeignetste und ungeschickteste Maßnahme auch noch die Verteuerung der Retourbillette der 2. und 3. Klasse kommen soll, die einen Rückgang des Verkehrs herbeiführen wird.

Die Schäden des Krieges lassen sich heute nicht übersehen, kaum ahnen, meint ein Baseler Bankhaus in seinem Situationsbericht. Wir möchten diese zutreffenden Worte besonders auch für die Verhältnisse des Proletariats gelten lassen, dessen überwiegend größter Teil sich gegenwärtig im Zustande völliger Verelendung befindet. Bestände die Arbeiterbewegung noch nicht, sie müßte geschaffen werden, um auf den Trümmern einer zerstörten Welt die neue Hoffnung auf eine endliche bessere Zukunft aufzupflanzen.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

**Der Krieg und die Wirtschaftslage in den Vereinigten Staaten von Amerika.**

Von der New Yorker Effektenbörse. — Der amerikanische Geldmarkt. — Sinkende Valuta. — Goldexporte des Gold Pools. — Unterstüfung der Bank von England. — Rückgang des amerikanischen Außenhandels. — Preissteigerung auf dem Warenmarkt. — Die Baumwollkrise. — Mangel an Farbstoffen. — Baumwolle keine Konterbande. — Ausdehnung der Handelsbeziehungen der Union in Südamerika. — Die amerikanische Handelsflotte. — Der amerikanische Kapitalismus als Ruhnieher des Weltkrieges.

Berlin, 31. Oktober 1914.

Der Krieg lähmt nicht nur das Wirtschaftsleben der direkt an ihm beteiligten Länder. Die Wirtschaftsfunktionen der kapitalistischen Staaten sind untereinander so mannigfach verkettet und verschweißt, daß die Störung bestimmter Wirtschaftsfunktionen eines dieser Staaten alsbald über dessen Grenzen hinaus auf den Geld- und Handelsverkehr der mit ihm wirtschaftlich verbundenen Staaten übergreift — schwächer oder stärker, je nach dem Grade der gegenseitigen Wechselbeziehungen. Die Volks- oder Nationalwirtschaft, die einst nach der Herausbildung großer Nationalstaaten in

Europa in den Theorien der Merkantilisten ihren zeitgemäßen Ausdruck fand, ist längst zur vielverzweigten Weltwirtschaft geworden: zu einem in sich vielfach verschlungenen Gesamtmechanismus, innerhalb dessen Bereich die sogenannte Nationalwirtschaft des einzelnen Staates gewissermaßen nur einen Teilmechanismus darstellt. Zudem sind an dem gegenwärtigen gewaltigen Ringen nicht nur zwei Mächte beteiligt, sondern die größten, kapitalistisch entwickeltesten Staaten ganz Europas. Kein Wunder, daß die durch den Krieg hervorgerufene Wirtschaftsstörung sich bis in die fernsten Weltgegenden, bis nach Amerika, Australien und Ozeanien erstreckt. Natürlich in verschiedenem Grade. Was Amerika anbetrifft, so wird die nordamerikanische Union, da sie das kapitalistisch vorgeschrittenste unter den amerikanischen Ländern ist, am meisten durch die Kriegslage des europäischen Wirtschaftsmarktes beeinflusst; doch auch Argentinien und Brasilien und selbst die kleineren südamerikanischen Staaten, wie z. B. Uruguay, hat die Krise mit ihren weitreichenden Fängen erfaßt.

Wie die deutschen Fondsbörsen ist auch die für Nordamerika maßgebende New Yorker Effektenbörse seit dem Ausbruch des Krieges geschlossen. Die wenigen Umsätze in Börsenwerten, die seit dem 30. Juli zur sogenannten Marktstellung alter Verpflichtungen abgeschlossen wurden, erfolgten auf der Basis der letzten Schlussnotierungen. Wohl finden unterderhand außerhalb des Börsengebäudes in der Wallstreet, auf der sogenannten „Straßenbörse“, Abschlüsse gegen bar statt; aber sie halten sich in engen Grenzen und vermögen natürlich den legalen Börsenverkehr nicht zu ersetzen. Und noch ist kaum mit Bestimmtheit vorauszusehen, wann das Getriebe in der Wallstreet wieder beginnen wird. Einzelne Finanz- und Spekulantenkreise drängen auf baldige Wiedereröffnung der Effektenbörse; andere, vorsichtiger, raten dringend abzuwarten, wie sich die gedrückte Lage auf dem Baumwollmarkt gestaltet, vor allem wie weit es dem aus Banken und großen Handelsfirmen gegründeten Baumwoll-Finanzierungssyndikat gelingen wird, die Krise der amerikanischen Baumwollindustrie zu lindern. Selbst wenn diese Bemühungen Erfolg haben, dürfte sich aber die Wiedereröffnung der New Yorker Fondsbörse bis gegen Ende November, vielleicht Anfang Dezember, hinziehen, und auch dann wird man voraussichtlich nicht die Spekulation in vollem Maße wieder entfesseln, sondern die Umsätze in Wertpapieren auf den Kassaverkehr beschränken.

In den ersten Wochen nach Beginn des Krieges drohte dem amerikanischen Geld- und Kreditgeschäft völlige Zerrüttung. In letzter Zeit hat sich der amerikanische Geldmarkt jedoch etwas gebessert. Immerhin ist auch heute noch Geld sehr „teuer“: eine Tatsache, die im Widerspruch mit der zunehmenden Geldflüssigkeit am New Yorker Markt zu stehen scheint, sich aber aus bestimmten Gegentendenzen leicht erklären läßt. Da es nämlich zurzeit an sicherer, rentabler Kapitalanlage in Industrie und Handel fehlt, steht Geld zwar in genügender Menge zur Verfügung, aber die Geldebefitzer befürchten, daß der Krieg in Europa leicht zu Verwickelungen führen könnte, die auch das amerikanische Wirtschaftsleben stärker gefährden; sie halten deshalb mit der Hergabe von Geld zurück, wenn nicht außergewöhnlich hohe Zinsen ihre Gewinnsucht locken. Fast den ganzen September hindurch mußten am New Yorker Geldmarkt für tägliches Geld oder, wie der amerikanische Ausdruck lautet, „money on call“ (Geld auf Abruf)  $6\frac{1}{2}$

bis 8 Prozent Zinsen gezahlt werden, und für Termindarlehen stellte sich der Zinssatz sogar auf 8 und  $8\frac{1}{2}$  Prozent. Der Diskont für Primawechsel mit längeren Zahlungsfristen betrug meist 7 bis  $7\frac{1}{2}$  Prozent, für kurzfristige Primawechsel 6 bis  $6\frac{1}{2}$  Prozent. Nach New Yorker Meldungen hat sich in der letzten Woche der Zinssatz für tägliches Geld und der Diskont für kurzfristige Wechsel ein wenig ermäßigt; immerhin stellt sich auch jetzt noch der Normalsatz für tägliches Geld und für kurzfristige Wechsel bester Qualität auf 6 Prozent, wenn auch im Privatverkehr öfters nur  $5\frac{3}{4}$  Prozent gefordert werden sollen. Auch für sonstige sichere Anlagewerte müssen relativ hohe Zinsen gewährt werden. Die verhältnismäßig gut fundierte New York Central- und Hudson River-Eisenbahngesellschaft, die vor einigen Wochen für 40 Millionen Dollar halbjährliche und ganzjährliche Noten (letztere am 15. Oktober 1915 rückzahlbar) ausgab, hat sich zum Beispiel zur Gewährung von  $6\frac{1}{2}$  Prozent Zinsen verstehen müssen.

Zudem leidet der amerikanische Geldmarkt, der dem Ausland, besonders England, zurzeit große Summen schuldet, unter einer beträchtlichen Entwertung der Valuta. Während sonst am Devisenmarkt das Pfund Sterling mit 4,84 oder 4,85 Dollar berechnet wird, mußte der amerikanische Schuldner, der in letzter Zeit Zahlungsverpflichtungen in England zu erledigen hatte, für amerikanische Tratten auf englische Märkte (60 Tage Laufzeit) pro Pfund Sterling 4,96—4,98 Dollar zahlen.

Ungeblieh um diesem Uebel zu wehren, den amerikanischen Firmen ihre Zahlungen in England zu erleichtern und sie vor ernstern Verlusten zu bewahren, hat sich auf Anregung des Bankhauses J. P. Morgan u. Comp. unter Leitung des Federal Reserve Board ein amerikanischer „Gold Pool“, vornehmlich aus New Yorker und Chicagoer Banken, gebildet, der einen Betrag bis zu 100 Millionen Dollar Gold (also ungefähr 420 Millionen Mark) nach Kanada schicken und dort zur Verfügung der Bank von England halten will. Als Zweck dieser Goldübermittlung, die nur deshalb nicht direkt nach London erfolgt, weil man eine Beschlagnahme des Goldes durch deutsche Kreuzer befürchtet, erklärte öffentlich das Federal Reserve Board:

„Die Bank- und Handelsinteressen unseres Landes leiden unter nie dagewesenen Unzuträglichkeiten in den internationalen Bank- und Handelsarrangements. Europäische Kredite werden eingeschränkt und ausländische Devisen sind zu irgendeinem nennenswerten Betrage unerlangbar. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß der Kredit von Korporationen, Firmen und Individuen durch die prompte Deckung ausländischer Verpflichtungen aufrechterhalten bleibe, und es ist ebenso wichtig, daß unsere Kaufleute und Fabrikanten vor den jetzt bei der Begleichung ausländischer Rechnungen entstehenden Schwierigkeiten und Verlusten bewahrt bleiben.“

Vielleicht mögen auch diese Gründe bei der Errichtung des Pools mitgespielt haben; aber sicherlich sind die eigentlichen Motive dieses Goldports anderswo zu suchen, befinden sich doch unter diesen Banken, die jetzt in nationaler Ethik machen, so manche, die zu anderen Zeiten nicht die geringsten ethischen Bedenken verspürt haben, ihren verehrten amerikanischen Mitbürgern die faulsten ausländischen Papiere aufzuhängen und sie nach allen Regeln der Kunst zu schröpfen. Um den amerikanischen Importeuren die Begleichung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten in London oder Liverpool zu erleichtern, hat die amerikanische Bankfinanz, die mit der englischen in

engster Geschäftsverbindung steht, noch andere Mittel als die, der Bank von England für 100 Millionen Dollar Gold zuzuführen. Während man so splendide England mit dem begehrten Gold versorgt, geben die amerikanischen Banken selbst ihren alten Kunden kein Gold heraus, sondern speisen sie mit Nationalbanknoten und sogenannten Notstandsnoten ab, von denen die Regierung bis zum 20. Oktober bereits für 366 Millionen Dollar ausgegeben hatte. Will ein Amerikaner ins Ausland reisen und für seinen Bedarf absolut Goldgeld mitnehmen, so muß er, wie von drüben gemeldet wird, in der Form von Extraprovisionen und Abzügen ein gewisses verstecktes Agio entrichten.

Noch ein weiteres Moment kommt bei dem Goldexport in Betracht. Sind auch zurzeit die Zahlungen, die die Union in England zu leisten hat, größer als die Forderungen der Union an englische Geldmärkte, so hat doch in letzter Zeit der Export von amerikanischen Lebensmitteln, vornehmlich von Weizen und Zucker, nach England im starken Maße zugenommen, und diese Verschiffungen dauern noch an. Dadurch steigen selbstverständlich die Zahlungsverbindlichkeiten Englands gegenüber der Union, und wenn heute die meisten dieser Forderungen auch noch nicht fällig sind, so werden doch durch sie in den nächsten Monaten genügend Mittel für den „foreign exchange“, den Zahlungsaustausch, geschaffen. Wenn trotzdem die amerikanische Bankfinanz, der diese Weizenverschiffungen nach England sicher nicht unbekannt sind, durch ihren „Gold Pool“ der Bank von England für ungefähr 20 Millionen Pfund Sterling Gold zuführt und diese Goldausfuhr sofort, wie die gemeldeten amerikanischen Goldausfuhrziffern beweisen, mit großer Energie begonnen hat, so kann darin lediglich die Absicht der amerikanischen Bankfinanz gefunden werden, die englische Finanz möglichst zu unterstützen. Bekanntlich hat diese amerikanische Finanz, der selbst ein Roosevelt zu wenig imperialistisch schien und die in dem jetzigen Präsidenten Wilson nur einen philosophischen Träumer erblickt, stets sich der englischen Finanz eng verbunden gefühlt, wenn es auch gelegentlich, wie noch jüngst beim mexikanischen Abenteuer, an kleinen familiären Zänkereien nicht gefehlt hat.

Nicht minder wie der Geldmarkt leidet der Warenmarkt der Vereinigten Staaten unter der Kriegstörung, besonders aber wird der Ausfuhrhandel betroffen. Nach der offiziellen Statistik betrug:

die Einfuhr:	1913	1914
im August . .	137,7 Millionen Dollar	129,4 Millionen Dollar
im September .	171,0 „ „	139,2 „ „
die Ausfuhr:	1913	1914
im August . .	187,9 Millionen Dollar	110,3 Millionen Dollar
im September .	218,2 „ „	156,2 „ „

Weit mehr als die Einfuhr hat demnach die Ausfuhr abgenommen. Für den Monat August beträgt der Rückgang des Ausfuhrhandels ungefähr 40, für den September 28 Prozent. Die Vereinigten Staaten bleiben in dieser Hinsicht, obgleich sie nicht direkt am Kriege beteiligt sind, sogar nicht weit hinter England zurück, dessen Export im August um 45, im September um 37 Prozent zurückgegangen ist.

Dieser Rückgang des Außenhandels hat naturgemäß zugleich eine beträchtliche Abnahme der Küstenfrachtschiffahrt und des Eisenbahnfrachtverkehrs zur Folge gehabt. Nach Duns Ausweis haben beispielsweise in der ersten Hälfte des Oktobers die Frachteinnahmen von 36 der größten amerikanischen Eisenbahnen im Vergleich zur gleichen Zeit des Vorjahres 15 Prozent weniger betragen. Um den Ausfall einigermaßen auszugleichen, haben einzelne Bahnen mit Genehmigung der staatlichen Bahnkommissionen ihre Frachtfäße bereits um 5 bis 10 Prozent erhöht: ein recht zweifelhaftes Mittel, das schwerlich den Frachtverkehr heben wird.

Bei diesen Zahlen muß überdies berücksichtigt werden, daß die Erntemengen in diesem Jahre durchweg viel größer sind als im vorigen, also sich normalerweise eine Steigerung des Frachtverkehrs ergeben müßte. Im vorigen Jahre betrug die Ernte an Mais 2447, an Weizen 763, an Hafer 1122 und an Gerste 178 Millionen Bushels (1 Bushel =  $35\frac{1}{4}$  Liter), nach der vorläufigen Schätzung des Washingtoner landwirtschaftlichen Bureaus vom 1. Oktober ist hingegen auf eine diesmalige Ernte von 2676, 892, 1137 und 197 Millionen Bushels zu rechnen.

An der Abnahme des Exports sind vornehmlich Baumwolle, Petroleum und andere Oele, Vieh und tierische Produkte, Kupfer, Eisen- und Stahlfabrikate beteiligt, während die Verschiffungen von Brotgetreide und Zucker eine Zunahme aufweisen, und zwar hat vornehmlich England große Vorräte Weizen und Zucker aufgekauft. Die Folge ist eine völlige Verschiebung der Großhandelspreise. Der Preis für Weizen (Lokoware) stellt sich zurzeit am New Yorker Markt je nach Qualität auf 122 bis 126 Dollar, das heißt ungefähr 30 Prozent höher als im vorigen Jahre und 34 Prozent höher als gegen Ende Juli dieses Jahres. Ebenso steht der Haferpreis um ungefähr 12 bis 15, der Maispreis um 8 bis 10, der Zuckerpreis gar um 30 bis 35, Schmalz 8 bis 10 Prozent höher, während z. B. die Preise für Kaffee, Speck, Schweinefleisch, Kupfer, Roheisen, Stahl, Baumwolle seit Kriegsbeginn gesunken sind.

Am schwersten hat die Baumwolle gelitten. Ende Juli, vor dem Krieg, notierte in New York das Pfund sofort lieferbarer Baumwolle, middling, 13 bis  $13\frac{1}{4}$  Cent, seitdem ist es nach und nach bis auf  $8\frac{1}{2}$  Cent gesunken, und selbst zu diesem niedrigen Preis wurden nur relativ mäßige Käufe abgeschlossen. Um den Preis wieder in die Höhe zu treiben, mindestens auf 10 Cent (nach anderen Nachrichten auf  $10\frac{3}{4}$  Cent), und die Baumwollpflanze dadurch möglichst vor dem Ruin zu bewahren, hat sich, wie vorhin schon erwähnt wurde, ein größtenteils aus Banken bestehendes Finanzierungs Syndikat gebildet. Es beabsichtigt, um dem Ueberangebot zu wehren, große an den Markt kommende Mengen aufzukaufen und Darlehen auf Baumwollkontrakte zu gewähren.

Die europäischen Länder, vornehmlich England, Frankreich, Deutschland, deren Textilindustrien sonst riesige Baumwollmengen verarbeiten, haben den Import fast ganz eingestellt oder vielmehr einstellen müssen. Leider stehen mir augenblicklich genaue statistische Zahlen über den Baumwollverband der nordamerikanischen Union nach europäischen Häfen während der letzten Wochen nicht zur Verfügung. Vom 1. August bis 25. September d. J. sollen nur 71 018 Ballen nach europäischen Häfen verschifft worden sein, davon 29 017 Ballen nach England. Da im gleichen Zeitraum des

Jahres 1913 an 783 616 Ballen nach Europa verladen wurden, wäre das noch nicht ein Zehntel des vorjährigen Bedarfs! Unerwähnt darf jedoch nicht bleiben, daß nach den telegraphischen Meldungen in den letzten Wochen die Verschiffungen beträchtlich zugenommen haben, wenn sie auch noch immer weit hinter den Ziffern früherer Jahre zurückbleiben.

Nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz ist der Absatz infolge des Kriegs fast unmöglich; in Frankreichs wichtigsten Textilbezirken wütet die Kriegsfurie, und England wird von einer Baumwollkrise heimgesucht, gegen die alle früheren Krisen nur ein Kinderpiel sind. England, dessen Handelsblätter Anfang August verkündeten, die Abschneidung der Baumwollzufuhr würde die deutsche Textilindustrie größtenteils vernichten, hat sich mit seiner Absperropolitik tief in das eigene Fleisch geschnitten. Es hat nicht nur seine bedeutendsten Abnehmer auf dem Kontinent verloren, auch der Bedarf der Mittelmeerländer hat infolge der Kriegsgärung beträchtlich abgenommen und selbst aus Ostindien und China laufen, wie die englische Handelspresse meldet, Annullierungen früherer Aufträge auf Garne und Kattune ein — ganz abgesehen davon, daß die Besteller jener Gegenden es meistens mit dem Bezahlen wenig eilig haben. So ist über die Baumwollspinnereien und Baumwollwebereien Lancashires die Krise mit ihren Folgen hereingebrochen. Eine Spinnerei nach der andern entläßt ihre Arbeiter und schließt ihre Pforten. Und doch drohen England noch andere schwere Schädigungen: auch Aegyptens und Vorderindiens Baumwollproduktion steht vor einer ähnlichen Absatzkrise, wie die der Vereinigten Staaten.

Uebrigens leiden auch verschiedene Zweige der amerikanischen Textilindustrie unter der Baumwollmisere. Zwar ist das Rohprodukt Baumwolle jetzt billig, doch die Nachfrage des inneren Marktes nach Baumwollgeweben ist ebenfalls durch den Krieg zurückgedrängt, und zudem fehlt es an den zur Fabrikation nötigen Chemikalien und Farbstoffen, die bisher teils direkt, teils über England aus Deutschland bezogen wurden, und, da Deutschland in manchen dieser Artikel ein Weltmonopol besitzt, anderswoher nicht zu beschaffen sind. Manche der deutschen Farbstoffe, Drogen- und Apothekewaren sind tatsächlich bereits um mehr als das Doppelte im Preise auf dem amerikanischen Markt gestiegen.

Diese prekäre Lage des amerikanischen Baumwollgeschäfts hat in den Vereinigten Staaten wachsenden Unwillen über die englische Sperrpolitik hervorgerufen, durch die der amerikanische Export von Baumwolle und Petroleum nach neutralen europäischen Häfen sehr erschwert wurde. Unter dem Eindruck einer immer deutlicher in den kapitalistischen Blättern Amerikas hervortretenden Verstimmung, die alle bisherigen freundlichen Sympathien der anglo-amerikanischen Handelswelt für Old-England zu zerstören drohte, hat sich denn auch schließlich England bereitfinden lassen, die Erklärung abzugeben, daß es Baumwolle und Petroleum nicht als Konterbande zu betrachten gedenke. Wie lange diese Zusage vorhält, wird die Erfahrung lehren; denn erst nach recht dringenden Mahnungen englischer Finanz- und Handelsblätter hat sich die englische Regierung zu diesem Verzicht bequemt.

Trotz der gegenwärtigen ungünstigen Lage des amerikanischen Wirtschaftsmarktes wird jedoch das Ergebnis des jetzigen Welt-

Krieges voraussichtlich für die Vereinigten Staaten eine Stärkung ihrer Handels- und Machtstellung in den Küstengebieten Südamerikas und im Stillen Ozean sein, den einst der erste Napoleon das große Mittelmeer der Zukunft genannt hat. Die imperialistische amerikanische Politik, die durch die Eroberung Kubas, Portoricos und der Philippinen, die Gründung der Republik Panama und den Bau des Panamatkanals in den letzten beiden Jahrzehnten einen Erfolg nach dem andern errang, sieht ihre großen Ziele reifen: ihre Herrschaft über Südamerika und den Stillen Ozean. Mit Eifer ist die amerikanische Kapitalistenklasse an der Arbeit, die durch den Krieg unterbrochene deutsche und englische Handelstätigkeit in Südamerika zu ihrem Vorteil auszunutzen, neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen, auf bisher dem amerikanischen Handel verschlossenen Märkten Fuß zu fassen und die amerikanische Handelsflotte zu vergrößern.

Bisher wurde selbst der direkte Handelsverkehr zwischen den Hafentplätzen der Union und Südamerikas größtenteils durch englische und deutsche Schiffe vermittelt. Um die eigentliche dem Auslandsverkehr dienende Handelsmarine des nordamerikanischen Freistaates ist es nur schwächlich bestellt. Man darf sich durch die hin und wieder in den Zeitungen auftauchenden amerikanischen Statistiken nicht blenden lassen. Die Union rechnet nach Brutto-Registertons, die großen Staaten Europas nach Nettotons; ferner zählt sie schon die kleinen Fahrzeuge von 5 Registertons der Handelsmarine zu, Deutschland erst die Schiffe von 17,65, England von 15, Schweden von 20 Registertons brutto, und außerdem rechnet die Union auch noch die kleinen Küsten- und Fischerfahrzeuge sowie die Dampfboote auf den östlichen Flußläufen mit hinzu. Die Zahlen sind also ganz unvergleichbar.

Freilich alle die schönen Hoffnungsträume, die in kapitalistischen nordamerikanischen Blättern auftauchen, werden die Herren Imperialisten jenseits des großen Teiches schwerlich reifen sehen. Selbst wenn es ihnen gelingen sollte, während des Krieges den deutschen Handel und die deutsche Schifffahrt aus wichtigen Positionen zu verdrängen, wird später nach Friedensschluß und dem Wiedereinsetzen der deutschen Konkurrenz sich manches ändern. Erstlich leidet der Handelsverkehr der südamerikanischen Staaten zurzeit selbst im stärksten Maße unter den Kriegswirren, so daß z. B. die Zolleinnahmen Brasiliens im letzten Augustmonat nur 43 Prozent der Zolleinnahmen des August im vorigen Jahre betragen haben. Die Gelegenheit, neue Handels- und Schifffahrtsverbindungen anzuknüpfen, ist daher ziemlich beschränkt; ferner aber haben England und Deutschland in Südamerika viel mehr Kapital angelegt als die Vereinigten Staaten, und drittens führen die südamerikanischen Länder meistens agrarische Rohprodukte aus, für welche die Union, da sie vielfach gleiche oder ähnliche Produkte erzeugt, nur eine mäßige Aufnahmefähigkeit besitzt. Dazu kommt, daß speziell Hamburg in einzelnen Teilen des spanischen Südamerikas sehr alte, solide Handelsverbindungen besitzt, die sich nicht ohne weiteres beiseite schieben lassen, und daß weiter die amerikanischen Schifffahrtsgeellschaften ihre Frachtsätze erheblich ermäßigen müssen, wenn sie dauernd mit den deutschen und englischen Reedereien konkurrieren wollen.

Günstigere Aussichten eröffnen sich nach meiner Ansicht der nordamerikanischen Konkurrenz im Stillen Ozean — vorausgesetzt, daß der Krieg noch viele Monate anhält und mit einer beträchtlichen Schwächung der englischen Handelsflotte endet.

Immerhin, wenn auch so mancher Expansionsstrom des Yankee-Imperialismus sich als Schaum erweisen mag, eine Stärkung seiner wirtschaftlichen und politischen Macht wird der amerikanische Kapitalismus zweifellos erreichen. Vielleicht wird er schließlich der größte Nutznießer des jetzigen Ringens in Europa sein.

Heinrich Cunow.

## Notiz.

Die deutschen Aktiengesellschaften. Zum sechsten Male erscheint eine Statistik der Aktiengesellschaften, die vom Kaiserlichen Statistischen Amt (bei Puttkammer u. Mühlbrecht, Berlin) veröffentlicht wird. Wiederum werden die in Liquidation oder im Konkurs befindlichen Gesellschaften ausgeschlossen, ebenso wie Nebenleistungsgesellschaften, 11 Kartelle und 253 Gesellschaften, die sahrungsgemäß keine Dividenden verteilen. Es bleiben mithin 4773 reine Erwerbsgesellschaften. Im Vergleich mit den früheren Resultaten ergibt sich folgende Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Aktiengesellschaften:

	1908/09	1909/10	1910/11	1911/12	1912/13
Reine Erwerbsgesellschaften (Zahl) . . .	4587	4607	4680	4712	4773
Aktienkapital (in Milliarden Mark) . . .	12,79	13,72	14,23	14,88	15,50
Reserven („ „ „) . . .	2,66	3,01	3,25	3,52	3,79
Echte Reserven in Proz. des Aktienkapitals	20,80	22,00	22,90	23,60	24,40
Somit Eigenkapital (in Milliarden Mark) .	15,45	16,73	17,48	18,40	19,29
Obligationsschulden („ „ „) .	2,91	3,26	3,35	3,50	3,70
Hypothekenschulden („ „ „) .	1,13	1,26	1,32	1,44	1,65
Sonstige Schulden („ „ „) .	26,40	29,65	31,20	34,11	35,14
Gesamtschulden (in Milliarden Mark) . .	30,44	34,17	35,87	39,05	40,49
„ in Proz. des Eigenkapitals .	196	208	208	215	210

Die Zahl der Aktiengesellschaften ist in den fünf Jahren relativ wenig, um 186, gestiegen. Dabei ist es bekannt, daß es sich in der Hauptsache um Umwandlungen bestehender Unternehmungen in Aktiengesellschaften handelt. Das eigene Kapital ist dagegen um die recht bedeutende Summe von 3,84 Milliarden Mark erhöht worden; noch mehr aber ihre Schuldenlast, die um 10 Milliarden Mark gestiegen ist, so daß die verfügbaren Mittel von 45,89 auf 59,78 Milliarden angewachsen sind. In diesen fünf Jahren ist das Gesamtkapital des Landes kaum viel mehr als um 20 Milliarden gestiegen. Daraus folgt, daß das Kapital sich immer mehr in den Aktiengesellschaften konzentriert. Im Durchschnitt verfügte eine Aktiengesellschaft 1907/08 über 10 Millionen und 1912/13 über 12 Millionen Mark. Unter den Aktiengesellschaften sind es somit die großen, die besonders rasch wachsen. . . .

Beachtenswert ist auch, daß vom Gesamtunternehmungskapital im Betrage von 19 Milliarden 5,19 Milliarden auf 184 Banken kommen. In den Banken konzentrieren sich somit 27 Proz. des Gesamtunternehmungskapitals der Aktiengesellschaften und, wenn man auch die Passiven hinzurechnet, die sich bei den Banken auf 24,33 Milliarden belaufen, 50 Proz. des gesamten Kapitals, über das die Aktiengesellschaften verfügen. Daraus erhellt schon ohne weiteres, welche ungeheure Macht über das gesamte Wirtschaftsleben die Banken erlangt haben müssen.

Ueber die Rentabilität der Aktiengesellschaften gibt folgende Tabelle Auskunft:

	1907/08	1908/09	1909/10	1910/11	1911/12	1912/13
Gesellschaften mit Verlusten . . . . .	598	808	707	743	700	720
Deren Verluste (in Millionen Mark) . . . . .	71	118	78	79	101	79
Gesellschaften mit Gewinn . . . . .	3908	3688	3821	3868	3936	3979
Deren Gewinn (in Millionen Mark) . . . . .	1351	1233	1366	1473	1571	1736
Für alle Gesellschaften beträgt der Gewinn in Proz. des Eigentapitals . . . . .	8,35	7,03	7,82	8,08	8,14	8,70
Aktientapitals . . . . .	10,11	8,57	9,57	9,95	10,11	10,86
Zahl der dividendenzahlenden Gesellschaften	3425	3271	3319	3420	3481	3486
Dividende (in Millionen Mark) . . . . .	1023	960	1044	1133	1220	1332
in Proz. d. Dividendenberechtigten Kapitals . . . . .	8,07	7,38	7,76	8,09	8,39	8,74

Die Zahl der Gesellschaften, die mit Verlust arbeiten, schwankt je nach der Konjunktur sehr stark. Sie ist im ganzen um 122 gestiegen; die Zahl der Unternehmungen, die einen Gewinn verzeichnen, hat sich dagegen bloß um 71 erhöht. Es scheint, daß wohl die meisten neu gegründeten Unternehmungen kein Glück gehabt haben. Die Verzinsung des Kapitals hat sich mit dem eingetretenen wirtschaftlichen Aufschwung gehoben. Wie viele von diesen Gesellschaften werden aber die jetzige Krise überstehen können? Das werden wir erst nach Jahren erfahren. . . . Sp.



## Krieg und Kunst.

Von Wilhelm Hausenstein.

Der Gegenstand ist in seinem kulturgeschichtlichen Gesamtumfang ungeheuer. Andererseits ist klar, daß die Beziehung zwischen Krieg und Kunst für das uns am nächsten angehende Zeitalter, nämlich das 19. und 20. Jahrhundert, keine irgendwie entscheidende Bedeutung gehabt hat. Was hatten Delacroix, Courbet, Manet, Cézanne, van Gogh, Gauguin, was Feuerbach, der Maler der Amazonenschlacht, was Marsés, Hildebrand, Leibl, Liebermann, Uhde, Trübner mit dem Krieg zu tun? Das wären zwei entgegen-gesezte Gründe, den Gegenstand fast überhaupt nicht anzurühren. Aber der geschichtliche Augenblick, in dem wir leben, drängt manchen so sehr wenigstens zu einer versuchenden Uebersicht über diesen Gegenstand, daß er sie wagen wird, wiewohl er auf der einen Seite zu viel, auf der anderen zu wenig entdecken mag. Die wechselnde Buntheit der Beziehungen, die das Problem beleben, gibt vielleicht im notgedrungen flüchtigen Inventar einer kleinen Skizze den unmittelbarsten Eindruck von den Fragen, die hier entstehen können.

Es ist nicht leicht, die Beziehungen, die das Problem durchweben, zu ordnen. Immerhin läßt sich ein gewisser Aufbau von außen nach innen versuchen.

Sehen wir von der rein wirtschaftlichen Bedeutung ab, die der Krieg für den Künstler und damit für die Kunst hat, so ergeben sich die ursprünglichsten Verhältnisse zwischen Krieg und Kunst in der Form der Zerstörung

und der Erbeutung. Geplante Zerstörung künstlerischer Werte, die in früheren, elementareren Zeiten oft geschah, lag in neueren Zeiten wohl fast immer außerhalb der Zwecke des Krieges. Wohl aber war sie oft die Nebenwirkung kriegerischer Zusammenstöße. Was nun immer in der Geschichte Ursache der Vernichtung gewesen sein mag, ob Absicht oder Zufall, in jedem Fall werden wir Zerstörungen künstlerischer Werte als einen bitteren Verlust rechnen. Aber damit ist diese Seite des Problems nicht erledigt. Man soll jede Zerstörung vermeiden, die sich vermeiden läßt. Mutwille und Fahrlässigkeit wären Sünde wider den Schatz der Kultur, die einer Menschheit gehört. Allein man soll sich auch bewußt bleiben, daß jedes lebendige Leben, auch das primitivste, auf irgendeine Weise wesentlich ist als jedes Denkmal geschichtlicher Kultur. Die Pflege des Geschichtlichen ist eine edle Notwendigkeit, aber sie ist in irgendeiner Instanz unproduktiv selbst dann, wenn sie in lebendiger Erregung vibriert. Das lebende Leben soll produktiv sein. Zerstört es im Kampf um das eigene Dasein höchste Werte der Vergangenheit, so wird es für das Vergangene ein letztes tragisches Schicksal. Gegenüber allem Geschichtlichen hat zuletzt das Gegenwärtige, gegenüber allem Aesthetischen und Sentimentalischen — auch dem Bornehmsten und Bewegtesten — das ungeformte Neue, das Naive recht. Ist dies Naive vollblütig, so wird auch es auf irgendeine Art künstlerisch produktiv werden und seine eigene klassische Form finden. Es ist besser, im Kampf um das bare Dasein echt als im Genuß geschichtlicher Werte sentimentalisch zu sein. Oft wurde eine durch sentimentalische Beschwörung nicht aufgehaltene Götterdämmerung edler alter Form zum Ursprung neuer Schönheit. Es gibt ein ungeheueres Beispiel für diesen Prozeß, der mit gültiger Gestalt selbstverständlich nur in Epochen erscheint: das Beispiel ist der Gegensatz zwischen sterbender und zerstörter Antike und produktiver Gotik.

Hier wird nun auch das Verhältnis der künstlerischen Beute zur Kunst des Eroberers interessant. Der Krieg hat fast jederzeit künstlerische Schätze in den Mittelpunkten siegreicher Länder versammelt. Das siegreiche Rom trug die Werke griechischer und ägyptischer Bildnerie nach Italien. Die Eroberungsfahrten des Islam zu den Säulen des Herkules und die Kreuzzüge nach dem heiligen Land brachten Formen des Ostens in den Westen. Die Kriege Napoleons versammelten Werke ägyptischer, griechischer, römischer, italienischer und deutscher Kunst im Louvre. Die Freiheitskriege brachten Pariser Schätze nach Berlin. Die fürstlichen Kunstkammern der Renaissance, des Barock und des Rokoko, aus denen Sammlungen wie die Wiener, die Dresdener und die Münchener Staats- und Hofgalerien hervorgegangen sind, waren ursprünglich zu einem gewissen Teil Niederlagen kriegerischer Kunstbeute, und nicht selten waren Generale beauftragt, nach bestimmten Werken zu fahnden. Durch diese verschiedenen Formen kriegerischer Gewinnung künstlerischer Schätze in den Jahrhunderten wurden Beziehungen der Besitzer zur Kunst hergestellt, die in ihrer Bedeutung sehr verschieden waren.

Ist es wahr, daß jedes wesentliche materielle, kriegerische, politische Dasein seine künstlerische Ideologie erzeugt? Die römische Republik und das Imperium, die den größten Teil ihrer formalen Begabung in der staatlichen, der militärischen, der privatrechtlichen Organisation des Lebens verbrauchten,

waren künstlerisch verhältnismäßig unproduktiv und erborgten von ihrer Kunstbeute seit dem Konsul Lucius Mummius, dem Eroberer Korinths im Jahr 146 v. Chr., und schon früher den Schein ästhetischer Kultur. Die römischen Helden wurden hellenische Athleten, die römischen Kaiser griechische Feldherren, griechische Heroen, ägyptische Götter. Damit war durch die Beute eine stark mechanische Produktivität der römischen Kunst angeregt. Dieser Produktivität gegenüber war der Untergang der griechischen Welt das reine Trauerspiel, und für den künstlerisch gesonnenen Menschen war es unwert, in Rom zu leben. Es war sein Schicksal, in einer Welt banauflischer Gründer leben und sein künstlerisches Gefühl mit dem Heimweh des sentimentalischen Liebhabers versprengter Stücke echter Kunst nähren zu müssen. Doch nein: denn auch in diesem Reich rationellster und phantasieloser Lebensformen entstand ein eigener und hochwertiger künstlerischer Ausdruck. Es entstand — zwar ursprünglich unter etruskischem Einfluß, aber doch eigentümlich — die monumentale Rundbogenarchitektur und es entstand die vornehm organisierte Zweckmäßigkeit des römischen Hauses. Keine vitale Kultur war je ohne irgendeine eigene Form. Nach mechanischen Versuchen entwickelte sich ein organisches Verhältnis zur Beute auch in der karolingischen Zeit. Die Elemente antiker Kunst, die Karl der Große aus Italien nach Deutschland brachte, wurden zunächst in nördliches Leben wohl mechanisch eingestückt. Aber auf die Dauer wurden sie zur Anregung für einen der erhabensten Stile, den die Weltgeschichte kennt: für den romanischen. Die auf sarazenische Invasion zurückgehenden orientalischen Einflüsse haben in der Kunst des Greco auf spanischem Boden eine höchst organische Form befruchtet; die östlichen Einflüsse, die aus den Kreuzzügen datierten, wurden in der venezianischen Architektur und im westöstlichen Orientalismus der Malerei eines Giorgione oder eines Tizian zur organisch entwickelten Tatsache venezianischer Kultur. Schließlich ist selbst in unserem Verhältnis zu den Werten, die der Krieg und die Politik vergangener Zeiten in unseren Museen vereinigt haben, immer mehr ein organisches Kunstgefühl lebendig bis hin zu den ethnographischen Sammlungen, die der neuesten Kunst entscheidende Anregungen gaben, ohne ihren organischen Wuchs zu unterbrechen.

Im Aufbau der Beziehungen zwischen Krieg und Kunst mußte nun wohl eine Betrachtung des künstlerischen Wertes der Kriegsmittel folgen: das heißt der Rüstungen, Uniformen, Waffen. Hier ließe sich selbst die Entwicklungsgeschichte taktischer Gruppierungen und Manöver vom Standpunkt der Formgeschichte betrachten. Die Geschichte der Bewaffnung vom Schild des Achill, den Homer beschreibt, bis zur Bärenmütze der Grenadiere Napoleons, von der komplizierten ornamentalen Schönheit der sarazenischen Waffe oder von der durchgebildeten Kultur des Stichelblattes alter japanischer Daimyoschwerter bis zu dem weiblich raffinierten Geschmack der astrachanbesetzten Uniform eines Zuavenoffiziers, von der Pracht einer chinesischen Drachenfahne bis zur unromantischen Prunklosigkeit eines modernen grauen Truppentörpers, von der in vielen Figuren und großartiger Gesamtform erscheinenden plastischen Herrlichkeit einer Kanone aus der Zeit Leonardos, Cellinis und Dürers, in der die Geschütztechnik ein Bestandteil der bildenden Kunst war, bis zu der auch künstlerisch erregenden Präzision der modernen Artillerie, von der Schönheit eines damas-

zierten Pistolenlaufs, eines in Gold und Stahl gebildeten toledanischen Degens, eines vlaamischen Barockpanzers bis zu der phrasenlosen Geschlossenheit moderner Bewehrung — diese ganze Geschichte der Waffe ist ein wesentliches, vielleicht das eigentlichsste Kapitel kriegerisch bedingter Kunstgeschichte.

Als nächstes Kapitel der Beziehungen zwischen Krieg und Kunst bietet sich wohl die Bedeutung, die der Krieg als Stoff der Kunst mehr besaß als besitzt. Dies Thema allein ist bereits der Gegenstand eines allerdings unzureichenden Buches von Alfred Steiniger und Wilhelm Michel geworden. Der Stoff ist unendlich. In Epochen, in denen der Krieg zwar weniger konzentriert, aber häufiger, sozusagen normaler war als heute, war der Krieg ein Vorzugstoff der Bildnerlei. Man denkt an die herrlichen Kampfdarstellungen des orientalischen, des griechischen, auch des römischen Altertums. Man denkt an die assyrischen Schlachtenreliefs, an die in farbig glasierter Branderde gebildeten Bogenschützenzüge auf altpersischen Palastwänden, an die kämpfenden Krieger in den Giebeln des Aphaia-tempels von Megina, an die kriegerischen Frieße des Parthenon von Athen, an die Pergamonfrieße, an das berühmte prachtvolle pompejanische Mosaik, das die Alexanderschlacht am Issus im Jahre 333 darstellt, an die köstlichen Kampfszenen auf griechischen Vasen, an den kapitulinischen Sarg mit der Schlacht der Römer gegen Kelten und Cimbern, an den seltsam gebundenen Stil der Trajanssäule in Rom. In den mittelalterlichen Miniaturen und Holzschnitten ist neben religiösen und sittengeschichtlichen Darstellungen die Darstellung des Krieges — oder richtiger gesagt des Kampfes — ein Hauptmotiv. Die Malerei der Renaissance und ihre Plastik ist stark vom Motiv des Krieges beherrscht. Paolo Uccello malte in einem wundervollen Bild die Schlacht bei Sant' Egidio vom Jahre 1416. Signorellis Modelle waren Soldaten aus Città di Castello, wo der Condottiere Vitelli eine große Soldatenschule unterhielt. Leonardo da Vinci schuf eines seiner größten Werke, als er, dem der Krieg physiologisch, staatlich, technisch und künstlerisch eines der wichtigsten Probleme war, das Bild der Reiter Schlacht bei Anghiari entwarf, das uns nur durch eine gezeichnete Kopie von der Hand des Rubens bekannt ist. Michelangelo schuf für denselben Ratsaal der Signorie in Florenz, für den dieser Leonardo bestimmt war, einen Entwurf zu einer Darstellung einer Arnoschlacht mit vielen badenden Soldaten. Alexander Colins aus Mecheln meißelte für das Grabmal Maximilians in Innsbruck ein Marmorrelief, das einen pompösen Ritterkampf darstellt. In solchen Formen gesehen kam der Krieg einem außerordentlichen künstlerischen Bedürfnis entgegen. Hier fand der Künstler die Romantik bewegter Gruppenkomposition, hier durch Erregung seltsam ausgeformte Physiognomien, hier Pferde, Panzer, Waffen, Glieder, Gebärden, Temperamente, Leidenschaften, hier Leben und Tod und insbesondere auch Möglichkeiten der Darstellung machtvoller Muskulaturen — und dies alles in einer aufs Außerste gesteigerten Erscheinung. Das Kriegermonument erreichte in dem bronzenen Denkmal, das Donatello in Padua dem Söldnerführer Gattamelata, und in dem anderen, das Verrocchio in Venedig dem Condottiere Colleoni widmete, die höchste künstlerische Macht, die das Kriegermonument in der nachantiken Kultur überhaupt erreicht hat. Holbein fand für die Darstellung der Lands-

knechtskämpfe des 16. Jahrhunderts eine klassische Form des Monumentalbildes, neben der die Versuche Hodlers als kümmerliche Affektation eines Epigonen wirken. Die Brüder Beham schilderten in auserlesenen kleinen Kupferstichen die Kämpfe der revolutionären Bauern jener Zeit. Bis in das Jahrhundert, in dem Rubens seinen von barockem Kriegsgeist geschwellten Medicizyklus zu Ehren Heinrichs IV. und der Maria Medici und Velasquez seine renomnistisch einherstreichenden Prinzen malte, blieb so der Krieg ein Vorzugskapitel der Kunst. Fast nichts von aller der Kriegsdarstellung, die später kam, hat innerhalb einer späteren Kunst und vollends absolut die künstlerische Bedeutung, die das Kriegsbild bis zum Barock und allenfalls bis zum kriegerisch gestimmten Panzerbildnis des Rokoko hatte. Es gibt wohl nur zwei Ausnahmen: Géricault und Gays. Géricault, der letzte Romantiker des Kriegsbildes, malte in einer farbig wie durch Gesticulation wundervoll erregten Kunst die Kürassiere der napoleonischen Armee. Er malte sie als einzelne. Er malte sie im heroisch-individuellen Sinn der barocken Ueberlieferung und vielleicht noch der Zeit. Gays dagegen war der erste Klassiker der modernen Schlachtenmalerei. In glänzenden Aquarellreportagen — man möchte sagen, die Aquarelltechnik dieses modernen Schlachtenmalers sei gegenüber der pompöseren Delmalerei des alten, feudale inspirierten Kriegsmalers für unsere Welt charakteristisch — gab er aus den Laufgräben vor Sewastopol Bericht über die Kämpfe des Krimkrieges, in denen der Krieg als modernes Ereignis, das heißt als unromantische, exakte, anonyme, als technische Tatsache Erscheinung ward. Eine gewisse Mittelstellung zwischen dieser dem modernen Kriegereignis und dem modernen Kunstgefühl gemäßen Form und der heroisch-individuellen Kriegstafel und Kriegsdarstellung, wie sie noch im Barock vorhanden war, nahm Menzel ein, wie es seinem Gegenstand — der Geschichte Friedrichs von Preußen — und seinem Kunstgedanken entsprach. Diese Form, die der modernen, sozusagen kollektivistischen Kriegerscheinung immerhin näher ist als dem individualisierenden Barock, ist einleuchtend. Einigermassen mißlich sind, trotz malerischer und kompositioneller Schönheiten die Kriegsbilder, die David und der Baron Gros der napoleonischen Aera gewidmet haben. Das romantische Pathos, das früheren Epochen kriegerischer und darstellerischer Entwicklung entsprach, wird hier auf das relativ moderne Ereignis der napoleonischen Kriege angewandt. Das Kompromiß hat Reiz, aber es überzeugt nicht: liege es nun mehr am widerstrebenden Gegenstand oder an der fiktiven Form. Ähnliches gilt mitunter noch von den Bildern, die Horace Vernet den napoleonischen Schlachten und denen des Krimkrieges gewidmet hat; derselbe Vernet hat allerdings — nach dem Vorgang von Carlé Vernet, Albrecht Adam und Wilhelm von Kobell — dem Ereignis des neueren Krieges auch eine moderne, das heißt unromantische Auffassung entgegengebracht. Der Künstler, der in größter Art die moderne Form des positiven Kriegsbildes schuf, war der genannte Constantin Gays. Im übrigen war die Kunst von der einfach positiven Darstellung des Krieges zum Teil auch längst zu einer mehr skeptischen, ja negativen Darstellung des Krieges weitergeschritten. Schon in der Zeit des Barock, in der die pompöse Betrachtung des Krieges noch Gültigkeit hatte, nahm der Lothringer Callot, neben Rembrandt der genialste Radierer des 17. Jahrhunderts, die „Misères de la Guerre“ zum Gegenstand einer

Reihe bitterer Darstellungen, die dem aristokratischen barocken Kriegspathos vom Standpunkt des Elends der Kriegsoffer diametral gegenübertraten. Das Verhältnis, das Callot zur Ära des Dreißigjährigen Krieges hatte, besaß der Spanier Goya zur napoleonischen Zeit. Seine genial radierten Serien des Titels „Los Desastres de la Guerra“ sind lediglich vom Standpunkt des Widerspruchs gegen das Grausen des Krieges geschaffen. Uebrigens hatte schon der alte Niederländer Bruegel diesen Standpunkt innegehabt, als er in seinem „bethlehemitischen Kindermord“ die in einem brabantischen Winterdorf verübten Grausamkeiten der Söldner Albas malte. In der jüngsten Kunst findet man nichts, das diesen negativen Darstellungen an künstlerischer Kraft entspräche, wie man auch nichts findet, das den älteren positiven Darstellungen an künstlerischer Kultur entspricht. Die vom Humanitätsstandpunkt Tolstojs gemalten Bilder Wereschtschagins sind künstlerisch dritten Ranges — zumal dann, wenn man sie mit dem ungeheueren Stil von „Krieg und Frieden“ vergleicht.

Der Standpunkt, der bei der Betrachtung der Beziehungen zwischen Krieg und Kunst am meisten maßgebend sein muß, sofern man von der Logik der Kunst ausgeht, ist der Wert der künstlerischen Form. In der gesamten älteren Kunstgeschichte ist bedeutende Form geschaffen worden: von den Friesen des Parthenon, von den altorientalischen Palastdekorationen über die Renaissance und das Barock bis hin zu Guys, Menzel und Doré und manchmal selbst den halb anonymen Zeichnern und Holzschneidern des Jahres 1870. Gleichwohl kann man sagen, daß die Kriegsdarstellung seit dem ausgehenden Barock immer ärmer und unwahrer geworden ist. Der moderne Krieg widerspricht der überlieferten Darstellungsformel, die zum letzten Male ganz groß bei Géricault erschien. Der Krieg vergangener Zeiten enthielt mehr sichtbare, mehr auffällige heroisch-romantische Gebärde des einzelnen, war in seinen einzelnen Bewegungstürven überhaupt sinnfällig, war im einzelnen kontrollierbarer, war in Gestalt und Geste prunkender als der unvergleichlich sachliche, schweigsame und unübersehbare Mechanismus des modernen Krieges, dem gegenüber der Künstler kaum mehr das einzelne findet, an das er anknüpfen kann. Sicher kann auch das berühmte leere Schlachtfeld des modernen Krieges gemalt werden. Aber es hat seinen endgültigen Former noch nicht gefunden. Die Schlachtenmalerei hält im ganzen an der konventionellen Barockformel fest und meint das Nötige zu tun, wenn sie diese Formel mit einem schlechtthin stofflichen Realismus erfüllt.

Es ließe sich in diesem Zusammenhang zuletzt noch das so viel beredete Problem der nationalen Kunst erörtern, das mit dem Thema „Krieg und Kunst“ allerdings nur in einem sehr mittelbaren Zusammenhang steht. Davon wie von mancher anderen Teilfrage des heute nach seinem Gesamtumfang angedeuteten Problems mag ein andermal die Rede sein. Hier sei nur so viel gesagt: die Frage der nationalen Kunst ist eine Frage der national eigentümlich entwickelten Form, nicht des nationalen Bestimmungsinhalts. Die Griechen hatten eine nationale Kunst. Auch die Franzosen hatten sie, und dies gerade noch im 19. Jahrhundert. Wenn wir sie sahen, sagten wir: dies ist französische Art, das Leben auszudrücken. Wir Deutsche haben seit dem Dreißigjährigen Krieg einen nationalen Stil nicht gehabt — von wenigen Ansätzen, etwa dem eindringlichen Atavismus Leibl, abgesehen.

Sehr oft — etwa in der Generation des Cornelius — hatten wir die sentimentalische Fiktion und leider noch öfter die Karikatur einer nationalen Kunst. Es ist möglich, daß der gegenwärtige Krieg in Deutschland einen mächtigen politischen Unterbau konsolidiert, über dem sich eines Tages eine Kunst von stärkstem national bestimmtem Formwert erheben wird. Vielleicht führt die Dialektik der Geschichte dahin. Wahrscheinlicher ist, daß trotz dieses Krieges oder vielleicht gerade durch ihn eine Zeit kommen wird, die eine schlechthin europäische Kunstform schafft und die deutschen Künstler gibt, die diese Form als führende Meister dichten. Aber diese Form wäre nicht national im Sinn der Tradition; sie wäre nicht romantisch. Eine zweite Frage aus diesem Zusammenhang ist hier vielleicht noch eher zu stellen. Es wäre möglich, daß Völker von hochentwickelter formaler Kultur — und in Europa sind vor allem die Franzosen ein solches Volk — notwendig Völker von wesentlich beschaulicher, von vegetativer, von ästhetischer Kultur und daß sie eben damit Völker von verhältnismäßig begrenzter militärischer Kraft sind. Umgekehrt könnte es sein, daß unsere deutsche militärische Kraft die Rehrseite unserer noch relativ undifferenzierten oder relativ jungen formal-ästhetischen Kultur ist. Schließt eins das andere aus? Ist dies ein Gesetz der Geschichte? Der Gedanke wäre bedrückend. Es ist aber unsere lauterste Hoffnung, daß auch ein Volk mit Instinkten, die wehrhaft, die in einem gewaltigen materiellen Sinn produktiv, in einem wissenschaftlichen Sinn ungewöhnlich ergiebig sind, auf die Dauer den Instinkt für reife Beschauung der schönen Dinge und für die eigenwüchsigte Hervorbringung des Schönsten entwickeln müsse und werde.

## Anzeigen.

**Der Deutsche Metallarbeiterverband im Jahre 1913.** Jahr- und Handbuch für Verbandsmitglieder. Herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes. Stuttgart 1914. Selbstverlag des Verbandes. 364 und 199 S.

Das stattliche Handbuch enthält den Jahresbericht des Verbandes über die Mitgliederbewegung, die Kassengebarung, über Rechtsschutz und Unterstüzungen, sowie über die Lohnkämpfe und ihre Ergebnisse, ferner einen Ueberblick über die Wirtschaftslage, über die Kartelle und Syndikate der Eisen- und Metallindustrie, über die Geschäftsergebnisse von 70 Aktiengesellschaften der Metallindustrie, über „Das Kartell der schaffenden Stände“ und dessen Verhalten gegenüber dem Koalitionsrecht der Arbeiter sowie über den Arbeitsmarkt und die Arbeitslosigkeit im Berichtsjahr und bringt Berichte aus den Agitationsbezirken.

**Grütli-Kalender für das Jahr 1915.** Herausgegeben vom Schweizerischen Grütliverein. Zürich, Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins. 102 S. Preis 50 Centimes.

Der Kalender enthält außer dem Kalendarium und den unterhaltenden Beiträgen in hochdeutscher Sprache und Schweizer Mundart einen Artikel von Hermann Greulich über August Bebel, Beiträge von Robert Seibel über die industrielle Entwicklung der Schweiz und über den europäischen Krieg, ferner einen Artikel von Hans Ushner „Der Zionismus, das wiedererwachte Judentum“. August Huggler, der Sekretär des Schweizer Gewerkschaftsbundes, gibt in einem Artikel „Die Lohnbewegungen und wirtschaftlichen Kämpfe der schweizerischen Gewerkschaftsverbände“ einen Ueberblick über diese Kämpfe seit 1860.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6

Ausgegeben am 13. November 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der englische Radikalismus und der Krieg.

Von Ed. Bernstein.

In seinem Artikel „Die Sozialdemokratie im Kriege“ (Heft 1 der „Neuen Zeit“) erwähnt Kautsky die Tatsache, daß England seit 200 Jahren keinen großen Krieg geführt hat, der nicht während seines Verlaufs die energischste Opposition im eigenen Lande gefunden habe. Kautsky erklärt die Möglichkeit dieser Erscheinung durch die insulare Lage Englands. Von keinem der Kriege habe England zu befürchten brauchen, daß er ihm Verkleinerung des Territoriums der Nation zuziehen könne, von keinem Vergrößerung des Territoriums erhoffen können. Es seien als Gewinn- oder Verlustmöglichkeiten immer nur Flottenstationen und Kolonialbesitz in Frage gekommen, über deren Zweckmäßigkeit man streiten konnte. Außerdem sei England vor jeder feindlichen Invasion geschützt, solange seine Flotte die See beherrsche. Letzteres ist durchaus richtig, aber gerade mit der Voraussetzung stand es nicht zu allen Zeiten gleich. Zur Zeit der Jakobinerkriege Englands gegen das revolutionäre Frankreich z. B. war die englische Flotte durchaus nicht so sehr der französischen überlegen, daß eine Landung französischer Truppen auf englischem Gebiet ausgeschlossen war. Man fürchtete wiederholt in allem Ernst eine französische Invasion, und 1793 wurden auf den Vorschlag von Henry Dundas, einem Freunde Pitts, Freiwilligenkorps organisiert, um im Notfalle auf englischem Boden das Land gegen die Franzosen zu beschützen. Eine Landung der Franzosen hätte aber Aufstände in Irland zum Zweck der Losreißung Irlands von der Beherrschung durch England geheißt. Obwohl also der territoriale Besitz Englands im Bereich des jetzigen Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland keineswegs außer Gefahr war, hat doch in der von Kautsky geschilderten Weise ein Charles James Fox für die Franzosen Partei ergriffen und deren gegen England erfochtenen Siege mit unverhohlener Freude begrüßt. Ja, er hat Siege der Franzosen über die Engländer und deren Verbündete mit seinen Freunden durch Bankette gefeiert.

Man muß nicht meinen, daß Fox das im Uebermut und ohne Gefahr für seine Person getan hat. Nur strafrechtlich riskierte er nichts. Aber um so mehr waren andere Verfolgungen möglich. Die öffentliche Meinung Englands war zu wahrer Fieberhitze gegen Frankreich aufgestachelt. Der Hof, fast die ganze Aristokratie und Bourgeoisie, sowie der Troß der gedankenlosen Menge machten in Franzosenhege.

Der Erfolg dieser Hege war gewesen, daß die Franzosenfreunde in England ihres Lebens nicht sicher waren. „Was waren meine Motive?“

sagte Fox am Vorabend des Krieges in einer Rede bei Eröffnung der Parlamentssession von 1792/93.

„Nicht die, um die Gunst von Ministern oder derjenigen zu buhlen, von denen jene vermeintlich begünstigt werden. (Der König. Ed. B.) Nicht die, meiner Partei zu gefallen, wie das die Debatten in diesem Hause gezeigt haben. Nicht Popularitätshascherei, denn der Ton der Sprache innerhalb und außerhalb dieser Mauern hat gezeigt, daß, um Popularität zu erlangen, ich die entgegengesetzte Haltung hätte einnehmen müssen. Das Volk mag mein Haus behandeln, wie es das des Dr. Priestley (der berühmte freisinnige Philosoph und Chemiker) und erst leztlich das Haus des Mr. Walker behandelt hat.<sup>1</sup> Mein einziger Beweggrund war, daß das Volk wissen solle, was die wahre Ursache des Krieges ist, in den es gestürzt werden mag, und erfahren möge, daß er von einer reinen Form oder Zeremonie abhängt.“

Die treibende Ursache des Krieges war damals vornehmlich die Furcht der oberen Klassen Englands vor der ansteckenden Wirkung der freiheitlichen Grundsätze und gesetzgeberischen Maßnahmen der französischen Revolution. Die Jakobinerkriege Englands waren, wie das liberale englische Historiker offen ausgesprochen haben, Kriege gegen Reformbewegungen in England. Der erste davon wurde seinerzeit von maßgebenden Staatsmännern Englands selbst als ein Vorbeugungskrieg begründet und ward als solcher dem französischen Konvent gegen dessen Wunsch und Willen aufgezwungen.

Man begreift daher, daß dieser Krieg und seine Nachfolger die Weitblickenden und die Kampfnaturen unter den Liberalen und Radikalen Englands gegen sich hatten. Von dieser Gegnerschaft bis zur offenen Parteinahme für die mit England im Kampf liegenden Franzosen, wie Fox, Sheridan und andere sie zur Schau trugen, war aber immer noch ein sehr weiter Schritt, und Fox konnte zeitweise sich nicht auf den Straßen Londons sehen lassen, ohne gröblich beschimpft und beworfen zu werden.

„Es ist unmöglich,“ schreibt Richard Cobden in einer 1853 veröffentlichten Flugsschrift, „die Reden, die Fox zu jener Zeit hielt, nachzulesen, ohne daß einem das Herz schlägt vor Bewunderung und Dankbarkeit für die kühne und entschlossene Art, mit der er den Krieg bekämpfte; wie er selbst unter den entmutigendsten Niederlagen nie zurückwich und nie nachgab, und wie er, obwohl von vielen seiner Freunde im Haus in Stich gelassen, verhöhnt, nur eine Handvoll Anhänger zu haben, und genötigt zuzugestehen, daß er nicht auf die Straße gehen könne, ohne beschimpft zu werden, dies alles ohne Klagen mit Menschlichkeit und Würde ertrug. Die Annalen des Parlaments verzeichnen keinen edleren Kampf für eine edlere Sache.“

Der großen Masse seiner Landsleute war Fox in jenen Tagen „Landesverräter“. Heute gilt er den Engländern als einer ihrer größten Patrioten, und die Nation hat ihm in der Westminster-Abtei, dem Pantheon der von ihr als verdient anerkannten Männer, ein Denkmal gesetzt.<sup>2</sup>

Was aber der Krieg, gegen den er nicht müde wurde anzukämpfen, England und der Welt gebracht hat, schildert ein englisches Geschichtsbuch wie folgt:

<sup>1</sup> Den Genannten hatten aufgehezte Volksmassen die Häuser von Grund aus demoliert.

<sup>2</sup> Es stellt Fox als Sterbenden dar, den die Freiheit in den Armen hält und zu dessen Füßen der Friede mit dem Delzweig und ein befreiter Negerknabe knien.

„Er kostete uns Millionen Geld, er hatte zur Folge, daß das Blut von Millionen wie Wasser vergossen wurde, er verwüstete in gleicher Weise die alte und die neue Welt. Behufs Abtragung der Schuld, die dieser Krieg verursachte, kämpfen die Mittelklassen Englands noch heute unter einer unerträglichen Steuerlast. Er schob den Fortschritt der Nation und der Welt um ein halbes Jahrhundert zurück und überlieferte Europa der Gnade jenes abscheulichen Despotismus, der heiligen Allianz. Er vermehrte die Gewalt der Krone und die Korruption des Hofes, er bereicherte den Stellenjäger und den Pensioneneinstreicher. Er half unser Strafgesetzbuch zum blutigsten Europas machen und unsere arbeitenden Klassen auf eine Tiefe der Entartung, Unwissenheit und Not herabdrücken, die in fast jedem andern Lande, das auf Zivilisation Anspruch erhebt, unbekannt sind.“ (Artikel Pitt in J. E. Ritchie, *Our Premiers from Walpole to Salisbury*.)

Natürlich ahnten weder Pitt, der selbst ein Friedensmann war und nur widerwillig dem Drängen anderer folgte, als er sich zum ersten Jakobinerkrieg entschloß, noch Fox, als er sich ihm widersetzte, daß dieser Krieg eine ganze Aera von Kriegen eröffnen sollte. Es trifft aber in bezug auf Kriege zu, was der Volksmund einst vom Steinwerfen sagte:

„Fliegt erst der Stein, so hat alsbald  
Der Teufel über ihn Gewalt.“

Kriege schaffen Verhältnisse und rufen Leidenschaften wach, die alle Vorausberechnungen zunichte machen können.

Die obenerwähnte Flugschrift Cobdens wurde geschrieben, als in England für eine Rüstung gegen Frankreich Stimmung gemacht wurde, weil dort das zweite Kaiserthum zustande gekommen war, das nun, meinte man, die Politik Napoleons I. wieder aufnehmen werde. Aber statt zum Krieg gegen Frankreich, kam es nach kurzer Zeit zum Krieg an der Seite von Frankreich, nämlich dem Orientkrieg, der später den Namen Krimkrieg erhielt. Cobden und seine Freunde wollten von dem einen Krieg so wenig wissen wie von dem andern. Sie boten, solange die Entscheidung in bezug auf ihn noch nicht gefallen war, alles auf, ihn zu verhindern, und scheuten zu diesem Behufe nicht vor Absendung einer Deputation an Nikolaus I. zurück. Und als es dann doch zum Kriege kam, ließen sie keine Gelegenheit vorübergehen, ihn im Volk unpopulär zu machen. Hier war es insbesondere Cobdens Kampfesbruder John Bright, der mit der ganzen Leidenschaft des Ideologen gegen die Kriegspolitik des damals vergötterten Palmerston zu Felde zog.

Bright war gleich Fox einer der größten Redner des an solchen so reichen England. Vielsach wird er sogar als der größte Redner Englands im 19. Jahrhundert bezeichnet. Er gehörte der Sekte der Quäker an, zu deren Glaubensartikeln die oft mißverständliche Lehre vom leidenden Widerstand gehört. Leidender Widerstand heißt durchaus nicht stillschweigende Unterwerfung, sondern nur Verwerfung von Gewalttätigkeit. Er kann, wie das gerade der Stifter des Quäkertums durch sein Verhalten gezeigt hat, im übrigen sehr energischer und vor allem unnachgiebig zäher Widerstand heißen. „Quäker Bright will nur vom i n n e r n Krieg wissen,“ schreibt Karl Marx, dem der Krimkrieg um seiner politisch-ökonomischen Rückwirkungen auf das festländische Europa willen sehr zurecht kam, am 25. Januar 1854 ironisch an Fr. Engels. In der Tat hat Bright, als am Tage nach der Kriegserklärung der Türkei an Rußland von seinem Wahlort Manchester die Aufforderung an ihn erging, dafür einzutreten, daß England der Türkei

Bundesgenossenschaft gegen Rußland leiste, dies rundweg abgelehnt und geschrieben:

„Wenn die Menschen sich mehr von ihrer Vernunft als von ihrem Gefühl leiten ließen, so würde, dessen bin ich sicher, der Druck der öffentlichen Meinung zugunsten des Friedens und nicht zugunsten des Krieges ausfallen. Der Krieg wird die Türkei nicht retten, wenn der Friede sie nicht retten kann. Aber der Krieg wird unser Volk brutalisieren, unsere Steuern erhöhen, unsere Industrie zugrunde richten und die versprochene Reform des Parlamentwahlrechts möglicherweise auf viele Jahre vertagen.“

Der Krieg kam, und die Wogen der Begeisterung für ihn gingen hoch in England. Es ist ganz falsch zu vermeinen, daß die Engländer in ihrer Mehrheit ein kühl überlegendes Volk seien. Die sogenannte Krämernation ist zugleich, wie das G. Bernard Shaw sehr schön in dem vielleicht feinsten seiner Lustspiele „John Bulls andere Insel“ gezeigt hat, eine Nation von Romantikern. Ueberall wurde für die Kriegsteilnehmer gesammelt, und wieder erging von Manchester der Ruf an Bright, an der Bewegung teilzunehmen. Er sollte an einer Versammlung zugunsten eines patriotischen Fonds als einer der Redner mitwirken. Indes er blieb unerbittlich. Sein Antwortbrief war eine flammende Brandmarkung des gerade vor sich gehenden Krieges. Bright zeigte, wie die Finanzen litten, das Gewerbe stillstand, die Nahrungsmittel des Volkes im Preise stiegen, schilderte in kräftigen Strichen die Greuel der Schlachten und die Schauer der Schlachtfelder nach der Schlacht und schloß dann:

„Das ist der Krieg, — jedes Verbrechen, das die Menschennatur begehen oder ausdenken kann, jeder Greuel, den sie vollführen oder erdulden kann, und das ist es, wohinein unsere christliche Regierung sich rücksichtslos stürzt, und dem Beifall zu zollen so viele unserer Landsleute in diesem Augenblick für patriotisch halten. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich nicht mit Ihnen gehen kann. Ich will keinen Anteil an diesem fürchterlichen Verbrechen haben. Meine Hände sollen unbesfleckt von dem Blut bleiben, das man jetzt vergießt. Die Notwendigkeit, sich im Amt zu halten, mag ein Ministerium beeinflussen, Selbsttäuschungen mögen ein Volk irreführen, ich aber habe kein Verlangen, mit dem Strom zu schwimmen, noch soll mich die Furcht, für nicht genügend patriotisch zu gelten, zugunsten einer Politik beeinflussen, die ich in meinem Gewissen für so verbrecherisch vor Gott, wie für die wahren Interessen meines Landes verderblich halte.“

Das Schreiben verfezte die Kriegsparteien in nicht geringen Zorn, und als Bright nach Manchester kam, um die Gedanken, die ihn leiteten, vor seinen Wählern zu entwickeln, ward er von der Masse niedergeschrien. Man machte sich sogar das Vergnügen, ihn in effigie zu verbrennen. Und bei der nächsten Neuwahl zum Parlament unterlag er in Manchester gegen einen Verfechter der „starken“ auswärtigen Politik, was Marx, trotz seiner grundsätzlichen Gegnerschaft gegen Bright, zu der Bemerkung veranlaßte, Manchester habe durch diese Wahl „sich blamiert, und schwer blamiert“.

Den Vorwurf, daß sein Vorgehen unpolitisch oder, wie der Ausdruck lautete, „nicht staatsmännisch“ sei, hat Bright in der Session von 1854/55 in einer seiner wirkungsvollsten Parlamentsreden mit Hohn zurückgewiesen. Gegen Palmerston und Kollegen gewendet erklärte er:

„Ich bin kein Staatsmann, noch habe ich je vorgegeben, einer zu sein. Dieser Titel ist heutzutage so besetzt und so zweideutig, daß ich zweifle, ob ein reines und ehrenhaftes Streben nach ihm zeigen mag. Ich habe nicht, wie diese edlen

Words, dreißig Jahre lang die Ehren und Bezüge des Regierungsamts genossen. Ich habe mich nicht jeder wechselnden Brise angepaßt. Ich bin ein einfacher Bürgersmann, den eine der hervorragendsten Wählerchaften des Reiches hierher gesandt hat und der vielleicht schwach, aber, glaube ich sagen zu können, ehrlich die Meinungen sehr vieler und die wahren Interessen aller vertritt, die mich hierher gesandt haben. Sage man nicht, daß ich allein stehe in der Beurteilung dieses Krieges und dieser unfähigen und schuldigen Verwaltung. Und selbst wenn ich allein stünde, wenn meine Stimme die Stimme eines einzelnen wäre inmitten des Getümmels der Waffen und des Lärms einer käuflichen Presse, so würde ich doch den Trost haben, den ich heute empfinde — und der, hoffe ich, mir bleiben wird bis zum letzten Augenblick meines Daseins —, den nicht zu erkaufenden Trost, daß keines meiner Worte dazu verholfen hat, den Wohlstand meines Landes zu verschleiern und auch nur einen einzigen Tropfen vom Blut meines Landes zu versprühen.“

Selbst die Gegner Brights konnten sich dem Eindruck dieser Rede nicht entziehen, sie wurde von dem gefüllten Hause mit lautloser Stille entgegengenommen. Und nicht minder tiefen Eindruck machte etwas später, als es sich um die Eröffnung von Friedensverhandlungen in Wien handelte, eine Rede Brights, die mit den Worten einsetzte: „Der Engel des Todes zieht durch die Lande, ihr könnt fast das Schlagen seiner Flügel hören.“ Bright erklärte darin, daß, wenn Palmerston ehrlich für den Frieden arbeiten wolle, kein Wort von ihm und keine seiner Abstimmungen darauf gerichtet sein würden, Palmerston aus dem Amt zu entfernen. Er selbst, obwohl sein Einfluß zunehmend wuchs, blieb bis zum Jahre 1880 außerhalb jeder offiziellen Stellung. Erst als in jenem Jahre der große Wahlsieg Gladstones über Disraeli der liberalen Partei eine unbestrittene Mehrheit für das Programm „Friede, Rüstungseinschränkung und Reform“ brachte, trat Bright als Kanzler für das Herzogtum Lancaster (Lancashire) in das Kabinett Gladstone-Hartington ein. Aber schon im Juli 1882 legte er dieses Amt und den Posten als Kabinettsmitglied wieder nieder, weil die Regierung aus Anlaß der Militärrevolte in Ägypten Alexandria bombardieren ließ.

Im Lichte neuerer Ereignisse war dies Bombardement, dem die Ermordung von 50 Europäern durch die Aufständischen vorangegangen war, eine verhältnismäßig unbedeutende Affäre, zumal die englische Regierung sich auf ein früher vom Sultan erteiltes Mandat berufen konnte. Damals war man indes noch nicht so abgehärtet. Es gab heftige Kämpfe im britischen Kabinett, ehe die Sache beschlossen wurde, und John Bright ließ sich, als der Entscheid gefallen war, durch kein Zureden Gladstones und anderer davon abhalten, zurückzutreten. In der Erklärung, die er im Haus der Gemeinen darüber abgab, betonte er, daß der Gegensatz zwischen ihm und Gladstone samt Kollegen ein rein prinzipieller sei und fuhr dann fort:

„Das Haus weiß — oder es wissen wenigstens viele Mitglieder, die Gelegenheit hatten, die Tatsachen meines politischen Lebens zu beobachten, daß ich während mindestens vierzig Jahren versucht habe, meinen Landsleuten eine Anschauung und Lehre zu predigen, denen ich huldige, nämlich daß das moralische Gesetz nicht nur für das Leben des Einzelnen, sondern auch für das Leben und die Praxis der Staaten in ihrem Verkehr miteinander bestimmt ist. Ich kann nicht von mir abweisen, was ich während eines ziemlich langen politischen Lebens gepredigt und gelehrt habe. Ich kann meinen Rücken nicht gegen mich selbst kehren und alles Lügen strafen, was ich vielen Tausenden in den vierzig Jahren

gelehrt habe, wo es mir vergönnt war, in diesem Hause und in öffentlichen Versammlungen zu meinen Landsleuten zu sprechen. Noch ein Wort. Ich habe meine ruhige Ueberlegung und mein Gewissen gefragt, welche Bahn ich beschreiten soll. Sie haben sie mir, wie ich glaube, mit nicht irrendem Finger gezeigt, und ich bemühe mich, ihr zu folgen.“

Gladstone suchte sich dadurch aus der Affäre zu ziehen, daß er Bright antwortete, er stimme mit ihm hinsichtlich der Geltung des moralischen Gesetzes für die Beziehungen der Staaten zueinander überein, er beurteile aber die Tatsächlichkeitsfrage anders. Jedenfalls war es für die englische Regierung zu jener Zeit ein böser Schlag, daß ein so angesehenener Mann wie Bright öffentlich ihr Vorgehen gegen die ägyptischen Rebellen in solcher Weise angriff. Brights briefliche Ankündigung an Gladstone, er werde lieber aus dem Kabinett austreten, ehe er seine Zustimmung gebe zur Entsendung von Truppen für die Bekämpfung des ägyptischen Aufstandes, entlockte Gladstone in einem Briefe an Lord Granville die Bemerkung, der Brief verwandle „einen hellen Tag in einen dunklen“.

Obwohl aber Bright, wie beim Krimkrieg so auch hier wieder, noch während des Feldzuges öffentlich gegen das Verfahren des eigenen Landes Stellung nahm, sehen wir heute sein Standbild auf dem Platz vor der Westminster-Abtei als das eines der größten Patrioten Englands aufgerichtet. Und wenn der Titel Patriot aufgefaßt wird als Bezeichnung für jemand, der sein Volk frei und glücklich und sein Land von den Besten seiner Zeit geachtet sehen will, dann hatte mit allen seinen bürgerlichen Beschränktheiten Bright zweifelsohne Anspruch auf ihn. Gewiß, er war ein Manchestermann, und in der Auffassung der Manchesterdoktrin war Bright sogar einseitiger als sein Mitkämpfer Cobden. Indessen er stand wenigstens hierin auch dann zu seiner Fahne, wenn es gegen sein persönliches Interesse ging. Er war kein Mann der faulen und das Denken der Massen korrumpierenden Prinzipientkompromisse. Als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, gehörte er zu der Minderheit der englischen Bourgeoisie, welche von Anbeginn an entschieden Partei für die Nordstaaten ergriff, obwohl er als Besitzer einer Baumwollfabrik materiell am Sieg der Südstaaten interessiert war. Auch durch diese Keßerei hat Bright seinem Lande nur genügt. Denn die Südstaaten waren zwar die erste Zeit im Vorteil, verloren aber hinterher doch das Spiel, und die Wiederherstellung guter Beziehungen Englands zur siegreichen Union wurde durch das Vertrauen, das Bright und seine Partei in den Vereinigten Staaten genossen, sehr erleichtert.

Gladstone, mit dem Bright trotz der erwähnten und anderer Differenzen befreundet blieb, ist als Opponent gegen einen bedeutungsvollen Krieg Englands agitatorisch nicht aufgetreten. Ihm trug mehr seine stürmische Art, ohne Rücksicht auf Englands diplomatische Lage für irgendwelche nationalen Erhebungen Partei zu ergreifen und seine schwankende Haltung bei Aufständen, die sich gegen England oder englische Truppen richteten, den Vorwurf des ungenügenden Patriotismus ein. In die Fußtapfen Brights trat dagegen Gladstones zweiter Nachfolger, J. Campbell Bannerman, als im Herbst 1899 der Krieg zwischen England und den Buren der zwei südafrikanischen Republiken ausbrach. Von allen Gegnern der Politik Joseph Chamberlains, die auf englischer Seite zum

Krieg geführt hatte, trat von Persönlichkeiten an der Spitze der liberalen Partei, die in Betracht kamen, er am energischsten für das Recht der Buren ein, erklärte er am rückhaltlosesten den Krieg für eine Folge von Mißgriffen und Ueberhebungen der damaligen englischen Regierung. Bei der großen Begeisterung, die im englischen Volk für jenen Krieg herrschte und die in dem hartnäckigen Widerstand der Burenrepublik gegen politische Reformen ihre Erklärung fand, setzte sich Campbell-Bannerman durch seine Haltung den wütendsten Angriffen aus. Nun bedeutete „Pro-Boer“ sein auch wieder ziemlich soviel wie Landesverräter sein, und bei den Wahlen vom Jahre 1900 lief jeder Burenfreund Gefahr, sein Parlamentsmandat zu verlieren.

Fünf Jahre später war Campbell-Bannerman Englands Premierminister. Der Zerfall der konservativ-unionistischen Partei hatte die Liberalen, deren Führer er mittlerweile geworden war, ans Ruder gebracht. Einer der ersten Akte seiner Regierung war, daß er die Echtheit seiner Kundgebungen für die Rechte der Buren durch die Tat bewahrheitete. Den nach Beendigung des Burenkrieges dem britischen Reich einverleibten und unter die Aufsicht von Regierungskommissaren gestellten Burenstaaten wurden die vollen Rechte sich selbst regierender Kolonien gewährt. In dem Buch von Norman Angell: „Die falsche Rechnung“, das durch den gegenwärtigen Krieg scheinbar widerlegt worden ist, wahrscheinlich aber seine Bestätigung erfahren wird, kann man nachlesen, daß England seit dieser Umwandlung des Transvaals nicht einmal diejenigen Einspruchsrechte gegen dessen Maßnahmen und Gesetze mehr hat, die es gegen die alte Burenrepublik unter Paul Krüger geltend machen durfte und gelegentlich auch zur Geltung gebracht hat. Der ganze Burenkrieg, der so viel Blut gekostet hat und dessen Geldopfer für England sich auf 5 Milliarden Mark allein an direkten Ausgaben beliefen, war somit für nichts gewesen. Kein Wunder, daß die Campbell-Bannermansche Reform von vielen angefeindet und der Patriotismus ihres Urhebers als zu leicht befunden wurde. Im Lichte der neuesten Ereignisse wird das Urteil anders lauten. Statt nur mit einer Revolte unzufriedener Militärs zu tun zu haben, würde England ohne die Reform das ganze Transvaal gegen sich im Aufstand sehen.

In den Tagen des Burenkrieges hatte Campbell-Bannerman als einen der stärksten Mitkämpfer gegen den Krieg den Arbeiteragitator John Burns an seiner Seite, der, ebenso stark an physischer Kraft wie an rhetorischer Begabung, den stürmischsten Versammlungen trogte. Burns verkannte nicht, daß die große Mehrzahl seiner Landsleute der Meinung waren, gegen die Buren einen Kampf um politische Gleichheit zu führen und war sehr damit einverstanden, daß dies den ausländischen Demokratien dargelegt wurde. „Ich aber,“ sagte er mir damals, als wir uns über seinen Feldzug unterhielten, „ich muß mein Land dagegen schützen, durch kapitalistische Ränke, die unser Volk nichts angehen, in blutige Kriege hineingerissen zu werden.“ Das hat auch ihm in jenen Tagen die heftigsten Angriffe eingetragen. Auch ihm ward das Wort entgegengeschleudert, das schon John Bright hatte hören müssen:

„The friend of every Country but his own —  
Der Freund eines jeden Landes, nur nicht des seinen.“

Nun nahm ihn Campbell-Bannerman in sein Ministerium auf, und zwar als Mitglied des Kabinetts, was einen noch höheren Rang bedeutet. Der Mann, der im November 1887, als das damalige Ministerium eine trotz Verbots nach dem Trafalgar Square einberufene Massenversammlung mit Gewalt auseinandertreiben ließ, der Polizei solange Widerstand geleistet hatte, bis er überwältigt am Boden lag, und dafür auf einige Monate ins Gefängnis hatte wandern müssen, wurde nun Mitregierer des englischen Weltreichs, erst als Minister für die Lokalverwaltungen und zuletzt als Minister für Handel und Gewerbe.

Starrsinn und Eitelkeit haben den unzweifelhaft außergewöhnlich fähigen Mann von seinen früheren sozialistischen Kampfgenossen getrennt, doch hat er nie zugegeben, seiner sozialistischen Gesinnung untreu geworden zu sein. Und eines muß man ihm zugestehen: in der entschiedenen Gegnerschaft gegen den Krieg ist er sich treu geblieben. Schon als im Jahre 1911 der deutsche „Panther“-Sprung nach Agadir die englische Regierung vor die Frage stellte, ob sie der Anregung der französischen Regierung hinsichtlich einer gemeinsamen Gegendemonstration Folge geben sollte, war Burns im Ministerrat einer der energischsten Gegner dieses Unternehmens, da es den Krieg nahezu unvermeidlich gemacht hätte. Ebenso hat jetzt der Beschluß der Mehrheit des britischen Kabinetts, an dem Krieg zwischen Deutschland und Oesterreich einerseits und Frankreich und Rußland andererseits sich als Bundesgenosse Frankreichs aktiv zu beteiligen, Burns veranlaßt, mit John Morley und Charles Trevelyan aus dem Ministerium auszutreten. Er wiederholt, was der ihm auch sonst in vieler Hinsicht kongeniale John Bright 1882 getan hat.

Ob grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Krieg allein es ist, was Burns zu diesem Schritt veranlaßt hat, oder ob er zugleich damit ein Urteil über das Verhalten Sir Edward Greys hat ausdrücken wollen, muß dahingestellt bleiben. Deutsche Blätter haben einen langen Auszug aus einer Rede veröffentlicht, die er über den gegenwärtigen Krieg vor seinen Wählern gehalten haben sollte. Da handelte es sich aber um eine grobe Fälschung. Es ist festgestellt worden, daß diese angebliche Rede aus einer Zusammenkuppelung von Sätzen aus früheren Reden Burns besteht, mit andern Worten ein *Fabrikat* ist, das auf eine bekannte Ursprungsmarke Anspruch hat.<sup>1</sup>

Andere Auszüge aus Reden und Aufsätzen englischer Gegner des jetzigen Krieges, welche die Kunde durch die deutsche Presse gemacht haben, sind dadurch Fabrikaten gleich, daß sie wichtige Sätze auslassen, auf Grund deren erst das Urteil der Verfasser über die subjektiven Urheberchaften des Krieges unzweideutig zu erkennen ist. Indes ist diese Feststellung für unsere Betrachtung nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß wir auch beim jetzigen Krieg wieder Zeuge sind, wie in England neben den sozialistischen Arbeiter-

<sup>1</sup> Sie steht als solches nicht vereinzelt da. Ich habe denn auch einen starken Verdacht, daß es sich mit dem von Kautsky in seinem Artikel „Kriegsitten“ zitierten Vers „Down with the Germans usw. usw.“, den laut „Schwäbischem Merkur“ der „Daily Graphic“ vom 20. August gebracht haben soll, ähnlich verhält, und es wäre sicher der Mühe wert, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Krieg ist selbst schon schlimm genug, er braucht nicht noch durch Preßhegerei über den Kriegszweck hinaus zur maßlosen Verbitterung der Völker gegeneinander getrieben zu werden.

organisationen und verschiedenen religiösen Körperschaften Engländer in hervorragender Stellung aufgetreten sind und ihrer Kritik der Regierungspolitik und der Gegnerschaft gegen den Krieg unverhüllt Ausdruck gegeben haben.

Sind diese Leute weniger Patrioten als diejenigen, die der Parole der Regierung des Tages widerspruchslos Folge leisten? Die Antwort wird unbedingt verneinend lauten. Natürlich kann es vorkommen, daß Gleichgültigkeit oder selbst Haß gegen den Staat, in dem jemand lebt, ihn zu einer solchen Haltung veranlaßt. Aber das traf in keiner Weise bei den dreien Benannten zu, noch ist es bei den Keir Hardie, J. R. Macdonald, H. W. Massingham und anderen Kritikern der Politik der jetzigen Regierung Englands der Fall. Bei verschiedenen der letzteren spielt nicht einmal persönliche Gegnerschaft oder Mißtrauen in bezug auf die leitenden Minister mit, ihre Gegnerschaft gegen den Krieg ist eine durchaus prinzipielle. Sie ist sogar bei einigen von ihnen mit erheblichen materiellen Opfern verbunden. Burns und Morley verzichteten jeder auf ein Gehalt von 100 000 Mark, Trevelyan auf ein solches von 24 000 Mark, als sie ihre Ministerposten niederlegten. Sie sind auf andere Weise Patrioten, als die große Mehrheit ihres Volkes, aber sie sind es in keiner minderwertigen Weise.

Die Geschichte Englands weist viele schwarze Flecken auf, aber auch gar manche Ruhmesblätter. Zu den schönsten dieser Ruhmesblätter gehört es, daß sie von Männern wie Charles James Fox, John Bright, Henry Campbell-Bannerman berichtet — von der Art, wie sie bei verhängnisvollen Kriegen Englands einem edlen Patriotismus Ausdruck gaben, und von der Tatsache, daß sie es tun durften, ohne darin von Behörden gehemmt zu werden und ohne daß ihnen der Dank der Nation vorenthalten wird.

## Die kapitalistische Entwicklung Ungarns und ihre Hemmungen.

Von Eugen Varga (Budapest).

Die kapitalistische Entwicklung ergreift zwar nachgerade alle Länder der Erde; dies Tempo der Entwicklung ist aber in den verschiedenen Ländern nicht gleich. Geographische, soziale und politische Ursachen bestimmen diese Unterschiede. Ungarn ist ein Land, in welchem sich der Kapitalismus nur sehr langsam entwickelt, die Industrialisierung viel geringere Fortschritte macht, als man nach der geographischen Lage erwarten würde. Es wird daher nicht ohne Interesse sein, sich mit dieser Tatsache eingehender zu beschäftigen und einen Versuch zu machen, deren Ursachen aufzuklären. Dies um so mehr, als doch die Stärke der Arbeiterbewegung im allgemeinen mit der kapitalistischen Entwicklung parallel geht.

Der soeben erschienene zweite Band der Volkszählung im Jahre 1910, der die Berufsstatistik enthält, bietet uns die Möglichkeit, den Fortschritt der Industrialisierung in den letzten zwei Jahrzehnten festzustellen.

Die gesamte Bevölkerung Ungarns (ohne Kroatien, dessen Daten noch nicht veröffentlicht sind) betrug:

	Millionen	Bevölkerungszuwachs
1890 . . . . .	15,26	—
1900 . . . . .	16,84	10,3 Prozent
1910 . . . . .	18,26	8,5 „

Der kleinere Zuwachs der Bevölkerung ist nicht der Abnahme der Geburten zuzuschreiben; im Gegenteil: die natürliche Zunahme betrug zwischen 1890 und 1900 11,2 Proz., 1900—1910 aber 11,8 Proz. Dagegen betrug der Verlust infolge der Auswanderung 1890—1900 119 211, 1900—1910 527 319 Seelen.

Die große und noch immer in Zunahme begriffene Auswanderung steht im engsten Zusammenhang mit der geringen Industrialisierung des Landes; die in der Landwirtschaft überschüssig werdende Arbeiterschaft findet in der Industrie des Landes keine Arbeit und muß daher in fremden Ländern nach Arbeit suchen. Darum steigt die Zahl der Auswanderer; sie betrug im Jahre 1913 über 120 000!

Die berichtete Gliederung der Bevölkerung zeigt folgendes Bild:

	In Prozenten der Gesamtbevölkerung		
	1890	1900	1910
Landwirtschaft und Tierzucht usw. . . . .	70,8	66,5	62,4
Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr . . . . .	17,1	20,7	25,1
Freie Berufe . . . . .	2,7	3,1	3,4
Militär . . . . .	0,7	0,8	0,8
Tagelöhner . . . . .	3,6	3,6	2,5
Häusliches Personal . . . . .	2,3	2,4	2,3
Andere und unbekannte . . . . .	2,8	2,9	3,6

Wir sehen also, daß sich der Anteil der industriellen Bevölkerung von 17,1 Proz. im Jahre 1890 auf 25,1 Proz. im Jahre 1910 vergrößert hat. Dies bedeutet in absoluten Zahlen eine Vermehrung der industriellen Bevölkerung von 2,6 Millionen im Jahre 1890 auf 4,6 Millionen im Jahre 1910. Dies ist freilich ein großer Fortschritt. Es ist aber unleugbar, daß Ungarn trotz dieser Fortschritte in den letzten zwei Jahrzehnten in der Industrialisierung hinter allen Ländern Europas mit Ausnahme der Balkanstaaten zurückbleibt. Selbst in Rußland und Italien ist der Anteil der industriellen Bevölkerung größer als bei uns.

Aber nicht nur der geringe Anteil der industriellen Bevölkerung beweist die Rückständigkeit des Landes; auch die Verteilung derselben in Selbständige und Hilfskräfte wie auch die Verteilung der Arbeiter nach der Größe der Betriebe beweist dies: die Konzentration der Betriebe zeigt einen sehr geringen Fortschritt:

In der eigentlichen Industrie gab es

	Selbständige	Hilfskräfte
1900 . . . . .	348 682	644 188
1910 . . . . .	399 300	897 786

Wir finden daher eine bedeutende Zunahme der Zahl der Selbständigen — beiläufig um 15 Proz. —, während sich die Zahl der Hilfskräfte um beiläufig 40 Proz. vermehrt hat. Oder anders ausgedrückt: Auf hundert Selbständige entfielen in der eigentlichen Industrie Hilfskräfte 1890: 127,3, 1900: 184,8, 1910: 224,8.

Der Durchschnitt ist in runden Zahlen: zwei Arbeiter auf einen Selbständigen; ein ganz mittelalterliches Verhältnis. Obwohl die Daten über die Verteilung der Arbeiter in den verschiedenen Größenklassen der Unternehmungen noch fehlen, so läßt es sich aus den vorliegenden Daten bereits feststellen, daß ungeachtet mancher Fortschritte die Industrialisierung Ungarns sehr langsam vor sich geht. Wir wollen versuchen, einiges über die Gründe dieser Erscheinung aufzuhellen.

\*

Eine der Hauptursachen der geringen Entwicklung der Industrie ist sicherlich die geringe Aufnahmefähigkeit des Inlandsmarktes. Das Einkommen der großen Majorität der Bevölkerung ist so außerordentlich gering, daß es kaum zur Beschaffung der allernotwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht. Einige Daten mögen dies beweisen.

Es gab in Ungarn 1910 7,5 Millionen Erwerbstätige; von diesen waren:

Zwergbesitzer unter 6 Hektar Grundbesitz, Gärtner, Teilarbeiter	1,1 Millionen
Helfende Familienmitglieder	1,0 "
Landwirtschaftliche Lohnarbeiter	1,22 "
Landwirtschaftliches Gefinde	0,5 "
Industrielle Arbeiter	0,9 "
Tagelöhner	0,45 "
Häusliches Dienstpersonal	0,4 "
	5,57 Millionen

Das sind 5,5 Millionen proletarische Existenzen mit sehr geringem Einkommen. Hiermit ist aber die Zahl der proletarischen Einkommen noch nicht erschöpft; es gibt in Ungarn 0,3 Millionen Handwerker, die ohne Hilfskräfte arbeiten; ferner Lehrer und Unterbeamte der Post, Eisenbahn, der Fabriken, welche ebenfalls eine proletarische Existenz führen.

Das Jahreseinkommen der männlichen landwirtschaftlichen Arbeiter betrug nach der amtlichen Statistik im Jahre 1910 durchschnittlich: . . . . . 470,— Kronen = 392,— Mark  
 Dasjenige der industriellen Arbeiter laut Statistik der Landeskrankenkasse: . . . . . 750,— " = 625,— "  
 Dasjenige der erwachsenen Bergarbeiter nach der amtlichen Statistik: . . . . . 950,— " = 792,— "

Der Lohn der Tagelöhner, des Gefindes und der häuslichen Dienstboten bewegt sich ebenfalls in diesem Rahmen — amtliche Daten sind hierfür nicht vorhanden —: es ist selbstverständlich, daß von diesem geringen Einkommen nur ein verschwindend kleiner Teil für Industrieprodukte ausgegeben werden kann, da es doch kaum für die Ausgaben auf Wohnung und Lebensmittel genügt. Dies um so mehr, da in Ungarn sowohl die Wohnungsmieten als die Lebensmittel außerordentlich teuer sind: Brotgetreide ist in Ungarn teurer als in Deutschland!

Noch schwerwiegender ist der Umstand, daß die Mehrheit der landwirtschaftlichen Bevölkerung ebenfalls keine Kaufkraft besitzt. Die Verteilung des Grundbesitzes ist sehr ungünstig. Die landwirtschaftlich benutzte Fläche Ungarns — ohne die reinen Weiden und Forstwirtschaften — beträgt 21,2 Millionen Hektar; hiervon entfallen auf:

		Durchschnitt
1 279 718 Zwergbesitze von 0 bis 3 Hektar . .	1 240 222 Hektar	1 Hektar
843 916 Kleinbesitze von 3 bis 12 Hektar . .	5 014 140 "	6 "
241 213 Mittelbesitze von 12 bis 60 Hektar .	4 847 559 "	20 "
19 867 Großgrundbesitze von 60 b. 600 Hektar	3 259 308 "	160 "
3 768 Großgrundbesitze über 600 Hektar .	6 848 818 "	1860 "

Fast die Hälfte der Fläche ist Großgrundbesitz, beinahe ein Drittel besteht aus 3768 Riesenbesitzen. Die Besitzer der 1,3 Millionen Zwergbesitzungen im durchschnittlichen Ausmaß von 1 Hektar sind reine Proletarier; aber auch die 0,8 Millionen Kleinbesitzer mit durchschnittlich 6 Hektar Besitz haben für Industrieartikel sehr wenig übrig. Denn diese 6 Hektar dürfen nicht nach deutschem Maßstab beurteilt werden. Der Bodenertrag ist in Ungarn um mindestens ein Drittel kleiner als in Deutschland. Und da die Menge des Saatforns, des eigenen Verbrauchs und der Futtermittel beinahe ebenso groß sein müssen wie in Deutschland, so bleibt für den Verkauf unverhältnismäßig weniger als dort. Daher die sehr geringe Kaufkraft der Zwerg- und Kleinbesitzer, der großen Masse der landwirtschaftlichen Bevölkerung, in bezug auf Industrieprodukte.

Hierzu gesellt sich die ganz unverhältnismäßig schwere Besteuerung der Kleinbesitzer. In einem Buche, das die Lage der Bauern in Ungarn behandelt, gibt der Verfasser, ein protestantischer Geistlicher, folgende Daten an:

Ein Kleinbesitzer in seinem Heimatsort, der nicht ganz 6 Hektar Feld und ein Häuschen hat, bezahlt an direkten staatlichen, Gemeinde- und Kirchensteuern jährlich 280,08 Kronen, das sind 232 Mark; für jeden Hektar daher 40 Mark.

Ein Zwergbesitzer, der ein halbes Hektar sein eigen nennt, auf welchem ein einzimmeriges Häuschen steht, bezahlt an direkten Steuern 43,26 Kronen, das sind 37 Mark! Hierzu kommt noch die Verzehrungssteuer auf Salz, Tabak — welche staatliches Monopol bilden —, auf Zucker, Schnaps, Bier usw. Für Industrieerzeugnisse bleibt kaum etwas übrig!

Endlich sei noch erwähnt, daß die Schulden, welche auf dem Besitz lasten, und deren Zinsfuß hierzulande um die Hälfte höher ist als in Deutschland, ebenfalls einen beträchtlichen Teil des Einkommens wegnehmen. Die Verschuldung ist riesig groß. Wir besitzen keine speziellen Daten; die gesamte, in das Grundbuch eingetragene Verschuldung des Land- und Hausbesitzes nahm in dem Jahrzehnt 1902—1911 um nicht weniger als vier Milliarden Kronen zu! Die Zwerg- und Kleinbauern, welche nicht genug Feld haben, um ihre Arbeitskraft auf eigenem Grund und Boden anwenden zu können, zahlen den Güterschlächtern ganz unerhörte Preise, welche mit dem Ertrag des Grundstücks in gar keinem Verhältnis stehen. Nach einer in diesem Jahre zum ersten Male erschienenen Statistik des Ackerbauministeriums wurden in Gegenden, wo die Landnot am größten ist, für Parzellen Preise gezahlt, welche 3000 Mark pro Hektar erreichen. Die Käufer müssen froh sein, wenn sie die Zinsen, welche sie für die Kaufsumme zahlen müssen, herauswirtschaften können. . . .

Die sehr ungleiche Verteilung des Einkommens, die absolut geringe Kaufkraft der großen Masse ist sicherlich eine der wichtigsten Ursachen der geringen Industrialisierung des Landes. Eine vollständige Erklärung ist dies aber keineswegs, denn Ungarn bezieht trotz des geringen Konsums große

Mengen von Industrieerzeugnissen aus dem Ausland, hauptsächlich aus Oesterreich. Wir wollen nur die wichtigsten Daten angeben.

Im Jahre 1911 betrug die Einfuhr in Millionen Kronen:

Baumwollstoffe . . . . .	203,6
Wollstoffe . . . . .	135,1
Oberkleider . . . . .	52,7
Baumwollgarne . . . . .	38,5
Wäsche . . . . .	29,2
Seidenstoffe . . . . .	30,4
Bedruckte Wollwaren . . . . .	22,5
Leinenwaren . . . . .	17,8
Verschiedene Textilwaren . . . . .	82,0
Zusammen Textilwaren . . . . .	611,8

Dieser Einfuhr von mehr als sechshundert Millionen Kronen steht im ganzen eine Ausfuhr von beiläufig achtzig Millionen gegenüber, so daß eine Mehreinfuhr im Werte von über einer halben Milliarde Kronen allein an Textilwaren besteht, welche im Lande verbraucht, aber außerhalb des Landes — zu 86 Prozent in Oesterreich — produziert werden. Hierzu muß bemerkt werden, daß die Einfuhr, besonders aus Oesterreich, von Jahr zu Jahr steigt!

Ähnlich steht es mit den Erzeugnissen der Metallindustrie. Es wurden eingeführt in Millionen Kronen:

Maschinen und Apparate . . . . .	104,2
Eisenwaren . . . . .	82,5
Metallwaren . . . . .	25,9
Instrumente . . . . .	15,1
Verschiedene Erzeugnisse . . . . .	70,0
	<u>297,7</u>

Also eine Einfuhr von fast dreihundert Millionen Kronen, welcher ebenfalls nur eine geringe Ausfuhr gegenübersteht. Ähnlich steht es mit vielen anderen Industriezweigen. Es taucht daher die Frage auf, weshalb all diese Industrieartikel nicht im Lande selbst erzeugt werden, weshalb Ungarn gegenüber Oesterreich die Rolle einer Kolonie spielen muß?

\*

Diese Frage wird natürlich in Ungarn viel erörtert. Im allgemeinen werden zwei Gründe hierfür angegeben, welche aber meines Erachtens nicht stichhaltig sind: der Mangel an Kapital und die Zollgemeinschaft mit Oesterreich. Was das erstere anbelangt, so ist es unleugbar, daß Ungarn ein armes Land ist, welches an das Ausland stark verschuldet ist. Indessen ist dies durchaus kein Grund für die geringe Entwicklung der Industrie. Für das Kapital gibt es keine geographischen Grenzen: es sucht seinen Profit in Marokko ebenso wie in China, in Australien wie in Südamerika. Würde die Gründung von Fabriken in Ungarn einen entsprechenden Profit heißen, so würde sich ausländisches Kapital in Ueberfluß dazu finden. —

Was die Zollgemeinschaft mit Oesterreich anbelangt, so ist es unleugbar, daß der Umstand selbst, daß Oesterreich eine ältere, kapitalkräftigere Industrie hat, dieser gewisse Vorteile sichert. Aber dieser Umstand allein genügt nicht zur Erklärung der Tatsache, daß auch heute noch Fabriken, welche ihr Erzeugnis zum größten Teil in Ungarn absetzen, von österreichischem

Kapital nicht in Ungarn, sondern in Oesterreich neu angelegt werden! Die Zollgemeinschaft verhindert wohl Ungarn, seine Industrie durch Schutzzölle gegen Oesterreich zu schützen; aber es müssen die Gründe angegeben werden, warum die Industrie innerhalb des gemeinsamen Zollgebietes Ungarn meidet und Oesterreich zum Standort wählt. Wir gelangen daher zu der Frage des Standorts der Industrien!

Die Frage des Standorts der Industrien ist eine der Fragen, welche bisher in der volkswirtschaftlichen Literatur, sowohl in der sozialistischen als in der bürgerlichen, am ärgsten vernachlässigt war. Es gibt meines Wissens nur ein Werk, welches eine Theorie des Standortes der Industrie gibt, das Webersche<sup>1</sup>, welches auch in der „Neuen Zeit“ besprochen wurde. Obwohl nun das Werk Webers in manchen Teilen Irrtümer enthält, besonders was die mathematische Bearbeitung der Theorie anbelangt, gibt es doch im ganzen und großen einen Ueberblick über die Faktoren, welche die Wahl des Standortes bestimmen. Weber geht von dem richtigen Grundprinzip aus, daß der Standort jeder Industrie dort liegt, von wo man den Markt, die Transportkosten mit eingerechnet, am billigsten mit der fraglichen Ware versorgen kann! Wenn also Fabriken, welche Waren für Ungarn erzeugen, ihren Standort in Oesterreich wählen, so ist es sicher, daß sie von dort aus den ungarischen Markt billiger versorgen können, als wenn sie in Ungarn ihren Standort wählen würden. Die Frage ist nun, weshalb?

Um auf die Frage der Wahl des Standortes ganz allgemein antworten zu können, nimmt Weber eine Analyse der Produktionskosten vor und sucht diejenigen Elemente heraus, welche sich mit der geographischen Lage ändern: es sind dies 1. die Preise der Roh-, Brenn- und Hilfsstoffe; 2. die gesamten Transportkosten sowohl der Rohmaterialien nach dem Produktionsort als der fertigen Waren nach dem Konsumtionsort; 3. die Lohnkosten der Fabrikation, welche mit dem Arbeitslohn und der Arbeitsleistung der Arbeiterschaft wechseln. Die anderen Elemente der Produktionskosten wie Amortisation der Gebäude und der Maschinerie, Zinsen, Steuern, allgemeine Auslagen sind auf derselben Stufe des Kapitalismus beiläufig gleich oder weisen so geringe Unterschiede auf, daß sie, auf die Kosten einer produzierten Einheit übertragen, gleich Null sind. —

Wenn wir von diesen Gesichtspunkten aus die Standortsfrage untersuchen, so finden wir vor allem, daß das wichtigste Brennmaterial, das für die Fabriksindustrie ausschlaggebend ist, die Kohle, bei uns die Braunkohle, in Ungarn viel teurer ist als in Oesterreich. Der Preis betrug pro zehn Doppelzentner im Durchschnitt ab Schacht<sup>2</sup>:

	Oesterreich	Ungarn	Differenz	in Prozent
1895 . . . . .	3,80	6,48	2,68	70
1900 . . . . .	5,42	6,70	1,28	24
1905 . . . . .	4,45	6,85	2,40	54
1910 . . . . .	5,42	9,20	3,78	70

<sup>1</sup> Ueber den Standort der Industrien von Alfred Weber. Erster Teil: Keine Theorie des Standorts. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909. Besprochen in der „Neuen Zeit“ von Rich. Woldt, XXVIII 2, Seite 971.

<sup>2</sup> Compaß, Finanzielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn.

Der Unterschied im Preise des Brennmaterials allein genügt — alle anderen Faktoren der Produktionskosten gleich gesetzt —, um die Industrie von Ungarn nach Oesterreich zu verlegen. Der ungemein hohe Preis der Kohle in Ungarn ist zum kleineren Teil natürlichen Ursachen geschuldet: die Kohlengruben sind hier tief und die Produktionskosten daher etwas teurer. Der Löwenanteil aber liegt am Kohlentartell. Dieses hat das Land in Teile geteilt, welche gewissen Bergwerken ausschließlich zugewiesen werden, außerdem besteht für Industrieunternehmungen „Kundenschutz“: jede Fabrik wird einem Bergwerk zugeteilt und bekommt von keinem anderen Kohle. Die einzige Schranke der Preiserhöhung ist die Konkurrenz der deutsch-schlesischen Kohlenwerke. Viele Fabriken benutzen diese hier „preussische“ genannte Kohle, welche trotz der hohen Eisenbahntransportkosten wegen der besseren Qualität konkurrenzfähig ist!

Was die Frage der Transportkosten anbelangt, so läßt sich dieselbe nicht einheitlich behandeln, da die verschiedenen Industriezweige sich verschieden verhalten. Industrien, die viel „Gewichtsverlustmaterial“ verbrauchen, also Rohstoffe, die während der Fabrikation viel an Gewicht verlieren, wählen ihren Standort an der Fundstätte des Rohmaterials: so befinden sich die Rübenzuckerfabriken immer dort, wo die Rübe gebaut wird, da die Transportkosten hier die kleinsten sind. Industrien, bei welchen das Rohmaterial sein Gewicht behält, aber viel Kohle verbraucht wird, wie die Eisenindustrie, suchen ihre Standorte bei den Kohlenlagern. Industrien endlich, welche solche Rohmaterialien verwenden, welche ihr Gewicht behalten und überall zu finden sind, z. B. Erde, Sand, Wasser, siedeln sich an den Konsumsorten an, z. B. Ziegelbrennereien. Wir wollen auf dieser Grundlage den fast vollständigen Mangel einer Textilindustrie in Ungarn erklären.

Die Textilindustrie arbeitet mit Rohstoffen, Baumwolle und Schafwolle, welche ganz oder überwiegend aus dem Ausland beschafft werden müssen. Das Rohmaterial kann also entweder über Fiume, dem einzigen Seehafen Ungarns an der Adria, oder aber via Hamburg bezogen werden. Wollte man das Rohmaterial über Fiume beziehen, so müßte man es entweder mehrere hundert Kilometer weit bis in die Nähe der Kohle bringen, die zur Aufarbeitung nötig ist, oder aber die Kohle auf den in der Nähe des Hafens angelegten Standort transportieren. Beides verursacht, da die Kohlenlager Ungarns von Fiume weit entfernt sind, so riesige Kosten, daß die Industrie sich mit der österreichischen, besonders wenn wir auch den höheren Preis der Kohle in Betracht ziehen, unmöglich messen kann: die Produktionskosten wären viel höher! Es bleibt daher der andere Weg, via Hamburg, Wasserweg auf der Elbe und dann eine kürzere Eisenbahntransportlinie nach den nordungarischen Kohlengebieten. Dieser Standort ist etwas vorteilhafter, aber doch bedeutend ungünstiger als die böhmischen, mährischen und schlesischen Standorte. Diese beziehen den Rohstoff ebenfalls via Hamburg-Elbe, liegen aber näher und haben daher den Vorteil, dies Verlustgewicht der Baumwolle nicht bis nach Ungarn transportieren zu müssen, außerdem aber die um 40—70 Proz. billigere Kohle, welche für die Textilindustrie, die eine große mechanische Triebkraft braucht, von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Diese und ähnliche Standortfaktoren sind es — nicht der Mangel an Kapital oder die entwickeltere Industrie Oesterreichs —, welche die Industria-

lifierung Ungarns hindern. Infolge der Armut des Landes an Kohle und Eisenerzen ist die Entwicklung der schweren Industrie gehemmt: die schlechte geographische Lage zwingt die Textilindustrie gegenüber der österreichischen zu höheren Transportauslagen, was ihre Entwicklung unmöglich macht. Dies sind aber die zwei wichtigsten Zweige der kapitalistischen Industrie. Nur die mit der Landwirtschaft zusammenhängenden Industrien: Zuckerrfabriken, Mühlen, Bierbrauereien, Spiritusbrennereien, Stärkfabriken, Forst- und Holzindustrie haben in Ungarn einen guten Standort.

Es könnte hier der Einwand erhoben werden, daß die in Ungarn üblichen niedrigen Löhne zusammen mit der langen Arbeitszeit eine Ersparnis an Arbeitskosten darstellen, welche die Nachteile des Standortes in bezug auf Transportkosten und Rohstoffpreise ausgleichen. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig. Niedrige Arbeitslöhne und lange Arbeitszeit bedeuten keineswegs billige Produktionskosten, da die Arbeitsleistung durch ungenügende Ernährung und Ueberarbeit herabgesetzt wird. Dazu kommt aber noch, daß niedrige Löhne ein Hemmnis sind für die Einführung neuer Maschinen, verbesserter Arbeitsmethoden und gesteigerte Spezialisierung der Arbeit. Gerade jene Länder, in welchen die Arbeitslöhne am höchsten sind, Deutschland, England und Amerika, sind es, die aus dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt siegreich hervorgehen, die trotz der hohen Löhne billiger produzieren als die Länder mit niedrigerem Arbeitslohn und längerer Arbeitszeit.

Von einer ähnlichen Industrialisierung, wie in Westeuropa oder auch nur in Rußland, kann daher in Ungarn aus den eben entwickelten Gründen leider keine Rede sein. Die Nachteile der Standortlage ließen sich zwar durch Schutzzölle gegen Oesterreich ausgleichen, dazu ist aber bei den vorhandenen Machtverhältnissen nicht die geringste Möglichkeit vorhanden. Auch ist es fraglich, ob der Nutzen der Zolltrennung die Nachteile derselben aufwiegen würde. —

Zum Schlusse wollen wir noch hinzufügen, daß die bestehenden Kartellorganisationen ebenfalls viel dazu beitragen, die Entwicklung der Industrie zu hemmen. Vom Kohlenkartell war schon die Rede. Der Grundpreis des Eisens ist bei uns pro Doppelzentner 15 bis 17 Mk., mehr als das Doppelte als in Deutschland. Außerdem sichert das Eisenkartell, welches einen großen Teil der Eisen verbrauchenden Industrien in sich faßt, den bestehenden Unternehmungen ein vollständiges Monopol: ein neu entstehendes Unternehmen erhält kein Roheisen oder Halbfabrikat. Und da die Monarchie sehr hohe Eisenzölle hat, die den Bezug aus dem Ausland fast unmöglich machen, kann kein neues Unternehmen entstehen. Ähnlich ist es in vielen anderen Kartellen, deren Zahl in der Monarchie infolge der hohen Industriezölle außerordentlich hoch ist; von Peitschenstielen und Holzabfällen angefangen bis zu Kohle und Eisen ist alles kartelliert. Und diese Kartelle werden zu Fesseln der industriellen Entwicklung.

Mit der geringen Industrialisierung hängen manche Tatsachen zusammen, welche für den Fernstehenden schwer begreiflich sind. So vor allem die riesige Auswanderung, welche in den letzten Jahren über ein Prozent der Bevölkerung ausmachte. Die Landnot, die riesigen Latifundien und deren maschinelle Bearbeitung nimmt der landwirtschaftlichen Bevölkerung die Möglichkeit, vom Ackerbau zu leben. Da es aber keine sich rasch entwickelnde Industrie gibt, welche die überflüssigen Landarbeiter aufnehmen

könnte, ist ein großer Teil genötigt, in Deutschland als Wanderarbeiter oder in Amerika das tägliche Brot zu suchen. Der große Druck, den die auf dem flachen Lande immer neu entstehende Reservearmee von Arbeitern auf die industriellen Löhne ausübt, hat aber die Folge, daß in Ungarn der Lohn der industriellen Arbeiter kaum 60 Prozent der entsprechenden Löhne Westeuropas beträgt. . . .

Diese Sachlage erklärt auch, warum die sozialdemokratische Partei Ungarns bisher im Verhältnis zu den westlichen Ländern geringere Erfolge aufzuweisen hatte. Die zwei großen Industriezweige, die im Westen das Hauptkontingent der Arbeiterarmee stellen, die schwere Industrie und die Textilindustrie, sind in Ungarn auf ein sehr enges Gebiet beschränkt, und es besteht auch keine Aussicht auf eine rasche Entwicklung. Die niedrigen Löhne der gewerblichen Arbeiter bewogen aber gerade die tüchtigsten, energischsten unter den jungen Arbeitern, welche berufen gewesen wären, Organisationsarbeit zu leisten, die Organisation zu heben und zu fördern, dem Lande den Rücken zu kehren und nach Deutschland, Frankreich und Amerika auszuwandern, wo sie als tüchtige Arbeiter willige Aufnahme fanden. Dies ist, glaube ich, der Grund jener Tatsache, welche immer klarer zutage tritt, daß der Bewegung bisher ein kräftiger Nachwuchs von führenden Arbeitergenossen mangelte. Endlich sei bemerkt, daß gerade jene Industrien, die in Ungarn einen günstigen Standort haben, die Zucker-, Mühlen-, Spiritus-, Forstindustrien, zum größten Teil ganz ungelernete landwirtschaftliche Arbeiter verwenden.

Unter diesen Umständen muß unsere Partei, soll sie überhaupt eine gewichtige Rolle im politischen und wirtschaftlichen Leben einnehmen, einen Weg zu den Landarbeitern finden. Wir sind und werden nicht in der glücklichen Lage sein, wie unsere Genossen in Westeuropa, abwarten zu können, bis die Landarbeiter zu industriellen Arbeitern werden und sie dann zu organisieren und an die Partei heranzuziehen! Wir müssen den Weg aufs Land finden! Wie, das ist die wichtigste Frage der ungarischen Partei, die Frage des Seins oder Nichtseins!

Obliger Artikel wurde vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben. Die Lage der Industrie Ungarns ist während des Krieges insofern verhältnismäßig günstig, weil die ungarische Industrie hauptsächlich für den Inlandsmarkt arbeitet, daher durch die Unterbrechung des Weltverkehrs wenig leidet. Auch der Umstand, daß die ungarische Industrie überwiegend landwirtschaftliche Industrie ist, daher zumeist inländische Rohstoffe aufarbeitet, erleichtert ihren Stand, da sie keinen Mangel an Rohstoffen leidet. Es ist hauptsächlich der große Rückgang des inländischen Bedarfs, welcher durch die hohen Lebensmittelpreise noch verschärft wird, wodurch die ungarische Industrie heute bedrängt wird.

Ueber die Folgen des gegenwärtigen Krieges in bezug auf die weitere Entwicklung der ungarischen Industrie läßt sich gegenwärtig noch wenig sagen. Die Grundtatsachen des ungarischen Wirtschaftslebens werden durch den Krieg nicht geändert werden. Die Betriebs- und Vermögenkonzentration wird wahrscheinlich infolge des Krieges riesige Fortschritte machen, da die schwächer fundierten Unternehmungen die Krise zum großen Teil nicht überstehen werden.

## Arbeitslosigkeit, Notstandsarbeiten und Arbeitslosenunterstützung.

Von Paul Umbreit.

### I.

Das Arbeitslosigkeitsproblem ist infolge des Weltkrieges in ein völlig neues Stadium getreten. Handelte es sich bisher um ein chronisches Leiden des Gesellschaftskörpers, das mit der ganzen kapitalistischen Struktur des letzteren verknüpft war, so hat der Krieg Deutschlands gegen drei Fronten, der namentlich von seiten Englands mit unerhörten wirtschaftlichen Ab-sperrungs- und Zerstörungsmaßnahmen geführt wird, das Leiden zu einem höchst akuten gemacht. Schon in den ersten Tagen der Mobilmachung häuften sich die Betriebseinstellungen und Entlassungen; die Sperrung des Eisenbahnverkehrs für Personen und Güter im Interesse der Truppenbeförderungen verursachte weitere Lähmungen auf dem gesamten Gebiete der Volkswirtschaft. In gleicher Richtung wirkten die Ausfuhrverbote, die Sperrung der Einfuhr, von der besonders zahlreiche Rohstoffe für die Industrien betroffen wurden, die Krisis auf dem Geldmarkte und die Erschwerung des gesamten Kredits. So schnellte die Arbeitslosenziffer sprunghaft in die Höhe und erreichte einen Umfang, für den es selbst in den kritischsten Zeiten der deutschen Volkswirtschaft keinen Vergleich gibt. Während Millionen aus dem Wirtschaftsleben herausgenommen wurden, waren ebensoviele Millionen ohne Arbeit und Verdienst. Die Einberufung so vieler rüstiger Hände zum Waffendienst schaffte nicht Platz für die Unbeschäftigten, sondern neue Arbeitslosigkeit, — jede weitere Mobilmachung wirkte von neuem verheerend.

Dabei muß anerkannt werden, daß vom ersten Mobilmachungstage an in weitestem Umfange Maßnahmen getroffen wurden, um der Arbeitslosigkeit nach Kräften entgegenzuwirken. Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden, Arbeitsnachweisverbände, Arbeitergewerkschaften und Unternehmerverbände waren einmütig in diesem Willen und Bestreben. Eine Reichszentrale für Arbeitsvermittlung sorgte für den Verkehr zwischen allen diesen Faktoren und besonders für die Vermittlung von Arbeitskräften für die Landwirtschaft, um die auf dem Halm stehende Ernte einzubringen. Ein Kriegsausschuß der deutschen Industrie wurde zur Regelung aller Rohstoff-, Ein- und Ausfuhr-, Materialverteilungs-, Transport- und Kreditfragen eingesetzt, und die Vorstände der Gewerkschaften traten unmittelbar beim Kriegsbeginn zur Regelung der dringendsten Unterstützungs- und Notstandsaktionen zusammen. Sicher wäre ohne diese Maßnahmen die allgemeine Verwirrung und demzufolge die Not größer geworden — aber sie halfen zunächst auch nicht allzuviel, da die Verkehrsbehinderungen während der Mobilmachung die meisten guten Absichten undurchführbar machten. Lediglich der Unterstützungsapparat der Gewerkschaften funktionierte, wenn auch nur unter Inanspruchnahme teuren Kredits, und zusehends leerten sich die Vorräte. Die Gewerkschaften waren in diesen ersten Kriegswochen der einzige Hort der Arbeitslosen. Es dauerte geraume Zeit, ehe sich die leitenden Kreise in Reich, Staat und Gemeinde energisch für die Beseitigung der Wirtschaftstörungen, für Neu belebung der Produktion, für Arbeitsbeschaffung und

schließlich auch hier und da für etwas Arbeitslosenunterstützung ins Zeug legten. Und auch heute, nach dreimonatiger Dauer des Weltkrieges, nach der eine Uebersicht über seine Wirkungen auf dem Gebiete der heimischen Volkswirtschaft bereits vorhanden ist und auch der Grundsatz widerspruchlos Geltung gefunden hat, daß außergewöhnliche Situationen auch außergewöhnliche Mittel erfordern und daß es die Pflicht des öffentlichen Gemeinwesens ist, die durch den Krieg Geschädigten schadlos zu halten, — läßt die Ausführung der öffentlichen Arbeitslosenfürsorge noch alles zu wünschen übrig.

Zur Feststellung des Umfanges der Arbeitslosigkeit reichten die bisher vorhandenen Einrichtungen der Arbeitsmarkt-Berichterstattung bei weitem nicht aus. Die letzteren beruhten auf den monatlichen Berichten über die Mitgliederzahlen der Krankenkassen, die den ungefähren Stand der Beschäftigung angeben sollten, aber es nicht vermochten, weil nur etwa 40 Proz. der Krankenkassenmitglieder von dieser Berichterstattung erfaßt wurden, weiter auf den Berichten der Arbeitsnachweise über Arbeitsgesuche, offene und besetzte Stellen, und auf den monatlichen Statistiken der Arbeiter-Fachverbände über die Arbeitslosigkeit am Orte und auf der Reise. Die Berichterstattung der Krankenkassen ist für die Feststellung des Umfanges der Kriegs-Arbeitslosigkeit völlig wertlos geworden, weil der Abmeldungsdienst während der Mobilmachungen mangelhaft war, viele Abmeldungen verspätet wurden oder unterblieben sind und der Uebergang von der Industrie zur Landwirtschaft oder zum Hausgewerbe nicht vermerkt wurde. Der Statistik der Arbeitsnachweise ist nur ein kleiner Teil der Arbeitsnachweise angeschlossen. Immerhin gibt sie in normalen Zeiten wertvolle Aufschlüsse über das Spannungsverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Aber auch sie hat während der ersten Kriegsmonate fast völlig versagt, wie sich aus folgendem Vergleich der Monatsziffern seit dem Jahre 1911 ergibt:

Auf je 100 offene Stellen kamen Arbeitsuchende

Monat	a) männliche Personen				b) weibliche Personen			
	1911	1912	1913	1914	1911	1912	1913	1914
Januar . . . . .	195,3	192,5	191,3	234	90,9	100,3	98,4	105
Februar . . . . .	210,5	178,2	190,5	218	80,3	88,1	91,1	97
März . . . . .	156,8	145,2	168,0	173	75,8	84,2	87,5	92
April . . . . .	142,9	150,2	160,0	161	80,0	92,4	96,0	94
Mai . . . . .	144,3	153,3	166,0	172	82,3	97,1	100,0	100
Juni . . . . .	146,0	145,6	168,1	168	85,5	100,6	101,0	101
Juli . . . . .	140,7	139,8	173,8	158	90,4	96,6	103,1	99
August . . . . .	142,1	146,1	178,1	248	90,4	92,1	100,9	202
September . . . . .	132,7	141,3	160,5	200	92,4	91,9	99,0	184
Oktober . . . . .	152,3	147,9	178,2	.	114,9	105,7	121,5	.
November . . . . .	182,0	172,7	219,5	.	132,7	122,6	143,0	.
Dezember . . . . .	183,4	174,6	218,1	.	122,5	107,4	123,4	.
Jahresdurchschnitt .	156,5	155,3	178,6	.	91,8	96,9	103,5	.

Gewiß macht sich auch hier im August ein starkes Ueberangebot von Arbeitskräften bemerkbar; besonders nachteilig verschiebt sich das Verhältnis auf dem Arbeitsmarkt der weiblichen Personen, — aber die Ziffern gehen nicht so erheblich über diejenigen der gleichen Monate der Vorjahre hinaus, wie es der Wirklichkeit entsprechen müßte und wie aus der Arbeitslosen-

statistik der Fachverbände ersichtlich ist. Hatten doch die Krisenjahre 1908 und 1909 für die männlichen Personen höhere Ueberangebotsziffern (1908: November 252,7, Dezember 287,6; 1909: Januar 285,4, Februar 285,7), obgleich die Arbeitslosenziffern der Gewerkschaften in jenen Monaten nur 3,2 bis 4,4 Proz., in den Kriegsmonaten August bis September 1914 aber 22,4 und 16,0 Proz. aufwiesen! Die Ursache des Versagens der Arbeitsnachweistatistik ist in dem Versagen der Arbeitsnachweise selbst zu finden. Es erschien für die große Masse der Arbeitssuchenden einfach zwecklos, dort um Arbeit nachzufragen, weil es diesen Stellen fast unmöglich war, solche nachzuweisen.

Die Reichszentrale für Arbeitsvermittlung hat denn auch seit dem Kriegsausbruch eine neue Arbeitsmarktstatistik organisiert und für deren Publikation einen „Arbeitsmarkt-Anzeiger“ herausgegeben, in dem wöchentlich zweimal die überschüssigen Arbeitsgesuche und offenen Stellen veröffentlicht werden. Die Zahl der berichtenden Arbeitsnachweise betrug am 12. August 306, sie erreichte am 24. Oktober 345. Ueber offene Stellen berichteten immer nur etwa die Hälfte der Nachweise. Nach diesen Veröffentlichungen wurden überschüssige, von den berichtenden Nachweisen nicht selbst erledigte Arbeitsgesuche und offene Stellen gemeldet:

	Zahl der überschüssigen		Auf einen Arbeitsnachweis		Auf eine offene Stelle kamen Arbeitsgesuche
	Arbeitsgesuche	offenen Stellen	Arbeitsgesuche	offene Stellen	
12. August . . .	108 124	3 402	352	24	31,8
15. " . . .	127 194	5 400	376	36	23,5
19. " . . .	128 607	5 604	335	37	22,9
22. " . . .	150 622	4 896	409	37	30,7
26. " . . .	146 464	5 798	404	43	25,2
29. " . . .	<b>159 886</b>	4 416	453	34	<b>36,2</b>
2. September . . .	128 981	4 353	393	35	29,6
5. " . . .	148 773	4 541	430	34	32,7
9. " . . .	115 017	5 169	387	43	22,2
12. " . . .	130 552	5 637	449	48	23,1
16. " . . .	116 755	4 438	377	35	26,3
19. " . . .	117 146	6 316	414	52	18,5
23. " . . .	90 852	8 155	349	67	11,1
26. " . . .	101 625	9 221	390	68	11,0
30. " . . .	73 409	8 910	311	71	8,2
3. Oktober . . .	91 133	10 609	298	76	8,5
7. " . . .	70 404	10 650	242	72	6,6
10. " . . .	84 620	11 414	271	66	7,4
14. " . . .	70 597	11 878	246	77	5,9
17. " . . .	100 054	11 320	298	65	8,8
21. " . . .	74 971	11 794	262	76	6,5
24. " . . .	97 398	14 430	282	78	6,7
28. " . . .	77 409	12 410	269	77	6,0
31. " . . .	85 936	14 798	276	82	5,8

Aus dieser Darstellung ergibt sich ein Anwachsen der überschüssigen Arbeitsgesuche bis zu Ende August. Unter erheblichen Schwankungen macht sich dann ein zunächst geringerer Rückgang bis zum 12. September und danach ein starker bis Ende September bemerkbar. Der Oktober setzt mit Zunahmen ein, die sich unter großen Schwankungen bis zum 17. Oktober

fortpflanzen und später etwas zurückgeben. Der Ueberschuß an offenen Stellen, die von den berichtenden Arbeitsnachweisen nicht selbst besetzt werden konnten, steigt unter Schwankungen bis Ende August, geht aber wieder zurück bis Mitte September; erst von da ab macht sich eine stetige Besserung geltend, die mit Beginn des Monats Oktober in verstärktem Maße einsetzt. Charakteristisch an dieser Darstellung ist die rückläufige Bewegung der Arbeitsgesuche und die Zunahme der Arbeitsgelegenheit, die sich seit dem Monat September durchsetzen.

Die Statistik der Arbeitslosigkeit der **Fachverbände** zählte auf je 100 Mitglieder Arbeitslose:

	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913	1914
Ende Januar	1,7	2,9	4,2	2,6	2,6	2,9	3,2	4,7
" Februar	1,6	2,7	4,1	2,3	2,2	2,6	2,9	3,7
" März	1,3	2,5	3,5	1,8	1,9	1,6	2,3	2,8
" April	1,3	2,8	2,9	1,8	1,8	1,7	2,3	2,8
" Mai	1,4	2,8	2,8	2,0	1,6	1,9	2,5	2,8
" Juni	1,4	2,9	2,8	2,0	1,6	1,7	2,7	2,5
" Juli	1,4	2,7	2,5	1,9	1,6	1,8	2,9	2,7
" August	1,4	2,7	2,3	1,7	1,8	1,7	2,8	22,4
" September	1,4	2,7	2,1	1,8	1,7	1,5	2,7	16,0
" Oktober	1,6	2,9	2,0	1,6	1,5	1,7	2,8	
" November	1,7	3,2	2,0	1,6	1,7	1,8	3,1	
" Dezember	2,7	4,4	2,6	2,1	2,4	2,8	4,8	

Nach diesen Ziffern setzte mit dem November 1911 eine Periode steigender Arbeitslosigkeit ein, die ihren Höhepunkt mit 4,7 bis 4,8 Proz. Arbeitslosen um die Jahreswende 1913/14 erreicht und noch bis zum Mai dieses Jahres die Ziffern des Vorjahres übersteigt, im Juni und Juli aber einer Besserung Platz zu machen scheint. Der Kriegsausbruch hat diese Hoffnungen jäh vernichtet. Die Augustziffer erhob sich zur achtfachen Höhe der des Vorjahres, und der September wies noch immer eine fast sechsfache Höhe auf. Mit diesen Ziffern fast übereinstimmend bewegen sich die Ergebnisse einer Sondererhebung, die die Gewerkschaften von Ende August bis Anfang September durchgeführt haben. Sie weisen 589 755 zum Heeresdienst eingezogene Mitglieder (27,7 Proz. der Mitglieder) und 370 126 Arbeitslose auf. Die Arbeitslosen stellen 21,2 Proz. der verbliebenen Mitglieder dar. Auf die einzelnen Gewerkschaften verteilen sich die Arbeitslosenziffern, nach ihrer Höhe gruppiert, wie folgt:

	Proz.		Proz.		Proz.
Zivilmusiker	88,4	Lebendarbeiter	26,1	Böttcher	9,9
Hutmacher	66,7	Handschuhmacher	26,0	Steinarbeiter	9,3
Glasarbeiter	63,6	Maler	25,4	Bäcker, Konditoren	9,2
Enlographen	60,0	Bauarbeiter	23,7	Transportarbeiter	7,7
Bildhauer	50,5	Fabrikarbeiter	23,6	Schiffszimmerer	7,6
Porzellanarbeiter	49,4	Textilarbeiter	22,3	Maschinisten	7,2
Lithographen	49,3	Schneider	21,5	Kupferschmiede	6,6
Buchdruckhilfsarbeiter	43,8	Glasler	20,0	Gärtner	5,4
Buchbinder	36,7	Metallarbeiter	19,4	Handlungsgehilfen	4,0
Holzarbeiter	34,7	Friseur	19,2	Bureauangestellte	4,0
Lapezierer	32,8	Asphalteure	18,5	Bergarbeiter	2,6
Sattler, Portefeuilier	30,7	Dachdecker	17,1	Brauerei- und Mühlenarbeiter	2,1
Gastwirtsgehilfen	30,7	Rotenstecher	16,2	Landarbeiter	1,5
Buchdrucker	28,0	Rüchener	16,1	Gemeinbearbeiter	1,3
Tabakarbeiter	28,9	Zimmerer	15,7	Fleischer	1,1
Töpfer	28,4	Schuhmacher	?		
		Steinseger			

Am meisten von Arbeitslosigkeit betroffen sind die künstlerischen Gewerbe, graphischen Gewerbe, keramischen Gewerbe und Luxusgewerbe. In diesen Gruppen hat der Krieg geradezu verheerend gewirkt und wenig Arbeitsgelegenheit übriggelassen. Unter hoher Arbeitslosigkeit leiden auch die Holz-, Bau-, Metall-, Textil- und Bekleidungs-gewerbe; weniger drückend lastet sie auf den Nahrungsmittel-, Handels- und Transportgewerben. Nun handelt es sich bei den vorstehenden Ziffern aber um Organisations-, nicht um Gewerbe-ziffern. In den meisten Organisationen gibt es Branchen, die der Krieg gänzlich stillgelegt hat, andere, die noch mäßig beschäftigt sind, und wieder andere, die für Kriegsbedürfnisse in Hochkonjunktur arbeiten. Durchweg gut beschäftigt sind die Fleischer, Landarbeiter sowie Brauerei- und Mühlenarbeiter. Von den Bäckern, Schneidern, Schuhmachern, Kürschnern, Sattlern, Metallarbeitern, Schiffsbauarbeitern, Bergarbeitern, Lederarbeitern, Textilarbeitern und Bauarbeitern ist ein mehr oder minder großer Teil, vor allem die gelernten Arbeiter, für Kriegsbedürfnisse beschäftigt. Das gleiche trifft für die Fabrikarbeiter zu, von denen die Branchen der Konservenindustrie, Gummiindustrie und chemischen Industrie ausreichende Beschäftigung haben. Das wirkt ausgleichend auf die Arbeitslosenziffern dieser Berufe, die sonst weit höher ständen. Denn in der Schneiderei liegt fast die gesamte Konfektion, in der Lederwarenindustrie die gesamte Portefeuillebranche, in der Nahrungsmittelindustrie die Konditorenbranche, in der Textilindustrie die meisten Zweige mit Ausnahme der Herstellung von Militärtüchern und Wäschezeugen daneben, in der Metallindustrie ist absolut keine Nachfrage nach Edelmetallerzeugnissen, Hausgeräten und Werkzeugen, und im Baugewerbe stockt der gesamte Wohnungsbau einschließlich des Innenbaues. Aber selbst in den Organisationen, deren Mitglieder teilweise für Kriegsbedarf arbeiten, übersteigen die Arbeitslosenziffern bei weitem diejenigen normaler Zeiten. So hatten die Bergarbeiter im Jahre 1911 nur 0,1—0,2 Proz. Arbeitslose, 1914 im ersten Kriegsmonat dagegen 2,6 Proz., die Metallarbeiter 1913: 2,1—3,9 Proz., 1914 (August) 20,0 Proz., die Textilarbeiter 1913: 1,0—2,5 Proz., 1914: 23,6 Proz., die Transportarbeiter 1913: 1,6—4,3 Proz., 1914: 7,7 Proz. Nur bei den Bäckern und Konditoren ist keine wesentliche Verschlechterung zu verzeichnen (1913: 6,4—10,7 Proz., 1914: 9,2 Proz.) und die Fleischer haben eine entschiedene Besserung (1913: 6—12 Proz., 1914: 1,1 Proz.).

Diese Unterschiede machen sich auch in den von den Kriegswirkungen besonders hart getroffenen Organisationen bemerkbar. Es gibt kaum eine Organisation, in der nicht ein kleiner Teil der Mitglieder infolge des Krieges vermehrte Arbeitsgelegenheit hätte. Nur die künstlerischen Berufe und Musiker machen eine Ausnahme. So hat in der Lithographie und Stein-druckerei die Kartographie, in der Glas- und Porzellanindustrie die Fabrikation von Hygieneartikeln, in der Holzindustrie die Stellmacherei und Geschloßkorbbbranche, in der Hut- und Filzwarenindustrie die Erzeugung von Filzstiefeln reichlich zu tun, und selbst der Tabakindustrie hat der Bedarf an Liebesgaben für das Heer in wachsendem Maße Arbeitsgelegenheit geboten. Diese Tatsache ist für die Gewerkschaften von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn sie hält nicht bloß die Arbeitslosenziffer auf erträglicherer Höhe, sondern ermöglicht auch die Ausbringung größerer Unterstützungsmittel für die Arbeitslosen und bietet schließlich Anknüpfungspunkte, um die Beschäftigung zu heben und die allgemeine Lage zu bessern. (Echtes folgt.)

## Krankenkassen und Krieg.

Von Dr. med. Otto Stulz, Berlin.

In Nr. 2 der „Neuen Zeit“ hat Genosse Hoch die Veränderungen aufgezählt, die das Notgesetz vom 4. August d. J. für die Krankenversicherung brachte, und er stellt fest, daß das Verbot der Mehrleistungen den Wert der Krankenversicherung sehr herabgedrückt hat. Aber er kommt zu dem Schluß, daß das Notgesetz eine Notwendigkeit war, ja, es wäre am besten gewesen, wenn es auch noch vorgeschrieben hätte, daß für die Kriegsteilnehmer alle Rechte und Pflichten ruhen. Einen wesentlich anderen Standpunkt nimmt Genosse Gräf in seinem Artikel in Nr. 5 „Der Krieg und die Krankenversicherung“ ein, namentlich in letzterer Frage; auch macht er Vorschläge, wie im Rahmen des Notgesetzes dessen Härten so weit als möglich zu mildern sind.

Wie sehr das Notgesetz „betreffend Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen“ die ganzen Verhältnisse der Krankenfürsorge zum Schlechteren umgestaltet hat, ergibt sich am deutlichsten, wenn man im einzelnen die Leistungen der verschiedenen Krankenkassen vor und nach dem Erlaß des Notgesetzes miteinander vergleicht.

Für die Berliner Krankenkassen, auf die ich mich hier zunächst beziehen will, ist folgendes festzustellen: Die Beiträge sind nunmehr ganz allgemein festgesetzt auf  $4\frac{1}{2}$  vom Hundert des Grundlohnes, bisher betragen sie für die meisten hiesigen Krankenkassen 4 Prozent. Das bedeutet eine Verteuerung der Versicherung um ca. 12 Proz. Man wird sich damit abfinden müssen, wenn natürlich auch in diesen Zeiträumen jeder Arbeiterpfennig doppelt und dreifach zählt. Erschwert wird durch diese Verteuerung die freiwillige Mitgliedschaft.

Gleichzeitig mit dieser Erhöhung der Beiträge werden statt der statistischen Leistungen nur noch die *Regelleistungen* gewährt, so daß es zu folgender Berringerung der Krankenhilfe gekommen ist: Die Krankenpflege darf nur noch gewährt werden für die Dauer von 26 Wochen; die Unterstützungsdauer währte hier seit 1. Januar 1914 39 Wochen. An der Höhe des Krankengeldes ist nominell nichts geändert, es wird gezahlt in Höhe des halben Grundlohnes vom vierten Krankheitstage an. Es verringert sich aber um mindestens ein Siebentel, da es nur noch für Arbeitstage gewährt wird, nicht mehr wie früher für Sonn- und Feiertage, falls nicht in den betreffenden Berufen Sonn- und Feiertags regelmäßig gearbeitet wird, — regelmäßig, d. h. im Frieden, nicht etwa wie jetzt im Kriege, wo die Sonntagsruhe eine Beschränkung erfahren hat. Die Krankenhauspflege ist auf die allernotwendigsten Fälle beschränkt. Das Anfang August von der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin an ihre Ärzte ergangene Rundschreiben besagt darüber, daß die Krankenhauspflege nur gewährt werden soll, „wenn aus der Verordnung die Dringlichkeit ersichtlich ist“. So viel steht fest, daß zu Beginn des Krieges viele krankenhausbefürftige Patienten teils freiwillig, teils nicht ganz so freiwillig aus den Berliner Krankenhäusern entlassen wurden, und daß weiterhin die Ueberführung von Kranken in diese manchmal auf recht unangenehme Schwierigkeiten bei den Kassenverwaltungen stößt. Wir sehen hier eine Verschärfung des Notgesetzes durch die Verwaltungspraxis. Die Kur- und Verpflegungs-

kosten der Berliner Krankenkassen Gruppe A betragen allerdings im Jahre 1912 — neuere Zahlen liegen noch nicht vor — die hohe Summe von 5 056 000 Mark. Es ist aber daran zu erinnern, daß in Großstädten wie Berlin und ebenso in Industrieorten, wo in Arbeiterkreisen fast alle Familienangehörigen zur Arbeit gehen, nur im Krankenhaus eine geordnete Pflege möglich ist, auch in den Fällen, die an und für sich nicht zu den ganz schweren gehören. Das Hausgeld, das in Höhe des halben Krankengeldes bei Krankenhausaufnahme eines Mitgliedes an dessen unterstützungsbedürftige Angehörige gezahlt wird, ist erhalten geblieben, das sog. Taschengeld aber, das in Höhe von einem Viertel des Krankengeldes an den Kranken selbst gezahlt werden soll, fiel fort. —

Gänzlich aufgehoben ist in Berlin die Schwangerenunterstützung, die seit der Neuorganisation vom Januar 1914 allgemein eingeführt war, da sie ebenfalls nicht zu den Regelleistungen gehört. Die Schwangere hat also bei Schwangerschaftsbeschwerden kein Recht, auf Kosten der Krankenkasse ärztliche Hilfe und Hebammendienste in Anspruch zu nehmen; wird sie infolge dieser Beschwerden erwerbsunfähig, so steht ihr das bisher für die Dauer von sechs Wochen gewährte Krankengeld nicht mehr zu. Für die Wochenhilfe ist § 195 der Reichsversicherungsordnung bestehen geblieben. Eine Wöchnerin erhält also, wenn sie mindestens sechs Monate vor der Entbindung versicherungspflichtiges Mitglied war, acht Wochen lang Wochenlohn (eventuell zwei Wochen davon vor der Entbindung). Aber eine Aufnahme in ein Entbindungsheim, die bisher statt des Wochenlohnes möglich war, findet nicht mehr statt. Hebammendienste — es wurden in Berlin dafür jeder versicherungspflichtigen Wöchnerin 15 Mark gewährt — und ärztliche Geburtshilfe bei der Niederkunft wird den Mitgliedern nicht mehr zugebilligt.

Unter die Regelleistungen fallen ferner nicht die Anwendung größerer Heilmittel (Hilfsmittel gegen Berunstaltung, Bertrüppelung, Zahnerfah u. a. m.).

Besonders hervorzuheben ist, daß auch die Heimstättenbehandlung — nach der Auslegung, die dem Notgesetz in vielen Orten gegeben wird — unter den Begriff der Mehrleistungen fällt. Sie ist nach dem Wortlaut des Rundschreibens „abgeschafft“. Das Sterbegeld beträgt jetzt den 20fachen Betrag des Grundlohnes, früher den 30fachen. —

Höherleistungen anderer Art, wie Krankenkost, Stillgeld, Hilfe und Wartung durch Krankenpfleger haben schon früher in Berlin und auch in anderen Orten praktisch keine große Rolle gespielt. Leider war auch die Familienversicherung nur bei wenigen Kassen zugelassen, auch bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin nicht, und jetzt ist sie durch das Notgesetz als Regelleistung überall aufgehoben.

Von sehr großer Bedeutung für Berlin ist die völlige Einstellung der Krankenfürsorge — § 3 des Notgesetzes — für die Heimarbeiter; es sind ca. 80 000 an der Zahl, die zum größten Teil bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse versichert waren. Daß die schlecht gelohnten und unregelmäßig beschäftigten Heimarbeiter ein großes Kontingent zu den Kranken und zu den Arbeitsunfähigen stellen, die Krankenkasse also unverhältnismäßig viel an Behandlung und Krankengeld kosten, ist eine Allgemeinercheinung. In Berlin kam noch hinzu, daß die Art der Einziehung der Beiträge zu

großen Unzuträglichkeiten führte, da die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin, seit sie durch die Zentralisation zu einer Riesenkasse von über einer halben Million Versicherter angewachsen war, vielfach mit ungehaltenen Hilfskräften arbeiten mußte.

Als wichtigste Verschlechterungen bestehen demnach für Berlin: der Fortfall der Schwangerenunterstützung, die Verschlechterung der Wöchnerinnenpflege, die Aufhebung der Heimstättenbehandlung Tuberkulöser und der Ausfall der Heimarbeiterversicherung.

Im übrigen Deutschland sind gleiche oder ähnliche Verminderungen eingetreten, da während der Friedenszeit wohl die meisten Krankenkassen über die Regelleistungen hinausgegangen waren. —

Gewiß haben die Väter des Notgesetzes nicht leichten Herzens dieses Kind des Krieges in die Welt gesetzt, bei dem plötzlichen Ausbruch des Krieges sind ihnen durchgreifende Maßnahmen zum Schutz der Krankenkassen als unbedingt notwendig erschienen. Wohl ist es aber jetzt an der Zeit, zu erwägen, ob nicht eine Ausdehnung der Krankenfürsorge im Interesse des Landes liegt.

Am leichtesten könnte Abhilfe gebracht werden bei der Heimstättenbehandlung der Tuberkulösen. Die Hauptersolge der Tuberkulosebekämpfung liegen nicht auf dem Gebiet der Tuberkuloseheilung, sondern auf dem der Hygiene, darunter namentlich der Wohnungshygiene, die gerade von dem jetzigen Direktor der Berliner Allgemeinen Ortskrankenkasse eine ausgezeichnete Förderung erfahren hat. — Wenn man nun in der jetzigen Zeit auch vielleicht keine Gelder zur Verfügung stellen kann für die individuelle Behandlung aller Patienten in Form immerhin zweifelhaft und unsicher wirkender Mast- und Pflegekuren, so darf doch auch jetzt diese Tuberkulosehygiene nicht völlig vernachlässigt werden. Die schweren Fälle von Tuberkulose, die Kranken mit offenen Herden, die massenhaft Bazillen produzieren, müssen unter allen Umständen aus den Familien heraus. Die Kassenverwaltungen können und werden die Dringlichkeit solcher Maßnahmen nicht bestreiten. Die Ansteckungsverhütung gehört mit zu ihren sozialen Aufgaben, liegt auch im Interesse der Kassen selbst, da dadurch die Kosten für Behandlung neuer Erkrankungen gespart werden.

Die Krankenversicherung der Heimarbeiter, die das Notgesetz aufgehoben hat, kann aber nach demselben § 3 des Notgesetzes wieder eingeführt werden, denn „auf übereinstimmenden Antrag der beteiligten Gemeinde oder des Gemeindeverbandes und des Vorstandes der Krankenkasse kann das Oberversicherungsamt genehmigen, daß die hausgewerbliche Krankenversicherung durch statutarische Bestimmungen geregelt wird“. Es sind also drei Instanzen für die Wiedereinführung zu interessieren: die Gemeinde, der Vorstand der Krankenkasse und das Oberversicherungsamt. Hoffentlich wird an recht vielen Orten und recht bald sich die nötige Einigkeit finden!

Die Nichtversicherung der Heimarbeiter bedeutet je länger je mehr eine große Belastung des Armenetats der Gemeinden. Schon jetzt klagen manche städtische Armenärzte über starke Ueberfüllung der armenärztlichen Sprechstunde. Freilich sind die Verhältnisse auf diesem Gebiete in den einzelnen Gegenden so kompliziert, daß an eine schnelle allgemeine Durchführung der Heimarbeiterversicherung in Deutschland kaum zu denken ist.

Wohl aber sind Änderungen für das ganze Reich allgemein möglich und außerordentlich wünschenswert bei der Schwangeren- und Wochenpflege, dem *Mutterschutz*. — Zwei Wege stehen offen, um die Mehrleistungen auf diesem Gebiete wieder einzuführen. Einmal bietet der 2. Absatz des § 1 dazu eine Handhabe, der bestimmt: „Das Versicherungsamt kann auf Antrag des Vorstandes der Krankenkasse verfügen, daß niedrigere Beiträge erhoben oder höhere Leistungen gewährt werden, wenn die Leistungsfähigkeit dieser Krankenkasse gesichert ist.“ Auf der anderen Seite ist die Frage zu erörtern, ob es nicht vielleicht zweckmäßig wäre, gerade diese Mehrleistungen durch eine Gesetzesänderung zu Regelleistungen zu erklären.

Ueber die Bedeutung des Mutterschutzes brauche ich hier nichts weiter zu sagen. Namentlich aber in jetziger Zeit, in der Hunderttausende von Menschenleben vernichtet werden, ist es doppelt notwendig, dafür zu sorgen, daß ein lebensfähiger Nachwuchs herangezogen wird. Die Kosten, die der erhöhte Mutterschutz verursacht, sind durchaus nicht bedeutend.

Das Versicherungsamt nun soll, ehe es seine Zustimmung gibt zu einer Ueberschreitung der Regelleistungen, die Leistungsfähigkeit der Kassen prüfen. So betrug zum Beispiel das gesamte Vermögen der 145 Krankenkassen der Gruppe A in Berlin im Jahre 1912 25 Millionen Mark, darunter ein Reservefonds von 22 $\frac{3}{4}$  Millionen, bei einem Ausgabeetat von jährlich ca. 36 Millionen Mark. Nimmt man für die Papiere, in denen das Kassenvermögen angelegt ist, eine Beleihungsfähigkeit durch die Darlehnskasse in Höhe von 60 Prozent, so ständen den Kassen für eventuelle Mehrausgaben während des Krieges aus den in der Friedenszeit angesammelten Geldern in Berlin etwa 15 Millionen zur Verfügung. Sie könnten daher bei doppelten Ausgaben (bisher pro Monat 3 Millionen Mark i. J. 1912) fünf Monate von ihrem liquiden Vermögen leben. Dabei ist aber noch in Rechnung zu ziehen, daß durch den Verlust an Mitgliedern das Vermögen pro Kopf der Versicherten um ein Erhebliches größer geworden ist, das Bild sich also zugunsten der finanziellen Leistungsfähigkeit verschoben hat. Bei einzelnen Krankenkassen ist das Verhältnis von Reservefonds zu den jährlichen Ausgaben noch ein bedeutend günstigeres: die Ortskrankenkasse der Steindruckerei in Berlin hatte 1912 ein Vermögen von 337 000 Mark (bei 380 000 Mark jährlicher Ausgaben), die Ortskrankenkasse der Buchdruckerei 936 000 (bei 1 290 000 Mark), die Ortskrankenkasse der Wäschefabrikation 525 000 (bei 700 000 Mark), die Ortskrankenkasse der Gürtler 399 000 (bei 458 000 Mark) usw. —

Seit dem Ausbruch des Krieges sind drei Monate ins Land gegangen. Die befürchteten Zerrüttungen der Kassenfinanzen sind nicht eingetreten. Ganz im Gegenteil, sie stehen besser als zuvor. Zum Teil ist das sicherlich auf die Wirkungen des Notgesetzes zurückzuführen, zum Teil auf berechnete Ersparnisse, die auf besonderen Gebieten der Krankenpflege gemacht wurden. Auch hat man seit August 1914 eine sehr ins Gewicht fallende Abnahme der arbeitsunfähigen und krankgeschriebenen Mitglieder zu verzeichnen. Das wird in Nr. 29/30 der „Deutschen Krankenkassenzeitung“ übereinstimmend aus Dresden, München, Leipzig, Lübeck berichtet und trifft, wie man sich leicht überzeugen kann, auch für Berlin zu. Wie die Erscheinung zu erklären ist, darüber gehen die Meinungen auseinander, aber jedenfalls besteht die Tat-

sache zu Recht. Ob die Verhältnisse so bleiben werden, ist natürlich nicht sicher. Möglich — daß Seuchen ausbrechen!

Auch ein anderer Faktor stimmt die Kassen bedenklich: das ist die Gewährung von Krankengeld an verwundete und damit „arbeitsunfähige“ Krieger, die freiwillige Mitglieder geblieben sind, wie Genosse Gräf in Nr. 5 der „Neuen Zeit“ dargelegt hat.

Alles in allem aber ist die Gewährung von Mehrleistungen durch die Krankenkassen möglich. Wie in Nr. 26/27 der „Deutschen Krankenkassenzeitung“ mitgeteilt wird, sind in einer großen Reihe von Städten die Krankenkassen mit entsprechenden Anträgen an das Versicherungsamt herangetreten. Von Berlin selbst liegen, so viel ich übersehen kann, nur zwei Bekanntmachungen über Genehmigung solcher Anträge vor (Ortskrankenkasse der Steindrucker und des Maurergewerbes). Es ist aber zu hoffen und zu wünschen, daß ein großer Teil der Krankenkassen sich diesem Vorgehen anschließt und ihre Leistungen erhöht. Der Verbesserung des Mutter-schutzes wäre dabei besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sollte dann ein Teil des Reservefonds verlorengehen — nun, so hat er eben seinen Beruf erfüllt, in Zeiten der Not die Kranken zu schützen.

Denn die Aufgabe der Krankenversicherung muß doch einzig und allein die sein, den Gesundheitszustand der Versicherten nach Möglichkeit zu erhalten und zu fördern; die Kassen sind nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel, um jenes Ziel der allgemeinen Wohlfahrt zu erreichen. Eine gesetzliche Handhabe dazu bietet die Reichsversicherungsordnung selbst, darin der § 389, I bestimmt:

„Decken bei einer Ortskrankenkasse auch 6 vom Hundert des Grundlohnes als Beiträge die Regelleistungen nicht, so können die Beiträge nur auf übereinstimmenden Beschluß der Arbeitgeber und Versicherten im Ausschuß noch weiter erhöht werden.“

Zunächst also erlaubt die Reichsversicherungsordnung eine höhere Beitragsbemessung als das Notgesetz, das bei  $4\frac{1}{2}$  vom Hundert die Grenze zieht. Außerdem aber bestimmt § 389, II, daß, wenn eine Beitragsleistung von 6 vom Hundert noch nicht zureichend ist, die Gemeinden aus ihren Mitteln den Kassen ermöglichen müssen, wenigstens die Regelleistungen zu gewähren. Und was die Gemeinden jetzt an Zuschüssen für die Krankenversicherung sparen würden, müßten sie später in viel reicheren Maße an Armengeldern aufwenden und außerdem würde der Gesundheitszustand der Bevölkerung noch schlechter, das Elend noch größer sein.

Der Verein der sozialdemokratischen Ärzte in Berlin hat deshalb in einer Versammlung vom 4. November 1914 folgende Resolution gefaßt:

„Der Verein der sozialdemokratischen Ärzte stellt mit Bedauern fest, daß durch das Notgesetz vom 4. August 1914 eine erhebliche Verschlechterung in der Krankenversorgung eingetreten ist. Insbesondere hebt er folgende drei Punkte hervor, die dringend der Verbesserung bedürfen:

1. Erhöhung der Leistungen für Mutterschutz auf den vor dem 4. August bestehenden Umfang (Schwangerenunterstützung, Aufnahme von Wöchnerinnen in Entbindungsheime, Hebammengeld, ärztliche Behandlung).

2. Regelung der Krankenfürsorge für die Heimarbeiter, die sonst dem Armenetat zur Last fallen.

### 3. Heimstättenbehandlung, namentlich schwerkranker Tuberkulöser.

Der Verein der sozialdemokratischen Ärzte bittet die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, in diesem Sinne eine Aenderung des Notgesetzes zu veranlassen.“

Eine weitere Fürsorge für die Kranken erstrebt der auf dem Gebiete des Mutter-schutzes vorteilhaft bekannte Professor P. Mayet. Er hat in der „Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik“ in Berlin am 29. Oktober 1914 einen Vortrag über Kriegsfrankentassen gehalten (veröffentlicht in der „Medizinischen Reform“ vom 5. November), in dem er nachwies, wie dringend notwendig es ist, daß für die Familien der Kriegsteilnehmer und ferner für die Arbeitslosen und deren Familien, die alle jetzt fast überall ohne Krankenversicherung sind, eine auf Kosten des Reiches zu gewährende Versicherung geschaffen wird, die sich auch auf weitgehende Wochenhilfe und auf Stillgeld zu erstrecken hat. Mayet rechnet mit etwa 100 Millionen Mark Unkosten für die Dauer eines Jahres. Seine der Versammlung vorgelegten Leitsätze beginnen mit folgenden Darlegungen:

„1. Das Deutsche Reich bedarf zur Sicherstellung seiner Zukunft einer zahlreichen gefunden, arbeitsstarken, gebärwilligen und wehrfähigen Bevölkerung. Gesundheitliche Maßnahmen zum Besten der Frauen, insbesondere aber der Wöchnerinnen, für die Säuglinge und die heranwachsenden Kinderscharen liegen im Gesamtinteresse. Das kostbarste Gut des Staates ist der Mensch. Der Staat darf nicht verschwenderisch und rücksichtslos junges Menschenleben zugrunde gehen lassen, das ihm durch passende Maßnahmen erhalten bleiben könnte.

2. Weite Kreise des Volkes werden von der Kriegsnot in so hohem Grade bedrückt, daß sie unterstützungsbedürftig geworden sind. Die bereits in die Wege geleiteten Unterstützungen erreichen knapp (und auch nicht einmal immer) die Gewährung des Lebensunterhaltes und den Schutz gegen Obdachlosigkeit; bei Verschärfung der Kriegsnot durch außerordentliche Umstände, wie Wochenbett, Krankheit oder Todesfall in der Familie, genügen sie aber nicht. Es drohen dann wirtschaftlicher Verfall und Verarmung, physischer und moralischer Rückgang, Gefährdung des öffentlichen Gesundheitszustandes, Erhöhung der allgemeinen Sterblichkeit und insbesondere der der Säuglinge, der Kinder, der Wöchnerinnen.

So großen Notständen und Uebeln gegenüber reichen die schon vielfach anderweit in Anspruch genommenen Kräfte der privaten Wohltätigkeit nicht aus. Es muß für diese Sonderfälle der Verschärfung der Kriegsnot eine Sonderhilfe aus öffentlichen Mitteln eintreten. Diese Sonderhilfe soll die Kriegsfrankentasse leisten.“

Die Wochenhilfe soll nach Mayet bestehen in:

a) 8 Wochen Wochengeld, täglich 80 Pf.; b) kostenlose Hebammenhilfe und der bei Schwangerschaftsbeschwerden, bei der Niederkunft oder im Wochenbett erforderlichen ärztlichen Behandlung, auch bei Fehlgeburten; c) Stillgeld von 30 Pf. täglich bis längstens zum Ende der 39. Woche nach der Niederkunft; d) erforderlichenfalls Hauspflege auf die Dauer von längstens 6 Wochen unter Einbehaltung des Wochengeldes; e) Unterbringung in einem Schwangeren- oder Wöchnerinnenheim unter Einbehaltung des Wochen- und Stillgeldes.

Die Versammlung stimmte den Ausführungen Mayets zu und nahm folgende Resolution an:

„Die Versammlung bittet die verbündeten Regierungen, während der Dauer des Krieges den Familien der Kriegsteilnehmer sowie den Arbeitslosen, den Erwerbslosen und ihren Familien im Falle der Bedürftigkeit, unter Aufbringung der Mittel durch das Reich oder durch die Gesamtheit der Versicherungsanstalten der Invaliden- und der Hinterbliebenenversicherung, durch reichsgesetzliche Krankenkassen vermittelt, Krankenhilfe, Wochenhilfe und Sterbegeld zu gewähren.“

Ärzte, Vertreter unserer Reichstagsfraktion, der Generalkommission der Gewerkschaften und der Krankenkassen waren in dieser Versammlung anwesend und erklärten ihre volle Zustimmung.

Die bevorstehende wenn auch kurze Tagung des Reichstags wird hoffentlich die Möglichkeit bieten, im Interesse der Hunderttausende, die jetzt ohne Krankenhilfe sind, Gesetzesbestimmungen zu schaffen sowohl zugunsten der durch das Notgesetz benachteiligten Kreise als auch der Familien der Kriegsteilnehmer und der Arbeitslosen und ihrer Angehörigen.

## Die Gemeindewahlen in Bayern.

Von M. Blumtritt.

Während ein holder Burgfriede über Deutschlands politischen Fluren liegt, sind im Lande der „homogenen Regierungspolitik“ die Gemeindewahlen angeordnet worden, obwohl sie jetzt während des Krieges eine Entrechtung derjenigen Gemeindebürger bedeuten, die sich im Felde befinden.

Vergeblich haben sich alle Fraktionen — außer der Zentrumsfraktion — bemüht, die Regierung zu veranlassen, den Landtag einzuberufen, damit dieser durch ein Notgesetz zur Gemeindeordnung die Gemeindewahlen bis nach dem Kriege verschiebt. Vergeblich war das Bemühen des Bayerischen Städteverbandes, vergeblich die zahlreichen Proteste der Städte! Am 15. Oktober erließ das Staatsministerium des Innern in der „Bayerischen Staatszeitung“ eine Bekanntmachung, wonach die Abhaltung der Wahlen bis zum 15. Dezember zu erfolgen hat. In fieberhafter Eile, unter starker Anspannung aller Kräfte der Gemeindebeamten, mußten nun bis Ende Oktober die Wählerlisten fertiggestellt werden.

Auch die sozialdemokratische Landtagsfraktion hat getan, was sie tun konnte. Bereits am 25. September hat sie in persönlichen Vorstellungen bei den Ministerien die Einberufung des Landtages zu einer kurzen diätenlosen Tagung angeregt und diesen Vorschlag später noch einmal in einer Denkschrift an die Regierung in Erinnerung gebracht. Der Regierung wurde sogar von den Sozialdemokraten Indemnität versichert, wenn sie die Verschiebung der Gemeindewahlen verfügen würde, auch ohne den Landtag gehört zu haben. Ursprünglich war die Regierung auch bereit, den Wünschen auf Verschiebung der Gemeindewahlen entgegenzukommen. Aber im Laufe der Zeit machten sich andere Einflüsse geltend, die auf Abhaltung der Gemeindewahlen noch in diesem Herbst hindrängten: die des Zentrums.

Und so kam es, daß die bayerische Regierung den Sonderwünschen des Zentrums, dem bekanntlich bayerische Minister als Mitglieder angehören, Rechnung trug und die Abhaltung der Wahlen bis zum 15. Dezember anordnete. Das Zentrum rechnet nämlich damit, in Regensburg, Augsburg und auch in München gerade jetzt Eroberungen machen zu können. In Regensburg z. B., wo infolge der Unabkömmlichkeit der Eisenbahn- und Postbeamten und infolge der vielen Klöster die Aussichten für die Zentrums-partei sehr günstig stehen, hofft die Partei des Herrn Feld zur unbeschränkten Macht zu gelangen.

Rein formell betrachtet, ist die Regierung allerdings berechtigt, die Wahlen anzuordnen, denn die Gemeindeordnung bestimmt im Artikel 176 Absatz 1:

„Die regelmäßigen Gemeindevahlen finden in den Gemeinden mit städtischer Verfassung in Perioden von drei zu drei Jahren, in den übrigen Gemeinden in Perioden von sechs zu sechs Jahren in den Monaten November und Dezember statt und müssen bis zum 15. Dezember beendet sein.“

Aber diese Bestimmung ist in Friedenszeiten für Friedenszeiten geschaffen worden, also für normale Verhältnisse und nicht für außergewöhnliche, wie sie der Krieg mit sich bringt. Und eben weil das nicht der Fall ist, war die Verschiebung der Wahlen bis nach dem Kriege eine Forderung der Gerechtigkeit gegenüber den im Felde stehenden Gemeindebürgern, denen jetzt zum Dank dafür, daß sie Gut und Blut aufs Spiel setzen, das *a k t i v e* und *p a s s i v e* W a h l r e c h t genommen wird! Gewiß, die beim Heere befindlichen Gemeindebürger behalten auch weiter ihr Wahlrecht, trotz des Militärverhältnisses. Aber an die *U s ü b u n g* ihres Wahlrechtes können sie eben infolge der weiten Entfernung von ihrem Wohn- und Wahlort nicht denken und daher gehen sie ihres Wahlrechtes verlustig, obgleich sie die schwersten Opfer zu bringen haben.

Wie aber steht es mit dem *p a s s i v e n* Wahlrecht der zum Heeresdienst Einberufenen, d. h. der Frage der Wählbarkeit zu den Gemeindeämtern? Der hier in Anwendung kommende Artikel 173 Absatz 4 der Gemeindeordnung lautet:

„Die der aktiven Armee und den besoldeten Stämmen der Landwehr angehörenden Militärpersonen, ferner zeitlich pensionierte Offiziere und Militärbeamte sind zu keinem Gemeindeamt wählbar.“

Nun gehören nach dem Reichsmilitärgefes vom 2. Mai 1874 auch die dem Beurlaubtenstande angehörenden Militärpersonen, wie Reservisten, Landwehr- und LandsturMLEUTE für die Dauer ihrer Einberufung zum aktiven Heer. Daß die zum Heer eingezogenen Gemeindebürger, welche ein Gemeindeamt bekleiden, also Gemeindegemeinschafts- oder Magistratsmitglieder sind, und deren Wahlzeit noch nicht abgelaufen ist, ihre Ämter behalten können, darüber besteht kein Streit. Wohl aber ist die Frage aufzuwerfen, ob diejenigen Einberufenen, die neu zu wählen sind oder jetzt zum erstenmal aufgestellt werden, ihre Wählbarkeit behalten oder verlieren.

Zwar erklärt die bayerische Regierung in einer in Nummer 255 der „Bayerischen Staatszeitung“ enthaltenen Vollzugsverordnung, daß im Felde stehende Gemeindebürger wählbar sind. Aber sie sagt selbst in Ziffer 13 dieser Verordnung Absatz 2:

„Die Entscheidung dieser Frage steht im Streitfalle den Verwaltungsgerichten, im letzten Rechtszuge dem Verwaltungsgerichtshofe zu. Der Verwaltungsgerichtshof hat bisher zu solcher Entscheidung noch keine Gelegenheit gehabt. Die Rechtslehre aber (siehe insbesondere: von Rahr, Rechtsrheinische Gemeindeordnung, Art. 183, Anmerk. 12) steht überwiegend auf dem Standpunkte, daß die bezeichneten Militärpersonen (Personen des Beurlaubenstandes oder des Landsturmes. D. Red.) wählbar sind. Hierfür wird neben der Entstehungsgeschichte des Gesetzes mit Recht insbesondere der Umstand geltend gemacht, daß andernfalls jede militärische Uebung, ja jede Kontrollversammlung den Austritt aus der Gemeindevertretung zur Folge hätte.

Das Königl. Staatsministerium des Innern trägt keine Bedenken, sich diesem Standpunkte der Rechtslehre anzuschließen. Es ist hiernach der Anschauung, daß die Wahlausschüsse bei Feststellung des Wahlergebnisses die bezeichneten Militärpersonen als wählbar zu betrachten haben.“

Da nach der eigenen Erklärung der Regierung noch keine Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs vorliegt, so schwebt die eventuelle Wahl eines im Felde stehenden Gemeindebürgers noch in der Luft, zumal man bedenken muß, daß die Auffassungen in der Rechtsliteratur sehr verschieden sind. Der von der Regierung zitierten Auffassung von Rahr steht die von Seydel entgegen, der in seinem „Bayerischen Staatsrecht“ Bd. 2, S. 99, Anm. 61, die Anschauung vertritt, daß diese Personen das passive Wahlrecht zu den Gemeindeämtern nicht besitzen. Somit sind wir also noch keinesfalls vor Ueberraschungen sicher!

Hinzu kommt noch, und das ist nicht unwesentlich, daß selbst beim Besitze des passiven Wahlrechts der im Heer Befindliche immer noch als Soldat schließlich um die Genehmigung seines Vorgesetzten nachsuchen muß und, selbst wenn das nicht der Fall sein brauchte, schriftlich seine Zustimmung zu seiner Aufstellung als Kandidat beim zuständigen Magistrat erklären muß. Was das bei den heutigen Feldpostverhältnissen zu bedeuten hat, bedarf kaum weiterer Erörterung.

Es lag und liegt nun nahe, zu erwägen, ob nicht ähnlich wie es in preußischen Gemeinden jetzt geschah, zur Aufrechterhaltung des Burgfriedens eine Vereinbarung zwischen den Parteien getroffen werden könne, daß jeder von ihnen der bisherige Besitzstand von Mandaten erhalten bleibt. In Bayern liegen aber die Verhältnisse ganz anders wie in Preußen, und zwar deshalb, weil in Bayern die gemeindlichen Vertretungen in einem Umformungsprozeß begriffen sind, da in den städtischen Gemeinden mit über 4000 Einwohnern zwei Dritteile auf Grund des Verhältnismahlrechts, ein Drittel aber noch nach dem Prinzip des rohen Mehrheitswahlrechts gewählt ist. Deshalb sollten gerade diese Wahlen in diesem Jahre für die gemeindlichen Körperschaften durch die Wahl des letzten Drittels auf Grund der Verhältnismahlwahl eine neue Grundlage bringen.

Allein das ist nicht der einzige Grund. Die Kompromißwahl muß auch an technischen Schwierigkeiten, die im Wahlgesetz liegen, scheitern. Es fehlt nämlich in diesem die Bestimmung, die die gebundenen Listen zuläßt. Und selbst wenn alle Parteien auf eine Liste sich einigen würden, so hätten es einige Quertreiber in der Hand, durch Streichungen die Absichten der Parteileitungen zu hintertreiben und damit das Kompromiß illu-

forisch zu machen. Und was darin gerade von den bürgerlichen Parteien zu erwarten ist, das haben die Streichungen auf den Listen der eigenen Partei bei den letzten Gemeindevahlen gezeigt. Von Disziplin ist dort keine Rede und darum sind solche Abmachungen wertlos. Ebenso untauglich ist der Vergleich, den „Burgfrieden“ dadurch zu wahren, daß durch eine Aenderung der Gemeindeordnung dem Wahlkuhhandel freie Bahn geschaffen wird. Die Gemeindebehörden sind nämlich berechtigt, eine Anordnung zu erlassen, daß die Erfahrmänner der Gemeindebevollmächtigten in gesonderter Wahlhandlung gewählt werden, wodurch der Abschluß von Kompromissen allerdings sehr bequem gemacht wird.

Die bayerischen Genossen haben in verschiedenen Konferenzen eingehend diese Vorschläge geprüft und sind in fast völliger Einmütigkeit zu dem Beschluß gekommen, dem auch der Aufruf des Landesvorstandes Ausdruck verleiht: alle Kompromisse, offene wie verhüllte, abzulehnen. Sie ließen sich auch nicht beeinflussen durch die von der Regierung erlassene Vollzugsordnung, in der es heißt:

„Der Krieg erheischt gebieterisch, daß bei den bevorstehenden Gemeindevahlen erbitterte Kämpfe unterbleiben.“

Schuld an den Zuständen und Begleiterscheinungen des Gemeindevahlkampfes trägt einzig und allein die Regierung, die sich nicht scheute, den Interessen des Zentrums Rechnung zu tragen. Die Sozialdemokratie geht unter besonders schwierigen Verhältnissen in den Wahlkampf, da ihre tüchtigsten und besten Leute, die zu Kandidaten erkoren waren, zum großen Teil im Felde stehen. Dazu kommt, daß das Kriegsrecht es unserer Presse nicht leicht macht, den Wahlkampf energisch zu führen. Aber unsere Genossen wissen, daß die Zeit tiefernst ist und sie werden alles daransetzen, um selbst unter den für uns so schwierigen Verhältnissen den Wahlkampf mit Ehren zu bestehen. Sie werden energisch und eifrig ihre Pflicht tun, damit durch eine stärkere sozialdemokratische Vertretung in den Gemeinden die Interessen der Arbeiterklasse mit größerem Nachdruck als bisher vertreten werden.

---

## Anzeige.

**Das Zarenreich.** Mächte des Weltkrieges. Erstes Heft. Mit einer Karte des russischen Reiches. Berlin 1914, Buchhandlung Vorwärts. 52 Seiten. Preis 30 Pf.

Die Schrift will dem Bedürfnis entgegenkommen, sich jetzt in der Zeit des Weltkrieges über die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse der kriegsführenden Staaten zu unterrichten. Sie gibt einen Ueberblick über das Gebiet und die Bevölkerung des Zarenreiches, deren nationale Zusammensetzung und Religionen. Insbesondere werden behandelt die Agrarverfassung, die landwirtschaftliche Produktion, die Rolle des Kapitalismus und seine Entwicklung in Rußland sowie die Berufsgliederung der Bevölkerung. Von unmittelbarer Aktualität sind vor allem die letzten Kapitel über die Finanzverhältnisse, über die innere und äußere Politik seit dem japanischen Krieg und über die russische Kriegsmacht.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7

Ausgegeben am 20. November 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Vom Wesen des Krieges.

Von Fr. Mehring.

Der Krieg hat von jeher seine Ankläger wie seine Bewunderer gehabt, die sich gegenseitig bis zu den äußersten Gegensätzen gesteigert haben: von denen, die den Krieg, wie so viele bürgerliche Aufklärer, als wüste Menschenschlächterei verwünscht, bis zu denen, die, wie der Romantiker Friedrich Schlegel, sogar den Religionskrieg als die Blüte der Menschheit gefeiert haben.

Das ist insoweit nicht zu verwundern, als der Krieg, wie keine andere Erscheinung des Völkerlebens, die menschlichen Leidenschaften bis in ihre tiefsten Tiefen aufregt. Schwerer zu begreifen ist, daß sich trotz alledem eine wirkliche Erkenntnis vom Wesen des Krieges noch lange nicht durchgesetzt hat. Wohlgemerkt, vom Wesen nicht dieses oder jenes Krieges, sondern des Krieges überhaupt. Daß der Krieg die verschiedensten Formen annehmen kann und daß namentlich der gegenwärtige Weltkrieg bisher unerhörte Erscheinungen gezeitigt hat, die zunächst nicht verstanden oder mißverstanden werden und deshalb übereilte oder auch ganz hinfällige Urteile hervorrufen, liegt auf der Hand. Aber davon unabhängig ist das eigentliche Wesen, ist der „Begriff“ des Krieges, wie Clausewitz sich ausdrückt, der sein berühmtes Buch über den Krieg mit einer Erläuterung dieses „Begriffs“ beginnt.

Er nennt den Krieg eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, und zwar mit gewaltsamen Mitteln, um den Gegner in dem Grade wehrlos zu machen, daß er sich unserem Willen fügt. Der Krieg ist niemals ein isolierter Akt, der aus dem normalen Verlaufe der Dinge herausfällt; er ist die unzertrennliche Begleiterscheinung wenn auch nicht des Menschlichen, so doch — eine Einschränkung, die Clausewitz nicht gemacht hat und für seine Zeit auch noch nicht machen konnte — jeder auf Klassengegensätzen aufgebauten Gesellschaft. Der Krieg ist die Entladung historischer Gegensätze, die sich dermaßen zugespitzt haben, daß es kein anderes Mittel gibt, sie auszugleichen, da es der Klassengesellschaft an einem Richterstuhle fehlt, vor dem die Streitfragen, die im Kriege durch die Gewalt der Waffen entschieden werden, mit rechtlichen und sittlichen Gründen ausgefochten werden können.

So ist der Krieg eine Sache der Politik, nicht aber eine Sache des Rechts oder der Sittlichkeit oder gar der Strafjustiz. Krieg wird nicht geführt, um die Gegner für ihre angeblichen oder wirklichen Sünden zu strafen, sondern um den Widerstand zu brechen, der sich gegen die eigenen Interessen erhoben hat. Es ist auch keine Sache für sich, die ihren Zweck in sich selber trägt, sondern ein organischer Bestandteil einer Politik, an deren Voraussetzungen er gebunden ist und deren Bedürfnissen er seine Erfolge anzupassen hat. Als im Jahre 1866 nach der Schlacht von Königgrätz die preußischen Generale

den triumphierenden Einzug in Wien verlangten und der König Wilhelm ihnen darin nicht nur beistimmte, sondern auch große Gebietsteile von Oesterreich und den süddeutschen Staaten annectieren wollte, widersprach Bismarck als verantwortlicher Leiter der preußischen Politik aufs schärfste. Er sagte, Krieg würde nur geführt, um die eigenen Interessen durchzusetzen, nicht aber um die Gegner für ihre Sünden zu züchtigen und zumal nur für ihre angebliehen Sünden. Denn von ihrem Standpunkt aus hätten Oesterreich und Süddeutschland ebensoviel Recht, wie Preußen von seinem Standpunkt aus. Es ist bekannt, daß Bismarck damals seinen Willen durchsetzte, wenn auch nur so, daß ihm der König ins Album schrieb, er, der Ministerpräsident, habe ihn, den König, „vor dem Feinde im Stich gelassen“ und zu einem „schmachvollen Frieden“ gezwungen.

Ob die Ziele der Politik, die Bismarck damals verfolgte, richtig gesteckt waren oder nicht, das ist eine Frage, auf die es in diesem Zusammenhange nicht ankommt. Es handelt sich vielmehr nur darum, ob Bismarck das Wesen des Krieges, als einer innerhalb der Klassengesellschaft unvermeidlichen Erscheinung, richtig erkannt hat, und diese Frage muß entschieden bejaht werden. Der „schmachvolle Friede“, den ihm sein eigener König zum Vorwurfe machte, ist diejenige Handlung Bismarcks gewesen, die ihm am ehesten noch den Anspruch auf den Namen eines wirklichen Staatsmanns gewährleistet. Schade nur, daß er selbst diesen Anspruch in den Jahren 1870/1871 wieder vernichtet hat, indem er sich nicht damit begnügte, sein Ziel — die Einigung Deutschlands unter preußischer Hegemonie — erreicht zu haben, sondern darüber hinaus dem besiegten Feinde eine Wunde schlug, von der vorauszu sehen war und auch vorausgesagt worden ist, daß sie in Jahrzehnten nicht verharschen würde. Bismarck vergaß in Versailles, was er in Nikolsburg geschrieben hatte: „Wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit drei Nachbarn.“

Die richtige Erkenntnis, die Bismarck 1866 vom Wesen des Krieges befundete, hat sich ihm denn auch in einer Weise gelohnt, die in der Tat der Mühe wert war. Hätte er damals einige böhmische Kreise annectiert oder ein Stück Bayern abgerissen — namentlich auf die ehemals hohenzollernschen Fürstentümer Ausbach und Bayreuth hatte es der König abgesehen — so hätte er einem augenblicklichen Siegesrausche gefrönt und eine scheinbar beträchtliche Verstärkung der preußischen Macht erlangt. Aber es wäre ein vollkommen trügerischer Gewinn gewesen, und die eigentlichen Ziele seiner Politik hätte er sich dadurch verbaut. Mit der Todfeindschaft Oesterreichs und Süddeutschlands — und gewaltsame Annektionen hinterlassen bei der heutigen Verknüpfung der wirtschaftlichen Zusammenhänge innerhalb der einzelnen Staaten immer eine Todfeindschaft — wäre die Einigung Deutschlands unter preußischer Hegemonie unmöglich gewesen, und wie der heutige Krieg die unweise Politik beleuchtet, die Bismarck im Frühjahr 1871 befolgt hat, so beleuchtet er auch dessen gescheite Politik im Sommer von 1866.

Aus dem Wesen des Krieges, wie es hier an einem allgemein bekannten und leicht kontrollierbaren historischen Beispiele zu erläutern versucht

worden ist, ergeben sich nun mancherlei Schlussfolgerungen, die gerade auch von der Arbeiterklasse beachtet werden müssen. Wenn der Krieg niemals ein isolierter Akt, sondern immer nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so ergibt sich daraus, daß die politische Entwicklung während eines Krieges nicht still steht. Deshalb beruht die bekannte Auffassung: Erst schlagen wir die auswärtigen Feinde nieder und dann wird sich in der inneren Politik alles finden, auf einem Trugschluß. Man hat viel darüber gestritten, ob die auswärtige Politik die innere Politik beherrsche oder umgekehrt, aber wie dem immer sei, so stehen beide in einem untrennbaren Zusammenhang miteinander, und man kann in der einen nichts tun, ohne daß es auf die andere zurückwirkt.

Dieser Zusammenhang läßt sich verkennen, aber er wird dadurch nicht aufgehoben. Man mag auf den Klassen- und Parteikampf während des Krieges, gern oder ungern, freiwillig oder gezwungen verzichten, aber er dauert deshalb doch fort, wenn auch nur in der latenten Form, daß sich unter den Einwirkungen des Krieges die Kräfteverhältnisse der verschiedenen Klassen und Parteien in der beträchtlichsten Weise verschieben. Die einen gewinnen, die anderen verlieren an äußerer und innerer Kraft, was sich natürlich sofort geltend macht, wenn nach dem Kriege der Klassen- und Parteikampf von neuem beginnt. Denn nach gemüthlichen Rücksichten wird er weder hüben noch drüben geführt, und diejenigen Parteien, die nach menschlicher Voraussicht unter den Schlägen des Krieges am meisten leiden müssen, haben allen Anlaß, diesen Gesichtspunkt nicht aus den Augen zu verlieren.

Welche Erfahrungen die bäuerliche und bürgerliche Klasse in den Jahren 1813 bis 1815 mit der Illusion gemacht hat, als wenn der Krieg alle Interessengegensätze der Klassen und Parteien wegschwemme, kann man selbst aus jedem bürgerlichen Geschichtswerke erfahren, das diese Zeit behandelt. Nur daß man nicht in die sentimentalischen Klagen über den „Undant“ einzustimmen braucht, den die damaligen Bauern und Bürger für ihre Opfer an Gut und Blut erfahren haben sollen. „Undant“ hin und „Undant“ her — es ist nun einmal so in dieser unvollkommenen Welt eingerichtet, daß jede Klasse ihre Interessen vertritt nach Maßgabe der Kräfte, über die sie verfügt, und daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Besser bewahrt als beklagt! Mit dem wehleidigen Jammern über getäuschte Hoffnungen, das sich hinterher erhebt, ist nichts getan; es erinnert höchstens an das alte Wort: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Nun mag man einwenden, daß, wenn der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln ist, diese Gewalt sich, soweit es auf die Erreichung des Kriegszwecks ankommt, auch auf die inneren Zustände erstrecken könne und je nachdem erstrecken müsse. Innerhalb welcher Grenze und bis zu welchem Grade, das ist eine Frage, die nach den gerade vorliegenden Umständen beantwortet werden muß und in sehr verschiedenem Sinne beantwortet werden kann. Aber auch wenn man sie im weitesten Umfange bejahen will, so wird die äußerste Grenze, die hier gezogen werden muß, eben durch den Kriegszweck selbst bestimmt. Angenommen also, wenn auch keineswegs zugegeben, daß die militärische Zensur, wie sie gegenwärtig über die deutsche Presse und namentlich auch über die Arbeiterpresse verhängt worden ist, durch militärische Notwendigkeiten geboten sein mag, so folgt daraus keineswegs, daß die Presse innerhalb dieser Grenzen sich jeden selbst-

ständigen Urteils begibt und den Zwang, unter dem sie lebt, dadurch illusorisch zu machen sucht, daß sie freiwillig viel mehr tut, als dieser Zwang von ihr fordert.

Was in dieser Beziehung besonders unangenehm auffällt, und zwar von Tage zu Tage mehr, ist die Preßhege gegen die Nationen, mit denen das Deutsche Reich gegenwärtig im Kriegszustande lebt. Man darf diese Dinge gewiß nicht vom zimperlichen Standpunkt aus betrachten. Da der Krieg die menschlichen Leidenschaften bis auf den Grund aufrührt, so kommt es auf eine Handvoll kräftiger Flüche oder eine Handvoll guter oder selbst schlechter Wiße über die feindlichen Nationen nicht an. Aber ganz etwas anderes ist die systematische Hege gegen diese Nationen, die ebenso systematische Verbreitung völlig unbeglaubigter Gerüchte über die von ihnen verübten Kriegsgreuel, das Erwecken des, wie Lassalle sich einmal ausdrückte, „blutdürstigen Tigers“ des Nationalitätenhabers, wie es gegenwärtig von einem großen Teil der bürgerlichen Presse und einem leider nicht ganz geringen Teil der Arbeiterpresse betrieben wird.

Mit der Erreichung des Kriegszwecks hat dies Treiben nichts zu tun. Der nächstliegende und zugleich schlagendste Beweis dafür ist, daß die deutschen Soldaten, die dem Feinde ins Weiße des Auges geschaut und die Schrecken des Krieges am eigenen Leibe erfahren haben, davon nichts wissen wollen. Es ist wiederholt in glaubwürdiger Weise berichtet worden, daß verwundete Soldaten, die vom Kriegsschauplatz heimgekehrt sind, sich mit Ekel und Widerwillen von dem afterpatriotischen Treiben abgewandt haben. Wie in den Jahren 1813 und 1870, so wird auch jetzt in manchem Feldpostbriefe berichtet, daß sich, soweit das im Kriegszustande überhaupt möglich ist, zwischen den feindlichen Vorposten weit eher ein kameradschaftliches als ein feindseliges Verhältnis herausgebildet hat.

Auf der anderen Seite ist nicht die geringste Bürgschaft dagegen gegeben, daß die Schreier, die sich hinter dem Ofen so trutziglich gebärden, am feigsten vor den Feinden kriechen, wenn das wetterwendische Kriegsglück diese wirklich ins Land führt. Das hat sich u. a. im Jahre 1806 gezeigt, und eine Ahnung davon hatte schon Lessing. Aus den „Kriegsliedern“ des Philisters Gleim, die er zum Druck befördern sollte, beseitigte er alle Schmähungen der Feinde, hielt es aber doch für notwendig, als die Franzosen bis Halberstadt, dem Wohnort Gleims, vordrangen, das Großmaul zu ermahnen: „Ich bitte Sie inständigst, zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen! Verbergen Sie allen Wiß, den Sie haben; lassen Sie nichts von sich hören als Verstand; wenden Sie diesen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen; das ist die einzige Rache, die Sie jetzt an den Feinden nehmen. . . . Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu sein scheinen, als daß er fast hundert Jahre alt geworden, und selbst von Voltaire müssen Sie tun, als ob Sie nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten.“ Gewiß eine recht harmlose Rache, aber Lessing machte doch schon zur Zeit der Söldnerheere, in der die bürgerliche Bevölkerung mit dem Kriege eigentlich gar nichts zu tun hatte oder wenigstens nichts zu tun haben sollte, den Unterschied, den seine bürgerlichen Bewunderer nicht einmal in den Tagen der allgemeinen Wehrpflicht zu begreifen scheinen: den Unterschied zwischen dem nationalen Stolz, der sich gar nicht zu genieren braucht, dem Feinde einmal ein X für ein U zu machen, und der nationalen Ueber-

hebung, die sich selbst wie ein seidenes Tuch herausstreckt, um an den Feinden kein gutes Haar zu lassen.

Der nationalen oder vielmehr der antinationalen Ueberhebung, denn sie schädigt die nationalen Interessen aufs empfindlichste, wenn sie den eigenen Kriegern nur Abscheu einflößt, so werden ihre fanatischen Ausbrüche mit Jubel von den Feinden begrüßt, die sie als Zeugnisse benutzen, um der deutschen Politik die Sympathien des neutralen Auslandes zu entfremden. Am verhängnisvollsten aber macht sich der Rückschlag der angeblich „nationalen“ Hege gegen feindliche Nationen auf die innere Politik geltend! Das Wort Hegels, daß die Geschichte nichts lehre, als daß die Menschen nichts aus ihr lernten, scheint in der Tat eine unererschütterliche Wahrheit zu sein. Gerade die Deutschen sollten sich doch noch erinnern, wie verhängnisvoll vor hundert Jahren der blinde Franzosenhaß auf die innere Entwicklung Deutschlands gewirkt hat. Und wieviel berechtigter oder doch erklärlicher war die damalige Franzosenhege verglichen mit der heutigen Engländerhege! Namentlich die preussischen Provinzen hatten sechs Jahre lang aufs schwerste unter der französischen Fremdherrschaft gelitten, und es war begreiflich, daß die ostelbischen Bauern, als es gegen die Franzosen ging, nicht nur mit dem Kolben dreinschlügen, um den Zweck des Krieges zu erreichen, sondern auch in den Franzosen nichts als räuberisches Mörder- und Räuberpack erblickten.

Man konnte von ihnen nicht die Höhe der Kulturanschauung erwarten, die Goethe damals in die Worte kleidete: „Ich haßte die Franzosen nicht, obgleich ich Gott danke, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, jene Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke.“ Goethe wurde dadurch der Forderung gerecht, die inmitten auch des heftigsten Krieges an die geistigen Führer der Nation gestellt werden muß: nämlich die Bande, die zivilisierte Nationen miteinander verknüpfen, nicht mehr lockern zu lassen, als der Kriegszweck erfordert.

\* \* \*

Leider entsprechen heute dieser Forderung — mit einzelnen, ehrenwerten Ausnahmen — sehr wenig die „geistigen Führer“ der Nation, die sich wenigstens als solche aufspielen möchten, gleichviel ob sie es sind oder nicht. Es würde viel zu weit führen, alles aufzuzählen, was deutsche Professoren seit Beginn des Krieges an Sinn- und Zwecklosigkeiten geleistet haben. Aber ein Artikel, den der Professor Werner Sombart vor einigen Tagen im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht hat, verdient doch, öffentlich angemerkt zu werden als das Musterbeispiel einer Befinnung, die sogar das „Berliner Tageblatt“ veranlaßt, seine Vorbehalte zu machen.

Herr Sombart will nichts von „irgendwelchen Vernunftgründen“ wissen, wenn es sich um Urteile über den Krieg handelt. Der „rationalen Betrachtungsweise“ zieht er die „irrationalen Leidenschaftsaussäuerungen“ vor und predigt die Engländerhege sans phrase. „Wir empfinden England als den Feind. Wir führen den Krieg gegen England. Wir halten den Krieg nicht für beendet, ehe nicht England zerschmettert und vor allem in seinem innersten Bewußtsein gedemütigt uns zu Füßen liegt. Wollte man

England einen ehrenvollen Frieden bewilligen, ich glaube fast, das könnte selbst das ruhige deutsche Volk zur Revolution treiben.“ Könnten Clausewitz und Bismarck diese Zeilen lesen, so würden sie ihren Verfasser als reif für das Tollhaus erklärt haben.

Es ist beschämend genug, daß die englische Professorenschaft sich ungleich würdiger zu verhalten weiß. Sechs Geschichtsprofessoren in Oxford haben eine Schrift über den Krieg veröffentlicht, worin sie die Beteiligung Englands daran zu rechtfertigen suchen. Ihre Darstellung ist natürlich einseitig und im einzelnen sehr anfechtbar, aber sie ist frei von widerlicher Hege gegen das deutsche Volk; sie sucht die entscheidenden Interessengegenstände aufzudecken, die zwischen England und Deutschland bestehen, und fordert den englischen Sieg nicht, um Deutschland zu zerschmettern, sondern um durch den Zwang allgemeiner Abrüstung ein leidliches Verhältnis zwischen den europäischen Nationen herzustellen. Die Oxfordder Professoren sind für ihr Land derselben Meinung, der Bismarck für sein Land war: daß es nicht allein in Europa lebt, sondern sich mit drei Nachbarn abfinden muß.

Nicht nur in vielen Einzelheiten, sondern in ihrer allgemeinen Auffassung der Dinge läßt sich gegen die Auffassung der Oxfordder Flugschrift viel einwenden. Sie ist geschmackvoll genug, den Schimpfston zu vermeiden, der in der deutschen Literatur so vielfach gegen den König von England angeschlagen wird. Sie betont, daß der deutsche Kaiser noch in zwölfster Stunde versucht habe, den Krieg mit England zu vermeiden; sie sieht in ihm nicht den Urheber, sondern ein Opfer des Krieges. Sie behauptet nur, daß „auf den niederen Rangstufen der deutschen Hierarchie der Krieg gegen England beschlossen worden“ sei. Für die Zerstörung des „militärischen Anarchismus“ würden England und Frankreich ihr letztes Schiff und ihren letzten Soldaten einsetzen. Dieser Anarchismus richtete sich gegen die Absichten des Kaisers, finde aber einen starken Widerhall, wenn nicht im ganzen deutschen Volke, so doch im gesamten preußischen Staat, dem — Treitschkes Vorlesungen über „Politik“ alle moralischen Begriffe verdreht und die ruchlose Lehre eingepaukt hätten, daß Gewalt vor Recht gehe. Der Bruch der belgischen Neutralität und die rauchenden Trümmer Löwens seien die Früchte von Treitschkes Saat. England sei in den Krieg eingetreten, um der Möglichkeit vorzubeugen, daß der deutsche Kaiser nach Besiegung Frankreichs und Rußlands, mit Treitschkes „Politik“ in der gepanzerten Faust, über die englischen Kolonien herfalle.

Es ist eine echte Professorenschrulle, sich einzubilden, daß die Schrift eines Professors die moralischen Begriffe einer großen Nation einfach auf den Kopf stellen könne. Aber selbst wenn man darauf sich einen Augenblick einzulassen wollte, so sind die Vorlesungen Treitschkes über „Politik“ erst nach seinem Tode herausgegeben worden und haben keinen irgend nachweisbaren Einfluß auch nur auf die bürgerliche Klasse Deutschlands gehabt. Zudem gehören ihre Kapitel über Heeresverfassung und Kriegswesen zu ihren leidlicheren Abschnitten, wie es denn überhaupt ungerecht ist, Treitschke zu einem Vorkämpfer der imperialistischen Politik zu machen. Er hat sie noch erlebt, aber ihr durchaus kühl gegenübergestanden, nicht gerade mit offenem Protest, aber doch mit abwehrendem Schweigen, das um so weniger

mißverständlich war, als er darin nur den Spuren seines staatsmännischen Ideals Bismarck folgte. Bismarck hat im Jahre 1871 ausdrücklich abgelehnt, französische Kolonien zu erobern, und bis ans Ende seiner ministeriellen Tätigkeit betont, daß er kein „Kolonialmensch“ sei. Er hielt Deutschland, wie er sich bei seiner Vorliebe für Fremdwörter auszudrücken pflegte, für „saturiert“, und begeisterte Verehrer von ihm haben die Notwendigkeit seines von ihnen beklagten Sturzes dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er unter keinen Umständen für eine imperialistische Politik zu haben gewesen sei.

Doch dies nebenbei, um einen historischen Zusammenhang klarzustellen, der gegenwärtig nicht ohne einiges Interesse ist. Verirrt sich also die Erklärung der Oxford Professoren auf phantastische Seitenwege, so hält sie doch in der Form das Maß inne, das sich für Männer der Wissenschaft schickt, auch im Kriege und gerade im Kriege, der die heftigsten Leidenschaften entzündet. In noch höherem Grade wird dieser Forderung ein Aufsatz des russischen Professors Paul v. Mitrosanoff gerecht, der Ende Mai dieses Jahres in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienen ist, also zwei Monate vor Ausbruch des Krieges. Insofern mag es dem Verfasser leichter geworden sein, sich nicht zu heftigen Äußerungen gegen die Deutschen hinreißen zu lassen, sondern mit aller Bewunderung eines Mannes, der selbst auf deutschen Universitäten seine historische Bildung erworben hat, von ihnen zu sprechen. Aber bei alledem bekennt er sich als Kernrussen, als russischen Patrioten, der auf seinem Gute Saratow ein Haus, das seine Vorfahren seit Hunderten von Jahren bewohnt hätten, lieber mit eigenen Händen anzünden, als zulassen würde, daß deutsche Soldaten sich darin einquartieren. Gerade dadurch gewinnt der Aufsatz Mitrosanoffs an Interesse, daß er verfaßt worden ist, ehe der Krieg zwischen Deutschland und Rußland entbrannt war, diesen Krieg aber als unabwendbar vorhergesagt.

Selbstverständlich ist der Aufsatz vom russischen Standpunkt aus geschrieben, was der Verfasser am wenigsten leugnet. Es finden sich deshalb auch sehr einseitige Behauptungen darin. Wenn Mitrosanoff den Deutschenhaß in Rußland u. a. erklärt durch die „demonstrative Arretierung des Hauptmanns Kostiewitsch, dem keine Erniedrigung erspart geblieben sei, die Verhaftung des Marinekapitäns Potiatoff, den man eines gemeinen Diebstahls beschuldigt habe, den herausfordernden Ton, den manche deutschen Zeitungen gegen Rußland anschlugen, das siegesbewußte Auftreten der meisten deutschen Reisenden und Reichsangehörigen in Rußland, die weder auf Sitten noch auf das Gesetz des gastfreundlichen Landes acht gäben und sich Sachen erlauben, die in Deutschland undenkbar wären“ — so liegt auf der Hand, daß in Sachen solcher „kleinen Nadelstiche“ das russische Konto ungleich schwerer belastet ist, als das deutsche Konto selbst im schlimmsten Falle belastet sein mag. Ungleich feiner und treffender ist eine andere Beobachtung Mitrosanoffs über die Ursachen des Deutschenhasses in den Massen der russischen Nation: die grausame und verächtliche Behandlung der russischen Soldaten durch die zahlreichen Junkeroffiziere aus den Ostseeprovinzen und das harte, pedantische und grobe Benehmen der deutschen Beamten und sonstigen Angestellten auf den herrschaftlichen Gütern und in den kapitalistischen Betrieben.

Indessen nicht auf diese antideutschen Stimmungen und Strömungen legt Mitrosanoff das Hauptgewicht seiner Ausführungen. Er sieht in dem drohenden und nunmehr ausgebrochenen Krieg die Wirkung ökonomischer Gegensätze, die sich anders als durch die Schärfe des Schwertes nicht entscheiden lassen. Im wesentlichen führt er darüber aus: „Für Rußland ist die Balkanfrage kein abenteuerlicher Traum der Slawophilen: ihre Lösung ist eine unzweifelhaft ökonomische Notwendigkeit. Das ganze russische Budget ist auf der Ausfuhr nach dem Auslande basiert; wird die Kommerz-bilanz passiv, so ist der russische Schatz bankrott, indem er nicht imstande sein wird, die Zinsen seiner enormen auswärtigen Schulden zu bezahlen. Und zwei Drittel dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stockt der russische Handel, und die ökonomischen Folgen dieser Sperre wären unabsehbar: der letzte türkisch-italienische Krieg hat es hinreichend gezeigt. Nur der Besitz des Bosphorus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten, weil die Existenz einer Weltmacht wie Rußland von Zufällen und fremder Willkür nicht abhängig sein darf.“ Mitrosanoff hebt dann noch hervor, daß Rußland sich gegenüber dem Schicksal der Südslawen auf der Balkanhalbinsel nicht gleichgültig verhalten dürfe, teils aus Rücksichten, die ihm die Ueberlieferungen einer jahrhundertelangen Politik auferlegten, teils aber auch, weil es die kleinen Balkanstaaten als Rückendeckung für die Meerengen brauche, und fährt darauf fort: „Noch einmal: der Drang nach Süden ist für Rußland eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat. . . . In Oesterreich hält man auch den Drang nach Süden für eine historische Notwendigkeit, und die Oesterreicher haben von ihrem Standpunkt aus ebenso recht, wie von dem ihrigen die Russen.“ Ueberall, und bei jeder Gelegenheit, fänden die Russen Oesterreich auf ihrem Wege, und als treuen Verbündeten Oesterreichs das Deutsche Reich. Die Annexion Bosniens und der Herzegowina habe in Rußland eine so tiefe Empörung hervorgerufen, daß die russische Regierung, trotz der zurzeit noch zerrütteten Finanzen, zum Kriege bereit gewesen sei. Aber der „Nebelunge“ an der Spree habe drohend die gepanzerte Faust gehoben, und Rußland, seiner Bundesgenossen nicht sicher, habe nachgeben müssen. Nicht genug aber, daß Deutschland sich immer als treuer Bundesgenosse Oesterreichs erwiesen habe, so habe es auch in der orientalischen Frage auf eigene Faust gegen die russischen Interessen gehandelt. Mitrosanoff erinnert an die Beteiligung deutscher Kapitalisten am Bau der Bagdadbahn, an die Ueberlassung zweier deutscher, zwar abgebrauchter und veralteter, aber immerhin noch tauglicher Panzerschiffe an die türkische Admiralität, an die Kanonen, die die Essener Werkstätten der türkischen Artillerie geliefert hätten, an die Reorganisation des türkischen Heeres durch deutsche Generale. „Kurz und bündig: selbständig und als Bundesgenosse Oesterreichs, überall, auf jedem Schritt und Tritt in der ganzen Levante stößt und stieß Rußland bei der Lösung seiner vitalsten Aufgabe, der Orientfrage, auf den Widerstand der Deutschen. Es ist den Russen jetzt klar geworden: wenn alles so verbleibt wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel über Berlin. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage.“

Schließlich weist Mitrosanoff ganz offen auf die drohende Kriegsgefahr hin, auf den Krieg gegen Deutschland, der in Rußland „von allen Seiten“ gefordert werde. „Es ist kein taktisches Manöver, um die Deutschen einzuschüchtern — wir haben eine zu gute Meinung von der deutschen Tapferkeit —, sondern um offen und ehrlich dem Nachbar zu sagen: do ut des. Stoßen wir auf kein verständiges Entgegenkommen und Kompensationen, so ist die Sache schlimm. Wir wünschen in keiner Weise Deutschland anzugreifen; wir hegen eine zu große Bewunderung für die deutsche Zivilisation und für die Verdienste des deutschen Volkes in der Weltgeschichte, um uns einen Utitilasieg zu wünschen. Wir sind auch vollkommen überzeugt, daß Deutschland fern davon ist, direkt aggressive Tendenzen zu haben, aber wir fühlen uns von allen Seiten, von den Flanken in der Türkei, in Schweden, in Oesterreich durch den deutschen Drang eingeengt und gesperrt, wir finden keine Anerkennung unserer jetzigen Lage, kein Rechnen mit unserer jetzigen Stärke, und wir sind entschlossen, die uns gebührende Stelle uns zu verschaffen.“ Jeder ehrliche russische Patriot wünsche den Frieden mit Deutschland, aber dem ehernen Ruß der Geschichte müsse und werde er sich fügen.

Es erübrigt, diese Ausführungen im einzelnen zu kritisieren, und zwar um so mehr, als sie in ihren unabweislichen Schlußfolgerungen der deutschen Sache zugute kommen. Will Rußland in den Besitz Konstantinopels gelangen, so ist nichts begreiflicher und natürlicher, als daß es bei Deutschland kein „verständiges Entgegenkommen“, sondern den schärfsten Widerstand findet. Was uns veranlaßt, etwas ausführlicher bei diesem Aufsatz eines russischen Professors zu verweilen, ist nur der durch ihn gelieferte Beweis, daß auch ein staatlich angestellter Professor die Interessen seines Landes vom einseitig-patriotischen Standpunkt vertreten kann, ohne der Würde der Wissenschaft etwas zu vergeben und die feindlichen Nationen mit Schmähworten zu überhäufen. Mitrosanoff faßt, wie immer es um seine konkrete Beweisführung stehen mag, das Wesen des Krieges richtig auf als das Zusammenprallen ökonomischer Gegensätze, das man als ein leidiges Auskunftsmittel der bürgerlichen Zivilisation anerkennen kann, ohne daß man deshalb die wirklichen Errungenschaften dieser Zivilisation preiszugeben braucht. Hält man seinen Aufsatz neben das blöde Wutgeheul Sombarts oder auch nur die Schrift der Dgfordor Professoren neben das professorale Kriegsgeschrei in Deutschland, so begreift man leicht, weshalb in den zivilisierten Nationen, die nicht an dem Weltkrieg beteiligt sind, die deutsche Sache so geringe Sympathien findet.

Wie dem aber immer sei, so hat jedenfalls die deutsche Arbeiterklasse den dringendsten Anlaß, von den Leistungen der Sombart und Genossen weit abzurücken. Dank der historischen Schulung, die sie durch ihre großen Vorkämpfer erhalten hat, ist sie in erster Reihe verpflichtet, das Wesen des Krieges richtig zu erkennen und alles zu vermeiden, was über ihn als eine unvermeidliche Erscheinung der heutigen Gesellschafts- und Staatsordnung hinausreicht. Es ist übrigens nicht allein die sinnlose Völkerhege, vor der sie sich zu hüten hat, sondern auch vor anderen Irrtümern über das Wesen des Krieges, die näher zu beleuchten wir uns vorbehalten.

## Zur Lage in Ägypten.

Von Heinrich Cunow.

Durch das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg wird auch Ägypten in die Kriegswirren hineingezogen. Voraussichtlich wird der Kampf zwischen dem Osmanischen Reich und England sogar vornehmlich auf ägyptischem Boden ausgefochten werden, denn für Englands Machtstellung im Orient wie in Ostindien ist die Beherrschung des Suezkanals und des Roten Meeres als der Europa zunächst liegenden, leicht abschließbaren Zugangsstraße zum Indischen Ozean von größter Bedeutung. Verliert England diesen Besitz, so verliert es damit auch seine heutige Machtstellung im Orient. Die Ansammlung größerer Truppenmassen in Süd-Palästina und an einzelnen Hauptstationen der von Damaskus nach Mekka führenden Bahn zeigt denn auch, daß die Pforte den Hauptstoß gegen die englische Macht am Suezkanal und in Unterägypten zu führen gedenkt. Ernste Zusammenstöße sind allerdings vorerst kaum zu erwarten; denn ausgedehnte Wüsteneien trennen die ägyptische Ostgrenze von dem Suezkanal und seinen beiden Endhäfen Port-Said und Suez: ein sandiges, im südlichen Teil von einzelnen Gebirgszügen unterbrochenes Gelände, das nur an der von Suez nach Akaba führenden alten Karawanenstraße einige Brunnen aufweist, die infolge der anhaltenden Dürre jedoch ausgetrocknet sein sollen.

Unter diesen Umständen erlangt die Frage große Bedeutung: „Wie weit hat es die englische Verwaltung Ägyptens verstanden, sich seit dem Beginn ihrer Herrschaft im Jahre 1882 die Sympathien der eingeborenen ägyptischen Bevölkerung zu erwerben; wie hat sich die wirtschaftliche Lage der unteren Volksschichten gestaltet und welche Interessen- und Klassengegensätze haben sich innerhalb der Bevölkerung entwickelt?“ — Aus der Beantwortung ergibt sich zugleich die Antwort auf die andere zurzeit in der Tagespresse viel behandelte Frage: „Auf welche Unterstützung kann die Türkei in der mohammedanischen Bevölkerung Ägyptens rechnen, wenn es ihr gelingt, größere Truppenmassen bis in das alte Nilland vorzuschieben?“

In dem Ergänzungshefte zur „Neuen Zeit“, Nr. 10 vom Juli 1911, hat Genosse Theodor Rothstein (London) bereits einen auf gründlichen Studien beruhenden Ueberblick über die Verwaltungstätigkeit der Engländer in Ägypten geboten: eine die wichtigsten Ergebnisse seines größeren Werks „Egypt's Ruin, a financial and administrative Record“ kurz zusammenfassende Arbeit, auf die ich heute erneut die Aufmerksamkeit lenken möchte. Aber Rothstein beschäftigt sich, seinem Zweck entsprechend, weit mehr mit der Finanz- und Verwaltungstätigkeit der Engländer als mit den Lebensverhältnissen und Anschauungen der ägyptischen Bevölkerung. Ich möchte deshalb in knappen Zügen die wirtschaftliche Lage der unteren mohammedanischen Bevölkerung etwas näher schildern.

Nach der türkischen Eroberung Ägyptens, die 1517 durch die Besiegung der burdschitischen Mamelucken eingeleitet wurde, entwickelte sich dort dasselbe Lehnsystem, das wir in anderen von den türkischen Eroberern unterworfenen Gebieten finden. Das eroberte Land wurde von dem neuen Landesherrn als sein Eigentum, in gewissem Sinne kann man sagen als

Krondomäne in Besitz genommen; davon aber seinem Gefolge und seinen Truppen bestimmte größere und kleinere Lehen zur lebenszeitlichen Nutznießung gegen meist ziemlich geringe Lehnsabgaben überlassen, während die unterworfenen einheimische Bevölkerung, soweit sie nicht vertrieben wurde, ihren Besitz meist behielt; aber nicht als Eigen, sondern als tributpflichtiges Frongut, das heißt, sie mußte jährliche Abgaben (gewöhnlich in natura) an den Landesherrn oder seinen Vertreter abliefern und verschiedene, in den einzelnen Gegenden wechselnde Fronarbeiten leisten.

Das Bebauungssystem blieb das alte, wie es schon seit Jahrtausenden bestanden hatte. Trat die Nilflut zurück, durch die alljährlich weite Uferstrecken in ausgedehnte Seen verwandelt wurden, so bestellte der kleinbäuerliche Bodenbesitzer, der Fellache oder Fellah (d. h. Pflüger) den vom Wasser freigegebenen schlammigen Boden und wartete in Gemütsruhe das Aufgehen und Reifen der Saaten ab. War dann die Ernte eingebracht, so lagen die Ländereien einige Monate still. Nur die Strecken, die nahe am Nil oder an Kanälen lagen, also sich leicht künstlich bewässern ließen, wurden in den heißen dürrn Sommermonaten nach der ersten Ernte sofort aufs neue zur Bestellung herangezogen.

Im ganzen hat sich dieses alte Feudalsystem bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten, wenn auch mit manchen Verschiebungen. So nahm z. B. der Statthalter Mehemed Ali noch 1813 eine Neuverteilung des Bodens wie der Grundabgaben vor und teilte jedem großjährigen Fellachen ein Pacht-Frongut von 3 bis 4 Feddan (1 Feddan = 4200 Quadratmeter, 3 Feddan also etwas mehr als  $1\frac{1}{4}$  Hektar) zu. Dann bröckelte das alte Lehnsystem immer mehr ab, Landverpachtungen, Abtretungen, Verkäufe unter der Hand wurden immer häufiger, 1854 wurde die volle Erbllichkeit des Nutznießungsrechts am Boden ausgesprochen, 1858 der freie Verkauf, die Verpachtung oder Belastung der Grundstücke durch die Besitzer gestattet, 1871 durch Gesetz das landesherrliche Obereigentumsrecht beseitigt usw. Was an nebensächlichen kleinen Feudalrechten noch bestehen blieb, fiel unter der englischen Verwaltung, so daß heute im eigentlichen Aegypten (der ägyptische Sudan scheidet hier aus) das freie Grundeigentum gilt. Nur für einen Teil des Dominalbesitzes und vor allem den Ländereien der Moscheen und religiösen Stiftungen gilt noch insofern das alte Gesetz, als solches Land weder verkauft noch frei verpachtet werden darf, sondern nur nach dem alten System der Erbpacht, das, nebenbei bemerkt, für den Pächter viel günstiger ist als die heutige Halb- und Geldpacht.

Zugleich mit dem Lehnsystem fiel auch die Fronarbeit: eine „Rechtsverbesserung“, die sich die Engländer als großes Verdienst anrechnen. Mit welchem Recht, hat schon Rothstein im genannten Ergänzungshefte (S. 19) ausgeführt. Der Druck der Fronarbeit hat im Laufe der letzten Jahrhunderte mannigfach gewechselt, zeitweilig muß er sehr milde gewesen sein, weit milder als in Frankreich vor der großen Revolution. Zuletzt bestand die Fronarbeit eigentlich nur noch in einem Aufgebot von Zwangsarbeitern zum Bau von Nildämmen, Kanälen und Wegen. Als solches Aufgebot spielte sie noch bei dem Bau des Suezkanals in der ersten Zeit eine wichtige Rolle. Mit dem Fall der alten Feudalrechte schwand auch diese Fronzwangsarbeit, zum Teil gerade infolge des Widerstandes der neu entstandenen größeren Grundbesitzer, denen es durchaus nicht paßte, daß ihnen alljährlich

durch das Zwangsaufgebot ein großer Teil ihrer Arbeiter und Kleinpächter weggenommen wurde, oft gerade zur Zeit, wenn sie sie am nötigsten brauchten. So nahm denn die Zwangsarbeit in den sechziger, siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr ab; 1848 zählte die zur Zwangsarbeit verpflichtete Bevölkerung nach der offiziellen Denkschrift Scott-Moncrieffs noch 634 000 Köpfe, 1880 nur noch 188 000. Vielleicht wäre nach und nach die ganze Zwangsarbeit eingeschlafen, wenn sich die anglo-ägyptische Regierung dazu zu entschließen vermocht hätte, die nötige Ueberwachung der Nildämme und die zur Erhaltung der Dämme, Kanäle, Staubecken nötigen Arbeiten durch Lohnarbeiter verrichten zu lassen. Das aber hätte in ihrem Budget große Lücken gerissen, namentlich in den Jahren hoher Nilfluten. So hat man sich damit begnügt, die Zwangsarbeit beizubehalten und nur dem Ding einen anderen, schöneren Namen zu geben. Die Fellachen werden noch alljährlich, genau wie früher, zur Zwangsarbeit an den Nildämmen und -kanälen aufgeboden, meist auf mehrere Monate; aber man nennt sie nun nicht mehr Fronarbeiter, sondern Verpflichtete zur Dammwehr. Und dieses Aufgebot von Zwangsarbeitern ist keineswegs gering. In Jahren sehr hoher Flut werden noch immer 40 000—80 000 Fellachen herangezogen, in Jahren tiefer Flut 6000—10 000. Dazu kommen neuerdings die Zwangsaufgebote von jugendlichen Personen, meist Kindern, zur Ausrottung des Baumwollwurms.

Vielleicht wird man einwenden, daß diese Zwangsaufgebote berechtigt seien, da es schwer sei, wenn die Nilflut steigt, schnell die nötigen Arbeiter zu beschaffen. Ich gebe denn auch offen zu, daß unter den ägyptischen Verhältnissen solche Zwangsmaßnahmen berechtigt sind. Ist das aber richtig, dann kann man nicht, wie das so oft in englischen Schriften geschieht, die frühere Zwangsarbeit unter türkischer Herrschaft als „Sklaverei“ verurteilen und die Humanität des anglo-ägyptischen Regimes preisen, die alle Fronarbeit abgeschafft habe. Ferner aber müßten die Aufgebodenen angemessen entschädigt und nicht dem ärmsten Volksteil allein die ganze Last aufgebürdet werden, mindestens müßte die reiche Bevölkerung mit Einschluß der Europäer einen Geldbeitrag zu diesem Zwecke zahlen.

Und ebensowenig wie die englische Herrschaft den Fellachen in dieser Beziehung etwas genügt hat, ist aus der schnellen Durchführung der Befreiung des kleinen Grundeigentums von den früheren feudalen Fesseln dem Fellachen ein Vorteil erwachsen, wenigstens nicht der Gesamtheit. Der einzelne Fellache, der Gelegenheit hatte, das Grundstück, das er früher gewissermaßen nur als Staats- und Fronpächter bewirtschaftete, vorteilhaft zu verkaufen, mag ja einen Nutzen von den neuen „Freiheiten“ gehabt haben.

Die Entwicklung der Grundeigentümerverhältnisse in Ägypten zeigt deutlich, wie verkehrt es ist, kurzweg kapitalistische Rechtsmaßregeln Verhältnissen aufzupropfen, die, wenn sie sich auch bereits teilweise zu überleben beginnen, doch für solche Radikalkuren noch lange nicht reif sind. In Ägypten hat diese „Befreiung“ des kleinen Grundbesitzes zu folgenden Resultaten geführt: Zersplitterung des kleinen Grundbesitzes und zunehmende Verschuldung, Entstehung und Ausdehnung eines die Lebenshaltung der Fellachen noch mehr niederdrückenden Halbpachtsystems und Verschlechterung der Bodenqualitäten durch Raubbau.

Während man früher ein Grundstück von 3 bis 4 Feddan zur Versorgung einer Familie mit den nötigen Lebensunterhaltungsmitteln für erforderlich hielt, haben heute viele kleinbäuerliche Grundstücke Aegyptens nur einen Umfang von ungefähr 1 Feddan, also noch nicht  $\frac{1}{2}$  Hektar. Da erst für die neueste Zeit statistische Nachweise vorhanden sind, läßt sich leider die steigende Zunahme der Zwergwirtschaften nicht schon seit dem Beginn der kapitalistischen Aera, sondern erst für die letzten 15 Jahre nachweisen. Hier nur folgende Ziffern. Es gab an Parzellenbesitzern mit einem Besitz von weniger als 5 Feddan (= 2,1 Hektar)

1897	.	.	644 066	Besitzer mit insgesamt	1 020 463	Feddan
1903	.	.	902 018	" " "	1 192 654	"
1909	.	.	1 210 727	" " "	1 363 437	"

Im Gegensatz hierzu ist die Zahl der Besitzer von Grundstücken in der Größe von 5—10 Feddan um 4766 (von 81 237 auf 76 471) zurückgegangen und die von ihnen bewirtschaftete Fläche von 569 232 auf 533 957 Feddan. — Noch stärker ist die Abnahme der Betriebe von 10—20 Feddan: die Zahl ihrer Besitzer ist von 41 286 auf 36 651, die Fläche der Grundstücke von 572 898 auf 505 852 Feddan zurückgegangen. Dasselbe gilt für die Grundstücksklassen von 20—30, von 30—40, und von 40—50 Feddan; erst bei den Größen über 50 Feddan tritt wieder eine Vermehrung der Besitzer und ihrer Grundstücksfläche ein.

Wir sehen, die Zahl der Zwergwirtschaften hat sich in zwölf Jahren nahezu verdoppelt, ihr Areal aber hat sich nur um ein Drittel vergrößert, so daß auf den einzelnen Zwergbetrieb nur 1,13 Feddan kommen, das heißt nicht ganz  $\frac{1}{2}$  Hektar. Nun kommt allerdings in Betracht, daß der durch den Nilschlamm gedüngte Boden Aegyptens besonders fruchtbar und die Bewirtschaftung trotz der rohen urväterlichen Arbeitsgeräte eine intensive ist, der Fellache daher seinen bescheidenen Unterhalt einem viel kleineren Stück Erde abzurufen vermag, als der europäische Kleinbauer. Dennoch reicht oft alle Genügsamkeit nicht hin, daß der Fellache auf seiner Scholle sein kargliches Auskommen findet. Die Folge ist einerseits, daß er, wenn er sein Land bestellt hat, sich mit seinem Weib oder seinen Kindern bei einem größeren Grundbesitzer verdingt, wo sie oft eine viel schwerere Arbeit leisten müssen, als die ehemalige Fronarbeit, andererseits, daß sich unter den Kleinbesitzern ein geradezu unsinniger Landhunger entwickelt hat, der sie verleitet, sich von den Großbesitzern Landstücke gegen unverhältnismäßig hohe Pachtzinsen zu erbetteln, die sie dann nicht bezahlen können, so daß sie schließlich der gänzlichen Verschuldung anheimfallen.

Obgleich die Verschuldung des Bodens erst in jüngster Zeit eingeseht hat, nach der Einführung des freien Eigentums, hat sie doch schon einen ganz ansehnlichen Umfang erreicht. Solange noch die alte lehnsrechtliche osmanische Agrarverfassung bestand, gab es, da das Land, wenn es auch frei von den Fellachen bewirtschaftet wurde, als Staats- oder richtiger Kronland galt, keine eigentliche Bodenverschuldung. Wohl hatte auch schon damals mancher Fellache seine Schulden, meist bei den griechischen Krämern und Wucherern, die fast überall in den ägyptischen Ortschaften zu finden sind und dort vielfach dieselbe Rolle spielen, wie in manchen Gegenden Rußlands und der

Balkanhalbinsel die jüdischen Geldleiher und Schankwirte; aber für solche Schulden haftete nur in gewissem Umfange das Mobiliar des Fellachen, nicht sein Boden. Nachdem mit dem freien Eigentum auch die Hypothek entstand, wurde 1876 die Registrierung der Hypotheken in amtlichen Listen angeordnet, und nun wurden oft die früheren Schulden der kleinbäuerlichen Fellachen auf ihre Grundstücke eingetragen. Die Verschuldung stieg in raschem Tempo, so daß 1894 bereits eine Kommission zur Untersuchung der Belastung des ländlichen Bodens eingesetzt wurde. Sie berechnete, daß die Verschuldung von 12 Millionen türkischen Pfund (ungefähr 220 Millionen Mark) im Jahre 1881 auf 20 Millionen türkische Pfund im Jahre 1891 gestiegen war. Diese Berechnung ist von anglo-ägyptischen Beamten und Finanzmännern als zu hoch bezeichnet worden, und, wie mir scheinen will, mit einem gewissen Recht, nicht weil die Untersuchungskommission unfähig war, sondern weil die Einregistrierung der Hypotheken in manchen Gegenden noch sehr mangelhaft durchgeführt, teilweise ganz unterblieben ist und deshalb Schätzungen aushelfen müssen. Für 1895 rechnet Alfred End (La fortune immobilière de l'Égypte et sa dette hypothécaire, Paris 1907) eine Belastung des ländlichen Besitzes mit Hypothekenschulden (also ohne städtische Hypotheken und ohne die unbezahlten Restsummen der Kaufgelder) in Höhe von 11 Millionen türkischen Pfund heraus, für 1906/07 eine Belastung von 31,2 Millionen. Da er den Wert des Bodens auf ungefähr 360 Millionen türkische Pfund schätzt, gelangt er zu einer Verschuldung von 8,6 Proz. Doch sind auch diese Zahlen ziemlich anfechtbar, besonders scheint der Gesamtwert des Bodens reichlich hoch eingeschätzt zu sein.

Mit der Einführung des freien Grundeigentums haben sich zugleich verschiedene Pachtssysteme entwickelt, vornehmlich das System der Halbpacht, wie es ähnlich vor der großen französischen Revolution in manchen Teilen Frankreichs bestand — nur hat es in Ägypten eine weit drückendere Gestalt für den mittellosen Kleinpächter angenommen.

Der ägyptische Großgrundbesitzer bewirtschaftet nur selten seine Grundstücke selbst mit Lohn- und Wanderarbeiterfamilien. Er teilt sie zum größten Teil in Parzellen und verpachtet diese entweder in Geld- oder Naturalpacht. Bei ersterer gibt der Besitzer nur das Landstück mit den Bewässerungsanlagen (auch die Schöpfträder, Schadufs usw.) her; die Nutztiere zum Betrieb wie die Ackergeräte bringt der Pächter mit und zahlt zu bestimmten Terminen seine Geldpacht. Ist der Pächter wenig kapitalkräftig, so wird auch anstatt der Geldpacht eine Bezahlung der Pachtsumme in Naturalien, gewöhnlich in einem Anteil an dem Ernteertrag, verabredet, nicht selten besteht dieser Anteil in der Hälfte.

Weit ungünstiger gestaltet sich für den Pächter das Verhältnis, wenn er so arm ist, daß er auch die zum Betrieb nötigen Zugtiere, Pflüge und anderen wichtigen Arbeitsgeräte nicht selbst besitzt. In diesem Fall stellt der Eigentümer auch Zugtiere und Arbeitsgeräte, aber nicht für die ganze Pachtdauer und nicht zu freier Verfügung des Pächters. Wenn bestimmte Arbeiten nötig werden, z. B. Bewässerung, Umpflügen usw., leiht vielmehr der Eigentümer dem Pächter auf einige Tage oder Wochen die Ochsen und Geräte, bis die erforderliche Arbeit getan ist. Als Gegenleistung dafür hat der Pächter die Hälfte des Ernteertrages abzuliefern und außerdem

auf dem vom Verpächter selbst bewirtschafteten Grundstücke eine bestimmte Anzahl von Tagen mit Frau und Kindern zu fronen. Selbstverständlich erhält der Pächter die von ihm verlangten Zugtiere und Pflüge nicht immer dann, wenn er sie wünscht, sondern wenn der Eigentümer sie in seinem eigenen Betriebe entbehren kann, und ferner behält dieser sich gewöhnlich vor zu bestimmen, was der Pächter bauen und welche Ackerstücke er zu dem Anbau bestimmter Fruchtarten nehmen soll, damit sein Anteil möglichst groß ausfällt. Obendrein beträgt die Pachtdauer gewöhnlich nur drei Jahre, entsprechend dem üblichen, sich über drei Jahre erstreckenden Fruchtwechsel, doch kommen auch zweijährige Pachtperioden vor.

Mit diesem Pachtssystem und seinem Raubbau hängt zu einem wesentlichen Teil die stetig zunehmende Ausmergelung des Bodens zusammen, die selbst in Ägypten, dessen Ackerboden einst fast ausschließlich durch den Milschlamm gedüngt wurde, immer mehr zur Benützung natürlicher und künstlicher Düngemittel zwingt, ohne daß dadurch die einstige Fruchtbarkeit wiedergewonnen würde. Am deutlichsten kommt diese Abnahme der Bodenfruchtbarkeit in den Rückgang des Baumwollertrages pro Feddan zum Ausdruck. Folgende Tabelle zeigt diesen Rückgang während des Jahrzehnts 1900—1910:

	Bebautes Areal in Feddan	Ernteertrag in Kantars <sup>1</sup>	Ertrag pro Feddan
1899—1900 . . .	1 153 306	6 509 645	5,64
1900—1901 . . .	1 230 320	5 435 488	4,42
1901—1902 . . .	1 249 884	6 369 911	5,10
1902—1903 . . .	1 275 680	5 838 790	4,58
1903—1904 . . .	1 332 510	6 508 947	4,88
1904—1905 . . .	1 436 708	6 313 370	4,39
1905—1906 . . .	1 566 601	5 959 883	3,80
1906—1907 . . .	1 506 290	6 949 383	4,61
1907—1908 . . .	1 603 224	7 234 669	4,51
1908—1909 . . .	1 640 415	6 751 133	4,12

<sup>1</sup> 1 Kantar = ungefähr 45 Kilogramm.

Allerdings ist dieser Rückgang nicht allein der Bodenverschlechterung geschuldet, sondern zum Teil auch der Tatsache, daß mit der Ausdehnung des Baumwollenbaues manche weniger ergiebige Ländereien zur Bepflanzung mit Baumwollstauden herangezogen worden sind.

Schon diese einfachen Entwicklungsvorgänge zeigen, daß keineswegs die Lage des Fellachen sich unter englischer Herrschaft günstiger gestaltet hat. Er hängt zwar nicht mehr in gleichem Maße von der Willkür der türkischen Beamten ab wie früher, und das Gerichtswesen ist geordneter; aber dafür ist er vielfach in die Klauen der kleinen Wucherer und, soweit er sich gezwungen sieht, Grundstücke in Halbpacht zu nehmen, in eine geradezu erdrückende Abhängigkeit von den größeren Grundeigentümern geraten. Ob in dieser Wandlung eine Besserung seiner Lage zu erblicken ist, scheint mir höchst zweifelhaft. Sonst aber hat die englische Verwaltung für den Fellachen nichts getan. Für die Bildung der begabten Fellachen ist nicht das geringste geschehen, wie die einfache Tatsache beweist, daß sich nach den eigenen statistischen Aufnahmen der englischen Verwaltung im Jahre 1907 unter den 11 287 359 Einwohnern 10 580 656 Analphabeten befanden.

Und ebenso trostlos sind die Steuerverhältnisse. Während der reiche Europäer in den Städten nur gemäß den bisher geltenden Kapitulationen die auf seinen Konsum entfallenden Zollabgaben sowie die Steuern für seinen Tabak und Salzbedarf trägt, vielleicht auch noch, wenn er Haus- und Parkbesitzer ist, eine geringe städtische Grundsteuer bezahlt, hat der Fellache enorme ländliche Grundsteuern aufzubringen, deren Erträge nahezu ein Drittel der ganzen Staatseinkünfte ausmachen.

Wie hoch diese Steuer ist, mag folgende Berechnung zeigen. Für den Feddan (4200 Quadratmeter) stellt sich in den letzten Jahren die durchschnittliche Grundsteuer auf ungefähr 90 Piafter (1 Piafter =  $18\frac{1}{2}$  Pf.), also für ein kleines Grundstück von 1 Hektar auf etwas über 214 Piafter oder ungefähr 39,60 Mk. Das ist für den Fellachen eine sehr große Summe, beträgt doch z. B. im mittleren Aegypten (im Süden sind die Löhne teilweise noch niedriger) der gewöhnliche Tagelohn eines Landarbeiters 3 Piafter oder 55 Pf. Demnach entspricht dort eine Grundsteuer von 214 Piaftern pro Hektar dem Lohn für 71 Arbeitstage. Und mit dieser hohen Grundsteuer ist der Staat nicht zufrieden. Hat der Fellache z. B. auf seinem Grundstück Palmenbäume stehen, muß er für diese eine Extrasteuer zahlen usw. Daneben hat er ebenfalls seinen Anteil zu den Zöllen, Gebrauchssteuern, Registrierabgaben usw. beizutragen. Die Zölle treffen ihn sogar härter als den Wohlhabenden, denn Aegypten erhebt Wertzölle, und zwar 8 Proz. ohne Unterschied der Warenart. Notwendige Lebensmittel oder Arbeitsinstrumente zahlen ebensowohl 8 Proz. wie die feinsten Delikatessen oder überflüssigen Luxusgegenstände der Reichen.

In gewisser Hinsicht hat sich die Wirtschaftslage der Fellachen sogar bedeutend verschlechtert. Früher lieferte die eigene kleine Wirtschaft dem Kleinbäuerlichen Fellachen, was er notwendig mit seiner Familie zum Lebensunterhalt gebrauchte. Sein Leben war karglich, aber gesichert. Kamen schlechte Erntejahre, schränkte er sich aufs äußerste ein. Machte er Schulden, konnte ihm sein Gläubiger wohl seine bewegliche Habe nehmen; aber die nötigsten Arbeitsgeräte und das Grundstück, die Grundlage seiner Existenz, durfte nicht angetastet werden, denn der Boden war Staatsgut. Heute kann ihm alles genommen werden. Zudem ist der Fellache durch den von England geförderten Baumwollbau, der in den letzten Jahren mehr als vier Fünftel des gesamten Ausfuhrwertes lieferte, völlig abhängig vom Weltmarkt geworden. Nicht nur die sehr starken Schwankungen der Baumwollernten in Aegypten selbst, auch die Ernterträge in Amerika, die Krisen der Textilindustrie in England und auf dem europäischen Kontinent treffen seinen Rücken. Von einer gesicherten Existenz kann keine Rede mehr sein. Dazu kommt, daß die Ausdehnung des Baumwollanbaues mit der Einschränkung der Produktion agrarischer Lebensmittel erkaufte ist, und Aegypten heute dringend der Zufuhr von Nahrungsmitteln aus den Randländern des Mittelmeeres und aus Rußland bedarf. Selbst ein Teil der Fellachen ist auf das Zukaufen angewiesen, namentlich in schlechten Erntejahren, also gerade dann, wenn es ihm an Mitteln fehlt.

Es ist deshalb auch der Fellache im allgemeinen kein Freund des englischen Regimes. Dennoch ist von ihm eine offene Auflehnung gegen die englische Herrschaft aus eigenem Antrieb kaum zu erwarten. Elend

und Not bei harter Arbeit haben ihn zermürbt und geschwächt. Geduldig und fatalistisch ergibt er sich in sein Schicksal, das Allah ihm bestimmt hat. Wird es gar zu schlimm, greift er zu planlosen Hungerrevolten. Es ist deshalb auch höchst unwahrscheinlich, daß der Fellache jetzt, nach dem Ausbruch des Krieges zwischen England und dem Osmanischen Reich, sich zu offener Empörung aufrafft. Er muß geführt, geleitet, vorwärtsgetrieben werden. Zudem besitzt er keine Waffen; denn die englische Regierung hat schon vor Jahren, in weiser Voraussicht, die völlige Entwaffnung der Fellachen durchgeführt.

Trotzdem der Fellache sich heute von einer Hungersnot bedroht sieht, da die gerade in diesem Jahr gut gediehene Baumwolle keinen Absatz findet, ist deshalb erst dann mit seiner Teilnahme am Kampf gegen das englische Regiment zu rechnen, wenn türkische Truppen in Ägypten vordringen und man ihn unter dem dringenden Appell an seinen mohammedanischen Glauben zum Kampf gegen den Glaubensfeind aufruft. Wie die kleinbürgerlichen Elemente fast aller Länder, ist auch der Fellache sehr fromm.

Weit gefährlicher sind der Herrschaft Englands die ägyptischen Beduinstämme, die insgesamt freilich nur 500 000 bis 550 000 Köpfe zählen dürften, während die Zahl der Fellachen  $9\frac{1}{2}$  Millionen beträgt. Im Gegensatz zu den Fellachen sind die Beduinen durchweg gut bewaffnet, wenn auch meist mit alten Flinten. Sie sind gute Reiter und Schützen; aber nicht alle sind englandfeindlich und zum Kampf gegen die englischen Truppen bereit, denn manche ihrer Scheichs erhalten ganz zweifellos seit langem von England Geldunterstützungen.

Im ägyptischen Staatswesen nehmen die Beduinen eine etwas sonderbare Stellung ein. Sie gelten nicht wie die Fellachen als eingeborene Ägypter, sind aber trotzdem ägyptische Staatsuntertanen. Zum Militärdienst sind sie nicht verpflichtet, bilden vielmehr eine Art Hilfsmiliz. Ferner unterstehen sie nominell den ägyptischen Gesetzen, tatsächlich aber sind sie durch ihre Wanderfreiheit der Kontrolle der ägyptischen Regierung größtenteils entrückt und regieren sich selbst nach altem Brauch und Herkommen.

Am meisten eingenommen für das englische Regiment sind wohl, abgesehen natürlich von den in Ägypten lebenden englischen Kapitalisten und Beamten, die ägyptischen Kopten, die Nachkommen der alten Ägypter, meist von dunklerer Hautfarbe als die Fellachen, die sich weit mehr mit arabischen Elementen vermischt haben. Bei der Volkszählung 1907 wurde ihre Zahl auf 706 000 (mit Einschluß der Mischlinge) angenommen. Sie sind Christen, größtenteils Anhänger der jakobitischen Sekte, teils auch Mitglieder der griechischen und römischen Kirche. Auf die Fellachen sehen sie mit einer gewissen Verachtung herab und halten sich von diesen streng abgefordert. Zu diesem Glaubensgegensatz, der sie entschieden gegen die einheimischen mohammedanischen Elemente Partei ergreifen läßt, kommen allerlei wirtschaftliche Unterschiede und Gegensätze. Nur wenige der Kopten treiben in Oberägypten Ackerbau, zumeist sind sie kleine Gewerbetreibende und Händler, industrielle und gewerbliche Arbeiter, kleine Angestellte, Schreiber, Hausdiener, Trambahnchaffner, Eisenbahnbedienstete usw. Auch als untere Verwaltungs-, Rechnungs- und Polizeibeamte findet man sie durch ganz Ägypten. Ferner stellen sie, seit der Fremdenverkehr sich in Ägypten enorm entwickelt hat, einen beträchtlichen Teil der unteren Hotelbediensteten.

Raum eine andere Schicht der ägyptischen Bevölkerung hat als Ganzes von dem Eindringen des Kapitalismus in Ägypten einen gleichen Vorteil gehabt, keine sich mit gleicher Verschlagenheit den neuen Verhältnissen, den Ansprüchen und Launen der reichen Europäer anzupassen gewußt. Es ist daher durchaus begreiflich, daß die Kopten es mit den neuen Herren im Lande, den Engländern, halten. Welche Vorteile vermöchte ihnen auch eine Wiederkehr der türkischen Herrschaft zu bieten? — Freilich irgendwelche Aufopferung darf niemand vom Kopten verlangen. Er will Geld verdienen. Das ist sein höchstes Ideal.

Und wie die Kopten sind auch die europäischen Kaufleute, Geschäftsinhaber, Hoteliers, Bankiers usw. mit der englischen Herrschaft zufrieden — auch die Deutschen waren es meist vor dem Beginn des jetzigen Weltbrandes. An Handelsrivalitäten fehlte es zwar nicht, auch nicht an gelegentlichem Ärger über die Bevorzugung englischer Finanzinteressen oder das Auftreten hoher englischer Beamten; aber die englische Verwaltung garantiert gewissermaßen eine ordnungsmäßige Abwicklung des Geschäftsverkehrs, und die zunehmende Kapitalisierung des Wirtschaftsgetriebes, die Ausdehnung des Baumwollanbaues, die rasche Steigerung des Imports und Exports nützte ja nicht nur dem englischen Handel. — Und dann die Steuern. Fast nirgends in der Welt zahlt der Reiche so niedrige Steuern wie in Ägypten, das fast die ganze Steuerlast den Fellachen aufbürdet.

Und wie der Großhandel denkt der Kleinhandel, der zu einem wesentlichen Teil in Händen der Griechen ist (bei der Volksaufnahme im Jahre 1907 wurden 62 973 Griechen gezählt). Die englische Regierung hat den griechischen Krämern, Geld- und Bodenwucherern die einheimische Fellachenbevölkerung völlig zur Ausbeutung ausgeliefert. Die Verschuldung des kleinen Grundbesitzes steigt, wie wir sehen, in schnellem Tempo, und der Profit auch, während früher die türkischen Beamten den griechischen Wucherern doch manchmal recht verständnislos auf die schmutzigen Finger klopfen.

Aber auch in manchen Kreisen der eingeborenen Ägypter und der in Ägypten lebenden türkischen Untertanen herrscht keineswegs eine Sehnsucht nach der Wiederkehr des türkischen Regiments. Infolge des eigenartigen Abhängigkeitsverhältnisses Ägyptens von der Türkei unterscheidet das ägyptische Gesetz vom 29. Juni 1900 zwischen „eingeborenen Ägyptern“ und bloßen Staatsangehörigen. Eingeborene Ägypter sind alle, die vor dem 1. Januar 1848 ihren ständigen Wohnsitz in Ägypten hatten und diesen nicht aufgegeben haben, zweitens jeder in Ägypten Geborene türkischer (osmanischer) Abkunft, wenn seine Eltern dauernden Wohnsitz im Lande hatten und er diesen Wohnsitz beibehalten hat; ferner jeder türkische Untertan, der in Ägypten geboren ist, dort sein Domizil hat und dort auch seiner Militärpflicht genügt oder die Ersatzmannschaft bezahlt hat. Nur diese Personen gelten als eigentliche Ägypter und haben volles Heimatsrecht, nicht aber die eingewanderten Türken, Syrier, Armenier, kleinasiatischen Juden, Araber usw. Als türkische Untertanen haben sie zwar in Ägypten das Staatsbürgerrecht und teilen im wesentlichen auch die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten der Ägypter, aber heimatsberechtigt im eigentlichen Sinne sind sie nicht, haben also z. B. kein Wahlrecht. Nur unter den

eingeborenen Ägyptern, und zwar hauptsächlich auch nur in den Kreisen der mohammedanischen Beamten sowie der Angehörigen der sogen. freien und gelehrten Berufe, tritt das Bestreben auf, die englische Regierung zu stürzen und eine ägyptische Selbstregierung unter türkischer Oberhoheit herbeizuführen, wie denn auch die sogen. ägyptische Nationalpartei nichts anderes ist als eine Partei der ägyptischen Intellektuellen, man kann mit einer gewissen Einschränkung sagen: der großstädtischen Intellektuellen.

Unter den in Ägypten lebenden europäischen und kleinasiatischen Türken finden diese nationalistischen Bestrebungen nur teilweise Sympathie, wenn man ihnen auch keinen Widerstand entgegensetzt. Freilich englandfreundlich sind diese Kreise — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — erst recht nicht; wohl aber haben sie vielfach große Bewunderung für Frankreich, das ihnen als Kulturland par excellence gilt. Der vornehme, gebildete Osmane schwärmt oft geradezu für französische Umgangsformen, Literatur und Kunst. —

## Arbeitslosigkeit, Notstandsarbeiten und Arbeitslosenunterstützung.

Von Paul Umbreit.

II.

(Schluß.)

Das Erste, was den Gewerkschaften oblag in dieser außerordentlichen Notlage, war die Sicherstellung der Unterstützung für ihre arbeitslosen Mitglieder. Alle irgendwie entbehrlichen Unterstützungszweige mußten eingeschränkt oder eingestellt werden, um die Arbeitslosenunterstützung solange als irgend möglich zu gewähren. Soweit einzelne Gewerkschaften mit ihren Mitteln nicht ausreichten, kam ihnen die Solidarität der übrigen Organisationen zu Hilfe. Anfangs wurde von manchen Gewerkschaften auch versucht, den Familien der zum Heeresdienst einberufenen Mitglieder Unterstützung zu gewähren. Man hat aber später diese Unterstützung auf besondere Notfälle für Bedürftige, die von Staat, Gemeinde und Arbeitgeber nicht ausreichend unterstützt werden, eingeschränkt. In welchem Maße die Arbeitslosenunterstützung die Gewerkschaften belastet, zeigt die Erhebung vom Ende August, die bereits im ersten Kriegsmonat eine wöchentliche Gesamtausgabe von 1 648 120 Mk. oder 0,94 Mk. pro Kopf der verbliebenen Mitglieder ausweist. Angesichts solcher Riesenausgaben mußten natürlich alle Organisationsfonds in kurzer Zeit aufgezehrt sein, zumal die verfügbaren Gelder nur einen kleinen Teil der gesamten Gewerkschaftsvermögen ausmachen. Die letzteren sind teils in Grundstücken, teils in Papieren angelegt und während des Krieges nur unter großen Verlusten verfügbar zu machen. Daher mußte die Opferwilligkeit der in Arbeit stehenden Mitglieder aufs äußerste angespannt werden. Hohe Extrabeiträge und freiwillige Sammlungen sowie Gehaltsabzüge der Angestellten von 25 Proz. und darüber sicherten den Gewerkschaften wenigstens einen Teil der sonstigen Einnahmen, während an Ausgaben alles Entbehrliche gespart wurde. Die Zeitungen wurden in Umfang und Erscheinungsweise eingeschränkt, die Druckfachen blieben aus, die Kosten für Agitation, Konferenzen, Lohnbewegungen und Streiks wurden erspart. Trotzdem standen

die Unterstützungsausgaben in solchem Mißverhältnis zu den Einnahmen, daß der Tag, an dem die Gewerkschaftsfonds entweder aufgezehrt waren oder die Unterstützungen eingestellt werden mußten, leicht vorauszu sehen war.

Desto dringlicher ergab sich die Notwendigkeit, der Arbeitslosigkeit selbst entgegenzuwirken und für die Arbeitslosen öffentliche Mittel herbeizuschaffen. Das Notstandsproblem hat im Krieg ein ganz anderes Gesicht als in friedlichen Zeiten. In letzteren handelt es sich hauptsächlich um die Organisation vorbeugender Maßnahmen, um das Eintreten außerordentlicher Notstände zu verhindern. Sie bestehen in einer systematischen Organisation der Arbeitsvermittlung, in der Regulierung öffentlicher Arbeiten, deren Herstellung möglichst in die Zeiten wirtschaftlichen Niederganges verlegt werden, und in der Schaffung einer geordneten Arbeitslosenversicherung. Von der Schaffung sog. Notstandsarbeiten, die früher fast regelmäßig zu Hilfe genommen wurden, ist man neuerdings mehr und mehr zurückgekommen, weil sie unrentabel waren und die Arbeitslosen vielfach gesundheitlich schädigten. Der Krieg hat nun einen Notstand von ganz außerordentlicher Größe hervorgerufen, bei dessen Bekämpfung die vorbeugenden Maßnahmen hinter die Notstandsarbeiten zurücktreten müssen. Er hat aber auch einen Notstand für Gemeinden geschaffen, denen in erster Linie die Fürsorge für die Notleidenden obliegt, denn es fehlt der Mehrzahl dieser Gemeinden an den Mitteln zu ausreichender Hilfe. Natürlich sind es die Gemeinden nicht allein, die für Hilfe zu sorgen haben; auch das Reich, die Bundesstaaten, die Provinzialregierungen, Kreisbehörden usw. haben die gleiche Pflicht öffentlicher Fürsorge. Aber da die Ausführung dieser Maßnahmen in letzter Linie den Gemeinden verbleibt, so fällt ihnen auch die Initiative zu, und es hängt meist alles davon ab, daß es ihnen gelingt, die übergeordneten Gemeinwesen zur Erfüllung ihrer Pflicht heranzuziehen. Auch hier setzt sich die Sozialpolitik meist von unten nach oben hin durch. Erschwert wird diese Notstandsbekämpfung noch durch die Einwirkungen des Krieges auf das öffentliche und wirtschaftliche Leben. Oft genug werden Arbeitskräfte an entfernten Orten gebraucht, aber es fehlt an Transportgelegenheiten oder an der Möglichkeit ihrer Unterbringung. Für gewisse Arbeiten, die dringend nötig wären, fehlt es an Rohstoffen, Kohle oder Maschinenkraft. Andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß der Kriegszustand das Gefühl für gemeinsame Interessen und die Neigung zu sozialen Maßnahmen gestärkt und auch die Zulässigkeit behördlicher Zwangseingriffe in den Warenverkehr sichergestellt hat. Die starren Grenzen des Eigentumsrechts sind so beweglich geworden, daß manches Mögliche auch durchgeführt werden kann, das im Frieden an allerlei Privatinteressen scheitern würde.

Die Arbeitsvermittlung kann jetzt, wo es offensichtlich an lohnender Beschäftigungsmöglichkeit fehlt, am wenigsten leisten. Sie muß sich mit der Rolle einer Hilfsstelle für die Arbeitsbeschaffung begnügen, der jetzt die Hauptaufgabe zugefallen ist. Dieser standen zunächst außer den Erntearbeiten als größere Beschäftigungsmöglichkeit nur Befestigungsarbeiten im Kriegsrayon zur Verfügung, und es ist denn auch gelungen, einigen Zehntausend Arbeitslosen damit Arbeit zu beschaffen. Freilich läßt die Durchführung allerlei zu wünschen übrig, denn

es hat vielfach bei diesen Arbeitern böses Blut erregt, daß die Militärbehörden ihnen nicht als Auftrag- oder Arbeitgeber, sondern als Dienstgewalt gegenübertraten, sie einfach den Militärgesetzen zu unterstellen, in ihrer Freizügigkeit zu hindern und sie mit militärischen Zwangsmitteln zu disziplinieren suchten. Gegen solche Auffassung von Notstandsarbeiten kann nicht entschieden genug Widerspruch erhoben werden. Der freie Arbeitsvertrag darf gegen Arbeiter, die für das Vaterland Schanzarbeit leisten, ebensowenig verletzt werden, als der freie Kaufvertrag gegen Unternehmer, die dem Reich Heeresbedarf liefern.

Neben diesen Befestigungsarbeiten kam vorerst noch die Arbeitsgelegenheit in Betrieben der Militär- und Marineverwaltung und in Privatbetrieben, die für Kriegsbedürfnisse arbeiten, in Betracht. In diesen wurde sogar derartig intensiv mit Überstunden gearbeitet, daß die Gewerkschaften sofort Schritte unternahmen, um durch geeignete Schichtenteilung und Arbeitszeitverkürzung die Beschäftigung möglichst vielen Arbeitslosen zu sichern. Manches ist in dieser Beziehung geschehen, insbesondere ließen es die Reichs- und Staatsbehörden nicht am guten Willen fehlen. Die Widerstände offenbarten sich mehr bei den Betriebsleitern, die allerlei Schwierigkeiten geltend machten, um eine Neuorganisation der Betriebe zu umgehen.

Darüber hinaus hatte die Arbeitsbeschaffung nach drei Richtungen hinzuwirken. Sie mußte die Erschwerungen der Privatwirtschaft zu beseitigen trachten, der Privatwirtschaft möglichst viele öffentliche Aufträge zuführen und da, wo die Privatwirtschaft versagte, durch die Gemeinwirtschaft helfend eingreifen. Man kann sagen, daß auf dem ersteren Gebiete das Mögliche geleistet worden ist. Der Personen- und Transportverkehr ist mit Ausnahme der vom Krieg direkt betroffenen Gebiete und Linien in umfassendem Maße wieder freigegeben, der Geldverkehr durch starke Goldreserven und Notenumlauf gehoben, der Kredit durch Schaffung von Beleihungsinstituten gestärkt, für den Rohstoffverkehr manche Erleichterungen getroffen und der Vergeudung der Rohstoffe durch behördliche Verfügungen vorgebeugt. Ganz besonders ist die preußische Regierung der an der Lebensmittelversorgung beteiligten Privatwirtschaft durch reichliche Kreditbeschaffung zu Hilfe gekommen, um sie zu größter Produktivität und Verwertung der Ernteergebnisse anzuspornen. Betriebsleiter, deren Einberufung zum Heeresdienst die Einstellung des Betriebes zur Folge haben würde, sind auf ihren Antrag beurlaubt worden. Auch Ausfuhrerleichterungen sind manchen schwerbedrängten Industrien zugestanden worden. Sicherlich könnte noch manches, was der Krieg an Erschwerungen der heimischen Produktion gebracht hat, ohne Not beseitigt werden. Es muß aber anerkannt werden, daß es den zuständigen Reichsstellen an dem guten Willen hierzu nicht fehlt.

Die Förderung der Privatwirtschaft durch öffentliche Aufträge ist bisher fast nur für Kriegsbedürfnisse aufgenommen worden. Es fehlt zwar nicht an amtlichen Kundgebungen, eine solche auch im Hinblick auf die Notstandsfürsorge in die Wege zu leiten, indes ist auf diesem Gebiete noch wenig geschehen, obwohl gerade hier den Arbeitslosen weit mehr gedient werden könnte als mit öffentlichen Notstandsarbeiten. Es fehlt jedenfalls vielfach an den nötigen Mitteln und Kräften, um solche Bestellungen durch-

zusehen. Bei Aufträgen, die Reich, Staat und Gemeinden sowie öffentliche Korporationen an Private vergeben können, soll es sich natürlich um solche für Berufe handeln, die nicht selbst schon infolge des Krieges mit Aufträgen ausreichend versehen sind. Die an der Herstellung des Heeres- und Flottenbedarfs beteiligten Berufe scheiden also dabei aus. Immerhin wird eine Anpassung der Arbeitskräfte an verwandte Berufe nicht von der Hand zu weisen sein, denn wenn das Reich große Posten von Leder- ausrüstungen zu vergeben hat, so liegt es nahe, außer den vollbeschäftigten Sattlern auch die mit Lederarbeiten vertrauten verwandten Berufe dazu heranzuziehen, soweit sie Arbeitslose aufweisen. Und obwohl die Militär- und Uniformschneider vollauf beschäftigt sind, wäre es doch nicht zu verwerten, wenn Reich, Staat und Gemeinden größere Aufträge für Uniformreserven und Dienstkleider vergeben würden, um den übrigen Branchen der Schneiderei und Näherei Beschäftigung zu geben. Ähnliche Anpassungen sind ja in der Metallindustrie sowie in anderen Fabrikindustrien seit langem in Uebung gewesen und in besonders großem Umfange während des Krieges eingetreten. Die Zahl der gelernten Arbeiter reicht in keinem der für Kriegsbedürfnisse tätigen Berufe aus, überall hat der angelernte und der ungelernete Arbeiter Eingang gefunden. Immerhin können auch die vom Krieg stillgelegten Berufe durch öffentliche Arbeiten berücksichtigt werden. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen:

Die Baugewerbe können die weiteste Förderung erfahren durch Ueberweisung öffentlicher Hoch-, Tief- und Strecken-, Kanal- und Hafengebäuden zur Ausführung, sowie durch öffentliche Unterstützung des gemeinnützigen und genossenschaftlichen Wohnungsbaues. Manche solcher Aufträge sind bereits in den Etats vorgesehen, die Gelder vielleicht schon bewilligt und nur ihre Ausführung infolge des Kriegsausbruchs verhindert. Solche Bauten können tunlichst sofort in Ausführung gegeben werden. Soweit sie noch nicht etatisiert und bewilligt sind, ist dies baldigst nachzuholen. Die Innenbaugewerbe sind durch Renovationsarbeiten in öffentlichen Gebäuden, Schulen, Krankenhäusern für Maler, Stukkateure, Gas-, Wasser- und Lichtinstallateure, Töpfer und Heizungsfirmen, Glaser, Bautischler usw. zu berücksichtigen. Für Steinsetzer ist durch Neupflasterungen Arbeit zu schaffen. Auch die Gewerbeinspektionsbehörden können unter dem Gesichtspunkte der Arbeitsbeschaffung den vom Krieg teilweise stillgelegten Betrieben empfehlen, jetzt solche Umbauten und Renovierungsarbeiten vornehmen zu lassen, die während der normalen Zeiten verschoben werden mußten.

Von den Holzgewerken sind namentlich die Innenbau-, Musik- und Möbelbranche lahmgelegt. Die erstere wurde bereits bei den Baugewerken erwähnt. Der Möbelindustrie können Aufträge auf Bureaueinrichtungen, Schulmöbel sowie Bedarf der Kranken- und anderer Verpflegungsanstalten zugeführt werden. Die Anfertigung von Hausrat für die von der feindlichen Invasion betroffenen Landesteile, von Wagen und Schlitten für Heeresbedarf, von Kisten für Feldpostsendungen bieten manche Arbeitsgelegenheit.

In den Metallgewerken leiden neben den Baubranchen die Edelmetallbranchen Graveure, Beleuchtungsindustrie und gewisse Zweige der Maschinenindustrie sehr stark unter dem Kriege. In den letzteren wäre vielleicht eine Ueberleitung der Arbeiter in andere stark beschäftigte Maschinenbranchen möglich. Der Beleuchtungsindustrie könnten angeichts

des Petroleummangels Aufträge für geeignete wohlfeile Ersatzkonstruktionen für andere Leuchtstoffe und durch die kommunale Einführung der Gasbeleuchtung in allen Wohnhäusern Arbeit in Gasbrennern gegeben werden. Schwierig gestaltet sich die Lage für die Edelmetallindustrien, die unter Rohstoff- und Absatzmangel zugleich leiden. Für deren Arbeiter dürfte eine berufliche Beschäftigung kaum möglich sein. Aber vielleicht wäre auch hier eine Ueberleitung zu den gut beschäftigten Branchen der Optik und Feinmechanik, der Anfertigung von Schnallen, Karabinern usw. denkbar.

Den keramischen Industrien könnten Aufträge in Ton, Glas, Steingut und Porzellan für Anstalts-, Hygiene- und Gefangenenlagerbedarf erteilt werden.

In der Textilindustrie ist die Wollgarnspinnerei und die Tuchweberei und Wirkerei gut beschäftigt. Die übrigen Zweige leiden mehr oder weniger. Hier können Lieferungen für Wäschestoffe, Kleiderstoffe für Notstandsbedarf, Betten und Gardinen für die Flüchtlingsgebiete usw. ganz ansehnliche Posten bilden, die manchen Textilort in Nahrung zu setzen vermöchten.

In der Bekleidungsindustrie kann der Schneiderei und Näherei die Anfertigung von Kleidung für die aus öffentlichen Mitteln Unterstüzten, von Dienstkleidung für Reichs-, Staats- und Gemeindebeamte, von Wäsche für Lazarette und öffentliche Verpflegungsanstalten und von Liebesgaben (Wäsche, Unterkleidung) für Heer und Marine überwiesen werden. Die Schuhmacherei brauchte nicht Not zu leiden, wenn sie mit der Lieferung des Schuhwerks und der Anfertigung der Reparaturen für Bedürftige auf Gemeindefkosten beschäftigt würde. Für die übrigen Zweige der Bekleidungsindustrie würde das gleiche gelten. Nur die für Luxusbedarf tätigen Branchen fielen dabei aus, doch dürfte auch da eine Ueberleitung zu den vollbeschäftigten Branchen möglich gemacht werden können.

Schlimm liegen die Dinge für die graphischen Gewerbe und Hilfgewerbe derselben. Das Bedürfnis für Zeitungen ist zwar eher gestiegen, aber dem Zeitungsgewerbe fehlt das belebende Element der Inserate und das Buchgewerbe liegt völlig danieder. Auch die Arbeiterbewegung hat ihre Druckaufträge ganz erheblich einschränken müssen. Aber auch hier kann manches zur Wiederkehr normaler Verhältnisse geschehen. Zunächst wären an alle amtlichen Stellen in Reich, Staat und Gemeinde das dringende Ersuchen zu richten, ihre amtliche Literatur wie vor dem Kriege drucken zu lassen. Die Kreise und Gemeinden könnten ein Lebziges durch Beschaffung ausreichender Schulbücher tun. Den wissenschaftlichen Korporationen, Universitäten, Seminaren wäre gleichfalls nahezu legen, ihre Literatur nicht zurückzuhalten. Auch die Vereine müßten in gleichem Sinne bearbeitet werden. Eine energische Tätigkeit könnte sicherlich manchen hochwillkommenen Druckauftrag herauspressen. Für die Lithographie wäre der Absatz von Ansichtskarten für den Feldpostverkehr mit kartographischen Darstellungen der im Kampf stehenden Gebiete, mit Ansichten aus Städten und Ortschaften, die während des Krieges öffentliches Interesse erwecken, und mit Bildern von den Kriegsschauplätzen zu forcieren. Besonders für den Feldpostverkehr wäre sicherlich ein starker Absatz zu erreichen.

In den Nahrungsmittelgewerben sind manche Berufe sehr gut, andere weniger beschäftigt. Den Tabakarbeitern, die in den

ersten Kriegswochen unter starker Arbeitslosigkeit litten, hat der Liebesgabendienst ein Maß von Beschäftigung ermöglicht, das sicherlich noch ganz erheblich durch öffentliche Appelle und Initiative gesteigert werden kann.

Die *Handlungsgehilfen* werden zu einem großen Teile gegen vermindertes Gehalt weiterbeschäftigt. Trotzdem ist die Arbeitslosigkeit unter ihnen erheblich. Ein nicht geringer Teil könnte indes bei dem Versand von Liebesgaben ihr Brot finden, wenn dort der Grundsatz der Bezahlung von Arbeit Anerkennung fände. Auch Transportarbeiter fänden hier ausreichende Beschäftigungsmöglichkeit.

So ergibt eine systematische Prüfung der Verhältnisse eine wahre Fülle von Anregungen, der Privatwirtschaft Arbeit zuzuweisen und den Arbeitslosen zu helfen, und sicherlich können im Zusammenwirken von Arbeitgebern, Arbeitern und Gemeinwesen noch weitere Wege entdeckt werden. Es ist deshalb zu begrüßen, daß in einer Reihe von Gewerben paritätische Ausschüsse und Arbeitsgemeinschaften aus Organisationsvertretern eingefügt worden sind, die die Aufgabe haben, nach Arbeit Ausschau zu halten und alle nötigen Vorbereitungen dafür zu treffen. Diese gemeinsame Arbeit sollte in allen Gewerben herbeigeführt werden. Sie kann freilich nur Früchte tragen, wenn auch das Unternehmertum, besonders das der schweren Industrie, seine Scheu vor der Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiterorganisationen fallen läßt und sich rückhaltlos in den Dienst der gemeinsamen Sache stellt.

Soweit die Privatwirtschaft nicht imstande ist, den Arbeitslosen Beschäftigung zu geben, könnte man zunächst in geeigneten Fällen an staatliche Zwangsmaßnahmen denken. Ein Betriebszwang käme vor allem für solche Industrien in Frage, deren Aufrechterhaltung das öffentliche Interesse erheischt, wie beim Kohlen- und Kali-, Salz- und Erzbergbau, Lebensmittelgewerbe, Erzeugung wichtiger Rohstoffe für andere Gewerbe, Verkehrsbetriebe usw. Unter Umständen kann auch das Schicksal ganzer Gemeinden von der Stilllegung einzelner Großbetriebe abhängen, weshalb sich auch in diesen Fällen solche Maßnahmen rechtfertigen ließen. Darüber hinaus hat das Gemeinwesen die Pflicht, selbst Arbeit für Arbeitslose zu beschaffen, und zwar nach Vermögen und Kräften in erster Linie das Reich, das unmittelbar für die Kriegswirkungen aufzukommen hat. Dieser Grundsatz hat in der Begründung der Notstandsvorlage für den preußischen Landtag rückhaltlos Anerkennung gefunden, freilich in der Hauptsache nur gegenüber den von feindlichen Einfällen berührten Landesteilen und gegenüber den durch Mobilmachung und Heeresaufstellung eingetretenen örtlichen Notständen. Immerhin ist auch die Notwendigkeit öffentlicher Notstandsarbeiten für Arbeitslose dort und in anderen amtlichen Kundgebungen anerkannt und sind auch Mittel für gewisse Arbeiten gefordert und bereitgestellt worden. Nach der Natur der Reichs- und Staatsaufträge handelt es sich überwiegend um öffentliche Bautätigkeit (Eisenbahn-, Fluß-, Kanal-, Hafen-, Tief- und Hochbau) und um die *Urbarmachung ungebauter Landflächen*, also Arbeiten, die in erster Linie dem Baugewerbe und Nebengewerben (Stein und Erden) und der Land- und Forstwirtschaft Beschäftigung bieten. Das ist gewiß zu begrüßen, da die Arbeitslosigkeit in diesen Gewerben absolut und relativ noch recht hoch ist,

aber es ist doch ein recht geringer Trost für die zahlreichen übrigen Berufe, die unter der Arbeitslosigkeit leiden.

Etwas vielseitiger ist schon der Gemeindebedarf, namentlich angesichts der Notwendigkeit der Fürsorge für Bedürftige. Die Kommunen sind in der Lage, öffentliche Werkstätten einzurichten, in denen unter fachlicher Leitung Bekleidung für Bedürftige (Wäsche, Kleider, Schürzen, Stiefelreparaturen) hergestellt werden. Zahlreiche Arbeitslose können im öffentlichen Hilfsdienst, in der Hygiene, in der Arbeitsvermittlung und im Sicherheitsdienst Verwendung finden. Auch den zahlreichen Korporationen, die für Kriegshilfe tätig sind, könnte die Ausgabe bezahlter Arbeit statt der unentgeltlichen Liebesdienste nahegelegt werden. Besonders für die von der Arbeitslosigkeit hart betroffenen Frauen könnte hier ein wirklicher Liebesdienst organisiert werden. Ferner können die Gemeinden durchsehen, daß das in ihrem Bereich liegende ungenügte, anbaufähige Land dem Getreide- und Gemüseanbau überwiesen oder als Gartenland an Familien ausgegeben wird. Das dient zugleich der Erweiterung unserer Lebensmittelversorgung. Schließlich haben die Gemeinden die Aufgabe, den Bedürftigen die Notlage durch Schaffung gemeinnütziger Einrichtungen, wie Volksküchen, Speiseanstalten, Kindergärten und Spielschulen, Abgabestellen für billige Lebensmittel usw. zu erleichtern. Jede Erweiterung dieser sozialen Tätigkeit der Gemeinde schafft zugleich Arbeitsgelegenheit für Arbeitslose und trägt zweifach zur Verminderung des Notstandes bei.

Aber weder Arbeitsvermittlung noch Arbeitsbeschaffung vermögen uns über die Tatsache hinwegzutrogen, daß noch immer ein großer Teil von Arbeitslosen ohne Arbeit und Subsistenzmittel bleiben wird. War schon in „normalen“ Zeiten der kapitalistischen Entwicklung mit einem höheren oder niederen Prozentsatz von Arbeitslosen zu rechnen, so um so mehr während des Krieges mit seinen gewaltigen Hemmungen und Störungen des Geldmarktes, des Rohstoffbezuges und der Absatzverhältnisse, des Waren- und Personentransports, des internationalen Verkehrs. Diese Ausfälle sind so bedeutend, daß sie auch nicht entfernt durch Heeresbedarf und Notstandsarbeiten ausgeglichen werden können. Deshalb bleibt trotz aller Bestrebungen, die brachliegenden Arbeitskräfte möglichst nutzbringend zu beschäftigen, doch noch immer die Notwendigkeit und Pflicht der öffentlichen Arbeitslosenunterstützung bestehen. Man wird im Zusammenhange mit der Kriegsgefahr kaum von einer öffentlichen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit reden können, und in der Tat sind die Unterlagen für eine Versicherung so schwankend geworden, daß damit nicht gerechnet werden kann. Das enthebt die öffentlichen Gewalten aber keineswegs der Pflicht, den durch den Krieg brotlos gewordenen Mitbürgern ausreichende Subsistenzmittel zu gewähren. Diese Unterstützung kann sich auch nicht auf die Lohnarbeiter beschränken, denn zahlreiche kleine Gewerbetreibende, Hausindustrielle, Landwirte, Handelsleute, Schiffer usw. befinden sich gleicherweise der Not preisgegeben — auch sie bedürfen des Schutzes vor dem Verhungern. Die Armenunterstützung, die letzte Zuflucht der Gesellschaft in normalen Zeiten, kann wegen ihres entwürdigenden Charakters nicht in Anwendung kommen. Also bleibt nur eine Kriegshilfe übrig, der nicht die entehrenden Wirkungen der ersteren anhaften.

Hätten Reich, Staat und Gemeinden vor dem Kriege das Problem der öffentlichen Arbeitslosenversicherung gelöst, so wie dies seit Jahren in Dänemark und Norwegen geschehen war, so war es jetzt ein leichtes, auf ihrem Unterbau eine ausreichende Kriegshilfe für Arbeitslose aufzubauen. Aber von etwa einem Duzend Gemeinden abgesehen, gibt es in Deutschland keine öffentliche Arbeitslosenversicherung, und das einzige, was als Unterbau vorhanden, ist die Arbeitslosenunterstützung der Gewerkschaften, die etwa 3 Millionen Mitglieder umfassen mögen. Davon mögen etwa  $\frac{3}{4}$  Millionen zum Heeresdienst eingezogen und  $\frac{1}{2}$  Million arbeitslos sein, so daß  $1\frac{1}{4}$  Million in Arbeit Befindliche als Träger dieser Unterstützung zurzeit noch in Betracht kommen. Diese gewerkschaftliche Versicherung kann jetzt natürlich noch weniger als in Friedenszeiten ausreichen, eine öffentliche Fürsorge zu ersetzen und ebensowenig dürfte es angebracht sein, sie jetzt zum alleinigen Träger der öffentlichen Versicherung zu machen. Aber zweifellos bildet sie ein wertvolles Glied im System der öffentlichen Arbeitslosenunterstützung, der sie ein geschultes Verwaltungspersonal und einen in opferwilliger Solidarität erzogenen Mitgliederkreis zur Verfügung stellt. Dank den Gewerkschaften ist doch wenigstens ein Stück Grundlage für die öffentliche Arbeitslosenunterstützung vorhanden, an die sich die gemeindliche Organisation, aus Reichs- und Staatsmitteln genügend unterstützt, anlehnen kann. Die Gemeinden haben nunmehr die Arbeitslosen ihres Wohnbereichs zu unterstützen. Sie errichten Arbeitsämter, die in Verbindung mit dem öffentlichen Nachweis die Kontrolle und Auszahlung organisieren, und überlassen die Kontrolle der arbeitslosen Gewerkschaftsmitglieder deren Organisationen und beschränken sich diesen gegenüber auf die Gewährung eines Zuschusses zur Unterstützung der Gewerkschaft. Oder sie zahlen auch den Gewerkschaftsmitgliedern die städtische Unterstützung und rechnen ihnen höchstens einen Teil der gewerkschaftlichen Unterstützung auf. Auf jeden Fall erspart dieses Zusammenarbeiten mit den Gewerkschaften den Gemeinden ganz erhebliche Unterstützungsaufwendungen und einen großen Teil der Kontrolle und sonstigen Verwaltung. Die Provinzial- und Staatsregierungen gewähren den Gemeinden für Zwecke der Arbeitslosenversicherung Zuschüsse und auch das Reich hätte einen wesentlichen Anteil an diesen Ausgaben zu übernehmen. Bisher ist auf diesem Gebiete recht wenig geschehen.

Vor dem Kriege hatten Straßburg mit einigen Vorortgemeinden, dann Mühlhausen, Freiburg i. B., Berlin-Schöneberg, Stuttgart mit einigen Nachbargemeinden, Offenbach, Kaiserslautern, Schw.-Gmünd, Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg das Genter System, teils mit Zuschüssen für Sparer, teils mit städtischen Zuschußkassen eingeführt und München, Frankfurt a. M. und Neukölln gewährten Arbeitslosenunterstützung ohne Unterschied der Organisation, während in Köln eine städtische Versicherungskasse mit Rückversicherung der Berufsvereine bestand. Das letztere System sollte auch in Frankfurt a. M. eingeführt werden. Seit dem Kriegsausbruch hat die Stadt Berlin das Genter System in Form städtischer Arbeitslosenunterstützung unter Anrechnung eines Teiles der Gewerkschaftsunterstützungen eingeführt; ihr folgte ein Teil der Vorortgemeinden, während ein anderer Teil derselben, durch das Eingreifen der Landesversicherungsanstalt Brandenburg und der Provinzialregierung veranlaßt, teils die Gewerk-

schaftsunterstützungen voll aufrechnen, teils bei gewerkschaftlich unterstützten die Bedürfnisfrage verneinen möchte. Das Eingreifen dieser Provinzialinstanzen hat hier verwirrend gewirkt, anscheinend in bewußt gewerkschaftsfeindlicher Absicht. Es war sicher zu begrüßen, daß die Landesversicherungsanstalt Brandenburg, dem Beispiel ihrer Berliner Schwesteranstalt folgend, 5 Millionen Mark für Notstandshilfe bereitstellte. Die gleiche Summe warf auch die Provinz Brandenburg als Zuschuß für Gemeinden zu deren Arbeitslosenunterstützung aus. Die gewerkschaftsfeindlichen Bedingungen, die beide an die Gewährung solcher Zuschüsse knüpften, sind aber geeignet, die einheitliche Aktion in einem zusammenhängenden Wirtschaftsgebiet, wie es Groß-Berlin darstellt, zu gefährden und die segensreiche Wirksamkeit der Gewerkschaften völlig lahm zu legen. Denn diese Wirksamkeit kann doch nur fortgesetzt werden, wenn die Gewerkschaften ihre Finanzkraft durch die Einnahme von Beiträgen und Extrabeiträgen aufrechterhalten können. Indem die Gemeinden aber die gewerkschaftliche Arbeitslosenunterstützung, das einzige Äquivalent für jahrelange Opfer und Organisationstreue, voll für sich in Anspruch nehmen, untergraben sie die gesunde Finanzkraft der Gewerkschaften und machen jede weitere Unterstützung unmöglich. Das ist um so kurzsichtiger, als es sich um die einzige wirksame und die Gemeinden entlastende Selbstversicherung handelt.

Das Berliner Beispiel hat in einer Reihe deutscher Städte Nachahmung gefunden, aber es sind noch immer erst nur Ausnahmen, die gegenüber der Einheitlichkeit des gewerkschaftlichen Selbstversicherungskreises wenig ins Gewicht fallen. Diese Einheitlichkeit herbeizuführen, hat die Generalkommission der Gewerkschaften sich an das Reichsamt des Innern gewandt, und Herr Delbrück, der Stellvertreter des Reichskanzlers, hat auch erklärt, den Gemeinden ein einheitliches Vorgehen im Sinne der Stadt Berlin empfehlen zu wollen. Er hat aber bisher weder den Erlaß bindender einheitlicher Grundsätze, noch die Gewährung von Reichsunterstützung, die am ehesten eine Einheitlichkeit herbeiführen würde, zugesagt. Die Herren v. Berlepsch und Prof. Franke als Vorsitzende der Gesellschaft für soziale Reform wandten sich darauf an den Reichskanzler selbst um Maßnahmen zur Unterstützung der Arbeitslosen durch das Reich. Die Antwort des Reichskanzlers lautete ausweichend: in erster Linie sollen die Gemeinden Unterstützung in ausreichendem Maße und unter Formen gewähren, die den Charakter der Armenunterstützung ausschließen. Auch die Bundesstaaten würden bestrebt sein, den Gemeinden, soweit die Geldbeschaffung Schwierigkeiten mache, mit ihrem Kredit beizuspringen, „zumal sich das Reich nach beendetem Kriege der Prüfung nicht wird entziehen können, inwieweit es sich seinerseits an der Unterstützung beitragschwacher Gemeinden beteiligen muß“. Also Gemeindeunterstützung mit Staatskredit, nicht Zuschüssen, und erst nach dem Kriege vielleicht Reichsunterstützung an schwache Gemeinden. Welche Gemeinde sollte auf diese Prognose hin sich an das Problem der Arbeitslosen heranwagen? Kein Zweifel, daß die Antwort des Reichskanzlers wenig zur Förderung der Arbeitslosenunterstützung beiträgt.

Aber ebenso zweifellos hätte sich die Reichsregierung der Pflicht der Arbeitslosenunterstützung nicht entziehen können, wenn der Deutsche

Reichstag am 4. August anlässlich der Kriegskredite eine solche gefordert und eine Milliarde Mark dafür bewilligt hätte. Das ist eben das Bescheidende an dieser ganzen Situation, daß es dem Reich nicht an ausreichenden Mitteln zur Kriegsführung fehlt, daß die Ergebnisse der Kriegsanleihe ihm doppelt soviel, als zurzeit benötigt werden, zur Verfügung stellen, daß an Mitteln und Krediten zur Hebung gewerblicher und landwirtschaftlicher Produzenten nicht gespart wird, daß auch für die von feindlichen Einfällen geschädigten Kreise reiche Mittel aufgeboten werden — nur für die Unterstützung der Arbeitslosen hat das Reich zurzeit nichts übrig. Die Vertröstung auf eine Prüfung nach beendetem Kriege kann die Arbeitslosen nicht entschädigen für das vom Krieg geschaffene Elend, und noch weniger dürfte diese Abweisung begründeter Ansprüche auf die Reichshilfe dazu angetan sein, die Einmütigkeit aller Volkskreise, denen der Reichstag am 4. August durch seine Zustimmung zu den Kriegskrediten Ausdruck gab, zu verstärken. Aber eben, weil das sofortige Eingreifen des Reiches eine unerlässliche Notwendigkeit ist, deshalb können wir nicht glauben, daß der Reichskanzler damit sein letztes Wort gesprochen hat. Eine eindringlichere Prüfung aller Tatsachen wird ihn eines Besseren belehren müssen, und die bevorstehende Einberufung des Reichstages zu kurzer Kriegstagung bietet ihm die Gelegenheit, nachzuholen, was zu des Reiches innerer Wohlfahrt und zur Erhöhung seiner volkswirtschaftlichen und strategischen Widerstandskraft nicht länger aufgeschoben werden darf.

Schon haben eine Reihe von Gewerkschaften ihre Unterstützungen erheblich einschränken müssen. Ein anderer Teil war nur deshalb in der Lage, seine Arbeitslosen weiter zu unterstützen, weil die Monate September und Oktober eine Verringerung der Arbeitslosigkeit gebracht haben. Im November setzt aber erfahrungsgemäß wieder ein starkes Anwachsen derselben ein, das sich im Dezember noch steigern und im Januar und Februar seinen Höhepunkt erreichen wird. Ob dann eine Besserung eintreten wird, läßt sich gar nicht voraussehen; es ist aber eher zu bezweifeln als zu erwarten. Will die Reichsregierung wirklich mit einem die Arbeitslosigkeit der schlimmsten Krisenjahre noch um ein Vielfaches übersteigenden Notstand daheim das Reich gegen einen Ringwall von Feinden verteidigen? Will sie ernstlich die Hoffnung von Millionen enttäuschen, die dem Winter nur mit Schrecken entgegensehen können? Wie will sie den Söhnen des Volkes im Felde Mut und Ausdauer einflößen, wenn sie sie nicht mit dem Bewußtsein erfüllt, daß auch für ihre Brüder, Schwestern und Eltern in der Heimat Sorge getroffen ist?

Die Arbeitslosenunterstützung ist ein Stück Vaterlandsverteidigung, sie steht darin auf gleicher Stufe mit der Erhaltung der heimischen Volkswirtschaft und der Lebensmittelversorgung. Das Reich wird sich der Pflicht der Unterstützung der Arbeitslosen nicht entziehen können und dürfen, wenn es nicht die gefährlichsten Gegner, Hunger und Seuchen, zu Bundesgenossen seiner Feinde gesellen will. Eine einheitliche Regelung der Arbeitslosenunterstützung von Reichswegen bedeutet eine Stärkung der deutschen Volkskraft, die alle Pläne der wirtschaftlichen Feinde des deutschen Volkes am sichersten vereiteln wird.

## Unsere Bildungsausschüsse in der Kriegszeit.

Von Richard Seidel, Berlin.

Die von unseren Bildungsausschüssen bisher geleistete Arbeit im Dienste der wissenschaftlichen Durchbildung der Parteigenossen gliederte sich in zwei einander ergänzende Teilgebiete. Das erste und unstrittig am schwersten zu beackernde Gebiet umfaßte die Vortragsveranstaltungen zur Heranziehung eines möglichst großen Teiles der Genossen zu wissenschaftlicher Arbeit, deren hauptsächlichstes Ziel das Eindringen in den wissenschaftlichen Sozialismus war. Daneben haben sich Einrichtungen herausgebildet, denen die Aufgabe zufällt, eine dünne Schicht von energischen und mit besonderer Lebhaftigkeit und gutem Erfolge nach wissenschaftlicher Erkenntnis strebenden Genossen zu erfassen und fortzubilden. In diesem Teil der Bildungsarbeit muß die Lehrmethode derart sein, daß die Hörer von der Beteiligung an den Kursen und Übungen einen möglichst hohen Gewinn für die aktive Tätigkeit in den vordersten Reihen der proletarischen Kampfkolonnen als Funktionäre und Agitatoren davontragen. Auf beiden Gebieten muß mit ganz verschiedenen Mitteln gearbeitet werden.

Die Aufgabe, größere Kreise der Arbeiterschaft zu ernsthaftem Streben nach wissenschaftlicher Bildung heranzuziehen, ist nicht ganz leicht zu erfüllen. Die schlechte soziale Lage breiter Schichten des Proletariats, lange Arbeitszeiten, gänzlicher Mangel an Vorbildung und ähnliche Gründe erschweren diese Tätigkeit. Die Klagen über ungenügenden Besuch der Vortragsabende waren darum stets sehr zahlreich. Das spricht nicht gegen die Notwendigkeit dieser Bestrebungen, sondern beweist nur, daß die anzuwendenden Formen und Mittel auf alle die genannten Hindernisse Rücksicht nehmen müssen. Sie müssen sich vor allem den sozialen Verhältnissen und der dadurch bedingten Aufnahmefähigkeit des ins Auge gefaßten Hörerkreises anzupassen versuchen. Das kann geschehen durch eine geschickte Auswahl und im guten Sinne populäre Behandlung der Vortragsstoffe. Vor allem soll man diesen Hörerschichten nicht zu viel auf einmal zumuten, soll sich also nicht auf Vortragskurse mit vielen Abenden versteifen, sondern engbegrenzte Themata in wenigen Abenden, wenn möglich sogar in Einzelvorträgen behandeln lassen.

Der für dieses Arbeitsgebiet in Betracht kommende Kreis von Hörern beginnt, nach Altersstufen betrachtet, bei unseren jungen Genossen im Alter von 18 bis 21 Jahren und reicht dann bis zu den Frauen und Männern in den sogenannten besten Jahren.

Für die jungen Genossen — übrigens sind sie unseren Parteiorganisationen nur zum geringen Teile durch die Mobilmachung entzogen worden — haben wir in den letzten Jahren, einem Beschluß des Chemnitzer Parteitages folgend, fast überall besondere Bildungseinrichtungen getroffen, und es ist wohl selbstverständlich, daß diese neuen Einrichtungen gerade jetzt der fleißigsten Pflege bedürfen. Der Krieg zwingt uns, an unseren Parteinachwuchs mit noch viel größerem Ernst und Eifer zu denken als zuvor.

Dieser Altersgruppe gegenüber steht die Schicht der älteren Parteigenossen, die nicht mehr zum Kriegsdienst einberufen werden können; auch sie sind den Organisationen erhalten geblieben. Dazwischen klafft nun aber eine gewaltige Lücke, denn die energischen und geistig strebsamen Männer der mittleren Altersstufen sind fast alle durch die Mobilisierung des Heeres dem Parteileben entziffen worden. Auf sie mußte aber unsere wissenschaftliche Kursustätigkeit vor allem rechnen, dort war sie am wichtigsten und fruchtbringendsten, jetzt ist nur ein kümmerlicher Rest geblieben von dem blühenden Leben unseres früheren Bildungswesens.

Aber diese Depression wird überwunden werden und schon erwacht überall in der Arbeiterbewegung neues Leben; auch unser Bildungswesen muß seine Arbeit wieder aufnehmen. Notwendig ist nur, daß wir uns auch jetzt bemühen, Formen und Mittel unseres Bildungswesens den gänzlich veränderten Lebensbedingungen und den nicht minder veränderten geistigen Verhältnissen und Bedürfnissen der nicht im Felde stehenden Teile der Arbeiterschaft anzupassen. Das bedeutet also, wir müssen auf die älteren Parteigenossen und auf die Masse der Frauen Rücksicht nehmen. Ihre wirtschaftliche Lage ist sehr herabgedrückt, und der Gedanke an den Krieg mit seinen Schrecken, unter dem sie fast alle durch die unmittelbare Beteiligung lieber Angehöriger leiden, erfüllt sie mit Sorge und Unruhe. Eindringliche geistige Arbeit zur eigenen Fortbildung durch das Anhören schwieriger Vortragskurse kann den meisten von ihnen jetzt nicht zugemutet werden. Dagegen werden wir sie fesseln können, wenn wir ihnen Gelegenheit geben, etwas zu sehen, und der Erfolg ist noch sicherer, wenn die Themata der Veranstaltungen an die durch den Krieg lebendig gewordenen Fragen anknüpfen. Lichtbildervorträge dieses Inhalts sind also das Mittel, mit dem wir zunächst unsere Arbeit an der gekennzeichneten Stelle wieder beginnen müssen, und die Beschaffung des Materials an Lichtbildern ist eine dringende Aufgabe. Der Zentralbildungsausschuß hat denn auch einige Lichtbildererien dieser Art herausgebracht; sie betiteln sich: „Kunstschätze Belgiens und Nordfrankreichs“, „Bilder vom Kriege“ und „Ein Besuch der Kriegsschauplätze in Ostpreußen“. Wollen wir aber mit der Einrichtung solcher Vorträge für unsere Bewegung Nutzen stiften, dann kommt es vor allem auf die Wahl der Worte an, die zu den Bildern gesprochen werden. Die Bilder sehen unsere Genossen auch in den illustrierten Zeitungen und Zeitschriften. Der Text aber, mit dem wir die Bilder begleiten müssen, muß sich von den Artikeln der bürgerlichen Bilderpresse grundsätzlich unterscheiden. Dann können diese Lichtbildervorträge in verschiedenen Beziehungen nützlich sein.

Haben wir auf diese Art erst einmal Interesse erweckt und die Genossinnen und Genossen wieder auf die Tätigkeit der Bildungsausschüsse aufmerksam gemacht, dann wird es uns auch möglich sein, sie für Lichtbildervorträge anderen Inhalts und schließlich auch für Einzelvorträge ohne Bilder zu gewinnen. Das letztere wird uns um so leichter gelingen, wenn wir auch in diesen Vorträgen wieder von dem Gedanken des Tages ausgehen. Da können wir z. B. das wirtschaftliche und soziale Leben in den im Kriege stehenden Ländern, die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen dieser Länder untereinander und manches andere behandeln. Bemerkt sei noch, daß diese letztgenannten Vortragsstoffe auch besonders für die Zusammenkünfte der jungen Genossen von 18 bis 21 Jahren in Betracht kommen.

Durch die Einrichtung von Vortragsabenden der gekennzeichneten Art veranlassen wir die Genossinnen und Genossen auch, sich an gewohnter Stätte zu sammeln und die Fühlung miteinander zu behalten. In den langen trüben Wintermonaten werden sie diese Zusammenkünfte als eine angenehme Zerstreuung und Ablenkung empfinden und begrüßen. Die Sonntage scheinen uns für unsere Vorträge besonders geeignet. In den letzten Monaten sind die Großstadtstraßen an den Sonntagabenden dicht bevölkert gewesen, was wir wohl als ein Zeichen der die Masse der Bevölkerung beherrschenden Unrast deuten dürfen. Diese Unruhe treibt sie hinaus aus der engen Wohnung. Sie möchten unter Menschen sein und mit Menschen sprechen, möchten sehen und hören. Sie werden es darum mit Freuden begrüßen, wenn ihnen in den Wintertagen dazu in geschlossenen Räumen Gelegenheit geboten wird. Das können unsere Vorträge.

Wenden wir uns nun dem zweiten Arbeitsgebiete zu, dem Unterrichts- wesen für fortgeschrittene Genossen. Hier war nie über mangelhafte Beteiligung an den Kursen zu klagen, die Meldungen zu den Kursen waren stets zahlreicher als die vorgesehenen Plätze. Die für diesen Unterricht in Betracht

kommtenden Hörer werden zwar auch zum Teil im Felde stehen, aber die Daheimgebliebenen haben sicher nicht den Mut zu fleißigem Lernen verloren. Diese Genossen fest an der Organisation zu halten durch die Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse, ist nicht nur wichtig für die Gegenwart, sondern noch mehr für die Zukunft. Wenn nach dem Kriege die Arbeit des Aufbaus unserer Organisationen und der Neuausbreitung unserer Ideen einsetzt, wenn die Erörterung der großen Fragen beginnt, die durch den Krieg in der Arbeiterbewegung lebendig geworden sind, wenn es gilt, sich in der neuen, durch den Krieg geschaffenen weltpolitischen und innerpolitischen Situation zurechtzufinden, dann können wir nicht genug gründlich durchgebildete Genossen haben. Darum müssen wir unverzüglich an die Fortbildung unserer Funktionäre gehen. Das alles gilt für die Partei und für die Gewerkschaften in gleichem Maße.

Wir ersehen daraus auch, in welcher Richtung sich das Arbeiterbildungswesen nach dem Kriege zu bewegen haben wird. Daraus ergibt sich, daß es mit einer Verbrüderung aller Richtungen im Volksbildungswesen, die unlängst als herrlicher Triumph der momentanen „nationalen Solidarität“ gepriesen wurde, nichts ist. Dazu kann es nicht kommen, wenn unser Bildungswesen sich nicht selbst aufheben will, woran wir jetzt weniger als je denken können.

Neben dem Vortragswesen erblicken wir in den Arbeiterbibliotheken ein wichtiges Mittel der proletarischen Bildungsarbeit. Sie haben die Aufgabe, das Vortragswesen zu unterstützen und zu befruchten, weshalb wir in unseren Bibliotheken die sozialistische, gewerkschaftliche, historische und nationalökonomische Literatur in den Vordergrund stellen. Diese Beeinflussung deckt sich mit den Interessen der Arbeiterklasse, ist somit vollauf berechtigt. Sie kann aber nicht nur durch die Auswahl des Büchermaterials und die Gestaltung des Kataloges erreicht werden, sondern hat auch durch bestimmte Empfehlungen und Ratsschlüsse des Bibliothekars zu geschehen. Der Bibliothekar muß also in seinem Bücherbestand Bescheid wissen und muß auch die Fähigkeit haben, den Leserkreis zu beobachten, um zu geeigneter Zeit bestimmten Lesern bestimmte Bücher geben zu können. Diese Fähigkeiten bei unseren Bibliothekaren zu entwickeln, gehört ebenfalls zu den Aufgaben unseres Bildungswesens. Sie kann gelöst werden durch die Einrichtung von Fachvorträgen und -kursen für die Bibliothekare. Das wird vor allem in den Orten nötig sein, wo eine Zentralbibliothek noch nicht besteht, sondern der Bücherbestand in zahlreiche Vereinsbibliotheken zersplittert ist und von vielen Bibliothekaren verwaltet wird. Berlin hat seit einigen Jahren Einrichtungen dieser Art.

Die Fortbildung der Bibliothekare gehört nun ebenfalls zu den Arbeiten, denen wir uns in dieser Zeit zuwenden müssen, um für die Zukunft zu sorgen.

Aber wir wollen mit unseren Bibliotheken nicht nur wissenschaftlich bilden, sondern auch unterhalten und — das gilt für die Gegenwart — ablenken und zerstreuen. Die Bibliotheken können jetzt, geschickt geleitet und energisch propagiert, eine ähnliche Rolle für unsere älteren Genossen und für die Genossinnen spielen wie die oben erwähnten Lichtbildervorträge. Darum müssen wir ihre Existenz der Arbeiterchaft jetzt mit geeigneten Mitteln ins Gedächtnis rufen und müssen ihre Benutzung so bequem wie möglich gestalten, was vor allem durch möglichst ausgiebige Bücherausgabezeiten geschehen kann. Und auch der Rat des Bibliothekars wird jetzt sehr oft in Anspruch genommen werden, da zurzeit alle auf den Krieg bezügliche Literatur sehr gern gelesen wird. Den Bibliothekar über diese Literatur zu unterrichten, wäre eine der nächsten unserer Aufgaben.

So haben unsere Bildungsausschüsse also auch jetzt ein reiches Feld fruchtbringender Tätigkeit. Mögen sie es geschickt bearbeiten im Interesse der Zukunft der Arbeiterbewegung.

## Literarische Rundschau.

Prof. Dr. R. Liefmann, **Die Unternehmungsformen.** Stuttgart, Ernst Heinr. Moritz, 216 S. Preis brosch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Der besonders durch seine Schrift über „Kartelle und Trusts“ auch in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannte Autor hat sich hier nicht wie dort auf die bloße Beschreibung und übersichtliche Zusammenfassung des Tatsachenmaterials beschränkt, sondern sich auch auf das Gebiet der Theorie begeben. Für seine Kenntnisse und seine Auffassungsweise ist da schon die historische Einteilung bezeichnend, die er den Formen des Kapitals in der tauschwirtschaftlichen Entwicklung angedeihen läßt. (S. 61 ff.) Er unterscheidet als erste Stufe die „des Sach- oder Naturalkapitalismus“, auf der „Kapital nur in der Form des Sachkapitals, der Werkzeuge vorkommt“. Die zweite Stufe ist die des Geldkapitalismus; auf dieser „wird auch das Geld Kapital, und das geschieht, indem man es ausleiht“ (1). „Auf der dritten Stufe, der des Effektenkapitalismus, werden auch Effekten Kapital, d. h. sie stellen privatwirtschaftlich ein selbständiges Vermögen dar, ganz getrennt von dem Sachkapital, auf das hin sie ausgegeben sind.“

Die theoretische Ahnungslosigkeit Liefmanns spricht aber besonders deutlich aus seinen Angriffen auf den „sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus“. Danach lehrt dieser angeblich, den Arbeitern gehöre das Produkt, das sie herstellen (S. 23), und anerkennt das sogenannte eherner Lohngesetz (S. 37). Die Arbeitstheorie, belehrt uns Prof. Liefmann weiter, sei ein überwundener Standpunkt; denn „heute wissen wir, daß . . . noch so vollkommen produzierte Güter nur dann Wert haben und einen Preis erzielen, wenn ein Bedarf zahlungsfähiger Konsumenten für sie vorhanden ist.“ Eine Wahrheit, die Marx und seinen Anhängern offenbar bis jetzt verschlossen blieb. Noch eindringlicher werden die Sozialisten S. 210 belehrt, daß sich ein „gerechter“ Preis überhaupt nicht feststellen läßt, „daß der Preis vielmehr eine Resultante aus der Höhe der Bedarfsempfindungen der Konsumenten, übertragen auf das Geld, und den Ertragsbestrebungen aller Wirtschaftssubjekte ist“.

Nach dieser glänzenden Widerlegung sozialistischer Irrlehren kann Liefmann mit Befriedigung feststellen, daß unter der Herrschaft des Kapitalismus „durch den Tausch die denkbar vollkommenste Bedarfsbefriedigung erzielt wird“ (S. 34). Und am Schluß seines Buches kommt er gar zu der krönenden Behauptung, daß heute „im großen und ganzen jeder Mensch sich den Teil am Lebensgenuß beschaffen kann, der seinen Leistungen für andere entspricht“. Das wagt heute ein deutscher Professor drucken zu lassen!

Trotz dieser teils kindischen, teils frivolen Behauptungen Liefmanns und trotz verschiedener Irrtümer in Einzelfragen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde, soll anerkannt werden, daß die rein beschreibenden Abschnitte, wie die über „Die Gründung der Kapitalgesellschaften“, „Die Kapitalgesellschaften und die Börse“, „Neuere Entwicklungstendenzen der Kapitalgesellschaften“ und „Wirtschaftspolitische Aufgaben gegenüber den Kapitalgesellschaften“, ferner die Abschnitte über die „Genossenschaften zur Förderung der Erwerbswirtschaft“ und „Entwicklungstendenzen im Genossenschaftswesen“ sowie endlich die ersten drei Abschnitte des Kapitels über „Die öffentlichen Unternehmungen“ viel Lehrreiches in ansprechender Form enthalten. Theoretische Ausführungen machen sich allerdings auch in diesen Abschnitten störend bemerkbar, so wenn S. 162 ausgeführt wird, daß „nicht mehr der Gegensatz von Unternehmern und Arbeitern, sondern der zwischen Produzenten und Konsumenten das große volkswirtschaftliche Zentralproblem der Zukunft bilden wird“.

Der Leser, der gelernt hat, zwischen diesen theoretischen Ungeheuern hindurchzusteuern, wird manche interessante Tatsachen und selbst manch treffende Bemerkungen auf seinem Wege finden.

G. Edstein.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8

Ausgegeben am 27. November 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Internationalität und der Krieg.

Von K. Kaufsky.

### 1. Internationalität und Neutralität.

Von verschiedenen Seiten, sogar von einzelnen Parteigenossen, wird behauptet, die Sozialdemokratie habe in dem jetzigen Krieg eine schwere Niederlage erlitten. Ueber das Wesen dieser Niederlage sind freilich unsere Kritiker nichts weniger als einig. Die einen meinen, unser Programm und unsere Taktik hätten sich als falsch erwiesen, eine „Neuorientierung“ der Partei sei am Platz. Andere wieder meinen, unser Programm und die Grundsätze unserer Taktik seien richtig gewesen, aber die Partei habe sie durch ihre Praxis während des Krieges verlassen.

Darüber wird man nach dem Krieg, wenn eine offene Diskussion möglich, noch manches zu sagen haben. Es dürfte jedoch nicht unnützlich sein, heute schon zu konstatieren, daß jene Kritik keineswegs allgemein gläubig hingenommen wird.

Es ist in der Tat nicht recht einzusehen, warum unsere Partei einer Neuorientierung bedürfen soll. Der Ausbruch des Krieges bedeutet nicht einen Bankrott, sondern eine Bestätigung unserer theoretischen Anschauungen. Denn gerade sie ließen uns den Weltkrieg als eine unvermeidliche Notwendigkeit erkennen, unter der Voraussetzung, daß die Weltpolitik der Großstaaten keine Aenderung erfuhr. Hätten die Mächte Europas die von der internationalen Sozialdemokratie befürwortete Politik akzeptiert, der Weltkrieg wäre unserer Generation erspart geblieben. Je mehr der Geist dieser Politik beim Abschluß des Friedens herrschen wird, desto zweckmäßiger und desto dauernder verspricht er zu werden.

Wir haben nichts zu bereuen, nichts zu revidieren. Wir fühlen uns in den Anschauungen entschieden bekräftigt, die wir bis zum Kriege vertraten.

Ernsthafter ist die entgegengesetzte Beschuldigung: nicht die, daß wesentliche unserer grundsätzlichen Anschauungen falsch seien, sondern daß viele aus unseren Reihen nach dem Ausbruch des Krieges wesentliche grundsätzliche Anschauungen, die richtig seien, preisgegeben hätten. Die Haltung der Genossen in verschiedenen kriegführenden Ländern sei unvereinbar mit den Grundsätzen der internationalen Solidarität und habe die internationale Vereinigung getötet.

Auch darüber müssen wir die Diskussion bis nach der Beendigung des Krieges verschieben, so weit sie die einzelnen konkreten Fälle betrifft. Aber eine rein theoretische Erörterung, die nicht ein bestimmtes Land ins Auge faßt, sondern von den allen kapitalistischen Großstaaten gemeinsamen Verhältnissen ausgeht, kann heute schon helfen, manches Mißverständnis zu beseitigen, manche Reibung zu vermindern.

Es gibt Leute, die behaupten, die Internationale habe versagt, weil es ihr nicht gelang, den Krieg zu verhindern. Diese strengen Kritiker verlangen von der Internationale eine Leistung, die bisher noch nie in der Weltgeschichte geleistet worden ist: daß eine Partei, die noch zu schwach ist, die politische Gewalt zu gewinnen und die Politik der Staaten zu bestimmen, die Kraft haben solle, die unvermeidlichen Konsequenzen dieser Politik unter allen Umständen zu verhindern.

Nicht so einfach verhält es sich mit einer anderen Forderung, mit der wir uns im folgenden ausführlicher beschäftigen wollen, mit der Forderung, im Kriege nicht Partei zu ergreifen. Es wird behauptet: wer gegen den Ausbruch eines Krieges aus Gründen der Internationalität war, dürfe nach dem Ausbruch nicht Partei für die eine oder andere Seite ergreifen. Das bedeute eine Anerkennung des Krieges, eine Verletzung der Internationalität, die alle Völker gleich hochstellt und jede Feindseligkeit gegen eines von ihnen verurteilt.

Stimmte das, dann wäre freilich die Internationale durch den Krieg völlig totgeschlagen; dann gäbe es aber auch kaum einen Parteigenossen, der sich noch rühmen könnte, auf dem Boden der Internationale zu stehen. Denn wenn es ein Ereignis gibt, dem man nicht gleichgültig gegenüberbleiben kann, das zur Parteinahme, und zwar zu leidenschaftlicher Parteinahme förmlich zwingt, dann ist es ein Krieg. Selbst in den neutralen Ländern werden die meisten Genossen sich für eine oder die andere der kämpfenden Parteien entschieden haben. Die Neutralität kann stets nur die Verpflichtung zum Verzicht auf jede Parteinahme durch praktische Maßnahmen, nie eine Pflicht zum Verzicht auf jede Parteinahme durch Urteile und Wünsche in sich schließen.

Kein Zweifel: es kann eine Parteinahme im Kriege geben, die mit der Internationalität unvereinbar ist. Aber zum Glück gilt das nicht von jeder Parteinahme. Entscheidend sind die *Motive*, aus denen man Partei ergreift.

Wer sich von dem Saße leiten läßt: *Right or wrong, my country* — mag mein Staat recht oder unrecht haben, ich stehe auf jeden Fall zu ihm —, der stellt sich damit sicher außerhalb der Internationale, wenn er jemals darin gestanden haben sollte.

Anders steht die Sache, wenn man bei der Parteinahme ausgeht nicht vom Interesse des Staates, sondern von dem der Gesamtheit des Proletariats und sich fragt: wessen Sieg bietet für den Fortschritt unserer Sache nicht nur im eigenen Staate, sondern in der Welt, bessere Aussichten? Wie immer die Antwort lauten mag, sie wird nie die Grundsätze der Internationalität verletzen, die davon ausgeht, daß die Interessen des Proletariats eines Landes solidarisch sind mit denen des Proletariats der anderen Länder; daß es in einem Lande keinen dauernden Fortschritt erringen kann, wenn es in den anderen Ländern Rückschritte macht.

Die internationale Solidarität besagt jedoch keineswegs, daß die Antwort überall gleich lauten muß. Im Gegenteil, ein einstimmiges Urteil der Sozialdemokratie in einem Kriegsfall war bisher äußerst selten zu erzielen.

Das zeigt deutlich schon ein flüchtiger Ueberblick über die bisherigen Kriege.

## 2. Parteidifferenzen im Krieg.

### a) Von 1854—1866.

Der erste europäische Krieg seit der Zeit des ersten Napoleon war der Krimkrieg (1854/56). In ihm ging die heilige Allianz gänzlich in die Brüche: das Bündnis zwischen den Regierungen Rußlands, Preußens und Oesterreichs zur Niederhaltung der Demokratie in ganz Europa, das von 1815 bis über die Revolution von 1848 hinaus die Politik Europas bestimmte. Preußen blieb während des Krimkrieges Rußland treu, Oesterreich nahm eine schwankende Haltung an, näherte sich England und Frankreich, die Rußlands Anschlägen auf die Türkei entgegentraten.

Die Haltung für einen Sozialdemokraten schien damals unzweifelhaft gegeben: gegen Rußland, das sich kurz vorher als der unerschütterlichste Gegner der Revolution erwiesen hatte. Trotzdem zeigte sich damals der Keim einer bemerkenswerten Differenz zwischen Lassalle auf der einen, Marx nebst Engels auf der anderen Seite, einer Differenz, die mit mannigfachen Variationen bis heute in der Internationale wirkt. Lassalle sah in Oesterreich, Marx und Engels in Rußland das größte Hindernis für den Fortschritt der Demokratie in Europa.

Zeigte sich das 1854 nur gelegentlich in vertrauten Briefen, so trat der Gegensatz 1859 scharf in Broschüren zutage, von denen eine Lassalle und zwei Engels zu Verfassern hatten. Wohl trat damals Rußland nicht offen als Gegner Oesterreichs auf, aber Napoleon handelte im Einvernehmen mit dem Zaren, als er Franz Josef den Krieg erklärte.

Marx wie Engels stellten sich entschieden auf die Seite Oesterreichs. Sie waren sich keinen Moment unklar über die Schwächen der Donaumonarchie, die sie genau kannten. Aber als Bollwerk gegen Rußlands Vordringen erschien sie ihnen unentbehrlich. Im „Herr Vogt“ (1860) nannte Karl Marx als einzigen Umstand, „der die staatliche Existenz Oesterreichs seit Mitte des 18. Jahrhunderts rechtfertigte, seinen Widerstand gegen die Fortschritte Rußlands im Osten Europas — einen Widerstand, hilflos, inkonsequent, feig, aber zäh“ (S. 77). In seiner Broschüre „Po und Rhein“ (1859) erklärte Engels, die Sache der Einigung und Selbständigkeit Italiens verdiene die wärmsten Sympathien. Oesterreichs Herrschaft in Italien könne nicht von Dauer sein. Aber trotzdem müsse man sich auf die Seite Oesterreichs stellen, sobald dieses nicht mit Italien allein, sondern mit dem Zarentnecht Napoleon zu tun habe, der Italien befreien wolle, um das linke Rheinufer zu erlangen. Da bekomme der Besitz Oesterreichs in Italien die Bedeutung „einer militärischen Position, die man nur räumt, wenn man sie nicht halten kann. Die politische Frage tritt in diesem Fall sogleich hinter die militärische zurück; werden wir angegriffen, so wehren wir uns“ (S. 62).

Kurz nach dem Krieg veröffentlichte Engels die Broschüre: „Savoyen, Nizza und der Rhein“, in der die Verfechtung der Solidarität Deutschlands mit Oesterreich gegenüber Napoleon und dem Zaren als „nationale Bewegung“ gerechtfertigt wurde:

„Einer von uns wurde angegriffen, und zwar von einem Dritten, der mit Italien nichts zu schaffen, aber desto mehr Interesse an der Eroberung des linken Rheinufers hatte — und diesem gegenüber — Louis Napoleon, den Traditionen des ersten französischen Kaiserreichs gegenüber — müssen wir alle zusammenstehn. Das fühlte der Volksinstinkt, und er hatte recht.“

Aber das gothaisch-liberale Philisterium betrachtete schon seit Jahren Deutsch-Oesterreich gar nicht mehr als „Einen von uns“. Ihm war der Krieg willkommen, weil er Oesterreich schwächen und dadurch die endliche Eröffnung des kleindeutschen oder großpreussischen Kaisertums möglich machen konnte. Mit ihm verband sich die Masse der norddeutschen Vulgärdemokratie, die darauf spekulierte, Louis Napoleon werde Oesterreich zertrümmern und ihr dann erlauben, ganz Deutschland unter preussischer Spitze einig zu machen.“ (S. 4, 5.)

Ganz anders Lassalle in seiner Schrift „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens“. Ihm erschien Oesterreich hassenswerter als Rußland und hassenswerter als der napoleonische Despotismus:

„Oesterreich? Rußland ist ein naturwüchsig barbarisches Reich, welches von seiner despotischen Regierung so weit zu zivilisieren gesucht wird, als mit ihren despotischen Interessen verträglich ist. Die Barbarei hat hier die Entschuldigung, daß sie nationales Element ist. Ganz anders mit Oesterreich. Hier vertritt im Gegensatz zu seinen Völkern die Regierung das barbarische Prinzip, künstlich und gewaltsam seine Kulturvölker unter dasselbe beugend.“ (Bernsteinsche Ausgabe der Reden und Schriften Lassalles, I., S. 306.)

Und weiter:

„Oesterreich ist ein reaktionäres Prinzip, in sich selbst fest und konsequent. Darum ist es seit seiner Existenz der gefährlichste Feind aller Freiheitsideen gewesen. Louis Bonaparte ist persönlich ein Despot, ein Tyrann. Aber die Prinzipien, auf die er sein Regiment stützen, die er immer und immer wieder proklamieren muß, sind demokratische.“ (S. 310.)

Ein Offensivkrieg Deutschlands gegen Frankreich, auch wenn er zunächst nur dem Bonapartismus gälte, erschien Lassalle als ein „kulturhistorisches Unglück“:

„Das gute Einverständnis zwischen den beiden großen Kulturvölkern, Deutschen und Franzosen — das ist der Punkt, von welchem alle politische Freiheit, aller zivilisatorische Fortschritt in Europa, alle Vermehrung und Verwirklichung der geistigen Ideenmasse, kurz, alle demokratische Entwicklung und somit alle Kultur-entwicklung überhaupt unwiderruflich abhängt.“

„An diesem Punkt hängt nicht nur das Schicksal einer bestimmten Nation — er ist die Lebensfrage der gesamten europäischen Demokratie.“ (S. 349.)

Dieser internationale Standpunkt veranlaßte Lassalle jedoch keineswegs, jeden Krieg zu verurteilen. Seine Broschüre lief vielmehr auf die Forderung hinaus, Preußen solle Dänemark den Krieg erklären, um Schleswig-Holstein zu nehmen. Was Napoleon in Italien tue, solle Preußen im Norden tun.

Nicht sofort, aber wenige Jahre später erfüllte Preußen die Aufgabe, die ihm Lassalle 1859 stellte. Aus der Annexion Schleswig-Holsteins erwuchs der Krieg von 1866, den Lassalle nicht mehr erlebte. In diesem Kriege setzte Schweitzer Lassalles Haltung Oesterreich gegenüber fort. In einem Vortrag vom 16. Juni 1866 erklärte Schweitzer: die Arbeiter müßten für den Staat Partei ergreifen, der das allgemeine Wahlrecht gewähre, und das sei nicht Oesterreich:

„Oesterreich, meine Herren, Oesterreich! Ist es erhört, daß das Recht und die Freiheit bei Oesterreich sein sollen? Lügner und Betrüger sind es, die Ihnen vorsagen, bei Oesterreich sei das Recht und die Freiheit . . .

Wenn es uns gelingt, die preussische Regierung weiter zu treiben auf dem Wege der Konzessionen an uns — wenn die Dinge sich so gestalten, daß in Preußen allein unsere Operationsbasis sein kann, während in Oesterreich uns wie bisher

die Hände gebunden bleiben, dann, meine Herren, ja dann werden wir Partei ergreifen, nicht wie Lügner und einfältige Schwäger sagen, gegen das Recht und die Freiheit der Nation, wohl aber gegen die österreichische Regierung und die Bundeswirtschaft; dann werden wir hoffen und wünschen, daß der Sieg nicht bei den Fahnen Oesterreichs, sondern bei den Fahnen Preußens, nicht bei den Fahnen Benedeks, sondern bei den Fahnen Bismarcks und Garibaldis sei.“ (Mehring'sche Ausgabe der politischen Aufsätze und Reden J. B. v. Schweigers, S. 155.)

Allerdings entsprach das nicht ganz der Politik, die Lassalle 1859 gefordert hatte. Er hatte damals verlangt, daß „Oesterreich seine außerdeutschen Provinzen, Italien wie Ungarn, entriszen werden; Oesterreich auf seine zum (Deutschen) Bund gehörigen 12 900 000 Einwohner reduziert und hierdurch in eine Stellung hinuntergedrückt wird, in der es mit Preußen weder durch Bevölkerung, Intelligenz, Ansehen usw. konkurrieren kann“, daß damit „Oesterreich einfach in eine deutsche Provinz verwandelt wird“. (Bernsteinsche Ausgabe, I, S. 325.)

Im Jahre 1866 handelte es sich nicht mehr darum, sondern um die Herstellung eines deutschen Staatenbundes, aus dem Oesterreich ausgeschlossen sein sollte.

Mit den „Lügnern“, „Betrügnern“ und „einfältigen Schwägern“, mit denen Schweiger so freigebig um sich warf, waren offenbar auch Bebel und Liebknecht gemeint. Diese wendeten sich entschieden gegen jede Unterstützung der Bismarckschen Politik. Schon am 8. Mai legten beide einer Volksversammlung in Leipzig folgende Resolution vor:

„1. Die gegenwärtige drohende Lage Deutschlands ist durch die Haltung und das Vorgehen der preussischen Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage provoziert, zugleich aber auch die natürliche Konsequenz der Politik des Nationalvereins und der Gothaer für die preussische Spitze. 2. Eine direkte oder indirekte Unterstützung dieser undeutschen Politik betrachten wir als eine Schädigung der Interessen des deutschen Volkes. 3. Dieses Interesse kann nur gewahrt werden durch ein aus allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervorgehendes Parlament, unterstützt durch allgemeine Volkswehr. 4. Wir erwarten, daß das deutsche Volk nur solche Männer zu seinen Vertretern erwählt, die jede erbliche Zentralgewalt verwerfen. 5. Wir erwarten, daß im Falle eines deutschen Bruderkrieges, der nur dazu dienen kann, deutsches Gebiet dem Ausland in die Hände zu spielen, das deutsche Volk wie ein Mann sich erhebt, um mit den Waffen in der Hand sein Eigentum und seine Ehre zu vertreten.“

Die Resolution wurde einstimmig angenommen, auch von den anwesenden Lassalleanern, von denen einer den Vorsitz führte. (Bebel, „Aus meinem Leben“, I, S. 145, 146.)

Daß der Krieg Frankreich Gelegenheit gebe, sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen und deutsches Gebiet zu annektieren, fürchtete auch Engels, der sich in einem Briefe an Marx (vom 2. April) auf das schärfste gegen Preußen und für Oesterreich aussprach:

„Was sagst Du zu Bismarck? Es hat jetzt fast den Anschein, daß er es zum Krieg treibt und dadurch dem Louis Bonaparte die schönste Gelegenheit bietet, sich ohne Mühe ein Stück linkes Rheinufer zu erwerben und damit sich für Lebenszeit festzusetzen. Wenn nun auch jeder, der an diesem Krieg — wenn es dazu kommt — mit schuld ist, gehangen zu werden verdient und ich mit gleicher Unparteilichkeit dies auf die Oesterreicher auch ausgedehnt wünsche, so ist doch mein Hauptwunsch, daß die Preußen heillose Prügel besehen mögen. Dann gibt es zwei

Chancen: 1. Die Oesterreicher diktieren den Frieden in vierzehn Tagen in Berlin, und damit wird die direkte Einmischung des Auslandes vermieden, gleichzeitig aber das jetzige Regime in Berlin unmöglich gemacht, und es kommt eine andere Bewegung, die von vornherein das spezifische Preußentum verleugnet; oder 2., es gibt einen Umschwung in Berlin, ehe die Oesterreicher hinkommen, und dann kommt die Bewegung auch in Zug." (Briefwechsel zwischen Engels und Marx, III., S. 306.)

Man sieht hier deutlich, daß die Verurteilung eines Krieges eine Parteinahme nach seinem Ausbruch keineswegs ausschließt, wie das vielfach angenommen wird. Engels vollzieht in einem Atem in stärkster Weise Verurteilung und Parteinahme. Wünscht er, die Staatsmänner Preußens wie Oesterreichs müßten gehangen werden wegen ihrer Schuld am Kriege, so wünscht er doch gleichzeitig den Oesterreichern den Sieg.

Es kam bekanntlich anders. Wenige Tage, nachdem der Engelsche Brief geschrieben worden, schloß Preußen das Bündnis mit Italien, wodurch das Verhältnis der Kräfte sehr zuungunsten Oesterreichs verschoben wurde.

#### b) Das Jahr 1870.

Das Ergebnis des Krieges war nicht das von Marx und Engels gewünschte. Sie hätten ebenso wie Bebel und Liebknecht ein demokratisches Großdeutschland einem halbabsolutistischen Kleindeutschland vorgezogen. Aber sie waren nicht die Leute, sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen, wenn die Weltgeschichte andere Pfade ging als die von ihnen gewünschten. Sie erkannten die Notwendigkeit an, auf der tatsächlich gegebenen Basis den proletarischen Klassenkampf weiterzuführen. Liebknecht konnte sich schwerer in die neue Situation hineinfinden, rechnete immer noch mit einem Umsturz des preußischen Regimes und setzte große Hoffnungen auf Preußens Feinde.

Die Anarchisten haben den Vortrag, den Liebknecht 1869 „über die politische Stellung der Sozialdemokratie insbesondere mit Bezug auf den Reichstag“ hielt, im Sinne eines prinzipiellen Antiparlamentarismus aufgefaßt und es sind zweifellos einzelne Sätze dort in diesem Sinne deutbar. Wer aber die Broschüre in ihrem historischen Zusammenhang liest, dem wird es klar, daß Liebknechts Abneigung sich, wenn auch mitunter in der Form generalisierend, bloß gegen die Beteiligung an den Arbeiten des Norddeutschen Reichstages im besonderen richtete, der ihm als ein unhaltbares Provisorium erschien.

Von diesem Standpunkt aus ist es auch begreiflich, daß Liebknecht im Jahre 1870 beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges eine Haltung einnahm, mit der er ganz allein stand. Er forderte die Ablehnung der Kriegskredite, deren Bewilligung die Regierung vom Reichstag verlangte. Bebel hielt die Ablehnung für einen Fehler, da man damit für Napoleon Partei ergriffen hätte. Aber für die Bismarcksche Politik sich einzusetzen, konnte er sich auch nicht entschließen. Ihm erschien die Stimmenthaltung als das passendste und es gelang ihm, Liebknecht davon zu überzeugen.

In der von Bebel verfaßten Motivierung ihrer Stimmenthaltung hieß es unter anderem:

„Der gegenwärtige Krieg ist ein dynastischer Krieg, unternommen im Interesse der Dynastie Bonaparte, wie der Krieg von 1866 im Interesse der Hohenzollern.

Die zur Führung des Krieges dem Reichstag abverlangten Geldmittel können wir nicht bewilligen, weil das ein Vertrauensvotum für die preußische

Regierung wäre, die durch ihr Vorgehen im Jahre 1866 den gegenwärtigen Krieg vorbereitet hat.

Ebenso wenig können wir die geforderten Geldmittel verweigern, denn es könnte dies als Billigung der frevelhaften und verbrecherischen Politik Bonapartes aufgefaßt werden.“

Das Absehen von der Bewilligung wird also ausdrücklich motiviert mit dem Hinblick auf die Ereignisse von 1866.

Dem Parteivorstand (Ausschuß) erschien aber selbst die Stimmhaltung als zu weitgehend. Bracke teilt darüber mit:

„Diese Erklärung (von Bebel und Liebknecht) erregte viel böses Blut, und ich muß gestehen, daß der damalige Ausschuß der Arbeiterpartei, zu dessen Mitgliedern auch ich zu gehören die Ehre hatte, dieselbe für einen taktischen Fehler ansah. . . . Bei Ausbruch des Krieges hatten wir nur zwei Gesichtspunkte im Auge: 1. daß die französische Demokratie freieren Spielraum bekommen müßte, wenn der Krieg, auf deutscher Seite mit aller Energie geführt, zum Sturze des französischen Kaiserthrones führte; 2. daß bei dem ungeheuren Aufschwung, den der nationale Gedanke in Deutschland bei Gelegenheit dieses Krieges nehmen mußte, eine Einigung Deutschlands, vielleicht unter Mitwirkung des Volkes und unter dem Einflusse der sozialdemokratischen Arbeiter zustande kommen und danach die „nationale Frage“ nicht mehr störend und hemmend auf die große freiheitliche, sozialdemokratische Bewegung einwirken würde.

Von diesen Gedanken erfüllt, hielten wir die Erklärung unserer Parteifreunde für einen Fehler, und dies um so mehr, als die nationale Bewegung eine außerordentliche Kraft und Tiefe entfaltete und wir Grund hatten, zu fürchten, die sozialdemokratische Bewegung könne, wenn sie sich der nationalen entgegenstemme, vorübergehend von derselben verschlungen werden.“ (W. Bracke, Der Braunschweiger Ausschuß usw. in Löhren und vor Gericht. S. 2.)

Die Differenzen nahmen bald einen ungemein gereizten Charakter an. So teilt Bebel in seiner Darstellung „Aus meinem Leben“ folgenden Brief vom 13. August 1870 mit, der schon in den Verhandlungen des Leipziger Hochverratsprozesses eine Rolle spielte. Es hieß dort:

„Wenn der Ausschuß gegen Liebknecht vorgeht, verzichten wir auf jede fernere Mitarbeit am „Volksstaat“. Nach Eurem Brief scheint Ihr in eine Art nationalen Paroxismus verfallen zu sein, scheint Ihr den Skandal und den Bruch in der Partei um jeden Preis zu wollen.“

Bebel und Liebknecht übertrieben, wenn sie den Krieg als einen rein dynastischen ansahen. Der Parteivorstand hatte ihnen gegenüber darin recht, daß er erwartete, ein deutsches Reich werde aus ihm hervorgehen. Aber er irrte darin, daß er meinte, die Ereignisse von 1866 könnten dabei ungeschehen gemacht werden, das neue Reich werde alle Deutschen umfassen und es werde „vielleicht unter Mitwirkung des Volkes und unter dem Einflusse der sozialdemokratischen Arbeiter zustandekommen“.

Diese Erwartung tritt zutage in dem Manifest, das der Ausschuß (Parteivorstand) am 24. Juli abfaßte und im „Volksstaat“ vom 30. Juli veröffentlichte. Er sagte u. a. dort:

„Solange ein böser Geist die Soldaten Frankreichs an Napoleons Fersen heftet und unsere deutschen Marken mit Krieg und Verwüstung bedroht, werden wir mit aller Entschiedenheit die Unantastbarkeit des deutschen Bodens gegen napoleonische und jede andere Willkür verteidigen helfen. Auch das Streben des deutschen Volkes nach Erringung der nationalen Einigkeit ist berechtigt; haben sich die Deutschen bei der augenblicklichen gemeinsamen Gefahr wie ein Mann

zusammengeschart, so wird der gemeinsame Kampf das Band fester und fester schließen und vielleicht ersteht aus den großen Wirren von heute zu unser aller Freude in nächster Zukunft der deutsche Staat.

Unsere Aufgabe ist es, bei der Geburt dieses, so hoffen wir, ganz Deutschland umfassenden Staates bestimmend mitzuwirken, damit, wenn es möglich ist, nicht der dynastische Staat, sondern der sozialdemokratische Volksstaat ins Dasein tritt; unsere Aufgabe ist es — mag der gewordene neue Staat bei der Geburt noch dynastische Färbung tragen — ihm in ernstem, schwerem Kampfe den Stempel unserer Ideen aufzudrücken.“

Die Differenzen, die die Partei wegen solcher Erwartungen und des „nationalen Paroxysmus“ zerrissen, mochten wohl manchen Genossen sehr pessimistisch stimmen.

Bracke z. B. sah sehr düster. An Geib schrieb er am 29. Juli:

„Wahrlich, Geib, es sieht schlimm aus mit der Partei. Alles, was wir in diesen Wirren hätten erobern können, fällt anderen zu. Es fehlt nur noch, daß man es betreffenden Orts versteht, die Arbeiter mit sozialistischen Konzessionen zu hänseln — die Rot des Augenblicks macht vieles möglich —, um unsere Existenz geradezu zu vernichten. . . . Liebknecht haben wir geschrieben, daß, falls er nicht in unserem Sinne künftighin das Blatt redigiert, auch die Kontrollkommission ihn nicht dazu zwingt, wir — wenigstens Spier und ich — unsere Ämter niederlegen, da wir an dem Untergang der Partei nicht mit schuld sein wollen.“ (Bracke, Der Braunschweiger Ausschuß, S. 6.)

Andererseits schrieb noch am 1. September Liebknecht an Bracke, er habe Lust, nach Amerika auszuwandern „aus Ekel vor dem patriotischen Dufel“. (Bebel, „Aus meinem Leben“, II, S. 181.)

Aber die Logik der Tatsachen überwand überraschend schnell alle diese Differenzen. Nach dem Sieg von Sedan, als jede Gefahr für die Sicherheit Deutschlands geschwunden war, dafür aber die neue Gefahr auftauchte, daß aus dem Verteidigungskrieg ein Eroberungskrieg werde, fand sich die Partei rasch zu einheitlichem Vorgehen zusammen.

Am 5. September erließ der Ausschuß ein Manifest, abgedruckt im „Volksstaat“ vom 11. September. Darin wurde zuerst die neugegründete französische Republik begrüßt, dann betont, es sei die Pflicht aller Deutschen gewesen, gegenüber den napoleonischen Armeen den Verteidigungskrieg, den Krieg um die Unabhängigkeit Deutschlands zu führen.

„Freudig bewegten uns die in unerhörter Tapferkeit, in großartiger Todesverachtung von unseren deutschen Brüdern glorreich errungenen Siege. Und gewiß können wir stolz sein, einem solchen Heldenvolk anzugehören. Aber mehr als je ist es jetzt, in dem Bewußtsein des ruhmvollsten Sieges, unsere Pflicht, uns nicht zu berauschen in dem wilden Siegestaumel, „der so leicht des Menschen Geist berückt“, sondern fühlt und besonnen uns zu fragen nach dem, was wir jetzt zu tun haben. Doppelt ist dies unsere Pflicht, der neuen Wendung der Dinge gegenüber.“

Das Manifest untersucht diese Wendung und ihre Konsequenzen und erklärt dann:

„Die deutschen Arbeiter haben daher sofort in Masse ihre Stimme zu erheben für einen ehrenvollen Frieden mit dem französischen Volk.“

Als ein solcher wird ein Friede ohne Annexion bezeichnet. Ausführlich werden die Ausführungen zitiert, die Marx in einem Briefe darüber macht,

in dem er alle die Konsequenzen untersucht, die eine Annexion Elsaß-Lothringens nach sich zöge. In einer Nachschrift erklärte der Ausschuß:

„Es ist durchaus notwendig, daß die Partei sogleich an allen Orten in Gemäßheit unseres Manifests möglichst großartige Kundgebungen des Volks gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen und für einen ehrenvollen Frieden mit der französischen Republik veranstaltet.“

Alle Differenzen über Bewilligung oder Nichtbewilligung, über Nationalismus und sozialistischen Volksstaat waren sofort vergessen, die Partei einheitslich und damit wieder zuversichtlich. Zugleich war aber auch die Verfolgung da. Schon am 9. September wurde der Parteivorstand verhaftet und ihm schließlich der Prozeß gemacht.

Bewirkt wurde der Umschwung durch die Wendung des Krieges auf deutscher Seite vom Verteidigungs- zum Eroberungskrieg. Erleichtert wurde die Annäherung zwischen Parteivorstand, Bebel und Liebknecht durch das Eingreifen von Karl Marx, der, ebenso wie Engels, ohne jede Spur von „nationalem Parogysmus“, doch auch das Vorgehen unserer beiden Abgeordneten nicht vorbehaltlos billigte. Beide nahmen zu Beginn des Krieges Partei gegen Napoleon. Schon am 20. Juli schrieb Marx an Engels: „Die Franzosen brauchen Prügel.“

Entscheidend für seine Stellungnahme wurde ihm das proletarische Interesse. Er fuhr fort:

„Siegen die Preußen, so wird die Zentralisation der Staatsgewalt nützlich der Zentralisation der deutschen Arbeiterklasse. Das deutsche Uebergewicht wird ferner den Schwerpunkt der westeuropäischen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen, und man hat bloß die Bewegung von 1866 bis jetzt in beiden Ländern zu vergleichen, um zu sehen, daß die deutsche Arbeiterklasse theoretisch und organisatorisch der französischen überlegen ist. Ihr Uebergewicht auf dem Welttheater wäre zugleich das Uebergewicht unserer Theorie über die Proudhons usw.“

Es wäre allerdings durchaus nicht im Sinne von Marx gelegen, wenn die deutschen Arbeiter nun meinen würden, ihre damalige Ueberlegenheit müsse für alle Zeit fort dauern, sei nicht besonderen historischen Umständen geschuldet, oder gar wenn jemand aus diesen Worten schließen wollte, Marx hätte für die deutschen Arbeiter eine Führerrolle in der Internationale beansprucht. Er wie Engels sahen in einem derartigen Anspruch irgendeiner Nation eine Gefahr für die Internationale. So schrieb mir Engels in einem Briefe vom 15. Februar 1882:

„Eine internationale Bewegung des Proletariats ist nur möglich zwischen selbständigen Nationen. Das bischen republikanischer Internationalismus von 1830—48 gruppierte sich um Frankreich, das Europa befreien sollte, steigerte also den französischen Chauvinismus in einer Art, daß der weltbefreiende Beruf Frankreichs, und damit sein Geburtsrecht, an der Spitze zu stehen, uns noch alle Tage zwischen die Beine läuft (als Karikatur bei den Blanquisten, aber auch sehr stark, a. B. bei Malon u. Co.). Auch in der Internationale war das so ziemlich selbstverständlich. Erst die Ereignisse mußten ihnen und auch andern beibringen, und müssen es noch läglich, daß internationales Zusammenwirken nur unter G l e i c h e n möglich ist und selbst ein primus inter pares (Erster unter Gleichen) höchstens für die unmittelbare Aktion.“

Man sieht, der Marxsche Ausdruck von der Ueberlegenheit der deutschen Arbeiterklasse darf nicht in einem chauvinistischen Sinne gedeutet werden.

Im Jahre 1870 durfte man allerdings diese Ueberlegenheit hervorheben, da sie damals nur dem tiefer und weiter Blickenden erkennbar war, dem äußeren Anschein nach dagegen die englische wie die französische Arbeiterklasse viel glänzender dastand.

Heute herrscht zwischen den Arbeiterklassen der verschiedenen Nationen viel mehr Gleichheit als 1870. Theoretisch wie taktisch stehen sie heute alle auf dem gleichen Boden, mit Ausnahme der angelsächsischen Welt, die für Theorien überhaupt wenig übrig hat. Und auch organisatorisch nähern sie sich einander immer mehr.

Die Verhältnisse liegen also heute ganz anders als 1870. Es scheint mir notwendig, darauf hinzuweisen, da die Marx-Engelschen Briefe aus jener Zeit heute vielfach zur Lösung der Probleme des jetzigen Krieges herangezogen werden, ohne daß man die Verschiedenheiten der Situation in Betracht zieht.

Wenn auch Marx und Engels den Sieg Deutschlands wünschten, so imponierte Marx doch die Haltung Bebels und Liebknechts in der Frage der Kriegskredite als eine „mutige Tat“.

Weiter über die damalige Haltung von Marx und Engels zu handeln ist unnötig. Bernstein hat das Entscheidende schon in seinem Artikel im 3. Heft der „Neuen Zeit“ über „Karl Marx und Friedrich Engels in der zweiten Phase des Krieges von 1870/71“ dargelegt.

Die großen Differenzen, die wir hier gezeigt, bestanden schon innerhalb des Kreises der Eisenacher allein. Weit stärker als bei diesen äußerte sich das, was Bebel „nationalen Paroxysmus“ nannte, bei den Lassalleanern. Mehring sagt darüber in seiner Parteigeschichte:

„Die demonstrative Kundgebung (Bebels und Liebknechts durch Stimmenthaltung) war als solche durchaus logisch, denn an und für sich waren Bismarcks Ränke genau ebenso verwerflich wie Bonapartes Ränke. Aber praktische Politik wäre diese moralische Demonstration erst dann gewesen, wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Bismarcks und den Bonapartes das Handwerk zu legen. Solange diese Möglichkeit fehlt, kam es darauf an, wessen Sache die schlechtere sei und wessen Sieg der verhängnisvollere sein würde. Diese Entscheidung konnte aber nicht zweifelhaft sein. Mit Recht sagte der „Sozialdemokrat“: „Sieg Napoleons bedeutet Niederlage der sozialistischen Arbeiter in Frankreich, bedeutet die Allmacht der bonapartistischen Soldateska in Europa, bedeutet vollständige Zerstübelung Deutschlands.“ Deshalb stimmten die parlamentarischen Vertreter der Lassalleaner für die Bewilligung der Kriegsanleihe, und zwar nicht nur Schweizer und Hafenclever, sondern auch Frißche, der sich den Eisenachern angeschlossen hatte.“ (Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 2. Aufl., S. 5, 6.)

Wir haben diese Differenzen ausführlicher behandelt, weil die Situation von 1870 am ehesten Parallelen mit der heutigen bietet — die freilich, wie schon bemerkt, leicht irreführen, wenn man nicht auch die Verschiedenheiten berücksichtigt. Der Vergleich zwischen einst und jetzt zeigt aber 1870 eine wesentlich einfachere Situation als heute, und doch, welche Gegensätze innerhalb der Partei beim Ausbruch des Krieges!

#### c) Nach 1870.

Auch der nächste Krieg brachte wieder solche Gegensätze, der Russisch-Türkische Krieg, den Erhebungen der Balkanvölker gegen die Türken 1876 einleiteten.

Die Situation ähnelte der des Krimkrieges und war doch eine andere geworden. Die Balkanvölker hatten in den zwei Jahrzehnten seit dem Pariser Frieden erhebliche Fortschritte gemacht und forderten ihre Selbständigkeit, ihre Ablösung von der Türkei. Hinter ihnen stand der Zar.

Auf wessen Seite sollte sich die Sozialdemokratie stellen? Auf die der Unterdrückten, wie das einem Sozialdemokraten nahe liegt? Aber hieß das nicht, dem gefährlichsten Feind aller europäischen Freiheit, dem Zaren, höchste Kraft und Gefährlichkeit verleihen? Keineswegs, erwiderten die Anwälte der Balkanvölker. Diese seien nur russisch gesinnt, so lange keine andere Großmacht in Europa sich ihrer annehme. Starke, demokratische Nationalstaaten im Südosten Europas würden eine viel bessere Schutzwehr gegen den russischen Despotismus bilden, als der kraftlose Despotismus eines korrupten, durch innere Zwistigkeiten aufgeriebenen Nationalitätenstaates. Und was die Balkanvölker wollten, die nationale Selbständigkeit, sei eine Idee, die mit der ökonomischen Entwicklung wachse, der die Zukunft gehöre. Indem man Rußland zum einzigen Schützer der Balkanstaaten mache, verleihe man ihm die Kraft, die demjenigen innewohnt, der in der Richtung der notwendigen Entwicklung wirkt. Gerade, um Rußlands Einfluß auf dem Balkan lahmzulegen, müsse Europa die Balkanstaaten gegen die Türkei verteidigen.

Eine lebhafte Diskussion in der Parteipresse folgte. Auf der Seite der Türkenfreunde waren die alten und die angesehensten Genossen, Liebknecht, Marx, Engels, auf der anderen nur junge Leute ohne Ansehen. Ich führte damals meine erste Polemik in der Parteipresse über auswärtige Politik — im Gegensatz zur Auffassung unserer Alten. Die beiden Standpunkte fanden ihren Ausdruck in zwei Broschüren, deren Titel schon bezeichnend sind. Die eine, von Liebknecht verfaßte, hieß: „Zur orientalischen Frage oder: Soll Europa kosakisch werden? Ein Mahnwort an das deutsche Volk.“ Die andere war von einem jungen, sehr talentvollen Berliner Beamten, H. Levy, verfaßt, der sich nicht nannte und später aus der Partei verschwunden ist. Sie betitelt sich: „Zur orientalischen Frage oder: Soll die sozialistische Arbeiterpartei türkisch werden? Ein Mahnwort an die deutsche Sozialdemokratie.“

Eine Erneuerung fanden diese Differenzen, als 1896 und 1897 die Türkei einerseits mit den Armeniern, andererseits mit Griechenland in Konflikt geriet. Wieder wurde der türkische Standpunkt von Liebknecht vertreten, der entgegengesetzte von Bernstein, der Genossin Luxemburg und mir. Bernstein schrieb im Oktober 1896 einen Artikel in der „Neuen Zeit“ über: „Die deutsche Sozialdemokratie und die türkischen Wirren“, den er mit folgenden Bemerkungen einleitete:

„Es wird keinem aufmerksamen Beobachter entgangen sein, daß die Haltung der sozialdemokratischen Presse zu den Kämpfen der türkischen Armenier gegen das türkische Sultansregiment und seine Militärs eine nichts weniger als einheitliche ist. Artikel zugunsten der ersteren wechseln mit solchen, welche mehr oder weniger direkt für die ottomanische Regierung Partei ergreifen und die Bewegung der Armenier auf die Umtriebe von Agenten der russischen Regierung zurückführen. Nur in einem Punkte herrscht eine gewisse Uebereinstimmung: Auf allen Seiten vermeidet man es, sich klar und unzweideutig darüber auszusprechen, für welche positive Lösung der gegenwärtigen Wirren die Sozialdemokratie einzutreten oder ihre Stimme in die Waagschale zu werfen hat.“ Neue Zeit, XV., 1, S. 108.

Dieser Mangel an Parteinarbeit erschien Bernstein als ein großer Fehler. Er stellte sich entschieden auf die Seite der Gegner des Sultans und begrüßte mit Freuden die „vortreffliche Arbeit“, die Genossin Luxemburg gleichzeitig und in gleichem Sinne in der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ veröffentlichte. Im März 1897 schrieb ich einen längeren Artikel für den „Vorwärts“, der in die gleiche Kerbe haute. Liebknecht antwortete ausführlich.

So gibt es also kaum einen Krieg, der nicht Sozialdemokraten zur Parteinarbeit, oft leidenschaftlichen Parteinarbeit für den einen oder den anderen Teil der Kämpfenden herausforderte und der nicht dabei zu erheblichen Differenzen zwischen ihnen führte. Niemand aber wäre es eingefallen, in dieser Parteinarbeit eine Verletzung der Gebote der internationalen Solidarität oder eine Guttheilung des Krieges zu erblicken.

### 3. Gegensätze des Friedens und Gegensätze des Krieges.

Man konnte sich versucht sehen, in den Differenzen innerhalb unserer Reihen, die ein Krieg hervorruft, nur eine Fortsetzung der Meinungsverschiedenheiten zu sehen, die unter uns im Frieden über theoretische oder taktische Fragen herrschen. In Wahrheit sind sie ganz anderer Art. Die Uebertragung der Begriffe des Friedens auf sie kann nur zu Verwirrung führen.

Der Ausgangspunkt unseres Denkens und Wirkens als Sozialisten ist der Klassenkampf des Proletariats. Wir haben gewählt und Partei genommen, ehe wir als Sozialisten tätig sind. Wir haben uns für das Proletariat entschieden, seine Hebung und Befreiung zu unserer Lebensaufgabe gemacht; dadurch sind wir Sozialisten geworden. Sobald wir es sind, besteht die Frage für uns nicht mehr, für welche Seite im Klassenkampf wir uns entscheiden sollen. Das Problem, das uns als Sozialisten im Frieden beschäftigt, ist ein anderes: Welche Taktik, welche Mittel sind am besten geeignet, das Proletariat im Klassenkampf zu fördern und zum Siege zu führen. Das Problem läßt sich in keiner Weise ein für allemal lösen. Je größer unsere theoretische Einsicht und die Summe unserer praktischen Erfahrungen, desto mehr können wir an Stelle steten Experimentierens und Tastens die Leitung durch erprobte und nach allen Konsequenzen durchdachte Grundsätze in Anwendung bringen. Aber die wechselnden Situationen schaffen auch dann immer wieder das stets wechselnde und ewig neue Problem der richtigen Einschätzung der jeweiligen Situation, der zweckmäßigsten Anwendung unserer Grundsätze auf sie.

Daher keine neue Situation, die nicht neue Differenzen in der Partei hervorruft.

Daß ein Weltkrieg, der ganz unerhörte Situationen für uns schafft, damit auch neue Probleme taktischer Art und die Möglichkeit neuer Differenzen hervorruft, ist selbstverständlich. Aber daneben erzeugt der Krieg ein besonderes, nur ihm eigentümliches Problem für uns.

Ein Krieg ist kein Kampf von Klassen, sondern zunächst von Regierungen. Auch in demokratischen Staaten, sowie dort, wo die Volksmasse für den Krieg begeistert ist. Der Krieg wird von Regierungen und an Regierungen erklärt, durch Regierungen geleitet. Wohl sind diese nur die Sachwalter oder Werkzeuge bestimmter Klassen, aber wo Staaten gleicher ökonomischer Struktur miteinander in Konflikt geraten,

wird es hüben wie drüben die gleiche Klasse sein, die den Kampf leitet, und diese Klasse wird nirgendwo das Proletariat sein. An der Art des Ausgangs des Krieges ist es aber trotzdem interessiert. Direkt steht dabei wohl kein proletarisches Interesse auf dem Spiel, aber indirekt können die Bedingungen seiner Entwicklung und seines Kampfes durch den Sieg der einen Regierung gefördert, den der andern gehemmt werden. Darum muß es im Kriege Partei ergreifen, auch wenn es den Krieg selbst noch so sehr verurteilt. Welche Partei es ergreifen soll, dies ist eben das besondere Problem, das der Krieg für den Sozialisten mit sich bringt; dies, und nicht die Frage der zweckmäßigsten Taktik, die von den Kriegführenden anzuwenden, eine militärtechnische Frage, die uns als Sozialisten nichts angeht.

Diese Parteinahme ist im Kampf der Nationen nicht wie im Kampf der Klassen von vornherein für den Sozialisten gegeben, und dadurch, nicht aber durch Beschränkung auf bloßes Protestieren oder Vermeidung jeder Parteinahme, unterscheidet sich der internationale vom nationalistischen Standpunkt. Man kann von dem einen wie dem andern Standpunkt aus zu der gleichen Parteinahme kommen, zu der Unterstützung der eigenen Regierung. Der Unterschied besteht darin, daß für den Nationalisten dies Ergebnis von vornherein ohne jede Ueberlegung als Axiom feststeht, für den Internationalisten dagegen das Resultat eines Abwägens aller für das internationale Proletariat möglichen Konsequenzen des Kriegsausgangs darstellt.

Damit ist aber auch gesagt, daß die Internationalisten dabei zu sehr verschiedenen Auffassungen gelangen können, schon je nach dem verschiedenen Tatsachenmaterial, aus dem jeder einzelne seine Entschließung folgert. Die sozialistischen Parteien verschiedener Nationen können dabei in ihren Auffassungen auseinandergehen, aber ebenso die Sozialisten innerhalb einer Nation. Handelt es sich doch dabei um höchst komplizierte Verhältnisse, darunter Verhältnisse fremder Nationen, mit denen man oft unvollkommen bekannt ist. Es handelt sich oft um rascheste Stellungnahme auf Grund unzureichender oder einseitiger Mitteilungen. Und endlich handelt es sich um Möglichkeiten, bei deren Ausdenken die Phantasie nur geringe Schranken hat. Besteht der Friedenszustand in der ständigen Wiederholung derselben Prozesse, so daß es eine große geistige Kraftanstrengung kostet, sich im Geiste Verhältnisse vorzustellen, die bedeutend von ihnen abweichen, so bricht mit einem Krieg jede feste Basis des Bestehenden zusammen, das Reich unbegrenzter Möglichkeiten scheint gekommen. Niemand weiß, wie gewaltig Sieg oder Niederlage sich gestalten können, sieht das schlimmste Elend für diese, überschwenglichen Aufschwung für jenen voraus. Sich im Krieg und namentlich bei Kriegsausbruch von phantastischen Uebertreibungen fernzuhalten, ist ebenso schwer, wie im Frieden die gedankenlose Routine durch weitere Ausblicke zu überwinden.

Selbst wenn der Friede und mit ihm unbefangeneres Denken wiederhergestellt ist, wird es immer noch schwer, alle die Möglichkeiten, die der Krieg barg, so scharf abzugrenzen, daß ein entscheidendes Urteil über sie möglich ist. Wir können z. B. wohl feststellen, welche Folgen der rasche Sieg der Preußen 1866 nach sich zog. Aber welches die Folgen für Deutschland und die Welt gewesen wären, wenn die Preußen nicht so überraschend gesiegt hätten oder wenn sie gar geschlagen worden wären, ob die Haltung,

die Bebel und Liebknecht, Marx und Engels damals einnahmen, eine verkehrte war, darüber kann man heute noch endlos diskutieren, ohne zu einem bestimmten Resultat zu kommen.

Diskussionen über solche Möglichkeiten hinterdrein fortzuspinnen, ist zwecklos. Praktisch wichtig ist folgendes: die Haltung des Internationalisten ist nicht wie die des Nationalisten von vornherein und für die ganze Dauer des Krieges gegeben. Sie beruht auf der Einschätzung gewisser Situationen und Möglichkeiten und kann sich ändern, wenn die Situationen wechseln oder an Stelle vager Möglichkeiten greifbare Ergebnisse auftauchen. Je klarer und eindeutiger dann die ganze Lage wird, desto eher besteht die Möglichkeit, daß die Meinungsverschiedenheiten verschwinden, die bei Ausbruch des Krieges auftauchten, und daß die Sozialisten wieder zu einer einheitlichen Stellung gelangen.

Das wird um so leichter möglich werden, je mehr sie sich im Anfangsstadium des Krieges mit seinen unbestimmten Möglichkeiten hüten, ihre inneren Gegensätze zu öffentlichem Zank auszudehnen, und je mehr sie später auf Rechthaberei und Refriminationen über die Differenzen aus der Zeit der ersten Unsicherheit verzichten.

Musterhaft wurde darin die deutsche Sozialdemokratie 1870.

Schon am 26. Juli schrieb Liebknecht an Bracke:

„Der dritte Punkt — betreffend die Stellung zur preussischen Regierung in dem jetzigen furor teutonicus — findet uns uneinig, weil unsere Parteimitglieder in Nord- und Süddeutschland, je nach ihrem Wohn- und Aufenthaltsort, unter dem Einfluß der Lokaltimmung, die Frage verschieden auffassen. Es ist sehr schwer, sich dieser Lokaltimmung in Zeiten der Aufregung, wie der jetzigen, zu entziehen. Und ich nehme Euch Euren patriotischen Eifer deshalb nicht allzu übel; aber seid auch Euerseits tolerant. Wenn Ihr mit Bebels und meinem Verhalten auf dem Reichstag nicht einverstanden seid, so muß dieser Zwist jetzt um jeden Preis beigelegt oder wenigstens ein offener Ausbruch vermieden werden. Es darf in einem Moment, wie dem jetzigen, in der Partei nichts vorkommen, was wie Uneinigkeit ausfähe, und ich beschwöre Euch, alles zu unterlassen, was die Differenzen verschärfen könnte.“

So wurde auch gehandelt, und nichts wäre über die ganzen Parteidifferenzen jener Zeit in die Öffentlichkeit gekommen, wenn nicht Hausfuchungen und Prozesse Briefe wie den obigen zur allgemeinen Kenntnis gebracht hätten. Der Brief ist, wie manches andere wertvolle Material zur Kennzeichnung der Haltung unserer Partei im Kriegsjahr, im Protokoll des Leipziger Hochverratsprozesses abgedruckt. (2. Aufl. S. 197.)

Als aber die Lage sich geklärt hatte, alle Möglichkeit einer Niederlage Deutschlands verschwunden war und der Krieg nur noch um der Annexion Elsaß-Lothringens willen weitergeführt wurde, da fanden sich auf diesem festen Boden die Sozialdemokraten aller Richtungen zusammen, ohne zu fragen, wie sie bei Kriegsausbruch gestimmt, und, hinausgehend über die bloße Stimmenthaltung, die Bebel und Liebknecht nach dem 21. Juli so sehr verübelt worden, lehnten alle sozialistischen Abgeordneten, Lassalleaner wie Eisenacher, Frickische, Hasenclever, Mende, Schraps, Schweitzer, im Verein mit Bebel und Liebknecht, die neuerlich geforderten Kriegskredite am 28. November ab.

Umgekehrt in Frankreich. Im Anfange des Krieges, als er ein bloß dynastischer schien, protestierten nicht bloß die sozialistischen Arbeiter gegen

ihn, selbst die bürgerliche Opposition im gesetzgebenden Körper verweigerte die Kriegskredite. Sie wollte auf keinen Fall das Napoleonische Regime unterstützen. Aber nach der Aufrichtung der Republik und gegenüber der drohenden Bosreißung Elsaß-Lothringens betrieben gerade die proletarischen und sozialistischen Elemente die Fortführung des Krieges mit äußerster Energie, und sie beschuldigten die bürgerlichen Elemente, daß sie darin nicht genug taten.

In bestimmten Situationen kann das Ergebnis in bezug auf die Haltung im Kriege daselbe für den internationalen wie den nationalistischen Standpunkt sein. Daraus können manche Mißverständnisse entstehen, unter Umständen auch eine Stärkung des nationalistischen Empfindens. Das wird um so leichter möglich, je unklarer die Situation, je vager und zahlreicher und weitertragend die Möglichkeiten, die sie in ihrem Schoße birgt, also namentlich im Anfange des Krieges, so lange die Kräfte sich noch nicht gemessen haben.

Wie weit durch den Krieg die Arbeiterklasse eines Landes wirklich von nationalistischem Denken erfaßt und dem Internationalismus entfremdet worden ist, läßt sich mit einiger Sicherheit erst feststellen, wenn eine klare Situation vorliegt, der Krieg eine entscheidende Wendung genommen hat. Dann, und nicht früher, kann es sich zeigen, aus welchen Motiven die Stellungnahme der verschiedenen sozialistischen Parteien im Kriege erfolgte (was sehr verschieden ist von ihrer Stellungnahme zum Kriege), ob die Internationale wirklich erheblich geschwächt ist oder nicht. Es ist sehr vorzeitig, sie heute schon für tot zu erklären.

#### 4. Die Einigkeit in der Internationale seit dem Burenkrieg.

Die Parteinahme im Kriege ist nicht immer ein politisch unerläßlicher, stets aber ein psychologisch unvermeidlicher Prozeß. Indes auch stets einer, der den internationalen Sozialisten vor die schwierigsten Probleme stellt. Der sonst so sicher führende Leitfadener der Klasseninteressen des Proletariats ist jetzt versteckt und verworren. Dabei erheischt eine wohlbegründete Parteinahme für einen der Kriegführenden genaue Kenntnis des Auslandes, die stets sehr selten ist. An Stelle feststehender Erfahrungen treten unerhörte Möglichkeiten. Und endlich sind im Kriege die Verhältnisse der Friedenszeit vielfach geradezu auf den Kopf gestellt.

Im Frieden ist die natürliche Stellung der Sozialdemokratie als Vertreterin der untersten Schicht des Volkes die der Opposition gegen jegliche Regierung — so lange, bis sie die Kraft gewonnen hat, selbst die Regierung zu übernehmen. Im Kriege ist sie in die unangenehme Situation versetzt, auf jeden Fall, sobald sie Partei für einen der Kriegführenden Staaten nimmt, auf Seite einer Regierung zu treten. Ist diese Regierung die eigene, dann heißt es, ihr die Mittel zur Kriegführung zu bewilligen, derselben Regierung, der man im Frieden jeden Mann und jeden Groschen verweigert.

Wer nicht bedenkt, daß der Krieg so vieles auf den Kopf stellt, sieht darin einen Abfall von unserer bisherigen Praxis. Die einen beklagen das als schmählichen Verrat, die andern sehen darin den Anfang einer neuen Taktik und das Eingeständnis, die bisherige sei verfehlt gewesen.

Das eine ist ebenso verkehrt wie das andere.

Wenn wir dem bestehenden System jeden Mann und jeden Groschen verweigerten, taten wir es, um an Stelle der bestehenden Regierung eine andere zu setzen, die dem Willen des eigenen Volkes unterworfen sei. Im Kriege handelt es sich nicht darum, sondern um die Frage, ob die Regierung des Landes dem Willen einer ausländischen Regierung unterworfen sein soll oder nicht.

Wir haben gegen das Militärsystem Front gemacht, nicht um das Land wehrlos zu machen, sondern um an Stelle des bestehenden Wehrsystems ein anderes zu setzen, das wir für höherstehend halten, weil es militärisch mindestens das gleiche leistet, die Entwicklung der Produktivkräfte weniger hemmt und die Gewähr gibt, daß die Militärmacht stets nur als Werkzeug und nie als Herr der Zivilgewalt wirkt (dieser letztere Zustand ist dasjenige, was wir als Militarismus bekämpfen), und daß diese Zivilgewalt eine demokratische ist.

Alles das kommt im Kriege nicht in Frage, es sei denn, daß das überkommene Militärsystem zusammenbräche, wie das in Frankreich 1792 und 1870 der Fall war. Nach dem Kriege werden alle diese Probleme aber wichtiger werden als je und unsere alte Taktik wird wieder aufs dringendste geboten sein.

Die Neuheit, Kompliziertheit, ja oft anscheinende Verkehrtheit der Fragen, die der Krieg an uns richtet, bedeutet keine Revidierung der Grundsätze unserer Taktik während des Friedens. Wohl aber besagt sie, daß der Krieg plötzlich und überraschend Schwierigkeiten für den internationalen Sozialismus mit sich bringt, auf die ihn der Friede nicht vorbereitete.

Wenn wir diese Schwierigkeiten unterschätzten und der Erwartung lebten, im Kriege werde wie im Frieden die Internationale völlig einheitlich, ohne den geringsten Zwiespalt, funktionieren, so trug dazu zum Teil die Verwechslung bei, auf die hier schon öfter hingewiesen wurde, zwischen Stellungnahme zum Krieg und Parteinahme im Krieg. Weil wir alle einig waren in der Beurteilung des Krieges und weil wir alle wußten, daß ein europäischer Krieg heute nur in imperialistischen Tendenzen seinen letzten Grund habe, lag es nahe, anzunehmen, damit sei über alle Probleme des Krieges vollständige Einheit in der Internationale hergestellt.

Aber auch in Genossen, die zwischen Stellung zum Krieg und Stellung im Krieg wohl zu unterscheiden wußten, war ein starker Optimismus in bezug auf die Einheitlichkeit der Internationale in einem kommenden Kriege erwachsen. Die Ursache liegt wohl zum Teil darin, daß in den letzten Kriegen gar nichts von jenen großen Differenzen zu merken war, die früher durch internationale Konflikte erzeugt worden.

So zeigte sich die Internationale tatsächlich einig, als um die Wende des Jahrhunderts der Krieg zwischen England und den Burenrepubliken ausbrach. Die ganze Internationale, ja die große Mehrheit der ganzen zivilisierten Welt stellte sich damals auf Seite der Buren.

Niemals war England so isoliert wie zur Zeit des Burenkrieges. Isolierter und verhaßter, selbst bei seinen heutigen Bundesgenossen, als zurzeit Deutschland. Bei den Proletariern war es vielfach ein rein gefühlmäßiges Moment, das ihre Sympathien bestimmte. Die Buren waren die Schwächeren, die Angegriffenen. Aber auch Vernunftgründe drängten die Proletarier auf Seite der Buren. So proletarierfeindlich diese sein mochten,

der mächtigere und gefährlichere Feind des gesamten Proletariats waren die Gegner der Buren: die Imperialisten Englands.

Andererseits aber beruhte die Burenschwärmerei der bürgerlichen Kreise außerhalb Englands gerade auf imperialistischen Motiven. Die Imperialisten Deutschlands und Frankreichs sahen in den Buren eine Kraft, die imstande war, den konkurrierenden Imperialismus Englands zu schwächen.

Von den Arbeitern Englands freilich wandte sich ein großer Teil gegen die Buren, viele fortgerissen von der nationalistisch-imperialistischen Strömung, die durch die von den Finanzmagnaten gekaufte Presse gewaltig gefördert wurde, nicht wenige aber von der Erwägung getrieben, daß die Burenwirtschaft ein Hemmnis für den Fortschritt Südafrikas bilde.

Die Arbeiterbewegung Englands spaltete sich in der Burenfrage, doch die große Mehrheit der englischen Sozialisten stellte sich auf Seite der Buren. Als auf dem internationalen Kongreß zu Paris von 1900 die englische Regierung wegen des südafrikanischen Krieges aufs schärfste verurteilt wurde, erhob sich keine Stimme dagegen. Einstimmig wurde eine Resolution angenommen, die die Unterdrückung der Polen und Finnen durch den Zarismus, der Buren durch England, der Armenier durch die Türkei verurteilte.

Die Internationale war einig.

Noch eindrucksvoller zeigte sie ihre Einigkeit während des Russisch-Japanischen Krieges auf dem nächsten Kongreß, dem von Amsterdam, 1904. Es war ein tiefergreifender Moment, als die Internationale gegen den Krieg dadurch manifestierte, daß Plechanoff und Katayama Hand in Hand auf der Tribüne erschienen und den Krieg verurteilten.

Und doch bestand hier der Keim einer Schwierigkeit, die für die Transvaalrepublikan nicht in Frage kam, weil es dort keine Sozialisten gab, die jedoch auch für Japan nicht offenbar wurde, weil seine Sozialisten wenig an Zahl waren.

Die Internationale zeigte sich 1904 einig in ihrer Parteinahme gegen den Zarismus. Sollte diese aber praktisch werden, so mußte sie zu einer moralischen Unterstützung der japanischen Regierung im Kriege führen. Die japanischen Sozialisten hielten es aber für ihre Pflicht, gegen die Kriegführung ihrer Regierung zu opponieren. Das, glaubten sie, gebiete ihnen die prinzipielle Verwerfung des Krieges. Tatsächlich wirkte auch ihre Stellungnahme nur in dem Sinne einer solchen Verwerfung, weil sie praktisch auf das Ergebnis der Kriegführung keinen Einfluß gewann. Wäre die Partei groß und stark gewesen, dann hätte ihre Opposition keineswegs der Absicht, wohl aber dem Erfolge nach eine Stellungnahme nicht für den Frieden, sondern für den Zaren bedeutet.

Der nächste Krieg, der die Internationale zu beschäftigen hatte, war der Balkankrieg. Auch er fand sie einig auf dem Friedenskongresse zu Basel 1912. Aber dessen Aufgabe bestand nicht darin, Stellung zu nehmen zu dem Krieg der Balkanmächte, sondern dahin zu wirken, daß er nicht zu einem Weltkrieg werde. In der Agitation zur Verhinderung des Krieges, zur Wahrung des Friedens ist jedoch die Internationale stets einig gewesen.

Das Manifest des Baseler Kongresses stellte fest, daß die ganze sozialistische Internationale über die Grundsätze der auswärtigen Politik einig sei. Es hieß darin unter anderem:

„Als die größte Gefahr für den Frieden Europas betrachtet der Kongreß die künstlich genährte Gegnerschaft zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich. Der Kongreß begrüßt daher die Bemühungen der Arbeiterklasse der beiden Länder, diesen Gegensatz zu überbrücken. Er betrachtet als das beste Mittel zu diesem Zwecke die Abschließung eines Uebereinkommens zwischen Deutschland und England über die Einstellung der Flottenrüstungen und über die Abschaffung des Seebeuterechts. Der Kongreß fordert die Sozialisten Englands und Deutschlands auf, ihre Agitation für ein solches Unternehmen fortzusetzen.“

Die Ueberwindung des Gegensatzes zwischen Deutschland auf der einen, Frankreich und England auf der anderen Seite würde die größte Gefahr für den Weltfrieden beseitigen, die Machtstellung des Zarismus, der diesen Gegensatz ausbeutet, erschüttern, einen Ueberfall Oesterreich-Ungarns auf Serbien unmöglich machen und der Welt den Frieden sichern. Auf dieses Ziel vor allem sind daher die Bemühungen der Internationale zu richten.“

Dieser Friedenspolitik stimmten die Vertreter der Proletarier aller Länder einmütig, ja begeistert zu. Im Balkankrieg Partei zu nehmen, wurde nicht notwendig, ja verbot sich direkt, weil jede Einmischung Europas in die Gegensätze auf dem Balkan als Gefährdung des Weltfriedens erschien. Die Parole lautete: Der Balkan den Balkanvölkern, d. h. diese sollten sich selbst überlassen werden, ohne jede Parteinahme von außen. Das konnte man um so leichter, als die Herstellung eines nationalen Staates das Ziel jedes der Kriegführenden war, ein Ziel, das bei jedem mit den proletarischen Interessen wohl vereinbar werden konnte. Die strittige Frage der Abgrenzung der Staatsgebiete auf dem Balkan bildete aber keine Lebensfrage für das internationale Proletariat.

Die Balkanfrage hatte sich durch das Fernbleiben Rußlands im letzten Balkankrieg sehr vereinfacht, daher die Einmütigkeit der Internationale ihr gegenüber. Indes traten selbst damals noch hie und da leise Anklänge einer Vorliebe für die Türkei gegenüber den slawischen Eroberern auf. Namentlich unsere französischen Freunde hatten für das Jungtürkenthum starke Sympathien, dessen revoltierende Offiziere, die den Landesherren absetzten und ein Parlament einführten, ihnen als ein Werkzeug der Regeneration erschienen. Die Schwächung dieses neuen Regimes erschien ihnen als eine Hemmung des Fortschritts. Doch wirkten derartige Sympathien in Basel keineswegs störend.

### 5. Die Schwierigkeiten der jetzigen Situation.

Die große und mühelos erreichte Einigkeit in allen den kriegerischen Konflikten des letzten Jahrzehnts ließ uns erwarten, sie werde in jedem weiteren Kriege zutage treten. Die Differenzen in unseren Reihen, die ehemals jeden Kriegausbruch begleitet hatten, erschienen als ein überwundenes Stadium, ein Kennzeichen der Kinderjahre unserer Bewegung.

Man meinte, daß sich heute viel weitere Kreise des Volkes um Politik kümmern, also klarer sehen, als etwa 1870 oder 1866 oder 1859. Aber man vergesse nicht, daß in jenen Kriegen selbst unsere klügsten und am besten unterrichteten Köpfe untereinander uneins waren. Niemand wird behaupten wollen, daß wir heute über größere intellektuelle Kräfte verfügen als damals, wo Bebel, Liebknecht, Lassalle, Marx und Engels lebten.

Andererseits sind wir freilich stärker geworden, aber das erleichtert uns die Beschlußfassung nicht, sondern macht sie vielmehr schwieriger.

Solange die Partei klein war, wirkte jeder Protest gegen den Krieg propagandistisch als mutige Tat. Als solche lobte Marx die Haltung von Bebel und Liebknecht trotz seiner sachlichen Bedenken. Als solche hat die bewunderungswürdige Haltung der japanischen Genossen und jüngst die der russischen und serbischen Genossen allgemeine Anerkennung gefunden.

Je stärker eine Partei wird, desto mehr mischen sich in die Begründungen ihrer Beschlüsse die propagandistischen Rücksichten mit Erwägungen der praktischen Folgen, desto schwieriger wird es, den Motiven beider Art in gleichem Maße gerecht zu werden, und doch dürfen die einen ebensowenig vernachlässigt werden, wie die anderen. Darum treten, je stärker wir sind, desto leichter Differenzen unter uns bei jeder neuen, komplizierten Situation auf.

Und der Weltkrieg hat uns vor eine Situation gestellt, wie sie noch nie da war. Im Kriege von 1870 kämpften bloß zwei Mächte miteinander. Im Zeitalter des ersten Napoleon stand bloß auf der einen Seite eine Koalition, auf der andern nur eine Macht — Frankreich. Diesmal haben wir hüben wie drüben eine Koalition höchst ungleicher Staaten, und immer weiter wird der Kreis der Kämpfenden. Im Jahre 1870 war der Krieg nach fünf Wochen zugunsten Deutschlands entschieden, seine Weiterführung galt einzig der Gewinnung Elsaß-Lothringens. Heute, nach vier Monaten, ist noch keine entscheidende Wendung eingetreten, wohl aber eine neue Komplikation durch den Eintritt der Türkei in den Kreis der Kämpfenden, ein Schritt, der weitere Komplikationen in seinem Schoße birgt. Haben bisher seit dem 16. Jahrhundert europäische Armeen über Asien entschieden, so fangen jetzt asiatische Armeen an, über Europa zu entscheiden. Für einen Krieg des europäischen Imperialismus eine verhängnisvolle Wendung, die unabsehbare Folgen nach sich ziehen kann.

So kompliziert liegen heute die Dinge, daß z. B. zwei so gute Kenner Rußlands, zwei so methodische und marxistisch durchgebildete Denker wie Plechanoff und Lenin in der Frage, wie Sieg oder Niederlage Rußlands auf das russische Proletariat wirken werde, zu genau entgegengesetzten Schlüssen kommen. Wie konnte man da erwarten, daß in der Internationale Einigkeit bestehen werde darüber, wie der Sieg nicht bloß Rußlands auf sein Proletariat, sondern der Sieg der einen oder der andern Koalition auf die Entwicklung der Welt wirken dürfte!

Die Entscheidung wird nicht erleichtert dadurch, daß nicht nur die Sachlage niemals komplizierter, sondern auch die kriegerische Leidenschaft niemals größer, objektive Unbefangenheit kaum jemals schwerer zu behaupten war. Denn so verworren heute noch die Ziele der Kämpfenden erscheinen, eines fühlt jeder: Großes steht auf dem Spiel. Die kleinen beteiligten Staaten und nicht minder die großen Nationalitätenstaaten kämpfen einfach um ihre Existenz. Anders steht es mit den großen, festgefühten Nationalstaaten. Sicher ist nicht ihre Selbständigkeit, aber wahrscheinlich auch nicht ihre Integrität bedroht. Die Demokratie, die Teilnahme der Volksmasse an der Politik, ist denn doch in ihnen zu stark entwickelt, als daß die Losreißung eines Stückes von einem von ihnen und seine gewaltsame Angliederung an einen andern, nationsfremden Staat nicht zu einer steten Quelle von Schwäche und Verwirrung für den letzteren werden müßte. Dazu kommt, daß die Forderung der Abtrennung eines Stückes der Nation

diese zu wütendstem Widerstand anstacheln würde, der den Krieg erheblich verlängern, seine Kosten und Opfer enorm steigern müßte zu einem Zwecke, der dem Eroberer kaum Nutzen, viel eher Schaden brächte.

Eine Beeinträchtigung der Integrität und Selbständigkeit eines der großen Nationalstaaten ist also kaum zu erwarten, wohl aber muß der Besiegte mit der Möglichkeit rechnen, daß die heute bestehende materielle Basis seiner Existenz erheblich geschwächt, der Staat gezwungen wird, sich auf einer völlig geänderten, neuen Basis einzurichten.

Das mag unter Umständen ein heilsamer Zwang werden, zu neuen, höheren Produktionsformen überzugehen, aber die Verheerung des Krieges und die Notlage des Besiegten werden so groß sein, daß selbst der kühnste sozialistische Neuerer es für eine harte Aufgabe halten wird, neues soziales Leben aus so trostlosen Ruinen erwachsen zu lassen. Und daher fühlen sich nicht bloß die Besiegten, sondern auch die Proletarier allenthalben in ihrer Existenz durch die Niederlage bedroht und gedrängt, alles aufzubieten, einer solchen zu entgehen.

Ein ruhiges, leidenschaftsloses Abwägen der Aussichten, die der Sieg der einen oder der andern Seite für den internationalen Fortschritt verspricht, ist da noch seltener als sonst.

Was sich unter diesen Umständen nicht nur den Massen, sondern auch vielen der führenden Genossen aufdrängt, das ist die primitivste Art der Stellungnahme im Kriege, diejenige, die allenthalben am nächsten liegt und die auf die Haltung der Volksmassen in allen bisherigen Kriegen am entscheidendsten wirkte: die Furcht vor der feindlichen Invasion, das dringende Bedürfnis, den Feind vom Lande fernzuhalten, welches immer Ursachen, Objekt, Ergebnis des Krieges sein mögen. Nie war diese Furcht größer und begründeter, wie diesmal, niemals die Verheerungen der Invasion furchtbarer. Belgien und Ostpreußen sprechen deutlich. Die Vergrößerung der Armeen, die den unvermeidlichen Verwüstungen des Krieges eine so ungeheure Ausdehnung gibt, fügt zu der Furcht vor der Invasion noch ein zweites starkes populäres Motiv der Stellungnahme im Kriege hinzu: das Interesse des gesamten Volkes an den Geschicken der Armee, in der jede Familie vertreten ist.

## 6. Der Schrecken der Invasion.

So schwierig es gerade diesmal war, einwandfrei festzustellen, welche Seite dem internationalen Proletariat bessere Chancen biete, so leicht war es, vorauszusehen, wie die Proletarier der kriegführenden Länder sich nach dem Ausbruch des Weltkrieges verhalten werden.

Vor mehr als drei Jahren, in einem Artikel zur Maiseier von 1911, untersuchte ich die Aussicht, einem Kriege durch einen politischen Streik entgegenzuwirken. Ich wendete mich gegen den Vorschlag, den Krieg durch eine Arbeitseinstellung in den Betrieben, die Kriegsmaterial lieferten, zu hindern, und fuhr fort:

„Nur in der Form eines Streiks der Gesamtmasse der Arbeiter kann die Arbeitseinstellung ein Mittel werden, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern oder einen begonnenen im Keime zu ersticken. Ein derartiger Erfolg ist keineswegs von vornherein ausgeschlossen. Wo eine Regierung leichtfertig oder dumm genug ist, das Volk wider seinen Willen zum Kriege zwingen zu wollen, wo der Staat von keiner feindlichen Invasion bedroht ist und die Regierung das einzige

Moment bildet, das zum Kriege führt, so daß ihr Sturz den Frieden sichert, da kann bei gehöriger Kraft des Proletariats ein Massenstreik gelingen und den Frieden sichern. So waren die Proteststreiks in Spanien gegen dessen jüngstes marokkanisches Abenteuer wohl berechtigt, und sie hätten die Mobilisierung verhindern können, wenn das Proletariat Spaniens sich genügend stark und einig erwiesen hätte.

Aber ganz anders steht die Sache dort, wo die Bevölkerung sich vom Nachbarn, ob mit Recht oder Unrecht, bedroht fühlt, wo sie in ihm und nicht in der eigenen Regierung die Kriegsursache erblickt, und wo der Nachbar nicht so ungefährlich ist, wie etwa Marokko, das nie Spanien mit Krieg überziehen konnte, sondern wo die Gefahr seines Eindringens ins Land droht. Nichts fürchtet ein Volk mehr als eine feindliche Invasion. Die Schrecken des heutigen Krieges sind grauenvoll für jeden der Kriegführenden, auch für den Sieger. Aber sie werden doppelt und dreifach grauenvoll für den Schwächeren, in dessen Gebiet der Krieg hineingetragen wird. Der Gedanke, der heute Franzosen und Engländer in gleichem Maße peinigt, das ist die Furcht vor der Invasion des übermächtigen deutschen Nachbarn.

Ist es einmal so weit gekommen, daß die Bevölkerung nicht in der eigenen Regierung, sondern in der Böswilligkeit des Nachbarn die Kriegsursache erblickt — und welche Regierung versuchte es nicht, mit Hilfe ihrer Presse, ihrer Parlamentarier, ihrer Diplomaten der Masse der Bevölkerung diese Anschauung beizubringen! —, kommt es unter solchen Umständen zum Kriege, dann entbrennt in der ganzen Bevölkerung auch einmütig das heisse Bedürfnis nach Sicherung der Grenze vor dem böswilligen Feinde, nach Schutz vor seiner Invasion. Da werden zunächst alle zu Patrioten, auch die international Gesinnten, und wenn einzelne den übermenschlichen Mut haben sollten, sich dagegen auflehnen und hindern zu wollen, daß das Militär zur Grenze eilt und aufs reichlichste mit Kriegsmaterial versehen wird, so braucht die Regierung keinen Finger zu rühren, sie unschädlich zu machen. Die wütende Menge würde sie selbst erschlagen.“ (Krieg und Frieden, Betrachtungen zur Raiffeier, Neue Zeit, XXIX, 2, S. 193, 194.)

Gegen diese Auffassung erhob sich lebhafter Widerspruch in dem Kreise, dem Genosse Pannetkoef angehört. Er selbst erklärte, meine Auffassung sei so absurd, daß sie die Widerlegung nicht lohne:

„Man könnte kaum glauben, daß diese Sätze aus der Feder Kautskys stammen. . . . So überflüssig es ist, nachzuweisen, daß diese ganze Darstellung mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat, so wichtig ist es, zu untersuchen, wie sie möglich ist, aus welcher Grundlage sie entspringt. Sie entspringt einer Auffassung des Krieges, die die früheren Verhältnisse und Wirkungen der Kriege spiegelt, aber zu den modernen Verhältnissen nicht paßt.“

Das wurde dann weiter ausgeführt und Pannetkoef kam zu dem Schlusse, unter den modernen Verhältnissen sei es unzweifelhaft, daß das Proletariat sich bei Ausbruch des Krieges gegen die Regierung wenden und damit die Revolution einleiten werde. („Massenaktion und Revolution“, „Neue Zeit“, XXX, 2, S. 611 ff.)

Für solche Erwartungen mußte der Beginn des Krieges gerade in jenen Staaten, in denen die Sozialdemokratie stark und die Wechselwirkung zwischen ihr und der Masse eine besonders große ist, eine niederschmetternde Enttäuschung bringen. Ueberall nahmen die Massen und die sozialistischen Organisationen Partei für ihre Regierung. Noch fast jeder Krieg hat bisher in unseren Reihen Differenzen über die Parteimahme zu den Kämpfenden produziert. Aber noch keiner hat diesen Differenzen einen so ausgeprägten nationalen Charakter verliehen, wie der jetzige.

### 7. Die Gefährdung der Internationale.

In der Parteinahme nach nationalen Gesichtspunkten liegt zweifelsohne eine bedeutende Gefahr für die Internationale. Wohl ist die Parteinahme im Krieg zur Abwehr feindlicher Invasion sehr wohl vereinbar mit unseren Grundsätzen. Die Entscheidung nach diesem Kriterium steht sicher theoretisch nicht so hoch wie die nach dem Kriterium der proletarischen Interessen der Welt. Aber einmal versagt dieses letztere Kriterium im gegenwärtigen Krieg fast vollständig, und dann ist es wohl wichtig für den einzelnen Theoretiker und Führer der Parteien, der sich nicht vom Strome mitreißen lassen darf, aber historische Wirkung hat es bisher kaum geübt. Die Massen hat es wohl nie entscheidend beeinflusst. Für sie war das Greifbarste, Nächstliegende und Dringendste die Verteidigung ihres Lebens und ihrer Lebensquellen. Es stände schlimm um den Internationalismus des modernen Proletariats, wenn er mit dieser Verteidigung unvereinbar wäre.

Das ist keineswegs der Fall. Er sanktioniert sie vielmehr. Aber damit ist nicht gesagt, daß sie nicht ihrerseits die internationale Gesinnung gefährden kann. Sie bringt Proletarier in feindlichen Gegensatz zu Proletariern und drängt vorübergehend die sozialen Gegensätze im eigenen Lande in den Hintergrund. In seinen Betätigungen ist der internationale Patriotismus schwer vom nationalistischen, chauvinistischen zu unterscheiden. Um so schwerere, je mehr das Kriegsrecht jede Scheidung der beiden vor der Öffentlichkeit erschwert. Ununterrichtete, sowohl im Feindesland wie im eigenen Staate, können dann leicht zu der Ansicht kommen, hier liege ein Abschwanken zu wirklichem Nationalismus vor, was wieder Wasser auf dessen Mühle ist.

Dadurch wird eine unleugbare und große Gefahr für die Internationalität heraufbeschworen. Sich gegen sie zu wappnen, jede Aeußerung zu meiden, die in nationalistischem Sinne gedeutet werden könnte, jeder wirklichen Regung des Chauvinismus in unsern eigenen Reihen entgegenzutreten, wird unter diesen Umständen doppelt dringende Pflicht.

Nur zu erhöhter Aufmerksamkeit und Pflichterfüllung darf uns die Gefahr aufrufen. Sie ist nicht so groß, zu Mutlosigkeit Veranlassung zu geben. Dazu liegt kein Grund vor.

Wohl gibt es einzelne Parteigenossen, die sich von der augenblicklichen Strömung zu bedenklichen Verletzungen internationaler Gesinnung fortreißen lassen. Aber aus keinem Lande ist mir noch eine Forderung eines Genossen in leitender Stellung zu Gesicht gekommen, die den Grundsätzen der Internationalität widersprochen hätte.

Allerdings, wenn Genosse Sembats Aeußerung, Frankreich werde im Falle seines Sieges die Abtretung von Elsaß-Lothringen fordern, als Forderung zu verstehen wäre, das Elsaß müsse nach dem Rechte der Eroberung an Frankreich abgetreten werden, dann läge darin eine Verletzung der Internationalität. Aber wir dürfen wohl annehmen, daß sie nur einer falschen Auffassung der Wünsche der elsässischen Bevölkerung entspringt. Sembat nimmt jedenfalls an, die Stimmung im Elsaß sei noch immer die gleiche, wie 1870, das Land wolle um jeden Preis wieder französisch sein und werde nur mit Gewalt beim Deutschen Reich gehalten. Wir sind überzeugt, Genosse Sembat wird in dem Moment seine Forderung als unge-

rechtfertigt erklären, in dem er sich überzeugt, daß die große Mehrheit der Elsäßer nicht das mindeste Bedürfnis danach fühlt, wieder französisch zu werden.

Nach dem italienischen Kriege von 1859 hatten Victor Emanuel und Napoleon III. es für notwendig gehalten, ihre Annexionen durch Volksabstimmungen bestätigen zu lassen. Das war eine Komödie; aber wie die Heuchelei eine Verbeugung des Lasters vor der Tugend ist, so bedeutete jene Komödie eine Verbeugung des Despotismus vor der Demokratie. In Toskana stimmten 1860 366 000 für die Annexion an das Königreich Italien und 15 000 dagegen. In der Emilia 426 000 dafür und nur 750 dagegen. Ebenso große Mehrheiten erzielte Napoleon: 25 700 Ja gegen 160 Nein in Nizza (von 30 700 Stimmberechtigten) und 130 500 Ja gegen 235 Nein in Savoyen, bei etwa 135 000 Stimmberechtigten.

Wäre eine energische Opposition gegen die Annexion vorhanden gewesen, dann hätte man die Komödie des Plebiszits nicht wagen dürfen. Ein Jahrzehnt später im Elsaß dachte man nicht daran.

Sembar wird nicht weniger demokratisch sein wollen als Napoleon zu scheinen suchte und nicht die Annexion einer widerstrebenden Bevölkerung fordern.

In gleicher Weise ist es zu verstehen, wenn einige deutsche Genossen von der Angliederung der russischen Ostseeprovinzen an das Deutsche Reich sprachen. Auch sie forderten sie nicht auf Grund des Rechts der Eroberung, sondern gingen von der Meinung aus, jene Provinzen seien von einer deutschen Bevölkerung bewohnt, die die Vereinigung mit Deutschland heiß ersehne und sie ohne weiteres vollziehen würde, wenn sie frei wäre.

Sehr korrekt über die Frage der Forderungen der Sieger hat sich Vandervelde geäußert, was um so anerkennenswerter ist angesichts der Tatsache, daß gerade Belgien von der feindlichen Invasion getroffen wurde, die es durch keine Kriegserklärung heraufbeschoren hatte. In einem amerikanischen Interview, abgedruckt in unserem New Yorker Parteiorgan „The Call“ vom 1. Oktober, meinte Vandervelde über die Zustimmung der deutschen Sozialdemokratie zu den Kriegskrediten, die Deutschen seien in einer sehr heiklen Lage gewesen. Wenn sie nicht dafür stimmten, hätten sie den Vorwurf auf sich geladen, die russische Invasion gefördert zu haben. Dann teilte er mit, die französische Regierung beabsichtige für den Fall des Sieges keine Abtretung deutschen Gebietes zu verlangen außer der Wiederabtretung Elsaß-Lothringens. In Betreff einer Kriegsschädigung könne er nichts sagen. Für Belgien aber könne er erklären, daß es zurzeit nicht die Absicht habe, im Falle eines Sieges der Verbündeten eine Kriegsschädigung zu fordern. Belgien wünsche bloß die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit in seinen alten Grenzen. Vandervelde selbst würde sich jeder Annexion deutschen Gebietes aufs stärkste widersetzen, schon weil er der Meinung sei, daß die Eroberung von Elsaß-Lothringen durch Deutschland ein halbes Jahrhundert lang Erbitterung erzeugt habe und zu einem großen Teile die Ursache für den heutigen Krieg sei.

So weit Vandervelde. Und ähnlich haben sich englische Sozialisten ausgesprochen. Von keiner Seite sind bisher ernst zu nehmende Äußerungen bekannt geworden, die befürchten ließen, die Internationale könnte sich über

die Bedingungen des Friedens nicht einigen, die zu fordern wären, sobald Aussicht auf Friedensverhandlungen gekommen. Trotz aller gegensätzlichen Parteinahme im Krieg kann die Internationale nach dem Krieg ebenso einig und geschlossen dastehen, wie vor dem Krieg.

### 8. Die Grenzen der Internationale.

Der Krieg wird die Internationale nicht töten, sondern nur zu einem besseren Verständnis der Grenzen ihrer Wirksamkeit führen, als wir es vor dem Kriege besaßen.

Die Leistungsfähigkeit eines Menschen hängt nicht zum wenigsten davon ab, daß er sich der Grenzen seines Könnens genau bewußt ist, sich nicht Aufgaben stellt, deren Lösung seine Kraft übersteigt, und nicht Erwartungen rege macht, die er nicht erfüllen kann. Durch die Konzentration auf das seinen Kräften Ungemessene wird er seine höchstmöglichen Leistungen erreichen.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,  
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

Freilich nicht in der Beschränkung des Endziels. Je höher man sich dieses steckt, je mehr man Großes will, desto mehr wird die notwendigerweise beschränkte Aktion des Augenblicks Großes vorbereiten, dauernd fortwirken. Ohne solches Ziel führt die Beschränkung zur Beschränktheit und zu ziellosem Umhertappen, das nicht vom Fleck kommt.

Das gilt von gesellschaftlichen Organisationen ebenso wie von einzelnen Menschen. Es liegt nahe, von einer Organisation, die Großes geleistet hat, ungemessene Erwartungen zu hegen. Namentlich das Proletariat muß dazu neigen, da seine Klassenlage eine derartige ist, daß nur die gewaltigsten sozialen Umwälzungen sie zu einer befriedigenden gestalten können. Jeder Erfolg eines seiner Kampfmittel regt es daher leicht zu den freudigsten Hoffnungen an, sei es die Gewerkschaft, die Partei, die Genossenschaft, die internationale Vereinigung.

Und jedes dieser Mittel kann tatsächlich Großes leisten und noch Größeres vorbereiten, aber nur innerhalb bestimmter Grenzen. Es führt zu Enttäuschungen und Kraftvergeudungen, wenn man einem dieser Mittel eine praktische Aufgabe setzt, die es nicht zu erfüllen vermag.

Mit Unrecht wird eine Feststellung der Grenzen jedes der erwähnten Mittel als eine Bankrotterklärung angesehen, als ein Beweis seiner Untauglichkeit, als eine Aufforderung, ein anderes an seiner Statt zu suchen. Jede derartige Feststellung hat nur zu einer zweckmäßigeren Anwendung des Mittels und damit zu einer Kräftigung unserer Bewegung geführt.

So zeigt auch der jetzige Krieg die Grenzen für das Wirken der Internationale. Wir haben uns getäuscht, wenn wir erwarteten, sie vermöge während eines Weltkrieges die einheitliche Stellungnahme des gesamten sozialistischen Proletariats der Welt zu gewährleisten. Eine derartige Stellungnahme war nur in einzelnen, besonders einfachen Fällen möglich. Der Weltkrieg spaltete die Sozialisten in verschiedene Lager und vorwiegend in verschiedene nationale Lager. Die Internationale ist unfähig, das zu verhindern.

Das heißt, sie ist kein wirksames Werkzeug im Kriege, sie ist im wesentlichen ein Friedensinstrument. Und zwar in doppel-

tem Sinne. Sie kann ihre volle Kraft nur entfalten im Frieden. Und so weit sie ihre volle Kraft zu entfalten vermag, wirkt sie stets für den Frieden.

Sie ist ein Produkt des proletarischen Klassenkampfes und des internationalen Verkehrs, der bewirkt, daß die Klassenlage der Proletarier eines jeden Landes in vollster Abhängigkeit von der der Proletarier der anderen Länder steht; der die Tendenz hat, mit ihr zu steigen und zu sinken, und daß nur der engste internationale Zusammenhang der Proletarier untereinander sie davor schützt, daß die einen gegen die anderen ausgespielt werden und sie den Kapitalisten helfen, einander niederzudrücken.

Insoweit der Sozialismus geistiger Erbe ist des Idealismus der revolutionären bürgerlichen Demokratie und der internationalen Friedendstendenzen des freihändlerischen Industrialismus, ein Erbe, das er freilich nicht un verändert übernimmt, strebt er von vornherein zu internationalem Zusammenschluß gegenüber der internationalen Solidarität der Reaktion und der Absperrungspolitik der Schutzzöllner. Aber eine feste materielle Basis erhält dieser Zusammenschluß erst durch die Erkenntnis, wie wenig die Ergebnisse des proletarischen Klassenkampfes im Rahmen einer Nation gesichert sind ohne internationale Vereinigung. Auch Gewerkschaften, die sich von jeder sozialistischen Ideologie freihielten, haben sich zum Anschluß an eine internationale Organisation genötigt gesehen.

Wo ein Krieg dahin führt, den Klassenkampf in den Hintergrund zu drängen und den internationalen Verkehr zu lähmen, da werden zeitweilig die reichsten Lebensquellen der Internationale zum Versiegen gebracht, wird sie am meisten geschwächt gerade in dem Zeitpunkt, in dem sie am stärksten sein müßte, in dem die nationalen Gegensätze am lautesten toben und jeden Widerstand zermalmen.

Die Internationale ist am kraftvollsten im Frieden, am schwächsten im Krieg. Das muß man sicher bedauern; es mindert aber nicht im geringsten ihre Bedeutung für die Zeiten des Friedens, das heißt der normalen gesellschaftlichen Entwicklung.

Die Internationale ist aber nicht bloß am stärksten im Frieden, sondern auch das stärkste Mittel, den Frieden zu bewahren.

Gerade der jetzige Krieg zeigt, welche Bedeutung das Proletariat bereits erlangt hat. Sie hat ihren deutlichsten Ausdruck gefunden in den sozialistischen Ministern Frankreichs und Belgiens. Da blieb sicher auch die Haltung des Proletariats vor dem Kriege nicht ohne Einfluß auf die Regierungen. Dieser Einfluß war noch nicht stark genug, seinen Ausbruch zu hindern, wir gehen aber kaum fehl, wenn wir annehmen, daß er sich stark genug erwies, die Regierungen zaudern zu lassen und den Weltkrieg um Jahre hinauszuschieben.

Auf jeden Fall war unter allen Faktoren, die für die Erhaltung des Friedens wirkten, das Proletariat der stärkste. Seine Kraft dafür wurde aber gewaltig gesteigert durch die Internationale, die alle proletarischen Bewegungen der einzelnen Nationen zusammenfaßte und ihnen ein einheitliches Ziel gab, einer Politik, die den Frieden bewahrt hätte, wenn sie zur herrschenden geworden wäre. Die Internationale hat bekundet, daß eine Weltpolitik möglich ist, die jeder Nation ihre ökonomische Entwicklung gewährt und doch keine vergewaltigt. Daß die Träger dieser inter-

nationalen Politik damit nicht eine Preisgabe nationaler Interessen beabsichtigten, haben die sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder jetzt ausgiebig dargetan.

Mit nichten darf man glauben, die Politik der Internationale habe sich als schillernde Seifenblase erwiesen, die an den harten Realitäten des Krieges zerplatzt sei. Diese Politik ist vielmehr in den Lebensbedingungen des Proletariats tief begründet. Sie muß zu neuem Leben und neuer Wirksamkeit erstehen, sobald die Möglichkeit einer Friedensaktion auftaucht. Dann ist wieder die Zeit für die Internationale als Friedensinstrument gekommen, und dann wird sich zu erweisen haben, ob der Krieg ihre Kraft beeinträchtigt hat oder nicht. Dann werden wir sehen, ob der „nationale Paroxysmus“ das internationale Denken und Empfinden geschwächt hat oder ob dieses nicht vielmehr seine Kraft siegreich behauptet und in einmütiger Zustimmung zu einem internationalen Friedensprogramm seinen Ausdruck findet.

Gelingt das, dann ist Großes geschehen. Und wir haben alle Ursache, dies Gelingen zu erwarten.

Natürlich ist damit noch nichts über die Aussichten gesagt, unser Friedensprogramm im wirklichen Friedensschluß durchzusetzen. So wenig wir den Krieg hindern konnten, vermögen wir die Friedensbedingungen zu diktiert. Unter den Faktoren, die auf sie einwirken werden, ist die Internationale nur einer und zurzeit nicht der stärkste. Was die verschiedenen Regierungen und Klassen am Schlusse des Krieges wollen und können werden, entzieht sich heute noch jeder Berechnung.

Aber welches immer auch bei der Festsetzung der Friedensbedingungen der augenblickliche praktische Erfolg eines Friedensprogramms der Internationale sein mag, sein dauernder, propagandistischer Erfolg muß auf jeden Fall ein gewaltiger sein, um so mehr, je tiefer und allgemeiner das Friedensbedürfnis nach dem Kriege sein wird und je deutlicher die Politik der Internationale als die einzige erscheint, die Welt vor einem neuen Kriege zu bewahren. Gerade durch unsere Internationalität werden wir dann unsere größten Erfolge erzielen, und gerade dadurch wird auch ein jeder von uns das Gedeihen seiner Nation am meisten sichern und fördern.

Der Sieg der Nation im Kriege ist nie Selbstzweck, sondern stets nur Mittel zum Zweck eines gedeihlichen Friedens. Unsere Aufgabe ist es, inmitten aller der Irrungen und Wirrungen und Parteiungen und Katastrophen des Krieges dahin zu streben, daß über dem Mittel nicht der Zweck vergessen wird, und darum bei aller Stärke des Interesses für das Gedeihen der Nation die internationale Solidarität stets hoch zu halten und keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen.

Tun wir das, dann wird die Parteinahme im Krieg die Internationale nicht hindern, einig und geschlossen ihre großen historischen Aufgaben zu erfüllen: Kampf für den Frieden, Klassenkampf im Frieden.

## Kriegsrückschläge in Italien.

Von Oda Olberg.

Rom, Mitte November 1914.

Als der Krieg begann, stand das italienische Wirtschaftsleben schon im Zeichen der Krise<sup>1</sup>, deren allmähliche Lösung sich eben anzubahnen schien. Diese Krise war zum Teil Ausdruck und Rückschlag der allgemeinen Depressionswelle, die seit einigen Jahren das Wirtschaftsleben Europas und Amerikas traf. Teils hatte sie ihren Anlaß in dem Balkankrieg, der namentlich die Textilindustrie schwer getroffen hatte, weil er ihr die Märkte des europäischen Orients verschloß. Schließlich kamen in ihr die Nachwehen des libyschen Krieges zum Ausdruck mit seiner Erschütterung der Staatsfinanzen und der sich an sie anschließenden Ausgabe neuer Schatzschuldscheine, die große Summen aus der Zirkulation gezogen hatte, was sich in erster Linie im Baugewerbe fühlbar machte.

Obwohl diese Krise von der Arbeiterschaft schwer empfunden wurde, war sie aber nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem jähen Abbruch des Handels und Verkehrs, den der Beginn des Krieges brachte. Die Folgen dieses Abbruchs machen sich in allen Lebensäußerungen geltend, dringen bis in die feinsten Fasern aller Existenzen, so daß man gar nicht daran denken kann, eine ausführliche Schilderung zu versuchen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß in Italien nur die kleinen, fernab vom Eisenbahnverkehr liegenden Dörfer, die fast ausschließlich für den Eigenbedarf produzieren, von der Krise unberührt bleiben.

Diese ist ein vielköpfiges Ungeheuer, und es ist schwer zu sagen, welche ihrer Erscheinungen am unheilvollsten ist, ob die Kreditkrise oder der Mangel an Rohstoffen, die plötzliche Unterbindung des Außenhandels, das Zurückfluten der Auswanderer oder das Aufhören jeden Fremdenverkehrs.

Im Auslande hat es vielfach befremdet, daß der bloße Rückschlag des Krieges in Italien das Bankmoratorium nötig gemacht hat. In der Tat liegt die Erklärung dafür in der weitverbreiteten Ansicht, daß zwei der größten italienischen Privatbanken, die Banca Commerciale (Aktienkapital 156 Millionen Lire) und der Credito Italiano (75 Millionen Lire) einen großen Teil ihres Aktienkapitals in Deutschland und Oesterreich angelegt hätten. Diese Ansicht ist von der Leitung der Banken als irrig bezeichnet worden. Jedenfalls genügte sie aber, ob auf Wahrheit beruhend oder nicht,

<sup>1</sup> In dem am 30. März 1914 der Generalversammlung der Aktionäre vorgelegten Jahresbericht des Generaldirektors der Banca d'Italia finden wir die nachfolgende Charakteristik des Jahres 1913: „In der Wirtschafts- und Finanzgeschichte ist das Jahr 1913 mit dieser Anmerkung zu versehen: Allgemein ungünstig. Schlechte Lage des internationalen Marktes für Wertpapiere aller Art, sehr gespannter Geldmarkt und fast allgemeines Mißtrauen gegen die Zukunft. Hierzu trägt der Konflikt im Orient bei mit seinen finanziellen und politischen Rückschlägen, die noch immer andauernde Unruhe des nordamerikanischen Marktes, der wirtschaftliche Tiefstand oder die Krise in einigen großen Staaten Südamerikas und die alles belastenden, ungeheueren Ausgaben für die Rüstungen. . . . Außerdem besteht kein Zweifel, daß der bestehende Krieg und die Besorgnis vor dem Ausbrechen eines neuen Krieges . . . wesentlich die Lage des internationalen Marktes niedergedrückt haben.“

um eine Panik zu erzeugen, die durch die Massenabhebung der Spareinlagen jede Bank, wo immer sie ihr Kapital angelegt hätte, erschüttern und zugrunde richten konnte. In Finanzkreisen ist man allgemein der Ueberzeugung, daß das Moratorium ausschließlich oder doch hauptsächlich zur Errettung dieser beiden Banken verfügt wurde. Für die kleinen und kleinsten Ersparnisse, die in erster Linie bei den Postsparkassen angelegt sind, kam es nicht zu einer eigentlichen Panik. In der Tat bleiben hier die Abhebungen seit Beginn des Krieges um 7 Millionen hinter den Einzahlungen zurück.

Obwohl das Bankmoratorium die Rückzahlungen, die zur Ablohnung von Arbeitern bestimmt waren, unverkürzt ließ, nötigte es doch zahlreiche Unternehmer zur Einstellung des Betriebes, weil die Mittel fehlten, die zur Beschaffung des Rohmaterials usw. unerlässlich waren. Weiter traf das Moratorium in sehr empfindlicher Weise die Hotelbesitzer der Bade- und Kurorte, die von den Gästen fast fluchtartig verlassen wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Wirkungen des Moratoriums erst nach längerer Zeit, ja, zum Teil erst am Tage seiner Aufhebung voll zur Geltung kommen. Im offiziellen Bankdiskont kam die Krise kaum zum Ausdruck: er betrug 5 Prozent vor dem Krieg (Anfang Juli), stieg dann auf 6 Prozent und beträgt Mitte November  $5\frac{1}{2}$  Prozent.

Wie bei der Kreditkrise muß man auch bei dem Mangel an Rohstoffen dem psychischen Element, eben der Panik, Rechnung tragen, ebenso wie der Spekulation, die die Panik begünstigt und sich von ihr nährt. Längst ehe von einer Erschöpfung der Vorräte an Kohlen, Baumwolle, Eisen usw. die Rede sein konnte, haben zahllose Fabriken ihren Betrieb eingestellt, indem sie erklärten, kein Rohmaterial mehr zu haben. Dieses panische und kopflose Vorgehen hat in vielen Fällen jede Organisation der Zufuhr von anderen Märkten von vornherein entmutigt.

Auf alle Fälle ist die Abhängigkeit der italienischen Industrie von den Rohstoffen der anderen Länder außerordentlich groß. 55,7 Prozent des Wertes der gesamten italienischen Einfuhr wird durch Rohstoffe dargestellt, nur 23,2 Prozent durch Industrieerzeugnisse, 21,1 Prozent durch Lebensmittel und lebendige Tiere. An Rohmaterial kommt der Kohle die wichtigste Stelle zu. Es wurden im Jahre 1912 (dem letzten, von dem eine offizielle Statistik vorliegt) 10 057 228 Tonnen Kohlen für den Wert von rund 362 Millionen Lire eingeführt. Hauptlieferungsland ist England mit 8,6 Millionen Tonnen, während Deutschland nur 0,9 Millionen liefert. Da Italien keine Steinkohlenlager hat und seine Braunkohlenlager wenig ergiebig sind, ist nicht daran zu denken, für den Ausfall der Einfuhr durch verstärkte Eigenproduktion aufzukommen. Trotz der bedeutenden Verwertung der Wasserfälle (am 30. Juni 1912 wurden im ganzen Lande 863 294 Pferdekkräfte auf elektrischem Wege aus den Wasserläufen gewonnen) können die industriellen Betriebe natürlich nicht unter dem Druck einer augenblicklichen Krise von der Kohle zur Elektrizität übergehen. So schnellte der Kohlenpreis bis auf 100 Lire pro Tonne in den Hafenstädten empor und hielt sich auf dieser Höhe, bis die Einfuhr bedeutender Mengen aus England ihn wieder auf 45 bis 50 Lire herabdrückte. An Bruch Eisen und Guß Eisen führte Italien im Jahre 1912 für 31 und für 27 Millionen Lire ein, 3,4 Millionen und 2,7 Millionen Doppelzentner, denen gegenüber die Landesproduktion desselben Jahres, die

5,8 Millionen Doppelzentner Eisen er z betrug, nicht allzuschwer ins Gewicht fällt. Für Bruch Eisen kommen Frankreich und Deutschland (5,7 und 4,0 Millionen Lire), für Gußeisen England und Deutschland (14,6 und 7,5 Millionen Lire) an erster Stelle. All diese Märkte wurden durch den Krieg mit einem Schlage geschlossen. Noch schwerer als der Mangel an Eisen war der Ausfall an schon bearbeiteten Eisenteilen, Maschinenstücken usw. für alle mechanischen Betriebe des Landes fühlbar. Man bedenke, daß Italien allein aus Deutschland 1,6 Millionen Doppelzentner für den Wert von 65 Millionen Lire bearbeitetes Eisen und Stahl und 53 000 Doppelzentner für den Wert von beinahe 17 Millionen Lire bearbeitetes Kupfer, Messing, Bronze bezieht, weiter 510 000 Doppelzentner für 78 Millionen Lire Dampfkessel, Maschinen und Maschinenteile. Nach diesen Zahlen kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie die völlige Unterbindung der Einfuhr auf die mechanischen Industrien wirken mußte. Wenn die Textilindustrie von dem Mangel an Rohstoffen nicht allzuschwer getroffen wurde, so lag das einfach daran, daß sie ohnehin seit den Balkankriegen in schwerer Krise war und das Moratorium als Vorwand benützt hatte, um Betriebe zu schließen, die zum großen Teil schon Halbtagschichten eingeführt hatten. Was ihre Abhängigkeit für die Rohstoffe vom Auslande betrifft, so wurden im Jahre 1912 für 342 Millionen Rohbaumwolle, für 29 Millionen Hanf und Flachs und für 104 Millionen Wolle zur industriellen Verarbeitung eingeführt. Als Einfuhrländer kommen vor allem für Baumwolle die Vereinigten Staaten, für Flachs und Hanf British Indien und Ceylon, für Wolle Frankreich in Betracht. Durch die Unsicherheit der Schifffahrt wurde diese Einfuhr mit dem Ausbruch des Krieges ganz plötzlich unterbunden.

Gleichzeitig kam das Ausfuhrverbot, teils als Folge der Neutralitätserklärung, hauptsächlich aber, um die Teuerung im eigenen Lande zu verhüten. Verboten wurde die Ausfuhr der hauptsächlichsten Lebensmittel, mit Ausnahme von Eiern, Geflügel, Gemüse und Obst, weiter die Ausfuhr von Medizin und Verbandstoffen, von Pferden, Automobilen, Motorrädern usw. In der Folge mußten einige dieser Artikel in bedingter Weise freigegeben werden, wie Reis, Parmesanfäse, Lastautomobile und anderes mehr, um den Ruin ganzer Industrien und ganzer Provinzen zu verhüten. Zunächst hörte aber jede Ausfuhr auf, von jedem Verbot abgesehen, als einfache Folge der völligen Inanspruchnahme der auswärtigen Bahnen durch die Mobilmachung. Nun führte Italien im Jahre 1912 (einem schlechten Obstjahr) für 27 Millionen frisches Obst aus, von dem allein für 17 Millionen nach Deutschland ging. Orangen und Zitronen sind hier nicht einbegriffen; von diesen, die für diese Jahreszeit noch nicht in Betracht kommen, wurden im Jahre 1912 für 64 Millionen Lire ausgeführt. Außerdem führte Italien für nahezu 69 Millionen getrocknetes Obst aus. Wo das Ausfuhrverbot unerträgliche Zustände nach sich gezogen hätte, wie namentlich in der Teigwarenindustrie, hat man es aufgehoben und die Ausfuhr von der Quantität des eingeführten Rohmaterials, also des Weizens, abhängig gemacht.

Wenn nun der Krieg zunächst den Außenhandel aufs empfindlichste traf, so unterband er gleichzeitig, und zwar in dauernder Weise, die beiden Quellen, durch die Italien das Defizit seiner Handelsbilanz deckt, nämlich die Ersparnisse der Auswanderer und die Fremden-

**i n d u s t r i e.** Nach offiziellen Angaben sind rund 500 000 Arbeiter aus den kriegsführenden Staaten in die Heimat zurückgekehrt. Dazu kommen die in diesen Ländern ansässigen italienischen Familien, so daß man die Zahl der aus Europa Zurückgekehrten getrost auf eine Million veranschlagen kann! So trostlos und entsetzlich der Verlauf ihrer Abschiebung in die Heimat auch war, so daß Staat, Gemeinde und private Hilfstätigkeit eingreifen mußten, um den halb Verhungerten und Erschöpften schon an der Grenze Beistand zu bieten, so hat ein guter Teil der Heimkehrenden doch Ersparnisse mitgebracht, die ihnen erlauben, ohne Sorgen dem Winter entgegenzusehen. Die Maßregel der italienischen Regierung, alles auswärtige Geld durch die Banca d'Italia zu 95 Prozent des Nominalwertes wechseln zu lassen, hat sich für die zurückkehrenden Auswanderer als ein großer Segen erwiesen. In den ersten Tagen nach dem Ausbruch des Krieges nahmen die Privatbanken überhaupt kein auswärtiges Papiergeld an. Ohne die Maßregel der Regierung hätten die Auswanderer auch in der Folge nur mit großem Verlust wechseln können, wie der heutige Kursstand zeigt, der durch die Ausnahmemaßregel zugunsten der Auswanderer nicht mehr beeinflusst ist.

Die Rückkehr der Auswanderer bedeutet einerseits den Wegfall der von ihnen eingesandten Ersparnisse, andererseits vermehrtes Arbeitsangebot in dem ohnehin schon in Krise befindlichen Baugewerbe und in den Erdarbeiten. Außerdem muß man in Anschlag bringen, daß Italien nunmehr eine Million Menschen mehr zu ernähren hat, was, ganz abgesehen von ihren etwaigen Ersparnissen, einen entsprechenden Mehrbedarf an Weizen, Reis, Kartoffeln usw. bedingt. Da die Krise auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas nicht verschont (Südamerika war schon vor dem Ausbruch des Krieges in schwerster Krise), so kann man sich auch auf das fast völlige Ausbleiben der Ersparnisse der überseeischen Auswanderer gefaßt machen. Die Gesamtersparnisse der europäischen und überseeischen Auswanderer, die in die Heimat gesandt werden, schätzt man jährlich auf rund 600 Millionen Lire.

Fast ebenso hoch muß man den Ausfall bewerten, den das Fortbleiben der Fremden mit sich bringt. Nach einer freilich sehr rohen Schätzung bringen die Fremden jährlich 500 Millionen ins Land. Ihr Wegbleiben trifft vor allem die Riviera, die Fremdenstädte wie Venedig, Florenz, Rom und Neapel, aber es macht sich natürlich auch empfindlich im Bahnverkehr<sup>1</sup> des ganzen Landes geltend. Ein nicht geringer Teil des Hotelpersonals bestand allerdings aus Schweizern, Oesterreichern und Deutschen, die nun der Krieg in ihre Heimat zurückgerufen hat; aber das Wegbleiben der Fremden schädigt auch alle von der Fremdenindustrie lebenden Geschäfte, schädigt die Zimmervermieter, einen Teil der Luxusindustrie, läßt die tausend kleinen und kleinsten Kanäle austrocknen, durch die zahlreichen zum Teil parasitären Schichten Geld zuströmt.

Trotz des gewaltigen wirtschaftlichen Nachteils, den der plötzliche Ausfall bringt, kann man es nicht oft genug sagen, daß das Zurückgehen der Fremdenindustrie für Italiens Entwicklung ein großes Glück wäre. Gerade

<sup>1</sup> Im Laufe des August wurden im ganzen beinahe 1000 Züge am Tage eingestellt, etwa 200 Personen- und 600 Güterzüge, 16 000 Eisenbahner wurden mit halbem Gehalt beurlaubt. Mitte November wird ein Teil der aufgehobenen Züge wieder in Betrieb gesetzt.

die Fremdenindustrie schafft und erhält so viel Schmarobertum und hat einen so ungünstigen Einfluß auf die Ehrlichkeit des Kleinhandels, auf die Entwicklung der Berufsbettelsei, ja, sie kann auf die Dauer dem moralischen Wert der Bevölkerung empfindlich Eintracht tun, daß man ihr ebensowenig das Wort reden sollte wie etwa einer ungesunden Industrie. Hier ist nicht der Ort, das näher auszuführen, da aber in den letzten Wochen einige deutsche bürgerliche Blätter den Italienern periodisch mit Boykottierung ihres Landes durch die Vergnügungsreisenden drohen, wollen wir doch darauf hinweisen, daß trotz aller wirtschaftlichen Schädigung eine derartige „Strafe“ dem davon betroffenen Lande schließlich zum Besten gereichen würde.

Die Arbeitslosigkeit, die sich als sozial bedeutungsvollste Folge aus diesen Verhältnissen ergibt, läßt sich zahlenmäßig nicht feststellen. Wohl hat der Zentralverband für Landarbeiter eine Arbeitslosenzählung begonnen, aber ihre Ergebnisse sind noch nicht bekannt. Auch die halbmonatlichen Veröffentlichungen des Reichsarbeitsamtes sind durchaus unzulänglich. In der Provinz Mantua, die im Jahre 1911 353 000 Einwohner zählte, hat man in diesen Wochen ziemlich genaue Zählungen vorgenommen, die rund 16 000 Arbeitslose ergaben. Wenn der gleiche Grad der Arbeitslosigkeit im ganzen Lande bestünde, so käme man auf die stattliche Zahl von 1,6 Millionen Arbeitslosen. Wie alle vorwiegend landwirtschaftlichen Provinzen ist Mantua durchaus nicht am schwersten getroffen. In den Textil-distrikten arbeitet man drei bis vier Tage die Woche; viele Unternehmer lassen vier Tage arbeiten, bezahlen aber nur zwei, mit der Verpflichtung, den Rest nach dem Friedensschluß zu bezahlen.

Die Rückkehr der Auswanderer und das Fernbleiben der Fremden sind wirtschaftliche Folgen des Krieges, die zweifellos während seiner ganzen Dauer anhalten werden. Ganz anders steht es aber mit dem Daniederliegen der industriellen Betriebe. Hier setzt schon heute ein *Aufstieg* ein, der geradezu gewaltige Dimensionen annehmen könnte, wenn nur der Bedarf der fremden Staaten für ihn ausschlaggebend wäre. In den letzten Wochen gehen große Bestellungen aus verschiedenen kriegführenden Staaten ein, namentlich für Schuhe, Lederwaren, Kleidungsstücke, Eisenbahnmaterial und Automobile. Der Mangel an Kredit und der Mangel an Rohstoffen, namentlich an Wolle und Leder, wirken hier hemmend. Trotzdem kann man darauf rechnen, daß in den in Frage kommenden Betrieben die Arbeitslosigkeit in kürzester Zeit abnehmen, wenn nicht ganz verschwinden wird. Auch die Automobilindustrie, die gleich nach der Kriegserklärung eine Periode der schwersten Krise mit fast völligem Stillstand der Betriebe durchgemacht hat, fängt jetzt wieder an aufzuleben. Das Eisen und die zur Verarbeitung nötigen Teilstücke treffen seit Mitte Oktober aus Deutschland mit derselben Regelmäßigkeit ein wie in Friedenszeiten. Luxusautomobile werden zwar nicht mehr ausgeführt, und auch im Inland ist der Bedarf fast auf Null gesunken, aber die Regierung hat die Ausfuhr von Lastautomobilen gestattet, nachdem sie ihren eigenen Bedarf sichergestellt hat.

Nicht nur der Mangel an Kapitalien stellt sich der Vermehrung der industriellen Produktion, auf die die auswärtige Nachfrage hindrängt, entgegen: auch die Ungewißheit über Italiens Verhalten, über seine mögliche Teilnahme am Kriege wirken lähmend auf die Initiative des Unternehmers.

tums. Solange die Krisis akut war und die ganze Industrie lahmlegte, konnte man in Unternehmerkreisen oft die Bemerkung hören, daß dieser Zustand alle Nachteile des Krieges ohne seine Vorteile einschloß. Das Gefühl der Unerträglichkeit, das die Krise zeitigte, löste damals im oberitalienischen Bürgertum geradezu eine kriegslustige Stimmung aus. Heute tun sich hier und da Auswege auf, die zu normalem Wirtschaftsleben, ja für einige Industriekreise sogar zur Hochkonjunktur zu führen verheißen, aber man magt diese Wege nicht zu gehen, weil ein möglicher Krieg allen Kraftaufwand nutzlos machen, jede Hoffnung vereiteln würde.

In dem entsetzlichen Provisorium des Krieges, von dem man zunächst verwirrt und überwältigt wurde, um sich dann doch, wie an alles, auch daran anzupassen, stellt sich somit die gesamte Wirtschaftslage Italiens etwa in folgender Weise dar: Die Ersparnisse sind durch den plötzlichen Umschwung, der die Kapitalisten kopfscheu machte, aus der Zirkulation gezogen worden. Die Unsicherheit der nächsten Zukunft hat zu einer allgemeinen Einschränkung der Ausgaben, zu weitgehender Einschränkung des Konsums geführt. Die Folge war Ausdehnung der Arbeitslosigkeit mit entsprechender weiterer Einschränkung des Konsums anderer Schichten. Während so aus den oben näher ausgeführten Gründen die industrielle Produktion teilweise lahmgelegt wurde, droht eine allgemeine Krise des Konsums, diese Situation chronisch zu machen.

Es gilt hier vor allem, die Konsumfähigkeit der Massen durch großzügige Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zu heben. Die Regierung hat zunächst 300 Millionen für öffentliche Arbeiten ausgeworfen, indem sie die Reichsdepositenkasse ermächtigte, diese Summe den Gemeinden zur Verfügung zu stellen. Die Maßregel hat sich deshalb nicht bewährt, weil die Depositenkasse, die insgesamt über ein Kapital von beinahe 3,7 Milliarden verfügt, schon vom Staat so sehr in Anspruch genommen ist, daß sie den Gemeinden alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legt. Von Seiten des Exekutivkomitees der italienischen Genossenschaften und von den sich mit dieser Frage hauptsächlich beschäftigenden Abgeordneten ist daher der Regierung der Vorschlag gemacht worden, das für die öffentlichen Arbeiten nötige Geld durch Vermehrung der Zirkulationsmittel aufzubringen, und zwar in der Höhe von 600 Millionen, um so mit einem Schlage die Konsumfähigkeit einer breiten Arbeiterschicht zu heben, die an den Unterkonsum gebundene Krise zu beseitigen und auch indirekt die kleinen Ersparnisse wieder in Umlauf zu bringen.

Aber was immer man auch tun mag, um der Industrie Kredit und Zutrauen und den breiten Massen Konsumfähigkeit zurückzugeben — alles bleibt ein fast vergebliches Bemühen, solange die Drohung des Eingreifens in den Weltkrieg über Italien schwebt.

Schon jetzt befinden sich mehrere Jahrgänge Reservisten unter den Waffen, sind also jeder produktiven Tätigkeit entzogen. Auch sind schon jetzt, wo die Zufuhr nach Italien ungehindert erfolgen könnte, die Getreidepreise bedeutend gestiegen — so Weizen von 25 auf 33 Lire pro Doppelzentner — und zeigen die Tendenz, weiter zu steigen. Die Herabsetzung des Weizenzolles um 4,50 Lire pro Doppelzentner (von 7,50 Lire) hat die Preise nicht einmal um einen Heller herabgesetzt, da der amerikanische Markt, der nach der Schließung der Dardanellen eine Monopolstellung einnimmt, sofort in ent-

sprechendem Maße den Weizenpreis erhöht hat. Bis zur nächsten Ernte wird Italien schätzungsweise noch 12 Millionen Doppelzentner Weizen einführen müssen. Dabei wäre mit der völligen Aufhebung des Weizenzolles allein gar nichts getan, da sie bloß den Spielraum der Spekulation erhöhen würde. Die Genossenschaften und Arbeiterorganisationen fordern daher die Regierung auf, den Weizen Zoll in der Höhe von drei Lire beizubehalten und so schnell wie möglich in Amerika große Vorräte anzukaufen, um durch sie regulierend auf die Preise zu wirken. Sie fordern weiter das Recht zollfreier Wezeneinfuhr für die Gemeinden, damit die kommunalen Vorräte der Spekulation Grenzen stellen können, und verlangen schließlich ein Gesetz, das die eventuelle Requisition der Weizenvorräte der Privatleute erlaubt.

Wenn derartige Maßnahmen schon jetzt nötig sind, als bloßer Rückschlag der durch den Krieg geschaffenen Transportschwierigkeiten, dann kann man sich denken, wie sich die Situation bei der Beteiligung Italiens an dem Weltkriege und der daraus folgenden Unmöglichkeit, Weizen und anderes Korn aus neutralen Ländern zu beziehen, gestalten würde. Heute haben wir Depression und Arbeitslosigkeit und als ihre Folge verminderte Konsumfähigkeit. Im Kriegsfall würde der Mangel an den Elementen des Massenkonsums, namentlich an Getreide, alle anderen Sorgen überragen, wenn die Regierung nicht bald für Einfuhr aus Amerika sorgt und der heimlichen Ausfuhr nach Mitteleuropa den Riegel vorschiebt.

## Sozialpolitische Kriegsforderungen an den Reichstag.

Von Paul Hirsch.

Dem Vernehmen nach wird die Regierung vom Reichstage in der kurzen Tagung, zu der er am 2. Dezember zusammentritt, weitere Mittel für die Kriegführung fordern. So selbstverständlich es ist, daß sich die Parteien am 4. August Zurückhaltung auferlegt und angesichts der politischen Lage von der Äußerung eigener Wünsche Abstand genommen haben, so wenig würde man es billigen können, wenn sie heute, wo der entsetzliche Krieg vier Monate wütet und seine schrecklichen Folgen sich auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens bemerkbar machen, wieder Stillschweigen beobachten würden. Heute gilt es nicht nur, die Einigkeit der Vertreter des deutschen Volkes dem Ausland gegenüber aufs neue an den Tag zu legen, heute kann das deutsche Volk mit Fug und Recht verlangen, daß angesichts der schweren Opfer, die es vor dem Feinde und daheim dem Vaterlande bringt, gesetzgeberische Maßnahmen zu seiner wirtschaftlichen Kräftigung ergriffen werden. Der schönste Sieg könnte uns keine Befriedigung gewähren, wenn er erkauft werden müßte um den Preis des Versinkens der Bevölkerung, insbesondere der Kriegsteilnehmer und ihrer Familien, in Not und Elend.

Es ist überflüssig zu sagen, daß wir den jetzigen Augenblick nicht für geeignet halten, einer durchgreifenden Aenderung der sozialen Gesetzgebung das Wort zu reden. Worauf es ankommt, ist die auf dem Gebiete der Kriegsfürsorge erlassenen Gesetze und Verordnungen den Bedürfnissen der Zeit anzupassen, sie zu ergänzen und Versäumtes nachzuholen. In erster Linie bedarf das Reichsgesetz vom 28. Februar 1888/4. August 1914 betr. die Unterstützung der Familien in den Dienst eingetre-

tener Mannschaften eines Ausbaues nach verschiedenen Richtungen hin. Eine Verbesserung ist ja durch die Novelle vom 4. August schon insofern erfolgt, als die Mindestsätze erhöht sind und die Unterstützung auf uneheliche Kinder ausgedehnt ist. Aber die Sätze sind auch jetzt noch so niedrig, daß sie oft kaum dem entsprechen, was einsichtiger Armenverwaltungen ihrer Klientel gewähren. Wir können uns nichts Verhängnisvolleres vorstellen als die Bemessung der Unterstützungen von Kriegerfamilien nach den Grundsätzen der Armenpflege, verhängnisvoll für die Familien, noch verhängnisvoller für das Reich, denn es leuchtet ein, daß die Sorge um das Schicksal von Frau und Kind nicht gerade dazu angetan ist, die Kampfesfreudigkeit zu heben. Diese Sorge könnte unseren Kriegern genommen werden, wenn sich die gesetzgebenden Körperschaften entschließen wollten, erstens die reichsgesetzlichen Mindestsätze zu erhöhen und zweitens die Voraussetzungen für die Gewährung der Unterstützung zu ändern. Anhaltspunkte nach beiden Richtungen hin bietet uns das österreichische Gesetz vom 26. Dezember 1912. Hiernach besteht der Unterhaltsbeitrag für jeden Anspruchsberechtigten in a) einer Unterhaltsgebühr in der Höhe der staatlichen Vergütung für die Militärdurchzugsverpflegung und b) wenn der betreffende Angehörige auf eine Mietwohnung angewiesen ist, in einem der Hälfte der Unterhaltsgebühr gleichkommenden Mietzinsbeitrage. Für Kinder unter 8 Jahren ist der Unterhaltsbeitrag nur halb so groß. Nach diesen Bestimmungen erhalten z. B. in Wien, wo die Militärdurchzugsverpflegung gegenwärtig 88 Heller pro Tag beträgt, die Ehefrau und zwei Kinder des Einberufenen im Alter von 12 und 7 Jahren zusammen täglich 1 Krone 32 Heller + 1 Krone 32 Heller + 66 Heller = 3 Kronen 30 Heller, das sind monatlich 99 Kronen oder rund 80 Mk. In Berlin dagegen, wo mit die höchsten Zuschüsse aus Gemeindemitteln bezahlt werden, erhält dieselbe Familie im Winter nur 24 Mk. Reichsunterstützung, 24 Mk. Gemeindezuschlag und günstigstenfalls vielleicht noch 15 Mk. Mietbeihilfe, insgesamt also 63 Mk. Und noch in anderer Hinsicht verdient das österreichische Gesetz den Vorzug vor dem deutschen. Das österreichische Gesetz sagt genau, wann ein Anspruch besteht und wann nicht. Der Anspruch besteht, wenn der Unterhalt der betreffenden Personen (Ehefrau, eheliche Nachkommen, eheliche Vorfahren, Geschwister, Schwiegereltern, uneheliche Mutter, uneheliche Kinder) bisher im wesentlichen nachweisbar vom Arbeitseinkommen des Einberufenen abhängig war. Auch Angehörige von selbständigen Kleinbauern, die ihre Wirtschaft mit den Mitgliedern ihrer Familie und ohne fremde Beihilfe besorgen, und von selbständigen Gewerbetreibenden, die keine Gehilfen beschäftigen, haben auf den Unterhaltsbeitrag Anspruch. Der Anspruch besteht nicht, wenn nach den wirtschaftlichen Verhältnissen des Einberufenen mit Grund anzunehmen ist, daß durch die Einberufung der Unterhalt der Angehörigen nicht gefährdet wird, oder wenn der Einberufene einen Rechtsanspruch auf Fortzahlung des Lohnes oder Gehaltes hat. Dagegen wird der Anspruch auf den Unterhaltsbeitrag durch (freiwillige) Zuwendungen von öffentlicher oder privater Seite an den Einberufenen oder seine Angehörigen nicht berührt.

Das sind klare Bestimmungen, über deren Auslegung im einzelnen Falle kein Zweifel bestehen kann. Ganz anders der mehr als dehnbare Begriff der „Bedürftigkeit“ des deutschen Gesetzes. Darüber, was bedürftig

ist und was nicht, werden die Ansichten immer auseinandergehen. Uns sind Fälle bekannt, wo mit der Bemessung der Unterstützungen betraute Kommissionen sich auf den Standpunkt gestellt haben, daß eine Bedürftigkeit nicht vorhanden ist, solange die Familie noch eine anständige Wohnungseinrichtung besitzt oder ein Stückchen Acker oder eine Ziege ihr eigen nennt. In anderen Fällen — und die sind keineswegs selten — hat man das wahrhaft salomonische Urteil gefällt, daß zwar die Ehefrau und das älteste Kind bedürftig sind, die anderen aber nicht, und hat der Frau mit drei oder vier Kindern nur für sich und das erste Kind die Unterstützung zugewilligt. Wir zweifeln nicht daran, daß in solchen Fällen eine Beschwerde unter Umständen von Erfolg begleitet ist, aber bis der Instanzenweg durchlaufen ist, kann die Familie verhungert sein. Ja selbst in ein und derselben Stadt werden die Angehörigen der Kriegsteilnehmer je nach dem Viertel, in dem sie wohnen und je nach der Kommission, der die Entscheidung anvertraut ist, oft ganz verschieden behandelt.

Einzelne Bundesregierungen sind offenbar selbst von dem Mangel des Reichsgesetzes überzeugt und haben sich deshalb mit Erlassen an die untergeordneten Organe zu helfen gesucht. So weist das württembergische Ministerium des Innern, ausgehend von der Anschauung, daß es nicht möglich ist, für das ganze Land einen einheitlichen äußeren Maßstab der Bedürftigkeit festzusetzen, daß es vielmehr stets auf die Gesamtumstände des einzelnen Falles ankommt, die Oberämter an, die Bedürftigkeit immer „wohlwollend und ohne Kleinlichkeit“ zu prüfen und sie nicht etwa schon wegen des Vorhandenseins eines mäßigen Spartassenguthabens oder eines kleinen Besitztums zu verneinen. Ähnlich das badische Ministerium in seinen Ausführungsbestimmungen vom 13. August, worin es heißt: „Bedürftigkeit wird überall da anzunehmen sein, wo die Familie nach dem Eintritt des Ernährers zum Heer weder so viel Vermögen besitzt, noch so viel Einkommen und Verdienst hat, um daraus ihren Lebensunterhalt ohne Not fristen zu können.“ Das sächsische Ministerium des Innern endlich ermahnt die Behörden, bei aller Sparsamkeit niemals zu vergessen, „daß die Bewahrung der Familien der eingezogenen Mannschaften vor Not ebenso einem sittlichen Bedürfnisse entspricht, wie für die Truppen im Felde eine wesentliche Bürgschaft der inneren Zuversicht bildet“. Ganz unsere Meinung und eine Bekräftigung unserer Forderung auf eine klare und jeden Zweifel ausschließende Fassung des Gesetzestextes.

Daß die Unterstützungen von Kriegerfamilien nicht als Armenunterstützungen gelten sollen, liegt in der Absicht der Gesetzgeber. Im Gesetz selbst aber ist das nicht gesagt, und deshalb muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß in Bundesstaaten, die das Reichsgesetz vom 15. März 1909 betr. die Einwirkung von Armenunterstützung auf öffentliche Rechte noch nicht auf die Landesgesetze übertragen haben, in der einen oder anderen Gemeinde der Versuch gemacht wird, Kriegsteilnehmer deshalb aus der Wählerliste zu streichen, weil die Gemeinde ihren Familien einen Zuschuß zur Reichsunterstützung gewährt hat. In Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen ist diese Gefahr durch die Gesetzgebung beseitigt, nicht aber in Preußen, wo die Regierung sich bisher trotz der bis in das Jahr 1909 zurückreichenden Versuche der sozialdemokratischen Fraktion des Abgeordnetenhauses, später auch der Fortschrittler, des Zentrums,

der Nationalliberalen und schließlich des ganzen Hauses ohne Ausnahme, zu einer so einfachen Reform nicht hat entschließen können. Auch auf die Anregung unserer Fraktion in den der Kriegstagung vom 22. Oktober vorausgegangenen vertraulichen Besprechungen und in der Sitzung des Abgeordnetenhauses selbst ist bis zum heutigen Tage nichts veranlaßt worden. In einem Erlaß stellt sich der Minister des Innern freilich auf den Standpunkt, daß eine Kriegsunterstützung den Verlust des Wahlrechts nicht nach sich zieht, aber ein Ministerialerlaß ist kein Gesetz, und deshalb ist es unbedingt nötig, daß das Reichsgesetz vom 28. Februar 1888/4. August 1914 in dem angedeuteten Sinne geändert wird.

Von der Gewährung von Mietbeihilfen ist im Reichsgesetz nicht die Rede. Andererseits hat jeder hilfsbedürftige Deutsche Anspruch auf Obdach. Nichts hätte also näher gelegen, als bei Erlaß des Reichsgesetzes auch das Wohnbedürfnis der Kriegerfamilien sicherzustellen. Das ist nicht geschehen, und die gesetzgebenden Körperschaften werden wohl schon selbst zu der Erkenntnis gekommen sein, daß die Notgesetze und Notverordnungen, wonach Klagen gegen Krieger nicht durchgeführt werden können und Exemtionen von Kriegerfamilien während der Kriegszeit nicht möglich sind, den Verhältnissen bei weitem nicht gerecht werden. Für den Mieter häuft sich die Mietschuld so an, daß er sich nach seiner Rückkehr aus dem Felde vor den wirtschaftlichen Untergang gestellt sieht, und auch der Vermieter gerät, wenn er nicht über anderweitige Hilfsquellen verfügt, in Vermögensverfall. Namentlich der kleine Rentner, dessen ganze Einnahmequelle der Ertrag eines Zinshauses ist, kommt dadurch in eine verzweifelte Lage. Aber auch die Hypothekengläubiger sind übel daran, und trotz unserer grundsätzlichen Forderung der Vergesellschaftung des Grund und Bodens verkennen wir doch nicht die schweren wirtschaftlichen Erschütterungen, die eine so gewaltige Krisis auf dem Wohnungs- und dem Hypothekenmarkt für unsere gesamte Volkswirtschaft nach sich zieht. Was nützt es, wenn die Regierung offiziell verkünden läßt, daß die Kriegszeit den Mieter einer Wohnung nicht von der Verpflichtung zur pünktlichen Zahlung des Mietzinses befreit und wenn sie auf die rechtlichen Folgen aufmerksam macht? An gutem Willen, die Miete zu bezahlen, fehlt es den Familien der Kriegsteilnehmer in der Regel nicht, wohl aber an der finanziellen Möglichkeit dazu. Hier ist der Hebel anzusetzen. Den Gemeinden die Wohnungsfürsorge aufzubürden, ist für das Reich natürlich sehr bequem, aber ihre Leistungsfähigkeit ist begrenzt, und selbst wenn sie von dem besten Willen besetzt wären, wäre die große Mehrzahl von ihnen gar nicht in der Lage, diese Aufgabe zu erfüllen. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Versuche zur Lösung des Wohnungsproblems, die mannigfachen Formen der Gewährung von Mietbeihilfen, die Gründung von Kriegskreditanstalten, von Mietdarlehnskassen, die Schaffung von Mieteinigungsämtern durch die Gemeinden zu schildern oder etwa die Vorschläge des Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz zu erörtern. Nur das eine sei gesagt, daß alle diese Maßnahmen, so gut sie auch gemeint sein mögen, das Uebel nicht an der Wurzel ergreifen, daß alles, was geschehen ist und noch geschieht, nur einen Tropfen auf den heißen Stein bedeutet, solange sich nicht das Reich entschließt, sei es direkt, sei es indirekt auf dem Umwege über die Einzelstaaten, den Gemeinden die erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Gewiß, es handelt sich um

große Summen, aber sie sind nicht unerschwinglich und sie bedeuten nichts im Vergleich zu dem, was der Krieg sonst kostet. Hier helfend einzugreifen ist Ehrenpflicht der gesetzgebenden Körperschaften.

In demselben Maße wie die Kriegerfamilien bedürfen die durch den Krieg erwerbslos gewordenen Personen der Hilfe. Die beste Unterstützung bietet natürlich die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit, aber selbst wenn Reich, Einzelstaaten und Gemeinden alle geplanten Arbeiten sofort in Angriff nehmen und alle Kredite flüssig machen, würde noch eine große Anzahl von Personen übrig bleiben, denen auch beim besten Willen keine Arbeitsgelegenheit nachgewiesen werden könnte. Hierzu gehören nicht nur gewisse Kategorien von Arbeitern im engeren Sinne des Wortes, sondern darüber hinaus auch ganz andere Kreise. Man denke nur an die geistigen Arbeiter, an die selbständigen Handwerker, die Luxusartikel herstellen oder die aus Mangel an Rohmaterial ihren Betrieb schließen mußten, an das Heer der Zimmervermieterinnen u. a. m. Sie vor Not zu schützen, gibt es gar keinen anderen Weg als die Einführung einer geregelten Erwerbslosenunterstützung. Von Tag zu Tag vermehrt sich die Zahl der Gemeinden, die sich zu diesem Schritt entschließen, die allein oder Hand in Hand mit den Berufsorganisationen, aus eigenen Mitteln oder mit Unterstützung von Provinzen und Kreisen, stets aber unter schweren Opfern, Maßnahmen nach dieser Richtung hin treffen. Sind die Gemeinden auf die Dauer dazu in der Lage? Werden sie allen Anforderungen gerecht werden können? Diese Frage stellen, heißt sie verneinen. Auch der Reichskanzler hat sich in seiner Antwort auf die Eingabe der Vorsitzenden der Gesellschaft für Soziale Reform um Förderung der bisher wesentlich von Gemeinden und Berufsorganisationen getragenen Arbeitslosenunterstützung durch das Reich auf den Standpunkt gestellt, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann. Zwar meint er, daß in erster Linie die Gemeinden dafür zu sorgen hätten, daß die Unterstützung in ausreichendem Maße und unter Formen gewährt werde, die dem Umstande Rechnung tragen, daß es sich nicht um eine Armenunterstützung im landläufigen Sinne handelt, aber er fügt hinzu, er rechne darauf, daß die Bundesstaaten bestrebt sein werden, den Gemeinden, soweit die Geldbeschaffung Schwierigkeiten macht, mit ihrem Kredit beizuspringen, zumal sich seines Erachtens das Reich nach beendetem Kriege der Prüfung nicht werde entziehen können, „inwieweit es sich etwa seinerseits an der Unterstützung beitragschwacher Gemeinden beteiligen muß“. Warum, so fragen wir, soll bis nach Beendigung des Krieges gewartet und warum sollen nur beitragschwache Gemeinden berücksichtigt werden? Ganz abgesehen davon, daß mehr oder minder alle deutschen Gemeinden beitragschwach sind, ist es Sache des Reiches, für die Kosten des Krieges aufzukommen und dabei auch die zur wirtschaftlichen Kräftigung des Volkes erforderlichen Summen in den Kreis seiner Berechnungen zu ziehen. Angesichts der zahlreichen Ansätze ist es ein leichtes, die Erwerbslosenunterstützung von Reichs wegen durchzuführen, zumal da es sich ja einstweilen nur um eine auf die Folgen des Kriegszustandes zugeschnittene gesetzgeberische Aktion handelt, um eine Aktion freilich, deren Grundlagen so beschaffen sein müssen, daß sich nach Friedensschluß eine wirklich den Bedürfnissen gerecht werdende Reichsarbeitslosenunterstützung daraus entwickeln kann.

Eine weitere dankbare Aufgabe für den Reichstag wäre die Schaffung von Kriegsfrankenkassen. In dieser Beziehung können wir im wesentlichen den Ausführungen des Genossen Dr. Stulz in Nr. 6 der „N. Z.“ über die Vorschläge des Geh. Rat. Prof. Dr. P. Mayer beipflichten.

Bei gutem Willen auf allen Seiten wäre es ein leichtes, mit derselben Schnelligkeit wie am 4. August das Kriegsnotgesetz zur Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen jetzt ein Notgesetz zur Schaffung von Kriegsfrankenkassen zu verabschieden.

Vor allem aber ist es Pflicht des Reichstages und des Bundesrats, die Bevölkerung des Deutschen Reiches vor den Folgen einer Unterernährung zu schützen und die Gesetzgebung in den Dienst des Kampfes gegen den Lebensmittelwucher zu stellen. Das Gesetz betr. Höchstpreise vom 4. August schafft die Möglichkeit, für bestimmte Gegenstände des täglichen Bedarfs unüberschreitbare Höchstpreise festzusetzen, um, wie es in den Motiven heißt, übertrieben hohen Preissteigerungen entgegenzuwirken, die nicht in der Natur der Verhältnisse begründet sind, sondern auf spekulative oder unlautere Mächenschaften zurückgehen. Durch die vom Bundesrat getroffenen Maßnahmen ist dieser Zweck nur sehr unvollkommen erfüllt worden. Nicht nur, daß die Höchstpreise viel zu hoch angelegt sind, hat der Bundesrat für eines der wichtigsten Nahrungsmittel, für die Kartoffeln, von der Festsetzung von Höchstpreisen bisher überhaupt Abstand genommen. Im großen ganzen hat der Bundesrat den Interessen der Produzenten und Händler weit mehr Rechnung getragen als denen des konsumierenden Publikums. Ein Preis für Roggen von 256 Mk. und für Weizen von 296 Mk. für 1000 Kilogramm bis Ende 1915 übersteigt die Durchschnittspreise der letzten zehn Jahre um mehr als 25 Proz., und wenn die Regierung den Zuckerproduzenten trotz des Ueberschusses an Zucker einen Preis von 19 Mk. pro Doppelzentner garantiert, d. h. einen Preis, der den Durchschnittspreis des Jahres 1913 um 0,50 Mk. übersteigt, so wird niemand zu behaupten wagen, daß das ein Entgegenkommen gegen die Konsumenten bedeutet. Was hat es für einen Zweck, die Möglichkeit der Festsetzung von Höchstpreisen zu schaffen, wenn die mit der Ausführung des Gesetzes betrauten Organe die Preise so hoch bemessen, daß sie die Durchschnittspreise noch übersteigen? Das heißt in der Praxis nichts anderes als eine offizielle und allgemeine Hinauffschraubung der Preise. Deshalb fordert die Eingabe des sozialdemokratischen Parteivorstandes und der Generalkommission der Gewerkschaften vom 4. November erstens, daß wesentlich geringere Höchstpreise festgesetzt und die Besitzer von Nahrungsmitteln gezwungen werden, ihre Waren nach diesen Höchstpreisen zu verkaufen. Die in Oesterreich bereits am 1. August erlassene Verordnung geht sogar weiter; sie sieht bei vorsätzlicher Verletzung der Lieferungsverpflicht, bei vorsätzlicher Verheimlichung von Vorräten und in den Fällen der Preistreiberei die Möglichkeit vor, nicht nur den Verfall der dem Täter gehörigen Vorräte zugunsten des Staates auszusprechen, sondern ihm auch die Gewerbeberechtigung zu entziehen.

Ist auch der Aufgabekreis des Reichstages mit den aufgezählten Maßnahmen nicht erschöpft, so sieht man doch schon daraus, ein wie großes Arbeitspensum er zu erledigen hat, wenn anders er den dringendsten Forderungen der Gegenwart gerecht werden will.

## Der Krieg und die Krankenversicherung.

Von Rudolf Wissell.

Unter der gleichen Ueberschrift wendet sich E. Gräf in Nr. 5 der „Neuen Zeit“ gegen die Auffassung, daß während des Krieges die Rechte und Pflichten der Kriegsteilnehmer ruhten, insbesondere auch dagegen, daß die Krankenkasse beim Tode eines Kriegsteilnehmers, der die Kassenmitgliedschaft freiwillig fortgesetzt hat, Sterbegeld nicht zu zahlen brauche, weil der im Felde Gestorbene mit seinen Angehörigen ja nicht in häuslicher Gemeinschaft gelebt habe. Unter Berufung auf die Autorität Hahns meint Gräf, ein vorübergehendes Fernbleiben hebe die häusliche Gemeinschaft nicht auf, namentlich dann nicht, wenn es durch die Erfüllung der vornehmsten Bürgerpflicht veranlaßt sei. Ich stimme Gräf in diesen Punkten völlig zu, halte es jedoch für erforderlich, seine Ausführungen in einigen Punkten zu ergänzen.

Für den Anspruch auf das Sterbegeld kommt es nicht auf den Grund des vorübergehenden Fernbleibens, sondern lediglich darauf an, ob es sich im gegebenen Falle wirklich um ein vorübergehendes Fernbleiben handelt. Ueberall da, wo die Absicht der Rückkehr zur Familie besteht, ist im Sinne des § 203 R.V.D. die häusliche Gemeinschaft gegeben. Die auswärts arbeitenden Monteure, die ins Krankenhaus gebrachten Kranken, die zum Heere Eingezogenen haben nicht die häusliche Gemeinschaft aufgegeben. Haben die eben Letzterwähnten die Mitgliedschaft bei der Krankenkasse fortgesetzt, dann haben im Falle ihres Todes ihre Angehörigen in der Reihenfolge, wie sie im § 203 R.V.D. benannt sind, Anspruch auf das Sterbegeld. Aber auch nur die im § 203 benannten Angehörigen, d. s. der Ehegatte, die Kinder, der Vater, die Mutter, die Geschwister. Hat keiner dieser Angehörigen mit dem Verstorbenen in Familiengemeinschaft gelebt, dann verbleibt das Sterbegeld oder ein eventueller Ueberschuß der Kasse.

So ist die Rechtslage aber nur hinsichtlich des Sterbegeldes. Der Anspruch auf das Krankengeld vererbt sich nach den Grundsätzen des B.G.B. Auch der Soldat hat Anspruch auf Krankengeld, wenn er die Mitgliedschaft bei der Kasse fortgesetzt hat. Die von Gräf erwähnte Stellungnahme der Württemberger Behörden ist ganz unerklärlich; sie steht im Widerspruch mit der bisherigen Rechtsprechung und wird von der höchsten Instanz, dem Reichsversicherungsamt, unzweifelhaft korrigiert werden, sobald sich im Wege der Rechtsprechung dazu Gelegenheit bietet. Dieser Anspruch des Soldaten auf Krankengeld geht auf seine Erben über, auch wenn er mit ihnen nicht in häuslicher Gemeinschaft gelebt hat. Ja, der Anspruch auf Krankengeld — für den Berechtigten selbst oder seine Erben — ist auch in den Fällen gegeben, wo die Mitgliedschaft bei der Kasse nicht fortgesetzt ist, wo aber die Verletzung innerhalb der ersten drei Wochen nach dem Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung erfolgt ist. Ich halte es dabei nicht für erforderlich, daß die Verletzung auf deutschem Boden erfolgt ist. Zwar bestimmt § 214 R.V.D., der von den Ansprüchen der wegen Erwerbslosigkeit aus der Kasse Ausgeschiedenen handelt, daß der Anspruch wegfällt, wenn der Erwerbslose sich im Ausland aufhält. Zunächst wäre zu sagen, daß der Gesetzgeber bei dieser Vorschrift an einen freiwilligen Aufenthalt im Auslande gedacht hat, der für den eingezogenen Soldaten fortfällt. Dann aber auch ist in dem Notgesetz vom 4. August 1914 über die Erhaltung der Anwartschaft aus der Krankenversicherung ausdrücklich gesagt, daß dem regelmäßigen Aufenthalt im Inland im Sinne des § 313 Abs. 1 R.V.D. ein Aufenthalt im Auslande gleich gilt, der durch Einberufung des Mitgliedes zu Kriegs-, Sanitäts- oder ähnlichem Dienste verursacht ist. § 313 R.V.D. handelt von freiwilliger Fortsetzung der Mitgliedschaft in einer Krankenkasse. Da das Reichsversicherungsamt in seiner bisherigen Rechtsprechung den Absichten des Gesetzgebers immer eine wesentliche Bedeutung bei der Auslegung nicht ganz klarer Bestimmungen beigelegt hat, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es die oben erwähnte Vorschrift des Notgesetzes über die Erhaltung der Anwartschaft auch anwenden wird auf die die Erhaltung der Anwartschaft regelnde Vorschrift des § 214.

Ja, auch in denjenigen Fällen ist der Anspruch auf das Krankengeld noch gegeben, wo der Eingezogene zwar innerhalb der vorgeschriebenen drei Wochen seine Mitgliedschaft bei der Kasse erklärt, doch noch keine Beiträge bezahlt hat, falls seine Verwundung oder sonstige Erkrankung — damit erwächst sein Anspruch — erfolgt vor Ablauf des zweiten Zahlungstages seiner Kasse seit seinem Ausscheiden aus der Beschäftigung. In diesem Sinne hat sich auf Anfrage einer Kasse das Reichsversicherungsamt, vorbehaltlich der Entscheidung im Rechtswege, geäußert.

Was hier nun über den Anspruch auf Krankengeld in den Fällen, in denen die Mitgliedschaft nicht fortgesetzt wurde oder nur ihre Anmeldung erfolgte, gesagt ist, gilt auch für das Sterbegeld in gleicher Weise, nur daß der Anspruch auf Angehörige beschränkt ist, die mit dem Verstorbenen in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben.

Wir schenken diese Hinweise im Interesse so mancher Verwundeter und ihrer Angehörigen oder von Hinterbliebenen im Felde Gefallener notwendig zu sein. Sicher werden eine ganze Anzahl durchaus begründeter Ansprüche an die Kassen nicht gestellt werden, weil von ihrem Bestehen die Beteiligten keine Kenntnis haben. Das gilt aber nicht nur hinsichtlich der Ansprüche auf dem Gebiete der Krankenversicherung, auch für die Ansprüche auf dem Gebiete der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung ist es der Fall. Es dürfte deshalb zweckentsprechend sein, wenn auch nur ganz kurz darauf hinzuweisen, daß auch die im Felde oder durch die Feldzugsfolgen zugezogene Invalidentät Anspruch auf die reichsgesetzliche Invalidentrente gibt. Der Bezug der Militärpensionen beeinträchtigt den Bezug derselben auch in keiner Weise. Die Reichsversicherungsordnung hat die Vorschrift des Invalidenversicherungsgesetzes beseitigt, nach der die Invalidentrente beim Bezug von Pensionen und ähnlichen Bezügen ruhte. Genau so ist es auch mit dem Bezuge von Witwen- und Waisenrenten, Witwengeld und Waisenaussteuer.

### Notiz.

Die Steigerung der Intensität der amerikanischen Landwirtschaft macht rasche Fortschritte; sie kommen nicht nur in der steigenden Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen zum Ausdruck, sondern auch in dem zunehmenden Konsum künstlicher Düngemittel. Der eben erschienene Bericht des Department of Commerce der Vereinigten Staaten gibt darüber interessante Daten. So betrug der Wert der im Jahre 1909 produzierten Düngemittel 104 Millionen Dollar, das ist fast doppelt soviel wie im Jahre 1904. Die Produktion von Phosphaten für Düngezwecke betrug im Jahre 1912 etwa 3 Millionen Tonnen, das ist doppelt soviel wie im Jahre 1902. Die Produktion von Baumwollölkuchen beträgt etwa 1½ Millionen Tonnen pro Jahr. Davon wird ungefähr ein Viertel im Werte von 6 bis 8 Millionen Dollar als Düngemittel verwendet, der Rest wird verfüttert und kommt so indirekt wieder dem Boden zugute. Besonders stark hat die Verarbeitung von Schwefel zugenommen; sie betrug 1900 erst 3147 Longtons, im Jahre 1912 dagegen fast das Hundertfache, 303 472 Tonnen, und die daraus hergestellte Schwefelsäure wird zu etwa 90 Prozent zur Erzeugung künstlicher Düngemittel für Amerika verwendet. Aber auch die Einfuhr von Düngemitteln ist stark gestiegen, mit Ausnahme allerdings der Phosphate, deren Produktion im Inland so stark zugenommen hat, daß die Einfuhr dadurch zurückgedrängt wurde, und des Guano, dessen Vorräte fast erschöpft sind. Hingegen war die Einfuhr von schwefelurem Ammoniak, die im Jahre 1903 sich erst auf 15 000 Tonnen belief, im Jahre 1913 bereits auf 55 000 Tonnen im Werte von etwa 4 Millionen Dollar gestiegen, und im Zeitraum Juli 1913 bis April 1914 allein betrug sie 71 000 Tonnen. Die Einfuhr von salpetersaurem Natron, wovon ungefähr 15 Prozent für Düngezwecke verwendet werden, betrug 1913 eine halbe Million Tonnen für 20 Millionen Dollar. G. E.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9

Ausgegeben am 4. Dezember 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Möglichkeiten und Voraussetzungen eines Krieges der Heiligen Allianz gegen Frankreich im Jahre 1852.

Von Friedrich Engels.

(Ein unbekanntes Manuskript.)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das hier veröffentlichte Manuskript von Engels ist wahrscheinlich zwischen September und Dezember 1851 abgefaßt worden. Es stammt also aus einer Zeit, die der jetzigen Generation ganz fremd geworden ist, aus einer Zeit, wo das Sturmgewitter der Jahre 1848 und 1849 sich noch nicht vollständig gelegt hatte, wo man noch auf beiden Seiten der Barrikaden glaubte oder befürchtete, daß es bald zu einem neuen Ausbruch der Revolution komme, der in seiner Folge zu einer Wiederholung der Jahre 1792—1794 führen werde, also zu einem neuen Krieg zwischen der siegreichen Revolution und der Konterrevolution, die nach 1848 durch die von dem Zaren Nikolaus geleitete Heilige Allianz dargestellt wurde.

Zwar erklärten Marx und Engels schon im November 1850: „Bei der allgemeinen Prosperität, worin die Produktionskräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich (im Jahre 1850) so läppig entwickeln, wie dies innerhalb der bürgerlichen Verhältnisse überhaupt möglich ist, kann von einer wirklichen Revolution keine Rede sein.“ „Die verschiedenen Zänkereien, in denen sich jetzt die Repräsentanten der einzelnen Fraktionen der kontinentalen Ordnungspartei ergehen und gegenseitig kompromittieren, weit entfernt, zu neuen Revolutionen Anlaß zu geben, sind im Gegenteil nur möglich, weil die Grundlage der Verhältnisse momentan so sicher und, was die Reaktion nicht weiß, so bürgerlich ist.“ „Eine neue Revolution ist nur möglich im Gefolge einer neuen Krisis und ist aber auch ebenso sicher wie diese.“ Freilich ist diese Krise später eingetreten, als Marx und Engels es erwarteten, und die von ihr hervorgerufene politische Wiederbelebung nahm die Form einer Revolution von oben an, aber ihr Standpunkt ersparte ihnen eine Enttäuschung.

Anderer Meinung war allerdings die übrige Emigration, nicht nur die rein bürgerliche, sondern auch ein Teil der proletarischen und des Bundes der Kommunisten. Habe die Revolution bisher nicht gesiegt, so deshalb, weil die Organisation der revolutionären Gewalt zu schwach gewesen. Um zu siegen, brauche man nur die Einigkeit der gesamten Organisation herzustellen, die „engherzige Ausschließlichkeit der Theorie“ zu zerstören, die Kämpfe der verschiedenen Klassen gegen einander abzuschaffen, eine Art Burgfrieden innerhalb der revolutionären Armee zu proklamieren. Man wollte in dieser Weise jede bestimmte Parteilansicht beseitigen, man wollte dem Proletariat verbieten — selbstverständlich nur bis zum Siege —, seine Interessen und Forderungen gegenüber den anderen Klassen zu formulieren, man wollte somit die Bourgeoisie und das Proletariat „unter der Fahne einer ebenso flachen wie unverschämten Unbestimmtheit versöhnen, die unter dem Scheine der Versöhnung der Interessen aller Parteien nur die Herrschaft des Interesses einer Partei — der Bourgeoispartei — verbarg“, man eiferte daher gegen Marx und Engels, die auch während der Revolution Klassenhaß und Klassenkampf unermüdet predigten. Nur die Schaffung einer unterschiedslosen revolutionären Armee, die

bis zum Siege sich der Diktatur der revolutionären Armeeführer fügen müßte, konnte nach der Ansicht der Leute vom revolutionären Bürgerfrieden in dem unvermeidlichen Kriege zwischen der Revolution und der Reaktion die besten Chancen des Erfolges sichern.

Die entschiedensten Vertreter dieser Weltanschauung waren frühere Offiziere, die wie Tschow und Willich, Schimmelpfennig und Sigel an der Revolution von 1848 teilgenommen hatten. Alle die Vorstellungen, die sie sich in ihrem früheren Fach gebildet hatten, übertrugen sie auf das neue Gebiet. Sie übersehen in ihren revolutionären Konstruktionen alles, was außerhalb des engeren Kreises der organisierten Gewalt lag, sie ignorierten alle anderen Kräfte der Kultur und ihre Abhängigkeit von den jeweiligen Produktionsverhältnissen, und ebenso, wie die zivilen Helden der bürgerlichen Revolution, übernahmen sie kritiklos die Ueberlieferungen der großen französischen Revolution und ihres heroenhaften Kampfes gegen die europäischen Koalitionen.

Den klassischen Ausdruck fanden die Ansichten dieser revolutionären Ex-Offiziere in dem Manifest von Tschow, das im August 1851 in London zuerst in lithographischer Reproduktion erschien und gleich nachher in der New Yorker Staatszeitung abgedruckt wurde.<sup>1</sup>

Sofort nach dem Erscheinen dieses Manifestes teilte Marx dessen Inhalt seinem Freunde nach Manchester mit (in dem Brief vom 23. September 1851).<sup>2</sup>

„Für heute wirst Du regaliert mit folgendem Refümee eines mehrspaltigen Manifestes des Bürgers Tschow in der New Yorker Staatszeitung, benamset: „Umriffe des kommenden Krieges, London, 3. August.“ (Schlecht, doktrinär geschrieben, allerlei Reminiszenzen aus unserer Revue und scheinbar verständig entwickelt, aber Inhalt platt, keine Bewegung in der Form, nichts Schlagendes.) Ich schenke Dir, was Tschow zunächst über die Revolution von 1849 rezitiert. Er zieht sich daraus zunächst folgende allgemeine Ruhanwendungen:

1. Gegen die Gewalt gibt es keinen anderen Widerstand als die Gewalt.
2. Die Revolution kann nur dann siegen, wenn sie allgemein wird, das heißt, wenn sie in den großen Zentren der Bewegung zündet (unlesbar), Pfalz, Baden) und wenn sie ferner nicht der Ausdruck einer einzelnen Oppositionsfraktion ist. (Beispiel: Juni-Insurrektion von 1848.)
3. Die Rationalkämpfe können zu keiner Entscheidung führen, weil sie vereinzeln.
4. Die Barrikadenkämpfe haben keine andere Bedeutung, als den Widerstand einer Bevölkerung zu signalisieren, diesem Widerstand gegenüber die Gewalt der Regierungen, das heißt, die Gefinnungen der Truppen auf die Probe zu stellen. Wie diese Probe auch ausfallen möge, Organisation für den Krieg, Aufstellung disziplinierter Armeen bleibt immer die erste und wichtigste Maßregel der Revolution. Denn nur durch diese ist die Offensive möglich, auch nur in der Offensive liegt der Sieg.
5. Konstituierende Landesversammlungen sind nicht imstande, für den Krieg zu organisieren. Sie verlieren ihre Zeit stets an Fragen der inneren Politik, für deren Lösung die Zeit erst nach dem Siege gekommen ist.
6. Um für den Krieg organisieren zu können, muß die Revolution Raum und Zeit gewinnen. Sie muß daher politisch angreifen, das heißt, soviel wie möglich Länderstrecken in ihren Bereich ziehen, weil sie militärisch im Anfang stets auf die Defensiv beschränkt ist.
7. Die Organisation für den Krieg kann in dem republikanischen Lager so gut wie in dem royalistischen nur basieren auf Zwang. Mit politischer Begeisterung und mit phantastisch aufgeputzten Freischaren ist gegen Disziplin und gut geführte Soldaten noch nie eine offene Feldschlacht gewonnen worden. Die mili-

<sup>1</sup> Ein Exemplar dieses Manifestes fanden wir in J. Ph. Beckers Nachlaß. Es ist datiert: London, den 7. August 1851.

<sup>2</sup> Der Briefwechsel zwischen F. Engels und K. Marx, 1. Band. S. 247—250.

tärische Begeisterung stellt sich erst nach einer Reihe von Erfolgen ein. — Für diese Erfolge gibt es im Anfang keine bessere Grundlage als eiserne Strenge der Disziplin. Mehr noch als in der inneren Organisation des Landes können demokratische Grundsätze in den Armeen erst nach dem Siege der Revolution zur Anwendung kommen. 8. Der kommende Krieg ist seiner Natur nach ein Vernichtungskrieg — Völker oder Fürsten. Folgt daraus die Anerkennung der politischen und militärischen Solidarität aller Völker, das heißt, der Intervention. 9. Das Gebiet der kommenden Revolution liegt räumlich in denselben Grenzen wie das der besiegten (Revolution): Frankreich, Deutschland, Italien, Ungarn, Polen.

Folgt aus allem: Die Frage der kommenden Revolution ist gleichbedeutend mit der eines europäischen Krieges. Gegenstand des Krieges: ob Europa kosatisch oder republikanisch. Schauplatz des Krieges — die alten: Oberitalien und Deutschland. Herr Tschow zählt nun auf: 1. die Streitkräfte der Konterrevolution, 2. die Streitkräfte der Revolution.“

Und Tschow kommt zum Schluß: die Konterrevolution kann nicht mehr als 500 000 Mann gegen die 650 000, die die Revolution stellen wird, aufbringen.

Marx wendet sich daher an Engels mit der Bitte, ihm eine Kritik der Tschowschen Berechnung zu liefern und schließt seinen Brief mit folgenden Bemerkungen.

„Tschow setzt voraus, daß die Desorganisation auf Seite der regulären Armee und die Organisation auf Seite der revolutionären Streitkräfte sich befinden wird. Das bildet die Basis seiner Rechnung. Doch Du wirst besser über diese Statistik urteilen können als ich. — Was aber die eigentlich politische Tendenz dieses Aufzuges ist, die in der Ausführung noch klarer durchblickt, so ist sie die: Es bricht gar keine Revolution aus, das heißt: kein Parteikampf, kein Bürgerkrieg, kein Klassenkampf, bis nach Beendigung des Krieges und dem Sturze Rußlands. Um aber diese Armee für den Krieg zu organisieren, da bedarf es der Gewalt. Und woher soll die Gewalt kommen? Vom General Cavaignac oder einem ähnlichen militärischen Diktator in Frankreich, der seine Generale in Deutschland und Oberitalien hat. Voilà la solution (dies die Lösung), die nicht sehr weit von Billichs Ideen abliegt. Der Weltkrieg, das heißt, im Sinne des revolutionären preußischen Leutnants, die Herrschaft wenigstens provisorisch des Militärs über das Zivil. Wie aber irgendein General, und erstände der alte Napoleon selbst aus dem Grabe, nicht nur die Mittel, sondern auch diesen Einfluß erhalten soll, ohne vorübergehende und gleichzeitige innere Kämpfe, ohne die verdamnte „innere Politik“, darüber schwelgt das Drakel. Wenigstens der fromme Wunsch des künftigen Weltkrieges, der seinen angemessenen politischen Ausdruck ergott findet in den klassenlosen Politikern und Demokraten als solchen, ist rein herausgefagt.“

Engels beantwortet diesen Brief sofort.<sup>1</sup> Er war aber wahrscheinlich mit seiner Antwort nicht ganz zufrieden oder wollte sie für den Druck gründlicher ausarbeiten. Das von uns jetzt veröffentlichte Manuskript bildet gewiß den Hauptteil dieser Antwort. Es ist auch wahrscheinlich, daß Marx für diese Arbeit einen leitenden Teil liefern sollte, der ausführlicher die „innere Politik“ zu behandeln hätte. So bleibt das Manuskript ein Fragment, das noch dazu an einer Stelle abgebrochen ist, die in militärischer Beziehung eine der interessantesten Partien dieser Arbeit darstellt. Der am 2. Dezember 1851 vollzogene Staatsstreich räumte so gründlich mit allen Illusionen der bürgerlichen Emigration auf und führte einen solchen vernichtenden Strich durch alle Tschowschen Berechnungen — bildete doch für ihn die französische Armee den Grundstock der revolutionären Armee —, daß Engels' Antwort auf Tschows Manifest ganz überflüssig wurde.

<sup>1</sup> Der Briefwechsel, Band I, S. 252—254.

Und doch hat sie noch bis jetzt ihr Interesse nicht verloren. Sieht man von Engels' ungarischen Kriegsartikeln in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ ab, so bildet sie eigentlich die erste Frucht seiner militärischen Studien, die er in Manchester zu treiben wieder angefangen hatte. Es war zu erwarten, daß der von ihm und Marx neugewonnene Standpunkt, auf die Kriegsgeschichte angewandt, neue Resultate zeitigen werde. Und wenn man nur flüchtig die unten folgenden Exkurse in das Gebiet der Kriegsgeschichte der französischen Revolution mit dem heutigen Stand dieser Forschungen vergleicht, sieht man gleich, wie gründlich Engels das damals vorhandene Material „theoretisch konsumiert“ und was für originelle Ausblicke ihm sein Standpunkt eröffnet hat. So scharf sein Urteil über Carnot ist, es bleibt in einer Beziehung unangefochten. Carnot war kein großes Genie und kein großer Charakter. Wie es oft in der Geschichte der Fall ist, hat er die Früchte der Arbeit seines Vorgängers ausgenutzt. Doch ist es eine starke Uebertreibung, wenn Engels Carnots Vorgänger, Pache, der grenzenlosen Ignoranz und Unfähigkeit beschuldigt. Umgekehrt war Pache ebenso wie Du Bois de Crancé, einer der Schöpfer der revolutionären Armee und im Unterschied von Carnot „ein ordentlicher Kerl“, der trotz seiner von den Girondisten erzwungenen Demission auch auf einem anderen Gebiet sehr viel für die Verteidigung der Republik tat und dafür sorgte, daß die rein militärische Organisation durch die unaufhörliche Kontrolle des Zivils angespornt werde.

Sehr instruktiv sind auch die Ausführungen von Engels über die Kräfte der Koalition. Sie zeigen nicht nur die Fähigkeit, die Kräfte des Gegners nicht zu unterschätzen — im Unterschied von Tschow —, sondern auch das große Verständnis für die Unterschiede der einzelnen Bestandteile der Koalition, die auch der nivellierenden Tendenz der kapitalistischen Entwicklung noch Widerstand leisten.

Ganz originell ist der dritte Abschnitt seiner Abhandlung, der die Frage behandelt, ob eine neue Revolution, ebenso wie die große französische, neue Kriegsmittel und neue Kriegsführung hervorrufen kann. Er gibt auch glänzende Aufschlüsse über die Zusammenhänge, die zwischen der Organisation der Gewalt und den jeweiligen Produktionsverhältnissen existieren und ist in einigen Punkten auch von den Ausführungen im Anti-Dühring nicht übertroffen, zu denen die ganze Abhandlung eine sehr wichtige Ergänzung bildet.

Die Berechnung der Kräfte der Koalition hat jetzt nur ein rein historisches Interesse, aber dennoch finden wir im vierten Abschnitt seine Bemerkungen, die jetzt noch ihr Recht behalten.

Der fünfte Abschnitt sollte die wirkliche Kriegsführung behandeln, leider bricht das Manuskript gerade an einer Stelle ab, wo das Interesse des jetzigen Lesers auf das höchste gesteigert wird. Trotz der territorialen Aenderungen, die seitdem eingetreten sind, bleiben die geographischen Bedingungen in der Hauptsache dieselben, und Engels schildert uns in außerordentlich klarer Weise alle Vorteile, die eine günstige geographische Lage einer kraftvollen Defensiv bietet, die es versteht, alle Vorzüge der „inneren Linie“ oder des inneren Kreises, wie Engels sagt, auszunutzen. In dieser Beziehung bilden seine Ausführungen auch eine Befräftigung der Argumentation, durch die Laurès die „gefährlichen Napoleonischen Formeln“ in seinem letzten Buch bekämpfte.

N. R.

Und nun die Engelsche Abhandlung selbst:

Ich nehme als ausgemacht an, daß jede siegreiche Pariser Revolution im Jahre 1852 sofort einen Krieg der heiligen Allianz gegen Frankreich zur Folge hat.

Dieser Krieg wird ein ganz anderer sein als der von 1792/94, und die damaligen Ereignisse können in keiner Weise zur Parallele dienen.

## I.

Die Wunder des Konvents, in der militärischen Befiegung der Koalition, reduzieren sich bei näherer Betrachtung bedeutend, und man begreift und findet sogar in vielen Punkten gerechtfertigt die Verachtung Napoleons gegen die 14 Armeen des Konvents; Napoleon pflegte zu sagen, daß die Böcke der Koalition das meiste getan hätten, was ganz richtig ist, und er hielt Carnot noch auf St. Helena für einen mittelmäßigen Kopf.

Im August 1792 fielen 90 000 Preußen und Oesterreicher nach Frankreich ein. Der König von Preußen wollte direkt auf Paris marschieren, Braunschweig und die österreichischen Generäle wollten nicht. Keine Einheit im Kommando; bald Zaudern, bald rasches Vorgehen, stets wechselnde Pläne. Nach der Passage der Argonnen-Defileen stellt Dumouriez sich ihnen bei Balmy und St. Menehould entgegen. Die Alliierten konnten ihn umgehen und ihn ruhig stehen lassen, er mußte ihnen auf Paris folgen und war, bei einigermaßen erträglichem Verfahren, ihnen nicht einmal im Rücken gefährlich. Sie konnten aber auch sicher gehen und ihn schlagen, was leicht war, da sie mehr und bessere Truppen hatten, was die Franzosen selbst zugeben. Statt dessen liefern sie ihm die lächerliche Kanonade von Balmy<sup>1</sup>, wo während der Schlacht, ja während der Kolonnenattacke selbst, von der verwegenen zur zaghafteren Meinung mehr als einmal von den Generälen umgesprungen wird. Die beiden Attacken selbst waren lausig an Masse, an Kraft, an Spirit (Energie), Schuld nicht der Soldaten, sondern der Schwankungen im Kommando; es waren kaum Attacken, höchstens Demonstrationen. Ein resolutes Vorgehen auf der ganzen Linie hätte die französischen Volontärs und demoralisierten Regimenter sicher gemorfen. Nach der Schlacht blieben die Alliierten wieder ratlos stehen, bis die Soldaten krank wurden.

In der Kampagne von Jemappes<sup>2</sup> siegte Dumouriez dadurch, daß er zuerst, halbinstinktiv, dem österreichischen System der Kordons und unendlich langen Fronten (von Ostende bis an die Maas) die Massenkonzentration entgegensetzte. Aber im nächsten Frühjahr verfiel er — infolge seiner Marotte, Holland erobern zu wollen — in denselben Fehler, die Oesterreicher dagegen rückten konzentriert vor; Resultat: die Schlacht von Neerwinden<sup>3</sup> und der Verlust Belgiens. Bei Neerwinden sowohl wie speziell in den kleineren Engagements dieser Kampagne zeigte sich, daß die französischen Volontärs<sup>4</sup>, die vielgepriesenen Helden, wenn sie nicht fortwährend unter den Augen Dumouriez' waren, sich nicht besser schlugen als die 1849er süddeutsche „Volkswehr“. — Nun ging noch Dumouriez über, die Vendee stand auf, die Armee war zersplittert und decouragiert, und wenn die 130 000 Oesterreicher und Engländer resolut auf Paris marschierten, so war die Revolution bankrott und Paris war erobert — gerade so wie im vorigen Jahr, wenn nicht solche Dummheiten passierten. Statt dessen legten sich die Herren vor die Festungen, warfen sich darauf, en

<sup>1</sup> Schlacht von Balmy — 20. September 1792. Viel wichtiger waren die politischen Motive, die eigentlich den Rückzug der Alliierten erklären. N. R.

<sup>2</sup> Schlacht von Jemappes — 6. November 1792. N. R.

<sup>3</sup> Schlacht bei Neerwinden — 18. März 1793. N. R.

<sup>4</sup> Ueber die französischen Volontärs vergl. die bekannten Aeußerungen Moltkes im Reichstag (am 16. Februar 1874). N. R.

détail die kleinsten Vorteile mit dem größten Aufwand strategischer Pedanterie einen nach dem anderen zu erobern und verträdelten volle 6 Monate.

Die französische Armee, die nach Lafayettes Abfall noch zusammenhielt, kann auf 120 000 Mann angeschlagen werden. Die Volontärs von 1792 auf 60 000. Im März 1793 wurden 300 000 Mann ausgehoben. Im August, wo die levée en masse<sup>1</sup> dekretiert, muß also die französische Armee mindestens 300 000—350 000 Mann stark gewesen sein. Die levée en masse führte ihr zirka 700 000 Mann zu. Alle Abzüge gerechnet, führten die Franzosen Anfang 1794 zirka 750 000 Mann ins Feld gegen die Koalition, bedeutend mehr als die Koalition gegen Frankreich.

Vom April bis Oktober 1793 wurden die Franzosen überall geklopft, nur daß die Schläge kein entscheidendes Resultat hatten. Dank dem Trödelssystem der Koalition. Von Oktober an wechselten die Erfolge — im Winter wurde die Kampagne suspendiert, im Frühjahr 1794 traten die levées en masse mit voller Wirkung in die Schlachtlinie ein; Resultat: Siege auf allen Seiten im Mai, bis endlich im Juni der von Fleurus<sup>2</sup> das Schicksal der Revolution entscheidet.

Der Konvent und das Ministerium des 10. August vor ihm hatte also Zeit genug zum Rüsten. Vom 10. August 1792 bis März 1793 geschah nichts — die Volontärs zählten kaum. Im März 1793 wurden die 300 000 Mann ausgehoben — vom März bis zum nächsten März hatte der Konvent volle Zeit und Freiheit zum Rüsten, ein volles Jahr, davon 10 Monate, wo die revolutionäre Partei durch den Sturz der Girondins von allen Hindernissen befreit war. Und in einem Lande von 25 Millionen, das sein Normalkontingent weaffenfähiger Bevölkerung besaß, 1 Million Soldaten, 750 000 aktive Kombattanten gegen einen auswärtigen Feind zusammenzubringen (3 Prozent der Bevölkerung), ist, so neu es damals war, keine Hysterie, wenn man ein Jahr Zeit hat.

Mit Ausnahme der Vendee rechne ich die inneren Aufstände militärisch gesprochen für Null. Bis auf Lyon und Toulon waren sie in 6 Wochen ohne Schwertstreich beruhigt; Lyon wurde durch levées en masse, Toulon durch einen schlagenden Einfall Napoleons, durch einen resoluten Sturm und durch Fehler der Verteidiger genommen.

Die 750 000 Mann, die 1794 gegen die Koalition geführt wurden, hatten mindestens 100 000 alte Soldaten aus der Monarchie und 150 000 andere, teils aus den Volontärs, teils aus der levée der 300 000 herstammende, unter fortwährenden Gefechten seit 18 resp. 12 Monaten an den Krieg gewöhnte Soldaten; dazu war von den 500 000 Neuen wenigstens die Hälfte schon in den Gefechten vom September, Oktober und November 1793 beteiligt gewesen, und die jüngsten mußten wenigstens 3 Monate im Bataillon sein, als sie vor den Feind geführt wurden. Napoleon, im spanischen Feldzuge, rechnet 3—4 Wochen für die Zeit der Einübung der école de bataillon.<sup>3</sup> Abgerechnet die Subaltern- und Stabsoffiziere, die bei den Koalitionern damals im Durchschnitt gewiß besser waren, war die französische Armee von 1794, dank der ihr zur Organisation gelassenen

<sup>1</sup> Massenaushebung.

<sup>2</sup> Schlacht von Fleurus — 26. Juni 1794.

<sup>3</sup> Bataillonsbewegungen.

Zeit, dank dem ewig resultatlos sechtenden System der Alliierten — ein System, das eine erprobte, besonders aggressive Armee demoralisiert und die des Feindes, wenn sie jung ist und die Defensiv hält, diszipliniert und an den Krieg gewöhnt — war also die französische Armee 1794 keine rohe, brüllende, „begeisterte“ Freischar, „für die Republik zu sterben“, sondern a very fair army<sup>1</sup>, den Feinden gewiß gleich. Die Generale der Franzosen waren 1794 jedenfalls viel besser, obwohl sie Schnitzer genug machten; aber die Guillotine sicherte die Einheit des Kommandos und die Harmonie der Operation, da wo nicht, was bloß ausnahmsweise geschah, die Repräsentanten auf eigene Faust Dummheiten machten. Le noble Saint-Just en fit plusieurs.<sup>2</sup>

Randglosse über die Massentaktik: 1. Die erste rohe Idee davon entstand aus dem glücklichen Manöver von Jemappes, das mehr instinktiv war als militärisch kalkuliert. Sie entstand aus dem wüsten Zustand der französischen Armee, die der Ueberzahl bedurfte, um nur einiges militärisches Selbstvertrauen zu haben; die Masse mußte die Disziplin ersetzen. Carnots Anteil an dieser Erfindung ist gar nicht klar. 2. Diese Massentaktik blieb im rohesten Zustand und wurde z. B. 1794 bei Tourcoing und Fleurus gar nicht angewandt (die Franzosen und Carnot selbst machten die größten Schnitzer) bis endlich Napoleon 1796 durch den sechsstägigen Piemontesischen Feldzug und die wirkliche Vernichtung einer überlegenen Macht en détail den Leuten zeigte, worauf sie hinaussteuerten, ohne sich bisher darüber klar geworden zu sein. 3. Was Carnot selbst angeht, wird mir der Kerl immer verdächtiger. Ich kann natürlich nicht definitiv urteilen, ich habe seine Depeschen an die Generale nicht. Aber nach dem, was vorliegt, scheint sein Hauptverdienst in der grenzenlosen Ignoranz und Unfähigkeit seiner Vorgänger Pache<sup>3</sup> und Bouchotte<sup>4</sup> bestanden zu haben, und in der totalen Unbekanntheit des ganzen übrigen Comité de salut public<sup>5</sup> mit militärischen Sachen. Dans le royaume des aveugles le borgne est roi.<sup>6</sup> Carnot, alter Ingenieuroffizier, selbst als Repräsentant bei der Nordarmee gewesen, wußte, was eine Festung, eine Armee an Material braucht und speziell was den Franzosen fehlte. Er hatte ebenfalls notwendigerweise eine gewisse Anschauung von der Manier, wie man die militärischen Ressourcen eines Landes wie Frankreich in Bewegung setzt, und da es bei einer (unleserlich) levée en masse, wobei ohnehin viel waste<sup>7</sup> gemacht wird, auf etwas mehr oder weniger Verschwendung von Ressourcen nicht ankommt, sobald nur der Hauptzweck, schnelle Mobilisierung dieser Ressourcen, erreicht wird, so braucht man Carnot gerade kein großes Genie zuzuschreiben, um seine Resultate zu erklären. Was mich an der ihm zugeschriebenen Erfindung des Massenkriegs, pour sa part<sup>8</sup>, zweifeln macht, ist besonders,

<sup>1</sup> Eine sehr beachtenswerte Armee.

<sup>2</sup> Der edle Saint Just machte deren mehrere.

<sup>3</sup> Pache, 1746—1823. Freund Marats. Kriegsminister vom 18. Oktober 1792 bis 2. Februar 1793. Später Maire von Paris. N. R.

<sup>4</sup> Bouchotte, 1754—1840, diente in der Armee seit 1773. Kriegsminister nach Paches Demission bis zum 25. Mai 1793. N. R.

<sup>5</sup> Wohlfahrtsauschuß.

<sup>6</sup> Im Lande der Blinden ist der Einäugige König.

<sup>7</sup> Verschwendung.

<sup>8</sup> für seinen Teil.

daß seine weitaussehendsten Pläne von 1793/94 gerade auf der entgegengesetzten Kriegsmanier beruhten; er teilte die französischen Armeen, statt sie zu konzentrieren, und operierte gegen die Flügel des Feindes so, daß dieser dadurch selbst konzentriert wurde. Dann seine spätere Karriere, die Tugendritterei unter dem Konsulat usw., seine brave Verteidigung Antwerpens — die Verteidigung einer Festung ist im Durchschnitt der beste Posten für einen mittelmäßigen, methodischen, aber mit einiger Fähigkeit behafteten Offizier, um sich auszuzeichnen — und dann dauerte die Belagerung von Antwerpen 1814 keine 3 Monate —, endlich sein Versuch dem Napoleon 1815, gegenüber den zentralisierten 1 200 000 Soldaten der Koalition und bei gänzlich verändertem Kriegssystem, die Mittel von 1793 aufzudrängen, und seine Philisterei überhaupt, alles das spricht nicht sehr für Carnots Genie. Und dann, wo ist es vorgekommen, daß ein ordentlicher Kerl sich, wie er es getan, durch Thermidor, Fructidor, Brumaire usw. durchgepißt hätte.

Summa summarum. Der Konvent wurde gerettet einzig und allein weil die Koalition nicht zentralisiert war, und er dadurch ein volles Jahr Zeit bekam. Er wurde gerettet, wie der alte Fritz im Siebenjährigen Krieg gerettet wurde; wie Wellington 1809 in Spanien gerettet wurde, obwohl die Franzosen quantitativ und qualitativ mindestens dreimal stärker waren als ihre sämtlichen Gegner, und nur dadurch ihre kolossale Macht paralyisierten, daß die Marschälle, als Napoleon fort war, einander allen möglichen Schabernack antaten.

## II.

Die Koalition ist heutzutage über die Dummheiten von 1793 längst hinweg. Sie ist famos zentralisiert. Sie war es schon 1813. Die russische Kampagne von 1812 machte Rußland zum Schwerpunkt der ganzen heiligen Allianz für den Kontinentalkrieg. Seine Truppen bildeten die Hauptmasse, um die sich erst später Preußen, Oesterreich usw. gruppierten, und sie blieben die Hauptmasse bis nach Paris hinein. Alexander war faktisch Commandeur en chef aller Armeen (d. h. der russische Generalstab, hinter Alexander). Seit 1848 aber ist die heilige Allianz noch auf einer viel solideren Basis konstruiert. Die Entwicklung der Konterrevolution 1849/51 hat den Kontinent, mit Ausnahme von Frankreich, gegenüber Rußland in die Lage gebracht, in der sich der Rheinbund und Italien gegen Napoleon befanden; reines Vasallentum. Nicolas, id est Paskiewitsch, ist der unvermeidliche Diktator der heiligen Allianz en cas de guerre<sup>1</sup>, wie Kesselrode es schon en temps de paix<sup>2</sup> ist.

Was ferner die moderne Kriegskunst betrifft, so ist sie von Napoleon vollständig ausgebildet worden. Bis zum Eintritt gewisser Verhältnisse, wovon weiter unten, bleibt nichts übrig, als Napoleon nachzuahmen, soweit die Verhältnisse es erlauben. Diese moderne Kriegskunst ist aber weltbekannt. In Preußen ist sie jedem Sekondeleutnant schon vor dem Portepee-fähnrichsexamen eingepaukt, soweit sie sich einpauken läßt. Was die Oesterreicher angeht, so haben sie in der ungarischen Kampagne ihre schlechten, spezifisch österreichischen Generale kennen gelernt und beseitigt — die

<sup>1</sup> Im Kriegsfall.

<sup>2</sup> In der Friedenszeit.

Windischgräze, Welßen, Gög u. a. alte Weiber. Dagegen — da wir keine N. R. Z. (Neue Rheinische Zeitung) mehr schreiben, brauchen wir uns keine Illusionen mehr zu machen — sind die beiden Kampagnen Radetzky's in Italien, die erste vortrefflich, die zweite meisterhaft. Wer ihm dabei geholfen, ist einerlei, jedenfalls hat der alte Kerl bon sens genug, geniale Gedanken anderer zu erfassen. Die Defensivstellung 1848 zwischen den vier Festungen: Peschiera, Mantua, Legnago, Verona, alle vier Seiten des Bierocks gut gedeckt, und seine Verteidigung dieser Stellung, bis er Hilfe bekam, mitten in einem insurgierten Lande, würde ein Meisterstück sein, wäre ihm nicht das Aushalten durch die miserable Führung, die Unsinnigkeit und das ewige Schwanken der italienischen Generale, die Intrigen Karl Alberts und die Unterstützung der reaktionären Aristokraten und Pfaffen im feindlichen Lager enorm erleichtert worden. Auch ist nicht zu vergessen, daß er im fruchtbarsten Land der Welt saß und für den Unterhalt seiner Armee unbesorgt war. — Die Kampagne von 1849 aber ist für Oesterreicher unerhört. Die Piemontesen, statt mit konzentrierter Masse die Straße nach Turin bei Novara und Mortara (Linie drei Meilen lang) zu versperren, was am besten war, oder von dort aus in zwei bis drei Kolonnen auf Mailand vorzurücken, stellen sich von Sesta bis Piacenza auf — Linie von 20 Meilen, à 70 000 Mann nur 3500 Mann pr. deutsche Meile, und drei bis vier starke Tagmärsche von einem Flügel zum andern. Elende konzentrische Operation gegen Mailand, wobei sie überall zu schwach waren. Radetzky, sehend, daß die Italiener das alte österreichische System von 1792 anwenden, operiert gegen sie genau wie Napoleon getan hätte. Die piemontesische Linie war vom Po in zwei Stücke geschnitten, ein grober Fehler. Er durchbricht die Linie dicht am Po, trennt die zwei südlichen von den drei nördlichen Divisionen, indem er einen Klumpen von 60 000 Mann dazwischen schiebt, greift die drei nördlichen Divisionen (kaum 35 000 Mann konzentriert) rasch mit seiner ganzen Macht an, wirft sie in die Alpen und trennt beide Korps der piemontesischen Armee voneinander und von Turin. Dies Manöver, das die Kampagne in drei Tagen beendete, und das fast buchstäblich dem von Napoleon 1809 bei Abensberg und Sekmühl gemachten, dem genialsten aller Napoleonischen Manöver, nachkopiirt ist, beweist jedenfalls, daß die Oesterreicher weit entfernt davon sind, noch als die alten „immer langsam voran“ zu paradieren; es war gerade die Rapidität hier, die alles entschied. Die Verrätereien der Aristokraten und Romarinos haben die Sache erleichtert, besonders durch genaue Nachrichten über Stellung und Pläne der Italiener. Auch die Gemeinheit der savonischen Brigade bei Novara, die nicht focht, sondern plünderte. Aber militärisch gesprochen ist die elende Aufstellung der Piemontesen und das Manöver Radetzky's vollständig hinreichend, den Erfolg zu erklären. Diese beiden Tatsachen mußten unter allen Umständen dies Resultat haben.

Die Russen endlich sind durch die Natur ihrer Armee selbst auf ein Kriegssystem angewiesen, das dem modernen sehr nahe kommt. Ihre Armee besteht der Hauptstücke nach aus massenhafter, halbbarbarischer, also schwerfälliger Infanterie und zahlreicher halbbarbarischer, leichter, unregelmäßiger Kavallerie (Kosaken). Die Russen haben in entscheidenden Gefechten, in großen Schlachten nie anders als mit Massen gewirkt; Suworoff verstand das schon beim Sturm von Ismail und von Oczakoff. Die Beweglichkeit,

die ihnen fehlt, wird durch die unregelmäßige Kavallerie, die nach allen Seiten hin sie umschwärmt und jede Bewegung der Armee maskiert, teilweise ersetzt. Gerade diese schwere Massenhaftigkeit der russischen Armee macht sie aber vortrefflich geeignet, den Kern und Rückhalt, das Pivot einer Koalitionsarmee zu bilden, deren Operationen immer etwas langsamer sein müssen als die einer nationalen Armee. Diese Rolle haben die Russen 1813 und 14 mit Auszeichnung gespielt, und es kommt in diesen Jahren kaum ein Schlachtplan vor, wo nicht die massenhaften russischen Kolonnen vor allen anderen durch ihre Tiefe und Dichtigkeit sogleich auffallen.

Die Franzosen sind seit 1812 kaum noch als die vorzugsweisen Träger der Napoleonischen Tradition anzusehen. Diese Tradition ist mehr oder weniger auf sämtliche europäische große Armeen übergegangen; in jeder hat sie, meist schon in den letzten Jahren des Empire, eine Revolution hervorgerufen; von jeder ist das Napoleonische System, soweit dies mit dem Charakter der Armee harmoniert, in Strategie und Taktik adoptiert. Der nivellierende Einfluß der Bourgeoisepoche ist hier auch fühlbar; die alten nationalen Besonderheiten sind auch in den Armeen am Verschwinden, und die französische, österreichische und preußische Armee, großenteils sogar die englische, sind für Napoleonische Manöver so ziemlich gleich gut organisierte Maschinen. Das hindert nicht, daß sie sonst, im Gefecht usw., sehr verschiedene Qualitäten haben. Aber von allen europäischen Armeen (großen) ist nur die russische, halbbarbarische, einer eigenen Taktik und Strategie fähig, weil sie allein für das vollständig entwickelte moderne Kriegssystem noch nicht reif ist.

Was die Franzosen angeht, so haben sie durch den algerischen kleinen Krieg sogar den Faden der Napoleonischen Tradition des großen Kriegs unterbrochen. Es muß sich zeigen, ob dieser Räuberkrieg seine nachteiligen Folgen für die Disziplin durch die Vorteile der Kriegsgewöhnung aufwiegt; ob er die Leute an Strapazen gewöhnt oder sie durch Ueberanstrengung knickt; endlich, ob er nicht auch den Generälen den coup d'oeil für den großen Krieg verdirbt. Jedenfalls wird die französische Kavallerie in Algier verdorben; sie verlernt ihre Force, den geschlossenen Choc, und gewöhnt sich an ein Schwärmsystem, in dem ihr die Kosaken, Ungarn und Polen immer überlegen bleiben werden. Von den Generälen hat Dudinot sich vor Rom blamiert und nur Cavagnac sich im Juni ausgezeichnet — alles das sind aber noch keine grandes épreuves.

Die Chancen der überlegenen Strategie und Taktik sind demnach im ganzen wenigstens ebenso sehr auf seiten der Koalition wie auf der der Revolution.

(Schluß folgt.)

## Die Entwicklung der russischen Landwirtschaft.

Von Jurij Larin.

### I.

Die Entwicklung der russischen Landwirtschaft ist heute für die Geschichte Europas von größter Bedeutung. Denn einerseits beruht die wirtschaftliche Macht des russischen Reiches noch immer größtenteils auf seiner Agrarproduktion, andererseits ist aber auch die Lage der ländlichen Be-

völkerung ausschlaggebend für die politische Bewegung in Rußland, eine Frage, die für das europäische Proletariat von höchster Wichtigkeit ist.

Man ist im Auslande noch vielfach in der Vorstellung von einem Niedergang der landwirtschaftlichen Produktivkräfte Rußlands befangen, der bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts auch Tatsache war. Das letzte Jahrzehnt brachte aber einen völligen Umschwung in dieser Hinsicht mit sich, und es ist daher um so wichtiger, diese neuen Verhältnisse zu studieren.

Bis Ende der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts war das ackerbautreibende Rußland<sup>1</sup> fast ausschließlich ein Land der Bauernwirtschaft. Die Bauern aller Kategorien besaßen zwar von den 73 Millionen Desjatinen des bestellten Ackerbodens (1900) nur etwas über 70 Prozent. Sie pachteten aber noch weitere 22 Prozent hinzu von den Großgrundbesitzern, vom Fiskus usw. Für eine großkapitalistische Bewirtschaftung blieben auf diese Weise nur etwas über 5 Prozent des Bodens übrig. Vier Fünftel des gutherrlichen Ackerlandes waren den Bauern in Pacht gegeben und dadurch der primitiven Dreifelderwirtschaft überlassen.

Nur hier und da in den Steppen „Neu-Rußlands“ (Süd-Rußlands), das für den Weltmarkt produzierte, begann sich eine unternehmungslustige Bauernschaft zu regen, während zugleich auf den großen Gütern der kapitalistische Großbetrieb im Entstehen begriffen war. Dieser Prozeß wurde aber durch den ununterbrochenen Verfall der Bauernwirtschaft im ganzen Reiche mehr als ausgeglichen. Im großen und ganzen konnte man von Jahrfünft zu Jahrfünft ein stetiges Sinken des jährlich pro Kopf der Landbevölkerung produzierten Getreidequantums beobachten.<sup>2</sup>

Eine lange Reihe örtlicher Betriebsaufnahmen hat ergeben, daß bei den damaligen Getreidepreisen, bei der hohen Besteuerung des eigenen Bauernbodens und bei den Pachtzinsen, die den gepachteten Boden schwer belasteten, selbst den Großbauern für eine Steigerung des Ertrages ihrer Wirtschaft nichts übrig blieb. Daher waren ihre Ernteerträge zwei- bis dreimal niedriger als in Westeuropa.

Die erwähnten Untersuchungen ergaben ferner, daß es bei den damals herrschenden niedrigen Getreidepreisen durchaus nicht im Interesse der Grundherren lag, eigene kapitalistische Betriebe zu gründen oder auch nur eine Besserung der bäuerlichen Betriebsweisen zu begünstigen. Sie waren vielmehr bestrebt, die Bauern auf ihrem niedrigen Wirtschaftsniveau zu erhalten, um dieselben zu zwingen, bei ihnen Land zu pachten. Nur durch diese Zupachtungen wurden die Bauern instand gesetzt, ihre Wirtschaft auf ihrem eigenen Grund und Boden weiterzuführen. Es galt als allgemeine Regel, daß der Bauer sich aus dem Ernteertrag des gepachteten Bodens nur so viel nehmen konnte, wie notwendig war zur Erhaltung seiner Ackergeräte und zum Unterhalt seines Viehs, die ihm zugleich zur Bewirtschaftung seiner eigenen Aecker dienten. Der ganze übrige Ertrag seiner auf

<sup>1</sup> In diesem Artikel werden, außer in besonders betonten Fällen, nur die 50 Gouvernements des europäischen Rußlands in Betracht gezogen (d. h. das ganze europäische Rußland außer dem Kaukasus und Polen). Diese 50 Gouvernements umfassen 73 Proz. der Bevölkerung und 76 Proz. des bebauten Grund und Bodens des ganzen Reiches (1912). Alle Zahlen sind den amtlichen und Semstwoberichten entnommen. 1 Desjatine = 1,1 Hektar.

<sup>2</sup> Der Getreidebau umfaßt zirkla 94 Proz. des gesamten bebauten Bodens.

das Pachtgut aufgewendeten Arbeit floß ohne Entgelt dem Grundherrn zu. Zwar liefert der kapitalistische Betrieb der Landwirtschaft in Rußland pro Desjatine Ernten, die durchschnittlich um 40 Prozent höher sind als bei bäuerlicher Betriebsweise; aber bei den niedrigen Getreidepreisen war es für die Großgrundbesitzer lohnender, kleinere Getreidemengen zu erzielen, indem sie ihre Felder in der vorkapitalistischen Form durch Kleinpächter bewirtschaften ließen, als kapitalistische intensivere Ausnützung mittels bezahlter Arbeiter einzuführen.

Es war daher für die Erhaltung der Wirtschaftspolitik der herrschenden Klasse erforderlich, die bäuerliche Wirtschaft auf diesem Niveau zu erhalten. Diesem Zweck dienten die bis zu den Jahren 1904 bis 1906 geltenden Regierungsmaßnahmen und Verbote: Verbot der ländlichen Kreditgenossenschaften; Erschwerung und gänzliches Unterjagen agronomischer Unterstützung der Bauern durch die lokale Selbstverwaltung („Semstwo“); die zwangsweise Aufrechterhaltung der Dorfgemeinde („Obschtschina“) mit ihrer obligatorischen Dreifelderwirtschaft für alle Mitglieder. Verbot des Verkaufs und der Verpfändung von Bauergrundstücken; Verbot sogar des Ausstellens von Wechsellern durch Bauern; völlige Nichtbeachtung der Interessen der Bauern als Getreideverkäufer und des Getreidehandels im allgemeinen; Widerstand gegen die Einführung der allgemeinen Volksbildung; Erhaltung der Prügelstrafe in der Hand der adeligen „Landhauptleute“, die mit der Gerichts- und Exekutivgewalt ausgerüstet waren; die Beschränkung der Freizügigkeit der Landbevölkerung durch Fesselung an die Gemeinde durch besonderes Paßwesen und so weiter. Alle diese Maßnahmen trafen auch das Großbauerntum<sup>1</sup> und vereinigten dasselbe mit den landarmen Dorfmassen im Kampfe gegen die Herrschaft der Großgrundbesitzer.

Andererseits stand die Kleinbauernwirtschaft (Besitzer bis 15 Desjatinen pro Familie) auf einer so niedrigen Wirtschaftsstufe, daß der Gesamtwert der Arbeitsgeräte, des Viehs und der Baulichkeiten einer durchschnittlichen Wirtschaft nur 250 Rubel betrug. Mit dieser Summe konnte jedermann eine eigene selbständige Wirtschaft anfangen, sofern nur freies Land vorhanden war. Fast jeder Landarbeiter konnte daher hoffen, durch Expropriation des Großgrundbesitzes selbständiger Landwirt zu werden. Dieses Drängen des ländlichen Proletariats<sup>2</sup> ging also parallel dem Streben der Hauptmasse der Bauernschaft, auch des Großbauerntums, nach Abschaffung des Großgrundbesitzes.

Es ist bekannt, wie sich diese Verhältnisse im Agrarprogramm der russischen Partei, das auf den Frühjahrskonferenzen des Jahres 1905 aufgestellt wurde, widerspiegelten. Die russischen Sozialdemokraten brauchten damals nicht mit dem Bestehen eines kapitalistischen Großbetriebes in der Landwirtschaft zu rechnen, dessen Zertrümmerung einen Rückgang in der ökonomischen Entwicklung des Landes bedeuten würde. Auch brauchten sie damals auf die Notwendigkeit, die Interessen des Proletariats gegen die Teuerung zu schützen, keine Rücksichten zu nehmen, da das Brot billig war.

<sup>1</sup> 16 Proz. aller Bauernfamilien besaßen im Jahre 1905 über 15 Desjatinen pro Familie.

<sup>2</sup> 7 Proz. aller Bauernfamilien besaßen im Jahre 1905 überhaupt keinen Grund und Boden.

Auch war damals von der Existenz eines ländlichen Proletariats im Sinne einer gesellschaftlich abgeordneten Klasse kaum die Rede, da die Landarbeiter nicht nur geistig im Banne des Kleinbauerntums standen, sondern auch in der Tat meist die jüngeren Glieder der kleinbäuerlichen Familienverbände waren.

All das hat sich aber jetzt von Grund aus geändert. Die Preissteigerung auf dem Getreidemarkte seit Ende des 19. Jahrhunderts und die Wandlungen in der Wirtschaftspolitik der russischen Regierung seit den Jahren 1904 bis 1906 verändern die Grundzüge der russischen Agrarverhältnisse vollständig.

## II.

Hauptsächlich die Steigerung der Getreidepreise auf dem Weltmarkte und die wachsende Industrialisierung Rußlands<sup>1</sup> bewirkten auch für Rußland eine stetige und langanhaltende Preissteigerung. Setzt man den Durchschnittspreis eines Pud sämtlicher Getreidearten auf den russischen inländischen Hauptmärkten für das Jahrzehnt 1893 bis 1897 gleich 100, so betrug er in den sieben Jahren 1898 bis 1904 schon 128 und in den acht Jahren 1905 bis 1912 sogar 165.

Da in den 50 Gouvernements des europäischen Rußland jährlich etwa  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Pud<sup>2</sup> Getreide verkauft werden, bedeutet die Steigerung des Getreidepreises um ungefähr zwei Drittel, daß jährlich etwa 850 Millionen Mark mehr der russischen Landwirtschaft zufließen als bei den alten Preisen.

Dieser reiche Zustrom neuer Geldmittel machte die Landwirtschaft viel lohnender und bereitete schließlich dem früher beobachteten Sinken des jährlichen Getreidequantums pro Kopf der Bevölkerung ein Ende. Im Laufe der letzten zehn Jahre hält das Wachstum der Produktion der landwirtschaftlichen Erzeugnisse im allgemeinen schon gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung. Die technischen Errungenschaften, die Kreditgenossenschaften, die Organisation der agronomischen Hilfe usw. entwickeln sich nun außerordentlich schnell. Die hergebrachte Dreifelderwirtschaft fängt an, vor den einrückenden intensiveren Wirtschaftssystemen zurückzutreten. Eine Vorstellung von dem Umfang und dem Tempo der vor sich gehenden Umwälzungen können ein paar Beispiele geben.

Im Jahre 1900 wurden in ganz Rußland für 23 Millionen Rubel landwirtschaftliche Maschinen und Geräte verkauft, 1912 für 120 Millionen Rubel (+ 400 Prozent). An Mineraldünger wurden im Jahre 1901 im ganzen 7 Millionen Pud verbraucht, 1912 56 Millionen Pud. An agronomisch vorgebildetem Personal standen im Jahre 1900 nur 200 Mann im öffentlichen Dienste, Ende des Jahres 1913 deren 9935. Die ländlichen Kreditgenossenschaften zählten im Jahre 1905 ca. 400 000 Mitglieder, anfangs 1914 7 Millionen. Die Zahl der Metallgeräte zum Auf-

<sup>1</sup> Die Zahl der steuerpflichtigen städtischen Wohnungen nahm von 1905 bis 1911 um 35 Proz. zu (mehr als ein Drittel). Die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung der 50 Gouvernements zählte am 1. Januar 1914 39 Millionen von einer Gesamtbevölkerung von 126 Millionen.

<sup>2</sup> 1 Pud = fast 17 Kilo. Die durchschnittliche jährliche Getreideproduktion in den 50 Gouvernements in den 6 Jahren 1908—1913 (=  $3\frac{1}{2}$  Milliarden Pud) betrug 79 Proz. der Gesamtproduktion des Reiches.

brechen und zur Beackerung des Bodens war vor 20 Jahren noch ganz unbedeutend. Jahrhunderte folgten auf Jahrhunderte, und in Rußland herrschten noch immer unumschränkt ein primitiver Holzpflug, „Socha“ genannt, und die Egge mit Holzzinken. Aber bei der amtlichen Registrierung der landwirtschaftlichen Maschinen und Ackergeräte vom 1. Januar 1911 ergab sich schon, daß die primitive Socha nur 43 Prozent aller zum Aufbrechen des Bodens benutzten Ackergeräte ausmachte, und die Egge mit Holzzinken gar nur 25 Prozent derjenigen, die zur Lockerung des Bodens dienten. Fast nirgends vollzog sich schneller als in Rußland der gewaltige Übergang zum „eisernen Zeitalter“, zwar nicht vom steinernen, doch vom hölzernen.

Andererseits verschwand allerdings z. B. in den sieben Jahren von 1907 bis 1913 in den 50 Gouvernements ca. eine Million Bauernwirtschaften. 800 000 Bauernfamilien verkauften ihren Grund und Boden, die übrigen verpachteten ihn und wanderten nach Sibirien aus.<sup>1</sup>

### III.

Der Großgrundbesitz nimmt in Rußland von Jahr zu Jahr ab. Aber die Fläche des kapitalistisch bearbeiteten Bodens innerhalb des Großbesitzes nimmt unaufhaltsam von Jahr zu Jahr zu. Dieses Ergebnis der Preissteigerung für die Produkte der Landwirtschaft wird durch alle statistischen Aufnahmen der letzten zehn Jahre bestätigt.

Im Gouvernement Poltawa verringerte sich die zu Ackerbau benutzte Bodenfläche des Großgrundbesitzes, d. h. derer, die mehr als 50 Desjatinen innehatten (hauptsächlich Adelige) vom Jahrfünft 1903 bis 1907 bis zum Jahrfünft 1908 bis 1912 um 10 Prozent; dieser Teil wurde von den Kleinbesitzern (Bauern) aufgekauft. Trotzdem stieg die Menge des in Großbetrieben (über 50 Desjatinen) produzierten Getreides in derselben Zeit von 21,5 Prozent auf 31 Prozent der gesamten Ernte des Gouvernements. In der Tat dehnten die Gutsbesitzer die eigene kapitalistische Landwirtschaft auf ihrer verringerten Besitzfläche von 356 000 auf 578 000 Desjatinen aus, während die bebauten Fläche der kleinen Landwirte sowohl auf ihrem eigenen als auch auf den bei den Großgrundbesitzern gepachteten Ackern beinahe unverändert blieb: sie stieg nur von 1 913 000 auf 1 935 000 Desjatinen. Der Grundbesitz der Kleinbauern hat sich wohl ausgedehnt, nicht aber ihre Landwirtschaft. Während noch vor zehn Jahren der größere Teil des zu bebauenden Ackers der Großbesitzer an die Bauern verpachtet wurde, stehen jetzt von 995 000 Desjatinen 578 000 im eigenen kapitalistischen Betrieb der Großbesitzer, und nur 417 000 bleiben noch an die Bauern verpachtet und von ihnen primitiv bearbeitet.<sup>2</sup> Die Gutsbesitzer gehen also schnell von der feudalen Bauernausbeutung zur kapitalistischen Ausbeutung der Landarbeiter über.

In dem noch größeren Gouvernement Cherson (3 900 000 Desjatinen beitelster Fläche im Jahre 1912) vollzieht sich derselbe Prozeß. Die adeligen Großgrundbesitzer verloren hier im Laufe der letzten 20 Jahre hundert-

<sup>1</sup> Gegenwärtig leben in den 50 Gouvernements 12 Millionen Bauernfamilien (76 Millionen Seelen) und zirka 2 Millionen Landarbeiterfamilien (10 Millionen Seelen).

<sup>2</sup> Statistisches Jahrbuch, Gouvernement Poltawa. 1913.

tausende Desjatinen Land, und trotzdem vergrößerte sich die bestellte Fläche im kapitalistischen Ackerbau der Großbesitzer vom Jahrfünft 1891 bis 1895 bis zum Jahrfünft 1909 bis 1913 um 70 Prozent. Dieser Prozeß setzte hier sogleich nach dem Umschwunge in den Getreidepreisen ein. Charakteristisch sind die Verhältnisse im Kreise Elisawetgrad (=  $\frac{1}{4}$  des Gouvernements), wo der Großgrundbesitz vom Jahre 1896 bis 1905 sich um 62 000 Desjatinen verminderte. Für diesen Kreis wurden folgende Ausgaben ermittelt:<sup>1</sup>

	Im Durchschnitt	
	1895—1899	1900—1904
1. Der durchschnittliche lokale Getreidepreis pro Pud . . . . .	49 Kopeken	61 Kopeken
2. Reingewinn pro Desjatine bestellter Fläche im bäuerlichen Betrieb . .	469 "	760 "
3. Die Wertschätzung der pro 1 Desjatine nötigen menschlichen Arbeitsleistung	500 "	543 "
4. Pachtzins pro 1 Desjatine . . . . .	980 "	1291 "
5. Reingewinn pro 1 Desjatine bestellte Fläche im kapitalistischen Ackerbau des Großbesitzes . . . . .	864 "	1488 "
6. Vom Gutsbesitzer verpachtetes zu bebauendes Ackerland . . . . .	87 000 Desjatinen	51 000 Desjatinen
7. Größe der bestellten Fläche im Eigenbetrieb der Großgutsbesitzer . . .	240 000 "	299 000 "
8. Prozentsatz der letzteren zur Gesamtgröße der bebauten Fläche des Kreises . . . . .	29,8 Prozent	33,1 Prozent

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in den Gouvernements Seltaterinoslaw, Saratow, Taurien, Kiew und Don, überall, wo statistische Aufnahmen gemacht wurden.

Auf das gesamte Wirtschaftsgebiet Rußlands bezogen, läßt sich diese Entwicklung durch zwei Zahlen illustrieren. Der adelige Landbesitz (fast ausschließlich ist dieser in Rußland mit dem Begriff „Großgrundbesitz“ gleichbedeutend) ging vom Jahre 1905 bis zum Jahre 1914 um 9 Millionen Desjatinen zurück. Die Einfuhr von „komplizierten“ landwirtschaftlichen Maschinen, die nur in den landwirtschaftlichen Großbetrieben verwendet werden<sup>2</sup>, nach Rußland betrug im Jahre 1908 7,4 Millionen Rubel, im Jahre 1910 14,2 Millionen Rubel, im Jahre 1912 26,6 Millionen Rubel, d. h. der Wert der Einfuhr verdoppelte sich alle zwei Jahre.

Der kapitalistische Großbetrieb in der Landwirtschaft, der vor 20 Jahren schätzungsweise nur 6 Prozent des gesamten Getreides produzierte, liefert jetzt schon annähernd 12 Prozent. Nicht weniger als die Hälfte aller im Großgrundbesitz benutzten Anbaufläche wird jetzt von den Gutsbesitzern selbst kapitalistisch bewirtschaftet. Der in den letzten Jahren besonders grell hervortretende Einfluß der Großgrundbesitzer auf das politische Leben Rußlands ist offenbar auf das Wachstum ihrer wirtschaftlichen Macht zurückzuführen.

<sup>1</sup> Barin: Perspektiven der südrussischen Landwirtschaft. 1910.

<sup>2</sup> Die russische Zollstatistik bezeichnet mit dem Namen „kompliziert“ nur Dampf- pflüge, Dampf Dreschmaschinen, Garbenbindemaschinen und andere Geräte, die in den Kleinbetrieben nicht verwendet und in Rußland fast gar nicht fabriziert werden.

Die obenerwähnten Angaben z. B. vom Elisawetgrader Kreise ermöglichen es bereits, einheitliche Erklärung für beide Erscheinungen zu finden: sowohl für die Verringerung des Großgrundbesitzes wie auch für die Erweiterung des eigenen kapitalistischen Ackerbaus der Großgrundbesitzer. Bei hohen und bei niedrigen Getreidepreisen ist der Reingewinn der kapitalistischen Betriebe auf großen Gütern immer höher als in der Bauernwirtschaft.<sup>1</sup> Unter bestimmten sozialen Verhältnissen aber (die die obenerwähnte feudale Form der Verpachtung an die Bauern ins Leben rufen) ist bei niedrigen Getreidepreisen für den Großgrundbesitzer die Verpachtung an die Bauern noch lohnender als der eigene Betrieb. Als nun die Preise in die Höhe gingen und die kapitalistische Landwirtschaft als die lohnendere sich herausstellte (im Vergleich mit Kleinpacht), gingen die Großgrundbesitzer an; die Verpachtungen immer mehr einzuschränken, um ihre eigene Wirtschaft zu erweitern. Diejenigen Gutsherren aber, die keine Mittel hatten, um sich die zur Eigenwirtschaft notwendigen Geräte, Bauten usw. zu verschaffen, verkauften mit Freuden ihren Grund und Boden. Der Bodenpreis stellte unter diesen Verhältnissen eine kapitalisierte Grundrente dar, die eigentlich nur die mögliche Zukunftsrente war; der Verkaufspreis sicherte auf diese Weise ein höheres Einkommen als der Pachtzins der Bauern.

Den größeren Gütern stehen selbstverständlich bedeutendere Geldmittel zum Inventarankauf usw. zur Verfügung. Es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn schon im Jahre 1905 eine Steigerung der Durchschnittsgröße der Güter der Großbesitzer konstatiert werden konnte bei gleichzeitiger Verringerung der absoluten Gesamtfläche.<sup>2</sup> Das war der Fall in den Gouvernements Wilna, Witebsk, Kowno, Kurland, Estland, Pskow, Oloneß, Jaroslaw, Wladimir, Wjatka, Perm, Drenburg, Kursk, Charkow, Wolhynien. In diesen Gouvernements liegt mehr als die Hälfte allen Großgrundbesitzes Rußlands; rechnet man die Wälder des nördlichen Rußland ab, so liegen hier sogar fast drei Viertel des Großgrundbesitzes. Die von russischen lokalen Selbstverwaltungen angestellten statistischen Registrierungen gestatten, manche interessante Einzelheiten über den Ausbau der verschiedenen landwirtschaftlichen Wirtschaftstypen festzustellen. Wir wollen hier ein paar Fragen herausgreifen.

#### IV.

Das Schwinden der vorkapitalistischen Verwaltungs- und Ausnutzungformen auf den Großgrundbesitzungen und die Zunahme der bebauten Fläche im kapitalistischen Betrieb dieses Großgrundbesitzes gehen in Rußland Hand in Hand mit der Steigerung der Intensität der Landwirtschaft, welche sich unter dem Zeichen der hohen Preise auf dem Weltmarkt abspielt.

Die frühere Dreifelderwirtschaft hatte die äußerste Grenze ihrer Daseinsmöglichkeit erreicht, was sich kundgab durch Hungersnöte, durch Verarmung des Bodens, durch Sinken der Ernteerträge. Die Dreifelderwirtschaft ist

<sup>1</sup> Zugleich liefert die erstere in Rußland mehr Rohprodukt, im Elisawetgrader Kreise z. B. 50 Proz. mehr.

<sup>2</sup> Nur im Gouvernement Minsk hat die Gesamtfläche des Großgrundbesitzes zugenommen.

also jetzt ökonomisch unvorteilhaft geworden. Die Krise der Dreifelderwirtschaft, die sich Ende des 19. Jahrhunderts abspielte, stellte die Landwirtschaft vor eine Alternative: entweder mußte sie fast mit Notwendigkeit immer mehr zurückgehen oder sie mußte zu neuen, nicht ausschließlich, wie bisher, auf die Getreidearten sich beschränkenden Kulturen fortschreiten zur Benutzung von modernen Maschinen, Geräten und von Kunstdünger, zur Anwendung der Erfahrungen und Fortschritte der wissenschaftlichen Agronomie usw.

Die industrielle Entwicklung Rußlands, das Wachstum der Städte usw. schufen eine genügende Nachfrage auch nach den anderen Erzeugnissen der Landwirtschaft außer dem Getreide und gaben der Landwirtschaft dadurch die Möglichkeit intensiver Ausnutzung des Bodens. Der Stand des Getreidemarktes brachte die dazu nötigen Geldmittel auf. Selbstverständlich standen diese Geldmittel nur denjenigen zur Verfügung, die Getreide verkauften, d. h. den Gutsbesitzern, den Groß- und (in erheblich geringerem Maße) auch den Mittelbauern.

Doch ist die Bevölkerungsdichtigkeit in Rußland im Vergleich zu denjenigen in Westeuropa so gering, daß an eine intensive Wirtschaft solcher Art wie z. B. in Belgien u. a. noch gar nicht zu denken ist. Im Jahre 1912 hatten die 46 Gouvernements des europäischen Rußland (mit Ausnahme also der vier sehr spärlich bevölkerten Gouvernements Archangel, Wologda, Oloneß und Astrachan) eine Bevölkerungsdichtigkeit von 42 pro Quadratwerst, während in Deutschland im Jahre 1910 schon 136 auf dieselbe Fläche kamen. Selbst wenn die gegenwärtige rasche Bevölkerungsvermehrung im europäischen Rußland auch für die Zukunft anhalten sollte, würde Rußland doch erst in 80 Jahren den jetzigen Stand der Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands erreichen.

Deshalb handelt es sich gegenwärtig in Rußland nur um die Anfangsstadien der Vermehrung des Arbeits- und Kapitalaufwands, um den Übergang von extensiver Dreifelderwirtschaft zu verbesserten, wenn auch noch auf dem Getreidebau beruhenden Systemen.

Das rasche Wachstum der kapitalistischen Großbetriebe in der russischen Landwirtschaft bewirkte eine außerordentlich rasche Zunahme der Zahl der Landarbeiter und erzeugte erst die Bedingungen zur Bildung einer besonderen Landarbeiterklasse.

Statistische vergleichende Erhebungen über die Entwicklung des kapitalistischen Betriebes im Gutsbesitz verschiedener Größe sind für 31 Kreise der Gouvernements Petersburg, Kursk, Kaluga, Tambow, Wologda, Mißnij-Nowgorod, Saratow, Smolensk, Charkow und Poltawa vorhanden.<sup>1</sup>

In der Verteilung der Kulturen sind die größeren Betriebe den kleineren weit überlegen. Mit der wertvolleren Winterfaat sind z. B. im Kreise Starobjelsk (Gouvernement Charkow) in den kleineren Betrieben 5,1 Prozent der Acker bestellt, in den größeren 17,1 Prozent. Dasselbe findet man überall, z. B. im Nachbargouvernement Poltawa, wo die entsprechenden Zahlen 1,2 Prozent und 15,5 Prozent betragen. Auch die Wurzelfrüchte und ähnliche Gewächse, die einer besonders sorgfältigen Pflege bedürfen und welche, wie zuweilen gesagt wird, „naturgemäß“ als Produkte der Kleinwirtschaft gelten, nehmen im Gouvernement Poltawa

<sup>1</sup> Zusammenstellung von Dganowski 1908, Petrograd, und von Larin 1914, Charkow.

in allen bäuerlichen und Gutswirtschaften unter 1000 Desjatinen nur 4,2 Prozent, in denjenigen aber über 100 Desjatinen 15 Prozent des gesamten bebauten Bodens ein.

Tatsächlich ist auch der Bodenertrag aller dieser Früchte im Großbetriebe wesentlich größer als im Kleinbetrieb. So war der Ertrag an Getreide pro Desjatine in Klein- und Großbetrieben im Gouvernement Poltawa in der Periode 1903—1912 beziehungsweise 52 gegenüber 82 Pud (+ 60 Prozent), im Gouvernement Cherson: 32 gegenüber 49 Pud (+ 50 Prozent); und so ist es überall. Und mit den Wurzelfrüchten verhält es sich ebenso:

Der Ertrag der Desjatine war:<sup>1</sup>

Betriebe	Witerrüben	Süßerrüben	Tabak	Kartoffeln	Seinlinsen	Kubiklinsen	Hanflinsen	Sonnenblumenterne	Bohnen	Zwiebeln	Erbsen
unter 100 Desjatinen	813	789	88	488	52	42	35	59	70	142	62
über 100 Desjatinen	989	930	100	570	58	49	39	65	78	164	67

Im Großbetriebe wird also nicht nur eine größere Fläche mit den Wurzelfrüchten usw. bebaut, sondern auch im Verhältnis zur Flächeneinheit wird daselbst ein größerer Ertrag erzielt als im Kleinbetrieb. Der Kleinbetrieb ist in beiden Fällen mehr extensiv als der Großbetrieb.

Wenn wir den Ertrag nicht auf 1 Desjatine der bestellten Fläche, sondern auf die Fläche des gesamten Kulturbodens (ausschließlich Wald) beziehen, so finden wir, daß z. B. im Gouvernement Poltawa die großen Betriebe nach Gewicht 16,4 Prozent mehr als die kleinen und dem Werte nach noch erheblich mehr produzieren, da die wertvolleren Kulturen in den landwirtschaftlichen Großbetrieben eine verhältnismäßig größere Fläche umfassen als in den kleineren.

Auch die Reingewinne sind in den intensiv betriebenen Großbetrieben wesentlich günstiger als in der Bauernwirtschaft.

Der landwirtschaftliche Großbetrieb ist also im jetzigen Rußland nicht nur lohnender, sondern auch in allen Beziehungen vollkommener als der Kleinbetrieb. Nun bekam die herrschende Klasse Rußlands ein Interesse an der Hebung der Kultur und Wirtschaft des Bauerntums; denn die adligen Gutsbesitzer haben sich in ihrer Mehrzahl aus ausschließlichen Pachtzinskonsumenten in Getreideproduzenten verwandelt.<sup>2</sup> Sie brauchten nun auch eine intelligente Arbeiterschaft, ein kräftiges Bauerntum, um die Qualität des russischen Getreides und dessen Preis auf dem Weltmarkte hochzuhalten. Und deshalb sind sie jetzt bestrebt, die bäuerlichen Zwergwirtschaften zu beseitigen, deren Besitzer sie früher als Pächter benötigten.

<sup>1</sup> In Pud (Gouvernement Poltawa).

<sup>2</sup> Dementsprechend gewann auch die Regierung Interesse am Getreidehandel und seiner Organisation. So hat z. B. die Reichsbank im inneren Rußland seit 1910 Speicher mit Elevatoren gebaut, welche 80 Millionen Pud Getreide fassen (bis dahin war kein einziger im inneren Rußland vorhanden). Die Summe, welche die Reichsbank für Getreide als Pfandobjekt ausgezahlt hat, betrug im Jahre 1909: 35 Millionen Rubel, 1910: 58 Millionen Rubel, 1911: 86 Millionen Rubel, 1912: 110 Millionen Rubel, 1913: etwa 200 Millionen Rubel.

Die bäuerliche Landwirtschaft Rußlands stand im letzten Jahrzehnt nicht nur unter dem Einfluß hoher Getreidepreise, sondern auch unter der Einwirkung der im Grunde neuen sozialökonomischen Politik der Regierung. Diese hat angefangen, die Tendenzen, die aus der Entwicklung der Produktivkräfte entstanden, bewußt zu fördern. Auf diese Weise sicherte sie sich die Freundschaft eines Teils der ländlichen Bevölkerung, nämlich des Großbauerntums, das früher in voller Feindschaft dem Adel gegenüberstand. Zugleich schwanden die Expropriationsträume eines anderen Teiles der Landbevölkerung, der Landarbeiter, allmählich dahin.

Früher war die Auswanderung nach Sibirien verpönt, fast untersagt, damit sich die kompakten Schichten der kleinen Zwangspächter in den 50 Gouvernements nicht zu sehr lichteteten. Jetzt wird sie dagegen gefördert. In den Jahren 1906—1912 überstieg schon die Zahl der Auswanderer drei Millionen Seelen. Die „Einlösungsabgaben“, die nach der Größe des bei der Bauernbefreiung (1861) von den Bauern erhaltenen Bodenanteils bemessen werden (zirka 200 Millionen Mark jährlich), wurden 1906 aufgehoben und durch eine bedeutende Preiserhöhung des Branntweins<sup>1</sup> ersetzt. Da die unteren und mittleren Schichten der Bauernschaft die Hauptkonsumenten des Schnapses sind, so wurde damit eine bedeutende Entlastung des Großbauerntums erzielt.

Die Bauern erhielten (1906) das Recht, ihre Anteile am Gemeindeland zu verkaufen und zu verpfänden (an die Bauernbank), auch Wechsel auszustellen. Außerdem wurde den Großbauern das Recht eingeräumt, die überschüssigen Teile des Gemeindelandes, die sich zufällig und vorübergehend in ihren Händen zur Benutzung befanden, in festen Besitz zu nehmen, wobei ihnen die sehr niedrigen Bodenpreise des Jahres 1861 angerechnet wurden. Ein dichtes Netz von ländlichen Kreditgenossenschaften wurde geschaffen und 1600 Millionen Mark (darunter zirka 500 Millionen Mark Staatsgeld) in diese hineingesteckt; 70 Prozent dieser Summe sind dem Großbauerntum zuteil geworden (nach amtlichen Berichten). Es sind Maßregeln getroffen worden, um den Uebergang von der Dreifelderwirtschaft zu etwas weniger primitiven Feldwirtschaftssystemen zu fördern, unter anderem auch durch das Zusammenlegen der im Besitze einer Person befindlichen und vielerorts zerstreuten Landstücken zu einem kompakten Bauernbesitz. Ueber eine Million Bauernfamilien (1 270 000), die dank solcher Maßnahmen in den Jahren 1907—1913 ihre allerorts zerstreuten Grundstücke zu einem kompakten Gut vereinigten, haben durchschnittlich je 10 Deßjatinen pro Familie. Hingegen hatte der Durchschnittsbesitz der beinahe eine Million zählenden Bauernfamilien, die um dieselbe Zeit ihre Wirtschaften auflösten und verkauften, nur 3,6 Deßjatinen pro Familie betragen.

Ferner wird jetzt die allgemeine Volksbildung eingeführt, die Prügelstrafe für den Bauernstand ist schon 1904 abgeschafft und der an die Heimatgemeinde gebundene Paßzwang ist 1906 aufgehoben worden. Die selbständigen Bauern (nicht die Landarbeiter) erhalten das Recht, Mitglieder der lokalen Selbstverwaltungen („Semstwo“) ohne behördliche Bestätigung zu wählen und Beamtenstellen zu besetzen (1906). Tausende von agronomisch ausgebildeten Personen, die den Bauern mit Rat und Tat unent-

<sup>1</sup> In Rußland besteht bekanntlich staatliches Branntweinmonopol.

geltlich beistehen sollen, sind vom Staate und teilweise von den „Semstwo“<sup>1</sup> angestellt worden. Der letzte allrussische Agronomenkongreß in Kiew (1913) bestätigte in einer Resolution, daß die Hilfe der Agronomen fast ausschließlich von den Großbauern in Anspruch genommen wird. Und dies ist leicht erklärlich: wer zu wenig Land und gar keine Mittel besitzt, ist nicht imstande seine Wirtschaft zu verbessern, auch nicht mit Hilfe der besten unentgeltlichen Ratschläge.

Drei verschiedene Reihen der Erscheinungen haben die frühere Einheitlichkeit in den Wirtschaftsinteressen und in der politischen Gesinnung der gesamten bäuerlichen Bevölkerung untergraben: Erstens der Umschwung in der Regierungspolitik, die Hemmnisse aus dem Wege der fortschrittlichen Entwicklung des Großbauerntums weggeräumt und daselbe mit der Regierung ausgehöhnt hat. In zweiter Linie fing der Einfluß neuer Wirtschaftsmethoden der adligen Großgrundbesitzer an, das Kleinbauerntum, das sich nur durch Pacht zu halten vermochte, zu ruinieren. Endlich war der unter dem Einfluß steigender Getreidepreise sich immer mehr verschärfende Interessengegensatz zwischen den oberen und unteren Schichten der Bauernbevölkerung, zwischen bäuerlichen Getreide tausenden und Getreide verkaufenden Familien für die Bildung und das Wachstum einer sozial sich absondernden Klasse ländlichen Proletariats sehr günstig. Nicht nur industriell, auch landwirtschaftlich wird Rußland ein moderner Staat. Das ist einer der Gründe, die bewirken, daß die russische Armee heute in mancher Beziehung einen anderen Charakter trägt als zur Zeit des Krieges mit Japan.

## Die Kriegswirkungen im Baugewerbe.

Von August Winnig.

Die erste Wirkung der Mobilmachung war im Baugewerbe wie auf nahezu allen Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeit eine fast vollständige Stockung. Es war, als hätte ein Starrkrampf den Wirtschaftskörper befallen. Vielsach ruhte die Arbeit auf den Bauten schon in den ersten Tagen des Kriegszustandes; private und staatliche Bauten lagen still; leer und unheimlich öde sah es auf den Gerüsten aus, und bemerkte man einmal einen Menschen auf ihnen, so war es ein Arbeiter oder ein Handwerksmeister, der seine Werkzeuge und Geräte abholen oder in Sicherheit bringen wollte. Wo man zunächst noch bei der Arbeit blieb, weil keiner daran dachte, ihr Einhalt zu gebieten, da brachten dann die folgenden Tage den Stillstand. In der zweiten Kriegswoche erreichte die Lähmung ihren höchsten Grad. Um diese Zeit lagen wohl drei Viertel aller Bauten still.

Dieser Stillstand war nur zum geringen Teile durch zwingende Gründe verursacht. Es war allermeist die reine Kopflosigkeit, die schreckensvolle Ueberraschung, die den Menschen die Fähigkeit nahm, sich in den neuen Zuständen zurechtzufinden. Man hatte so oft von den wirtschaftlichen Folgen und Begleitererscheinungen des kommenden Krieges geschrieben, hatte sie in den grellsten Farben geschildert, und nun war die Zeit da, nun mußte der große Zusammenbruch erfolgen. Wer hatte da noch Neigung, arbeiten

<sup>1</sup> Die Mehrheit in den lokalen Selbstverwaltungen (Semstwo) gehört den Großgrundbesitzern.

zu lassen, Geld für die Herstellung von Werten aufzuwenden, die nur auf den Frieden, auf den ruhigen Fortgang nährsamem Erwerbes berechnet waren? Und wurde nicht alles in diesen Strudel hineingezogen? Ein unbestimmtes Gefühl der Unsicherheit beherrschte jeden, der für ein Vermögen zu sorgen hatte. Nur ein kleiner Teil der Unternehmer bewahrte so viel kaltes Blut, daß er ruhig weiterarbeiten ließ. Da kamen dann Umstände anderer und zunächst zwingender Art hinzu, die auch in solchen Fällen zur Einstellung des Betriebes führten. Hier hatte der Krieg die nötigen Arbeitskräfte, leitende technische oder kaufmännische Kräfte weggenommen, für die erst Ersatz geschaffen werden mußte, dort fehlte es an wichtigen Baustoffen, Eisen zunächst und Wertsteinen, die nicht herangebracht werden konnten, weil die Truppenverwaltung die vorhandenen Verkehrs- und Transportgelegenheiten für ihre Zwecke beanspruchte.

Von der dritten Kriegswoche an begann eine leise Besserung. Der Selbsterhaltungstrieb des Wirtschaftslebens regte sich und rebellierte gegen diesen Zustand, der bei längerer Dauer zum wirklichen Zusammenbruch führen mußte. Arbeiter- und Unternehmerverbände stellten der Deffentlichkeit und vor allem den Behörden vor, welche Schäden ein weiterer Stillstand der Bauarbeit den allgemeinen wirtschaftlichen Interessen zufügen müsse. Aber zögernd nur gab man diesen Mahnungen nach. Die beschäftigungslosen Bauarbeiter versuchten besonders in der Landwirtschaft, die einen starken Bedarf nach Arbeitskräften zur Bewältigung der Ernte hatte, unterzukommen. Die Verhandlungen und Verabredungen zwischen der Reichsregierung und den Gewerkschaftsvorständen hatten dem die Wege ebnen sollen. Aber die Entlastung des Arbeitsmarktes war nur gering. Gute Patrioten, aber schlechte Beurteiler wirtschaftlicher Zusammenhänge hatten die Scharen Jung-Deutschlands zur Erntearbeit aufgerufen. Die Landwirte, die bei aller aufdringlichen Betonung ihrer vaterländischen Gesinnung niemals aufhören, die möglichen Profite scharf zu kalkulieren, erkannten die Gunst der Lage und machten sich das starke Angebot von Arbeitskräften zunutze. Sie zahlten die in den erwähnten Verhandlungen vereinbarten Löhne (mindestens die ortsüblichen Tagelöhne bei freier Wohnung und Beköstigung) nur in sehr seltenen Fällen, sondern allermeist bedeutend weniger, und verlangten des öfteren auch die Arbeit nur für die Gewährung der freien Station. Die Hoffnungen, die man hierauf gesetzt hatte, zerschlugen sich. Der Bedarf der Armeeverwaltung an Arbeitskräften kam für das Baugewerbe nur insoweit in Betracht, wie es sich um den Bau von Baracken handelte; dem Zimmergewerbe wurde dadurch einige, allerdings schnell vorübergehende Arbeitsgelegenheit geboten. Gegen Ende August war etwa die knappe Hälfte der Bauarbeiter beschäftigt, die vor dem Kriege in Arbeit gestanden hatten; ein reichliches Drittel war zum Heeresdienst einberufen worden, ein Fünftel war arbeitslos. Damit hat man aber noch keinen Maßstab für die Tätigkeit im Baugewerbe selbst; von den in Arbeit stehenden Arbeitern waren viele außerhalb ihres Berufes beschäftigt. In welchem Umfange das der Fall war, kann man nur schätzen, nicht nachweisen. Man wird vielleicht der Wahrheit nahe kommen, wenn man annimmt, daß das Baugewerbe Ende August ungefähr ein Drittel der Arbeitskräfte beschäftigte, die vor dem Kriege in ihm Verdiensten fanden.

Die beiden folgenden Monate brachten dann eine erhebliche Besserung. Sie war vornehmlich die Wirkung der unaufhörlichen Vorstellungen der Arbeitervertreter und anderer so oder so interessierter Leute, die die Behörden drängten, nicht nur die begonnenen Arbeiten fortzuführen, sondern auch neue Bauvorhaben vorbereiten und in Angriff nehmen zu lassen. Aber selbst dort, wo der gute Wille und die Geldmittel dazu vorhanden waren, gelang das nicht in allen Fällen. Die starke Beanspruchung der Transportmittel durch die Heeresverwaltung, nicht nur der Schienenwege, sondern auch der Kraftwagen und der Pferde, erschwerten das Herbeischaffen mancher Baustoffe in nicht geringem Maße. Nur wo der Wasserweg zu benutzen war, der besonders für den Transport von Ziegeln, Sand, Kies und Zement in Betracht kommt, ließ sich die Baustoffbeschaffung ungehindert durchführen. Insbesondere bot der Transport des heute so viel benutzten Eisens große Schwierigkeiten. Erst als der Truppentransport nachließ, traten hier leidlich geregelte Verhältnisse ein.

Im Oktober wirkten zwei Umstände entlastend auf den Arbeitsmarkt. An einigen Plätzen der besetzten feindlichen Gebiete läßt die Heeresleitung größere Bauarbeiten vornehmen, die mehreren Tausend Arbeitern Beschäftigung bieten. In Ostpreußen begann man mit den Aufräumungsarbeiten in den zerstörten Gebieten und mit der Erstellung vorübergehender Unterkunftsräume für die zurückgekehrte und zurückkehrende Bevölkerung. Hier ist der Bedarf nach Arbeitskräften so lebhaft, daß zum Teil Arbeitslose aus Mitteldeutschland herangezogen werden müssen. Aber auch im übrigen Lande ist man wieder in größerem Umfange an die Arbeit gegangen. Die vor dem Kriege begonnenen Bauten werden fertiggestellt, wo es irgend möglich ist, d. h. wo der Unternehmer oder Bauauftraggeber über die nötigen Barmittel verfügt.

Die erste Wirkung des Kriegszustandes auf dem Geldmarkt war eine absolute Erstarrung, teils eine Aeußerung der erwähnten Kopflosigkeit, teils die Folge des Bargeldbedarfs der Reichsbank, der die kleinen und mittleren Bankgeschäfte, die in der Hauptsache die Baugeld- und Hypothekervermittlung in der Hand haben, von den Barmitteln entblöhte oder sie doch zwang, ihre Bestände festzuhalten. Dieser Umstand machte es in der ersten Zeit unmöglich, die begonnenen Spekulationsbauten und zum Teil auch die kleineren Eigenbauten fortzuführen. Die Erstarrung wich allmählich, man faßte wieder Vertrauen, und daneben erwog man, daß das Uebel nur noch verschlimmert würde, wenn die begonnenen und halbfertigen Bauten unvollendet und den zerstörenden Einflüssen der Herbst- und Winterwitterung preisgegeben blieben. Reich und Einzelstaaten griffen helfend ein, indem sie die Gründung von Darlehnskassen entweder selbst vornahmen oder durch Leistung von Kapitalien oder Bürgschaften förderten. Allerdings sieht es so aus, als bliebe doch ein Teil der begonnenen Bauten unvollendet liegen. Das wäre natürlich mit empfindlichen Verlusten verbunden, denn Rasse und Frost würden viel Arbeit und Material zerstören oder entwerten. Aber zurzeit sind die Dinge noch in der Entwicklung und darum nicht abschließend zu beurteilen.

Uebrigens bestehen zwischen den verschiedenen Landesteilen bemerkenswerte Unterschiede. Eine nur geringe Einbuße erlitt das Baugewerbe in Westfalen und in der Rheinprovinz, wo die Industrie die begonnenen Ar-

beiten so gut wie ausnahmslos fertigstellen läßt. In den Ostseegebieten ging ein Teil der Arbeitslosen zur Landarbeit über, so daß die Einschränkung der Bauarbeit dadurch vorläufig ausgeglichen werden konnte. Außerordentlich stark war — und ist heute noch — die Lähmung in Süddeutschland, am stärksten (aus militärischen Gründen) im Reichslande. Die Mitte zwischen beiden Extremen halten Brandenburg, Sachsen, Thüringen und die nord- und nordwestdeutschen Gebiete.

Man kann bei dieser Sachlage aussprechen, daß die Gegenwartsorgen nicht sehr groß sind. Um so dunkler stellt sich dagegen die Zukunft dar.

Die beschlossenen Arbeiten auf Rechnung öffentlicher Haushalte werden voraussichtlich auf mehrere Monate einem Bruchteil der Bauarbeiter Beschäftigung bieten. Man hat über den Umfang dieser Arbeiten keinen genügenden Ueberblick, um mehr sagen zu können. Sehr bedeutend ist der Anteil der öffentlichen an der allgemeinen Bautätigkeit nie gewesen; er ist in dieser Zeit größer als sonst, aber die laufenden Arbeiten werden fertiggestellt werden und die durch Ansprüche verschiedenster Art erschöpften öffentlichen Kassen werden nur mit äußerster Zurückhaltung an neue Projekte herantreten, zumal ja auch ganz dringende Bedürfnisse nicht vorhanden sein werden. Man muß die Erwartungen in dieser Hinsicht also sehr niedrig stellen. Von weit größerer Bedeutung ist für das Baugewerbe das Baubedürfnis der Industrie. Wer möchte im Hinblick darauf besondere Hoffnungen äußern? Ein Teil unserer Industrie liegt wegen der Versperrung der Ausfuhrwege ganz danieder. Er wird sich vor dem Friedensschluß auch nicht erholen können. Und nachher? Vielleicht — hoffentlich — wird unsere Industrie die alten Absatzgebiete allmählich zurückerobern, aber sie wird ihren Absatz vorläufig nicht in dem Umfange steigern können, daß sie zu nennenswerten Erweiterungen ihrer Anlagen schreiten müßte. Schon die Verluste, die sie jetzt erleidet, werden sie veranlassen, sich nach der Decke zu strecken und nur in äußersten Bedarfsfällen zu bauen. Je länger der Krieg dauert, um so trüber zeigt sich die Zukunft.

Noch ungünstiger sind die Ausichten für den Bau von Wohnungen. Die — mit Ausnahme der Kriegslieferanten, Landwirte und Spekulanten — allgemeine Einschränkung der Einkommen wird sich zweifellos in einem Zurückschrauben der Wohnungsansprüche äußern und äußert sich jetzt schon in dieser Weise. Familien, die sonst fünf Zimmer bewohnten, richten sich jetzt mit viere oder dreien ein. Die Auflösung von Familien durch die Kriegsverluste im Felde mag nicht von besonderer Bedeutung sein, wird aber ebenfalls einen gewissen Einfluß ausüben. Der Fortgang von einigen Hunderttausend Ausländern, der nicht in wenigen Monaten wieder ausgeglichen werden kann, wirkt in der gleichen Richtung. Die schlimmste Wirkung dieser Umstände ist aber nicht einmal die Verringerung des Wohnungsbedarfs, sondern ihre Wirkung auf die Unternehmungslust und auf das Verhalten des Geldmarktes. Die städtische Grundrente wird sinken; viele Wohnungen und besonders viele größere Wohnungen werden leerstehen, die Mietausfälle werden steigen: der Anreiz zum Wohnungsbau wird sich verringern, und das Kapital, das seit mehr als zehn Jahren dem Baugewerbe sehr spröde gegenüberstand, wird noch zurückhaltender werden.

Das Verhalten des Geldmarktes wird allerdings mehr als alles andere vom Ausgange des Krieges abhängen. Kann die Industrie ein starkes Geld-

bedürfnis entwickeln, so wird die Schwierigkeit der Baugeld- und Hypothekenbeschaffung zu einem schwerdrückenden Notstand werden. Dann wird die öffentliche Organisation des Realkredits zu einer unabmeisbaren Notwendigkeit. Aber auch dann, wenn das nicht der Fall sein sollte, wenn dem Baugewerbe die drückende Sorge der Geldbeschaffung erleichtert würde, so wäre damit wenig gebessert — es fehlt eben unter allen denkbaren Umständen an dem zwingenden Bedürfnis, den Wohnungsbau zu forcieren. Der Wiederaufbau unserer zerstörten Orte wird zwar eine Erleichterung schaffen, aber dem steht gegenüber, daß dann auch mehr als hunderttausend Bauarbeiter, die heute unter der Fahne stehen, zurückgekehrt sind und nach Verdienst verlangen.

Selbst die rosigste Betrachtung kann diese Tatsachen nicht übersehen. Der Krieg wird noch schwere Opfer wirtschaftlicher Art fordern, schwerere, als das Volk bisher ertragen hat.

Gewiß kann man Umstände anführen, die für eine günstigere Beurteilung sprechen. So z. B. die Abschiebung einer großen Masse ausländischer Arbeiter, insbesondere italienischer und russischer Erdarbeiter. Wir haben kein Verlangen nach ihrer Rückkehr; aber wird der Patriotismus der Unternehmer und der Fiskalbehörden den Lockungen widerstehen, die die Genügsamkeit dieser armen Teufel noch immer auf sie ausgeübt hat? Auch die bei einem Siege der deutschen Waffen fälligen Kriegskostenentschädigungen können günstigere Bedingungen für das Baugewerbe schaffen; aber sind diese heute nicht noch das Fell des Bären?

Unter solchen Umständen sind natürlich auch die Ausichten für die Organisationen der Bauarbeiter nicht gut. Ihre Geldrüstung wird, so stark sie war und auch heute noch sein mag, nicht stark genug sein, um sich den kommenden Anforderungen gewachsen zu zeigen. Die Unterstüzung der Arbeitslosen wird gewaltige Summen kosten. Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse werden nur schwer durchzusetzen sein, so dringend und berechtigt das Verlangen danach sein wird. Da besteht dann die Gefahr einer größeren Abkehr von der Organisation, die leicht unheilvoll wirken kann. Wenn überhaupt etwas dazu angetan ist, der Zukunft des Baugewerbes mit einiger Hoffnung entgegenzusehen, so ist es der Zustand und die Tätigkeit seiner Organisationen. Es bleibt eine Großtat des baugewerblichen Organisationswesens, wie es der Allgemeinheit und den von ihm erfaßten Berufsgenossen in dieser Zeit gedient hat. Hunderttausende sind durch die von den Organisationen gewährten Unterstüztungen in diesen schweren Monaten vor dem völligen Versinken in das Elend bewahrt worden. Daneben haben die Organisationen sich mit ihrem ganzen Einfluß für die Schaffung von Arbeitsgelegenheit verwandt. Arbeiter und Unternehmer fanden sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, um gemeinsam die notwendigen Anregungen an Behörden und Private zu geben und um die Arbeitsvermittlung zu regeln. Und das Größte war der starke Schutz, den sie den bestehenden Lohn- und Arbeitsbedingungen gewährten. Ohne Verhandlungen und ohne Schwierigkeiten schlossen sie für die Zeit des Krieges untereinander und traten mit allem Nachdruck für die Aufrechterhaltung der bestehenden Tarifverträge ein. Sie konnten es und können es nur, wenn sie stark bleiben, wenn ihre Geschlossenheit und ihr Zusammenhalt nicht durchbrochen und gelockert wird. Sicherlich hat dazu der Geist der nationalen Einmütigkeit das

Seinige getan, die Furcht vor der öffentlichen Brandmarkung hat zusammen mit organisatorischer Weitsicht den Entschluß gezeitigt. Aber gerade darum ist es notwendig, daß die Organisationen auch nach dem Kriege, wenn die Spannkraft des nationalen Gedankens nachläßt, stark genug sind, um die Errungenschaften eines Menschenalters vor der Zerstörung zu schützen.

Die Organisationen sind der einzige Lichtschimmer in dieser ungewissen Trübnis. Die Arbeiter müssen sorgen, daß er nicht erlischt.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Zur Lage der Montanindustrie.

Förderung und Absatz der Kohlenindustrie. — Keine Arbeitslosigkeit im Kohlenbergbau. — Neue Absatzgebiete. — Der Brisset- und Kofsmarkt. — Preisausschläge im Zwischen- und Kleinhandel. — Die Wirkung des Krieges auf die Roheisenherzeugung. — Eisenerzförderung. — Das Minetteerevier Französisch-Lothringens. — Brachliegen der belgischen Eisenindustrie. — Rückgang der Roheisenproduktion.

Berlin, 28. November 1914.

Zu den großen Industriezweigen, die bisher verhältnismäßig noch am wenigsten unter der durch den Krieg bedingten veränderten Wirtschaftslage gelitten haben, gehören die Kohlen- und Roheisenindustrie. In den ersten Wochen nach der Mobilmachung stellte sich zwar zunächst, wie in manchen anderen Industriezweigen, auch in diesen eine starke Depression ein, so daß die Kohlenförderung des Ruhrreviers im August nur 54 Prozent, die Schwerkohlenproduktion gar nur 40 Prozent der Produktionsmenge des vorjährigen Augustmonats erreichte; aber die hier am 21. September in dem Bericht über den Wirtschaftsmarkt geäußerte Ansicht, Beschäftigung und Absatz beider Industrien würden sich schon in kurzem wesentlich bessern, hat volle Bestätigung gefunden.

Diese Annahme einer baldigen Besserung stützte sich vor allem auf die Erwägung, daß die Störung der Kohlenproduktion vornehmlich durch die plötzliche Entziehung zahlreicher, nicht sofort ersetzbarer Arbeitskräfte, durch den eingetretenen Wagenmangel und die Unmöglichkeit der Fortsetzung der bisherigen Ausfuhr nach dem Auslande herbeigeführt sei; sobald die Mobilmachung und die Beschlagnahme des Wagenparks durch die Truppenbeförderungen vorüber wäre, würde daher eine Heranziehung unbeschäftigter Arbeiter aus anderen Industrien erfolgen und die Wagengestellung, wenn auch wohl immer wieder bei neuen Truppentransporten zeitweilige Verladungs- und Verkehrshemmungen eintreten dürften, einen normalen Verlauf nehmen. Der fehlende Absatz nach den an der westlichen Grenze gelegenen Auslandsgebieten aber würde durch verstärkten Absatz teils nach Norddeutschland, teils nach Schweden, Dänemark und der Schweiz ersetzt werden, so daß schließlich keine wesentliche Abnahme des Kohlenexports, sondern nur eine Verschiebung seiner Richtung zu verzeichnen sein würde.

Daß die Rechnung richtig war, lehren die Berichte vom Kohlenmarkt, besonders des Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikats. Während in Zeiten guten Geschäftsganges im Ruhrrevier täglich den Zechen zur Verladung ungefähr 30 000—32 000 Wagen gestellt werden, hat in der ganzen Zeit vom 2.—16. August die gesamte Wagengestellung nur 57 548 Wagen betragen, also noch nicht so viel, wie sonst in zwei Arbeitstagen. Nachdem die ersten

großen Truppen- und Munitionstransporte beendet waren, hob sich die Bestellung aber schon gegen Ende August auf ungefähr 14 500 Wagen täglich, und Ende September belief sie sich, abgesehen von einzelnen Rückschlägen infolge starker Benutzung des Bahnnetzes durch Truppenverschiebungen, auf 21 000 bis 22 000 Wagen. Im November dürfte durchschnittlich die Wagenstellung ungefähr 24 000 bis 25 000 Wagen täglich betragen haben. Fehlt es auch jetzt noch keineswegs an einzelnen Störungen, wie sie der Krieg mit sich bringt, so ist doch im wesentlichen ein der verminderten Produktion angepaßter Zustand erreicht.

Auch die Arbeiterverhältnisse haben sich reguliert. Als die ersten Einberufungen im August erfolgten, verloren viele Zechen einen großen Teil ihrer Belegschaft, einzelne neuere Zechen, die noch keinen alten eingeseßenen Arbeiterstamm besaßen, mehr als 40 Prozent. Nach und nach sind unbeschäftigte Arbeiter anderer Betriebszweige herangezogen worden und gleichzeitig ist eine Art Ausgleichung zwischen den Belegschaften erfolgt, vornehmlich dort, wo verschiedene nicht weit von einander gelegene Gruben derselben Gesellschaft gehören. Trotzdem herrscht noch immer an manchen Stellen Arbeitermangel, vornehmlich fehlen geschulte Hauer. Während in anderen Industriezweigen, mag immerhin sich im ganzen der Beschäftigungsgrad gebessert haben, noch starke Arbeitslosigkeit herrscht, kann deshalb im eigentlichen Bergbaubetrieb von Arbeitslosigkeit nicht die Rede sein.

Auch für den Verlust des Exports über die Westgrenze hat sich Ersatz gefunden. Die Schweiz wird im stärkeren Maße vom deutschen Kohlenbergbau versorgt; ferner sind Dänemark und Südschweden englischen Schiffen jetzt nicht mehr so leicht zugänglich wie früher und sehen sich daher im stärkeren Maße auf den Bezug deutscher Kohle angewiesen. Dazu kommt der Versand nach Norddeutschland. Deutschland hat bisher noch immer große Steinkohlenmengen aus dem Ausland bezogen, z. B. 1913 für 204, 1912 für 191 Millionen Mark; davon kamen in den letzten Jahren durchschnittlich für mehr als 90 Millionen Mark aus England. Hamburg, Holstein, Mecklenburg, auch Pommern, Ost- und Westpreußen verbrauchten, da die Schiffsfracht sich billig stellt, meist englische Kohle. Selbst manche Großbetriebe und Gasanstalten im Binnenlande, die an leicht zugänglichen Wasserstraßen liegen, wie z. B. jene Berlins und Magdeburgs, brannten englische Kohlen. In diese Gebiete dringt jetzt teils die westfälische, teils die schlesische Kohle ein. Noch sind dort große Lager englischer Kohlen vorhanden, und die Gasanstalten sind meist noch bis Beginn des neuen Jahres versorgt. Aber was dann? — Sie müssen sich entschließen, deutsche Kohlen zu beziehen.

In den steigenden Ziffern der deutschen Kohlenproduktion kommen diese Verhältnisse deutlich zum Ausdruck. Nach der Kriegserklärung ging die Kohlenproduktion des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats sofort enorm zurück. Im Juli hatte die arbeitstägliche Förderung noch 327 974 Tonnen betragen, im August fiel sie auf 170 816, stieg dann aber im September auf 211 995 und im Oktober auf 223 760 Tonnen. Da im Oktober vorigen Jahres sich die arbeitstägliche Förderung auf 320 845 Tonnen belief, ergibt sich, daß die diesmalige Produktion ungefähr 69 Prozent, also zwei Drittel der Förderung des vorjährigen Oktobermonats beträgt. Im November tritt regelmäßig, da

natürlich im Winter der Kohlenbedarf größer ist, eine Produktionssteigerung ein; sie ist aber nach den Berichten aus dem Ruhrrevier diesmal stärker als in den letzten Jahren, so daß sich wahrscheinlich für den November im Vergleich zum vorigen Jahr nur eine Produktions-einschränkung von 27—28 Prozent ergeben wird.

Auch die Absatzverhältnisse haben sich günstiger gestaltet. Im August stellte sich der rechnungsmäßige Kohlenabsatz im Durchschnitt des Arbeitstages nur auf 97 921, im September auf 158 506 und im Oktober auf 172 355 Tonnen (gegen 246 611 Tonnen im Oktober vorigen Jahres). Der Umsatz war also im dritten Kriegsmonat um 76 Prozent größer als im ersten.

Noch günstiger hat sich der Brikettabsatz gestaltet. Er hat im Oktober nach dem Syndikatsbericht im täglichen Durchschnitt um rund 27 Prozent zugenommen, und diese günstige Lage gilt nicht nur für die dem Rheinisch-Westfälischen Kohlsyndikat angeschlossenen Werke, sondern für die ganze deutsche Brikettfabrikation. Für diesen Teil der Kohlenindustrie existiert keine Kriegslage.

Dagegen ist die Nachfrage nach Koks noch immer sehr schwach. Zwar hat auch der Gesamtabsatz in Koks sich nach dem Syndikatsbericht im Monat Oktober gegenüber dem September um beinahe 15½ Prozent gehoben, doch beträgt er immer nur erst ungefähr 56 Prozent des Oktoberabsatzes im vorigen Jahr. Wenn trotzdem die Kokereien ihren Betrieb möglichst aufrechtzuerhalten suchen und große Koks mengen auf Lager legen, so deshalb, weil mit der Koksproduktion, abgesehen von der Gas erzeugung, die Gewinnung verschiedener Nebenprodukte verbunden ist, darunter vornehmlich schwefelsaures Ammoniak und Benzol, dessen die Kriegsaufomobile im Felde dringend bedürfen.

Kennenswerte Preisaufschläge sind bisher durch das Rheinisch-Westfälische Kohlsyndikat und die Oberschlesische Kohlentkonvention nicht erfolgt. Letzteres erhebt nur den üblichen Winterzuschlag von 0,50 Mark pro Tonne und das Syndikat einen Extrapreis von 3 Mark pro Tonne für solche Mengen, die über den sonstigen regulären Bedarf hinausgehen. Im Zwischen- und Detailhandel sind jedoch die Preise trotz des am 10. September in Kraft getretenen neuen Ausnahme-Frachtтарifs in vielen Gegenden etwas gestiegen, wenn auch meist nur um einen sehr mäßigen Prozentsatz. Begründet wird die Erhöhung in den Händlerkreisen, wie üblich, mit den lässigen Lieferungen, der erschwerten Bahnzufuhr und den erhöhten Betriebskosten. Daß diese Preismotivierung aber nicht allgemein zutrifft, zeigt die einfache Tatsache, daß an den Küstengebieten in Nord- und Ostdeutschland die Preissteigerung für Steinkohlen am größten ist. Bisher mußte die schlesische und westfälische Kohle dort mit der englischen konkurrieren, jetzt, da diese Konkurrenz aufgehört hat, nutzen die Großhändler die günstige Marktlage aus. Während die Preise für Steinkohle angezogen haben, sind die Preise für Gaskoks an vielen Orten etwas gefallen, in Berlin von zirka 26 auf 22 Mark, im Verhältnis zum Kohlenpreis sind sie aber immer noch hoch.

Mehr als die Kohlenförderung hat die Eisenproduktion unter den wirtschaftlichen Wirkungen des Völkerrkrieges gelitten. Wie bekannt hat in der letzten Aufschwungsperiode die deutsche Roheisenproduktion eine gewaltige

Steigerung erlebt. Nach den Ermittlungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller betrug im Krisenjahr 1908 die ganze Roheisenproduktion des deutschen Zollgebietes (Gießereieisen, Bessmereisen, Thomaseisen, Stahl- und Spiegeleisen usw. zusammengerechnet) nur 11,8, im Jahre 1913 hingegen 19,3 Millionen Tonnen: eine Steigerung von 63 Prozent. Im Spätherbst 1913 war es jedoch mit dem Segen vorbei; die Krise trat ein. Der Oktober wies noch einmal eine Produktionszunahme auf, die Rekordziffer von 1,65 Millionen Tonnen Monatsertrag, dann sanken die Produktionserträge. Der letzte Monat vor dem Kriege, der Juli, brachte nur noch eine Ausbeute von 1,56 Millionen Tonnen. Mit Beginn des Krieges erfolgte sofort ein jäher Absturz auf ungefähr 37 Prozent der bisherigen Leistung. Der Augustmonat lieferte nämlich nur einen Ertrag von rund 587 000, der September von 580 000 Tonnen. Seitdem hat auch in der Roheisenproduktion eine Besserung eingesetzt. Genaue Ziffern über den Ertrag im Oktober fehlen noch, doch rechnet man in Fachkreisen mit einer Produktionssteigerung in diesem Monat um ungefähr 25 Prozent, freilich wäre damit immer erst eine Erzeugung von ungefähr 44—46 Prozent der Oktoberausbeute des vorigen Jahres erreicht.

Die zu Beginn des Krieges auftauchende Befürchtung, es könnte der deutschen Roheisenindustrie an Eisenerzen fehlen, hat sich als unberechtigt erwiesen. Fast alle großen Hochofenwerke hatten sehr beträchtliche Vorräte von Eisenerzen angehäuft, und auch die Zufuhr von Schweden hörte nicht auf. Inzwischen hat auch die zunächst völlig brachliegende Eisenerzförderung in Lothringen, das bekanntlich drei Viertel der ganzen deutschen Eisenerzförderung liefert, wieder eingesetzt, und selbst jenseits der deutschen Grenze, in dem Erzbecken von Briey und Longwy Französisch-Lothringens beginnt, nachdem dort eine deutsche Zivilverwaltung eingesetzt und dieser ein Beirat deutscher Eisenindustrieller beigegeben worden ist, allmählich wieder der Eisenerzabbau. Die dortige Erzförderung, die erst 1893 begonnen hat, gehört aber zu der bedeutendsten der Welt und hat im letzten Jahre Frankreich 82 Prozent seiner ganzen Eisenerzgewinnung gestellt. Selten hat wohl ein Bergrevier in kurzer Zeit einen solchen Aufschwung erlebt. 1900 betrug die Eisenerzförderung des Bezirks Briey erst rund 230 000 Tonnen, die des Bezirks Longwy 2,37 Millionen Tonnen; inzwischen hat Briey Longwy weit überflügelt — es lieferte nämlich 1913 15,15 Millionen Tonnen, Longwy nur 2,47 Millionen Tonnen. Dieser mächtige Ertrag der Minettegruben von Briey hat zur schnellen Entstehung eines Ruhrreviers im kleinen im französischen Meurthe- und Mosel-Departement geführt: Hochofenwerke, Stahl- und Walzwerke sind zu Dutzenden emporgeschossen. Im vorigen Jahr kamen von den 159 Hochofen Frankreichs nicht weniger als 89 auf dieses Departement, die an der französischen Roheisenproduktion dieses Jahres im Gesamtbetrage von 4,95 Millionen Tonnen bereits mit 3,41 Millionen Tonnen beteiligt waren. Auch die Hälfte der ganzen französischen Stahlproduktion kommt aus dieser Gegend.

Begierig blicken deshalb die deutschen Eisenindustriellen auf diesen Bezirk, an dessen Minettegruben die Differdinger Hütte, die Firma Thyssen, die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, das Hasper Eisen- und Stahlwerk, das Eisen- und Stahlwerk Hoersch, der Phö-

nig, Aumetz-Friede und andere deutsche Gesellschaften mit großen Kapitalien beteiligt sind. Gerne würden sie sehen, wenn die deutsche Regierung dieses wertvolle Erzgebiet annectieren wollte.

Gelingt es, die Förderung in einem größeren Teil der Gruben wieder aufzunehmen, dann kann von Erzangel nicht die Rede sein. Vielleicht könnte dann sogar ein Teil der belgischen Hochofenwerke, die jetzt fast völlig brachliegen, seine Tätigkeit wieder beginnen; denn ohne Eisenerzzufuhr vermag die belgische Roheisenindustrie nichts auszurichten, hat doch Belgien in den letzten Jahren nur noch ungefähr 1 Prozent seines Erzbedarfes selbst erzeugt. Schon bisher war dieses Minetterevier der Hauptlieferant Belgiens. 1912 hat Belgiens Eisenindustrie 4,35 Millionen Tonnen Eisenerze aus Französisch-Lothringen erhalten.

Ähnlich wie die Roheisenerzeugung hat die Rohstahlindustrie unter der Kriegslage gelitten, hatte doch ohnehin die Krise in diesem Industriezweig schon im Juli vorigen Jahres eingesetzt und viel schärfer zugepackt, so daß im Juni des laufenden Jahres die Gesamt-Rohstahlerzeugung des Stahlwerksverbandes nur rund 563 000 Tonnen betragen hat gegen 606 000 Tonnen im gleichen Monat des Vorjahres. Der Kriegsausbruch führte im August zu einem fast völligen Zusammenbruch des Geschäfts. Dann trat eine allmähliche Erholung ein. Im September konnten vom Stahlwerksverband wieder 254 000, im Oktober 281 000 Tonnen Rohstahl zum Versand gebracht werden — nur etwas mehr als die Hälfte des Oktoberversandes der beiden letzten Jahre; denn 1913 betrug dieser Versand 525 000, 1914: 541 000 Tonnen.

Diese Zahlen zeigen besser, als lange Ausführungen es vermöchten, wie schwer die Eisen- und Stahlindustrie durch den Krieg beeinflusst wird. Haben auch viele der Befürchtungen, die zu Anfang des Krieges auftauchten, sich als überspannt erwiesen, so sind doch die Betriebe beider Industriezweige zurzeit nur halb so beschäftigt wie im vorigen Jahr. Heinrich Cunow.



## Kriegstechnik.

Von Richard Woldt.

Wie auf den technischen Arbeitsgebieten des Friedens kommt es auch bei der modernen Kriegstechnik auf den Kampf um den höchsten Wirkungsgrad an. Wieviel Arbeitsenergie die einer Dampfmaschine zugeführte Kohlenmenge hergeben kann, hat die technische Wissenschaft theoretisch erwiesen, praktisch aber entstehen Energieverluste, und die Aufgabe des Konstrukteurs besteht darin, diese Energieverluste zu verringern, den Wirkungsgrad hinauf zu treiben.

Ein gleiches Streben auch auf dem Gebiet der Kriegstechnik. Der Wirkungsgrad besteht hier darin, daß defensiv oder offensiv die hergestellte Kriegswaffe ihre höchste Leistung entfaltet: Die Zerstörungskräfte im Pulver werden gesteigert, bei einer Schiffsmaschine soll ein möglichst

günstiges Verhältnis zwischen der notwendigen Kohlenmenge und der Energielieferung der Schiffsgeschwindigkeit erreicht werden. Ueberall auch hier dasselbe Streben nach dem höchsten Ertrag.

Die heutige Kriegstechnik ist zur Wissenschaft geworden. Dadurch unterscheidet sich überhaupt die moderne Technik von dem technischen Schaffen früherer Wirtschaftsperioden.

Im Münchner Museum für Naturwissenschaft und Technik sind zwei Laboratorien ausgestellt: Die Garküche eines Adepten aus dem Mittelalter neben dem Arbeitszimmer von Liebig. Ein sehr hübscher Vergleich. Der Chemiker im Mittelalter war der „Projektenmacher“, der Phantast, der Erfinder, der den Stein der Weisen zu finden hoffte, der Alchimist, der Gold zu machen versuchte.

In Liebig's Arbeitszimmer gibt es keine geheimnisvollen Zeichen, keine Zauberformeln, keinen Wunderglauben. Dafür herrscht regelvolles Erforschen der Naturkräfte. Das erfinderische Schaffen des modernen Technikers ist durchaus planmäßig geworden. Auch auf dem Arbeitsgebiet der Kriegstechnik kann man sagen, daß hier die „Erfindungen“ nicht mehr dem Zufall überlassen sind. Das Erfinden wird planvoll organisiert. Prof. Oswald hat einmal dafür den hübschen Vergleich gebraucht mit der Jagd: Wie durch einen Kranz von Treibern das Wild nach einem Punkte hin getrieben wird, so ist auch das heutige Erfinden ein „Einkreisen“ der erfinderischen Idee. Die Techniker in den industriellen Konstruktionsbureaus hoffen nicht mehr auf das „Jägerglück“, daß ihnen in einem glücklichen Moment unvermittelt der richtige Erfindungsgedanke im Gehirn erscheint, sondern das Erfinden ist ein planvolles organisches Weiterbilden auf Grund der systematisch gesammelten Erfahrungsergebnisse. Im Laboratorium wird der Erfindungsgedanke eingekreist, und das Experiment, der immer wieder und wieder neuangestellte Versuch mit seinen genau protokollierten Überwachungsmethoden ist der Weg, den auch der Kriegstechniker im Erfinden heute geht.

Wir stehen auf dem Schießplatz in Reppen. Alle Einzelheiten dieses großen Laboratoriums sind für den experimentellen Versuch, für methodisches Festlegen neuer Erfahrungstatsachen und für das Weiterbauen auf dieser Grundlage vorgesehen.

In der Kanonenwerkstatt ist ein neues Geschütz angefertigt worden. Das erste Modell wird auf den Schießplatz hinausgebracht. Es wird ausprobiert und solange wird an den noch vorhandenen Schießungenauigkeiten experimentiert, bis die Fehlerquellen ermittelt wurden. Die Nachteile werden beseitigt, und endlich nach mühevoller und planmäßiger Arbeit ist das bessere Resultat herausgekommen, das bessere Geschütz ist „erfunden“.

Ein anderes Beispiel: Auf der Germaniawerft in Kiel wird ein Kriegsschiff gebaut. Beamte vom Reichs-Marineamt überwachen den Bau und kontrollieren Tag für Tag, ob das von der Werft verwendete Material von der geforderten Qualität ist. Mit Eisenschienen werden Zerreißproben angestellt, ein paar Eisenschienen und Bleche kommen unter Maschinen, werden auf Zähigkeit, Druckfestigkeit, Elastizität untersucht. Mit dem Mikroskop wird nach den Lehren der Metallurgie die abgeschliffene Bruchstelle eines Eisenstabes auf das Gefügebild betrachtet und die chemische Zusammenfassung genau festgestellt. Und diese Versuche führen dazu, daß

die Qualität des Materials immer besser den Anforderungen angepaßt werden, die seine Verwendung im einzelnen Falle stellte.

Mit solchen methodisch angewendeten Hilfsmitteln sucht der Kriegstechniker seinen Kampf um den besten Wirkungsgrad zu führen. Die Resultate kommen in der nüchternen Tabellensprache zum Ausdruck, die den Laien nicht mehr erkennen läßt, wie mühsam sie erzielt worden sind. In jedem militärwissenschaftlichen Handbuch findet man z. B. die Tabellen der Krupp-Geschütze in Vergleich gesetzt zu den Zahlen, die von den führenden Rüstungsfirmen des Auslandes erreicht worden sind. Da wird zunächst die Kalibergröße, der Durchmesser des Geschützrohres angegeben und dem gegenüber stehen die Mitteilungen über Mündungsgeschwindigkeit, Mündungsenergie, Durchschlagskraft. Solche Zahlenreihen demonstrieren den technischen Fortschritt.

Die moderne Kriegstechnik bringt aber auch neuartige Organisationsprobleme hervor und manches erinnert an die Fragen, die überall auf-treten, wo die moderne Technik Menschenkraft organisiert.

Der heutige Krieg schafft Massenwirkungen; Riesenheere stehen sich gegenüber und dazu gehört Organisation. Was ist Organisation? Die Auswahl und beste Verwendung der verschiedensten Einzelkräfte. Je gewaltiger die Massenwirkungen werden, desto komplizierter auch die Organisationsgebilde.

Es entsteht hier ebenfalls wieder die alte Frage nach der Grenze zwischen Zentralisation und Dezentralisation. Jeder Riesenkörper muß von zentralistischen Tendenzen durchsetzt sein; von einem Einheitswillen dirigiert, sollen sich die Kräfte auswirken können. Aber auch im heutigen Krieg kommen wir bald an die Grenze, wo die Aufgaben, die an den Führer gestellt werden, das Durchschnittsmaß der Menschenkraft und Menschenleistung übersteigen. Nur außergewöhnlich befähigten Naturen wird es möglich sein, dem gesamten Organismus für die wichtigsten Entscheidungen den richtigen Weg zu weisen.

In einem Aufsatz „Der Krieg der Gegenwart“ hat der verstorbene Chef des Großen Generalstabes, Graf Schlieffen, die Tätigkeit des Feldherrn einer Landarmee geschildert:

„Der Feldherr befindet sich weit zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funkentelegraph, Fernsprech- und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern für die weitesten Fahrten gerüstet der Befehle harren. Dort auf einem bequemen Stuhl vor einem breiten Tisch hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort aus telephonierte er zündende Worte, und dort empfängt er die Meldungen der Armee- und Korpsführer, der Fesselballone und lenkbaren Luftschiffe, welche die ganzen Linien entlang die Bewegungen des Feindes beobachten, dessen Stellung überwachen.“

Und von den Funktionen eines Befehlshabers im Seekrieg gibt Troeltzsch (Deutschlands Flotte im Entscheidungskampf, Verlag Mittler u. Sohn, Berlin, 1913) folgende Charakteristik:

„Mitten im Getümmel der Schlacht, das ihn sogar auf dem eigenen Schiffe fürchtbar umtobt, unbeirrt durch die Erregung des Augenblicks und ungebeugt durch die Wucht der Verantwortung für die riesigen Werte von Menschenleben und Material muß der Flottenchef, jeden Augenblick selbst des Unterganges gewärtig, mit eiserner Ruhe und klarem Blick dem Kampf folgen und bei der Schnelligkeit

der modernen Gefechtsentwicklung, bei der die Ereignisse blitzschnell folgen und in kürzester Frist die Entscheidung fallen muß, oft in Sekunden folgenschwere Entschlüsse fassen.“

Das sind die neuen Anforderungen, die an die Qualität des heutigen Heerführers gestellt werden.

Zentralistisch darf nun aber die Organisation nicht überspannt werden, weil dann auch hier der Vorteil in sein Gegenteil umschlägt. Der Riesenkörper würde durch eine unbedingte Zentralisation zu schwerfällig und bewegungslos werden. Deshalb jene Selbständigkeit in dem Auswirken der Fähigkeiten der Unterführer, wie es auch der jetzt so viel zitierte Bernhardt<sup>1</sup> verlangt: „Selbständiges Handeln im bekannten Sinne und Geist der oberen Führung und des einheitlichen Gefechtsgebankens ist der entscheidende Faktor im modernen Kampf.“ Die höheren Führer müssen gelernt haben, „aus wenigen scharf geprägten Worten den Sinn und Willen des obersten Führers zu verstehen. Dieser Wille aber darf ihnen nicht als Befehl zugehen, sondern als Auftrag, der ihnen volle Freiheit in der Wahl der Mittel zu seiner Ausführung beläßt.“ (Troeltsch.)

In Friedenszeiten entfalten die Offiziere des Generalstabes, die Theoretiker, die Männer der Wissenschaft, die die höheren Aufgaben der Kriegsführung studiert haben und beherrschen müssen, ihre stille Tätigkeit. Wenn nun auch versucht wird, in der Ausbildung Theorie und Praxis zu verbinden, so ist der Aufstieg zu wirklichen Qualitätsleistungen naturgemäß nur wenigen beschieden . . .

Aber nicht die Fähigkeit der Führer allein entscheidet über den Kriegserfolg, sondern auch die Qualität der Mannschaften. Die besten Waffen können den Sieg nicht allein bringen, wenn zu der Inbetriebsetzung dieser Energien nicht auch ein entsprechend hochstehendes Menschenmaterial hinzukommt. Die moderne Technik hat den Krieg verfeinert, sie fordert nun aber auch Menschen, die den neuen technischen Aufgaben gewachsen sein müssen. Es handelt sich hier um ein ähnliches Problem wie es in der Industrie die Frage der „Auslese und Anpassung an die moderne industrielle Arbeitsweise“ ist: die Arbeitsteilung, die Monotonie der Arbeitsmaschine hat manche individuelle Qualitäten ertötet, hat den Menschen zu einem Maschinenglied gemacht, und doch gehören nun wieder bestimmte Anforderungen der Psyche, der Intelligenz, der Schmiegsamkeit des Körpers und des Geistes dazu, in den neuen Organismus als brauchbar eingeschichtet zu werden.

Ein Kriegsteilnehmer hat in einem Beitrag für eine illustrierte Zeitung diese Vereinigung von Mann und Kriegsmaschine ganz richtig charakterisiert. Die Kaltblütigkeit und Sicherheit der Bedienung der verschiedenen technischen Waffen, die Kühnheit, das Einsetzen des Lebens im Moment der Gefahr, das ist es, was man in den militärischen Lehrbüchern die „Imponderabilien“ des materiellen Faktors für den Krieg bezeichnet. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, birgt das militärische Sprichwort eine tiefe Wahrheit: „Es sind nicht die Waffen, sondern die Menschen, die kämpfen.“

<sup>1</sup> Vom heutigen Kriege. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10

Ausgegeben am 11. Dezember 1914

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Möglichkeiten und Voraussetzungen eines Krieges der Heiligen Allianz gegen Frankreich im Jahre 1852.

Von Friedrich Engels.

(Schluß.)

### III.

Aber wird nicht eine neue Revolution, die eine ganz neue Klasse zur Herrschaft bringt, auch, wie die erste, neue Kriegsmittel und eine neue Kriegsführung hervorrufen, vor der die jetzige, Napoleonische, ebenso veraltet und ohnmächtig erscheint wie die des Siebenjährigen Kriegs vor der der ersten Revolution?

Die moderne Kriegsführung ist das notwendige Produkt der französischen Revolution. Ihre Voraussetzung ist die soziale und politische Emanzipation der Bourgeoisie und der Parzellenbauern. Die Bourgeoisie schafft das Geld, die Parzellenbauern stellen die Soldaten. Die Emanzipation beider Klassen von Feudalen- und Zunftfesseln ist nötig, um die jetzigen kolossalen Armeen stellen zu können; und der mit dieser gesellschaftlichen Entwicklungsstufe verknüpfte Grad von Reichtum und Bildung ist ebenfalls nötig, um das für moderne Armeen nötige Material an Waffen, Munition, Lebensmitteln usw. zu schaffen, um die nötige Anzahl gebildeter Offiziere zu stellen und dem Soldaten selbst die nötige Intelligenz zu geben.

Ich nehme das moderne Kriegssystem wie Napoleon es vollständig ausbildete. Seine zwei Pivots<sup>1</sup> sind: Massenhaftigkeit der Angriffsmittel an Menschen, Pferden und Geschützen und Beweglichkeit dieser Angriffsmittel. Die Beweglichkeit ist die notwendige Folge der Massenhaftigkeit. Die modernen Armeen können nicht, wie die kleinen Heere des Siebenjährigen Kriegs, monatelang auf einem Gebiet von 20 Meilen hin und her marschieren. Sie können nicht ihren sämtlichen Bedarf an Lebensmitteln in Magazinen nachführen. Sie müssen einen Bezirk wie ein Heuschreckenschwarm überfallen, im Bereich ihrer Kavallerie rechts und links ausfüragieren, und müssen fort, wenn alles verzehrt ist. Die Magazine sind hinreichend, wenn sie nur für unvorhergesehene Zufälle ausreichen; sie werden jeden Augenblick geleert und neu gefüllt, sie müssen dem schnellen Marsch der Armee folgen und können daher selten dahin kommen, den Bedarf der Armee nur auf einen Monat zu decken. Das moderne Kriegssystem ist daher in einem armen, halbbarbarischen, dünnbevölkerten Land auf die Dauer unmöglich. Die Franzosen gingen an dieser Unmöglichkeit in

<sup>1</sup> Angelpunkte.

Spanien langsam, in Rußland rasch zugrunde. Dafür aber gingen die Spanier auch an den Franzosen zugrunde, ihr Land wurde enorm ausgezogen, und die Russen können ihr eigenes, schwerfälliges Massenkriegssystem selbst in Polen nicht auf die Dauer, im eigentlichen Rußland, solange sie keine Eisenbahnen haben, aber gar nicht anwenden. Die Defensivem am Dniepr und an der Dwina würde Rußland ruinieren.

Zu dieser Beweglichkeit gehört aber auch ein gewisser Bildungsgrad des Soldaten, der sich in manchen Fällen selbst zu helfen wissen muß. Die bedeutende Ausdehnung des Patrouillierens und Furagierens, des Vorpostendienstes usw., die größere Aktivität, die von jedem Soldaten gefordert wird, die häufigere Wiederholung von Fällen, in denen der Soldat einzeln agiert und auf seine eigenen intellektuellen Ressourcen angewiesen ist, endlich die große Bedeutung des Tirailleurgefächts, dessen Erfolg von der Intelligenz, dem coup d'oeil<sup>2</sup> und der Energie jedes einzelnen Soldaten abhängt, setzen alle einen größeren Bildungsgrad beim Unteroffizier und Soldaten voraus, als dies beim alten Fritß der Fall war. Eine barbarische oder halbbarbarische Nation hat aber keinen solchen Bildungsgrad bei den Massen aufzuweisen, daß die ersten besten 500 000—600 000 Mann, die man aushebt, einerseits diszipliniert, maschinenmäßig eingeübt werden und zugleich diesen coup d'oeil für den kleinen Krieg bekommen oder behalten könnten. Die Barbaren haben diesen coup d'oeil des Räubers von Natur, z. B. die Kosaken; aber sie sind dafür zum regelmäßigen Kriegsdienst ebenso inkapabel, wie umgekehrt die leibeigenen russischen Infanteristen zum richtigen Tiraillieren.

Dieser allgemeine Durchschnittsbildungsgrad, den das moderne Kriegssystem bei jedem Soldaten voraussetzt, findet sich nur in den entwickeltesten Ländern: in England, wo der Soldat, so roher Bauer er war, die zivilisierende Schule der Städte durchmacht; in Frankreich, wo die emanzipierten Parzellenbauern und der geriebene Mob der Städte (Remplaçants)<sup>3</sup> die Armee bildet; in Norddeutschland, wo der Feudalismus entweder ebenfalls vernichtet ist oder plus ou moins<sup>4</sup> bürgerliche Formen angenommen hat, und wo die Städte ein bedeutendes Kontingent zur Armee stellen; endlich scheint er, nach den letzten Kriegen, wenigstens in einem Teil der österreichischen Armee, die aus den am wenigsten feudalen Gegenden rekrutiert ist, auch zu existieren. Abgesehen von England, bildet die Parzellenkultur überall die Basis der Armee, und die Armee ist für das moderne Kriegssystem um so geeigneter, je mehr die Stellung des Parzellenbauern sich der des freien Eigentümers nähert.

Aber nicht nur die Beweglichkeit des einzelnen Soldaten, auch die der Massen selbst setzt den Zivilisationsgrad der Bourgeoisie voraus. Die Schläfrigkeit der vorrevolutionären Armeen hängt genau mit dem Feudalismus zusammen. Die Masse der Offiziersequipagen allein verhinderte jede Bewegung. Die Armeen krochen ebenso langsam wie die ganze Bewegung. (?) Die aufkommende Bürokratie der absoluten Monarchien brachte etwas mehr Ordnung in die Verwaltung des Materials, aber ihre Allianz mit der haute finance organisierte gleichzeitig den Unterschleif

<sup>2</sup> Der rasche Ueberblick.

<sup>3</sup> Ersatzleute für die vom Kriegsdienst Losgekauften.

<sup>4</sup> Mehr oder weniger.

en gros, und wo die Bureaufratie den Armeen irgend etwas nützte, schadete sie ihnen doppelt durch den Geist des Schematismus und der Pedanterie, den sie ihnen beibrachte. Witness<sup>2</sup> der alte Fritz allerhöchst selbst. Rußland laboriert noch jetzt an diesen sämtlichen Uebelständen; die russische Armee, überall geprellt und geschunden, ist ausgehungert und auf dem Marsch fallen die Kerls wie die Fliegen. Erst der Bourgeoisstaat ernährt seine Truppen erträglich und kann daher auf die Beweglichkeit seiner Armee rechnen.

Was die Beweglichkeit angeht, so ist diese also in jeder Beziehung eine Eigenschaft der Bourgeoisarmeen. Die Beweglichkeit aber ist nicht nur die notwendige Ergänzung der Massenhaftigkeit, sie ersetzt sie oft auch. (Napoleon in Piemont 1796.)

Über die Massenhaftigkeit ist ebensosehr Spezialeigenschaft der modernen zivilisierten Armeen wie die Beweglichkeit.

Wie verschieden die Methode der Aushebung sein mag — Konstriktion, preußische Landwehr, schweizerische Miliz, levée en masse, die Erfahrung der letzten 60 Jahre beweist, daß unter dem Regime der Bourgeoisie und der freien Parzellenbauern in keinem Volkskrieg mehr als 7 Prozent der Bevölkerung unter die Waffen gerufen, also etwa 5 Prozent aktiv verwendet werden können. Frankreich 1793 im Herbst à 25 Millionen angenommen, hätte hiernach 1 750 000 Soldaten und 1 250 000 wirkliche Kombattanten stellen können. Die 1 250 000 waren um diese Zeit an den Grenzen, vor Toulon, in der Vendée — beide Seiten hier gerechnet — so ziemlich vorhanden. In Preußen — jetzt 16 Millionen — würden 7 und 5 Prozent betragen 1 120 000 Mann und 800 000 Mann. Die ganze preußische Macht, Linie und Landwehr, beträgt aber kaum 600 000. Dies Beispiel zeigt, wieviel schon 5 Prozent für eine Nation sind.

Eh bien — wenn Frankreich und Preußen 5 Prozent ihrer Bevölkerung leicht und im Notfall selbst 7 Prozent unter die Waffen rufen können, so ruft Oesterreich im äußersten Fall höchstens 5 und Rußland kaum 3 Prozent zusammen. 5 Prozent für Oesterreich wären 1 750 000 — zu 35 Millionen angenommen. 1849 hatte Oesterreich alle seine Kräfte angestrengt. Es hatte ca. 550 000 Mann. Die Ungarn, deren Kräfte durch die Kossuthnoten verdoppelt waren, hatten vielleicht 350 000. Ich rechne noch 50 000 Lombarden, die sich der Konstriktion entzogen oder die im piemontesischen Heer dienten — Summa 950 000 Mann, also noch nicht  $2\frac{2}{3}$  Prozent der Bevölkerung; wobei die kroatischen Grenzen, die in exzeptionellen Verhältnissen lebten, wenigstens 15 Prozent ihrer Bevölkerung stellten. — Rußland hat, gering gerechnet, 72 Millionen Einwohner, müßte also bei 5 Prozent 3 600 000 stellen können. Statt dessen hat es nie über 1 500 000, reguläre und irreguläre zusammen, stellen und davon in seinem eigenen Land höchstens 1 000 000 gegen den Feind führen können, d. h. seine Gesamtmacht war nie über  $2\frac{1}{12}$ , seine aktive Macht nie über  $1\frac{7}{18}$  oder  $1\frac{39}{100}$  Prozent. Die dünne Bevölkerung auf enormem Raum, der Mangel an Kommunikationen und die geringe nationale Produktion erklären dies sehr einfach.

Wie die Beweglichkeit, ist die Masse der Angriffsmittel notwendiges Resultat der höheren Zivilisationsstufe, und speziell ist die moderne Pro-

<sup>2</sup> Zeuge.

portion der bewaffneten Masse zur Gesamtbevölkerung unvereinbar mit jedem Gesellschaftszustande, der unter der emanzipierten Bourgeoisie steht.

Die moderne Kriegführung setzt also die Emanzipation der Bourgeoisie und Bauern voraus, sie ist der militärische Ausdruck dieser Emanzipation.

Die Emanzipation des Proletariats wird auch einen besonderen militärischen Ausdruck haben, wird eine aparte neue Kriegsmethode erzeugen. *Cela est clair.*<sup>6</sup> Es läßt sich sogar schon bestimmen, welcher Art die materiellen Grundlagen dieser neuen Kriegführung sein werden.

Aber ebenso weit, wie die bloße Eroberung der politischen Herrschaft durch das jetzige konfuse, teilweise den Schwanz anderer Klassen bildende, französische und deutsche Proletariat entfernt ist von der wirklichen Emanzipation des Proletariats, die in der Aufhebung aller Klassengegenstände besteht, ebenso weit entfernt ist die anfängliche Kriegführung der zu erwartenden Revolution von der Kriegführung des wirklich emanzipierten Proletariats.

Die wirkliche Emanzipation des Proletariats, die vollständige Beseitigung aller Klassenunterschiede und die vollständige Konzentrierung aller Produktionsmittel in Deutschland und Frankreich setzt voraus die Mitwirkung Englands und mindestens die Verdoppelung der jetzt in Deutschland und Frankreich vorhandenen Produktionsmittel. Gerade das aber setzt eine neue Art der Kriegführung ebenfalls voraus. Die großartigen Entdeckungen Napoleons in der Kriegswissenschaft können nicht durch ein Wunder beseitigt werden. Die neue Kriegswissenschaft muß ein ebenso notwendiges Produkt der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse sein, wie die von der Revolution und Napoleon geschaffene das notwendige Resultat der durch die Revolution gegebenen neuen Verhältnisse war. Wie es sich aber in der proletarischen Revolution für die Industrie nicht darum handelt, die Dampfmaschinen abzuschaffen, sondern sie zu vermehren, so handelt es sich für die Kriegführung darum, die Massenhaftigkeit und Beweglichkeit nicht zu vermindern, sondern zu potenzieren.

Die Voraussetzung der Napoleonischen Kriegführung waren vermehrte Produktivkräfte; die Voraussetzung jeder neuen Vervollkommnung in der Kriegführung müssen ebenfalls neue Produktivkräfte sein. Die Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen werden schon jetzt bei europäischen Kriegen einem talentvollen General oder Kriegsminister zu ganz neuen Kombinationen Anlaß geben. Die allmähliche Steigerung der Produktivkräfte und damit der Bevölkerung hat ebenfalls Gelegenheit zu größeren Massenanhäufungen gegeben. In Frankreich statt 25 36 Millionen, gibt für 5 Prozent nicht mehr 1 250 000, sondern 1 800 000 Mann. In beiden Fällen hat die Macht der zivilisierten Länder gegen die der barbarischen sich verhältnismäßig vermehrt. Sie allein haben große Eisenbahnnetze, und ihre Bevölkerung ist doppelt so rasch gewachsen wie die von Rußland z. B. Alle diese Berechnungen beweisen, nebenbei gesagt, wie rein unmöglich eine dauernde Unterjochung Westeuropas unter Rußland ist und wie unmöglicher sie mit jedem Tage wird.

Die Macht der neuen, durch die Abschaffung der Klassen zu erzeugenden Kriegführung kann aber nicht darin bestehen, daß die disponiblen

<sup>6</sup> Das ist klar.

5 Prozent mit dem Wachstum der Bevölkerung immer bedeutendere Massen bilden. Sie muß darin bestehen, daß man instand gesetzt wird, nicht mehr 5 resp. 7 Prozent, sondern 12—16 Prozent der Bevölkerung, id est die Hälfte bis zwei Drittel der männlichen erwachsenen Bevölkerung — die gesunden Leute von 18—30 oder resp. 40 Jahren — unter die Waffen zu rufen. Wie aber Rußland seine disponible Macht nicht von 2—3 Prozent auf 5 Prozent steigern kann ohne eine vollständige Revolution seiner ganzen innern sozialen und politischen Organisation und seiner Produktion vor allen Dingen, so kann Deutschland und Frankreich nicht seine disponible Macht von 5 auf 12 Prozent bringen, ohne seine Produktion zu revolutionieren und mehr als zu verdoppeln. Erst wenn die Durchschnittsarbeit jedes einzelnen durch Maschinen pp. doppelt soviel wert ist wie jetzt, kann die doppelte Zahl von der Arbeit entbehrt werden — selbst nur für kurze Zeit, denn die 5 Prozent sind von keinem Lande je lange auf den Beinen erhalten worden.

Sind die Bedingungen dazu erfüllt, ist die nationale Produktion hinreichend gesteigert und zentralisiert, sind die Klassen abgeschafft, was durchaus notwendig ist . . . . so ist nur die Limite der waffenfähigen Bevölkerung die Schranke der wirklichen Aushebung — d. h. im äußersten Notfall können momentan 15—20 Prozent der Bevölkerung bewaffnet und 12—15 Prozent wirklich gegen den Feind geführt werden. Diese enormen Massen setzen aber eine ganz andere Beweglichkeit voraus, als selbst die jetzigen Armeen. Ohne vollständiges Eisenbahnnetz können sie sich weder konzentrieren noch ernähren, noch mit Munition versehen halten, noch sich bewegen. Und ohne elektrische Telegraphen können sie gar nicht dirigiert werden; da es aber nicht möglich ist, daß bei solchen Massen der Stratege und der Taktiker (der auf dem Schlachtfelde kommandiert) einer und derselbe ist, so tritt hier die Teilung der Arbeit ein. Die strategischen Operationen, das Zusammenwirken der verschiedenen Korps, müssen vom Zentralspunkt der telegraphischen Linien aus dirigiert werden; die taktischen von den einzelnen Generalen. Daß unter diesen Umständen Kriege in noch weit kürzerer Zeit entschieden werden können und müssen als selbst durch Napoleon, ist klar. Der Kostenpunkt macht es nötig, die notwendige entscheidende Wirkung jedes Schlages mit solchen Massen macht es unvermeidlich.

An Masse und strategischer Beweglichkeit müssen diese Armeen also schon ganz unerhört furchtbar sein. Die taktische Beweglichkeit (beim Patrouillieren, Tiraillieren auf dem Schlachtfeld) muß bei solchen Soldaten ebenfalls bedeutend größer sein; sie sind robuster, gelentiger, intelligenter als alles, was die jetzige Gesellschaft leisten kann.

Leider aber kann das alles erst nach langen Jahren und zu einer Zeit durchgeführt werden, wo derartige Massenkriege aus Mangel an einem adäquaten Feind nicht mehr vorkommen können. In der ersten Zeit der proletarischen Revolution existieren zu alledem die ersten Bedingungen nicht; am allerwenigsten im Jahre 1852.

Das Proletariat in Frankreich bildet jetzt gewiß kaum die doppelte Prozentzahl der Bevölkerung gegen 1789. Damals war das Proletariat — wenigstens 1792 bis 1794 — so ausgerüstet und in Tension, wie es nächstens nur sein wird. Schon damals stellte es sich heraus, daß in Revolutionskriegen mit heftigen inneren Konvulsionen die Masse des Proleta-

riats zur Verwendung im Innern nötig ist. Dasselbe wird jetzt wieder und wahrscheinlich mehr als je der Fall sein, da die Chancen für den sofortigen Ausbruch von Bürgerkriegen mit dem Vorrücken der Alliierten zunehmen. Das Proletariat wird daher nur ein kleines Kontingent zur aktiven Armee schicken können; die Hauptquelle der Aushebung bleibt der Mob und die Bauern. Das heißt, die Revolution wird Krieg zu führen haben mit den Mitteln und nach der Methode der allgemeinen modernen Kriegführung.

Nur ein Ideologe könnte fragen, ob nicht mit diesen Mitteln, d. h. einer aktiven Armee von 4—5 Prozent der Bevölkerung neue Kombinationen zu machen, neue überraschende Verwendungsmethoden zu erfinden seien. Ebensovienig wie man auf dem Webstuhl das Produkt vervierfachen kann, ohne die bewegende Kraft, die Handarbeit, durch den Dampf zu ersetzen, ohne ein neues Produktionsmittel zu erfinden, das mit dem alten Handwebstuhl nur wenig mehr gemein hat, ebensovienig kann man in der Kriegskunst mit den alten Mitteln neue Resultate erzeugen. Erst die Herstellung neuer, gewaltigerer Mittel macht die Erzielung neuer, großartigerer Resultate möglich. Jeder große Feldherr, der in der Kriegsgeschichte durch neue Kombinationen Epoche macht, erfindet selbst entweder neue materielle Mittel oder er entdeckt zuerst den richtigen Gebrauch neuer, vor ihm erfundenen materiellen Mittel. Zwischen Lurenne und dem alten Frik liegt die Revolution in der Infanterie, die Verdrängung der Pike und des Luntenschlosses durch das Bajonett und das Steinschloß — und das Epochenmachende in der Kriegswissenschaft des alten Frik besteht darin, daß er innerhalb der Grenzen der damaligen Kriegführung überhaupt die alte Taktik den neuen Instrumenten gemäß umschuf und ausbildete. Gerade wie Napoleons epochemachendes Verdienst darin besteht, daß er für die durch die Revolution möglich gemachten kolossalen Armeemassen die einzig richtige taktische und strategische Verwendung fand, und diese obendrein so vollständig ausbildete, daß im ganzen und großen moderne Generäle, weit entfernt über ihn hinausgehen zu können, in ihren glänzendsten und geschicktesten Operationen nur ihn zu kopieren versuchen.

Summa summarum, die Revolution wird mit den modernen Kriegsmitteln und der modernen Kriegskunst gegen moderne Kriegsmittel und moderne Kriegskunst kämpfen müssen. Die Chancen des militärischen Talents sind für die Koalition mindestens ebenso groß wie für Frankreich: *ce seront alors les gros bataillons qui l'emporteront.*<sup>7</sup>

#### IV.

Sehen wir jetzt, was für Bataillone in die Schlachtlinie gebracht und wie sie verwendet werden können.

1. Rußland. Die russische Armee, Friedensfuß, beträgt nominell 1 100 000 Mann, in Wirklichkeit gegen 750 000. Seit 1848 hat die Regierung fortwährend gearbeitet, das Effektiv des Kriegsfußes von 1 500 000 Mann zu erreichen, und Nikolaus und Paskiewitsch haben möglichst überall selbst revidiert. Sehr angenommen hat Rußland jetzt also den vollen Friedensfuß — 1 100 000 Mann — wirklich erreicht. Davon gehen ab, hoch gerechnet:

<sup>7</sup> Es werden dann die stärkeren Bataillone den Sieg davontragen.

Für den Kaukasus . . . . .	100 000 Mann	
„ Rußland selbst . . . . .	150 000 „	
„ die polnischen Provinzen . . . . .	150 000 „	
„ Kranke, Detachirte pp. . . . .	150 000 „	550 000 Mann
	<hr/>	
	Bleiben disponibel	550 000 Mann

zur aktiven Verwendung gegen außen. Das ist kaum mehr gerechnet als Rußland 1813 wirklich über die Grenze schickte.

2. **P r e u ß e n.** Das herrliche Kriegsheer, wenn die ganze Landwehr 1. und 2. Aufgebots, Ueberzählige und alles einberufen würde, betrüge mindestens 650 000 Mann. Die Regierung kann aber höchstens für den Moment 550 000 Mann mobilisieren. Ich rechne nur 500 000. Diese brauchen nur wenig über das 2. Aufgebot (150 000 Mann) zu Besatzung usw. zu detachieren, da überall die allmähliche Einberufung der Ueberzähligen und der neuen Konstriktion für das folgende Jahr — wofür Nikolaus schon sorgen wird — sowie die unaufhörlich durchmarschierenden Russen hinreichende Reserve gegen jeden inneren Aufstandsversuch bilden würden. Auch haben sie weniger Kranke, da sie sich im eigenen Lande konzentrieren und weniger weit bis an den Rhein zu marschieren haben als die Russen. Ich rechne indes, wie bei den Russen, die Hälfte ab, wobei die andere Hälfte disponibel bleibt: 250 000 M a n n.

3. **D e s t e r r e i c h.** Hat unter den Waffen und beurlaubt, die ebenso rasch bei der Armee sind wie die preußische Landwehr, gering gerechnet 600 000 Mann. Auch hier rechne ich die Hälfte ab, da wenigstens auf zwei Drittel der Monarchie die nachrückenden Russen bis zur Bildung neuer Reserven als Reserve im Innern dienen und die Herde der Insurrektion in Schranken halten. Bleiben disponibel gegen den Feind: 300 000 M a n n.

4. **D e r d e u t s c h e B u n d.** Da die Herren nahe am Rhein wohnen und die ganze Koalition bei ihnen durchmarschiert, so brauchen sie fast gar keine Besatzung gegen das Inland; um so weniger als bei den ersten Erfolgen der Koalition gegen Frankreich die Reservearmeen sich quer durch Deutschland aufstellen würden, von Norden nach Süden. Der deutsche Bund stellt wenigstens 120 000 M a n n.

5. **Die italienischen Regierungen, die Dänen, Belgier, Holländer, Schweden pp.** nehme ich einstweilen auf 80 000 M a n n an.

Die ganze Masse der Koalitionstruppen beläuft sich hiernach auf 1 300 000 Mann, die entweder schon unter den Waffen stehen oder sofort einberufen werden können. Die sämtlichen Annahmen sind absichtlich zu gering. Die Abzüge für Kranke allein sind so stark, daß aus den Rekonvaleszenten usw. allein 2 Monate nach Beginn der Operationen eine zweite Armee von 350 000 Mann an der französischen Grenze gebildet werden kann. Da aber heutzutage keine Regierung so unvernünftig ist einen Krieg anzufangen ohne zugleich mit dem Ausmarsch der aktiven Armee neue Aushebungen, so stark wie möglich, zu machen und diese der ersten Armee nachzuschicken, so muß diese zweite Armee noch bedeutend stärker ausfallen.

Die Truppen der ersten Armee (die 1 300 000 Mann) sind in zirka 2 Monaten vollständig zu konzentrieren, und zwar folgendermaßen: Daß

die Preußen und Oesterreicher in 2 Monaten ihre obigen Kontingente disponibel haben können, daran kann seit den Rüstungen vom vorigen November kein Zweifel mehr sein. Was die Russen angeht, so sind ihre drei definitiven Konzentrationspunkte zunächst Berlin, Breslau und Krakau oder Wien. (Vergleiche unten.) Von Petersburg nach Berlin sind ungefähr 45 Tagemärsche; von Berlin an den Rhein 16, zusammen 61 Märsche à 5 deutsche Meilen. Von Moskau nach Breslau 48 Märsche, von Breslau nach Mainz 20, zusammen 68 Märsche. Von Kiew nach Wien 40, von Wien nach Basel 22, zusammen 62 Märsche. Hierzu die Ruhetage gerechnet, die bei russischen Truppen und bei den obigen starken Märschen unter keiner Bedingung ausfallen können, so ist es klar, daß selbst die in Moskau, Petersburg und Kiew stationierten Truppen in drei Monaten bequem am Rhein sein können, und zwar in der Voraussetzung, daß die Leute bloß zu Fuß marschieren, und daß die Eisenbahnen und der Transport zu Wagen nicht in Anwendung gebracht werden. Diese Mittel aber können in Deutschland fast überall, in Rußland und Polen wenigstens teilweise in Anwendung kommen, und würden den Transport der Truppen im ganzen gewiß um 15—20 Tage verkürzen. Die Hauptmasse der russischen Truppen steht aber schon jetzt in den polnischen Provinzen konzentriert, und sowie die politischen Verhältnisse eine Krisis wahrscheinlich machen, wird man noch mehr Truppen dahin dirigieren, so daß die Anfangspunkte der Marschlinie nicht Petersburg, Moskau und Kiew, sondern Riga, Wilna, Minsk, Dubno, Kamieniec sein werden, d. h. daß die Marschlinie um zirka 60 Meilen — 12 Märsche und 4 Ruhetage — verkürzt wird. Dabei wird ein großer Teil der Infanterie — besonders der, der aus den entfernteren Stationen kommt — wenigstens jeden dritten oder Ruhetag 5 Meilen weit gefahren werden können, so daß für diesen Teil die Ruhetage als Marschtage zählen. Das Material der Artillerie, die Munitionen und Vorräte würden dann die Eisenbahnen freibehalten; die Bespannung und Bedienung der Artillerie würde marschieren resp. fahren und so jedenfalls früher ankommen als nach der bisherigen Weise.

Nach all diesem scheint mir nichts im Wege zu stehen, das die Konzentrierung der Koalitionsarmee am Rhein zwei Monate nach dem Ausbruch der Revolution in folgender Weise erfolgen könnte:

Erste Armee:

1. Erste Linie am Rhein und im Piemont, Preußen, Oesterreicher	750 000 Mann
Russen . . . . .	300 000 ..
	<hr/>
	1 050 000 Mann
2. Zweite Linie, Reserve, 10 Märsche zurück, Russen . . . . .	250 000
	<hr/>
Total . . . . .	1 300 000 Mann

Zweite Armee:

1. Reserven der kleinen Koalitierten, Preußen, Oesterreicher usw. in der Konstriktion begriffen . . . . .	200 000 Mann
2. Russische Reserve, im Marsche, 20 Märsche zurück . . . . .	150 000 „ 350 000 Mann
	<hr/>
Beide Armeen total	1 650 000 Mann

Im Grunde sind unter den jetzigen Verhältnissen kaum 5—6 Wochen nötig, um 300 000 Russen an den Rhein zu bringen, und in derselben Zeit können Preußen, Oesterreicher und die kleinen Alliierten ihre obigen Kontingente an den Rhein bringen; aber um den unvorhergesehenen Hindernissen, die bei jeder Koalition sich einstellen, gehörig Rechnung zu tragen, nehme ich volle zwei Monate an. Die Aufstellung der alliierten Truppen im Moment, wo Napoleon von Elba kam, war in Beziehung auf einen Marsch nach Frankreich kaum so günstig wie die jetzige, und doch waren die Russen am Rhein, als Napoleon sich bei Waterloo gegen die Engländer und Preußen schlug.

Welche Ressourcen hat Frankreich den Alliierten entgegenzusetzen?

1. Die Linie beträgt zirka 450 000 Mann, wovon 50 000 in Algier nicht entbehrt werden können. Von den übrigen 400 000 gehen ab: die Kranken, das notwendige Minimum für Festungsbefahrungen, kleinere (Detachements?) in zweideutigen Gegenden des Innern, bleiben disponibel höchstens 250 000 Mann.

2. Das beliebte Mittel der jetzigen Roten (?): die ausgedienten Soldaten zur Fahne zurückzurufen, ist mit Erfolg zwangsweise höchstens bei 6 Altersklassen, d. h. vom 27.—32. Jahre anzuwenden. Jede Altersklasse trägt zur Konfisktion bei 80 000 Mann. Die Ravagen des algerischen Krieges und Klimas, die gewöhnliche Sterblichkeit während 12 Jahren, der Ausfall der untauglich Gewordenen, Ausgewanderten und derer, die sich dem Wiedereintritt auf die eine oder die andere Weise zu entziehen wissen zu einer Zeit, wo die Verwaltung ohnehin in Unordnung gerät, reduzieren die 480 000 ehemaligen Rekruten dieser 6 Altersklassen auf höchstens 300 000 Wiedereintretende. Davon gehen 150 000 ab für Festungsbefahrungen, die man hauptsächlich aus dieser Klasse älterer, größtenteils verheirateter Leute nehmen wird — bleiben 150 000 Mann. Diese sind ohne Schwierigkeit, bei einigermaßen geschickter Direktion, in 2 Monaten mobil zu machen.

3. Die Volkswehr, Freiwilligen, Volontärs, levée en masse oder wie man dies untergeordnete Kanonensutter sonst nennen will. Mit Ausnahme von etwa 10 000 noch zusammenzubringenden gardes mobiles<sup>a</sup> hat kein Mann davon mehr Bekanntschaft mit den Waffen als irgendein deutscher Bürgerwehrmann. Die Franzosen lernen das Handwerk rascher, aber 2 Monate sind eine sehr kurze Zeit, und wenn Napoleon seine Rekruten in 4 Wochen durch die Bataillonschule passieren lassen konnte, so brachte er das nur mit ausgezeichneten Cadres fertig, während die erste Folge der nächsten Revolution die Desorganisation selbst der Cadres der Linie ist. Dazu sind unsere französischen Revolutionäre bekanntlich traditionell, und ihr Schrei wird sein: Levée en masse! Deux millions d'hommes aux frontières!<sup>b</sup> Die deux millions d'hommes wären schön und gut, wenn man sich von der Koalition wieder solcher Dummheiten zu versehen hätte wie Anno 1792 und 1793 und Zeit hätte, die 2 000 000 Mann nach und nach einzuüben. Aber davon kann keine Rede sein. Man muß

<sup>a</sup> Mobilgarden, eine aus Arbeitslosen in der Revolution 1848 angeworbene Truppe.

<sup>b</sup> Massenaushebung! Zwei Millionen Mann an die Grenzen!

sich darauf gefaßt machen, binnen zwei Monaten eine Million aktiver feindlicher Soldaten an der Grenze zu haben, und es handelt sich darum, dieser Million mit Chance des Erfolges gegenüberzutreten.

Wenn die Franzosen wieder als traditionelle Nachbeter von 1793 auftreten, so unternehmen sie die Geschichte mit den 2 Millionen, d. h. sie unternehmen so viel, daß das wirkliche Resultat bei der kurzen Frist auf Null hinausläuft. Die Einübung und Organisation von 150 000 (1 500 000?) Mann in 8 Wochen ohne Cadres läuft, in der Praxis auf eine sinnlose Verzettelung aller Ressourcen und auf die Verstärkung der Armee nicht einmal durch ein einziges brauchbares Bataillon hinaus.

Wenn sie dagegen einen ordentlichen Kriegsminister haben, der einige Kenntnis hat von Revolutionskriegen und den Methoden, rasch eine Armee zu schaffen, und wenn man dem keine auf Unwissenheit und Populartättsucht beruhenden dummen Hindernisse in den Weg legt, so wird er sich in den Grenzen des Möglichen halten und kann viel tun. Man wird dann mehr oder weniger auf folgenden Plan herauskommen müssen.

Die bewaffnete Macht besteht zunächst aus zwei Bestandteilen: 1. Proletarische Garde in den Städten, Bauerngarde auf dem Lande, soweit das Land verlässlich ist, zum Dienst im Innern. 2. Regelmäßige Armee gegen die Invasion. Der Festungsdienst wird von der proletarischen und Bauerngarde geleitet; die Armee liefert nur die nötigsten Detachements. Paris, Straßburg, Lyon, Metz, Lille, Valenciennes, die wichtigsten Festungen, die zugleich große Städte sind, werden außer ihrer eigenen Garde und wenigen Bauerndetachements aus der Umgegend nur wenig Linie zur Verteidigung nötig haben. Die im Innern disponiblen proletarischen Garden, soweit sie aus nichtbeschäftigten Arbeitern bestehen, werden in einem Übungslager vereinigt und von zum Felddienst untauglichen alten Offizieren und Unteroffizieren eingeübt, um die Lücken in den Reihen der aktiven Armee zu füllen. Das Lager kann bei Orleans angelegt werden — zugleich eine Drohung gegen die legitimistischen Gegenden.

Die Linie, soweit sie in Frankreich ist, muß verdreifacht, von 400 000 auf 1 100 000 Mann gebracht werden. Dies geschieht so: jedes Bataillon wird in ein Regiment verwandelt — das dabei unvermeidliche Avancement wird den Offizieren und Unteroffizieren nicht weniger Respekt vor der Revolution einflößen als die Guillotine und das Kriegsgericht. Die unvermeidliche Erweiterung der Cadres geschieht dabei möglichst allmählich, und was von Offizieren zu gewinnen ist, wird gewonnen. Dies ist bei der Unmöglichkeit, in 2 Monaten Offiziere zu hegen, sehr wichtig. Ohnehin herrscht bei den mittleren und niederen Graden der französischen Armee noch so viel Nationalgefühl, daß diese Leute mit etwas Avancement, einer energischen Leitung des Kriegsdepartements und einiger Chance des Erfolgs sich im Anfang ganz gut machen werden, besonders wenn ein paar Exempel an Meuturern und Deserteuren statuiert sind. Die Schüler der Militärschulen, die Beamten der Ponts-et-Chaussées<sup>10</sup> geben vortreffliche Artillerie- und Genieoffiziere, und nach ein paar Aktionen werden sich jene bei den Franzosen so häufigen untergeordneten militärischen Talente zu entwickeln anfangen, die eine Kompagnie zu führen verstehen, wenn sie einmal im Feuer gewesen sind.

<sup>10</sup> Verwaltung des Straßen- und Brückenbaus.

## Was die Soldaten selbst betrifft, so stellen

die Linie . . . . .	400 000 Mann
die Wiedereinberufenen . . . . .	300 000 "
bleiben noch auszuheben und einzuüben	500 000 "

zusammen 1 200 000 Mann, wovon für Kranke 100 000 Mann ab, bleiben 1 100 000 Mann. Von diesen sind aktiv zu verwenden:

Linie . . . . .	250 000 Mann
Wiedereinberufene . . . . .	150 000 "
Rekruten . . . . .	400 000 " 800 000 Mann

Was man damit anfangen kann, wird sich zeigen. Die Einübung von 400 000—500 000 Mann aber als Rekruten zur Linienarmee, die mit den bisherigen und wiedereinberufenen Soldaten in den Regimentern und Bataillonen verschmolzen werden, innerhalb zwei Monaten, ist so überaus schwer nicht, wenn rasch, le lendemain de la révolution<sup>11</sup>, ans Werk gegangen wird. Alle diese Verstärkungen würden die Infanterie und Artillerie treffen; in 2 Monaten kann man wohl einen Infanteristen und einen wenigstens zur einfachen Geschützbedienung brauchbaren Kanonier ausbilden, aber keinen Kavalleristen. Der Zuwachs der Kavallerie würde also sehr schwach sein.

Bei dem ganzen Bewaffnungsplan wird vorausgesetzt, daß ein ordentlicher Kriegsminister da ist, der die politischen Verhältnisse zu würdigen versteht, der strategische, taktische und Detailkenntnisse über alle Waffen besitzt, der die gehörige Portion Energie, Raschheit und decisiveness<sup>12</sup> hat und dem von den Eseln, die mit ihm regieren werden, freie Hand gelassen wird. Aber wo hat die „rote“ Partei in Frankreich so einen Kerl! Die Chancen sind, im Gegenteil, daß wie gewöhnlich ein unwissender Kerl, den man und der sich als bon démocrate<sup>13</sup> natürlich jedem Posten gewachsen glaubt, den Carnot zu spielen versuchen, daß er Massenaushebung dekretieren, alles vollständig auflösen, sehr bald am Ende seines Witzes ankommen, dann alles der Routine alter Unterbeamten überlassen, und die feindlichen Armeen bis vor Paris kommen lassen wird. Heutzutage aber einer europäischen Koalition zu widerstehen, muß man nicht Pache und Bouchotte, auch nicht Carnot, man müßte Napoleon sein oder entsetzlich dumme Feinde und entsetzlich viel Glück haben.

Es ist nicht zu übersehen, daß bei allen Berechnungen der Streitkräfte der Koalition das Minimum der Gesamtmacht und das Maximum der Abzüge angenommen worden, so daß bei nur einigermaßen erträglicher Direktion die disponible Truppenmasse größer und die nötige Zeit zur Konzentration geringer sein wird, als wir angegeben. Bei Frankreich dagegen sind die Annahmen umgekehrt: die disponible Zeit ist möglichst lang, die möglicherweise zu organisierende Gesamtmacht ist sehr hoch, die Abzüge gering, also die disponible Truppenmasse möglichst groß angenommen. Mit einem Wort: alle diese Kalkulationen stellen — von unvorhergesehenen Ereignissen und von groben Böden der Alliierten abstrahiert — den für die Revolution möglichsten Fall dar.

<sup>11</sup> Am Tag nach der Revolution.

<sup>12</sup> Entschiedenheit.

<sup>13</sup> Guter Demokrat.

Dazu ist vorausgesetzt worden, daß die Revolution und Invasion nicht sogleich im Innern des Landes Bürgerkrieg hervorrufen. Es ist jetzt, 60 Jahre nach dem letzten Bürgerkrieg in Frankreich, unmöglich zu bestimmen, inwiefern der legitimistische Fanatismus einer mehr als ephemeren Insurrektion fähig ist; es ist indes klar, daß in demselben Maß wie die Alliierten vorrückten, auch die Chance einer Erhebung wie 1793 in Lyon, Toulon usw., einer momentanen Allianz aller politisch gestürzten Klassen und Fraktionen zunimmt. Nehmen wir indes auch hier den für die Revolution günstigsten Fall, nämlich daß die revolutionäre proletarische und Bauerngarde imstande ist, die rebellischen Departements und Klassen glücklich zu entwaffnen.

Auf die Chancen, die durch die Zustände in Deutschland, Italien usw. der Revolution gegeben werden können, kommen wir gleich zu sprechen.

## V.

Wir kommen jetzt zur wirklichen Kriegführung.

Wenn man den einen Fuß eines Zirkels auf der Karte auf Paris setzt, und mit der Entfernung von Paris bis Straßburg als Radius einen Kreis um Paris beschreibt, so trifft die Peripherie dieses Kreises im Süden die französische Grenze zwischen Grenoble und Chambéry, bei Pont du Beauvoisin, folgt ihr in nördlicher Richtung über Genf, den Jura, Basel, Straßburg und Hagenau, und folgt dann dem Lauf des Rheins bis zu seiner Mündung; wenn sie sich an einzelnen Punkten von ihm entfernt, so erreicht diese Entfernung nie die Länge von 2 Tagemärschen. Wäre der Rhein die Grenze Frankreichs, so wäre Paris von dem Punkt an, wo die Alpen aufhören, diese Grenze zu decken, bis zur Nordsee gleich weit von der Grenze entfernt. Das militaristische System Frankreichs, mit Paris als Zentrum, hätte alle seine geographischen Bedingungen erfüllt. Dieser einfache Kreisbogen von Chambéry bis Rotterdam, der alle Punkte der einzigen offenen Grenze Frankreichs, und noch dazu der Grenze, die der Hauptstadt am nächsten liegt, auf die gleichmäßige Entfernung von etwa 70 deutschen Meilen — 40 Tagemärschen — von Paris reduziert, und zu gleicher Zeit die Grenze durch einen breiten Strom deckt — das ist die militärische reelle Basis der Behauptung, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei.

Dieselbe eigentümliche Konfiguration seines Laufs macht den Rhein aber auch zum Ausgangspunkt aller konzentrischen Operationen gegen Paris, denn die verschiedenen Armeen, um gleichzeitig vor Paris ankommen, gleichzeitig Paris von verschiedenen Seiten bedrohen zu können, müssen gleichzeitig von gleich weit entfernten Punkten aufbrechen. Die Operationen jeder konterrevolutionären Koalitionsarmee gegen Frankreich müssen konzentrisch sein, so gefährlich alle konzentrischen Operationen sind, bei denen der Konzentrationspunkt im Bereich des Feindes liegt oder gar seine Operationsbasis bildet: 1. weil mit Paris Frankreich erobert ist; 2. weil kein Teil der im Bereich der Operationen französischer Armeen liegenden Grenze bloß gegeben werden darf, da sonst die Franzosen auf dem Gebiet der Koalition, im Rücken ihrer Armee, durch Sendung von Armeen Insurrektionen provozieren könnten; 3. weil die Massen, die jede Koalition gegen Frankreich schleudern muß, zu ihrer Ernährung mehrfache Operationslinien nötig haben.

Die zu deckende Grenze, für beide Armeen, geht von Chambéry bis Rotterdam. Die spanische Grenze bleibt einstweilen außer Betracht. Die italienische von Bar bis an die Isère ist durch die Alpen gedeckt und entfernt sich immer weiter von Paris, da sie die Tangente des obigen Kreises bildet. Sie kann nur in Betracht kommen, 1. wenn die befestigten Defileen der Savoyer Alpen, namentlich der Mont-Cenis, in den Händen der Franzosen sind; 2. wenn man an der Küste eine Diverſion machen will, zu der besondere Gründe vorliegen müssen; 3. wenn französische Armeen, nachdem die Grenze an allen anderen Punkten sichergestellt ist, offensiv vorgehen wollen wie 1796 Napoleon. Für alle anderen Fälle liegt sie zu weit ab.

Die aktiven Operationen, sowohl für die Koalition wie für Frankreich, beschränken sich also auf die Linie von Chambéry oder der Isère bis nach der Nordsee und auf das Gebiet, das zwischen dieser Linie und Paris liegt. Und gerade dieser Teil von Frankreich bietet ein Terrain dar, das zur Verteidigung wie geschaffen ist, und dessen Gebirgs- und Flußsysteme militärisch kaum besser gewünscht werden könnten.

Von der Rhone bis zur Mosel ist die Grenze durch einen langen, schwer und nur an bestimmten Punkten passierbaren Gebirgszug gedeckt: den Jura, an den sich die Vogesen anschließen, deren Verlängerung wieder der Hochwald und Idarwald bilden. Beide Gebirge laufen der Grenze parallel und die Vogesen werden noch dazu durch den Rhein gedeckt. Zwischen Mosel und Maas decken die Ardennen, jenseits der Maas die Argonnen den Weg nach Paris. Nur das Gebiet von der Sambre zur See ist offen, aber hier wird die Lage jeder vordringenden Armee auch gefährlicher mit jedem Schritt, den sie vorwärts tut — sie riskiert bei einigermaßen geschickten Operationen einer starken französischen Armee von Belgien abgeschnitten und in die See geworfen zu werden. Dazu ist die ganze Linie von der Rhone bis zur Nordsee mit Festungen gespickt, von denen einige, z. B. Straßburg, ganze Provinzen beherrschen.

Von dem Vereinigungspunkt des Jura und der Vogesen läuft ein Gebirgszug in südwestlicher Richtung nach der Auvergne zu, der die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Ozean einerseits und dem Mittelmeer andererseits bildet. Von ihm fließt nach Süden die Saône, nach Norden parallel die Mosel, die Maas, die Marne, die Seine, die Yonne. Zwischen je zweien dieser Flüsse, wie zwischen Yonne und Loire, zweigen sich lange Gebirgsketten ab, die, nur von einigen Straßen durchschnitten, die einzelnen Flußtäler voneinander trennen. Dies ganze Gebirgsland ist zwar für alle Waffengattungen größtenteils praktikabel, aber sehr unfruchtbar und keine große Armee kann sich lange darauf halten.

Ist auch dies Gebirge sowie die gleich unfruchtbaren Höhenstriche der Champagne, die das Maasgebiet vom Seinegebiet trennen, überstiegen, so tritt die feindliche Armee ins Gebiet der Seine. Und hier erst zeigen sich die auffallenden militärischen Vorteile der Lage von Paris vollständig.

Das Flußgebiet der Seine abwärts bis zur Mündung der Dise wird von mehreren in fast parallelen Bogen in nordwestlicher Richtung strömenden Flüssen gebildet — der Yonne, der Seine, der Marne, der Dise und Aisne, von denen jeder noch in gleicher Richtung strömende Nebenflüsse hat. Alle diese bogenförmigen Täler vereinigen sich ziemlich nahe

beieinander, und im Zentrum dieser Vereinigungspunkte liegt Paris. Die Hauptstraßen nach Paris, von allen Landgrenzen zwischen dem Mitteländischen Meer und der Schelde, laufen durch diese Flußtäler und laufen mit ihnen konzentrisch in Paris zusammen. Die Armee, die Paris verteidigt, kann sich also immer in kürzerer Zeit konzentrieren und von einem bedrohten Punkt zum anderen wenden, als die angreifende Armee, weil von zwei konzentrischen Kreisen der innere die kleinere Peripherie hat. Die bewunderungswürdige Benutzung dieser Vorteile, die unermüdete Bewegung auf der Peripherie des inneren Kreises machte es Napoleon in seinem glänzenden Feldzug von 1814 möglich, mit einer Handvoll Soldaten zwei Monate lang die ganze Koalition im Seinegebiet in Schach zu halten.

## Die deutsche Textilindustrie unter den Einwirkungen des Weltkrieges.

Von H. Krähig.

### 1. Die Einwirkung auf den Arbeitsmarkt.

Die deutsche Textilindustrie ist eine Weltindustrie. Aus allen Erdteilen bezieht sie ihre Rohstoffe und verkauft dahin ihre mannigfaltigen Produkte. Die Wurzeln ihrer Existenzbedingungen sind also sehr weit verzweigt, was sehr nachteilig wirkt, wenn eine solche weltpolitische Katastrophe, wie dieser Weltkrieg, die Weltwirtschaft erschüttert. Der gegenwärtige Krieg entzieht der Industrie nicht nur wertvolle Arbeitskräfte, von denen ein erheblicher Teil dauernd vernichtet wird, er hindert auch die Heranschaffung des Rohstoffes wie den Absatz der fertigen Waren. Im Jahre 1912 waren in den Betrieben der Textilindustrie, die der Fabrikinspektion unterstellt sind, 947 325 Arbeitskräfte beschäftigt; von diesen waren 511 986 weiblich und 435 339 männlichen Geschlechts. Diese Zahl der Beschäftigten in den hier in Betracht kommenden Betrieben wird auch bei Ausbruch des Krieges keine wesentliche Veränderung aufzuweisen gehabt haben. Wie groß die Zahl der männlichen Arbeitskräfte ist, die der Textilindustrie durch die Mobilmachung entzogen wurden, läßt sich nur schätzungsweise annehmen. Bei rund 80 000 männlichen Mitgliedern des Deutschen Textilarbeiterverbandes waren in der sechsten Kriegswoche rund 12 000 zum Kriegsdienst eingezogen. Nimmt man diese Zahlen als Maßstab für die gesamte männliche Arbeiterschaft, dann könnte man etwa 70 000 männliche Arbeitskräfte rechnen, die der Krieg der Textilindustrie entzogen hat. Bürgerliche Blätter schätzen diese Zahl kürzlich auf 200 000, was aber entschieden zu hoch ist. Mehr als 100 000 männliche Arbeitskräfte werden es bisher auf keinen Fall sein, die als Kriegsteilnehmer aus der Beschäftigung herausgerissen worden sind. In den ersten Wochen des Kriegsausbruches machte sich das Fehlen dieser Arbeitskräfte nicht bemerkbar, wohl aber in der späteren Zeit. Besonders schwer zu ersetzen war das technische Personal in den Betriebsabteilungen, wo die Arbeit unter Anweisung dieses Personals von ungelerten Arbeitskräften geleistet

wird. Es ist das eine Betriebsweise, die sich in der Textilindustrie immer größerer Ausdehnung erfreute. Am fühlbarsten tritt dieser Mangel in den Kleinbetrieben, wie z. B. in Forst i. L., auf. Oft ist da auch der Betriebsinhaber eingezogen, so daß die Anleitung hier vollständig fehlt, während in den Großbetrieben doch der oder jener von diesem technischen Personal zurückgeblieben ist. Aber auch an anderen qualifizierten Arbeitskräften, z. B. Wollspinnern, Herrenstoffwebern, Walkern, Färbern, Druckern, fehlt es sehr. In den Spinnereien sind wohl viel weibliche Arbeitskräfte beschäftigt, aber meist nur als Hilfsarbeiter. In den Kammgarn-, den Streichgarn- und Baumwollspinnereien wird die Bedienung der Feinspinnmaschine meistens von einem gelernten männlichen Spinner geleitet; nur hier und da hat man hierzu auch Arbeiterinnen herangezogen. Die Mobilmachung hat gerade in dieser Branche große Lücken im Arbeitspersonal gerissen. In den Kammgarn- und Baumwollspinnereien tritt der Mangel an gelernten Spinnern nicht so in Erscheinung, weil, namentlich in der ersteren Branche, sehr ungünstiger Geschäftsgang herrscht. Schwer aber tritt dieser Mangel in den Wollspinnereien für die Militärtauche auf. Hier ist jetzt sehr viel Beschäftigung, aber es fehlt an guten Spinnern. Und diese Spinner lassen sich auch nicht so ohne weiteres durch Kammgarn- oder Baumwollspinner ersetzen. Gerade das Verspinnen der kurzfasrigen Tuchwolle erfordert viel Übung und Erfahrung. So manche verdorbene Spinnpartie, welche die Weber bei der schlechten Verarbeitung halb zur Verzweiflung bringt, zeugt jetzt davon, daß der Spinnprozeß oft von ungeübten Händen besorgt wird. Etwas leichter wird in der Herrenstoffweberei dem Arbeitermangel abgeholfen werden können. Gute, geübte Weber aus der Baumwollindustrie werden nach kurzem Anlernen an den Tuchstühlen erfolgreich arbeiten können. In Rottbus und anderen Tuchorten wurden viel Arbeiter angelernt. Auch Arbeitslose aus der Seidenweberei würden sich nicht schwer in die Herstellung grobfädigerer Webwaren finden; umgekehrt würde es freilich größere Schwierigkeiten machen. Das letztere kommt aber gar nicht in Frage, denn die Seidenwebereien sind verhältnismäßig schlecht beschäftigt. Die Arbeitslosigkeit in der Seidenmetropole Krefeld ist sehr groß. Die Stadtverwaltung hat aber durch eine nachahmenswerte Unterstützung dafür gesorgt, daß die wertvollen Arbeitskräfte der Krefelder Seidenindustrie erhalten bleiben sollen. Schwer zu ersetzen sind auch die gelernten Färber, Drucker usw.

Mit der Mobilmachung erlitt der Arbeitsmarkt der Textilindustrie eine furchtbare Erschütterung. Viele Unternehmer verloren geradezu den Kopf. Rücksichtslos wurden viele Betriebe stillgesetzt, ohne daß man auch nur im geringsten fragte, was wird aus den vielen Zehntausenden von arbeitslosen Personen. Der Deutsche Textilarbeiterverband veranstaltete sofort eine Rundfrage, um den Umfang der Arbeitslosigkeit festzustellen und um nach Möglichkeit für Abhilfe zu sorgen. Leider war in den Kreisen der Arbeiter oft nicht weniger Bestürzung vorhanden als in Unternehmerkreisen, weshalb die Rundfrage über die Einwirkung des Kriegsausbruches auf den Arbeitsmarkt nur von 160 Ortsverwaltungen beantwortet wurde. Das Ergebnis der Rundfrage war folgendes:

Zahl der von der Verwaltung erfaßten Betriebe	Branchen	Nach Kriegs- ausbruch sofort geschlossene Betriebe	Unternehmer zählten an ihre Arbeitslosen Unterstützung		Lohnreduktion wurde versucht oder vorgenommen	
			in Orten	mit Betrieben	in Orten	mit Betrieben
89	Schafwollindustrie . . . . .	178	7	8	5	51
63	Baumwoll-Spinnerei u. Weberei	93	3	3	11	13
28	Leinenindustrie . . . . .	19	1	1	2	3
20	Juteindustrie . . . . .	4	—	—	1	1
24	Seidenindustrie . . . . .	40	4	4	1	1
8	Haarindustrie . . . . .	1	—	—	—	—
32	Strickerei und Wäckererei . . . . .	103	1	1	2	3
18	Bisamindustrie . . . . .	10	1	1	1	1
19	Spitzenindustrie . . . . .	33	4	6	2	5

Wenn man bedenkt, daß der Deutsche Textilarbeiterverband d o p p e l t soviel Ortsverwaltungen hat, als hier berichtet hatten, und daß zu den Nichtberichtenden auch 39 größere Verwaltungsbezirke gehörten, so geht man nicht fehl nach oben, wohl aber nach unten, wenn man 2000 Betriebe annimmt, die sofort bei Ausbruch des Krieges ihre Pforten schlossen. Allein in der Strickerei, Wäckererei und Spitzenindustrie wird die Zahl der sofort geschlossenen kleineren Betriebe nicht weit unter 1000 stehen. Es gibt in der deutschen Textilindustrie 11 243 Mittel- und Großbetriebe. Ein Fünftel davon dürfte sofort bei Ausbruch des Krieges zum Stillstand gekommen sein.

Am schlimmsten mitgenommen wurden die garnverarbeitenden Branchen. Die Spinnereien, welche die garnverarbeitende Industrie zur Abnehmerin haben, waren, ausgenommen die Kammgarnspinnereien, die viel für den Export arbeiten, weniger schlimm daran. Die garnverarbeitenden Branchen kamen zunächst dadurch in eine sehr bedrängte Lage, daß ihnen die Stockung des Geldverkehrs bei Ausbruch des Krieges kein Geld von ihren Abnehmern zuführte. Kredit war aber auch nirgends zu haben und so waren viele dieser Betriebe, die sonst, wenn auch vielleicht in beschränktem Maße, hätten weiterarbeiten lassen, gezwungen, den Betrieb zu schließen. Dazu kam dann weiter der Versuch der Abnehmer, die aufgegebenen Aufträge zu annullieren, wie andererseits der Versuch der Textilkonventionen, schärfere Verkaufs- und Lieferungsbedingungen festzusetzen. Dieser Streit zwischen Lieferanten und Abnehmern nahm den ganzen Monat August in Anspruch und drohte sich in einer Heftigkeit zu entladen, daß sich die Regierung zu der Drohung genötigt sah, gegen die Konventionen gesetzlich einzuschreiten, wenn nicht bis zum 8. September der Bericht eingegangen sei, daß eine Verständigung Platz gegriffen habe. Nun wurde eingelenkt und man wandte sich nunmehr der Frage wieder zu, die Betriebe mehr und mehr in Gang zu bringen. Bis Ende September war die Zahl der Arbeitslosen in der Textilindustrie ganz gewaltig. Folgende Tabelle zeigt die Zahl der Arbeitslosen im Deutschen Textilarbeiterverband in den ersten acht Kriegswochen:

Wochen	Ortsverwaltungen, die		Zahl der arbeitslosen und unter- stützungsberechtigten Mitglieder			Arbeitslosen- unterstützung	
	berichtet	nicht berichtet	zusammen	männlich	weiblich	an Mit- glieder	Summe Mark
	haben						
1	193	129	13 340	keine Angaben		keine Angaben	
2	211	110	18 828	12 158	6670	11 215	46 664
3	242	80	21 257	13 417	7840	16 748	73 539
4	274	47	22 785	14 446	8339	20 246	84 935
5	228	94	19 839	12 062	7777	18 347	76 562
6	240	82	20 337	12 208	8129	18 173	77 374
7	209	113	16 219	9 369	6850	14 702	57 598
8	166	156	13 539	7 823	5716	12 129	49 990

Es ist hier zu berücksichtigen, daß, wie die Tabelle zeigt, eine große Anzahl Ortsverwaltungen nicht berichtet hat, so daß die Zahl der arbeitslosen Mitglieder erheblich größer wird. Nach neueren Berichten sind durchschnittlich 30 000 Mitglieder des Deutschen Textilarbeiterverbandes pro Woche ohne Arbeit gewesen. Nimmt man an, daß die organisierte wie nichtorganisierte Textilarbeiterschaft prozentual in gleicher Weise von der Arbeitslosigkeit erfaßt wurde, so zeigt die Arbeitslosigkeit im Deutschen Textilarbeiterverband, daß in den ersten 8 Wochen mindestens 1 500 000 Arbeitslose pro Woche vorhanden gewesen sind. Welche Summe von Kummer und Elend bergen diese Zahlen.

Am schlimmsten daran sind die Handwerker der Woll- und Baumwollbranche. Von was viele dieser Armen jetzt leben, ist geradezu rätselhaft, denn die Zahl derer, die etwa in einer kleinen Scholle Land noch eine kümmerliche Existenzquelle haben, ist klein. Wie es um jene Leute heute meist bestellt ist, zeigt nachstehende Stelle aus einem Schreiben eines Handwebers in Helmrechts (Oberfranken) an den Vorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes. Der Mann schreibt:

„Die hier in Betracht kommenden arbeitslosen Handwerker erhalten keinerlei Unterstützung: weder von der Gemeinde, noch vom Staat, noch vom Unternehmer, noch von der Organisation; sie sind jetzt gezwungen, Trübsal zu blasen und zu darben, da keine Arbeit vorhanden, auch keine in Aussicht ist.

Es erhalten lediglich die Angehörigen (Frauen und Kinder) der im Felde Stehenden die staatliche Unterstützung von 9 Mk. bzw. 6 Mk. monatlich von der Gemeinde ausgezahlt. Jeder arbeitslose kinderreiche Familienvater wünscht sich daher jetzt auch vor den Feind.

Die meisten Fabrikanten hier in Oberfranken haben auf Handweberei keine Militäraufträge und können daher ihren Webern keine Arbeit geben. Wir haben hier Handwerker, die schon seit dem 9. August arbeitslos sind.“

Es ist erklärlich, daß es so ist, wenn der Staat nicht Hilfe leistet; die armen Handwebergemeinden, gleichviel ob in Oberfranken, Sachsen oder Schlesien, können nicht helfen.

## 2. Die Einwirkungen der Militäraufträge.

Gleich mit Beginn des Krieges vergab die Militärverwaltung auch an die Textilindustrie Aufträge für die Zwecke des Krieges. Damals handelte es sich in der Hauptsache um Lieferungen für Lazarette und um feldgraue

Uniformtuche. Was von diesen Webwaren auf Lager war, wurde sofort abgesetzt. In den Leinen- und Militärtuchwebereien setzte sofort eine sehr lebhafteste Beschäftigung ein, mit all den Begleiterscheinungen, wie Ueberstundenarbeit und Arbeitermangel. Dem Arbeitermangel konnte damals durch Verschiebung von Arbeitskräften bald abgeholfen werden. Um Arbeitslose recht viel unterzubringen, wirkte der Deutsche Textilarbeiterverband auf die Unternehmer dahin, anstatt der Ueberstundenarbeit die Produktion in zwei Schichten vornehmen zu lassen. In einer Anzahl Orte gelang das auch, während es in anderen Orten aus verschiedenen Ursachen scheiterte. Die am häufigsten auftretende Ursache war, daß nicht genügend Personen zur Erledigung der Vorarbeit in den Tuchwebereien zu erhalten waren. Besonders fehlte es an genügend Spinnern und deren Hilfsarbeitern. Die Arbeitsvermittlung der Gemeinden versagte ganz und gar, da man dort von dem komplizierten Produktionsprozeß einer Wollspinnerei keinen blauen Dunst hatte. Jetzt rächt es sich schwer, daß die Unternehmerverbände in der Textilindustrie keine Arbeitsvermittlung der Arbeiterorganisation aufgenommen ließen. Die Organisation der Arbeiter kennt den Produktionsprozeß. Hätte sie den Arbeitsnachweis in den Händen und ein Tuchfabrikant verlangte Spinnereiarbeiter, dann würde sie ihm nicht Krethi und Plethi hinschicken, sondern nur die Arbeiter, die für die verlangte Kategorie qualifiziert sind.

Inzwischen haben die Militäraufträge der Textilindustrie einen ungeahnten Umfang angenommen. Mitte September war zu ersehen, daß wir einen Winterfeldzug mit unserem Millionenheer bekommen würden. Nun wurden riesenhafte Aufträge in warmer Unterkleidung und in Decken vergeben. Aber nicht nur die Militärverwaltung vergab solche Riesenaufträge, sondern auch die Textilwarenhändler. Als die Liebesgabentätigkeit mit der Versendung warmer Kleidungsgegenstände an die Soldaten einsetzte, begann ein wahrer Sturm auf die Geschäfte, die in kurzer Zeit ausverkauft hatten und nun schleunigst Bestellungen in neuer Ware aufgaben. In den Strickereien und Trikotagenfabriken waren die zum Teil großen Lager in ganz kurzer Zeit völlig geräumt. Man berichtete uns, daß eine große Berliner Wirkwarenfirma, die monatelang vor dem Kriege einen sehr schlechten Geschäftsgang hatte, ihr Warenlager im Werte von 3 Millionen Mark im Handumdrehen losgeworden ist. Und zu welchem Preise! Rohwolle ist in den Kriegswochen um 40—50 Prozent im Preise gestiegen, und diese gestiegenen Rohwollpreise werden jetzt natürlich auch den Preisen der Lagerware zugrunde gelegt. Die Liebesgabentätigkeit des Volkes für unsere Soldaten hat vielen Textilindustriellen enorme Gewinne gebracht. Die Trikotagen- und Wollwarenindustrie, soweit sie Winterstoffe herstellen kann, ist so enorm mit Aufträgen versehen, daß z. B. in dem württembergischen Zentrum Ebingen und auch anderwärts Plakate in den Bureaus hängen, mit der Aufschrift: „Einkäufer können aus Mangel an Zeit nicht empfangen werden. Produktion ausverkauft.“

Der Bedarf der Militärverwaltung an Textilprodukten ist nicht nur riesengroß, sondern auch sehr vielgestaltig. Es werden gebraucht: Feldgraue Tuche, Bettzeuge, Hemdentuche, Fußlappen,

Hosenzeuge — weiß, gelb und grau —, Handtuchstoffe, Helmbezüge, Kniewärmer, Pulswärmer, Leibbinden, Kopfschüler, Kaliko, Militärkörper, Militärflanelle, Mannschaftszelte, Militärsocken, Messelstoffe, Pneumatikstoffe, Pferdezelte, Pulversäcke, Proviantsäcke, Fußweg, seidene Reithosen, Rucksäcke, Strohsäcke, Säcke für Futtermittel, Segeltuche, Segel für Schiffe, Säbeltroddeln, Tornisterfutter, Unterhosen, Zelttuche usw. Nahezu alle Branchen sind mit Aufträgen beschäftigt. Am dringendsten ist der Bedarf an Tuchen, Decken und in warmer Unterkleidung. Die breiten Tuche lassen sich aber nur auf breiten Stühlen weben und daher kommt es, daß in vielen Tuchwebereien, wo man in den vergangenen Jahren schmälere Stühle aufgestellt hat, keine Militärtuche angefertigt werden können. Auch sonst herrscht manches Durcheinander. Auf leichten Baumwollstühlen macht man schwere Segeltuche und auf schweren Stühlen leichte Verbandstoffe. Natürlich können in beiden Fällen die Arbeiter meist nicht viel verdienen. Hier tritt der große Mangel der Organisation im Vergeben der Aufträge zutage, was nachteilig ist für die Arbeiter, die Unternehmer und für die Militärverwaltung. Muß die Ware auf ungeeigneten, entweder zu schweren oder zu leichten Stühlen gemacht werden, dann wird sie meist fehlerhaft und minderwertig sein. Dieses Durcheinander ist dadurch zustande gekommen, daß die Aufträge, welche von der Regierung an große, kapitalkräftige Lieferanten — meist Nichtproduzenten — vergeben wurden, durch Agenten und Unteragenten jener Lieferanten unterzubringen gesucht wurden. Da wurde natürlich meist nicht gefragt, ob auch die Maschinen zur Herstellung guter Ware geeignet seien. Die Hauptsache war, man hatte die Ware untergebracht und die nicht zu knappe Provision in der Tasche. Handelt es sich bei Webwaren um zu schwere oder zu leichte Webstühle, dann läßt sich an diesen Stühlen durch Abänderung meist keine Abhilfe schaffen. Nötig wäre gewesen, daß die Regierung im Besitz einer Liste war, aus der von jeder Weberei die Zahl und Leistungsart der Webstühle zu ersehen war. Dann konnten die Aufträge von der Militärverwaltung direkt an die Webereien in zweckmäßigster Weise vergeben werden. Dann wäre es auch vermieden worden, daß in ein und demselben Orte und für denselben Artikel dreierlei Löhne gezahlt werden, so daß bei Webstücken von 60 bis 70 Meter Länge Lohndifferenzen von 50 Pf. bis 1,10 Mk. entstehen.

Trotzdem in Tausenden von Betrieben für die Bedürfnisse des Krieges und der Krieger mit Hochdruck, vielfach Tag und Nacht, gearbeitet wird, gibt es andererseits auch Tausende von Textilbetrieben, in denen die Beschäftigung sehr ungünstig ist. Besonders ist das der Fall in den Betrieben, die viel für den Export und die mehr Waren für Luxus zwecke fabrizieren. Die Samt- und Seidenwebereien, die Fabriken der Wuppertaler Besatzartikelbranche, die vogtländische Stickerei- und Spitzenindustrie, ebenso auch viele Betriebe der Wolleweberei in Sachsen und Thüringen, dann die Strumpfwirkereien des Erzgebirges, welche die leichten baumwollenen und seidenen Strümpfe fabrizieren, alle leiden mehr oder weniger unter starker Arbeitslosigkeit. Hunderte kleiner Stickereiunternehmer

aus dem Vogtland sind als Schanzearbeiter nach Ostpreußen gegangen. Zu diesen Betrieben mit schlechtem Geschäftsgang werden sich bald zahlreiche Betriebe finden, die aus einer anderen Ursache vielleicht ganz zum Stillstand kommen.

### 3. Der Krieg und die Exportverhältnisse der Textilindustrie.

Die deutsche Textilindustrie hat, soweit sie auf den Export angewiesen ist, durch den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges großen Schaden erlitten. Es wurden in den letzten drei Jahren dem Werte nach ausgeführt:

	1911 Mark	1912 Mark	1913 Mark
Baumwollwaren . . . . .	373 673 000	405 811 000	432 364 000
Wollwaren . . . . .	260 982 000	252 499 000	270 559 000
Seidenwaren . . . . .	184 458 000	181 175 000	189 028 000
Kleider- und Fußwaren . . . . .	113 758 000	124 333 000	144 371 000
Waren aus sonstigen pflanzlichen Gespinnsten . . . . .	22 730 000	21 886 000	26 131 000
Zusammen . . . . .	955 601 000	985 704 000	1 062 453 000

Wie stark einige Branchen am Export beteiligt sind, zeigt folgende Zusammenstellung vom Jahre 1913. Dem Werte nach waren beteiligt an der Ausfuhr:

	Mark
Die Wirk- und Trikotwarenindustrie . . . . .	mit 163 844 000
Die Ausrüstungsindustrie mit gefärbten, bedruckten usw. Baumwollstoffen . . . . .	" 126 000 000
Die Stickerei- und Spitzenindustrie . . . . .	" 82 056 000
Die Wollwebereien . . . . .	" 200 235 000
Die Seidenindustrie . . . . .	" 94 133 000
Die Posamentenindustrie . . . . .	" 49 704 000
Die Samt- und Plüschindustrie: ganz- und halbseidene Fabrikate . . . . .	" 27 570 000
wollene und baumwollene Fabrikate . . . . .	" 39 230 000
Die Seidenwirkereien . . . . .	" 14 571 000

Der Krieg hat die Handelschiffahrt Deutschlands zunächst für die Dauer des Krieges unmöglich gemacht. Eine ganze Anzahl von Wochen stockte jeder Verkehr nach dem Ausland, so daß der Warenversand auch nach den neutralen Ueberseeländern unmöglich wurde. Dazu kam dann die Kriegserklärung Englands gegen den deutschen Industriehandel. Dieser Handelskrieg Englands richtet sich in allererster Linie gegen die deutsche Textilindustrie, denn ein sehr hoher Prozentsatz der vorstehend aufgeführten Waren ist in England und seinen Kolonien abgesetzt worden. England will den Absatzmarkt der deutschen Textilindustrie nicht nur in seinen Kolonien, sondern auch anderwärts an sich reißen. Ob England dies erreichen wird, ist sehr fraglich, denn schließlich siegte in diesem Handelskriege eben letzten Endes die Güte der Ware.

Augenblicklich werden ja einige Industriezweige, z. B. die Baumwollspinnerei des Erzgebirges, die Stickereiindustrie, die Industrie der Besatzartikel, die Woll- und Seidenstoffwebereien, sehr hart getroffen, aber Englands Textilindustrie dürfte daraus wenig Nutzen ziehen. In der Wollindustrie ist es ihm ganz unmöglich, Deutschland zu verdrängen, weil es ja jede Ausfuhr in Wolle und

Wollprodukten verboten hat. Durch dieses Ausfuhrverbot wird besonders der Wollhandel Englands schwer geschädigt. Unter diesen Umständen muß es auch den Exportbestrebungen Englands nicht, daß man die dort sehr modernen Greiz-Geraer Artikel kopiert hat.

Mehr Aussicht darauf, aus dem jetzigen Kriege zum Nachteil der deutschen Textilindustrie für die Textilindustrie des eigenen Landes Nutzen zu ziehen, hat Amerika. Das amerikanische Textilkapital macht große Anstrengungen, jetzt, wo der deutsche Wettbewerb lahmgelegt ist, ins Geschäft zu kommen. Wenn man die Sache aber so darstellt, als könnte die deutsche Textilindustrie infolge der jetzigen Exportförderung dauernd vom amerikanischen Markte verdrängt werden, so übertreibt man. Amerika ist auf manchen Gebieten der deutschen Textilindustrie in technischer Beziehung voraus. Aber der amerikanischen Textilindustrie fehlt der wichtigste Faktor für die dauernde Neuschöpfung von Qualitätswaren; ihr fehlt ein so alteingearbeiteter Arbeiterstamm, wie er für die fabrikmäßige Herstellung von hervorragender Qualitätsware notwendig ist. Die amerikanischen Textilfabriken sind für die meisten Arbeiter nur vorübergehende Zufluchtsstätten, die sie verlassen, sobald sich eine bessere Gelegenheit findet. In billigen Massenartikeln wird die deutsche Textilindustrie mit der amerikanischen nach wie vor nicht in einen erfolgreichen Wettbewerb treten können, weil für diese meist einfachen Artikel in Amerika die Produktionsbedingungen günstiger liegen. Es ist sogar möglich, daß in solchen Waren Amerika in größerem Maße exportierendes Land wird. Die Stärke der deutschen Textilindustrie in dem auch nach dem Kriege noch heftig tobenden Wettbewerbskampfe zwischen den Industrien der einzelnen Länder muß in der Hervorbringung von Qualitätsware liegen, die sich den Markt auch wieder erobern wird. In dieser Beziehung wird uns kein Land den Rang ablaufen können, wenn nach dem Kriege dafür gesorgt wird, daß die Arbeiterschaft der deutschen Textilindustrie zu hoher qualitativer Leistungsfähigkeit kommt. Das wird allerdings nicht dadurch geschehen, daß das Textilkapital, wie bisher, ohne für menschenwürdige Lebensverhältnisse der Arbeiter zu sorgen, das Höchste an Leistungsfähigkeit herauszuschinden sucht, sondern es wird nur geschehen, wenn wirtschaftliche und politische Verhältnisse in Deutschland geschaffen werden, die bei der Arbeiterschaft die Erkenntnis wecken, daß sie selbst ein Interesse daran hat, das Bestmögliche zu leisten. Nicht mit armen Lohnsklaven, sondern mit wirtschaftlich sichergestellten und wirklich freien Arbeitern wird die deutsche Textilindustrie als Siegerin aus diesem Handelskriege hervorgehen.

## Rohrbach über den Krieg.

Von K. Kautsky.

Vor kurzem veröffentlichte Herr Paul Rohrbach ein Buch, das schon durch seine Entstehungsgeschichte recht eigenartig ist.<sup>1</sup> Der Verfasser sagt darüber:

<sup>1</sup> Paul Rohrbach, Der Krieg und die deutsche Politik. Dresden, Verlag „Das größere Deutschland“. 100 S. — Eben wie diese Zeilen in Druck gehen sollen, geht uns eine andere Schrift Rohrbachs zu, „Zum Weltvolf hindurch“, Stuttgart.

„Diese Arbeit wurde begonnen einige Monate vor dem Mord von Serajewo und beendet, als eben die ersten großen Schlachten auf lothringischem und belgischem Boden geschlagen waren. . . . Nach reiflichem Erwägen . . . habe ich . . . mich entschlossen, die vor dem Krieg geschriebenen Kapitel ohne jede Veränderung zu lassen.“ (S. 111.)

Das Ergebnis ist sehr merkwürdig. Im ersten Teil sehen wir die Möglichkeit entwickelt, uns mit England zu verständigen. Als König Eduard zur Regierung kam (1901), trachtete er nach einer Verständigung mit Deutschland, danach, „ein englisch-deutsch-japanisches Einvernehmen zu schaffen, mit der Spitze gegen Rußland . . . Deutschland mußte vor allen Dingen darum nein sagen, weil es für ein Bündnis mit England noch lange nicht stark genug war“ (S. 22). Darauf suchte England die Annäherung an Frankreich und Rußland und baute seine Dreadnoughts, aber, meinte Rohrbach, nur um Deutschland einzuschüchtern, nicht um es zu bekriegen:

„Den Zielen der englischen Einkreisungspolitik hätte es nicht entsprochen, die Lösung der Krise (nach der Annexion Bosniens durch Oesterreich) durch den Ausbruch eines großen, gesamteuropäischen Krieges herbeizuführen. Der aber hätte sich schwer vermeiden lassen, sobald zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien der gewaltsame Konflikt, mit Rußland im Hintergrunde, ausbrach.“ (S. 34.)

Damals besaß England noch die absolute Uebermacht zur See. Dadurch, daß es damals trotzdem vor dem Präventivkrieg gegen Deutschland zurückschreckte, hat es sie verloren:

„1908, als bei uns der Entschluß zwar gefaßt worden war, mit dem Bau der neuen Linienfahrer gleichfalls zum Dreadnoughttypus überzugehen, aber noch kein deutscher Dreadnoughtstiel schwamm, besaß England bereits eine Anzahl fertiger Linienfahrer von der neuen Größenklasse. Damals wäre, allein das Verhältnis der Flottenstärken zugrunde gelegt, der letzte geeignete Augenblick gewesen, um die deutsche Seemacht mit Aussicht auf sicheren und unmittelbaren Erfolg anzugreifen. Daß England den Angriff nicht verwirklichte, ist sowohl aus allgemeinen Erwägungen als auch mit Rücksicht auf die Behinderung Rußlands, durch die Frankreich gleichfalls in Mitleidenschaft gezogen wurde, begreiflich. Man entschließt sich nicht so leicht zu einem Weltkrieg auf die bloße Erwägung hin, daß es zu spät werden könne, mit dem Gegner unter günstigen Verhältnissen abzurechnen. Sachlich aber müssen wir an der Erkenntnis festhalten, daß die englische Politik durch ihren Verzicht von 1908/09 im Prinzip eine der Hauptgrundlagen der begonnenen und so lange verfolgten Einkreisungspolitik, die absolute Uebermacht zur See, selber in Frage gestellt hat.“ (S. 39.)

Seitdem, fährt Rohrbach in dem vor dem Krieg verfaßten Teil fort, hat England seine Politik geändert, sich Deutschland genähert.

„Deutschland gegenüber hat es die englische Politik, wie es scheint, an einigen notwendigen Interpfändern ihres ehrlichen und guten Willens nicht fehlen lassen.“ (S. 52.)

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges lag die Sache so,

„daß die Verträge mit England über die Abgrenzung unserer Interessengebiete im Orient und in Afrika fertig und unterschrieben waren und daß nur noch um ihre Veröffentlichung verhandelt wurde. In Afrika war uns die englische Politik über-

---

Engelhorn's Nachfl., 102 S., 1,50 Mark, eine Sammlung von Artikeln, die der Verfasser vom August 1912 bis zum Oktober 1914 erscheinen ließ. Sie entwickeln ganz die gleichen Gedankengänge wie die oben besprochene Schrift und bilden deren Ergänzung.

raschend weit entgegengekommen. In der Türkei war nicht nur in der Bagdadbahnfrage dem deutschen Standpunkt weitgehend Rechnung getragen, sondern auch die damit zusammenhängenden Angelegenheiten . . . waren unter deutscher Beteiligung geregelt. . . . Die englische Meinung war jahrelang die, daß Deutschland den Angriff auf England vorbereite, aber dieser Verdacht begann von der Marokkokrisis an sich etwas zu legen.

Die zunehmende Aktivität Rußlands in den Balkan- und Orientfragen war für England unbequem, so daß vom Beginn der ersten Balkankrisis an die englische Politik öfters mit der deutschen parallel ging, mitunter sogar direkt zusammenarbeitete, um es nicht bis zum Vordringen Rußlands ans Mittelmeer in dieser oder jener Form kommen zu lassen.“ (S. 85.)

Das war der Zustand unmittelbar vor dem Kriege. Aber noch nach Ausbruch des Krieges erklärte Rohrbach:

„Gefehzt den Fall, an den wir alle nicht glauben, daß Deutschland geschlagen würde, so wird sich die englische Politik davor hüten, Rußland und Frankreich so stark werden zu lassen, daß die englischen Interessen dadurch in Gefahr gerieten. Deutschland als starke Kontinentalmacht ist den Engländern durchaus erwünscht; unerwünscht sind wir ihnen nur als Weltmacht. . . . Man weiß, daß der Krieg gegen Deutschland nicht der eigentliche Ausdruck des Volkswillens in England ist, weder bei der Masse, noch bei den Gebildeten.“ (S. 96.)

Sobald der Krieg ausbrach, meint Rohrbach weiter, mußte sich England entscheiden:

„Das Ergebnis, wenn England neutral blieb, konnte leicht die vollkommene Niederwerfung Frankreichs und die siegreiche Zurückweisung des russischen Angriffs sein. Damit ist aber unweigerlich auch der finanzielle Zusammenbruch Rußlands gegeben und die Unmöglichkeit, den Krieg gegen Deutschland sofort oder in näherer Zukunft zu erneuern. Sobald man sich auf den englischen Standpunkt stellt, so fällt es nicht schwer, die für England unangenehmen, ja gefährlichen Züge einer solchen Zukunft zu erkennen. . . .

Wir dürfen uns also nicht darüber täuschen, daß es sich für England keineswegs einfach um die Frage: neutral oder nicht neutral, gehandelt hat, sondern um die viel weitergehende: in Zukunft möglicher-, ja wahrscheinlicherweise einem neuen Deutschland gegenüber zu stehen, das imstande sein würde, vielleicht die Ueberlegenheit über England zu erwerben.“ (S. 86, 87.)

Nach diesen sehr nüchternen Ausführungen wird man ganz überrascht, wenn zum Schluß plötzlich Rohrbach sich leidenschaftlich erregt und mit voller Wucht gegen England wendet. Nicht Frankreich, nicht Rußland ist der eigentliche Feind:

„Unser eigentlicher Feind, und nicht nur der unsrige, sondern auch der Feind der europäischen Kultur im ganzen, der um seines eigenen Geschäftsprofits willen Deutschland dem Moskowitertum ausliefern und den deutschen Gedanken in der Welt vernichten wollte, ist England. Mit England darf kein Friede geschlossen werden, bevor Englands Macht, zu schaden, auf immer zerstört ist. . . . Schonung gegen England ist jetzt Verrat an der Zukunft des eigenen Vaterlandes. Darum: N i e d e r mit dem englischen Seeräubertum.“ (S. 100.)

Diese Ausführungen stehen in einem Gegensatz zu der Auffassung der weltpolitischen Konflikte, die sich Rohrbach vor dem Ausbruch des Krieges gebildet hatte. Der gleiche Widerspruch macht sich dort geltend, wo er Betrachtungen darüber anstellt, wer denn eigentlich ein Interesse am jetzigen Ausbruch des Krieges hatte.

Auf S. 41 verteidigt er die deutsche Politik in der Marokkokrise von 1911 und bemerkt, damals durfte Deutschland es nicht zum Kriege kommen lassen:

„Als wir den „Panther“ nach Agadir schickten, war der Umbau des Nordostsee-Kanals noch mitten im Werk, der Ausbau von Helgoland zu einer großen Seefestung lange nicht vollendet und unsere Flotte wies an Dreadnoughts und Hilfswaffen gegenüber der englischen Seemacht ein bedeutend ungünstigeres Verhältnis auf, als drei Jahre nachher. . . . In einer solchen Lage, wo man weiß, daß man etwas später sehr viel günstigere Chancen haben wird, den Entscheidungskrieg provozieren zu wollen, wäre einfach töricht gewesen.“ (S. 41.)

Seitdem, führt er weiter aus, hat sich ein „wirklicher Haß“ gegen Deutschland in Rußland gebildet. Schon 1909 war das Deutsche Reich zugunsten Oesterreichs, 1913 zugunsten der Türkei Rußland entgegengetreten. Während Deutschland und England sich einander näherten, verschärfte sich der Gegensatz zu Rußland:

„Vergleichen wir die heutige europäische Lage mit der im Jahre 1908 oder 1909, so sehen wir, daß sich tiefgehende Veränderungen vollzogen haben. Das Hauptproblem für Europa und vor allen Dingen für Deutschland heißt nicht mehr Deutschland — England, sondern es heißt Rußland — Deutschland.“ (S. 61.)

Zweimal, 1909 wie 1913, mußte Rußland vor Deutschland zurückweichen, weil es nicht genügend gerüstet war. Darum begann es, mit Macht zu rüsten:

„Die russische Regierung sieht jetzt ein, daß es nicht möglich sein wird, die Entscheidung lange hinauszuschieben. . . . Nach den letzten Bewilligungen der Duma wird die russische Friedensstärke sich bis 1916 auf 1,8 Millionen und in den Wintermonaten sogar auf 2,2 Millionen Mann erhöhen.“ (S. 65.)

Rohrbach erwartete daher im ersten Teil der Schrift, Rußland würde im Jahre 1916 losgeschlagen. Es hatte alles Interesse daran, daß der Krieg nicht früher ausbrach. Nun ist aber der Krieg jetzt schon ausgebrochen. Rohrbach fährt daher später fort:

„Die beiden großen Fragen, die beantwortet werden müßten, um den Ausbruch des Krieges im Sommer 1914 statt im Frühjahr 1916 zu erklären, sind die: Warum haben Rußland und Frankreich, von denen das eine mit den strategischen Bahnen im Westen, das andere mit der Umbewaffnung und Ausrüstung seines Heeres noch nicht fertig war, trotzdem losgeschlagen? Warum hat England, obwohl es sicher durch einen scharfen Druck in Petersburg und Paris den Frieden hätte vorläufig erzwingen können, darauf verzichtet und sich sofort an die Seite der beiden Kriegsmächte gegen uns gestellt?“ (S. 82.)

Die Antwort darauf findet Rohrbach in dem Attentat von Serajewo und dem österreichischen Ultimatum. Durch dieses, sagt er, wurde Rußland wider seinen Willen gezwungen, jetzt schon loszuschlagen. Das, meint er, war ein wahres Glück.

Schon in seiner Vorrede heißt es:

„Der Kampf ist uns aufgenötigt worden, aber wir müssen es als ein Glück betrachten, daß durch das Todesopfer des Erzherzogs Franz Ferdinand der Ausbruch der großen antideutschen Verschwörung in Europa vorzeitig veranlaßt wurde. Zwei Jahre später wäre der Krieg für uns viel schwieriger, opfervoller, vielleicht zweifelhafter geworden.“

Und später sagte er:

„Eine Stunde, wo die Kräfte Deutschlands und seiner Gegner günstiger für uns verteilt wären als heute, wird schwerlich je wiederkommen. . . . Auch bei etwas näherer Kenntnis des Ernstes der Lage schon vor dem österreichischen Ultimatum, als die weitere Öffentlichkeit sie besaß, schien es kaum möglich, zu hoffen, daß die Gegner Deutschlands jetzt schon den Mut finden würden, den Angriff auf uns zu unternehmen, den sie etwa für 1916 planten. . . .“

Für uns, d. h. für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, bestand die Hauptfrage diesmal darin, daß wir durch eine vorübergehende und scheinbare Nachgiebigkeit Rußlands gezwungen werden konnten, zu warten, bis Rußland und Frankreich wirklich bereit waren. Für unsere Gegner wäre der Anfang des übernächsten Jahres günstig gewesen, zumal wir gegen Ende des Winters unsere Ernte zum größten Teil verzehrt gehabt hätten und die Schlagfähigkeit der Flotte durch die unfertige Ausbildung des im Oktober eingestellten dritten Jahrgangs beeinträchtigt gewesen wäre. Man wird die Erklärung vorläufig kaum wo anders suchen können, als darin, daß die russische Regierung sich nicht stark genug fühlte, Serbiens wegen den tobenden Forderungen des Panflawismus und gleichzeitig der Revolutionsgefahr im Innern Widerstand zu leisten. . . . Frankreich war damit ohne weiteres zum Mitgehen gezwungen.“ (S. 81—83.)

Warum fühlte sich aber Oesterreich gedrängt, unter diesen Umständen sein Ultimatum zu stellen, das so weittragende Folgen in seinem Schoße barg?

„Oesterreich mußte das tun, wenn es sich nicht freiwillig zu politischem Selbstmord verurteilen lassen wollte. blieb Serbien ungestraft und wurde es nicht gezwungen, wirksame Garantien für das Ende der Unterminierungsarbeit in Oesterreich-Ungarn zu geben, so wäre das Habsburgische Staatswesen nach dem Tod des alten Kaisers Franz Josef schwerlich länger zusammenzuhalten gewesen.“ (S. 83.)

Und früher schon:

„Die serbische Untat hat sowohl an sich als auch durch ihre Vorgeschichte innerhalb wie außerhalb Oesterreich-Ungarns offenbart, daß die Grundlagen der staatlichen Existenz der Monarchie jetzt bedroht sind. Wenn Oesterreich-Ungarn keinen Weg findet, auf dem es der allserbischen Bewegung für immer ein Ende machen kann, so wird die unabwendbare Folge die sein, daß die nationalpolitische Zerlegung des Staates nicht länger aufgehalten werden kann. Ereignisse wie der Mord von Serajewo zeigen deutlich, daß die Dinge schon bis zum äußersten gekommen sind. Daß die Verschwörung von Serbien ausging, daß sie innerhalb des österreichischen Serbentums Boden fand und daß sie direkt auf die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns abzielte, liegt klar zutage. Findet sie nach innen und außen nicht eine so kräftige Sühne, daß der allserbische Gedanke für immer das Wiederkommen vergißt und alle übrigen hochverräterisch-nationalistischen Bewegungen in der Monarchie vorweg ihre Lehre daraus nehmen, dann wird das Ende unseres Nachbarn nicht mehr weit sein.“ (S. 80.)

Diese Ausführungen zeigen Rohrbachs Anschauungen nicht nur über den Ursprung des Krieges, sondern auch über seinen Zweck. Man halte sie zusammen mit dem, was wir von ihm über England und Deutschland hörten und oben zitierten, und dem, was er über Frankreich und Rußland sagt:

„Mit England darf kein Friede geschlossen werden, bevor Englands Macht, zu schaden, auf immer zerstört ist.“ (S. 100.)

Besezt den Fall, . . . daß Deutschland geschlagen würde, so wird sich die englische Politik davor hüten, Rußland und Frankreich so stark werden zu lassen, daß die englischen Interessen dadurch in Gefahr gerieten. Deutschland als starke Kontinentalmacht ist den Engländern durchaus erwünscht. (S. 90.)

Trotz des Hasses, mit dem uns Frankreich über 40 Jahre lang verfolgt hat, dürfen wir die Franzosen als Großmacht bestehen lassen. Dazu gehört, daß Frankreich in Europa nicht verkleinert wird und daß es seinen nordafrikanischen Besitz in der Hauptsache behält. Nur finanziell muß es aufs Schärffste hergenommen werden. Die russische Masse von 170 Millionen muß auf jeden Fall verkleinert und in ihrer Angriffsfähigkeit gegen Mitteleuropa beschränkt werden. Das wird keine inneren Schwierigkeiten haben, weil sowohl im Westen als auch im Süden des heutigen Rußland nicht-russische Völker wohnen, die über die Lostrennung vom Zarentum nur Befriedigung empfinden würden.“ (S. 99.)

Daran ist so viel richtig, daß Oesterreich und England diejenigen Staaten sind, die in dem Kriege am meisten zu verlieren haben. Oesterreich kämpft um seinen staatklichen Rahmen, England um die Wurzeln seines heutigen wirtschaftlichen Lebens.

Nachdem er seine Schrift fertiggestellt, erklärte Rohrbach allerdings im Vorwort (S. VII), nicht bloß für Oesterreich, sondern auch für Deutschland handle „es sich jetzt um Sein oder Nichtsein“. Eine Erläuterung dieses Sages gibt er nicht. Seine Schrift krankt an erheblichen Widersprüchen, was sich schon aus der Zeit ihrer Entstehung erklärt. Ihre Darlegungen sind auch nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung. Rohrbach ist in erster Linie praktischer Politiker. Aber er hat die Sache, der er sich ergeben, die Weltpolitik, genau studiert; er ist kenntnisreich und verfügt über gute Beziehungen. Man muß seinen Ausführungen stets kritisch gegenüberstehen. Aber sie sind beachtenswert.

Freilich entbehren sie jeder wissenschaftlichen Grundlegung. Wo Rohrbach theoretisch werden will, da versagt er kläglich.

Weil Deutschlands Ausfuhr wächst und wachsen muß, hält er es für selbstverständlich, daß es Weltpolitik, Eroberungspolitik treiben muß. Nicht eine Silbe verrät, daß hier ein schwieriges, viel umstrittenes Problem vorliegt. Nachdem er aber ohne weiteres Weltverkehr und Weltpolitik einander gleichgesetzt hat, wobei er unter dieser nichts versteht, als überseeische Eroberungspolitik, wirft er ebenfalls ohne weiteres für diese die Traditionen der Bismarckschen auswärtigen Politik über Bord, die er als Kontinentalpolitik der Weltpolitik gegenüberstellt. Die Eigenart und der Erfolg der Bismarckschen Politik beruhte darauf, daß er danach trachtete, auf seiner Seite mächtige Freunde zu haben und seine Gegner zu spalten, so daß er stets nur mit einem von ihnen zu tun hatte. Im Jahre 1866 griff er im Verein mit Italien Oesterreich an und sorgte dafür, daß Frankreich ihm dabei nicht in den Arm fiel. Im Jahre 1870 versicherte er sich der Rückenbedeckung durch Rußland und isolierte er Frankreich. Und als er durch die Annexion Elsaß-Lothringens seiner früheren auswärtigen Politik untreu geworden, versuchte er sie wenigstens dadurch wieder zu erreichen, daß er Frankreichs koloniale Ausbreitung förderte, wodurch er es in Gegensatz zu Italien und England brachte.

Für die Weltpolitik, meint Rohrbach, könne diese Taktik nicht weiter erfolgt werden.

„Unsere eigene Entwidlung erlaubt uns nicht mehr, zukunftsreiche überseeische Länder ohne weiteres unter fremden Einfluß fallen zu lassen.“

Deshalb kommen wir in Gegensatz zu jeder Macht, die überseeische Gebietserweiterungen anstrebt.

„Die Aufgabe, die dieses Problem stellt, ist das eigentliche Problem der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches. . . . Es ist klar, daß die weltpolitische Bewegungsfreiheit des Deutschen Reiches desto größer ist, je unabhängiger von der Konstellation der Mächte seine kontinentale Stellung ist. . . . Daher ist das erste Erfordernis der deutschen Weltpolitik, daß Deutschland auf dem Kontinent so stark ist, daß jeder möglichen Konstellation gegenüber die Chancen des Sieges auf seiner Seite sind.“ (S. 76.)

Das ist aber nicht so einfach, denn „je stärker wir weltpolitisch arbeiten, desto kräftigere koalitionsbildende Bewegungen werden im übrigen Europa hervorgerufen“ (S. 78).

Also um so mehr Feinde haben wir.

Dieses bewußte Abweichen von der Bismarckschen Politik erscheint uns höchst gefährlich auch dann, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß Deutschland Weltpolitik treiben muß. Rohrbach will Deutschland in eine ähnliche Position bringen, wie sie Ludwig XIV. und Napoleon für Frankreich anstrebten. In der Tat begeistert er sich für beide und sieht die Ursache ihres Scheiterns nur darin, daß Ludwig nicht genug die Steuerschraube anzog und die Republik die Flotte verfallen ließ, Anschauungen, die eine fetsame Verkennung der geschichtlichen Tatsachen bekunden.

Wir dürfen nicht erwarten, daß der Krieg aller Weltpolitik und allen weltpolitischen Gegenätzen ein Ende macht. Grundsätzlicher Gegner jeglicher Eroberungspolitik innerhalb wie außerhalb Europas für jeden Staat ist nur die Sozialdemokratie. Aber wenn schon Weltpolitik gemacht werden muß, dann liegt es im Interesse Deutschlands, daß es in einer Weise geschieht, die sich von der Politik Rohrbachs und seiner Freunde und Gönner wesentlich unterscheidet. Nicht Isolation Deutschlands von den andern Weltmächten, sondern Einvernehmen mit ihnen muß unser Ziel sein. Es gibt keinen Staat der Welt, der so stark gemacht werden könnte, daß er „jeder möglichen Konstellation gegenüber die Chancen des Sieges auf seiner Seite hat“.

---

## Notiz.

**Schweizerische Zolleinnahmen.** In dem in Nummer 5 der „Neuen Zeit“ enthaltenen Artikel über die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges auf die Schweiz sind die Zolleinnahmen im Monat August mit 166 000 Franken angegeben. Diese der Tagespresse entnommene Angabe ist aber unrichtig; nach der jetzt vorliegenden amtlichen Statistik betragen sie vielmehr 1 018 109,59 Franken (gegen 6 391 328,20 Franken im gleichen Monat des Jahres 1913). Im September betragen die Zolleinnahmen 2 969 665,55 Franken (gegen 7 066 563,19 Franken des Vorjahres), im Oktober 4 952 281,90 Franken (gegen 8 670 754,97 Franken des Vorjahres), zusammen also in den ersten drei Monaten des Krieges 8 940 057,04 Franken gegen 22 128 646,36 Franken des vorigen Jahres, ein Verlust von 13 188 589,32 Franken innerhalb eines Vierteljahres. Immerhin ist eine allmähliche Erholung der Zolleinnahmen und eine Annäherung an den normalen Zustand wahrzunehmen; aber das System, das Staatsbudget in erster Linie auf Zolleinnahmen zu begründen, hat einen vollen Zusammenbruch erfahren.

D. Z.

---

## Volk und Kunst im Kriege.

Von Rich. Seidel (Berlin).

Der Ausbruch des Weltkrieges erfüllte im ersten Augenblick die Seelen der aus der Friedensarbeit aufgeschreckten Menschen mit herbem Schmerz und jähem Entsetzen und trug Verwirrung und Ratlosigkeit in die Köpfe. Vor den Augen aller stand urplötzlich das Bild einer gewaltigen, unfaßbaren Macht. So oft der Gedanke des Weltkrieges die Menschheit in den letzten Jahren auch beschäftigt hatte, so wenig vermochte sie sich nun, da er Tatsache geworden war, eine Vorstellung von ihm und seinen Begleiterscheinungen und Folgen zu machen. Niemand vermochte die Tragik der Zeit in ihrer ganzen Größe zu erfassen, niemand alle Möglichkeiten der nächsten Zukunft abzuschätzen.

Die Bevölkerung Deutschlands teilte sich angesichts des Krieges in zwei gewaltige Gruppen, gebildet aus denen, die mit der Waffe in der Hand die Grenzfahrt antreten mußten, und aus den anderen, die daheim bleiben sollten. Wohl alle standen den Ereignissen wie einem unentrinnbaren Schicksal gegenüber. Das Bewußtsein der Machtlosigkeit legte sich für die erste Zeit wie ein lähmender Druck auf fast alle, wie immer sie als Individuen oder als Angehörige einer bestimmten Partei- oder Ideenrichtung zur Frage des Krieges gestanden haben mögen. Verschieden ist dagegen die Art der Beteiligung beider Gruppen an der Menschheitstragödie, verschieden daher auch ihre Stimmung.

Von denen, die ins Feld gezogen sind, soll hier nicht die Rede sein. Nur die Daheimgebliebenen sollen uns beschäftigen. Betroffen wurden auch sie fast alle von dem Ausbruch des Weltkrieges. Entweder brachte er ihnen schwere wirtschaftliche Schädigung oder die Sorge um einen lieben, im Felde stehenden Angehörigen. In den meisten Fällen traf beides zu. Vor diesen Menschen standen nun zwei Fragen: Wie komme ich persönlich und wie kommt die Gesamtheit über den Krieg hinweg?

Eine Uebereinstimmung in der Beantwortung der Fragen gab es kaum noch. Alle Gemeinschaften schienen plötzlich aufgelöst, alle Ideenrichtungen und Grundsätze verwischt und vernichtet. In allgemeiner Verwirrung suchte sich jeder auf eigene Faust mit den Dingen so gut als möglich abzufinden. Nur die in den Grundsätzen des Sozialismus am besten Gefestigten unter unseren Genossen blieben einigermaßen sicher im Urteil.

Die in den ersten Tagen der Mobilmachung zu beobachtende Jagd auf Nachrichten wird jedem, der sie miterlebt, unvergeßlich bleiben. Viele suchten noch immer zwischen den Zeilen der Depeschen einen schwachen Hoffnungsschimmer für die Erhaltung des Friedens in allerletzter Stunde. Unter dem Eindruck der Mobilmachung und des Auszuges der Truppen bemächtigte sich sodann weiter Kreise eine freudige Erregung, die sich hier und dort bis zur Begeisterung steigerte. Dasselbe zeigte sich nach den ersten Siegen. Ein großer Teil der Menschen dachte jetzt nur noch im Stile der Kriegsdepeschen.

Bald jedoch folgte eine aus ernsthaftem Nachdenken geborene ruhigere Auffassung der Dinge. Die Größe und Wucht der Ereignisse wirkte all-

mählich auf das Innenleben der Daheimgebliebenen. Das tritt deutlich auch in ihrem äußeren Gebaren und in ihrer Betätigung zutage. Die patriotische Musik und der Jubel in den Kaffeehäusern mähigten sich und verstummten schließlich. Einen Augenblick hatten die Menschen geglaubt, es gäbe nur noch den Krieg und es sei müßig, an andere Dinge zu denken oder für andere Ideen zu arbeiten. Das ging vorüber, das Volk fand sich in die neue Situation und man sah ein, daß die Nationen auch in der Kriegszeit nicht ganz von ihrer altgewohnten wirtschaftlichen und kulturellen Betätigung absehen dürfen. Die Gemeinschaften fanden sich wieder zusammen, ja, der Gemeinschaftsinn erfuhr sogar eine Stärkung. Niemand kann jedoch wissen, ob diese ruhigere Stimmung, dieses Verhalten der Erregung von Dauer sein wird oder ob nicht neue Ereignisse der wechselvollen Zeit andere Stimmungen wachrufen werden.

In jener ersten, völlig begreiflichen Bestürzung hatte vor allem jede kulturelle Tätigkeit zu leiden: die Kunst geriet in Not, die Wissenschaften schickten sich an, zu schweigen. Alles ließ die Arme sinken.

Inmitten dieses Strudels von Stimmungen, Meinungen und Gefühlen, den wir oben kurz zu schildern suchten, entstand in den am Arbeiterbildungswesen in Berlin beteiligten Kreisen die Idee, gerade die Kunst zu benutzen, um die Bestürzten zu beruhigen, die Erregten abzulenken, die Gebrochenen aufzurichten.

Schon in den ersten Kriegstagen kamen Vertreter des Verbandes der Freien Volksbühnen und des Groß-Berliner Bildungsausschusses zusammen, um zu beraten, wie zu billigsten Eintrittspreisen Volkstunstabende möglich wären. Den Einsamen sollte eine Stätte der geistigen Erholung und Erhebung geschaffen werden. Nach gründlicher Vorbereitung kam es zur Tat, und nun finden schon seit Anfang September an verschiedenen Tagen jeder Woche in mehreren Räumen zugleich befriedigend besuchte Volkstunstabende mit unterschiedlichen Programmen statt. Als Konzerträume dienen Schulaulen und andere städtische Säle, die die Magistrate der Groß-Berliner Gemeinden zur Verfügung stellen. Die Programme bieten Vokal- und Instrumentalmusik und Rezitationen.

Die schwierigste und zugleich wichtigste und interessanteste Arbeit war die Stoffauswahl für die Programme. Alle Erfahrungen, alle aus früheren Arbeiten dieser Art gewonnenen Maßstäbe waren ganz oder doch zum größten Teil nutzlos geworden. Die Stimmung und die geistigen Bedürfnisse der Hörerschaft waren gegen früher völlig verschieden, einem häufigen Wechsel unterworfen und gar nicht abzuschätzen. Bei aller Ueberlegung und Sorgfalt mußten die ersten Programmversuche von vornherein Experimente bleiben. Interessant und wichtig war die Arbeit, da sie Gelegenheit bot, zu sehen, wie die in der Hauptsache aus der Arbeiterschaft zusammengesetzte Hörerschaft in der durch den Krieg geschaffenen Stimmung auf die verschiedenartigen Darbietungen einging.

Den Veranstaltern erschien es notwendig, daß wenigstens die gesprochenen Programmteile in ihrem Ideengehalt an die Gedanken der Gegenwart anknüpfen müssen. Es fragte sich nur, auf welche Art. Jeder Skandalpatriotismus war sowohl der Veranstalter wie der Hörer wegen ausgeschlossen. Nebenbei bemerkt, haben Programme solcher Art selbst in von bürgerlicher Seite für bürgerliches Publikum getroffenen künstlerischen

Beranstellungen nicht die gewünschten Wirkungen erzielt. Wir haben solche Kunstabende gesehen, in denen sich das Publikum auch durch die stärksten und unverhülltesten Provokationen kaum in die beabsichtigte Stimmung bringen ließ. Im besten Falle gab es einen gelegentlichen, schnell verfliegenden Beifall.

Die Veranstalter der Volkskunstabende wollen jedoch mehr erzielen als flüchtigen Beifall für die eine oder andere Idee. Sie wollen den Zuhörern mit der Kunst einen nachhaltigen Eindruck vermitteln, der selbst durch das Geräusch der Straße und die Sensation der Presse nicht sofort wieder verwischt werden kann. Um das zu erreichen, müssen sich die Programme aber von allen Plattheiten völlig fernhalten. Das gilt vor allem für die Teile, die Beziehungen zu den mit dem Kriege in Zusammenhang stehenden Gedanken suchen.

So kam man dazu, ernst, bitter ernst zu sein. Sehr realistische Schilderungen von Schlachtenzenen nahmen einen breiten Raum in den ersten Programmen ein. Das lehnten die Hörer ab. Wir entsinnen uns, wie das Publikum beim Vortrag von Eilencrons Novelle „Mittagsstunde“ und des 14. Kapitels aus „Jörn Uhl“ von Frenssen, einer Schilderung der Schlacht von Gravelotte, ein Grauen überlief. Die Hörer reagieren auf künstlerische Darbietungen jetzt, da alle Empfindungen mächtig angeregt sind, überhaupt stärker als sonst. Noch stärker müßte das der Fall sein, wenn die mehr oder minder klaren Vorstellungen, die sie sich beim Gedenken der Lieben im Felde täglich machen, durch die Sprache des Dichters und die Mittel des Vortragskünstlers vor ihren geistigen Augen lebendige Gestalt annehmen. Ein Aufatmen ging durch die Reihen, wenn die Darbietungen wieder neutralen Boden betraten.

Zu begrüßen ist, daß Dichtungen, die das Menschentum auch beim Feinde hervorheben, stets freudige Zustimmung fanden.

Nur geringe Aufmerksamkeit wurde schwereren philosophischen Gedichten, wie Rückerts „Geharnischten Sonetten“ oder Chamisso's „Birnbäum auf dem Wasserfelde“ entgegengebracht. Alle Gedanken sind jetzt auf das Gegenständliche, auf Erleben und Geschehen, auf die Tat eingestellt. Darum verlangt die Hörerschaft jetzt auch in der Dichtung nach Handlung, noch mehr als das sonst schon bei der Arbeiterschaft zu beobachten war. Balladen wurden darum gern gehört.

Besondere Freude hatten die Hörer stets an ernsthaften und nachdenklichen, aber mit feinem, stillem Humor durchsetzten Dichtungen. So haben wir erlebt, wie Andersens reizendes Märchen „Der standhafte Zinnsoldat“ mit großer Innigkeit angehört wurde. Viel Beifall fanden auch stets Goethes heitere Gedichte, Bürgers „Weiber von Weinsberg“ und ähnliche Vortragsstücke. Frohsinn und Lebensbejahung sind auch jetzt in den so schwer bedrückten arbeitenden Schichten der Bevölkerung lebendig. Mit vielem Verständnis wurden Dichtungen angehört, aus denen Friedenshoffnungen sprechen. Die Skizze „Die Nachbarn“ von Ebner-Eschenbach z. B. wurde mit zustimmendem Beifall aufgenommen.

Gern folgte das Publikum musikalischen Darbietungen. Wir haben mehrmals beobachtet, daß Kammermusik für die Hörer eine Erholung wurde. Sie führte die Menschen einmal ganz heraus aus dem Treiben des Tages und man konnte ihnen ansehen, daß sie sich gern herausführen ließen.

Helle Freude aber stand auf allen Gesichtern beim Vortrag von Volksliedern schlichtesten und harmlosesten Inhalts, mochten sie nun von einer Einzelstimme zur Laute oder zum Klavier gesungen oder von einem Frauenchor oder Männerquartett vorgetragen werden. Begeisterten Beifall fanden Volkslieder, zu Gehör gebracht von einem zweihundert Stimmen starken Männerchor.

Im allgemeinen ist zu beobachten, daß die Arbeiterschaft jetzt der Kunst mit größerer Hingabe gegenübersteht als sonst. Wenn auch die Kunst in breiten Schichten des Proletariats schon vor dem Kriege einer freundlichen Aufnahme allezeit sicher sein konnte, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß unsere künstlerische Bildungsarbeit sich noch lange nicht völlig durchgesetzt hatte. Tausende zeichneten sich noch immer durch eine große Vorliebe für die gräßlichsten Plattheiten aus, viele hatten für ernsthafte echte Kunst nur billigen Spott.

Dieser Spott schweigt jetzt. In der ernstesten Stimmung, die in der Arbeiterschaft deutlicher als irgendwo zu spüren ist, tritt man auch an die Kunst mit der richtigen Würdigung heran, die sie vor allem in ihrer Rolle als Trösterin der Menschen verdient.

### Literarische Rundschau.

Frhr. von Zedlitz und Neulirch, **Reichs- und Staatsfinanzen im Kriege.**  
Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Preis 80 Pf.

Einen sonderbaren Eindruck machen die meisten der in so großen Mengen jetzt den Büchermarkt überflutenden Schriften. Selten entspricht ihr Inhalt ihrem Titel, die Begriffe sind verwirrt und die gestellten Probleme verschwinden in einem Meer von Phrasen. . . .

So behandelt auch die angeführte Schrift des bekannten Herrn von Zedlitz nicht das Problem der Reichs- und Staatsfinanzen, sondern bloß die Frage, ob Deutschland eine hohe oder eine niedrige Kriegsentschädigung fordern soll. Ueber den Einfluß des Krieges auf die Staatswirtschaft werden nur ganz allgemeine Bemerkungen gemacht. Die hohen Kriegskosten und Schäden, der Ausfall der Staatseinnahmen usw. werden nur flüchtig gestreift. Die Frage, ob das System der Reichsfinanzen, das sich auf Zöllen und indirekten Steuern aufbaut, seine Feuerprobe in diesem Kriege bestanden hat, läßt einer der Schöpfer dieses Systems fast unberührt. . . . Nur an einer Stelle macht er die Bemerkung, daß man die Außerkräftsetzung der Vermögenszuwachssteuer fordere. Folgt aber nicht daraus, daß das Reich, um seine Finanzen auf einer sicheren Basis aufzubauen, die Vermögenssteuer einführen muß?

Dagegen verdienen einige Bemerkungen des Herrn von Zedlitz über die Höhe der zu fordernden Kriegsentschädigungen Beachtung. Er schreibt:

„In unserem eigenen wohlverstandenen Interesse darf die Last der Kriegsschuld nicht so unerträglich werden, daß bei unseren Gegnern die Stimmung sich festsetzt: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“

Denn darin läge eine nicht zu unterschätzende Kriegsgefahr und somit eine Gefährdung des Hauptziels, das wir beim Friedensschluß verfolgen, der dauernden Sicherung des Friedens in Europa. Daß eine Ueberbürdung der Kriegslasten öfter zu Befreiungskriegen geführt hat, lehrt die Geschichte. Vorsicht ist daher sicher sehr geboten.“

Dann weist er darauf hin, daß es auch nicht im Interesse des deutschen Handels läge, die Nachbarländer in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zu hemmen. Dagegen wünscht er die Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes auf Kosten der Gegner. Ferner glaubt von Zedlitz, daß man von Rußland einen besonders günstigen Handelsvertrag verlangen könnte, „der uns einen Vorsprung vor unseren Mitbewerbern in der Versorgung des Landes mit Erzeugnissen unserer Industrie und einen angemessenen Anteil an der Ausbeutung seiner Naturschätze sicherte“. Das ist es aber eben, was man in Rußland besonders befürchtet und womit die Industriellen Stimmung für den Krieg machen möchten. Solche Auslassungen sind Wasser auf die Mühlen der Gegner Deutschlands. Rußland würde immer bestrebt sein, sich von der ökonomischen Abhängigkeit zu befreien, und ein dauernder Friede wäre unmöglich. Ueberhaupt kann man sich durch Zwang keinen Absatzmarkt in einem selbständigen Staat erobern. Die Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien sind in dieser Beziehung lehrreich. . . .

Wenn aber die Kriegsentschädigung die Kriegskosten nicht ersetzen wird, so ist es schon jetzt Zeit, darüber nachzudenken, wie diese später gedeckt werden sollen. Die Kosten einer Zehnmilliardenanleihe werden mehr als 40 Prozent der Reicheiseinnahmen verschlingen. Ist es angesichts dieser Tatsache nicht geboten, von vornherein einen beträchtlichen Teil der Kriegskosten durch eine Vermögenssteuer zu decken? Hätte von Zedlitz das Problem der Einwirkung des Krieges auf die Reichsfinanzen ernstlich ins Auge gefaßt, er hätte sich bestimmt sagen müssen, daß im Interesse der gesunden Entwicklung der Reichsfinanzen eine Kriegsvermögenssteuer unvermeidlich ist.

Sp.

## D. Lujowitsch.

Nun haben auch die serbischen Genossen einen ihrer vornehmsten Vorkämpfer durch den Krieg verloren, den Genossen Lujowitsch, der als Reserveoffizier im Kampf gegen die österreichische Armee fiel. Kenntnisreich, scharfsinnig, voll glühendem Eifer für das Proletariat hat er außerordentlich viel für dessen Schulung und Organisation in Serbien getan. Für unsere serbischen Genossen und damit auch für uns ist sein Hingang ein herber Verlust.

Sein Fall ist noch tragischer als der Franks, der es für seine Pflicht gehalten hatte, nicht nur die Kriegskredite zu bewilligen, sondern auch freiwillig in die Reihen der Kämpfenden einzutreten. Unsere serbischen Genossen, und mit ihnen in energischster Weise Lujowitsch, hatten sich nicht bloß wie wir alle dem Kriege bis zu seinem Ausbruch entgegengestellt, sondern auch noch später, nachdem er nicht mehr zu verhindern war, ihrem Abscheu gegen den Krieg und gegen die Politik, die zu ihm geführt, durch Ablehnung der Kriegskredite Ausdruck gegeben. Darunter verstanden sie jedoch nicht die Wehrlosmachung der Nation. Sie haben als Soldaten ebenso ihre Schuldigkeit getan wie die Genossen in den anderen kriegführenden Ländern.

Unter den zahlreichen Blutopfern, die sie auf dem Schlachtfelde gebracht, war Lujowitsch in der Internationale der bekannteste und angesehenste. Sie wird sein Gedächtnis in Ehren halten.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11/12    Ausgegeben am 18. Dezember 1914

33. Jahrgang

*Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet*

## Die französische Arbeiterbewegung während des Krieges.

Von Josef Steiner.

Bordeaux, den 28. November 1914.

Der Krieg hat die französische Arbeiterbewegung mitten in einer Evolution überrascht, die wir hier wiederholt besprochen haben: der Umschwung in den Beziehungen zwischen den Gewerkschaften und der Partei.

Es ist bekannt, daß diese Beziehungen in Frankreich besonders gestaltet sind und ihren schärfsten Ausdruck in jener allgemeinen Auffassung von der Arbeiterbewegung oder vielmehr der Gewerkschaftsbewegung gefunden haben, die man als *Syndikalismus* bezeichnet. Denn es muß daran festgehalten werden, daß der Syndikalismus nicht ein Produkt anarchistischer Theoretiker ist, sondern vielmehr der Arbeiterbewegung selbst seine Entstehung und sein Wesen verdankt.

Bis zum Jahre 1905 gab es in Frankreich keine dauernd geeinigte sozialistische Partei. Immer wieder kam es zu Spaltungen, und die Meinungsverschiedenheiten wurden oft in persönlich gehässiger Weise ausgetragen. Der Hader pflanzte sich auch in die noch junge Gewerkschaftsbewegung fort, was deren Entwicklung keineswegs förderte. Das elementarste Lebensinteresse der Gewerkschaften erforderte es, daß sie sich schließlich von der Partei — oder vielmehr von den Parteien — abschlossen, sich auf das rein gewerkschaftliche Gebiet beschränkten. Unvermeidlich wurde die Abschließung zur Abkehr, die Abkehr zum Gegensatz. Die Syndikalisten — was man deutsch am besten mit Nurgewerkschafter übersetzt — waren durch die Not gezwungen, nachzuweisen, daß die Arbeiterklasse ohne die Partei, allein durch die Aktion der Gewerkschaften — die direkte Aktion — ihre Befreiung aus den Fesseln des Lohnsystems erreichen kann.

Die Einigung der Partei war die Bedingung zu ihrer Gesundung, aber noch mehr die Bedingung zur Gesundung der Arbeiterbewegung überhaupt. Zunächst bäumten sich die Syndikalisten natürlich gegen jede Aenderung in den Beziehungen zur Partei auf. Denn mit dem Augenblick, wo man die Partei nicht mehr als überflüssig und somit schädlich erklärt, bricht das ganze theoretische Gebäude des Syndikalismus zusammen. Die Spannung zwischen Partei und Gewerkschaften schien sich infolge der Einigung zunächst zu steigern, woran freilich die zunächst noch bestehende innere Zersahrenheit der Partei nicht unschuldig war. Doch mit der wachsenden inneren Klärung der Partei minderten sich auch die Schwierigkeiten zwischen dieser und den Gewerkschaften. Und damit war auch der Weg zur Annäherung zwischen den beiden Flügeln der Arbeiterbewegung geebnet. Diese Annäherung wurde gefördert durch die sich in den Gewerkschaften

durchgehende Erkenntnis, daß diese nur Mißerfolge ernten, sowie sie ihr eigenes Gebiet verlassen und außerdem zugleich unvermeidlich ihre eigentlichen Aufgaben vernachlässigen. Der von der Partei mit großer Energie geführte Kampf gegen die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit trug auch nicht wenig zur Ausöhnung bei. Schließlich waren und sind die Genossenschaften ein neutrales Gebiet, auf dem Syndikalistin und Sozialisten sich zusammenfinden.

Diese Entwicklung war so weit gediehen, daß am Vorabend des Krieges zwischen der Parteileitung und der Leitung der Konföderation die Organisation einer gemeinsamen Friedensmanifestation vereinbart worden war und daß bekannte Gewerkschaftsleiter in die Partei eingetreten waren. Der Krieg hat diese Evolution gestört, aber nicht zerstört, sondern, wie wir weiter sehen werden, in gewisser Beziehung beschleunigt.

Wir unterlassen es jetzt, die Haltung der Arbeiterorganisationen zum Kriege zu erörtern. Darüber kann erst nach dem Kriege gesprochen werden. Wir wollen vorläufig nur feststellen, daß die sozialistische Partei und die Gewerkschaften bis zum letzten Augenblick, bis zur Mobilmachung, alles getan haben, was in ihren Kräften stand, um sich dem Kriege zu widersetzen. Besonders Jaurès, der als Märtyrer für die Sache des Friedens gefallen ist, hat unermüdllich auf die Regierung und die öffentliche Meinung für die Erhaltung des Friedens eingewirkt.

Der Krieg hat zunächst das Organisationsleben so gut wie vollständig lahmgelegt. Eine Statistik über den Prozentsatz der unter die Waffen gerufenen Partei- und Gewerkschaftsmitglieder ist nicht vorhanden. Wenn man jedoch in Erwägung zieht, daß die gesamten wehrfähigen Mannschaften eingezogen wurden, daß die Organisationen sich, wie immer bei einer numerisch noch schwachen Arbeiterbewegung, fast ausschließlich aus jungen Männern rekrutieren, die nicht mehr mobilisierbaren Mitglieder der Zahl nach also unbedeutend sind, so ist es nicht verwunderlich, wenn die Organisationen durch die Mobilmachung sozusagen blutleer gemacht wurden.

Einige Organisationen sind davon auszunehmen, und zwar solche, wie die Eisenbahner, die von der Mobilmachung nicht oder wenig berührt worden sind, oder die ein starkes weibliches Kontingent aufweisen, wie die der Konfektionsbranche, oder einen erheblichen Prozentsatz von Ausländern aus neutralen oder verbündeten Ländern, besonders in der Bauindustrie, wo ein erheblicher Prozentsatz Italiener, Spanier und Belgier sind. Andere Organisationen, wie die Kürschner und Schneider, wo ein erheblicher Prozentsatz Deutsche und Oesterreicher sind, verloren durch die Abreise oder die Verschickung in die Konzentrationslager ihre tätigsten Elemente. Im Vorbeigehen sei hier bemerkt, daß der Deutsche sozialdemokratische Leseklub und das Kartell der deutschen Gewerkschaftssektionen von Paris seit dem Ausbruch des Krieges ihre Tätigkeit ganz eingestellt haben.

Aber selbst da, wo den Organisationen ihre besten Kräfte nicht entzogen wurden, konnte von einer Organisationstätigkeit zunächst nicht die Rede sein, und zwar infolge der ungeheuren Arbeitslosigkeit. Das trifft besonders auf die Bauindustrie zu, wo die Arbeit schon eine Woche vor dem Ausbruch des Krieges infolge Kapitalmangels vielfach eingestellt werden mußte. Was die Geldpanik und der Kassensturm nicht vermochte, vollendete das Moratorium. Man könnte sagen, daß das Moratorium darauf an-

gelegt zu sein schien, um Industrie und Handel mit einem Schlage stillzulegen. Denn das Moratorium war lediglich auf die Bedürfnisse der Banken zugeschnitten und nahm auf Industrie und Handel so gut wie gar keine Rücksicht. Die Banken erhielten durch das Moratorium das Recht, nur 250 Frank und 5 Prozent der deponierten Kapitalien an die Einleger zurückzuzahlen. Seitdem ist der Prozentsatz nach und nach erhöht worden, was die Industrie und den Handel vor einem Zusammenbruch bewahrte. Zugleich wurden die Zahlungstermine verschoben, zuletzt bis zum 31. Dezember. Diese Störung im Geldverkehr hatte eine Produktionsstörung zur Folge, wovon natürlich die für die Armee arbeitenden Industrien verschont blieben. Dank der Tatsache, daß die militärische Rüstung Frankreichs beim Ausbruch des Krieges erhebliche Lücken aufwies, fanden viele durch den Krieg Arbeitslose Arbeit. Diese beiden Tatsachen, Einziehung von 80 Prozent der im wehrfähigen Alter stehenden männlichen Bevölkerung und außerordentliche Ausdehnung der für die Armee arbeitenden Industrien, verstärkt durch die staatliche Unterstützung der Familien der Mobilisierten (täglich 1,25 Frank für Frauen und 0,50 Frank für jedes Kind unter 16 Jahren), hat zunächst das Elend nicht so sehr in Erscheinung treten lassen. Ein Teil der Arbeitslosen wurde schließlich vorübergehend in der Landwirtschaft beschäftigt.

Die Stilllegung der Industrie, die Schwächung der Organisationen waren so stark, daß die Gewerkschaften nicht einmal den Versuch machten, ihre gewohnte Aktion fortzuführen. Die Gewerkschaftsblätter stellten ihr Erscheinen ein und auch die meisten periodisch erscheinenden sozialistischen Blätter, seien es die Wochenblätter der Provinz oder die wissenschaftlichen Revuen, mußten aufhören, und bisher ist es nur für einen Teil derselben möglich geworden, wieder herauszukommen. Soweit die Arbeiterpresse weiter oder wieder erscheint, geschieht dies in erheblich reduzierter Form, die Tagespresse — wie übrigens auch der größte Teil der bürgerlichen Presse — nur zweiseitig. Zur Tagespresse ist andererseits das Blatt *l'Humanité*, „La Guerre sociale“, hinzugekommen, das seit Anfang August täglich erscheint und durch seine populäre Schreibweise eine große Verbreitung gefunden hat. Die Agitationsarbeit ist gänzlich eingestellt worden, und erst seit einiger Zeit hat die Partei eine Art persönlich geführter Enquete in den Provinzorganisationen versucht. Aus den bisher bekannten Berichten ist zu entnehmen, daß die Parteiorganisationen wohl jede äußere Propaganda eingestellt haben, jedoch das innere Organisationsleben soweit wie möglich aufrechterhalten. Auch die Syndikate halten in der Regel ihre gewöhnlichen Organisationsversammlungen ab.

Diese Organisationstätigkeit hat jedoch von vornherein einen besonderen Charakter angenommen, der gewissermaßen im Widerspruch steht mit der Stellungnahme der meisten Gewerkschaften gegenüber den Unterstützungseinrichtungen, der aber durch die Umstände gegeben war. Von einer Führung von Lohnbewegungen, von einer Fortsetzung der Agitation konnte nicht mehr die Rede sein. Die einzige Sorge war, die von der Arbeitslosigkeit betroffenen Proletarier über Wasser zu halten. Die Unterstützung der Arbeitslosen nahm sofort die in Frankreich bei Streiks viel verbreitete Form der gemeinsamen Mahlzeiten, der *soupes communistes* oder *soupes populaires* an.

Die französischen Gewerkschaften, die infolge der relativ niedrigen Beiträge nur über geringe Mittel zur Unterstützung der Streitenden verfügen — die Arbeitslosenunterstützung ist noch wenig verbreitet —, haben aus der Not eine Tugend gemacht und, um mit den geringen Geldmitteln möglichst hauszuhalten, diese kommunistisch organisierte Ernährung der Streitenden und ihrer Familien organisiert. Es ist unbestreitbar, daß dadurch die Herstellung der Mahlzeiten sich verbilligt, und die französischen Gewerkschafter heben hervor, daß durch diese gemeinsamen Mahlzeiten das Zusammengehörigkeitsgefühl der Arbeiter gehoben und wachgehalten wird. Es muß dabei betont werden, daß in Frankreich das soziale Massengefühl wenig entwickelt ist. Der Krieg hat in dieser Beziehung geradezu revolutionierend gewirkt und damit eines der stärksten Hindernisse der Arbeiterbewegung weggeschwemmt.

Was aber nicht stark genug unterstrichen werden kann, ist die Tatsache, daß diese Unterstützungsaktion in der Regel gemeinsam von den Partei- und Gewerkschaftsorganisationen organisiert und geleitet wird. Ganz besonders augenfällig ist dies in Paris, wo die Scheidung der beiden Organisationen am schärfsten betont war.

Wir müssen hier einschaltend auf eine Tatsache zurückkommen, die mit dieser Frage scheinbar nicht zusammenhängt, aber trotzdem diese Unterstützungsaktion sozusagen erst ermöglichte. Es handelt sich um das Verhältnis der Arbeiterorganisationen zu den herrschenden Gewalten.

Vor Ausbruch des Krieges, als das Ungewitter in gefährliche Nähe gerückt war, sah man in den Kreisen der Syndikalisten dem Schicksal, das sie und die Gewerkschaften erwartete, nicht ohne Unruhe entgegen. Die Militärbehörden besaßen eine Art schwarzer Liste aller als Antimilitaristen Verdächtigen, eine Einrichtung, die, wenn wir nicht irren, der ersten Kriegsministerschaft Millerands entstammt. Alle darin Verzeichneten konnten ihrer Verhaftung gewärtig sein. Die Gewerkschaftsleiter hielten es deshalb Ende Juli für geboten, ihre Schlafstelle ständig zu wechseln, um einer Verhaftung zu entgehen. Eine Ende Juli von den Pariser Gewerkschaften organisierte Friedensmanifestation wurde von der Regierung verboten. Es läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit feststellen, wieweit diese Befürchtungen gerechtfertigt und welches die ursprünglichen Absichten der Regierung waren. Tatsache ist jedoch, daß in der Provinz eine Anzahl Verhaftungen vorgenommen und zwei Monate lang aufrechterhalten wurden. Als nach der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland und besonders nach der Kriegserklärung an Frankreich die führenden Arbeiterkreise die Verteidigung des Landes als oberste Pflicht der Arbeiterklasse erklärten, trat in der Haltung der Regierung gegenüber der Aktion der Arbeiterorganisationen eine wesentliche Aenderung ein. Es wurde ein nationales Unterstützungs Komitee gebildet, dem aus der Bourgeoisie reiche Mittel zufließen, und in das auch die hervorragendsten Vertreter der Partei und Gewerkschaften berufen wurden. Dieses Komitee subventionierte auch in reichlichem Maße die erwähnten populären Mahlzeiten, die gewöhnlich in den Lokalen der Gewerkschaften und der Partei stattfinden und nur durch diese Subventionierung fort dauern können.

Es ist bekannt, daß die Regierung nach den Niederlagen in Belgien und Nordfrankreich sich als „Regierung der nationalen Verteidigung“ re-

konstituierte und in diese von der sozialistischen Partei zwei ihrer Mitglieder, die Genossen Sembat und Guesde, delegiert wurden. Es sei hier betont, daß diese Delegation von der Partei nie als eine politische Beteiligung an der Regierung aufgefaßt, sondern von vornherein auf das Objekt, das sich die Regierung zur Basis ihrer Existenz gesetzt hat, die Landesverteidigung, beschränkt worden ist. Es hat sich auch nirgends gegen diese Beteiligung irgendwie eine nennenswerte Opposition erhoben, weder in der Partei noch in den Gewerkschaften. Ja, Souhaig, der Sekretär der Konföderation, hatte sich selbst der Regierung für eine projektierte Propaganda zur Stärkung des Widerstandes gegen den eindringenden Feind zur Verfügung gestellt.

Dieses Zusammenarbeiten aller Klassen an dem gemeinsamen Werke der Landesverteidigung, das Zurückstellen der eigenen Interessen, dem man den Namen der „nationalen Ausöhnung“ gegeben hat, hatte sogar in führenden Arbeiterkreisen die Hoffnung erweckt, daß nach dem Kriege der Widerstand gegen die Forderungen der Arbeiterklasse mindestens erheblich abgeschwächt sein würde. Diese Hoffnungen hat die politische und soziale Reaktion bereits Lügen gestraft.

Zunächst zu dem Zwecke, die Unterstützungsaktion der Arbeiterorganisationen zu fördern, konstituierte sich anfangs September in Paris ein „Aktionskomitee“, gebildet aus den Vertretern der Konföderation, der Pariser Gewerkschaften, der Parteileitung und der Pariser Parteiorganisation. Dieses Aktionskomitee, das sozusagen die natürliche Vervollständigung des an der Basis vorhandenen Zusammenarbeitens ist, hat nach und nach seine Aktion unter dem Zwange der Notwendigkeiten erweitern müssen. Es beschäftigt sich jetzt mit allen Fragen, die die Arbeiterklasse als solche direkt berühren und die der Krieg geschaffen hat. Es handelt sich wohl-gemerkt nicht um ein Zusammengehen in gemeinsamen Fragen der ständigen Aktion, um eine Verschmelzung der Partei- und Gewerkschaftsaktion. Noch weniger kann von einer Fusion der beiden Organisationen gesprochen werden. Das Aktionskomitee ist in der Tat zugleich weniger und mehr. Weniger, weil es nicht das Resultat von Kongreßbeschlüssen oder einer natürlichen Entwicklung der Arbeiterbewegung ist und in deren reguläre Aktion nicht eingreift. Mehr, weil es inmitten einer furchtbaren Krise die Zusammenfassung aller organisierten Kräfte der Arbeiterklasse repräsentiert. Aber es repräsentiert sie nur für diese Krise.

Das Aktionskomitee beschäftigt sich demzufolge mit allen Fragen, die diese Krise erzeugt, Beschaffung von Arbeitsgelegenheit und Lebensmitteln. Beide Fragen sind äußerst dringend geworden. Die der Arbeitsgelegenheit haben wir bereits gestreift. Die Lebensmittelfrage ist akut geworden durch die Beschlagnahme der Eisenbahn für die Militärtransporte und durch die Besetzung der Regionen, die vornehmlich Frankreich mit Kohle und Zucker versorgen, durch die deutschen Truppen. Wiederholt hat sich das Aktionskomitee auch mit der Lohnfrage beschäftigen müssen. Die Unternehmer, besonders solche, die für die Armee arbeiten, trachten nicht nur vielfach die Löhne zu drücken, sondern setzen ihre Verfolgungen der organisierten Arbeiter — besonders in der Metallindustrie — auch jetzt fort. Schließlich hat sich das Aktionskomitee beim Herannahen der kalten Jahreszeit mit der Beschaffung von warmen Unterkleidern für die Soldaten, von Decken, Handschuhen usw., an denen es den Soldaten mangelte, beschäftigt. Es hat zu

diesem Zweck in der „Humanité“ und der „Bataille Syndicaliste“ eine öffentliche Sammlung veranstaltet und Werkstätten zur Herstellung warmer Unterkleider errichtet. Es hat keinerlei doktrinaire Fragen diskutiert, sondern ausschließlich die Mittel gesucht, um dringenden Uebelständen abzuhelfen. Partei- und Gewerkschaftsorganisationen funktionieren daneben in allen ihren Instanzen weiter. Wie wir schon gesagt haben, ist diese Tätigkeit gegenwärtig äußerst reduziert. Zu bemerken ist dabei, daß Guesde und Sembat über ihre Tätigkeit innerhalb der Regierung der Parteilraktion und der Parteileitung häufig Rechenschaft ablegen und stets bei dieser Billigung gefunden haben.

Es läßt sich schwer voraussagen, ob die Aktion der Arbeiterklasse Frankreichs noch während des Krieges bald wieder intensiver werden wird. Die Faktoren, die ihr bisher hinderlich waren, werden es während des Krieges eher in zunehmendem Maße bleiben. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß besonders die sozialistische Partei, um der immer aufdringlicher und zuversichtlicher auftretenden Propaganda der Klerikalen und Nationalisten zu begegnen, aus ihrer mit geradezu peinlicher Sorgfalt beobachteten Reserve hervortritt. Die Proteste aus den Kreisen der Partei und der an der Front stehenden Parteigenossen gegen die immer unverfälschter werdende reaktionäre Propaganda mehren sich.

Es ist nicht anzunehmen, daß die französische Partei an den Folgen des Krieges empfindlich leiden wird. Viel wird freilich von dem Ausgange des Krieges abhängen. Die Gewerkschaften jedoch, die für eine so furchtbare Krise finanziell nicht gerüstet sind, dürften stark hergenommen werden. In dieser Krise wird die während des Krieges geschlossene Waffenbrüderschaft sich bewähren. Und das wird das sicherste Unterpfand sein, daß die Lehren dieses Krieges für das Zusammenarbeiten der ökonomischen und der politischen Vertretung der Arbeiterklasse nicht verloren gehen. Die einmal gefundenen Wege werden nicht wieder vom alten Hader überwuchert werden.

## Der ungarische Protektionismus.

Von Anton Hofrichter.

In einem November 1851 in der New Yorker „Tribune“ erschienenen Artikel sagt Mary von Oesterreich, daß es bis zum März 1848 den Augen des Auslandes fast ebenso verschlossen war wie China vor dem letzten Krieg (1841/42) mit England. Seither sind 73 Jahre ins Land gegangen, das Metternichsche Regime unseligen Andenkens ist längst gestürzt, Menschen und sogar Bücher können die schwarzen Grenzpfähle frei passieren, über Oesterreich-Ungarn, den Widerstreit der beiden Reichshälften und den Kampf der vielen Nationen in jeder Reichshälfte ist eine umfangreiche staatsrechtliche und sozialkritische Literatur entstanden — aber das Ausland blieb gleichgültig, Oesterreich-Ungarn ist seinem staatlichen Aufbau, seiner nationalen Zusammenziehung und seiner politischen Leistungsfähigkeit nach in Deutschland unbekannter als England, Frankreich oder selbst Rußland; es ist für die Augen des Auslandes das europäische China geblieben.

Auffällig wurde die Verkennung seiner politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse durch eine Vortragsreise des geschäftigen Geheimrats Paasche,

der in Wien und Budapest den Gedanken eines engen wirtschaftlichen Zusammenschlusses Oesterreich-Ungarns mit Deutschland propagierte. Der Vizepräsident des Deutschen Reichstages bekam den wohlverdienten österreichischen Orden. Als aber der deutsche Staatssekretär des Innern seine bekannte Erklärung abgab, die deutsche Regierung werde die geltenden Handelsverträge nicht kündigen, erhob sich in Oesterreich und Ungarn lebhafter Widerspruch; sogar das offiziöse Wiener „Fremdenblatt“ fühlte sich zu folgendem Bekenntnis gedrungen:

„Die Rede des Staatssekretärs muß als erste offizielle Enunziation über die Erneuerung des Systems der mitteleuropäischen Handelsverträge als ein überaus bemerkenswertes Signal zur öffentlichen Diskussion über die künftigen Handelsverträge bezeichnet werden. Die Äußerung Delbrücks, die namens eines so mächtvollen wirtschaftspolitischen Faktors wie das deutsche Wirtschaftsgebiet getan worden ist, wird unter allen Umständen stets als eine höchst wichtige Kundgebung für die Stabilisierung der handelspolitischen Beziehungen Geltung haben. Es wird Sache der Korporationen der Monarchie sein, zu dieser Kundgebung der deutschen Reichsregierung Stellung zu nehmen. Es wird ihre Aufgabe sein, im einzelnen zu prüfen, ob es sich mit den Interessen unserer Volkswirtschaft vereinen lasse, daß sie auf die Wünsche des Deutschen Reiches eingeht. Und da noch zwei Jahre bis zur Kündigung der Handelsverträge Zeit ist, so ist ein genügend großer Spielraum zur Prüfung der gegebenen Verhältnisse vorhanden. Die deutsche Reichsregierung scheint es vorziehen zu wollen, möglichst eine bloße Verlängerung des Handelsvertrages zu erzielen. Es ist selbstverständlich, daß die einfache Verlängerung denkbar ist und gewisse Revisionen durch Zusatzanträge beschloffen werden müssen.“

Das ist nicht die rechte Unterlage für die Herstellung einer höheren wirtschaftlichen Einheit zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Begreiflich wird die Ablehnung des Delbrückschen Vorschlages durch einen auch nur flüchtigen Blick auf die Entwicklung des Handelsverkehrs zwischen den beiden Reichen:

Der Export Oesterreich-Ungarns nach Deutschland ist von 1902 bis 1912 von 719,5 Millionen Mark auf nur 110,1 Millionen Mark auf 829,6 Millionen Mark gestiegen; die Ausfuhr Deutschlands nach Oesterreich-Ungarn erhöhte sich dagegen von 533,1 Millionen Mark um 502,2 Millionen Mark oder fast 100 Prozent auf 1035,3 Millionen Mark. Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus Oesterreich nach Deutschland hat nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern sogar einen erheblichen Rückgang erfahren. Die Donau-Monarchie exportierte, seitdem der geltende Handelsvertrag in Kraft getreten ist:

Oesterreichisch-ungarische Ausfuhr nach Deutschland:	1907	1912
Roggen . . . .	6 773,5 Tonnen	416,4 Tonnen
Weizen . . . .	8 558,5	967,9
Malzgerste . . .	247 272,2	155 920,8
Malz . . . . .	83 971,4	43 010,4
Kartoffeln . . .	54 659,2	19 448,4

Dagegen ist die Ausfuhr von landwirtschaftlichen Produkten aus Deutschland nach Oesterreich-Ungarn genau so wie nach Rußland gestiegen. Der deutsche Export entwickelte sich wie folgt:

Deutsche Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn	1907	1912
Roggen . . . . .	1 936,1 Tonnen	33 207,8 Tonnen
Weizen . . . . .	187,2	2 982,3
Hafer . . . . .	432,1	6 494,5

Seit Inkrafttreten der jetzigen Handelsverträge hat Oesterreich also diesen Markt in Deutschland zu einem guten Teile verloren, sieht aber infolge des deutschen Einfuhrscheinsystems seinen eigenen inneren Markt von deutschen landwirtschaftlichen Erzeugnissen bedroht. Kein Wunder, daß sich unser Bundesgenosse gegen einen solchen Handelsvertrag sträubt. Bei seinem Abschluß dachte niemand an die erstaunliche Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität Deutschlands und an die Steigerung des Bedarfs der Monarchie. Die österreichisch-ungarischen Unterhändler bezahlten bei den letzten Verhandlungen durch die Entwicklung jetzt wertlos gewordene Konzessionen für ihre Landwirtschaft mit einer Ermäßigung der Zölle auf die aus Deutschland eingeführten industriellen Produkte.

1908 überholte die deutsche Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn zum erstenmal die Einfuhr Oesterreich-Ungarns nach Deutschland. Die Handelsbilanz Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn ist aktiv geworden und die Aktivität steigt mit jedem Jahre; sie betrug 1912 bereits die horrende Summe von 205,7 Millionen Mark. Trotzdem ist die Ausfuhr Oesterreich-Ungarns nach Deutschland für Oesterreich-Ungarn von relativ viel größerer Bedeutung als die Ausfuhr Deutschlands nach Oesterreich-Ungarn für Deutschland.

Es besteht also zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn keine handelspolitische Interessengemeinschaft, die so leicht die Grundlage eines engen politischen Zusammenschlusses werden könnte — es lohnt sich das in einer Zeit schrankenlos verwildernder Phantasie zu sagen —, es besteht aber auch zwischen Oesterreich und Ungarn selbst nicht jene wirtschaftliche Interessensolidarität, die der naive Nichtösterreicher für selbstverständlich hält.

Die in den ersten Jahrzehnten der Regierung Franz Josefs unternommenen Versuche, Oesterreich-Ungarn zentralistisch zu organisieren, schlugen fehl. In dem nach dem unglücklichen lombardischen Kriege 1861 einberufenen Reichsrat, dem „Schmerling-Theater“, glänzten die Vertreter Ungarns, Kroatiens, Siebenbürgens, Venetiens durch Abwesenheit. Der in seinem Gesamtergebnis ebenfalls verlustreiche Krieg von 1866 zwang zu einem Ausgleich mit den ungarischen Unabhängigkeitspolitikern unter Deaks Führung — ein Sieg des passiven Widerstandes, dessen Erfolg in unglücklichen Kriegen der Wiener Regierung und in dem bitteren Zwange wurzelte, den Zusammenhang der Monarchie um jeden Preis zu kräftigen.

Der Ausgleich von 1867 konstituierte Oesterreich und Ungarn als vollständig selbständige Staaten, verbunden durch die Person des Monarchen und die „gemeinsamen Angelegenheiten“, die der parlamentarischen Kontrolle der Delegationen, d. h. der vom österreichischen Reichsrat und dem ungarischen Reichstag gewählten sechziggliedrigen Ausschüssen unterliegen, auf die aber die Parlamente beider Staaten auch teils mittelbar teils unmittelbar Einfluß üben. Die gemeinsamen Angelegenheiten umfassen die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen und die Reichsfinanzen. „Außerdem sollen noch folgende Angelegenheiten zwar nicht gemeinsam ver-

waltet, jedoch nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundfäden behandelt werden: 1. die kommerziellen Angelegenheiten, speziell die Zollgesetzgebung, 2. die Gesetzgebung über die mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgaben, 3. die Festsetzung des Münzwesens und Geldfußes, 4. Verfügungen bezüglich jener Eisenbahnen, welche das Interesse beider Reichshälften betreffen, 5. die Festsetzung des Wehrsystems“. Der Abschluß handelspolitischer Verträge mit dem Zollauslande obliegt dem gemeinsamen Ministerium des Außenereen.

Ungarn hat also das unzweideutige Recht, sich für die Zolltrennung zu entscheiden, Oesterreich, das staatsrechtlich für Ungarn Ausland ist, auch handelspolitisch als Ausland zu erklären, eine Zwischenzolllinie einzuführen. Die ungarischen Staatsmänner, die der Reichseinheit nicht das Lipfelchen über dem i opfern, haben im Jahre 1907 beim Abschlusse der bis Ende 1917 geltenden Handelsverträge zwar die wirtschaftliche Scheidung beider Reichshälften nicht erzwungen, aber in Details, deren Bedeutung nur dem gelernten Oesterreicher faßbar ist, die Anerkennung der wirtschaftlichen Souveränität Ungarns festgesetzt. Es ist z. B. nicht mehr die Rede von einem „österreichisch-ungarischen Zolltarif“, das Ding nennt sich jetzt staatsrechtlich einwandfrei „Vertrags-Zolltarif der beiden Staaten der Monarchie“.<sup>1</sup>

Die reichsfeindliche Ideologie, die die Politiker Ungarns beherrscht, ist entsprungen im jahrhunderlangen Kampfe des ungarischen Adels gegen „Wien“, die Verkörperung habsburgischer Macht. Dieser heftige innerpolitische Kampf ist aus dem Bestreben der habsburgischen Landesherren hervorgegangen, die Adelsstände zu vernichten oder zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. In den Ländern der böhmischen Krone feierte die landesherrliche absolutistische Politik im dreißigjährigen Kriege Triumphe. In Ungarn erhielt sich der nationale Adel. Maria Theresia und besonders Josef II. verbanden sich mit den Bauern, um seine Position zu unterminieren. Der Bauernschutz war ein Mittel, die soziale und politische Macht des Adels zu mindern, die Steuerkraft der „k. k. Kontribuenten“ zu heben, das bäuerliche Rekrutenmaterial im Interesse der Landesverteidigung vor äußerstem Elend zu schützen. Der ungarische Adel setzte sich erbittert zur Wehr und weigerte sich, auf das kleinste seiner verbrieften Rechte zu verzichten. Die Wiener Regierung rächte sich durch eine repressive gewerbliche und zollpolitische Gesetzgebung, die in ihren Händen lag. Die Zölle für nach Ungarn eingeführte Rohstoffe wurden höher festgesetzt als für den Import nach Oesterreich. Für aus Ungarn ausgeführte Waren mußte ein höherer Ausfuhrzoll gezahlt werden als für den österreichischen Export. Die Entwicklung einer Hausindustrie, die meist die Grundlage des industriellen Kapitalismus geworden ist, wurde dadurch in Ungarn verhindert. Der wirtschaftliche Druck, verschärft durch bureaukratische Zwangsmaßnahmen, führte Adel und Bauern zu gemeinsamem Sturm auf gegen das Wiener Regime zusammen. Erst verlangten die Ungarn zollpolitische und gewerbegesetzliche Gleichberechtigung mit Oesterreich. Die sich entfaltende wirtschaftliche Ueberlegenheit der öster-

<sup>1</sup> Dr. G. U l b r i c h: „Das österreichische Staatsrecht“, Tübingen 1909. — A. C h a r m a r k: „Oesterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907“, I., Leipzig, Teubner, 1909.

reichischen Industrie verwandelte aber diese Wünsche in das Verlangen nach gleichem Kapitalreichtum, gleicher staatlicher Förderung der Industrie und des Handels. Einziges Mittel dazu schien der Protektionismus: „In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wird der Gegensatz (zu Oesterreich) immer schärfer empfunden. 1843 wurde Lists „Nationales System der politischen Oekonomie“ in das Magyarische überetzt. Die „Entwicklung der Produktivkräfte des Landes“ wurde zu einem beliebten Schlagwort. 1844 verlangen die Stände das Recht der Zollgesetzgebung. In demselben Jahre wird ein nationaler Schutzverein gegründet, dessen Mitglieder sich ehrenwörtlich verpflichten, nur Erzeugnisse des ungarischen Gewerbes zu kaufen.“<sup>2</sup>

Lebhaft, aber mit geringem publizistischen Geschick und mit noch geringerer wissenschaftlicher Gründlichkeit vertritt der Budapester Rechtsanwalt Dr. Béla Rajnik das Programm der magyarischen Protektionisten.<sup>3</sup> Der Wert der Broschüre ist, das Problem wieder zur Diskussion gestellt zu haben.

Die Argumentation des Verfassers ruht auf den folgenden statistischen Angaben:

Die Gesamteinfuhr Ungarns und der österreichische Anteil betrug im Jahre 1911:

	Gesamteinfuhr in Millionen Kronen	der österreichische Anteil in Kronen in Prozenten	
an Rohstoffen . . . . .	455	152	33,4
an Halbfabrikaten . . . . .	2·3	210	74,2
an Ganzfabrikaten . . . . .	1344	1167	86,6

Aus der Statistik geht hervor, daß die österreichische Industrie über jede nichtungarische Industrie auf dem ungarischen Markte triumphiert. Unklar aber bleibt das Verhältnis der österreichischen Einfuhr an ganz- und halbfertigen Waren zu der unga-

<sup>2</sup> Dr. Otto Bauer: „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“. Wien 1907. Die Lektüre dieses Buches ist gerade jetzt zur Bildung eines ernsthaften politischen Urteils unerlässlich, obwohl oder gerade weil es in seinen Folgerungen von den Ereignissen überholt ist. Es ist unter dem überwältigenden Eindruck des siegreichen Wahlreformkampfes geschrieben, der wie ein Frühlingsturm das alte Reich der Habsburger durchwehte. Die meisterhafte staatsrechtliche und sozialkritische Analyse hat aber dauernden Wert und eröffnet erst das Verständnis für den politischen Aufbau und die soziale Struktur Oesterreich-Ungarns.

<sup>3</sup> Dr. Béla Rajnik: „Die wirtschaftspolitischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn und die internationalen Interessen.“ München und Leipzig, Duncker u. Humblot, 1914. Der Verfasser schreibt ein nicht einwandfreies Deutsch und zeichnet sich durch einen ans Lächerliche streifenden Mißbrauch von Fremdwörtern aus. Das mag für den fremdsprachlichen Verfasser verzeihlich sein, unverzeihlich ist aber, daß sich der bekannte Verlag eine Korrektur der schwereren sprachlichen Mängel erspart hat.

Geza Lukacs: „Die handelspolitische Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn.“ Göttingen 1913. Die Broschüre bringt ein reichliches Tatsachenmaterial; der Verfasser hält die Bildung einer österreichisch-ungarisch-deutschen Wirtschaftseinheit für indiskutabel, schlägt aber ein kommerzielles Zusammengehen beider Staaten auf dem Balkan vor, ohne konkrete Einzelheiten über den Plan zu verraten, wie die beiden Reiche dort verbunden sein sollen, wo sie sich als scharfe Konkurrenten gegenüberstehen.

rischen Produktion. Der Verfasser unterläßt jede Angabe, aus der ein Rückschluß auf die Entwicklung der ungarischen Industrie zu ziehen ist. Man liest nichts von dem Kohlen- und Eisenverbrauche und der Zahl der industriellen Arbeiter Ungarns heute, vor zehn, zwanzig und dreißig Jahren.

Auf den Kopf der ungarländischen Bevölkerung entfällt nach Dr. Rajnik eine Einfuhr von ganz- und halbfertigen Waren, die größer als die irgend eines Landes ist. Diese statistische Aufmachung ist an sich wertlos. Der hohe Konsum von importierten bearbeiteten Produkten kann sowohl auf eine hohe Aufnahmefähigkeit des Marktes, als auf eine geringe Entwicklung der heimischen Industrie zurückzuführen sein. Auf keinen Fall läßt sich aus den isolierten Ziffern ein Schluß auf bestimmte wirtschaftliche Verhältnisse ziehen. Aus Gründen wissenschaftlicher Genauigkeit hätte der Verfasser die Pflicht gehabt, seine Argumentation, sei sie richtig oder falsch, stärker zu begründen.

Interessant ist dagegen die folgende Statistik der Handelsbilanz:

Im Jahre 1911:	Rohstoffe				Halbfabrikate				Ganzfabrikate			
	Imp.	Exp.	Alt.	Pass.	Imp.	Exp.	Alt.	Pass.	Imp.	Exp.	Alt.	Pass.
Oesterreich . .	2320	785	—	1535	535	595	60	—	1249	2284	1035	—
Ungarn . . .	455	954	499	—	283	185	—	98	1344	691	—	653

Sicher ist Ungarn trotz seiner erheblichen wirtschaftlichen Fortschritte ein kapitalarmes, durch starke Auswanderung seiner tüchtigsten Arbeitskräfte beraubtes Land, dessen Steuerkraft durch die relativ geringe Industrialisierung leidet. Falsch ist nur, der übermächtigen österreichischen Konkurrenz die Alleinschuld beizulegen und in einem rabiaten Protektionismus das segenspendende Heilmittel zu suchen. Eugen Barga<sup>1</sup> führt für die langsame Entwicklung Ungarns folgendes an: Die geringe Aufnahmefähigkeit des ungarländischen Marktes verschuldet durch die volkswirtschaftlich ungünstige Grundbesitzverteilung, die Monopolpreise für Kohle und Eisen, diktiert von übermächtigen Kartellen, die, notabene, durch eine Zolltrennung gestärkt, nicht geschwächt wird. Ergänzend sei noch auf den starken Geldabfluß aus Ungarn nach Oesterreich verwiesen, der aus dem weit ausgedehnten Grundbesitz österreichischer Adliger und Klöster in Ungarn und dem großen Besitz Oesterreichs an ungarischen Schuldverschreibungen und Pfandbriefen resultiert. Alle diese Ursachen der wirtschaftlichen Rückständigkeit Ungarns existieren für Herrn Rajnik nicht. Er sieht nichts als die Konkurrenz der österreichischen Industrie.

Die Stoßkraft des ungarischen Protektionismus ist groß. Es sind aber auch starke Gegentendenzen lebendig. Die Ausfuhr von Weizen und Weizenmehl aus Ungarn nach Oesterreich wächst, der Absatz von Mehl im Zollauslande sinkt. Herr Rajnik gleitet darüber geflissentlich ohne erläuternden Kommentar hinweg. Die Folge einer Zolltrennung wäre ein niedrigerer Weizenpreis in Ungarn, eine empfindliche Schädigung seiner blühenden Mühlenindustrie, eine Steigerung des Zinsfußes in Ungarn, verursacht durch den starken Geldbedarf der ungarischen Industrie und die Zurückhaltung der bisherigen österreichischen Geldgeber. Beides, der Rückgang der Weizenpreise, die Steigerung des Zinsfußes verringert den Grundwert, d. i. die zu dem Durchschnittszinsfuß kapitalisierte Grundrente. Die un-

<sup>1</sup> Eugen Barga: „Neue Zeit“, XXXIII. 1., S. 169.

garischen Agrarier werden sich immer bestimmter für die Zollgemeinschaft entscheiden, je näher der ernste Kampf um das einheitliche Zollgebiet rückt und je klarer sich die wirtschaftlichen Folgen der Zolltrennung dem öffentlichen Bewußtsein einprägen. Ihre Position ist in dieser Hinsicht durch die jüngste Entwicklung der deutschen Landwirtschaft wesentlich geändert worden. Das Agrarland Ungarn ist außer im Westen durchweg von Agrarländern eingeschlossen, wohin es seine Produkte nicht exportieren kann. Solange die Donaumonarchie nach Deutschland mehr landwirtschaftliche Produkte aus- als einführte, konnten die ungarischen Agrarier mit dem Gedanken spielen, sich handelspolitisch von Oesterreich zu emanzipieren und mit dem Deutschen Reich vorteilhaftere Beziehungen anzuknüpfen. Seitdem aber Deutschland mehr Agrarprodukte nach Oesterreich-Ungarn exportiert als von dort bezieht, ist die ungarische Landwirtschaft in demselben Maße auf den Absatz in Oesterreich angewiesen wie die österreichische Industrie auf den ungarischen Markt. So sehr also auch heute noch die ungarischen Industriellen und die mit ihnen versippten Interessen nach der Zolltrennung von Oesterreich schreien, die ungarischen Agrarier müssen immer mehr zur Erkenntnis ihrer Interessengemeinschaft mit Oesterreich kommen, zugleich aber auch ihr Kokettieren mit dem deutschen Markt aufgeben.

Herr Rajnik setzt sich über die notwendigen politischen und wirtschaftlichen Folgen einer Zolltrennung leichten Herzens hinweg, ja, er wird sich über sie nicht einmal klar:

„Nach meiner Ansicht bestehen zwischen Oesterreich und Ungarn keine wirklichen diametralen wirtschaftlichen Gegensätze. Es bestehen bloß Abweichungen in der Intensität der Interessen, es harren bloß langjährige berechnete Wünsche ihrer Erfüllung. Diese Abweichungen wurden nur durch die forcierte Zollgebietsgemeinsamkeit zu Gegensätzen! Bei gesonderten Zollgebieten, bei gesonderter analytischer Behandlung der Wünsche würde eine Verständigung und ein geschlossenes Vorgehen nach außen sehr leicht zu erzielen sein.“

Die Möglichkeit eines geschlossenen Vorgehens nach außen ist nach Durchführung der Zolltrennung billig zu bezweifeln. Die unglückliche Handelspolitik Oesterreich-Ungarns gegen die Balkanstaaten ist zu einem sehr großen Teil auf das Schuldkonto der ungarischen Agrarier zu setzen, die bei einer Zolltrennung die für sie daraus folgenden Verluste sicherlich nicht durch einen den Balkanstaaten freundliche Wirtschaftspolitik verschärft werden wollen. Die österreichische Industrie wird aber wenig Lust haben, trotz des Verlustes ihres ungarischen Absatzgebietes zu Ruß und Frommen der ungarischen Agrarier eine noch größere Schmälerung ihres kommerziellen Bestandes auf dem Balkan zu ertragen. Die Zolltrennung bedeutet notwendig eine selbständige Handelspolitik beider Staaten, eine Sprengung des Staatsgrundgesetzes. Eine völlig autonome Politik Oesterreichs und Ungarns kann im Ministerium des Aeußeren nicht länger ein gemeinsames Organ finden. Das ist der Anfang vom Ende der Realunion. Das gemeinsame Kriegswesen, die gemeinsamen Finanzen, die gemeinsame äußere Politik sind ohne gemeinsame wirtschaftliche Basis undenkbar.

Die Gefahr dieser Folgen einer Zolltrennung ist aber wieder ein stark hemmendes Moment. Die Krone, die für die Reichseinheit fürchtet, die österreichische Industrie und die ungarische Landwirtschaft, denen der Verlust

ihrer bisherigen Märkte droht, werden alles an die Vermeidung der Zoltrennung setzen. Noch lassen sich die Folgen des Weltkrieges nicht übersehen, sein Einfluß auf das Verhältnis beider Reichshälften und der Nationen in jeder nicht abschätzen, aber wahrscheinlich ist, daß der magyarisches Ideologie, die in „Wien“ den Erbfeind sieht, das Rückgrat gebrochen ist, daß der russische Druck, die slawische und rumänische Emanzipation Deutsch-Oesterreich, das Magyarentum und die das Bestehende und die bürokratische Gewalt verkörpernde Krone zu gemeinsamer Abwehr verbinden werden. Aber: Alle Dinge sind in Fluß. Die politische Wissenschaft kann nur aus der sozialkritisch erfaßten Intensität der Klassenkämpfe auf die politischen Energien schließen, der Politiker die entfesselten Kräfte bekämpfen oder zu machtvollen Gebilden vereinen — Urteil und Entscheidung aber fällt die werdende Geschichte. *Qui vivra, verra!*

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

In höherem Grade, als jemals in einem früheren Kriege, ist in dem gegenwärtigen Weltkriege ein sachgemäßes Urteil über die Kriegsvorgänge erschwert. Die offiziellen Mitteilungen vom Kriegsschauplatz reichen für solch ein Urteil nicht entfernt aus, was von ihnen auch nicht beansprucht werden kann, da sie sich den Zwecken der Kriegführung anpassen müssen.

Unter diesen Umständen läuft es auf reine Kannegießerei hinaus, sich kritisch über die Entwicklung der Kriegsergebnisse zu äußern, die heute einen so großen Teil der gestitteten Menschheit in atemloser Spannung erhalten. Aber wenn das brennende Bedürfnis nach Erkenntnis sich in bezug auf diesen Krieg einstweilen bescheiden muß, so kann es sich wenigstens befriedigen in bezug auf den Krieg, und das ist auch eine notwendige Aufgabe. Denn was hilft schließlich die genaueste Kunde selbst der geringsten Einzelheiten, wenn man sie nicht leitenden Gesichtspunkten unterzuordnen und in ihrem inneren Zusammenhange zu erkennen weiß? Kaum auf einem anderen Gebiete der Wissenschaft hat oberflächlicher Dilettantismus so arg gehaust, wie in der Lehre vom Kriege, obgleich die Kriegswissenschaft in gewissem Sinne die einfachste aller Wissenschaften ist. Clausewitz, einer ihrer berühmtesten Vertreter, sagt darüber: „Die Grundsätze an sich sind höchst einfach, liegen dem gesunden Menschenverstande ganz nahe, und wenn sie in der Taktik etwas mehr als in der Strategie auf einem besonderen Wissen beruhen, so ist doch auch dies Wissen von so geringem Umfange, daß es sich kaum mit einer anderen Wissenschaft an Mannigfaltigkeit und Ausdehnung vergleichen läßt. Gelehrsamkeit und tiefe Wissenschaft sind also hier durchaus nicht erforderlich, selbst nicht einmal große Eigenschaften des Verstandes.“ Und so hat man wohl denselben Gedanken in die epigrammatisch scharfe Form gefaßt, die berühmtesten Manöver, die in der Geschichte als Werke echten Genies gelten, könne jeder Regimentschreiber auf der Karte erfinden.

Worauf es im Kriege wirklich ankommt, sind nach Clausewitz nicht die Grundsätze, sondern die Fähigkeit, in der Ausführung diesen Grundsätzen treu zu bleiben. „Das ganze Kriegführen gleicht der Wirkung einer zusammengesetzten Maschine mit ungeheurer Friktion, so daß Kombinationen,

die man mit Leichtigkeit auf dem Papier entwirft, sich nur mit großen Anstrengungen ausführen lassen.“ Diese „großen Anstrengungen“ und die „ungeheure Friktion im Kriege“ versinnbildlicht der bedeutendste Kriegshistoriker der Gegenwart in dem Vergleich: „Auf freiem Felde geht man ganz gemüthlich die Meile in anderthalb Stunden. Wenn man aber bis an den Hals im Wasser steht, so kann dieselbe Bewegung des Gehens nur langsam und mit Anstrengung vollzogen werden und wohl nur ein außergewöhnlich starker Mann würde überhaupt eine Meile vorwärts kommen. Ist der Grund gar mit spitzen Steinen bedeckt oder morastig und das Wasser undurchsichtig, so hört die Möglichkeit der Vorwärtsbewegung nahezu auf. Nicht anders ist der Unterschied zwischen einer Kombination oder einem Entschluß am Studiertisch und auf dem Schlachtfeld oder im Feldherrnzelt.“ Am kürzesten und treffendsten hat Moltke den entscheidenden Gesichtspunkt in seinem Wahlspruch hervorgehoben: Erst wägen, dann wagen. Aber schon Napoleon hat das Gleichgewicht zwischen Einsicht und Kühnheit, mögen beide auch nur in mäßigem Grade vorhanden sein, also in Moltkes Sinn zwischen „Wägen und Wagen“, die wertvollste Eigenschaft eines Generals genannt. Gneisenau war ein großer Feldherr, obgleich er nach dem Zeugnis seines Freundes Clausewitz kein „guter Logiker“ war; umgekehrt hat sich Clausewitz selbst als praktischer Kriegsmann durch seine von sachverständigen Urtheilern bezeugte „Schwarzlehre“ geschadet, will sagen, durch seine „großen Eigenschaften des Verstandes“, die ihn alle denkbaren schlimmen Folgen eines Wagnisses so klar und schnell übersehen ließen, daß seine Entschlußkraft dadurch gemindert wurde.

Aus alledem erhellt, daß sich das Wesen des Krieges nicht aus einigen allgemeinen und im Grunde dürftigen Sätzen erkennen läßt, sondern nur aus dem geschichtlichen Verlauf der Dinge selbst, der sich nicht an einem grauen Faden der Theorie abhaspelt, sondern eine mannigfache Fülle von Erscheinungen zeitigt, aus denen sich in ihren Grundzügen die Gesetze des Krieges erkennen lassen. Um noch einmal Clausewitz zu zitieren, so gebraucht er historische Beispiele nicht nur in erläuterndem, sondern auch in bezeichnendem Sinne. Er schreibt: „historische Beispiele machen alles klar und haben nebenher in Erfahrungswissenschaften die beste Beweiskraft. Mehr als irgendwo ist dies in der Kriegskunst der Fall. Der General Scharnhorst, welcher in seinem Taschenbuch über den eigentlichen Krieg am besten geschrieben hat, erklärt die historischen Beispiele für das wichtigste in dieser Materie, und er macht einen bewundernswürdigen Gebrauch davon.“ In der That stellt Scharnhorst in seinen militärischen Schriften den „historischen Beweis“ obenan und es tut dem „bewundernswürdigen Gebrauch“, den er davon macht, auch keinen Eintrag, daß er manches Mal seine militärischen Reformen dem widerstrebenden Könige als mittelalterliches Erbgut der Hohenzollern „bewiesen“ hat.

Wenn nun hier einige Streifzüge in die Kriegsgeschichte unternommen werden sollen, um irrige Ansichten über den Krieg zu beseitigen, so empfiehlt sich nicht nur aus räumlichen Rücksichten eine Beschränkung auf die neuere Kriegsgeschichte. Da der Krieg eine unvermeidliche Begleiterscheinung jeder Klassengesellschaft ist, so läßt sich das Wesen des Krieges in manchen Grundzügen schon aus der Geschichte des Altertums, zumal der Griechen und Römer erkennen, zum Teil schwieriger wegen der Lückenhaftigkeit der ge-

schichtlichen Ueberlieferung, zum Teil aber auch leichter wegen der größeren Einfachheit der geschichtlichen Voraussetzungen und Zusammenhänge. Allein die Klassengesellschaft steht im Flusse der geschichtlichen Entwicklung, und die kapitalistische Produktionsweise hat sie so gründlich umgestaltet, daß eine vergleichende Betrachtung des Kriegswesens, soweit sie praktischen Bedürfnissen der Gegenwart dienen soll, sich wohl oder übel auf das kapitalistische Zeitalter beschränken muß.

Man kann dies Zeitalter von der Wende des fünfzehnten auf das sechzehnte Jahrhundert rechnen, als die Schweizer Urkantone im Solde des Kapitals die moderne Infanterie schufen und Machiavelli über die Kriegskunst schrieb.

## I.

Machiavelli hat den Kerngedanken des epochemachenden Werkes, das Clausewitz dreihundert Jahre nach dem Tode des italienischen Politikers entwarf, schon in dem Satze zusammengefaßt: „Wer dem Feinde eine entscheidende Schlacht wohl zu liefern weiß, dessen anderweitige Fehler, wenn er deren in der Führung des Krieges beginge, würden zu ertragen sein; der aber, dem diese Fähigkeit fehlt, wird, und wenn er auch in allen anderen Zweigen der Kriegführung sehr tüchtig wäre, niemals einen Krieg zu ehrenhaftem Ende führen. Denn eine Hauptschlacht, die du gewinnst, hebt die Folgen aller Fehler auf, die du anderweitig begangen haben magst.“ Was Machiavelli hier fordert, ist die Niederwerfungsstrategie, die den Feind unmittelbar paßt und ihr eigentliches Ziel in der Zertrümmerung des feindlichen Heeres durch die Schlacht sieht.

Nun aber wurden die Kriege des 16., 17. und 18. Jahrhunderts nicht nach der Niederwerfungs-, sondern nach der Ermattungsstrategie geführt, die ihre Aufgabe darin sieht, den Feind durch Manöver abzumatten und die Schlacht nach Möglichkeit zu vermeiden, sie nur im äußersten Notfall oder unter ganz ausnahmsweise günstigen Umständen anzunehmen oder zu suchen. Man hat deshalb in der Weise der ideologischen Geschichtsschreibung in Machiavelli — zumal da er auch die allgemeine Wehrpflicht forderte — den großen Denker gefeiert, der schon im Anfange des 16. Jahrhunderts Wahrheiten erkannt habe, hinter die die dumme Welt erst am Ende des 18. Jahrhunderts gekommen sei. Nun war Machiavelli gewiß ein ungemein scharfsichtiger Politiker, aber nicht weil er die Dinge im Dunkel der Zukunft, sondern im Lichte der Gegenwart sah. Er schrieb unter dem Eindruck der langen Siegeslaufbahn, auf der schweizerische Heere zu seiner Zeit einherstürmten. Diese Heere waren aber ein Volksaufgebot mit allgemeiner Wehrpflicht und sie waren auf die Niederwerfungsstrategie angewiesen. In den schweizerischen Gewaltthäusern sah Machiavelli nach Art der Humanisten eine Wiedergeburt der griechischen und römischen Phalang.

Das Kapital hat von Anbeginn gern an seinen Produktionskosten gespart. Wie es sein geistiges Rüstzeug aus dem Altertum nahm, so sein weltliches Rüstzeug nicht zwar auch, wie Machiavelli meinte, aus den „antiken Ordnungen“, aber aus einer noch älteren Gesellschaftsordnung, dem Urkommunismus. Die Ritterheere konnte es nicht nachahmen, geschweige denn überbieten, da sie mit der feudalen Gesellschaftsordnung verwachsen waren, wie denn jede Heeresverfassung immer mit allen Fasern in den gesellschaftlichen Zuständen haftet, aus denen sie entstanden ist. In den zer-

fallenden Ritterheeren hatte sich aber bereits ein Fußvolf herauszubilden begonnen, das zu einer kampffähigen Waffe zu machen die Aufgabe des neu aufkommenden Kapitalismus war. Er kürzte sich diese langwierige Aufgabe dadurch ab, daß er sich das Heer kaufte, das er brauchte, was übrigens auch durchaus im Geist seiner Geldwirtschaft lag; in den schweizerischen Gevierthausen mit ihrer straffen Disziplin, ihrem taktischen Zusammenhalt, ihren unwiderstehlichen Massenstößen fand sich ein Fußvolf, das sich längst den Ritterheeren überlegen erwiesen hatte.

In der Schweiz und namentlich in den Urkantonen Schwyz, Uri und Unterwalden hatte sich die Markgenossenschaft mit einer Heeresverfassung erhalten, die in höchstem Maße über die beiden Quellen kriegerischer Kraft verfügte: über die Tapferkeit und Tüchtigkeit des einzelnen Kriegers, wie über die Disziplin, den unerschütterlichen Zusammenhalt zwischen den einzelnen Kriegern. Jene wurde erzeugt durch das rauhe Naturleben innerhalb eines unwirtlichen Gebirges, diese durch ein kommunistisches Zusammenleben, das Geschlecht und Nachbarschaft, Kriegskameradschaft und Wirtschaftsgenossenschaft in einem war. Die Urschweizer waren ein kriegerischer Bergstamm, der es mit Plündern und Rauben nichts weniger als genau nahm. Die „Freiheitskämpfe“, die sie schlugen, um die österreichische Oberherrschaft abzuwehren, hatten unter zivilisatorischen Gesichtspunkten sehr ihre zwei Seiten, und den Kriegsruhm, den sie dadurch gewannen, wechselten sie gern in bares Geld um.

Soweit es sich nicht bloß um sagenhafte Ueberlieferungen, sondern um geschichtlich beglaubigte Kunde handelt, haben die Schweizer nur zwei „Freiheitskämpfe“ geschlagen, das heißt Schlachten, in denen sie wenigstens für ihre eigenen Interessen fochten: die Schlacht am Morgarten (1315) und die Schlacht ob Sempach (1386), jene die Urkantone allein, diese mit Luzern gemeinsam, beide gegen habsburgische Ritterheere. Dazwischen liegt aber schon die Schlacht bei Laupen (1339), in der die Urkantone sich in einem Streit zwischen Bern und Freiburg, der sie gar nichts anging, als Söldner an Bern verkauften.

Als die Urkantone durch ihre schmähliche Politik in dem Sonderbundskriege von 1847 den Zorn der europäischen Revolutionsparteien gereizt hatten, hat der junge Engels in einem heftigen Artikel die Kämpfe am Morgarten und ob Sempach „die Verzweiflung brutaler und bigotter Bergstämme“ genannt, „die sich störrisch gegen die Zivilisation und den Fortschritt stemmten“. Soviel ist jedenfalls an diesem harten Urteil richtig, daß die Urkantone auch nach ihren Siegen über die österreichischen Ritterheere nur eine stationäre Politik getrieben haben und treiben konnten. Sie schlossen wenige Jahre nach der Sempacher Schlacht mit Oesterreich erst auf sieben, dann auf zwanzig und endlich auf fünfzig Jahre einen Frieden, worin die Habsburger auf gewisse Gebiete und Rechte vorläufig verzichteten, aber doch sehr große Teile der Schweiz festhielten. Zwar erweiterte sich auch die Eidgenossenschaft der Urkantone durch den Zutritt von fünf anderen Kantonen (Luzern, Zug, Zürich, Bern, Glarus), allein die äußere Stärkung enthielt zugleich eine innere Schwächung.

Waren die Urkantone schon locker miteinander verbunden, indem in jedem von ihnen bäuerlicher Partikularismus sein Wesen trieb, so blieben sie doch auch wieder durch die Gemeinsamkeit ihrer bäuerlichen Interessen

aufeinander angewiesen. Mit dem Hinzutritt städtischer Kantone, namentlich des für die damalige Zeit mächtigen und reichen Bern mit seiner aristokratischen Stadtverfassung, kam ein verhängnisvoller Keim der Zersetzung in die Eidgenossenschaft. Die Kantone waren zwar gleichberechtigt, aber Bern sah in den Urkantonen doch nur seine Untertanen, wie einst die mächtige Stadt Athen in ihren Bündnern, während die Bauern und Hirten der Urkantone viel zu störrische Köpfe waren, um sich für die städtischen Interessen Berns zu opfern. Von sich aus unfähig für jede auswärtige Politik, waren sie zwar sehr geneigt, ihre kriegerische Kraft zu verkaufen, jedoch in ihrem bäuerlichen Eigennutz nur an den Meistbietenden.

Das „Reislaufen“ hatte in den Urkantonen schon sehr früh begonnen. Junge Mannschaft, die sich in ihren rauhen Bergen langweilte, verkaufte sich an kriegsführende Mächte des Auslandes, und sogar schon vor der Schlacht von Sempach hatten die Urkantone als solche Geschmach daran gefunden, den Ruhm von Morgarten in barem Geld anzulegen. Der erste Handel dieser Art wurde im Jahre 1373 mit Visconti, dem Herzog von Mailand, abgeschlossen. Die Urkantone stellten ihm 3000 Söldner, die so furchtbar in Italien hausten, daß der Papst Gregor XI. deshalb bewegliche Vorstellungen an den Kanton Schwyz richtete.

Nach ihrem Hinzutritt zur Eidgenossenschaft versuchte die städtische Aristokratie Berns, sich dem „Reislaufen“ zu widersetzen, das in schroffem Widerspruch mit ihren eigenen Interessen stand. Sie hatte damit auch Erfolg, aber offenbar mehr auf dem Papier als in der Wirklichkeit, denn sie konnte nicht einmal auf ihrem eigenen Gebiet das Reislaufen hindern. Sie setzte im Jahre 1453, als Karl VII. von Frankreich für seinen Krieg mit England Schweizer Söldner werben wollte, auf der Tagsatzung den Beschluß durch, daß die eigenen Knechte nicht für Fremde fechten sollten, allein dieser Beschluß wirkte so wenig, daß schon im Jahre darauf 3000 Berner sich an den Herzog von Savoyen verkauften, und die Tagsatzung die Wirksamkeit ihres Beschlusses hergebrachtermaßen durch die Drohung bestätigte, daß jeder Ort bei Strafe an Leib und Gut das Reisen verbieten solle.

Auch als König Ludwig XI., der die moderne Monarchie in Frankreich begründete, im Kampfe mit den großen Feudalherren, und darunter namentlich mit dem mächtigsten seiner Vasallen, dem Herzog von Burgund, Schweizer Söldner zu werben beabsichtigte, erließ die Eidgenossenschaft im Jahre 1465 ein neues Verbot des Reislaufens. Es erwies sich abermals als unwirksam und wurde obendrein noch verhöhnt, indem die Reisläufer in Scharen nicht dem Könige von Frankreich, sondern dem Herzog von Burgund zuzogen. Soweit sie dem Kanton Bern angehörten, wurden sie bei ihrer Heimkehr allerdings etwas unfaßt empfangen. Die Räte von Bern beschloßen, die ungehorsamen Reisläufer sollten jeder von ihrem Sold drei Gulden zum Bau der St. Vincenz-Kirche zahlen und acht Tage im Turm liegen. Wer aber keine drei Gulden heimgebracht habe, sollte bei Wasser und Brot in Haft bleiben, bis die Räte befinden sollten, ihn freizulassen.

Wenige Jahre später fügte es sich jedoch, daß Ludwig nicht bloß Schweizer Truppen, sondern gleich alle acht Kantone kaufen konnte. Die Habsburger gerieten in einen Streit mit dem Herzog von Burgund, den sie

vergebens zum Bundesgenossen gegen die Schweiz zu gewinnen gesucht hatten; so warben sie um die Hilfe der Schweiz gegen den Burgunder, indem sie ihr statt des bisherigen zeitlich beschränkten Friedens eine „ewige Richtung“, d. h. einen endgültigen Verzicht auf die Besitzungen und Rechte anboten, die sie bisher erst durch das Schlachtenglück verloren hatten. Das Geschäft wurde durch Ludwig XI. vermittelt, der französisches Gold über die Kantone streute, um auf diesem Umwege noch die kriegstüchtigen Schweizer in den Krieg gegen seinen Todfeind aufzubieten. Diesmal drängte Bern selbst vorwärts, da es durch die Festsetzung der burgundischen Herrschaft im Elsaß und im Schwarzwalde seinen Besitzstand bedroht oder mindestens sein Umsichgreifen gehindert fühlte. Den anderen sieben Kantonen fehlte jeder politische Grund zum Kampfe gegen den Herzog, der ein alter Freund der Eidgenossenschaft war; sie haben sich einfach österreichischen und französischen Interessen verkauft.

Allein wenn sie als Bundesgenossen des deutschen Kaisers und des französischen Königs auf eine leichte und reiche Beute gehofft hatten, so erwies sich diese Rechnung als irrig. Kaiser und König schlossen Frieden mit Burgund und überließen die Eidgenossenschaft der Rache des Herzogs. Karl der Kühne, der wohl wußte, mit wem er zu tun hatte, rüstete mächtig und legte seinen Feldzugsplan in geschickter Weise auf den Zwiespalt zwischen Bern und den ländlichen Kantonen an. An Zahl war er den Schweizern nicht gewachsen, aber sein Heer bestand aus Qualitätskriegern und hatte eine starke Ueberlegenheit in der modernen Waffe der Artillerie. Gleichwohl wurde er von den Schweizern bei Granson und Murten (1476) aufs Haupt geschlagen. In diesen Schlachten entschied sich, daß die Stunde des feudalen Ritterheeres geschlagen hatte und dem modernen Fußvolk die Zukunft der Kriegsgeschichte gehöre.

## II.

Die Eidgenossenschaft war nunmehr als erster Militärstaat in Europa anerkannt. Aber auch an ihr bewährte sich der alte Satz, daß die Staaten durch dieselben Mittel erhalten werden, durch die sie entstanden sind. Als Söldner einer auswärtigen Macht waren die Eidgenossen in den Burgunder Krieg gezogen, und Söldner sind sie geblieben, die sich bald an diese, bald an jene Macht verkauften, ohne jede Rücksicht auf die eigenen Interessen, nur je nach der besseren und pünktlicheren Bezahlung, mitunter auch zum Teil an diese und zum Teil an jene Macht, so daß sie sich gegenseitig totschlügen.

Erschwerte die schwerfällige Form ihres Bundes schon jede selbständige Politik, so scheiterte der einzige Anlauf, den sie dazu nahmen, wiederum an dem Gegensatz zwischen Bern und den übrigen Kantonen. Diesmal waren die Urkantone die Treibenden; sie drängten nach Süden, nach den Schätzen Oberitaliens, während die Politik Berns immer nach Westen gerichtet blieb. Nach der furchtbaren Schlacht von Novara (1513), der gewaltigsten ihrer Söldnerschlachten, die sie zum ersten Male in der Minderheit durchfochten — denn sonst waren sie tief von der Wahrheit durchdrungen, daß der liebe Gott immer mit den großen Bataillonen ist —, zertrümmerten sie im Bunde mit dem Papste und Karl V., der zugleich deutscher Kaiser und spanischer König war, die französische Herrschaft über Oberitalien und gewannen ein solches Uebergewicht in der Lombardei, daß

Magimilian Sforza, der Herzog von Mailand, tatsächlich ihr Vasall wurde. Dadurch erhielt die Politik der Urkantone die Oberhand, aber als die Schlacht bei Marignano (1515) zwischen einem eidgenössischen und einem französischen Heer unentschieden blieb, wenn sie gar, wie die ältere Forschung annahm, für die Schweizer ungünstig verlief, siegte wieder Bern auf der Tagsatzung. Unter seiner Führung schloß die Eidgenossenschaft 1516 einen „ewigen Frieden“ mit Frankreich und verkaufte ihm die Lombardei; nur der Tessin und das Veltlin blieben bei der Schweiz, jener für immer und dieses bis zu den Tagen Napoleons. Aber damit nicht genug, so verkaufte die Tagsatzung 16 000 Söldner an Frankreich zum Kampfe gegen Karl V. und den Papst, denen jedoch der Kanton Zürich mit ein paar tausend Söldnern treu blieb.

Bei alledem unterliegt es gerechten Zweifeln, ob sich die Eidgenossenschaft, so sehr sie erste Militärmacht der Zeit sein mochte, in Oberitalien hätte behaupten können. Ihre Bevölkerung belief sich höchstens auf eine halbe Million, in einem unwirtlichen Lande, das nur der härtesten Arbeit seiner Bewohner einen spärlichen Unterhalt gewährte. Vier oder fünf Prozent der Bevölkerung auch nur vorübergehend unter den Waffen zu halten, ist für jedes Land selbst unter günstigeren Verhältnissen, als in der Schweiz vorlagen, eine ganz außerordentliche Anspannung, die dauernd zu ertragen einfach eine Unmöglichkeit ist.

Hieraus, und nicht etwa aus irgendwelchen theoretischen Erwägungen, die ihnen natürlich ganz fernlagen, erklärt sich die Niederwerfungsstrategie der Schweizer. Sollten ihre Aecker und Wiesen regelmäßig und rechtzeitig bestellt werden, so konnte ihre wehrfähige Mannschaft immer nur auf kurze Zeit das Land verlassen und mußte somit die Blutarbeit, für die sie gedungen war, so gründlich und rasch wie möglich erledigen. Es genügte nicht, daß die Ritter und Fußknechte der feudalen Heere vor der gewaltigen Stoßkraft ihrer Gevierthaufen zerstoßen; ihnen mußte auch die Möglichkeit genommen werden, sich wieder zu sammeln. Einen sichern Schutz dagegen gab nur der Tod. Es war den Schweizern streng verboten, Gefangene zu machen; was in ihre Hände fiel, wurde niedergemetzelt. Und so sehr sie als echte Söldner darauf verfaßten waren, zu plündern, so mußten sie vor jedem Gefechte schwören, die Gefallenen nicht eher zu berauben, als bis das Gefecht entschieden war. Gefangennehmen und Plündern hielt das Morden unnütz auf. Als in dem Burgunder Kriege das friedliche Städtchen Stäffis am Neuenburger See einen schwachen Widerstand gewagt hatte, wurde es völlig ausgemordet. Die Besatzung des Schlosses, das zuletzt erstürmt wurde, hatte man lebend vom Turm gestürzt; selbst die Männer, die nachträglich in irgendeinem Versteck aufgefunden worden waren, wurden mit einem Strich zusammengebunden und in den See geworfen; danach wurde das Städtchen geplündert, so daß den Weibern und Kindern auch nicht das geringste Besitztum blieb. Diese „unmenschlich Hertigkeiten“ erfuhren selbst in der Eidgenossenschaft einen sanften Tadel, aber an dem Grundsatz dieser Kriegsführung wurde dadurch um so weniger geändert, als der furchtbare Schrecken, der vor den Schweizer Söldnern einherging, ein wesentlicher Hebel ihrer ununterbrochenen Siege war.

Aus der Niederwerfungsstrategie der Schweizer leitete Machiavelli sein Schlachtprinzip ab. Aber kaum hatte er im Jahre 1521 über die Kriegskunst

geschrieben, als die Schlacht bei Bicocca (1522) die tönernen Füße jener Kriegsherrlichkeit offenbarte. In dieser Schlacht erlitten die Schweizer ihre erste entscheidende Niederlage, und es war keine Niederlage, die sich durch neue Siege wettmachen ließ. Von ihr gilt das Wort eines bürgerlichen Historikers: „Die Abwandlungen in den Geschicken der Menschheit vollziehen sich in den Angeln der Schlachten“, ein Satz, der nur für die Klassengesellschaft im allgemeinen und die kapitalistische Gesellschaft im besonderen richtig ist, aber da die Menschheit seit Jahrtausenden in der Klassengesellschaft lebt, in all seiner schroffen Einseitigkeit doch ungemein lehrreich bleibt, auch für die, die dem Kriege den Krieg machen. Denn um gegen den Krieg einen siegreichen Krieg zu führen, muß man doch vor allen Dingen wissen, was der Krieg ist.

Schon aus der Klage des antiken Tragikers kennt man die zersetzende Macht, die das Geld auf patriarchalische Zustände ausübt. Und diese Macht wirkte auch zerstörend auf die kriegerische Kraft der Schweizer, die aus naturwüchsigen Quellen strömte. Sie vernichtete jenen militärischen Blick, der sich am Morgarten und ob Sempach so glänzend bewährt hatte, und erzeugte eine kopflose Tollkühnheit, die auch schon um des Sturmsohldes willen den Sturm verlangte, gleichviel wann und wie und wo. Sie zerstörte ferner die Disziplin, denn die Schweizer begannen zu meutern, wenn der Sold ausblieb oder seine Zahlung auch nur stockte, was in jenen geldarmen Zeiten häufig genug vorkam; daß sie einfach von der Fahne liefen, wenn der Feldzug sich lange ausdehnte, die Sorge um Haus und Hof, um Weib und Kind zur Heimkehr mahnte, verstand sich ihnen ohnehin von selbst. Endlich der Janak um höheren oder niederen Sold — es gab Doppelsöldner mit doppeltem und selbst zehnfachem Sold — trug die Zuchtlosigkeit in die eigenen Reihen.

Es war aber nicht allein dieses Sinken ihres kriegerischen Wertes, was die entstehenden modernen Staaten zwang, sich von dem Schweizer Söldnertum zu emanzipieren. Namentlich die großen Mächte Oesterreich, Frankreich, Spanien mußten darauf bedacht sein, ein eigenes Heer zu schaffen; verkauften die Schweizer sich der einen — und sie wechselten womöglich jedes Jahr —, so konnten die anderen nicht waffenlos dastehen. So entstand eine deutsche, eine französische, eine spanische Infanterie, nach dem Muster und Vorbild der Schweizer, die, unter allen Fahnen heimisch, überall die Lehrmeister spielten und dadurch selbst ihr militärisches Monopol untergruben. Sie hatten freilich die Konkurrenz zunächst nicht sehr zu fürchten; es handelte sich natürlich nicht um nationale oder auch nur um stehende Heere, deren Unterhaltung einen weitläufigen Verwaltungsapparat voraussetzte, wie ihn selbst die größten der damaligen Staaten noch lange nicht besaßen. Es waren im wesentlichen auch nur Söldnerscharen, die langsam eingeübt und kampffähig gemacht werden mußten; schon dadurch standen sie den Schweizern nach, deren naturwüchsige Disziplin jedes mühsame Einexerzieren überflüssig machte. Am schnellsten kamen ihnen noch die deutschen Landsknechte nach, schon durch ihren Namen als Soldaten des eigenen Landes gekennzeichnet, aber deshalb noch keineswegs abgeneigt, unter fremden Fahnen zu fechten.

Hieraus ergab sich aber noch ein Gegensatz. Die neue Infanterie, zerbrechlich wie sie war, und im Fall des Verlustes auf lange hinaus schwer

erfänglich, konnte sich mit der Stoßkraft der Schweizer Haufen fürs erste nicht messen und war überhaupt untauglich für jede Niederwerfungsstrategie. Auch hier brachte nicht theoretische Erwägung, sondern ein unerbittlicher Zwang gesellschaftlicher Zustände die Ermattungsstrategie bei allen Feldhauptleuten der damaligen Staaten zu Ehren; höchstens daß die Ueberlieferung aus den Tagen der feudalen Ritterheere ihre Empfänglichkeit dafür steigern mochte.

Diese Entwicklungen, die hier nur in den allgemeinsten Zügen angedeutet werden können, lassen sich klar und leicht von dem Bilde der Schlacht bei Bicocca ablesen. In dem großen Kampfe zwischen Karl V. und Franz I. um den Besitz der Lombardei standen sich hier zwei Heere gegenüber. Das Heer Karls wurde von seinem italienischen Feldhauptmann Prosper Colonna befehligt. Es bestand aus 19 000 Mann, spanischer Infanterie unter ihrem Landsmann Pescara und deutschen Landsknechten unter Georg v. Frundsberg. Das französische Heer unter dem Marschall Lautrec war ungleich stärker; es zählte 32 000 Mann, die Hälfte französische, venetianische und andere Fußsoldaten, die andere Hälfte Schweizer, die sich nach den städtischen und ländlichen Kantonen in zwei Haufen geteilt hatten, der eine unter dem Befehl Albrecht von Steins aus Bern und der andere unter dem Befehl Arnold von Winkelrieds aus Unterwalden.

Colonna wie Lautrec führten den Krieg nach den Grundsätzen der Ermattungsstrategie, der französische Marschall zur höchsten Not der Schweizer. Sie waren ihm schon im Vorjahre in hellen Haufen davongelaufen, weil sie des ewigen Hin- und Hermarschierens müde wurden. Durch große Geldopfer hatte der französische König aber die Eidgenossenschaft vermocht, ihm für das Jahr 1522 nochmals 16 000 Mann zu stellen, und zudem bei ihr ein Verbot an die einzelnen Kantone erwirkt, Mannschaften unter die Fahnen Karls V. zu senden. Im Januar gingen 16 000 Eidgenossen über die Alpen und stießen zu dem Heere Lautrecs. Aber alsbald entbrannte der alte Hader; die Schweizer verlangten, den Feind im Sturm niederzuwerfen, während Lautrec — die Schweizer nannten ihn unhöflich genug „Lauterdreck“ — ihn in einem langwierigen Manöverkrieg lahmlegen wollte.

Ende April kam es zum Klappen. Im Jagdschloffe Bicocca und dessen Park, anderthalb Stunden nordöstlich von Mailand, hatte sich Colonna mit seinen 19 000 Mann nach allen Regeln der Kriegskunst mit Hohlwegen, Gräben, Erdwällen und Brustwehren so stark verschanzt, daß ein Sturm, wenn nicht unmöglich, so doch äußerst bedenklich und schwierig erschien. Lautrec dachte auch gar nicht daran, trotz der namhaften Ueberlegenheit, die er mit seinen 32 000 Mann an Truppen besaß; er wollte den Feind aus der fast uneinnehmbaren Position herausmanövrieren. Aber die längst ungeduldigen Schweizer brachen nunmehr in offene Meuterei aus; sie drohten mit ihrem sofortigen Abzug in die Heimat, wenn Lautrec nicht den Sturm befehle, und der französische Marschall wußte aus dem Vorjahr, daß diese Drohung nicht in die leere Luft gesprochen war.

Um so weniger, als die Schweizer ganz einig waren, und so auch ihre Führer Albrecht von Stein und Arnold von Winkelried. Zwischen beiden hatte nicht immer das beste Einvernehmen bestanden, dank dem alten Gegensatz zwischen Bern und den Urkantonen. Arnold von Winkelried war

in hervorragender Weise bei dem Versuche der Urkantone beteiligt gewesen, den Herzog von Mailand zu ihrem Vasallen und die Lombardei zu ihrem Untertanenland zu machen. Er hatte sich in der Schlacht von Novara ausgezeichnet und war dann zum Hauptmann der mailändischen Leibgarde emporgestiegen. An ihrer Spitze hatte er die Schlacht von Marignano (1515) eingefädelt, mit deren Ausgang die Pläne der Urkantone auf das Herzogtum Mailand zusammenstürzten. Arnold von Winkelried erhob darauf die schwere Anklage gegen Albrecht von Stein, der die Berner Truppen bei Marignano befehligt hatte, daß er das Schlachtfeld vorzeitig verlassen und so einen glänzenden Sieg vereitelt habe: eine Anklage, die dadurch Gewicht erhielt oder zu erhalten schien, daß Bern der Politik der Urkantone widerstrebte und in der That nach der unentschiedenen Schlacht bei Marignano seinen Willen in der Eidgenossenschaft durchgesetzt hatte. Indessen beweisen konnte Winkelried seine Anklagen nicht, und nachdem 1517 ein Gerichtstag in Stans abgehalten worden war, mußte er seine Scheltreden widerrufen und durch einen Eid öffentlich erklären, daß „Albrecht von Stein kein selbstflüchtig Bösewicht“ sei und die Berner Söldner „als fromm und ehrlich Eidgenossen und Ehrenlüte uß Bemonð (Piemont) Abzug genommen“ hätten.

Vor Bicocca waren beide Hauptleute aber ganz einig; auch Albrecht von Stein erklärte trotz seiner franzosenfreundlichen Gesinnung dem Marschall: „Ihr wollt den Feind, wie im vorigen Jahre, unseren Händen entrinnen lassen, aber wir wollen dran.“ So mußte sich Lautrec fügen. Er entwarf einen Schlachtplan, der bei richtiger Ausführung einen großen Erfolg sichern konnte. Die Hälfte seines Heeres, die 16 000 Schweizer, sollten den Feind in der Front beschäftigen und seine Aufmerksamkeit auf sich lenken; derweil sollte die andere Hälfte, die 16 000 Franzosen und Venetianer ihn in der Flanke umgehen und an einer leichter angreifbaren Stelle packen; erst wenn hier das Gefecht im Gange war, sollten die Schweizer zum Sturm antreten.

Die Ausführung dieses Planes vereitelten aber die Schweizer. Seit Wochen in meuterischer Stimmung, tobte der Streit in ihren eigenen Reihen. Sie schrien beim Aufmarsch: „Vor die Front mit euch Junkern, Pensionären und Kronenfressern. Die Doppelsöldner sollen voran und nicht bloß hinten herum befehlen und lärmen.“ In dieser aufgeregten Stimmung und belästigt durch das Feuer der feindlichen Schanzen, besaßen sie nicht die Geduld, das Zeichen zum Angriff abzuwarten, das ihnen gegeben werden sollte, sobald die Umgehung der feindlichen Flanke vollendet war. Sie stürmten zu früh los, überschritten unter den schwersten Verlusten den Graben und erstürmten den Wall. Auf der Brustwehr angekommen, nicht als geschlossener Gewalthaufen, sondern in vereinzelter Trupps, sahen sie vor sich den dichten Speerwald der deutschen Landsknechte, während sie von der Seite die spanischen Schützen in ein heftiges Feuer nahmen.

In dieser verzweifelten Lage schlugen sich die Schweizer tapfer wie immer. An der Spitze der Stürmenden forderte Winkelried den Hauptmann der Landsknechte zum Zweikampfe heraus: „Ha, treff ich dich, du alter Gesell, du mußt von meiner Hand sterben“. Frundsberg, seines Erfolges sicher, ließ sich auf die törichte Zumutung nicht ein; um dennoch an ihn zu kommen, stürzte Winkelried in die Spitze der Landsknechte und fand

seinen Tod. Unter einem furchtbaren Gemehel wurden die Schweizer in den Graben zurückgeworfen; 3000 Tote, die Verwundeten ungerechnet, blieben auf dem Schlachtfelde, darunter auch Albrecht von Stein. Eine Verfolgung wagte Colonna bei seiner ziffernmäßigen Schwäche nicht; auch Frundsberg gab sich damit zufrieden, den gewaltigen Sturm abgeschlagen zu haben; er wollte den ersten Sieg der deutschen Landsknechte über ihre bisher unerreichten Vorbilder nicht durch die Unordnung des Verfolgens gefährden. Auch waren die Schweizer einstweilen nicht mehr zu fürchten; da auf Beute nicht mehr zu rechnen und die französische Kriegskasse erschöpft war, traten sie die Heimreise an. Lautrec mußte über die Alpen zurückgehen, und der Feldzug war für den französischen König verloren.

Mit der Schlacht bei Bicocca endete zwar nicht die schweizerische Reisläufererei — sie hat bekanntlich bis ins neunzehnte Jahrhundert gedauert —, wohl aber die europäische Kriegsherrlichkeit der Schweiz. Das Prestige war dahin und ließ sich nicht wiederherstellen, da zu klar vor aller Augen lag, daß der Verlust der Schlacht nicht irgendwelchen ungünstigen Zufällen, wie sie das wetterwendische Kriegsglück wohl mit sich bringt, auch nicht der überlegenen Tapferkeit oder gar der überlegenen Zahl des feindlichen Heeres, sondern dem gänzlichen Versagen dessen geschuldet war, was bisher die unergleichliche Stärke der schweizerischen Heerhaufen ausgemacht hatte: nämlich der Disziplin.

Um so verwunderlicher erscheint es auf den ersten Blick, daß der Name, mit dem die moralisch und politisch noch mehr als militärisch zerschmetternde Niederlage von Bicocca am engsten verknüpft ist, in der schweizerischen Sage mit heldenhaftem Schein verklärt worden ist. Nun ist die Sage von dem Opfertode, den Arnold von Winkelried in der Schlacht ob Sempach, 136 Jahre vor der Schlacht bei Bicocca, für die Freiheit der Eidgenossen gestorben sein soll, von unserem alten Parteigenossen Bürkli schon in so meisterhafter Weise aufgelöst worden, daß seine Ausführungen, aus allem, was seitdem die wissenschaftliche Forschung über das schweizerische Kriegswesen beigebracht hat, weder berichtigt noch auch nur ergänzt zu werden brauchen. Aber sie lassen sich in einem Punkt ein wenig vertiefen.

Es gibt zwei Arten von historischen Legenden, die sich unterscheiden wie Stuck und Marmor. Die eine ist künstlich herangezüchtet, die andere naturwüchsig entstanden. Die eine ist unverständige Lüge, die andere unverstandene Wahrheit. Die eine ist falsche Vorspiegelung unter gelehrter Maske, die andere echte Erkenntnis, die nach klarem Worte ringt. Die eine kann leicht zerbrochen, aber auch leicht wieder zusammengeleimt werden. Die andere, einmal durch den stählernen Hammer der Wissenschaft zertrümmert, kann nie wieder hergestellt werden, aber ihre Trümmer glänzen fort und fort wie edles Gestein.

Ein Muster der ersten Art ist die holde Mär, daß unsere klassische Literatur sich an den Kabinettskriegen und Söldnerheeren des alten Fritz entzündet haben soll. Dieser Stuck kann hundertmal von den Wänden der Kasernen und Universitäten gefegt werden, so klecksen ihn bestiffene Hände immer wieder an, und er sieht gar nicht einmal greulicher aus als vorher. Ein Muster der zweiten Art ist die Legende von Capua, die in ihrem unverföhnlichen Kampf mit dem Einmaleins nun schon zwei Jahrtausende überdauert und noch immer sprichwörtlichen Klang hat. Die Erzählung,

daß Hannibal im zweiten Punischen Kriege das Spiel verloren haben soll, weil seine Veteranen in Capua verweichlicht seien, scheiterte schon an der ziffernmäßigen Tatsache, daß diese Veteranen sich noch zwölf Jahre nach der Wiedereroberung Capuas durch die Römer in Italien behauptet haben. Aber in der sinnlosen Form verbarg sich die echte und nicht von der Oberfläche geschöpfte Erkenntnis, daß Hannibals einzige Aussicht auf die Niederwerfung Roms nicht durch seine glänzenden Siege, auch nicht durch eine so zerschmetternde Niederlage Roms, wie Cannä, sondern nur durch die Möglichkeit gegeben war, die italienischen Bundesgenossen Roms von Rom abzuziehen, und daß diese Möglichkeit mit der Wiedereroberung Capuas hinfällig wurde. Die Legende erkannte, daß die Entscheidung in Capua gefallen war, obgleich sich Hannibal noch zwölf Jahre in Italien hielt, aber sie mußte ihre Erkenntnis nur in einer Weise zu begründen, die es unerklärlich erscheinen ließ, wie er sich noch zwölf Jahre in Italien halten konnte.

Die Legende von Winkelried nun ist nicht Stuck, sondern Marmor. So willkürlich sie mit Ort, Zeit und Umständen umspringt, so erkennt sie doch, daß in dem Winkelried, der bei Novara und Marignano für eine selbständige Politik der Eidgenossenschaft kämpfte, der bei Bicocca vor der Schlacht meuterte und in der Schlacht toll darauflosstürmte, bis er unter den Speeren der deutschen Landsknechte fiel, die damit das Erbe der Schweizer Söldner antraten, Glück und Ende des eidgenössischen Kriegerstaats verkörpert ist. Aber sein Leben und Wesen mit seinen anscheinenden Widersprüchen zu erklären vermochte sie nicht.

So versetzte sie Winkelried in die Sempacher Schlacht, die noch frei von allen inneren Widersprüchen war und von den Urkantonen allein geschlagen wurde, die in Winkelried vor allem ihren Helden feierten.

## Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung.

Von Heinrich Cunow.

**Helmoltz Weltgeschichte.** Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage, unter Mitarbeit von 43 Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Armin Tille. 10 Bände in Halbleder mit 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln, 60 Karten. Pro Band 12,50 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien.

Die bisher erschienenen drei Bände enthalten:

I. **Band** (mit 12 Karten, 8 Farbendrucktafeln, 35 schwarzen Beilagen und 170 Abbildungen im Text): Einleitung. — Vorgeschichte der Menschheit. Von Prof. Dr. Joh. Ranke. — China, Japan, Korea. Von Max v. Brandt. — Hochasien und Sibirien. Von Dr. Heinrich Schurz, mit Ergänzungen von Prof. Dr. E. v. Baelz. — Indien. Von Prof. Emil Schmidt. Neubearbeitet von Prof. Dr. Richard Schmidt. — Indonesien. Von Dr. Heinrich Schurz. Neubearbeitet von Dr. Viktor Hanjisch. — Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans. Von Prof. Dr. Karl Weule. Bearbeitet von Karl Wegerdt.

II. **Band** (mit 6 Karten, 9 Farbendrucktafeln, 30 schwarzen Beilagen und 119 Abbildungen im Text): Das alte Westasien. Von Prof. Dr. Hugo Winckler. Ueberarbeitet von Prof. Dr. D. Weber. — Westasien im Zeichen des Islams. Von Dr. Heinrich Schurz. Neubearbeitet von Dr. Hugo Grothe. — Armenien in neuerer Zeit. Von Prof. Dr. H. Zimmerer. — Die

Entwicklung des Christentums und seine östliche Entfaltung. Von Prof. D. W. Waltherr. — Die Kreuzzüge. Von Dr. C. Klein.

III. Band (mit 8 Karten, 5 Farbendrucktafeln, 25 schwarzen Beilagen und 164 Abbildungen im Text): Afrika. Von Dr. Heinrich Schurk. Uebersetzt von Dr. Viktor Hanßsch. — Nordafrika. Von Dr. Heinrich Schurk. Uebersetzt von Dr. Hugo Grothe. — Aegypten. Von Prof. Dr. Karl Dhroff. — Das Mittelmeer und die Kultureinheit der Mittelmeervölker. Vom Grafen Ed. Wilczel. Uebersetzt von Karl Wegerdt. — Die Pyrenäische Halbinsel. Von Dr. Heinrich Schurk. Uebersetzt von Dr. Rudolf Beer. — Griechenland. Von Prof. Dr. Rudolf v. Scala.

Als vor 15 Jahren der erste Band der Helmoltz'schen Weltgeschichte erschien, führte sich dieses Werk als revolutionäre Tat auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung ein. Nicht nur eine bloße Darstellung der Aufeinanderfolge politischer und kriegerischer Ereignisse im Lebenslauf alter und neuer Kulturvölker wollte es nach der Ankündigung seines Herausgebers sein, sondern eine Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit in allen ihren Verzweigungen. Damit dieses Ziel erreicht werde, versprach Helmoltz, daß bei dem historischen Aufbau die Ergebnisse der ethnologischen wie der völkerpsychologischen Forschung weiteste Berücksichtigung finden und der Schilderung der Entwicklungsvorgänge die anthropogeographische Geschichtsauffassung des bekannten Geographen und Ethnologen Friedrich Ratzel zugrunde gelegt werden solle. Tatsächlich brachte denn auch der erste Band als Einleitung in die Grundauffassung des neuen Werkes eine ungefähr 40 Seiten lange Abhandlung Ratzels über die Hauptsätze seiner Anthropogeographie, in der er im Anschluß an Gottfried Herder und Karl Ritter nachzuweisen suchte, wie nicht nur der Mensch in seiner Entwicklung abhängig von der Bodenbeschaffenheit, dem Klima, der Tier- und Pflanzenwelt des von ihm bewohnten geographischen Raumes ist, sondern wie dieser Raum auch, je nach seiner Ausdehnung und Abgeschlossenheit, seiner Bewohnbarkeit und Fruchtbarkeit, seiner insularen oder kontinentalen Lage, die Bevölkerungsdichtigkeit, soziale Gliederung, wirtschaftliche Lebensweise und die Verkehrsverhältnisse seiner Bewohnerenschaft entscheidend beeinflusst.

Gegenüber der üblichen Geschichtsbetrachtung, die in der ganzen Menschheitsgeschichte nur den sogenannten Finger Gottes, eine Häufung von Zufälligkeiten, oder, falls sie die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens nicht zu leugnen vermag, die Auswirkung bestimmter ewiger Prinzipien, z. B. der Weltvernunft, des Weltgeistes oder dergleichen sieht, entschieden ein Fortschritt — wenn auch ein einseitiger; denn vollzieht sich auch die Entwicklung der Menschen in der Natur, so macht doch nicht die Natur die Geschichte, sondern der Mensch im Zusammenwirken mit der Natur. Die Natur bietet nur die Vorbedingungen und Mittel zur Entwicklung; ob aber diese Mittel benützt, wie sie angewandt und welche Wirkungen mit ihnen erzielt werden, hängt vom Menschen ab. Die Bodenbeschaffenheit an sich übt zum Beispiel gar keine Wirkung aus; sie „wirkt“ erst in Verbindung mit einem bestimmten technischen Können der Menschen und der Anwendung dieses Könnens im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß. Mag der Boden noch so fruchtbar, das Klima noch so günstig sein, es entsteht doch kein Landbau, wenn der Mensch nicht die Bodenbearbeitung gelernt hat. Und alle reiche Küstengliederung erweckt

keinen Handel und keine Schifffahrt, wenn der Mensch noch nicht technisch so weit vorgeschritten ist, Handelsobjekte und Schiffsfahrzeuge herzustellen.

Der Fehler der anthropogeographischen Auffassung Kagens liegt darin, daß sie nicht sieht, wie der sogenannte geographische Faktor für sich allein gar nicht „wirkt“, sondern nur insoweit, als er zu einem konstitutiven Faktor der Wirtschaft wird, das heißt, insoweit er sich in Verbindung mit Arbeitskraft und Technik in Wirtschaft umsetzt. Nur soweit er die Unterhaltsgewinnung, die Wirtschaftsweise der Bewohnerschaft eines bestimmten geographischen Raumes beeinflusst, wird er zu einem Faktor der Entwicklungsgeschichte dieser Bewohnerschaft.

Konsequent weiter verfolgt, führt also die anthropogeographische Auffassung Kagens zur Marx'schen materialistischen Geschichtsauffassung, die in der Wirtschaftsweise die Grundlage und das bestimmende Moment des gesellschaftlichen Lebens sieht. Kagens Theorie ist deshalb weniger falsch als einseitig, da sie nur einen der drei Faktoren berücksichtigt, die in ihrem Zusammenwirken den Wirtschaftsprozess konstituieren: Natur, Technik und Arbeit.

Aber wenn nur Helmolt und seine Mitarbeiter ernstlich in der ersten Auflage versucht hätten, die Kagensche Geschichtsauffassung ihrer Darstellung zugrunde zu legen, vielleicht wäre doch der eine oder andere bei tieferem Eindringen in seinen Stoff dazu gelangt, über Kagens Geschichtstheorie hinauszugreifen — und selbst, wenn keiner der Mitarbeiter die sich aus dieser Theorie ergebenden Konsequenzen erkannt hätte, wäre schon der Versuch, die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten im Zusammenhang mit der geographisch-klimatischen Besonderheit des von ihnen besetzten Gebietes darzustellen, ein hochinteressantes Experiment gewesen. Leider ist es jedoch in der ganzen ersten Auflage bei einigen halben Anläufen geblieben, wie z. B. in dem interessanten Abschnitt „Hochasien und Sibirien“ von dem Ethnologen und Soziologen Heinrich Schurk, dem früheren Direktor des Museums für Völkerkunde in Bremen. Und je mehr das Werk fortschritt, je mehr die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit zur Darstellung gelangte, desto weniger war etwas von der Kagenschen anthropogeographischen Auffassung in der Helmolt'schen Weltgeschichte zu spüren. In den letzten Bänden war selbst mit der stärksten Lupe nichts mehr davon zu entdecken.

Das war vorauszusehen, zumal wenn man sich die Reihe der Mitarbeiter, die der erste Band nannte, näher ansah. Wie sollten Soziologen, Kultur-, Wirtschafts- und Religionshistoriker, die auf ihrem Spezialgebiet sicherlich teilweise ganz Anerkennenswertes geleistet hatten, die sich aber mit der Kagenschen Geschichtsauffassung und ihren Konsequenzen nie näher befaßt hatten und deren Weltanschauung zur Kagenschen vielfach in offenem Widerspruch stand, sich nun plötzlich fähig erweisen, vom Kagenschen Standpunkt aus den Geschichtsverlauf der verschiedensten Völker zu verfolgen und den Zusammenhang ihrer Entwicklung mit den geographisch-klimatischen Verhältnissen der von ihnen besetzten Gebiete aufzudecken — schon an und für sich, da Vorarbeiten meist völlig fehlen, eine höchst schwierige Aufgabe.

Hinzu kam, daß der Herausgeber, Hans Helmolt, heute Redakteur der liberalen „Münchener Neuesten Nachrichten“, sich selbst weder über die Bedeutung der Kagenschen Geschichtsauffassung, noch über die sich aus ihr er-

gebende Methode der Untersuchung und Darstellung klar war, wie er schlagend durch seinen Einleitungsartikel über „Gegenstand und Zieleiner Weltgeschichte“ und durch die Tatsache bewies, daß er den Rakelschen programmatifchen Erläuterungen eine längere Abhandlung von Prof. J. Kohler über die „Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ vorausschickte. Es kann hier ganz unerörtert bleiben, welche Geschichtsauffassung die richtigere ist, die Rakels oder die Kohlers; jedenfalls aber stehen beide zueinander in scharfem Gegensatz, denn während nach Rakels Auffassung der Mensch in seinem Entwicklungsgange bestimmt wird durch die ihn umgebende geographische Umwelt, vertritt Kohler im wesentlichen die Bastiansche Lehre vom sogenannten „Völkergedanken“, nämlich die Ansicht, daß die ganze Entwicklung der Menschheit nichts anderes ist, als die Entfaltung schon im Urmenschen vorhandener bestimmter ursprünglicher Keimanlagen, die aus sich heraus, wenn auch durch äußere Lokalverhältnisse etwas modifiziert, mit innerer Notwendigkeit bestimmte Lebensformen hervortreiben, geradese wie ein Samentorn, in die feuchte Erde versenkt, aus sich heraus zu bestimmten Zeiten Halme, Blätter, Früchte hervortreibt. So beginnt denn auch Prof. J. Kohler das zweite Kapitel seines Beitrages zur ersten Auflage der Helmoltischen Weltgeschichte gleich mit den Worten: „Die Weltgeschichte gibt uns nun ein Bild der Entwicklung der Menschheit, d. h. der Entfaltung der in der Menschheit liegenden Keime.“

Die Liste der Mitarbeiter an der ersten Auflage beweist, wieviel mehr es denn doch Helmolt — vom buchhändlerischen Standpunkt aus ganz begreiflich — darum zu tun war, Gelehrte mit bekannten glänzenden Namen zur Mitarbeit heranzuziehen, als ein einheitliches, auf gleichen entwicklungs-geschichtlichen Grundauffassungen beruhendes Geschichtswerk zustande zu bringen.

So mußte der Versuch des Aufbaues einer neuen Weltgeschichte auf anthropogeographischer Grundlage notwendig scheitern. Alles, was die erste Auflage der Helmoltischen Weltgeschichte von anderen Weltgeschichten unterscheidet, ist die Ausdehnung der geschichtlichen Betrachtungen auf Natur- und Halbkulturvölker, die sonst gewöhnlich von den Historikern als „geschichtlos“ oder als „vorgeschiedlich“ angesehen werden und deshalb als der historischen Beachtung unwürdig gelten, ferner (wenn auch keineswegs in allen Teilen) eine größere Berücksichtigung der Ethnologie und schließlich eine Einteilung der Weltgeschichte nach geographischen Zonen, nicht, wie sonst üblich, nach Zeitaltern oder Kulturstufen — also die Behandlung der Gesamtgeschichte Amerikas, Ostasiens, Westasiens, Ozeaniens usw. von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart als gefundene, für sich abgeschlossene Gebiete. Nebenbei bemerkt, eine Anordnung, die mit der anthropogeographischen Auffassung Rakels gar nichts zu tun hat, denn verlangt auch die Betrachtung der Völkerschicksale im Zusammenhang mit der geographischen Umwelt eine Einteilung der Geschichte nach sogenannten anthropogeographischen Provinzen, so stellt sie doch keineswegs die Behauptung auf, die Grenzen dieser Provinzen fielen mit den Grenzen der Weltteile bzw. bestimmter Kontinente zusammen.

Deshalb vermag ich den Herausgeber der jetzt erscheinenden zweiten Auflage der Helmoltischen Weltgeschichte, den Bibliothekar der Ständifchen

Bibliothek in Dresden, Dr. Armin Tille, auch kaum zu tadeln, wenn er die programmatischen Teile der ersten Auflage größtenteils ganz ausgeschieden hat, waren sie doch eigentlich nichts mehr als eine äußerliche Fassadenverzierung, die zu dem inneren Baugesüge vielfach in schroffem Widerspruch stand. Die Abhandlung Helmolts über „Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte“, der Aufsatz J. Kohlers über die „Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit“, wie auch Friedrich Rahels gedankenreicher Essai über „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde“ sind nicht wieder in die zweite Auflage mit aufgenommen worden. Statt dessen bringt die zweite Auflage als Einleitung vom jetzigen Herausgeber einen „Ueberblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung“, die auf eine Verherrlichung der Geschichtsschreibung Leopold von Ranke hinausläuft. Zwar wird auch der „Weltgeschichte auf geographischer Grundlage“ gedacht und Bodin, Montesquieu, Herder, Ritter, vor allem aber Rahel werden als ihre Begründer genannt; aber, wie Herr Tille hinzusetzt, liegt ihm nichts ferner als eine „Bergewaltigung der Geschichte zugunsten irgend welcher bestimmter geographischer Meinungen“. Rahels anthropogeographische Geschichtsauffassung ist ihm lediglich ein heuristisches Prinzip, „um zu irgendwelchen allgemeingültigen Ausgangspunkten für geschichtliche Beobachtungen zu gelangen“. Eine bestimmte Geschichtstheorie will er nicht vertreten. Großmütig überläßt er es vielmehr den Lesern der neuen Auflage der Helmoltschen Weltgeschichte, sich nach Belieben „eine eigene Geschichtsauffassung zurechtzumachen“.

Das ist trotz aller Beschönigungen ein vollständiges Fallenlassen der hohen Präntensionen, mit der sich vor 15 Jahren die neue Weltgeschichte ankündigte — aber nachdem der Versuch so kläglich mißlungen, blieb nur die Wahl eines neuen Versuches mit neuen Mitarbeitern und neuen Mitteln, also einer vollständigen Neubearbeitung und Umarbeitung des Werkes, oder ein ehrliches Zurückziehen der früheren hochgeschraubten Verheißungen.

Doch der Herausgeber der neuen Auflage hat sich damit nicht begnügt; er hat auch den Stoff anders verteilt und geordnet. Während in der ersten Auflage das Werk nach den vorhin genannten einführenden programmatischen Abhandlungen und einer Schilderung der technischen Kultur des vorgeschichtlichen europäischen Menschen mit der Geschichte Amerikas begann, beginnt der erste Band der zweiten Auflage mit der Geschichte der Kulturvölker Ostasiens (Chinas, Japans, Koreas), der eine Schilderung der Kultur und der geschichtlichen Entwicklung Hochasiens und Sibiriens sowie Indiens folgt — eigentlich nur Vorderindiens, Hinterindien sind nur 17 Seiten eingeräumt.

Schon die Anordnung der ersten Auflage forderte zum Widerspruch heraus; denn soll die Weltgeschichte, wie Helmolt forderte, eine Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit sein, die uns den Stufengang ihres Werdens enthüllen will, so muß sie selbstverständlich bei den niedrigststehenden Völkern dieser Menschheit, bei den Australiern, beginnen. Immerhin ließ sich das Ausgehen von Amerika in gewisser Hinsicht rechtfertigen, zumal die Darstellung mit einer Schilderung der süd- und nordamerikanischen Naturvölker einsetzte. Aber eine Entwicklungsgeschichte mit der Geschichte Chinas und Japans beginnen lassen, heißt doch nichts anderes, als in der

Mitte anfangen. Und warum diese Umkrempelung? Weil den älteren Geschichtsschreibern Asien als der älteste Erdteil, als die „Wiege der Menschheit“ galt, und deshalb das Beginnen mit Asien üblich geworden ist.

Zudem aber ist die Darstellung der Geschichte Chinas und Japans, die vom Geheimrat M. von Brandt, dem früheren deutschen Gesandten in China, verfaßt ist, im wesentlichen eine bloße Schilderung der staatspolitischen Entwicklung: eine Aufzählung der verschiedensten Dynastien und ihrer Leistungen; die Schilderung der geographischen Verhältnisse und der Völker Chinas nimmt nur etwa 3 Seiten, die Schilderung des altchinesischen Kulturstaates nur 2½ Seiten, der Religion gar nur eine halbe Seite in Anspruch.

Weit höher steht die längere historische Abhandlung „Hochasien und Sibirien“ von Heinrich Schurz, die, da Schurz inzwischen gestorben ist, für die neue Auflage von Dr. Viktor Hantsch durchgesehen und von Professor Dr. Erwin v. Baez ergänzt worden ist. Von allen Mitarbeitern des Helmoltz'schen Geschichtswerkes hat Schurz am besten die Grundsätze der anthropogeographischen Geschichtstheorie auf die Erforschung historischer Entwicklungsprozesse anzuwenden verstanden. Als Ethnologe brachte er für die sozialen Institutionen der Natur- und Halbkulturvölker ein tieferes Verständnis mit, als der zünftige Historiker; außerdem hat sich aber Schurz bekanntlich eingehend mit der Erforschung primitiver Wirtschaftsformen beschäftigt: ein Studium, das ihn zu der in seiner „Urgeschichte der Kultur“ ausgesprochenen Erkenntnis führte: „Immer bleibt die Wirtschaft die unmittelbarste Vorbedingung alles menschlichen Daseins, die wirtschaftliche Arbeit die erste und unerläßlichste von allen; und wie der einzelne durch nichts gründlicher erregt und erschüttert wird, als durch eine Gefährdung oder gar Zerstörung seiner ökonomischen Grundlage, so auch jede größere Gruppe der Menschheit, der Stamm und das Volk.“

Dieser Ansicht gemäß hat sich Schurz in seiner Geschichte Hochasiens und Sibiriens bemüht, dem Leser die Entstehung des Nomadentums in Hochasien, die Herausbildung der einzelnen Nomadenstämme und Nomadenvölker, ihrer aus wirtschaftlichen Ursachen entspringenden Kämpfe und Eroberungszüge, das Eindringen des Buddhismus und des Islams in Hochasien, sowie die Begründung der großen Mongolenreiche unter Dschengis Khan und Timur zu veranschaulichen.

Auch die Geschichte Indiens von Professor Emil Schmidt, die für die zweite Auflage von seinem Bruder Professor Richard Schmidt in Münster Neubearbeitet ist — in der ersten Auflage war sie dem zweiten Band einverleibt —, gehört zu den besseren Partien des Helmoltz'schen Geschichtswerkes, wenn auch die altindische Religion in der üblichen schematischen Weise behandelt wird und der enge Zusammenhang der religiös-philosophischen, der sozialrechtlichen und politischen Entwicklung mit der Wirtschaftsgestaltung nirgends hervortritt.

Von Ostasien führt der zweite Band nach Westasien. Er bringt im ersten Teil die Geschichte der alten Kulturreiche Westasiens mit Einschluß Palästinas und Arabiens (vor dem Islam) von dem bekannten Orientalisten Professor Dr. Hugo Winckler. Daran schließt sich die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Islams in Westasien, von Dr. Heinrich Schurz bearbeitet, doch hat der Forschungsreisende Hugo Gröthe die

Geschichte Vorderasiens bis in die letzte Zeit fortgeführt und eine sachkundige Schilderung der persischen Revolution von 1906 bis 1913 sowie eine von ihm selbst entworfene wertvolle Wirtschaftskarte Persiens beigezeichnet.

Von ganz anderer Art ist der Abschnitt „Die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung“ vom Geheimen Konsistorialrat Professor D. W a l t h e r in Rostock. Der ganze Aufsatz gehört überhaupt nicht in ein ernsthaftes Geschichtswerk hinein, denn was der als Lutherstreiter bekannte Verfasser bietet, ist nicht Weltgeschichte, sondern christliche Erbauungshistorie. Während Professor Windler im ersten Teil des Bandes zwar vielfach konstruiert und mit bloßen Vermutungen operiert (ein Verfahren, das — nebenbei bemerkt — sich bei der Lückenhaftigkeit und Mangelhaftigkeit des betreffenden Geschichtsmaterials kaum vermeiden läßt), aber doch der ganzen alttestamentlichen Literatur mit scharfen kritischen Augen gegenübersteht und ihre tendenziösen Fälschungen herauszufinden sucht, gelten dem Theologen Walther die vier biblischen Evangelien und die Apostelgeschichte als lautere Geschichtsquellen, auf Grund deren er eine gar wunderschöne Geschichte des Lebens Jesu und der urchristlichen Gemeinde fabriziert.

Der dritte Band setzt die Wanderung in südwestlicher Richtung fort. Er beginnt mit einer 171 Seiten umfassenden Schilderung der geographischen Verhältnisse und der verschiedenen Völker Afrikas, geschrieben von Heinrich S c h u r z und überarbeitet von Dr. V i k t o r H a n g s c h und Dr. A l f r e d S c h a c h t z a b e l — eine fast rein ethnologische Schilderung, die vortrefflich in eine kurzgefaßte Völkertunde hineinpassen würde, meines Erachtens aber nicht in eine Weltgeschichte hineingehört. Für so nötig ich es halte, daß der Historiker, besonders der Kulturhistoriker, auch Ethnologe ist, schon deshalb, weil die sozialen Einrichtungen wie auch die religiösen, sittlichen und rechtlichen Anschauungen, mit denen ein Volk in die Geschichte eintritt, nur die Folge seines vorgehichtlichen Werdeganges sind und ohne ethnologische Kenntnisse der Charakter dieser Grundlage seiner weiteren Entwicklung nicht erkannt werden kann, so verfehlt scheint es mir andererseits, breite ethnologische Schilderungen als Weltgeschichte darzubieten. Eine Gesamtübersicht über die Kulturentwicklung der verschiedenen süd- und mittelafrikanischen Völkerschaften (die Völkerschaften der nordafrikanischen Küste bilden ja eine Gruppe für sich), ihrer Gentileinrichtungen und staatlichen Ansätze hätte völlig genügt.

Fast völlig umgearbeitet ist der Ägypten behandelnde Teil des dritten Bandes. Der Münchener Ägyptologe Professor Dr. Karl D y r o f f hat diese Arbeit geleistet. Für die erste Auflage hatte Karl N i e b u h r die Geschichte Ägyptens geschrieben. Dyroff hat die älteren Perioden der ägyptischen Geschichte etwas ausführlicher behandelt. Er versteht, die Fülle des geschichtlichen Stoffes zu einem knappen anschaulichen Geschichtsbild zusammenzufassen — aber auch er beschränkt sich auf die Darstellung der rein politischen Entwicklung. Von der Geisteskultur der Nilanwohner erfahren wir, abgesehen von einigen Ausführungen über die ägyptische Religion, recht wenig, von dem Wirtschaftsleben gar nichts.

Gewissermaßen zur Ergänzung hat deshalb Dr. L i l l e wieder die Abhandlung des Grafen W i l c z e l über „Das Mittelmeer und die Kultureinheit der Mittelmeervölker“ aufgenommen, in dem der Anteil der Ägypter, Israeliten, Phönizier, Griechen, Römer an der „Entstehung des

mittelländischen Geistes“ geschildert wird. Mag es nun um diesen besonderen mittelländischen Geist bestellt sein, wie es will, mag er eine reine Fiktion sein oder etwas mehr oder minder Reales: jedenfalls ist es ein höchst seltsames Verfahren, erst die politische Geschichte eines großen Kulturvolkes zu erzählen, ohne daß seine Geisteskultur eine auch nur halbwegs zulängliche Würdigung erfährt, und dann hinterher in einer anderen Abhandlung einen Anteil dieses Volkes an der Herausbildung eines bestimmten Völkergeistes zu entdecken. Mit der anthropogeographischen Geschichtsauffassung hat diese kuriose Methodik sicherlich nichts zu schaffen. Ihren Grundsätzen nach müßte zuerst aus den geographisch-klimatischen Verhältnissen des Nillandes der sogenannte ägyptische Geist erklärt und dann dieser Geist in der gesamten kulturellen und politischen Entwicklung Ägyptens nachgewiesen werden.

Doch ich möchte nicht zu scharf mit der neuen Auflage der Helmoltz'schen Weltgeschichte ins Gericht gehen, spiegelt sich doch in ihr nur die Zerfahrenheit unserer ganzen heutigen Geschichtschreibung wider, die größtenteils den alten theologischen und idealphilosophischen Boden unter den Füßen verloren hat, ohne neuen festen Boden gefunden zu haben. Man sieht die Unzulänglichkeit der alten Geschichtstheoretik ein, aber zur Betrachtung des menschheitlichen Entwicklungsprozesses vom Standpunkt einer fest in sich begründeten neuen Geschichtsauffassung fehlt die Fähigkeit, da man die früheren methodologischen Ueberlieferungen nicht los wird. So bleibt auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung nichts übrig als ein zerfahrener ideologischer Eklektizismus. Die Entwicklung der Helmoltz'schen Weltgeschichte liefert dafür einen neuen Beweis.

## Dänemark während des Krieges.

Von Gustav Bang (Kopenhagen).

Die erste, unmittelbare Wirkung des ausbrechenden Weltkrieges war in Dänemark wie überall in Europa eine starke Panik. In Wirklichkeit war auch die Lage eine sehr kritische. Schien doch, selbst in dem Fall, daß es gelingen würde, die Neutralität zu bewahren, das ganze wirtschaftliche Leben Dänemarks auf das schwerste bedroht. Zuerst galt es, die Zufuhr an Kohlen und Getreide zu sichern. An Steinkohlen werden jährlich 3—3½ Millionen Tonnen (à 1000 Kilogramm) eingeführt, ausschließlich aus Großbritannien; an Roggen, hauptsächlich deutschen, teilweise auch russischen Ursprungs, etwa 200 000 Tonnen; an Weizen ein ähnliches Quantum, meistens aus Deutschland und den Vereinigten Staaten. Weiter galt es die massenhafte Zufuhr der für die Landwirtschaft unentbehrlichen Futtermittel sicherzustellen, des argentinischen Mais und besonders der nordamerikanischen und russischen Oelkuchen, deren Fortbleiben, wenn auch nur während kurzer Zeit, für die landwirtschaftliche Produktion und damit für das gesamte Wirtschaftsleben des Landes verhängnisvoll gewesen wäre. Denn die dänische Landwirtschaft ist befanntlich durch und durch industrialisiert, daher vom Weltmarkt völlig abhängig, und sie nimmt im gesamten wirtschaftlichen Prozeß der dänischen Gesellschaft die vorherrschende Stellung ein; betrogen doch die

Werte der drei fast ausschließlich nach England exportierten Hauptprodukte: Butter, Schweinefleisch und Eier, beinahe zwei Drittel des gesamten Exports im Spezialhandel. Als am Anfang des Krieges Deutschland und Rußland die Ausfuhr von Getreide und Futtermitteln verboten, als England zuerst die Ausfuhr von Steinkohlen gänzlich verbot und ihr später bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legte, als auch die Vereinigten Staaten den üblichen Rembourskredit verweigerten und nur gegen Barzahlung die Warenausfuhr erlaubten, und als endlich die Schifffahrt auf der Nordsee von der Minengefahr ernstlich bedroht und später auch durch das häufige Aufbringen von Seiten englischer Kriegsschiffe beunruhigt wurde, da schien Dänemark wirklich in die Enge getrieben zu sein — die ganze bisherige Oekonomie der dänischen Gesellschaft schien einer furchtbaren Krisis entgegenzueilen. Die private Initiative war diesen Gefahren gegenüber machtlos; im Gegenteil wurde die Situation noch kritischer durch den schamlosen Wucher, den gerade in den Paniktagen die Großhändler mit Kohlen, Getreide, Futtermitteln und anderen der notwendigsten Artikel trieben. Von allen Seiten rief man den Staat an; nur in dem energischen Einschreiten des Staates erblickte man eine Möglichkeit der Rettung.

Es ist wirklich auch der Regierung und dem Reichstag gelungen, nicht nur die nervöse Aufregung des ersten Moments zu beruhigen, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse einigermaßen wieder ins Gleis zu bringen. Diesem Zwecke dienen Gesetze über eine Maximalgrenze der wöchentlichen Abhebungen aus den Sparkassen, die Siftierung der Verpflichtung der Nationalbank, die Noten in Gold einzulösen, die Verschiebung der Termine solcher Schulden, deren Bezahlung nachweisbar infolge der Kriegswirren schwierig geworden ist usw. Von noch viel größerer Bedeutung sind andere, direkt ins wirtschaftliche Leben eingreifende Maßnahmen. So z. B. die Ausfuhrverbote einer langen und sich stets erweiternden Reihe von Waren, und zwar nicht nur solcher Waren, die, wie Getreide, Petroleum, Holz usw. dem heimischen Konsum vorbehalten werden müssen, um einem augenblicklichen Notstand vorzubeugen, sondern auch solcher, deren Export für eine fernere Zukunft schädliche Wirkungen haben kann. So hat z. B. die außerordentliche Nachfrage der kriegsführenden Staaten nach Pferden und die enorm steigenden Preise die Gefahr eines übermäßigen Exports nahegelegt, was sich im Frühling, wenn die Feldarbeiten wieder beginnen, schwer rächen würde; deshalb ist die Ausfuhr von Pferden vor wenigen Tagen verboten worden. Auch hat der Staat durch Garantieleistung England und den Vereinigten Staaten gegenüber die Zufuhr von Steinkohlen, Brotgetreide und Futtermitteln in bedeutenden Mengen sich gesichert; er selbst hat Weizen und Roggen gekauft und als Reserve für die äußerste Not hingelegt, und um die Bevölkerung vor Brotmangel zu schützen, hat er das Verfüttern des inländischen Roggens verboten. Um die regelmäßige Schifffahrt aufrechtzuerhalten, ist eine vom Staate subventionierte Versicherung der Schiffe und Ladungen eingerichtet worden. Ferner hat man der Regierung wucherischen und preistreibenden Tendenzen gegenüber das Recht eingeräumt, Zwangsbeitreibungen der notwendigen Lebensmittel vorzunehmen und Maximalpreise festzustellen; eine mit diesen Aufgaben von der Regierung beauftragte „Preisregelungskommission“ hat

sich jedoch recht zaghaft erwiesen und scheint auf die Interessen der betreffenden Kapitalisten allzu große Rücksicht zu nehmen.

Durch eine Reihe solcher staatlichen Maßnahmen hat sich die Lage nach und nach verbessert. Wenn auch der Verkehr häufig unterbrochen wird und die Preise der Importwaren infolge der hohen Frachtfüße stark gestiegen sind, ist doch der notwendige Warenaustausch mit dem Auslande im großen ganzen wiederhergestellt worden. Die Ziffern der Ein- und Ausfuhrstatistik sind zwar noch nicht veröffentlicht; die Statistik der Zolleinnahmen gibt aber eine ziemlich genaue Vorstellung der allmählichen Besserung. Auf je 100 Mark Zolleinnahmen in den entsprechenden Monaten im Jahre 1913 entfielen im Jahre 1914 April—Juli 105, August 54, September 60, Oktober 88 Mark.

Diese Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage verteilt sich aber sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Für die Landwirtschaft darf die Situation als außerordentlich günstig angesehen werden; die Nachfrage nach animalischen Nahrungsmitteln ist in den kriegsführenden Ländern gewaltig gewachsen, und wenn auch die Rohstoffe der dänischen Landwirte erheblich teurer wurden, so sind doch die Preise ihrer Ausfuhrprodukte noch weit mehr gestiegen. Auch in verschiedenen Exportindustrien wird lebhaft und mit sehr großem Verdienst gearbeitet, um den Bedarf des Auslandes zu befriedigen. In den meisten Zweigen der industriellen Produktion ist aber die Lage noch immer sehr gedrückt, teils wegen ungenügender Zufuhr von Rohstoffen, teils wegen stark abnehmender Nachfrage bei den inländischen Konsumenten. In sehr weiten Kreisen, besonders der städtischen Bevölkerung, und zwar nicht nur in der Arbeiterklasse, sondern auch im Kleinbürgertum hat die Stockung der Produktion und das Steigen der Preise der Lebensmittel furchtbare Leiden hervorgebracht.

Am stärksten sind aber natürlich die industriellen Arbeiter getroffen, sowohl als Produzenten, durch die große Arbeitslosigkeit, wie als Konsumenten, durch die gewaltige Teuerung.

Den Umfang der Arbeitslosigkeit, insoweit sie vom Kriege herrührt, zeigen die Ergebnisse zweier offizieller Erhebungen. Während die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter Ende Juli nur 3,4 Prozent der gewerkschaftlich organisierten Industrie- und Transportarbeiter betrug, etwas unter dem normalen Juli-Durchschnitt, war sie am 22. August plötzlich auf 11,3 Prozent gestiegen und ging später etwas herunter, auf 9,6 Prozent am 24. Oktober, was jedoch noch immer einem enormen, früher nur in schlimmsten Krisenjahren erreichten Maximum entspricht. Am größten war die Arbeitslosigkeit in Kopenhagen, 11,5 Prozent, in den Provinzstädten war sie 8 und auf dem flachen Lande nur 5,7 Prozent.

Die Preiserhöhung der Lebensmittel geht aus einer anderen Erhebung des Statistischen Amtes hervor. Vergleicht man die von den Kopenhagener Arbeiterfamilien durchgängig bezahlten Detailpreise im Juli und Oktober, so findet man, daß nur Kartoffeln und Fische ein wenig billiger geworden sind, und daß Milch, Kalb- und Ochsenfleisch, Kaffee, Kakao und Bier sich auf demselben Preisniveau erhalten haben; dagegen sind gestiegen: Schweinefleisch und Butter um 9 Prozent, Weizenbrot um 10 Prozent, Zucker um 11 Prozent, Margarine um 15 Prozent, Petroleum und Koks um

20 Prozent, Hafergriech um 26 Prozent, Roggenbrot um 27 Prozent, Reis um 39 Prozent, Eier um 84 Prozent und Erbsen um 87 Prozent. Das sind Preissteigerungen, die zum großen Teile weit höher sind als in den übrigen skandinavischen Ländern, ja, sogar noch höher als in Berlin und in den englischen Großstädten. Eine Durchschnittsberechnung ergibt, daß die Ausgaben einer Arbeiterfamilie an Ernährungsmitteln und Brennstoffen um etwas mehr als 10 Prozent in den drei Monaten gestiegen sind; und, was noch unheimlicher ist, die Tendenz der Preissteigerung zeigt sich, mit vereinzelten Ausnahmen, im Wachstum begriffen.

In dieser schwierigen Situation hat die Sozialdemokratie eine rege Tätigkeit entfaltet, um die Leiden der arbeitenden Klassen einigermaßen zu begrenzen. Nebst den Bestrebungen unserer Genossen in den Gemeinderäten, um bereits geplante öffentliche Arbeiten ins Werk zu setzen, wirksame Unterstützung der am härtesten getroffenen Familien zu organisieren und den Preistreibern der Spekulanten in Kohlen, Getreide usw. entgegenzuwirken, sei hier nur auf zwei Geseze hingewiesen, die unzweifelhaft in ihrer jetzigen Gestalt der Initiative der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion entsprungen sind: das eine vergrößert den Staatszuschuß für die Arbeitslosigkeitskassen, das andere gewährt den Familien der einberufenen Soldaten eine Unterstützung, die sie jedenfalls vor der schlimmsten Not sichert; beide Maßregeln haben zur Milderung der Leiden des Proletariats wesentlich beigetragen. Auch hat man unsererseits der Regierung in ihren Bemühungen, den Warenverkehr wiederherzustellen und das normale Wirtschaftsleben aufrechtzuerhalten, wirksame Hilfe geleistet, und man ist bestrebt, sie zu noch weitergehenden Maßnahmen zu treiben, besonders zur Expropriation der vorhandenen Mengen von Brotkorn und zur Festsetzung von Maximalpreisen für Brot.

Nebst dergleichen ökonomischen Maßregeln war es aber in allererster Linie die Aufgabe der Sozialdemokratie, mit allen Mitteln für eine solche politische Richtung einzutreten, die der Bewahrung der Neutralität des Landes die besten Bedingungen bot. Zuerst galt es, die jetzige Regierung zu erhalten. Das radikale Ministerium, das nur einer kleinen Fraktion in der Zweiten Kammer des Reichstags entspricht (31 von 114 Mitgliedern), ist von allen chauvinistischen und militaristischen Tendenzen absolut frei; herausfordernde Schritte, die Dänemark in den Strudel des Krieges hereinführen könnten, sind von ihm nicht zu befürchten; eine Ironie des Schicksals will es, daß den Radikalen jetzt die Handhabung der Militärgeze von 1909 obliegt, die sie im Verein mit den Sozialdemokraten aufs schärfste bekämpft haben, weil beide Parteien von dem Bewußtsein der militärischen Ohnmacht Dänemarks gleich durchdrungen sind. Eine Ministerkrise hätte in einer Situation wie der jetzigen verhängnisvoll sein können. Und eben als Folge seiner numerischen Schwäche konnte das Ministerium nur durch die loyale Unterstützung der Sozialdemokratie eine feste parlamentarische Basis finden; es wäre andernfalls von Angriffen der mehr oder weniger unverhüllt nationalistischen Konservativen und Liberalen fortwährend bedroht gewesen. Dies war das Hauptmotiv, das uns Anfang August und später im Oktober bewog, zwei außerordentlichen Bewilligungen von je 10 Millionen Kronen (11¼ Millionen Mark) zuzustimmen — Bewilligungen, die übrigens nur notwendige Konsequenzen der bereits bestehenden Gesezgebung waren.

So ernst auch die jetzige Situation für das dänische Proletariat ist, dem Fortgang der proletarischen Bewegung wird sie nicht Einhalt tun können. Im Gegenteil: der Eindruck, den die Weltereignisse hervorbringen, ist gewaltig; sie wirken wie die intensivste Propaganda nicht nur gegen den Militarismus, sondern auch gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung, die den Militarismus erzeugt und den Krieg heraufbeschworen hat. Ein starkes Wachstum der sozialistischen Ideen, sowohl im eigentlichen Proletariat, wie auch in weiten Schichten des halbproletarischen Kleinbürger- und Kleinbauernturns, wird die Folge des furchtbaren Schauspiels sein, das wir vor uns sehen. In unserem Nachbarlande Schweden haben unsere Genossen mitten im Kriege, bei den Wahlen im September, fast unglaubliche Fortschritte gemacht; kein Zweifel, daß auch bei uns die sozialdemokratische Bewegung durch den Krieg nicht nur nicht gelähmt, sondern im Gegenteil mächtig gefördert werden wird.

## Staatliche Mutterschaftsversicherung.

Von Alexandra Kollontaj.

Vorbemerkung der Redaktion.

Nachstehender Artikel unserer russischen Genossin Kollontaj war für die Nummer der „Neuen Zeit“ geschrieben, die im August dieses Jahres der internationalen Frauenkonferenz gewidmet werden sollte. Gegenwärtig besitzt er für uns in Deutschland ganz besondere Bedeutung durch die Bundesratsverordnung vom 3. Dezember. Bei Ausbruch des Krieges war durch das Reichsgesetz vom 4. August über die Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen bestimmt worden, daß für die Dauer des Krieges die Leistungen sämtlicher Krankenkassen auf die Regelleistungen zu beschränken sind, also auf die Gewährung von Krankenhilfe, Wochengeld und Sterbegeld, während die Hilfe bei Schwangerschaft und Niederkunft der Ehefrau eines Versicherten und die Aufwendungen zur Erhaltung und Kräftigung der Neugeborenen (Stillgeld) in Wegfall kamen. In der „Neuen Zeit“ ist wiederholt auf die Gefahren hingewiesen worden, welche durch diese Einschränkung der Versicherung für das Gemeinwohl entstehen müssen, so in Nr. 2 (Gustav Hoch: „Der Krieg und die Arbeiterversicherung“), in Nr. 5 (Eduard Gräf: „Der Krieg und die Krankenversicherung“) und in Nr. 6 (Dr. Otto Stuß: „Krankenkassen und Krieg“). Die in letzterem Artikel erwähnten Forderungen, die von unserer Partei und der Generalkommission der Gewerkschaften im Anschluß an die Vorschläge des Prof. Mayet an die Regierung gerichtet wurden, sind nun zwar nicht in vollem Umfange zur Erfüllung gelangt, immerhin ist aber erreicht worden, daß der Bundesrat am 3. Dezember eine Verordnung erlassen hat, welche den Frauen der Kriegsteilnehmer eine Wochenhilfe gewährt, wenn die Ehemänner in den vorangegangenen 12 Monaten mindestens 26 Wochen oder unmittelbar vor Eintritt zum Kriegsdienst 8 Wochen bei einer Krankenkasse (Orts-, Land-, Betriebs-, Innungs-, Krankenkasse), knappschaftlichen Krankenkasse oder einer Ersatzkasse versichert waren.

Als Wochenhilfe wird gewährt:

1. ein einmaliger Beitrag zu den Kosten der Entbindung in Höhe von 25 Mark;
2. ein Wochengeld von 1 Mark täglich einschließlich der Sonn- und Feiertage für acht Wochen, von denen mindestens sechs in die Zeit nach der Niederkunft fallen müssen;

3. eine Beihilfe für Hebammendienste und ärztliche Behandlung, wenn sie bei Schwangerschaftsbeschwerden nötig werden, bis zur Höhe von 10 Mark;

4. ein Stillgeld, falls die Mütter ihre Kinder selbst stillen, von täglich einer halben Mark einschließlich der Sonn- und Feiertage bis zum Ablauf der zwölften Woche nach der Niederkunft.

Die Kosten für diese Leistungen trägt einzig und allein das Reich, das den Krankenkassen ihre Auslagen zurückerstattet, und zwar wird der monatliche Aufwand auf zwei Millionen Mark geschätzt.

Diejenigen Wöchnerinnen, die bei einer Krankenkasse versichert sind und durch das Reichsgesetz vom 4. August in ihren Bezügen eingeschränkt wurden, bekommen von nun ab infolge der Bundesratsverordnung vom 3. Dezember die unter 1, 3 und 4 genannten Leistungen gewährt. Die Kosten hierfür aber haben die Krankenkassen selbst zu tragen. Man rechnet, daß deren Gesamtaufwendungen sich dadurch um etwa ein Zwölftel erhöhen werden. Durch das Notgesetz vom 4. August waren die Krankenkassen allgemein auf die Regelleistungen beschränkt und die Beiträge auf 4½ Prozent des Grundlohnes festgesetzt worden, den leistungsfähigen Kassen war es jedoch gestattet, mit Genehmigung des Reichsversicherungsamtes neben den Regelleistungen auch höhere Leistungen zu übernehmen und niedrigere Beiträge als 4½ Prozent des Grundlohnes zu erheben. Wie jetzt das Reichsamt des Innern mitteilt, wurden von 2539 Kassen niedrigere Beiträge erhoben und gleichzeitig höhere Leistungen gewährt, also fast bei der Hälfte der Krankenkassen.

In der Begründung des Bundesratsbeschlusses wird darauf hingewiesen, daß „die gewaltigen Opfer an Menschenleben, die der Krieg fordert, es zu einer unabweihsamen Pflicht des Reiches machen, vorförglich auf die Erhaltung und Kräftigung der kommenden Generation schon bei deren Eintritt ins Leben Bedacht zu nehmen.“

Dringend zu fordern ist, daß auch nach dem Kriege diese Fürsorge für die kommende Generation durch weiteren Ausbau der Mutterschaftsversicherung gefördert wird.

\* \* \*

Die Mutterschaftsfrage beschäftigt die Gedanken der Hygieniker, sie belastet die müden Schultern von Millionen Frauen, die gleichzeitig die schweren Pflichten der Lohnarbeit und der Mutterschaft erfüllen müssen. Neomalthusianer, Sozialreformer, Eugeniker und die Philanthropen, ein jeder ist bemüht, nach seiner eigenen Art und Weise dieses schwere Problem zu einer Lösung zu bringen, ein jeder rühmt sich, den einzig richtigen Weg gefunden zu haben, um Müttern und Kindern „das verlorene Paradies“ wiederzuschaffen. Aber die Hekatomben der Kinderopfer werden immer zahlreicher, und die Linie der Geburtenzahl scheint eine peinliche Neigung anzunehmen; sie will nicht mehr stetig und ruhig ansteigen, wie es die Interessen der gegenwärtigen Staatsordnung verlangen, sondern zeigt beunruhigende Schwankungen und sogar eine bedenkliche Tendenz nach abwärts. Was soll aus der militärischen Staatsmacht werden, wenn diese Neigung zunimmt, wenn auch die anderen Länder dem französischen Beispiel nachzueifern beginnen? Diese bedrohliche Erscheinung des Geburtenrückganges veranlaßt eine Staatsregierung nach der anderen, sich zur staatlichen Mutterschaftsversicherung zu bequemen. Der „Untergang der Nationalitäten“, die Abnahme der Militärkräfte im Staate, drohender Mangel an Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt — all diese Faktoren machen das Problem der Mutterschaft zu einer aktuellen sozialreformatorischen Aufgabe. Wenn die Frauen der doppelten Belastung durch Lohn-

arbeit und Mutterschaft auf dem Wege des praktisch durchgeführten Neomalthusianismus zu entgehen suchen, dann bleibt dem Staate nichts anderes übrig, als die Mutterschaftsfürsorge auf die sozialpolitische Tagesordnung zu setzen.

In der Arbeiterklasse ist aber das Problem der Mutterschaftsfürsorge schon längst als brennende Notwendigkeit erkannt worden. Aus den Bedürfnissen der Arbeiterklasse, aus der Not der Arbeiterinnen ist diese Forderung entstanden. Die Differenz zwischen den Forderungen der Arbeiterklasse und deren Beantwortung durch die Regierungen ist nicht mehr prinzipieller Natur, sondern besteht vielmehr in der Wahl der Methoden zur Lösung der Mutterschaftsfragen. Die Staaten suchen mit einem Minimum an Leistungen durchzukommen. Die Arbeiterklasse dagegen fordert die volle Entlastung der Mütter durch die Gesellschaft von den materiellen Sorgen der Mutterschaft.

Zurzeit besteht die staatliche Mutterschaftsversicherung in 14 Kulturstaaten (siehe Tabelle I). In 10 Staaten wird die staatliche Mutterschaftsversicherung der obligatorischen Krankenversicherung angeschlossen und bildet nur einen Teil der Aufgaben, die die Krankenkassen erfüllen müssen. Seit dem 1. Januar 1914 ist in der Schweiz die staatliche Wöchnerinnenversicherung in Verbindung mit der allgemeinen Krankenversicherung eingeführt, doch ist sie nicht obligatorisch. Italien hat das System der selbständigen Mutterschaftskasse. Frankreich und Australien machen ein neues Experiment und bauen die Mutterschaftsversicherung auf dem Prinzip des Rentensystems auf. Die Mütter erhalten Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung aus einem speziellen Staatsfonds, ohne selbst Beiträge leisten zu müssen.

Man kann also die Systeme der bestehenden Mutterschaftsversicherung in drei Haupttypen einteilen: 1. Wöchnerinnenfürsorge durch Krankenkassen, 2. Versicherung der Mütter in besonderen Mutterschaftskassen, 3. Unterstützung der Mütter durch besondere Staatsrenten (Pensionsystem).

Aber die Gesetze für die Mutterschaftsfürsorge unterscheiden sich nicht nur nach der Form der Versicherung, sondern noch mehr nach ihrem Inhalt.

Eine der wichtigsten Fragen der Mutterschaftsversicherung ist die nach ihrem Wirkungsbereich.

In dieser Hinsicht muß das australische Gesetz von 1912 an erster Stelle genannt werden.<sup>1</sup> Das Gesetz verleiht jeder australischen Bürgerin (Ureinwohner und Frauen asiatischer Abkunft ausgenommen) das Recht auf eine staatliche Mutterschaftsunterstützung. Auch in Frankreich umfaßt das Gesetz vom 7. Juni und 31. Juli 1913 eine breite Schicht der Frauenbevölkerung,<sup>2</sup> und zwar erhalten staatliche Wöchnerinnenunterstützung zurzeit in Frankreich alle Unbemittelten (*privés de ressources*), die dauernd (*habituellement*) für Lohn arbeiten. Also nicht nur Fabrikarbeiterinnen, sondern auch Haus- und Handelsangestellte, landwirtschaftliche und Heimarbeiterinnen erhalten volles Recht auf Mutterschaftsfürsorge. Das Gesetz gilt auch für die in Staat und Gemeinde beschäftigten Frauen.

<sup>1</sup> Act to provide for Payment of Maternity Allowances (Nr. 8 of 1912), Assented to 10th October 1912.

<sup>2</sup> Loi du 17 Juin 1913 sur la protection des femmes en couches. Loi des finances 31 Juillet 1913. Art. 68 à 75 sur l'assistance des femmes en couches.

Tabelle I: Umfang der Versicherung.

Staaten	Nach den Gelegen von	Streis der versicherten Frauen						Grenze des Jahreseinkommens für Versicherungspflichtige	Stille Leistung an die Frauen der versicherten	Dauerzeit
		In der Substanz	Streis der versicherten Frauen							
Deutschland	15. Juni 1883									
	10. April 1892	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	2500 Mkr. 1	salut.	6 Monate	
	30. Juni 1900									
Österreich	25. April 1903									
	19. Juli 1911	obligat.	obligat.	freiwill.	obligat.	obligat.	—	—	— <sup>2</sup>	
	30. März 1888	obligat.	obligat.	freiwill.	obligat.	obligat.	2400 Kr.	obligat.	3 Monate	
Ungarn	9. Juni 1891	obligat.	obligat.	—	obligat.	freiwill.	1000 Kr.	—	—	
	6. April 1907	—	—	—	obligat.	obligat.	3000 Kr.	salut.	6 Monate	
	31. Juli 1901	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	3000 Kr.	salut.	3 Monate	
Rostock-Freiburg	15. Febr. 1909	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	2000 Thir	obligat.	—	
	29. Juni 1910	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	obligat.	—	
	12. Juli 1910	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	1200 Kr. auf d. Ganze <sup>3</sup>	obligat.	10 Monate	
Norwegen	18. Sept. 1909	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	1400 Kr. in der Stadt	obligat.	—	
	1. April 1911	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	obligat.	9 Monate	
	13. Juni 1911	freiwill.	freiwill.	freiwill.	obligat.	freiwill.	160 flb. Sterl. <sup>4</sup>	obligat.	26 Wochen	
Schweiz	16. Dez. 1911	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	obligat.	—	
	25. Jan. 1912	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	obligat.	26 Wochen	
	7. Febr. 1912	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	obligat.	—	
Frankreich	23. Juni 1912	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	—	—	
	6. Juli 1912	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	—	—	
	17. Juli 1910	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	—	—	
Niederlande	10. Okt. 1912	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	—	—	
	17. Juni 1913	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	—	—	
	31. Juli 1913	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	obligat.	—	—	—	

<sup>1</sup> Diese Grenze gilt nur für nicht pflüchig arbeitende Versicherungspflichtige. <sup>2</sup> Im Entwurf der Sozialversicherung Österreichs ist eine Beiträge von 6 Monaten angenommen. <sup>3</sup> Beilagerbeitnehmer. <sup>4</sup> Bei nicht pflüchig arbeitenden Versicherungspflichtigen. <sup>5</sup> Gehalt für Arbeiterinnen in Spielplätzen.

In dritter Stelle steht England, seit das Gesetz („National Insurance Act“) vom 16. Dezember 1911 in Kraft getreten ist. Das englische Gesetz stellt fest, daß jede Lohnarbeiterin, ob sie nun physisch oder intellektuell arbeite, ob dauernd oder vorübergehend, Anrecht auf Mutterschaftsfürsorge hat. Gleiches Recht auf Mutterschaftsunterstützung haben auch die Ehefrauen von Lohnarbeitern.<sup>3</sup>

Das deutsche Reichsversicherungsgesetz von 1911 hat, obgleich es sich auf alle Kategorien von Lohnarbeiterinnen bezieht, denselben Fehler wie das französische, da es nur selbständig erwerbende Frauen berücksichtigt. Für die Ehefrauen von Lohnarbeitern besteht nur die fakultative Versicherung, wie sie von den einzelnen Krankenkassen gewährt wird. Auch ist die Vermögensgrenze der Versicherungspflicht für Handelsangestellte, Lehrerinnen, Schauspielerinnen und andere Kategorien intellektuell arbeitender Frauen viel zu niedrig gestellt, da sie nicht über 2500 Mark hinausgeht und dadurch den Kreis der zu versichernden Frauen sehr einschränkt.

In Norwegen besteht nach dem Gesetz von 1911<sup>4</sup> die obligatorische Kranken- respektive Mutterschaftsversicherung für alle Lohnarbeiter und Lohnarbeiterinnen, die in Industrie, Handel, Landwirtschaft oder als Hausangestellte beschäftigt sind. Die Versicherungspflichtigen müssen das fünfzehnte Lebensjahr erreicht haben, und ihr Jahreseinkommen darf in der Stadt 1400 Kronen, auf dem Lande 1200 Kronen nicht überschreiten, und zwar das Gesamteinkommen der Eheleute, gleichviel ob nur der Mann oder nur die Frau versicherungspflichtig ist. Obgleich die Löhne in Norwegen recht gering sind, ist die Einkommensgrenze noch viel zu niedrig angesetzt.

Ungarn hat die obligatorische Krankenversicherung respektive Mutterschaftsversicherung für alle Kategorien von Lohnarbeitern und -arbeiterinnen in Handel und Industrie.<sup>5</sup> Hausangestellte und Lohnarbeiter können sich freiwillig versichern. Die Versicherung umfaßt auch alle in Staat und Gemeinde Beschäftigten.

Wiel beschränkter ist der Kreis der Versicherten nach dem alten österreichischen Versicherungsgesetz von 1888.<sup>6</sup> Versicherungspflichtig sind nur Industriearbeiter. Für Landarbeit und Heimindustrie besteht freiwillige Versicherung.

Auch in Italien umfaßt das Mutterschaftsversicherungsgesetz von 1910<sup>7</sup> nur die Industriearbeiterinnen, während die große Schicht der Landarbeiterinnen (die Arbeiterinnen auf Reisplantagen ausgenommen) von der Mutterschaftsfürsorge ausgeschlossen ist.

<sup>3</sup> Eine Vermögensgrenze für die Versicherungspflichtigen besteht in England nur für intellektuell arbeitende Lohnarbeiterinnen und ist auf ein Einkommen von 160 Pfund Sterling jährlich festgesetzt.

<sup>4</sup> Lov om sykeforsikring. Av. 18 September 1909 med forandring ifølge lov av 1te April 1911.

<sup>5</sup> Die ungarische Arbeiterversicherung. Gesetze und Verordnungen betreffend die Unfall- und Krankenversicherung der in Gewerbe- und Handelsbetrieben Angestellten. Gesetzauszug XIX vom Jahre 1907.

<sup>6</sup> Gesetz vom 30. März 1888 betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter.

<sup>7</sup> Legge del 17 luglio 1910, n. 520, relativa alla istituzione di una cassa di maternità.

In der Schweiz steht allen Bürgerinnen die freiwillige Mutterschaftsversicherung in den staatlich subventionierten Krankenkassen offen, doch fehlt hier das wichtige Moment des Zwanges.<sup>8</sup>

In Bosnien und in der Herzegowina besteht die obligatorische Kranken- und Mutterschaftsversicherung für alle Lohnarbeiterinnen mit Ausnahme der Hausangestellten,<sup>9</sup> in Rumänien für Arbeiterinnen und Angestellte der Industriezweige,<sup>10</sup> in Serbien für Industriearbeiterinnen und Handlungsangestellte.<sup>11</sup>

Besonders beschränkt ist aber der Kreis der Versicherten in Rußland nach dem Krankenversicherungsgesetz von 1912.<sup>12</sup> Die obligatorische Krankenversicherung besteht nur für Angestellte und Arbeiter der Industriezweige in fabrikmäßig betriebenen Unternehmungen, die mindestens 20 Pferdekkräfte bei Motorbetrieb, mindestens 30 Pferdekkräfte ohne Motorbetrieb eingestellt haben. Dabei gibt es ganz große Gebiete in Rußland, Sibirien, Turkestan, für die das Gesetz überhaupt nicht gilt. Und gerade in Turkestan zum Beispiel entwickelt sich die Baumwollindustrie. Die Angestellten und Arbeiter in staatlichen Verwaltungen und Betrieben sind ebenfalls von der Versicherungspflicht ausgeschlossen.

Wenn man also diese Gesetze auf den Umfang ihrer Wirksamkeit vergleicht, so erscheint das russische wie das österreichische Gesetz am ungünstigsten.

Ebenso wichtig wie die Frage nach dem Wirkungsbereich des Gesetzes ist die nach der finanziellen Grundlage, auf der die Kranken- und Mutterschaftsversicherung aufgebaut ist. Die meisten Versicherungsgesetze beruhen auf dem Prinzip der Beiträge der Versicherungspflichtigen, wobei die Hauptlast auf die versicherten Arbeiter und Arbeiterinnen fällt. In Deutschland, Oesterreich, Luxemburg und Bosnien-Herzegowina bilden die Beiträge der Angestellten zwei Drittel des Versicherungsfonds, die der Unternehmer ein Drittel. In Ungarn und Serbien verteilt sich die finanzielle Last gleichmäßig zwischen Unternehmern und Angestellten. In Italien tragen Unternehmer und Arbeiterinnen zu gleichen Teilen die Last der Mutterschaftsversicherung, die männlichen Arbeiter zahlen keine Beiträge in die Mutterschaftskassen. In der Schweiz und in Rumänien tragen nur die Arbeiter die finanzielle Last der Versicherung, doch unterstützt der Staat die Kassen durch Subventionen. In der Schweiz steigen die Subventionen für diejenigen Kassen, die Wöchnerinnenunterstützung gewähren. In Rußland tragen Arbeiter und Arbeiterinnen drei Fünftel, die Unternehmer zwei Fünftel der Versicherungskosten. In Norwegen werden die Versicherungslasten von vier Kontrahenten getragen: sechs Zehntel tragen die Arbeiter, ein Zehntel der Unternehmer, ein Zehntel die Kommune, zwei Zehntel der Staat. Der Unternehmer wird also fürsorglich so viel wie möglich entlastet. In England bringt der Staat einen Teil des Versicherungsfonds auf, Ar-

<sup>8</sup> Bundesgesetz über die Kranken- und Unfallversicherung vom 13. Juni 1911.

<sup>9</sup> Gesetz Nr. 55 betreffend die Arbeiterkrankenversicherung. Genehmigt mit allerhöchster Entschliebung den 15. Februar 1909.

<sup>10</sup> Lege pentru organizarea meseriilor creditului si asigurarilor muncitoressti. 25 Januarie 1912.

<sup>11</sup> Gewerbegesetz vom 29. Juni (12. Juli) 1910.

<sup>12</sup> Krankenversicherungsgesetz vom 23. Juni (6. Juli) 1912.

beiterinnen und Unternehmer zahlen wöchentlich je 3 Pence, der Staat 2 Pence. Männliche Arbeiter zahlen höhere Beiträge (4 Pence wöchentlich). In Frankreich brauchen die Frauen gar keine Beiträge zu zahlen, die Kosten der Versicherung tragen Staat, Departement und Kommune. In Australien trägt der Staat allein die Lasten.

Wenn man die Versicherungsgesetze aller Länder auf die Lastenverteilung hin vergleicht, so stehen Australien und Frankreich in bezug auf soziale Hilfeleistung an erster Stelle.

Eine dritte wichtige Frage für die Beurteilung der Mutterschaftsversicherung ist die nach dem U m f a n g d e r V e i s t u n g e n. Auch hier unterscheiden sich die Gesetze bedeutend. Oesterreich, Luxemburg, Bosnien, Italien und England haben 4 Wochen Dauer der obligatorischen Wöchnerinnenunterstützung. Ungarn, Rumänien, Norwegen und die Schweiz zahlen während sechs Wochen Wöchnerinnengelder, das ungarische Gesetz gestattet vor und nach der Niederkunft die Wochenunterstützung auf acht Wochen auszudehnen, also besteht in Ungarn eine fakultative Schwangerenunterstützung. Auch in Luxemburg und Bosnien kann die Unterstützung von vier auf sechs Wochen ausgedehnt werden, wobei in Luxemburg die beiden fakultativen Unterstützungswochen nur nach der Niederkunft, in Bosnien auch vorher angerechnet werden können. Das russische Gesetz stellt eine obligatorische Frist von zwei Wochen vor der Niederkunft und vier Wochen nachher auf, doch beschränkt die offizielle Gesetzesauslegung diese letzte Verfügung insofern, als die Schwangere nur so lange Unterstützung erhält, als sie tatsächlich keine Lohnarbeit leistet.

In bezug auf die Unterstützungsdauer erscheint das deutsche Gesetz als günstigstes. Erstens stellt es eine achtwöchige obligatorische Wöchnerinnenunterstützung fest, wobei mindestens sechs Wochen nach der Geburt angerechnet werden; wenn die Schwangere also die zwei Wochen vor ihrer Niederkunft nicht beansprucht hat, so erhält sie acht Wochen lang nach ihrer Niederkunft Wöchnerinnengelder. Zweitens gibt das Gesetz den Rassen das Recht, eine Schwangerenunterstützung auf sechs Wochen zu gewähren. Also wird im Prinzip die Schwangerenunterstützung, wenn auch nur fakultativ, anerkannt. In diesem Punkte ist das deutsche Gesetz fortschrittlicher als alle anderen Gesetze, mit Ausnahme von Serbien, wo die obligatorische Mutterschaftsunterstützung auf zwölf Wochen, sechs vor und sechs nach der Geburt, festgesetzt ist. Das französische Gesetz stellt als Maximum der Gesamtunterstützung acht Wochen auf, wobei die Wöchnerinnenunterstützung nicht über vier Wochen gewährt werden soll. Der Gesetzeskommentar der Regierung stellt aber fest, daß die Wöchnerinnenunterstützung verkürzt wird, wenn die Schwangere eine mehr als vierwöchige Unterstützung erhielt.<sup>13</sup> Die f a k u l t a t i v e S c h w a n g e r e n u n t e r s t ü t z u n g besteht also in Frankreich, Deutschland, Bosnien, Ungarn und Rußland. In Australien wird die Unterstützung bedingungslos an jede Mutter ausgezahlt.

Die verschiedenen Gesetze weichen auch in bezug auf die Höhe der gewährten Unterstützungen ab. In Deutschland und Luxemburg gelten 50 Prozent des Lohnes als obligatorische Norm. Fakultativ kann die Unterstützung auf 75 Prozent erhöht werden. Oesterreich, Bosnien,

<sup>13</sup> Circulaire Ministerielle relative à l'assistance aux femmes en couches. Paris. Le 9 Août 1913.

Tabelle II: Zeit der Leistungen und System der Zusammenlegung der Verpflegungslöhns.

Wirt der Zer- gliederung	Einkun	Wirt und Umfang der Leistungen				Werte, Gehaltsstufe und Wochlohn	Verteilung der Finanzlasten auf (in Prozente) auf			
		Zuf. die Dauer von Wochen		Zer- gliederung	Bar oder im Prozent zum Lohn		Einkun	Werte- nehmer	Einkun ober Komune	
		Wn	Wn							Wn
Wirt- gliederung in offi- ziellen Stran- ten- stellen	Dienstlohn . . . . .	bis 2 oblig. bis 6 faktult.	mindest. 6 oblig.	8 oblig. bis 6 faktult.	50 % oblig. bis 75 % faktult.	halbe Wochen- ruhenunterstütz- auf 12 Wochen	faktult. unentgeltl.	66 2/3 %	33 1/3 %	—
	Dienstlohn . . . . .	—	mindest. 4 oblig.	mindest. 4 oblig.	60 % oblig.	—	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	66 2/3 %	33 1/3 %	—
	Unentgeltl. . . . .	bis 2 faktult.	6 oblig.	6 oblig. bis 2 faktult.	60 % oblig. bis 75 % faktult.	—	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	50 %	50 %	Staat trägt Verwaltungs- löhen
	Zugentlohn . . . . .	—	4 oblig. bis 2 faktult.	4 oblig. bis 2 faktult.	50 % oblig. bis 75 % faktult.	—	faktult. unentgeltl.	66 2/3 %	33 1/3 %	—
	Boenen-Zugentlohn . . . . .	bis 2 faktult.	4 oblig.	4 oblig. bis 2 faktult.	60 % oblig.	—	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	66 2/3 %	33 1/3 %	—
	Stellen . . . . .	6 oblig.	6 oblig.	12 oblig.	mindest. 50 %	—	oblig. unentgeltl., faktult. Wochlohn	60 %	40 %	Staat- laborention 10 Komune 20 Staat
	Stellen . . . . .	—	6 oblig.	6 oblig.	60 % oblig.	—	Wochlohn, Wochlohn	100 %	—	—
	Schloß . . . . .	Einstellung nicht festgelegt	4 oblig.	mindest. 6 oblig.	pro Tag mindest. 1 Grant 30 Schilling an verheiratete Ehefrauen	mindest. 20 Gr. auf 4 Wochen	—	100 %	—	25 %
	England . . . . .	—	4 oblig.	4 oblig.	—	—	—	37 1/2 %	27 1/2 %	—
	Rumänien . . . . .	—	6 oblig.	6 oblig.	6 oblig.	bis 50 % des Lohnes auf 3 Monate	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	100 %	—	Staat trägt Verwaltungs- löhen
Wirt- gliederung in offi- ziellen Stran- ten- stellen	Stellen . . . . .	bis 2 oblig.	4 oblig.	bis 6 oblig.	50 % oblig. bis 100 % faktult.	—	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	60 %	40 %	—
	Stellen . . . . .	—	4 oblig.	4 oblig.	40 Gire	—	—	37 1/2 %	27 1/2 %	25 % Staat 10 Gire für jede Wochenruhen Staat 100
	Multifreien . . . . .	—	—	—	5 Stunden Stent.	—	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	—	—	Staat Komune Departement
Wirt- gliederung in offi- ziellen Stran- ten- stellen	Stellen . . . . .	bis 4 oblig.	4 oblig.	bis 8 oblig.	pro Tag oblig. bis 1 Grant 50 Cent.	pro Tag 50 Cent.	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	—	—	—
	Stellen . . . . .	—	—	—	pro Tag oblig. bis 1 Grant 50 Cent. faktult. auch höher	—	oblig. unentgeltl., auch Wochlohn	—	—	—

Ungarn und Norwegen nehmen 60 Prozent als Norm an (nach dem neuen österreichischen Gesetzentwurf soll die Wöchnerinnenunterstützung das Aunderthalbfache des Krankengeldes ausmachen). In Rumänien soll die Wöchnerinnenunterstützung 50 Prozent des Lohnes nicht überschreiten, in Serbien nicht unter 50 Prozent sinken. In Rußland ist die Höhe der Unterstützung auf 50 Prozent festgesetzt, kann aber bis zum vollen Tageslohn steigen. Dies ist der einzige Punkt im russischen Versicherungsgesetz, der einen fortschrittlichen Charakter zeigt; auch ihn haben die sozialdemokratischen Dumaabgeordneten schwer erkämpft.

In England, Frankreich, der Schweiz, Australien und Italien wird eine bestimmte Summe, unabhängig von der Lohnhöhe, den Frauen als Wöchnerinnenunterstützung ausbezahlt. In England erhält eine Wöchnerin 30 Schilling und, wenn sie selbständig versichert und außerdem noch Ehefrau eines Versicherungspflichtigen ist, noch 30 Schilling Krankenunterstützung. Uneheliche Mütter erhalten also nur einmal 30 Schilling. In Italien erhält die Wöchnerin 40 Lire, in Australien 5 Pfund Sterling, in der Schweiz mindestens 1 Franken täglich während 6 Wochen, in Frankreich 50 Centimes bis 1,50 Franken (fakultativ auch mehr) täglich während acht Wochen.

Sehr wichtig sind auch noch die Fragen, ob die Wöchnerin obligatorisch unentgeltlich Arztes- und Hebammenhilfe und ob sie auch unentgeltlich Medikamente erhält. Auch hierin sind die zurzeit geltenden Gesetze sehr verschieden. Im allgemeinen darf man aber behaupten, daß die Leistungen in all diesen Punkten sehr unzureichend sind (siehe Tabelle II). Obligatorische ärztliche Hilfe gewähren Oesterreich, Ungarn, Bosnien, Rumänien, Serbien und Rußland; in Deutschland, England und der Schweiz ist die ärztliche Hilfe fakultativ. In Frankreich regelt ein besonderes Gesetz von 1893, „Assistance médicale“, diese Frage.

Stillprämien sind nur in vier Ländern eingeführt: In Deutschland fakultativ auf 12 Wochen, in der Schweiz obligatorisch für die Dauer von 4 Wochen nach Aufhören der Wochenbettunterstützung in der Höhe von 20 Franken, in Frankreich wird die Wöchnerinnenunterstützung um 50 Centimes täglich erhöht, wenn die Mutter ihr Kind selbst stillt, in Rumänien erhält die stillende Mutter während dreier Monate das volle Krankengeld. Das ist alles, was von Staats wegen für die stillende Mutter geschieht.

Ein wichtiger Punkt bleibt noch in den Versicherungsgesetzen, der die Wirkung dieser Maßnahmen stark beeinträchtigt, das ist die Forderung einer *Wartezeit*. Sie ist auch in den verschiedenen Ländern verschieden. In Rußland, Ungarn und Bosnien sind 3 Monate Kassenangehörigkeit hinreichend, um das Unterstützungsrecht zu erhalten, in Deutschland, Luxemburg, Oesterreich sind 6 Monate erforderlich, in England und Rumänien 26 Wochen, in der Schweiz 9 Monate, in Norwegen 10 Monate.

Alle diese Grundsätze, die die Mutterschaftsversicherungsgesetze in den verschiedenen Staaten charakterisieren, zeigen deutlich, wie unzulänglich sie alle als Beantwortung der Forderungen der Arbeiterklasse sind. Kein einziges der bestehenden Gesetze kann vorbildlich genannt werden. Die Arbeiterklasse wird noch weiter energisch und unermüdblich für die Erweiterung und Verbesserung der staatlichen Hilfe für die Mütter wirken müssen.

## Notizen.

**Zur Lage in Aegypten.** Zu dem Artikel von Heinrich Cunow in Nr. 7 der „Neuen Zeit“ wird uns geschrieben:

Ende 1912 oder Anfang 1913 (das genaue Datum ist mir zurzeit nicht gegenwärtig) wurde unter dem damaligen englischen Generalkonsul Lord Kitchener und — wie man sagt — auf dessen Veranlassung hin ein Gesetz erlassen, das bestimmt, daß der Besitz eines Fellachen nur pfändbar und gerichtlich veräußerbar ist, soweit er 5 Feddan (2,1 Hektar) übersteigt. Dies Gesetz, so gut es auch gemeint war, hat in der ersten Zeit seines Bestehens viel Unheil angerichtet, da es auf bereits bestehende Verpflichtungen der Fellachen nicht anwendbar war. Denn da der Fellache Darlehen meist gegen Akzepte von 6- bis 9 monatlicher Laufzeit nimmt, zu deren Sicherheit entsprechende Grundstücke hypothekarisch eingetragen werden, so sah sich der Inhaber derartiger Akzepte genötigt, infolge Inkrafttretens des neuen Gesetzes bei Verfall sein Geld mit allen Mitteln einzutreiben, da ihm für Verlängerung des Darlehens die nötige Sicherheit fehlte.

In der ersten Zeit war es daher für den Kleinbauern schwer, durchzuhalten, aber wenn die Uebergangsperiode — man schätzt sie auf fünf Jahre — überstanden ist, so ist wenigstens erreicht, daß der Fellache in Zukunft seines Grundeigentums bis zu 5 Feddan nicht zwangsweise entäußert werden kann. Eine weitere günstige Folge ist, daß gerade der kleine Bauer den Händen der Wucherer dadurch entrisen wird.

Eine andere Frage, zu deren Lösung die Regierung nun in logischer Folge zu schreiten hätte, ist: womit soll der Fellache in Jahren des Mißwachses seine Steuern oder die Saat bezahlen, wenn ihm niemand mehr leiht?

Um ein Bild zu geben, in welcher Weise die Fellachen von großen und kleinen Kapitalisten ausgenutzt werden, mögen folgende Angaben dienen:

Der gesetzlich erlaubte Höchstzinsfuß ist 9 Proz. und diesen Satz muß der Fellache — auch der Großgrundbesitzer — jedem Geldverleiher, sei dieser eine Bank oder sonst ein Kapitalist, zahlen. Hierbei kommen aber nur notorisch zahlungsfähige Besitzer in Frage. Der Kleinbauer zahlt dem griechischen und auch jüdischen Wucherer meist 30 Prozent und mehr! Das heißt, die Zinsen werden solange zum Kapital geschlagen, bis der Wucherer das ganze Besitztum seines Schuldners an sich bringen kann. F. E.

**Die Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Deutschland.** Nach den neuesten Publikationen der russischen Regierung führte Rußland in der ersten Hälfte von 1914 Waren im Werte von 710,12 Millionen Rubel ein. Davon kamen aus Deutschland nicht weniger als für 352,16 Millionen Rubel, d. h. 49,6 Proz. der Gesamteinfuhr. Die russische Statistik rechnet das, was über Deutschland kommt, als Einfuhr aus Deutschland, wenn das Ausfuhrland nicht genau bestimmt ist. Auf jeden Fall war der Anteil Deutschlands an dem russischen Import sehr groß. Es handelte sich in erster Linie um den Maschinenimport, der zur größeren Hälfte aus Deutschland kommt, nämlich 57,84 Millionen von einer Gesamtmaschineneinfuhr in der Höhe von 105,9 Millionen Rubel. Außerdem kamen aus Deutschland Steinkohlen (für 16,97 Millionen Rubel), Wolle (für 15,2 Millionen), Baumwolle (für 13,5 Millionen), Roggen (für 7,69 Millionen), elektrotechnische Apparate (für 9,27 Millionen), Automobile (für 6,7 Millionen Rubel) usw.

Die Ausfuhr direkt nach Deutschland stellte sich auf 219,47 Millionen Rubel oder auf fast ein Drittel der Gesamtausfuhr von 677,44 Millionen Rubel. Außerdem ging wohl ein großer Teil der Ausfuhr nach Holland in der Gesamtsumme von 75,98 Millionen Rubel ebenfalls über Deutschland. Sowohl in der Einfuhr als auch in der Ausfuhr nahm also Deutschland die erste Stelle ein. Die Ausfuhr nach England (118,3), Frankreich (47,04) und Belgien (42,86) war zusammen geringer als die nach Deutschland allein. Dazu kam aber noch die Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn im Werte von 36,4 Millionen Rubel.

Handelspolitisch ist also Rußland mehr an seinen „Feinden“ als an seinen „Verbündeten“ interessiert. . . .

In der Ausfuhr nach Deutschland nahm die erste Stelle der Getreideexport ein, der 41 Proz. der Gesamtausfuhr nach Deutschland ausmachte, dann der Export von Holz, von Eiern (für 13,85 Millionen Rubel!) und von Flach (für 13,4 Millionen Rubel). Deutschland und Oesterreich-Ungarn hatten in der ersten Hälfte 1914 Rußland fast drei Fünftel seines Eierexports abgenommen. . . .

Man sieht daraus, in welchem Maße diese beiden Länder handelspolitisch aufeinander angewiesen sind. Sp.



## Ein Beispiel Kriegsdichtung.

Von Franz Diederich.

Der jähe Sprung des blutigen Welterschreckens aus dem Schemenreich im Frieden geschauter Visionen in die nachtgrellste Wirklichkeit hat alle Welt vor die Schicksalsfrage geschleudert, wie es anzustellen sei, trotzig aufrecht zu bleiben. Den besten Weg weist auch hier die Antwort, daß ein Hauptverhüllen und Abwenden nichts helfen kann, daß es vielmehr darauf ankommt, dem Schlimmsten mutig ins Auge zu schauen. Die seelische Auflehnung gegen die Massenvernichtung von Leib und Gut, die seit Monaten die Welt drangsaliert, darf nur ein Teil der Wirkungen des Krieges sein: sie ist nur das gesteigerte Fortspinnen des Fadens, der schon zu Friedenszeiten aus der Spule lief. Diese Auflehnung kann ein Ausdruck von Kraft sein, aber auch ein Zeichen von Schwäche, nämlich von ungeformter, unbeherrschter seelischer Bewegung.

In Friedenszeiten, wo der soziale Krieg von Klasse gegen Klasse die Tagesgeschichte anfüllt, wissen wir, daß mit bloßem Gefühlsempören gegen drückende Not politisch nicht viel anzufangen ist. Es kommt darauf an, trotz der Not kaltes Blut und klaren Kopf zu behalten, um den Widerstand der Verzweifelnden so zu sammeln und zu ordnen, daß er als sozial schöpferische Macht wirken kann. Es gibt wahrlich keinen Grund, diese gute Wissenschaft in den Wind zu schlagen in einer Zeit, wo ein Weltkrieg der Staaten den sozialen Krieg und seine Kämpfer mit einer ganz besonderen Prüfung belastet. Wir dürfen nie den Elementarsatz unserer Kampfbewegung vergessen: wir sind nicht da, um bloß zu verneinen. Wir verneinen, um aus dem Gegensatz desto stärker auf Bejahung dringen zu können. Das aber fordert, daß wir uns der vollen Wucht schlimmster Tatsachen stellen, um sie mit allen Sinnen zu begreifen und, daran erstarrt, sie zu überholen und zu werfen.

Als zu Beginn des blutigen Ringens eine Hochflut von Kriegstagesliteratur auf die Straße schwemmte, gestanden Tausende und aber Tausende, sie seien nicht fähig, anderes zu lesen. Das konnte Kraft und konnte Schwäche sein. Die einen, von der Brandung des Ereignisses hin und her gerissen, gerieten in einen Zustand seelischer Lähmung, der sie zu den verwunderlichsten Gefühlen und Handlungen reif machte. Sie hielten sich wo möglich für starke Schwimmer und merkten durchaus nicht, wie sehr sie

schon Opfer der Wogen waren. Ob ein Mensch in solche Lage gerät, wird immer mit Grad und Art seiner persönlichen Kultur zusammenhängen. Ob ein Mensch hochentwickelt ist, wird immer daran gebunden sein, in welchem Maße neben seinem natürlichen Bedürfnis, sich großen Begeisterungen hinzugeben, die kulturell entscheidende Eigenschaft lebt: die Wirkung der bei ihm von außen stoßenden Kräfte kritisch zu überwachen und dennoch seine mächtige Leidenschaftlichkeit, dieser klärenden Kritik gehorjam, in vollem Schaffenseinsatz ausströmen zu können. Die Art jener Tagesliteratur im Kriegsbeginn hat dieses sich mehrende Besinnen sicherlich sehr gefördert; von ihr übersättigt wird mancher um so schneller begriffen haben, daß die starke psychische Erregung des Tages nicht ihr Heil fand, wenn sie sich bloß mitreißen ließ. War es schon natürlich, daß die kämpferische Erregung der Stimmung ihr Recht forderte, so ließ sich nun doch die geweckte Leidenschaft produktiv auswerten. Das ist der einzige Weg, seelische Befreiung zu erzielen, und er zeigt seinen Segen schon dem, der das schöpferische Tun großer Geister an Buchwerken, die es niedergeschrieben spiegeln, miterlebt. Die Bedeutung dieser Werke ist um so größer, je mehr sie Werke des Ringens sind, in denen die menschliche Natur ihr Aeußerstes, Höchstes gibt und leistet, Werke kämpfender Abrechnung mit dem Spatenstoß nach einer neuen Wahrheit und Erlösung.

Solche Werke sind durch ihre kämpferische Erregung der Stimmung gewachsen, die in diesen Tagen umgeht, sind es um so sicherer, je mehr sie an Abgründen festen Schreitgrund erzwingen. Ihr Kern ist das Erproben der Widerstandskraft, die das Persönliche gegen übermächtige, zerstörerische Einflüsse von außen zu wahren und durch sie zu steigern sucht. Bis in die Myriaden von Feldpostbriefen hinein spürt man, daß es immer und überall auf diesen Kern ankommt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist aber auch allein ein Maßstab zu gewinnen, an dem sich abschätzen läßt, was in der Dichtung vom Kriege, die durch Jahrhunderte hin aufgespeichert wurde, als achtenswert gelten kann. Und da gewahrt man, daß nicht das kriegerische Milieu die Ursache ist, weshalb dies und jenes von solcher Dichtung zu dauernder Bedeutung kommen konnte. Das Kriegerische wirkt nur als eigentümliches Mittel, die Eigenschaften, die des Menschen beste Kraft und lichteste Hoheit ausmachen, stark ausgeprägt hervortreten zu lassen. Im Grunde steckt in ihrer Steigerung hier der Sinn: sie behaupten sich auch gegen den Krieg.

In der deutschen Arbeiterpresse wurde in diesen Kriegsmonden mehrfach eine Versreihe aus *Walt Whitmans* „Grashalmen“ gedruckt. Nur wenige Zeilen lang, aber in der Wirkung stark. Whitman ist aber auch der Dichter, dessen Stimme zurzeit den Anspruch auf besondere Geltung fordern darf. Er hat eigenartige Kriegsgebichte geschrieben, hat Stoffe aus dem blutigen Ringen herausgegriffen, die kein Lyriker vor ihm sah, keiner für seine Kunst zu verwenden wagte. Ihre Bedeutung aber liegt darin, daß sie zeigen, wie er die gräßlichste Wirklichkeit bezwingt, indem er ihr fest ins Auge sieht.

Walt Whitman war der herrlichste Lebensbejaher, eine optimistische Natur bis in die letzte Ader hin, aber kein Optimist aus Urteilschwäche, sondern einer aus Glaubensdrang, und der nun setzte sich dem Milieu des Krieges aus, in dem die Lebensverneinung furchtbar zum Prinzip erhoben

ist. Kein äußerer Zwang hieß ihn den Weg gehen, sein Entschluß ging frei aus dem eigenen Willen hervor. Er sagte ihm so, daß er vor seiner urgefunden Menschlichkeit bestehen konnte, die in all seinem Denken, Fühlen, Handeln den Ausschlag gab: er griff nicht zur tödenden Kriegswaffe, als Lazarettpfleger trat er in die Reihen der Kämpfenden. Er entschied, wie Gorki heute entschieden hat, in dessen Hand sich eine Waffe, zumal eine des Zarismus, merkwürdig ausnehmen würde, und von dem man nun hört, daß er sich in Moskau in den Dienst des Roten Kreuzes gestellt habe.

Als vor fünfzig Jahren der nordamerikanische Sezessionskrieg tobte, gab es die Organisation des Roten Kreuzes noch nicht; aber gerade dieser Krieg half mit, den Gedanken der Genfer Konvention in Fluß zu bringen. Also Whitman stellte sich auf einen Platz, wo dringend Not am Mann war, und hielt drei Jahre lang, so lange eben der Krieg dauerte, in dem opfer-schweren Amte aus, zu dem er sich vom Präsidenten Lincoln ermächtigen ließ, „und zwar, das hatte er vorher ausdrücklich bedungen, ohne alle und jede Remuneration“. So berichtete zu Ende der sechziger Jahre unser Freiligrath, als er den ersten Versuch machte, den Dichter, der heute in der Weltliteratur mitzählt und den damals noch verständnislose puritanische Brüderie verlästerte und trotz seines großen, bis zur eigenen Verarmung fortgesetzten Kriegsopfers sogar am kargen täglichen Brot schädigte, in Deutschland Gehör zu verschaffen. Freiligrath, den Whitmans neue lyrische Ausdrucksweise staunend aufhorchen ließ — „das tiefe volltönige Brausen dieser wie Meereswellen in ununterbrochener Folge auf uns ein-stürmenden rhapsodischen Gefäße“ —, er sah auch mit offenbarem Hochachten auf das Leben des amerikanischen Poeten. Er berichtete: „Von Frühjahr 1863 an wurde diese Pflege, im Felde und mehr noch im Hospital zu Washington, seine „einzige Beschäftigung bei Tag und Nacht“. Ueber die maßlose Selbstaufopferung, über die Freundlichkeit und Güte, die er bei dem schweren Werke bewies, herrscht nur e i n e Stimme. Jeder Verwundete, gleichviel ob aus dem Norden oder aus dem Süden, hatte sich derselben liebevollen Wartung von den Händen des Dichters zu erfreuen. Bis zum Ende des Krieges, sagt man, soll er mehr als 100 000 Kranke und Verwundete mit eigenen Händen gepflegt haben. Sechs Monate hindurch lag er selbst schwer danieder; ein Hospitalfieber, die erste Krankheit seines Lebens, hatte ihn ergriffen.“ Wie sehr dies Werk Whitmans im Herzen des deutschen Dichters, der auch wußte, was Kämpfen heißt, zündete, mag neben diesem immerhin deutlich redenden knappschlichten Latbericht das Gedicht verraten, das Freiligrath zwei Jahre später an seinen Sohn richtete — „An Wolfgang im Felde“ —, der fast ein Knabe noch und aus dem Antrieb eines weichgearteten Herzens mit dem Roten Kreuz nach Frankreich gezogen war. Das war eben Whitmans Tat, was in jenem schönen Gedichte in edler Mahnung aufhallt:

Das sei dir unverloren!  
Fest, tapfer allezeit,  
Verdien' dir deine Sporen  
Im Dienst der Menschlichkeit!  
Rundum der Kampf aufs Messer: —  
Lern' du zu dieser Frist,  
Daß Wunden heilen besser  
Als Wunden schlagen ist!

Whitman war der Sohn der Jahrzehnte, die den heutigen Vereinigten Staaten die Bedingungen ihrer mächtigen Größe erobert und entfaltet haben. Er erlebte die Entwicklung der industriellen Gliedmaßen des gewaltigen Agrarkörpers, das Hereinfluten der großen Einwanderung aus überseeischen Fernen, die riesige Pionierwooge, die sich aus den Oststaaten nach Westen ergoß und ein unermessliches Freiland kulturell ausfüllte, und endlich die Ueberwindung der Gefahr, daß das Staatenreich in einen industriell-kapitalistischen Norden und einen agrarisch-feudalistischen Süden auseinanderbrach. Whitman ist ein wichtiger Repräsentant des ideellen Ueberbaus dieser neuen Zeit, in der das Gefühl reifte, daß die Union, wie das Stempelwort heute heißt: das Land unbegrenzter Möglichkeiten sei. Emerson war die philosophische Frucht dieser Epoche, und der von Emerson zuerst erkannte Zimmermannssohn Whitman war ihr großes dichterisches Erzeugnis.

Er war nicht der erste Eigene unter den Poeten der Vereinigten Staaten — denn Poe ging ihm unmittelbar voraus — aber er war der erste überragende Dichtergeist. Die vor ihm nährten sich und ihr Land aus fremden poetischen Kulturen, Whitman aber war eine Kraft, die, überströmend von gesunder Ursprünglichkeit, den gewonnenen Weltreichtum an die Welt abgeben konnte. Er ist bewußt der Dichter als Kulturträger der Welt. Der fast jähe Aufschwung der nordamerikanischen Verhältnisse spiegelt sich in der Linie, die von dem erstaunlich anpassungsfähigen, noch unselbständigen Dichten Longfellow's zu dessen jüngerem Zeitgenossen Whitman hinanführt. Longfellow hatte seine, gerade von Whitman gut begriffenen Verdienste gehabt: „Er machte die geldgierige angelsächsische Rasse auf die Anforderungen des Herzens und Gemüts aufmerksam und war notwendig für Amerika in einer Zeit, da alles vom Fabrikanten, Politiker und Finanzmann reguliert und tyrannisiert wurde.“<sup>1</sup> Ueber diese Stufe kamm nun Whitman hinaus, der nichts mehr von Romantik für den Dichter gelten ließ und alles von der Wirklichkeit forderte, um es ihr zum Heil dichterisch wiederzugeben. Und da erweist er sich als der treue Erbe bürgerlich-klassischer Philosophie, der die „wahre Idee der Natur“ in der Zukunftsliteratur „wieder völlig zur Geltung und Herrschaft“ gelangen lassen will, der da meint, „den ganzen Erdball mit seiner geologischen Geschichte, den Kosmos, wie er Feuer und Schnee trägt und durch den grenzenlosen Raum rollt, leicht wie eine Feder und doch Billionen Tonnen schwer“, und dessen Ziel den Gipfel hat: „Was wir gegenwärtig unvollkommen als Natur bezeichnen, bedeutet höchstens soviel, als von dem physischen Gewissen, dem Sinn für Tatsachen und animalische Gesundheit erfaßt wird — darüber hinaus muß entschieden das Bewußtsein gepflanzt und entwickelt werden, daß der Mensch etwas unendlich Höheres besitzt als das physische Gewissen, nämlich das ethische und geistige Gewissen, das ihn auf seine Bestimmung jenseits des Sichtbaren, Sterblichen hinweist.“<sup>2</sup>

So spinnt Whitman das Fädchen Longfellow's zum kräftigen Faden weiter, dem Maße angeschlossen, in dem er diesen Dichter als Produkt einer

<sup>1</sup> Karl Knorß, Walt Whitman, der Dichter der Demokratie. Leipzig, bei Friedrich Fleischer, 1899. Seite 23.

<sup>2</sup> Walt Whitman, Prosa-schriften. In Auswahl übersetzt von D. E. Lessing. München, R. Piper u. Co. Seite 88.

stärker entwickelnden Zeit durch individuelle Kraft überragt. Das ethische und geistige Gewissen, das Whitman aus der Verschmelzung von materialistischem Weltanschauen und Weltwissen und demokratischer Moral gewinnt und in eine Art religiöser Sphäre erhoben vorstellt, entspricht schließlich dem, was wir durch Fortentwicklung unserer sozialen und politischen Zustände einmal als irdisch wirkliches gesellschaftliches Ergebnis kämpfend zu erreichen hoffen. Aber Whitmans Denken betätigt sich auf diesem Gebiete noch in den Ausdrucksformen des Individualisten, der das soziale Heil rein als Tat der persönlichen Natur und Kultur erwartet. Diesen Kern seiner Weltanschauung und Lebensauffassung muß man aber kennen, wenn man die ethische Bedeutung seiner opfernden Dienste während des Sezessionskrieges in ihrer Tiefe würdigen will.

Immer bestimmen ethische Grundgedanken seine Stellungnahme. Auf seiner Bahn lag das einigende Ziel der Nordstaaten und ebenso das Ziel der Beseitigung der Sklaverei. Der Krieg war nicht der Weg seines Handelns; so nahm er nicht mit der Waffe daran teil. Aber dem Tod sah er so mutig wie ein Kämpfer ins Auge: als Helfer der Verwundeten auf dem Schlachtfelde wie in den von Seuchen gefährdeten Lazaretten. Dort betätigte er sein Ideal einer treuen Kameradschaft aller. Er haßte den Feind der Nordstaaten nicht: er buchte, daß auf den blutigen Opferplätzen Unionist und Rebellen von den Ärzten gleich behandelt wurden, und sah im Kampf, daß die Tapferkeit auf beiden Seiten war. Es hat wichtige persönliche Bedeutung, wenn er das betont. Und das ist auch der Fall, wenn seine Dichtung die furchtbarsten Erscheinungen des Krieges nicht verschweigen mag. Unerforschroden zeichnet er sie auf: mit allergreifbarster Deutlichkeit, so, wie sie sind.

Whitman ist der moderne Tatsachenpoet, der die Dinge aus künstlerischem Prinzip mit dem kürzesten Wort bei Namen nennt, wenn er sie wirken lassen will. Darin beruht seine poetische Kraft. Die Fülle eines riesig wachsenden Weltgeschehens hat sich einem neuen Weltanschauen aufgetan, und sie will er bezeugen, er, der Mensch mit kosmisch geweiteter Empfänglichkeit der Sinne. Wie er's tut, das ist trotz aller Lust, die Dinge und Ereignisse in dicht gedrängten Scharen vorüberzuführen, doch etwas ganz anderes als ein bloßes Aufreihen, das ihm oft geringschäßig vorgeworfen worden ist. Er wird nicht jedermanns Wünsche an Dichtung befriedigen, aber durch seine entfesselte, rhapsodisch aufgelockerte Form hat er sich den Raum geschaffen, einen unendlichen Reichtum auszubreiten, der unmittelbar aus Welt und Leben aufquillt. Freiligrath stand vor diesen Whitmanschen Schöpfungen mit erstaunten Fragen, denen das Mächtige ihrer Erscheinung sich nicht verschloß: „Sind wir wirklich auf dem Punkt angelangt, wo das Leben auch in der Poesie neue Ausdrucksweisen gebieterisch verlangt? Hat die Zeit so viel und so bedeutendes zu sagen, daß die alten Gefäße für den neuen Inhalt nicht mehr ausreichen? Stehen wir vor einer Zukunftspoesie, wie uns schon seit Jahren eine Zukunftsmusik verkündet wird? Und ist Walt Whitman mehr als Richard Wagner?“

Whitmans Gedichtwerk wirkt als großzügiges Weltbild der Neuzeit. Es gibt nicht Synthesen dichterisch schauender und darstellender Phantasie, die schon oberhalb des greifbar Irdischen liegen, wo das einzelne sich nicht mehr aus dem Ganzen abhebt. Whitman will gerade, daß das winzige

einzelne sichtbar wirkt, daß jeder Grashalm gesehen wird, nicht bloß Wiese und Rasen. Aber er begnügt sich nie mit dem bloßen Halm. Das eben zeigen auch seine Kriegsdichtungen. Er hat schon seine Freude am buntbewegten soldatischen Bilde, wie es sich auf dem Marsche der Truppen inmitten der Landschaft entwickeln kann. Da wirkt das Bild, das ihm gefällt, etwa durch farbigen Einklang mit der Natur. Aber dies harmonische Verhältnis sucht er gerade überall als eigentliches Maß der Dinge. Und so muß denn der Krieg ihm erscheinen als Versündigung an der Natur. Gewiß, die Tapferkeit und Kameradschaft und Klugheit der Kämpfenden erobert sein Herz, aber die Natur umher sagt ihm, daß der Zweck, der sie im Augenblick auslöst, naturwidrig ist. Ein Tagebuchblatt stellt Menschenkrieg und Weltallfrieden bedeutsam nebeneinander. Es erzählt: „. . . Da liegen sie auf einem freien Platz im Walde, zwei- bis dreihundert arme Kerls — das Wechzen und Schreien — der Blutgeruch in den frischen Duft der Nacht, des Grases, der Bäume gemischt — dieses Schlachthaus! O, gut ist es, daß ihre Mütter, ihre Schwestern sie nicht sehen können — daß sie sich das nicht vorstellen können, nie vorgestellt haben. Ein Mann ist von einem Granatsplitter getroffen, ins Bein und in einen Arm — beides ist amputiert — da liegen die abgetrennten Glieder. Andern sind beide Beine abgeschossen — andere haben Kugeln in der Brust — wieder andere unbeschreiblich fürchterliche Wunden im Gesicht oder im Kopf, alle verstümmelt, ekelerregend, zerfleischt, durchbohrt — manche im Unterleib. Manche sind noch Knaben — viele Rebellen dabei; schwer verletzt — die Reihe kommt an sie, wie an die übrigen — die Aerzte behandeln sie gerade so. So sieht es im Lager der Verwundeten aus — ein solches Fragment, ein entfernter Widerschein der blutigen Szene — während über das Ganze der Mond, klar und groß, hin und wieder sein weiches, ruhiges Licht ausgießt. Mitten im Wald diese Szene fliehender Seelen — unter dem Geknatter und Krachen und wilden Geschrei — der feine Duft des Waldes — und doch der beißende, erstickende Rauch — der Glanz des Mondes, der immer wieder so friedlich vom Himmel herabblinzelt — das Sternenzelt so himmlisch — das Hell Dunkel dort oben, diese dahinstreifenden oberen Meere — einige große, friedliche Sterne dahinter, die schweigend und gelassen hervorkommen und dann verschwinden — die melancholische, verhängte Nacht darüber und ringsumher. Und dort, auf den Wegen, den Feldern und in diesem Gehölz die Schlacht, niemals und nirgends eine so erbitterte — beide Parteien jetzt in voller Nacht — Massen — kein Scheingefecht, keine Spielerei; sondern grausame und wilde Dämonen kämpfen hier — Tapferkeit und Todesverachtung die Regel, Ausnahmen so gut wie keine.“ So erlebt Walt Whitmans Seele die Schlacht. Mitten in tiefster menschlicher Erschütterung sieht sie plötzlich wie die große Natur auf die Schreckensbilder nieder, sieht alles und bleibt doch still und stumm, wie vor etwas ganz Fremdem, das nicht in ihren Kreis reicht.

Immer wieder zeichnet Whitman Bilder von blutig fallender Jugend auf. An alles Hohe läßt sie ihn denken. Einmal an das Antlitz Christi, der für alle stirbt. Die auf dem Schlachtfeld zerfetzte Jugend hat seine Dichterkraft gewaltig bewegt. Als er zwei schwerverwundete Jünglinge unter neunzehn Jahren pflegt, schreibt er in einem Briefe: „O, Mutter, wenn ich so durch diese Bettreihen gehe, scheint es mir, als wäre es ein

Unrecht, diese Kinder ins Heer aufzunehmen und sie so vorzeitigen Erfahrungen auszusetzen.“ Denn Jugend und Tod ist ein Widerspruch. Nicht auszusagen schwer ist das Opfer, wenn die Jugend schon in den Tod geht, und schwer ringt Whitman, um die Qual dieses Widerspruches zu überwinden. Er denkt all der Tapferkeit, die auf dem Schlachtfelde ungerühmt verlodert. Für den Siegesruhm mächtiger Generale hebt er die Stimme nicht, aber jenen namenlosen Helden schreibt er ein herrliches Blatt. Er schildert einen wütenden Waldkampf in der Abenddämmerung, ein Handgemenge von Unzähligen im Dunkeln, und fragt:

„Wer schreibt, wer kann die Geschichte solcher Szenen schreiben? Wer erzählt von vielen Duzenden — nein Tausenden aus dem Norden und Süden, von ungenannten Helden, unbekanntem Heldentaten, unglaublicher, jäher, äußerster Verzweiflungskraft? Keine Geschichte, kein Gedicht verherrlicht, kein Lied besingt diese Tapfersten von allen, diese Laten. Kein offizieller Generalsbericht, kein Bibliothekbuch, keine Zeitungsspalte weihet den Tapfersten von Nord und Süd, von Ost und West den Nachruf. Ungenannt, unbekannt bleiben für immer die tapfersten Soldaten. Unsere Mannhaftesten — unsere Jungen — unsere kühnen Lieblinge: in keinem Bildwerk leben sie fort. Ihr Urbild (ohne Zweifel gibt es Hunderte, Tausende wie er) kriecht wohl zur Seite unter einen Strauch oder Farnbusch, zu Tode getroffen — dort Obdach suchend für kurze Zeit, Wurzeln, Gras und Boden trinkt er mit rotem Blut — die Schlacht rückt vor, kehrt wieder, huscht von der Szene, segt vorbei — und dort, vielleicht unter Schmerz und Qual (doch geringer, weit geringer als man denkt) windet sich wie eine Schlange die letzte Starre um ihn — die Augen werden glasig im Todeskampf — niemand kümmert sich darum — vielleicht durchsuchen eine Woche später, während des Waffenstillstandes, die Leichenträger nicht den abgelegenen Platz — und dort verfällt endlich der tapferste Soldat zu Erde, unbegraben und unbekannt.“

So drängt es den Dichter auch hier, das Schicksal des einzelnen, der in der Masse verschwindet, zu bekämpfen. Auch er verehrt Heroen, aber sein Kult ist demokratisch gerichtet, und wenn er Kriegstaten rühmt, geschieht es wahrlich nicht, um durch das Beispiel der einen andere hineinzuheßen in den Tod. Wer das Leben bejaht, muß ihm Dauer wünschen, und so wird ihm nun der Anblick früh zerbrochenen Lebens zu einer Quelle der Qual. Seine Menschenliebe fesselt ihn an die Lager der Sterbenden: er ringt, um den Tod aufzuhalten, er täuscht die Todverfallenen über ihr Los, und wenn der Tod gekommen ist, hält er Totenwache und seine Gegenwehr gegen das Schreckliche mündet aus in ein dichterisch verklärendes Selbsttäuschen über die Bedeutung des Todes. Pantheistisches Gefühlsdenken trägt ihm Trost zu: Allmutter Natur atmet die Seelen der Toten wieder aus, und er selber, als Mittler dieser Allmutter, will die zerstörten Leben in sich aufnehmen und aus sich weiterleben lassen. Uns heutige kann das nicht über die Zerschmetterung kraftblühenden Lebens hinaustragen, so sehr wir Whitmans Wort und Glauben mit empfinden: kein Freiheitskämpfer sank umsonst. Jeder gewaltsame Tod ist ein Opfer, das nicht ausgeglichen werden kann. Aber für Whitmans Natur war solche Philosophie wesentlich notwendig. Er brauchte unbedingt eine Brücke über das Schreckliche hinaus, um ohne inneren Bruch hell und fest weiterleben zu können.

Er hat einmal ein Wort geschrieben, das ermessen läßt, wie schwer er ringen mußte, um über das im Kriege Erlebte hinauszugelangen: „Es ist seltsam: solange ich bei den entsetzlichsten Szenen zugegen bin, Sterben, Operationen, ekelhafte Wunden (vielleicht voller Maden), bleibe ich ruhig und fest und energisch, wenn auch mein Mitgefühl sehr erregt ist; aber oft, stundenlang nachher, vielleicht wenn ich zu Hause bin oder allein spazieren gehe, wird es mir schlecht und ich zittere tatsächlich, wenn ich mich an den betreffenden Fall wieder erinnere.“ Seine Kriegsbriefe, seine Gedichte von Landkampf und Seeschlacht, seine Lazarettgedichte verraten durch die Unerbittlichkeit ihrer Schilderung, wie furchtbar das Erlebte in ihm festsaß:

Verbandzeug tragend, Wasser und Schwamm,  
Geradenwegs zu den Verwundeten eile ich hin,  
Wo sie am Boden liegen, hergebracht nach dem Gefecht;  
Wo ihr kostbares Blut Gras rötet und Grund;  
Und zu den Reihen im Hospitalzelt, oder im Lazarett;  
Die langen Reihen der Betten, zu beiden Seiten schreite ich auf und ab;  
Zu jedem einzelnen gehe ich — vernachlässige keinen;  
Ein Gehilfe folgt mir; er hält eine Schale, trägt einen Eimer,  
Der bald gefüllt sein wird mit blutigem Linnen, geleert und wieder gefüllt.  
Weiter geh' ich; ich bleibe stehn,  
Verbinde Wunden mit sicherer Hand, die Knie gebeugt;  
Ich bin fest bei jedem — der Schmerz ist groß, doch unvermeidlich;  
Einer sieht mich an mit stehendem Blick —  
(Armer Junge! Ich kenne dich nicht,  
Und doch könnte ich mich jetzt, glaube ich, nicht weigern,  
Zu sterben für dich, wenn das dir hülfte).

Er geht durch die Reihen der gräßlich Wunden, der Todnahen, ein Samariter, der ein Wärter ist —

Die durchbohrte Schulter verbind' ich, den Fuß mit der Schußwunde,  
Wasche den Fuß mit dem fressenden, faulenden Brand,  
So ekelhaft, so anwidernb,  
Während der Diener seitwärts hinter mir steht, die Schale hält und den Eimer.  
Ich bin treu, ich versage nicht;  
Die gebrochene Hüfte, das Knie, die Wunde im Unterleib,  
Diese und mehr verbinde ich mit kühler Hand —  
(Doch tief in meiner Brust ein Feuer, eine brennende Flamme).

Man ließ Whitman in den Spitalern gewähren, und er war unermüdetlich. „Niemand legt mir etwas in den Weg, Wachtposten, Wärter, Ärzte noch sonst jemand. Man läßt mir vollständig freie Hand.“ Wo „die schlimmsten Fälle, die entsetzlichsten Wunden, das größte Leiden“ zu finden war, suchte er seinen Platz, täglich und oft auch nachts. Er wirkte mit übermenschlicher Hingabe, in erschütternder Treue. Am Bett eines Schwerkranken schildert ihn ein Gedicht:

Last den Arzt und den Priester nach Hause gehn,  
Ich fasse den schwindenden Körper und hebe ihn  
Mit unwiderstehlichem Willen empor —  
O Verzweifelnder, hier ist mein Nacken,  
Bei Gott, du sollst nicht untergehn!  
Hänge dich mit deinem ganzen Gewicht auf mich,  
Ich blase gewaltigen Odem in dich,  
Ich mache dich flott und fülle den ganzen Raum mit einer bewaffneten Macht,

Mit denen, die mich lieben . . .  
Schlafe nun ein — wir halten Wacht diese Nacht.<sup>1</sup>

Und nun: ringt dieser mit der ganzen seelischen Wucht seiner Persönlichkeit getane Dienst ihn frei von Qual? Hilft es ihm, wenn sein Riesenwille ihm sagt: er trage die Bilder der Toten im eigenen Leben weiter?

Ich sah unzählige Leichen liegen  
Und die Gerippe von jungen Männern — ich sah sie —  
Die Trümmer aller Gefallenen des großen Krieges.  
Aber ich sah, daß sie anders waren, als man gedacht:  
Sie selber lagen im Frieden, sie litten nicht,  
Die Lebenden blieben und litten — die Mütter litten,  
Die Frauen und Kinder, der sinnende Waffengefährte,  
Und die übriggebliebenen Heere — sie litten.

Der letzte Ausklang ist ewig-herb. Das Leben kommt nicht bis zum Vergessen darüber hinweg. Um einen schweren dauernden Kampf ist es reich. Nur ein Gedanke, ein großes Gefühl, wie eine Flagge im Sonnenlicht über dem Drängen der Kämpfenden wehend und zielwinkend, erfüllt mit weiterführender, erlösender Kraft.

Ueber das Blutbad prophetisch hub eine Stimme sich:  
Seid nicht entmutigt — Liebe löst die Fragen der Freiheit noch!  
Die sich lieben, werden unbeflegbar sein! . . .  
Die der Freiheit gehören, werden Liebende sein,  
Die beharren in der Gleichheit, Kameraden sein.

Die brüderliche Kameradschaft, die zum Opfer des Lebens bereit ist, leuchtet Whitman vor als höchstes Gestirn. Auf der Tafel, die er, in den Wäldern Virginias schweifend, auf dem Grabe eines Gefallenen findet, liest er die Worte: „Kühn, vorsichtig und treu, und ein guter Kamerad.“ Er nimmt die Worte auf und trägt sie in seinem Leben weiter. Aber nicht, um den Krieg zu rühmen! Er hört die Stimme des „Genius der Dichter aller Länder“, die drohend zu ihm spricht: „Was singst Du? Weißt du nicht, daß es nur einen Stoff für unsterbliche Sänger gibt? Und das ist der Krieg, das Schicksal der Schlachten, das Züchten vollkommener Krieger!“ Whitman wächst in seiner Antwort über den „hochmütigen Schatten“ empor: auch er sänge den Krieg, aber einen Krieg, länger und gewaltiger denn je, und wie der Sieg ungewiß und verzögert sei, er glaube doch, daß er ihm sicher sei: „Das Schlachtfeld die Welt, für Leben und Tod, für den Leib und für die unsterbliche Seele. Ja! Auch ich bin gekommen zu singen den Sang der Schlachten, ich züchte vor allem tapfere Krieger.“ Einen Adelsinn legt Whitman in das Wort tapfer. Der Krieg, den er meint, hat nichts gemein mit dem blutigen Kampf von Mensch wider Mensch, für den die Kämpfer zu grauiger Vollkommenheit in Waffen und Waffentaten abgerichtet werden, sein Krieg ist das Ringen um die große Entfaltung der inneren Fähigkeiten, für die Mensch neben Mensch, genährt von allen Kräften der Welt, sich einsetzen soll, jeder von sich aus und jeder von neuem, diese Frucht, die als Endzweck jeglichen Lebens keinem zufällt ohne unermüdetlich ausdauernden, aus sich bewegten, unerschrockenen und hochgerichteten Willen, der da Tapferkeit heißt.

<sup>1</sup> Walt Whitman, Grashalme. In Auswahl übertragen von Wilhelm Schölermann. Leipzig, Diederichs Verlag, 1904. Seite V.

III das, bis zu diesem Gipfel hinauf, macht Whitmans Kriegsdichtung für unsern Tag bedeutsam. Ihrer ethischen Gewalt und Helle sollte das breiteste Wirkungsfeld gegeben werden. Unzähligen Bedrängten, Erdrückten, Verführten, Verrannten könnte sie Trost, Arzt und Wegweiser sein. Und so darf es denn als Kulturnote ausdrücklich noch einmal betont sein, daß die deutsche Arbeiterpresse in diesen Monden nicht vergaß, aus Walt Whitmans Kriegsdichtung zu schöpfen.

### Literarische Rundschau.

Dr. Karl Renner, *Die Nation als Rechtsidee und die Internationale*. Vortrag, gehalten in der Freien Vereinigung Sozialistischer Studenten an der Wiener Universität am 7. März 1914 und für den Druck erweitert. Wien 1914. Verlag des Vereins. 26 S. Preis 50 Heller.

Renner zeigt zunächst, wie sich die Nationen in jahrhundertlangem Ringen über Partikularismus, über Provinzen, freie Städte und gewalthabende Stände als selbständige Individualitäten erhoben und sich zugleich von der mittelalterlichen Universalität, der Kirche und der Weltmonarchie, lösten, bis sich die Verwirklichung der besonders scharf von Manzini um die Mitte des 19. Jahrhunderts formulierten Doktrin: „Jede Nation ein Staat — die ganze Nation nur ein Staat“ auf den Schlachtfeldern Mitteleuropas wenigstens teilweise vollzog.

So gelangt die Nation zur Herrschaft über den Staat, der nun zu ihrem bloßen Instrument der Macht herabsinkt. Sie bedient sich seines Mechanismus, um ein bestimmtes Territorium unter ihre ausschließliche Herrschaft zu bringen, dann aber auch, um, auf diese Machtmittel gestützt, tunlichst Macht und Herrschaft über die anderen, ja über die Menschheit selbst zu gewinnen.

Dieser „nationale Imperialismus“, wie Renner diese Erscheinung mit einem wenig glücklich gewählten Ausdruck bezeichnet, der zu anarchischem Kampf der Staaten gegeneinander führt und den Krieg als eine sittliche Notwendigkeit, die Bestrebungen, den Krieg abzuschaffen, aber geradezu als unsittlich ansieht, wird von zwei Gegnern bekämpft: von den bürgerlichen Friedensfreunden und vom internationalen Proletariat.

Die bürgerlichen Friedensfreunde werden zum Teil bestimmt durch ideologische Momente, durch nachwirkende religiöse, philosophische und freihändlerische Vorstellungen, zum Teil aber auch durch wirtschaftliche Motive, da manche Industrie- und Handelszweige durchaus an der Erhaltung des Friedens interessiert sind. Nach ihrer Auffassung sollen die Staaten unter einem internationalen Recht stehen, Selbsthilfe nur in äußersten Notfällen gestattet sein.

Die proletarische Auffassung ist, meint nun Genosse Renner, „durchaus verwandt mit der bürgerlichen Friedensidee, sie kann Kants Wort von der allgemeinen, das bürgerliche Recht verwaltenden menschlichen Gesellschaft einfach übernehmen. Auch sie erstrebt im Endziel eine allgemeine Rechts- und Friedensordnung über den Völkern mit Ausschluß der bewaffneten Selbsthilfe“. Die proletarischen Massen verwerfen den Staat der nationalistischen Ideologie, der „im Status der Empörung gegen die Menschheit und der Usurpation gegen das Recht verharrt“. Das proletarische Urteil unterscheidet sich also „nicht im Prinzip, sondern in der Konsequenz von den gedanklichen Grundlagen der Friedensbewegung“. Verschieden seien vor allem die Methoden, das erstrebte Ziel zu erreichen. Die bürgerlichen Friedensfreunde wenden sich überredend an die Gewalthaber. Sie sehen ab von den Staatsformen der einzelnen Länder, ja auch davon, daß „bestehende Staaten Völker unterdrücken oder spalten — man denke nur an die polnische Nation —, ja ganze Völker aus den Büchern der Geschichte löschen wollen“. Das Proletariat aber habe erkannt,

daß „nur der Sturz des bestehenden ökonomischen Systems den Sturz des staatlichen Gewaltsystems und der völkerrechtlichen Anarchie bewirken kann und wird“.

Danach ist allerdings nicht recht abzusehen, worin die so nahe prinzipielle Verwandtschaft der bürgerlichen und der proletarischen Friedensfreundschaft bestehen soll. Die bürgerlichen Pazifisten wollen den Frieden der Völker um seiner selbst willen, weil sie im Krieg etwas Unmoralisches und Schädliches erblicken. Sie bekämpfen also den Krieg schlechthin aus ethischen Motiven und sind für die Aufrechterhaltung des status quo mit all seinen Ungeheuerlichkeiten und seinen Vergewaltigungen von Völkern und Nationen. Das Proletariat sieht natürlich ebenfalls, daß der Krieg eine Fülle von Elend und Entwürdigung, von Unrecht und Verheerung mit sich bringt, und verabscheut diese Wirkungen, die sich mit ihrem schwersten Gewicht gerade auf seine Schultern legen. Aber dem Proletariat ist der Friede nicht Selbstzweck, ihm ist er nicht das Ziel des Kampfes, sondern ein Mittel, um das Endziel, die Befreiung des Proletariats, zu erreichen. Es gab Zeiten, wo ein Krieg als Hebel dieser Bewegung von den berufensten geistigen Führern des Proletariats nicht nur nicht verabscheut, sondern sogar herbeigewünscht wurde. So erblickte und begrüßte Marx im Krimkrieg, obwohl er ein Angriffskrieg der Westmächte gegen Rußland war, den Vorboten einer neuen, besseren Zeit, und noch in den neunziger Jahren erklärte Engels einen Krieg gegen Rußland für eine Notwendigkeit des proletarischen Befreiungskampfes. Seither haben sich allerdings die Verhältnisse so geändert, daß das europäische Proletariat die Interessen seiner Bewegung besser durch den Frieden als durch den Krieg gegen irgendeinen Staat gewahrt sieht. Trotzdem aber blieb sein Standpunkt bei aller äußerlichen Ähnlichkeit des Zieles noch immer ein wesentlich anderer als der der bürgerlichen Friedensfreunde. Ihm konnte die Unterdrückung von Nationen oder Nationsteilen schon deshalb nicht gleichgültig sein, weil diese Unterdrückung den sozialen Kampf verfälschte, weil sie auch die Arbeiterschaft der unterdrückten Nationen in den Bann nationalstiftischer Ideologien zwang und sie dadurch von der Erkenntnis ihrer Klasseninteressen abhielt. Das Proletariat konnte daher nicht, wie die Pazifisten, auf die Befreiung der unterdrückten Nationen überhaupt Verzicht leisten, es konnte sich nicht mit der Anerkennung des status quo begnügen. Aber es erwartete die Emanzipation dieser Völker eher von den zerfallenden Kräften des Kapitalismus und der Erstarkung der Demokratie als von kriegerischen Ereignissen. Wo diese aber doch ohne und gegen den Willen des Proletariats eintraten, wie etwa die Balkankriege, dort wurde die Haltung der Sozialdemokratie nicht durch die Friedenssehnsucht bestimmt, d. h. durch das Bestreben, möglichst bald zur Ruhe zu kommen, wie immer auch der Kampf enden mochte, sondern sie wurde einzig und allein gegeben durch die Rücksicht auf das Interesse der proletarischen Gesamtbewegung. So sehr daher die Proletarier ganz Europas gegen den Ausbruch jenes Krieges waren, dessen furchtbare Folgen sie voraussagten, so standen sie, sobald der Krieg Tatsache geworden, mit ihren Sympathien auf der Seite der aufstrebenden Nationen, obwohl diese den Angriff eröffneten, den Krieg ins Land des Gegners trugen und ihm große Gebietsteile entrißen; denn die staatliche Konstituierung dieser Nationen schuf erst die Grundlage zur kapitalistischen Entwicklung und damit auch zur proletarischen Bewegung.

Damit steht aber noch ein weiterer Punkt in innigstem Zusammenhang, in dem sich das proletarische Friedensstreben vom bürgerlichen prinzipiell unterscheidet. Kenner hat ja schon auf ihn hingewiesen, ohne aber seine grundlegende Bedeutung genügend hervorzuheben. Das Proletariat macht nicht wie die Pazifisten den Diplomaten oder ihren Auftraggebern deswegen Vorwürfe, weil sie das hehre Gut des Völkerfriedens schlecht wahren. Es sucht sie daher auch nicht eines Besseren zu belehren. Es untersucht vielmehr, welche ökonomischen Interessen bestimmte Klassen oder Schichten der bürgerlichen Gesellschaft in den verschiedenen Ländern kriegerisch stimmen, und inwieweit die von diesen Schichten ausgebildete und vorbereitete Ideologie auch in anderen Klassen empfänglichen Boden findet. Es erschöpft sich

daher nicht in Anklagen gegen einzelne Lenker des eigenen oder fremder Staaten, sondern strebt danach, auf die Politik des Staates einen so großen Einfluß zu erobern, daß durch ihn die Macht der zum Krieg treibenden Interessententriebe gelähmt wird. Die Pazifisten suchen also die äußere Politik der Staaten durch Einwirkung auf die Gesinnung der leitenden Staatsmänner zu beeinflussen, die Proletarier aber durch den Kampf um die Macht im Staate selbst.

Renner selbst rechnet nicht mit diesen realen Kräften der innerpolitischen Entwicklung. Sein Augenmerk ist darauf gerichtet, ein juristisches Programm aufzustellen, dessen Verwirklichung den Frieden sowohl zwischen den Staaten als auch zwischen den Nationen im Gefüge der Nationalitätenstaaten herbeiführen soll. „Durch die Verrechtlichung der Nation,“ sagt er, „wird eine neue und höhere Stufe der Kultur errungen, die von der vergangenen so weit absteht, wie die Zeit des Zivilprozesses von der Zeit des Faustrechtes, und dies, ohne daß irgendein Kulturelement, das in der Nationalität liegt, verloren geht.“

Bekanntlich hat Renner diesen Gedanken zum Grundstein seiner Reformpläne sowohl für die österreichische Sozialdemokratie als auch für die österreichische Monarchie gemacht. Auch in seinem Vortrag geht er auf diese Seite des Problems ein; doch würde eine Kritik dieser Ausführungen den Rahmen eines Referates überschreiten und wäre heute vielleicht auch gegenstandslos, da der Krieg die Nationalitätenfrage Oesterreichs sicherlich auf neue Grundlagen stellen wird.

Uns interessieren hier nur die Beziehungen der Staaten zueinander und der Einfluß, den die nationalen Verhältnisse auf diese üben. Durch welche Kräfte soll aber hier das Programm Renners verwirklicht werden? Wer soll den Nationen zu ihrem „Recht“, d. h. zu ihrer staatsrechtlichen Anerkennung und Selbständigkeit verhelfen? Aus einigen Äußerungen Renners scheint hervorzugehen, daß er eine Verbindung der europäischen Nationen auf demokratischer Grundlage als sein staatsrechtliches Programm betrachtet. Dem könnten wir uns nur voll anschließen. Auf dieser Grundlage ließe sich dann allerdings auch die Autonomie der Nationen verwirklichen. Hoffen wir, daß der jetzige Krieg eine Etappe auf dem Weg zu diesem Ziel bedeutet.

G. E s t e i n.

## Anzeige.

Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, **Imperialismus und Demokratie.** Ein Wort zum Weltkrieg. Hamburg 1914. Druck und Verlag von Dr. Heinrich Laufenberg. 48 Seiten. Ladenpreis 30 Pf.

Die Schrift gibt in ihrem ersten, von Genossen Laufenberg verfaßten Teil einen Ueberblick über die wirtschaftlichen und politischen Gegensätze zwischen Oesterreich und Serbien, zwischen Rußland einerseits und Deutschland und Oesterreich andererseits, über die Beziehungen Frankreichs zu Rußland sowie über die Stellung Englands zu Deutschland, der Türkei und Japan. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, „daß der Kapitalismus heute naturnotwendig Imperialismus und damit naturnotwendig ewige Kriegsgefahr bedeutet“, weshalb es um so notwendiger sei, diesen Tendenzen des Imperialismus die Tendenzen des Sozialismus entgegenzustellen.

Im zweiten Teil hebt Genosse Wolffheim den Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Demokratie hervor, sowie den zwischen Imperialismus und Demokratie. Er kommt zu dem Schlusse, daß der Sozialismus das Schwergewicht zu legen habe auf die Frage des Verhältnisses der Proletarier der verschiedenen Länder zueinander. Die Internationale als Lebensnotwendigkeit des Proletariats sei nicht tot, sie schlummere nur und werde nach dem Kriege zu um so intensiverem, neuem Leben erwachen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13

Ausgegeben am 1. Januar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Parteitattik während des Weltkrieges.

Von Gustav Eckstein.

Der plötzlich über uns hereinbrechende Weltkrieg hat die Sozialdemokraten aller Länder vor eine Reihe schwieriger Probleme gestellt, zu deren Lösung sie sofort Stellung nehmen mußten. Zu eingehenderer Diskussion, ja selbst nur zu ruhiger Ueberlegung war keine Zeit mehr, und zugleich trübten oder färbten die von allen Seiten wild emporbrandenden Leidenschaften das ruhige Urteil. Daß es zum Weltkrieg kam, konnte uns freilich nicht überraschen, da wir diese Katastrophe seit Jahren vorausgesehen. Ueber die Frage, wie wir uns gegenüber einem drohenden Krieg zu stellen hätten, herrschte in der ganzen Internationale volle Einhelligkeit, die in der Resolution des außerordentlichen internationalen Kongresses von Basel beredten Ausdruck gefunden hatte. Die Frage aber, wie sich die Sozialdemokratie nach Ausbruch eines Krieges zu verhalten habe, war zum Teil durch die Propaganda der Anhänger des Antrags Baillant-Keir Hardie auf ein falsches Gleise geschoben worden. Indem sie für den Fall des Kriegsausbruchs die Proklamierung des Massenstreiks mindestens in den Werkstätten für die militärische Ausrüstung verlangten, zwangen sie die Gegner dieser Tattik zur Bekämpfung dieser ihrer immer wieder vorgetragenen Idee, wodurch das ganze Interesse auf die Erörterung dieser Frage eingestellt wurde und wichtigere zurücktraten. Doch selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, ist es fraglich, ob Diskussionen vor Kriegsausbruch für die spätere Stellung der Partei von großem Nutzen gewesen wären, da keine Theorie Normen bieten kann, die auf jede praktische Situation ohne weiteres anwendbar wären. Die Anwendung der theoretischen Grundsätze auf den konkreten Fall bleibt stets eine schwierige Aufgabe und erfordert klare und ruhige Ueberlegung. Insbesondere aber gingen unsere Betrachtungen in der Regel von der Voraussetzung aus, daß der Weltkrieg von einem Konflikt zwischen Nationen des höchst entwickelten Kapitalismus seinen Ausgang nehmen werde, wahrscheinlich von einem Streit zwischen Deutschland und England. Als der Deutsche Reichstag aber am 4. August zusammentrat, stand er unter dem Eindruck eines russischen Angriffs auf deutsches Gebiet. Es ist bekannt, wie sehr dieser erste Eindruck die Entschlüsse unserer Fraktion beeinflusste.

Den politischen Akteuren ergeht es aber wie nach Mephistos Ausspruch den Teufeln und Gespenstern: „Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.“ Nicht nur, daß die Konsequenz die Partei zwingt, die einmal eingeschlagene Politik fortzusetzen, solange nicht neue Erscheinungen auftreten, die eine Aenderung erfordern oder doch rechtfertigen; bei jedem einzelnen wird die Unbefangenheit des Urteils getrübt, sobald er öffentlich etwas getan oder gesagt hat, was ihn in einer bestimmten Richtung festlegt. Un-

willkürlich gilt nun das Denken nicht mehr bloß der Feststellung der richtigen Maximen des Handelns, sondern immer mehr der Rechtfertigung der vollzogenen Handlungen.

Wird schon dadurch eine Verständigung über die einzuschlagende Politik erschwert und der Gefahr ausgesetzt, durch persönliche Empfindlichkeiten ganz vereitelt zu werden, so kommt in der jetzigen Situation noch dazu, daß durch innere und äußere Momente eine offene Aussprache, zugleich aber auch die Feststellung unmöglich gemacht wird, wie die Masse der Parteigenossen über die Fragen denkt, deren Entscheidung nicht nur für das Schicksal der Partei, sondern selbst für das der Arbeiterbewegung überhaupt von entscheidender Bedeutung ist.

Dadurch wird die Partei vor große Gefahren gestellt. Auch bisher hatten wir wiederholt scharfe und schroffe Gegensätze in unseren Reihen. Doch die offene Aussprache in der Presse und in Versammlungen beseitigte viele Mißverständnisse, vor allem aber boten die Parteitage den Wortführern der verschiedenen Richtungen Gelegenheit, ihre Argumente vorzubringen und an denen der Gegner zu messen, und die Partei besaß hier die Möglichkeit, in diesen Streitfragen zu entscheiden und durch Abstimmungen das Kräfteverhältnis der Richtungen festzustellen. Das alles ist heute unmöglich. Eine Aussprache über die gegensätzlichen Auffassungen vor der Öffentlichkeit ist dadurch ausgeschlossen, daß in diesem geistigen Turnier Wind und Sonne keineswegs gleichmäßig verteilt wären. Doch auch die Meinung und Stimmung der Massen ist heute nicht einwandfrei festzustellen. Jede auf individuelle persönliche Erfahrung gestützte Behauptung darüber bleibt subjektiv gefärbt und wirkt daher, auch wenn sie objektiv richtig ist, nicht überzeugend auf den Vertreter einer anderen Auffassung. Dazu kommt aber noch, daß diese Meinung und Stimmung der Massen nichts weniger als einheitlich und ebensowenig beständig sind. In einer Zeit so wild erregter Leidenschaften, wie sie der Krieg mit sich bringt, ist es nur natürlich, daß die Menge sich schwer in Fragen orientiert, die so außerordentlich kompliziert sind, und zu deren Beurteilung ihnen nicht nur das Tatsachenmaterial größtenteils fehlt, sondern auch der Führer, den sie sonst in ihrer Presse zu finden gewohnt waren.

Je schwieriger aber das Problem selbst, und je weniger es möglich ist, die gegensätzlichen Auffassungen und Beurteilungen der einzelnen konkreten politischen Fragen polemisch zu erörtern und dadurch einer Klärung und Verständigung zuzuführen, um so notwendiger ist es, sich wenigstens über die Grundsätze Klarheit zu verschaffen, nach denen Kontroversen dieser Art entschieden, Gegensätze innerhalb der Partei ausgetragen werden müssen. Die folgenden Ausführungen stellen einen Versuch dar, zur Verständigung über diese Vorfragen einen Beitrag zu liefern.

Es wird sich zunächst darum handeln, zu untersuchen, in welchem Verhältnis die sozialdemokratische Partei zur gesamten Bewegung des Proletariats steht und stehen muß.

### 1. Partei und Arbeiterbewegung.

Die Frage nach dem Verhältnis der Sozialdemokratie zur proletarischen Gesamtbewegung wird im „Kommunistischen Manifest“ durch folgende Ausführungen beantwortet:

„Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den anderen Arbeiterparteien.

Sie haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennten Interessen.

Sie stellen keine besonderen Prinzipien auf, wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen.

Die Kommunisten unterscheiden sich von den übrigen proletarischen Parteien nur dadurch, daß sie einerseits in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen, andererseits dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung vertreten.

Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus. . . .

Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind.

Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung.“

Und an einer anderen Stelle heißt es nochmals:

„Sie (die Kommunisten oder, um den jetzt geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, die Sozialdemokraten) kämpfen für die Erreichung der unmittelbar vorliegenden Zwecke und Interessen der Arbeiterklasse, aber sie vertreten in der gegenwärtigen Bewegung zugleich die Zukunft der Bewegung.“

Mit dieser Taktik setzten sich Marx und Engels in bewußten und schroffen Gegensatz zu allen anderen Sozialisten und Arbeiterführern ihrer Zeit. Denn jeder von diesen hatte sein bestimmtes Programm, auf das seine Anhänger eingeschworen waren, und dessen Verwirklichung allein imstande sein sollte, die soziale Not zu bannen, das daher auch um jeden Preis rein und ungetrübt erhalten werden mußte.

Im Gegensatz zu der Auffassungsweise dieser Sektenshäuptlinge stellten sich Marx und Engels auf den Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung, nach der die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedingt und es nicht das Bewußtsein der Menschen ist, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Diese Grundanschauung liegt nicht nur den historischen Forschungen, sie liegt vor allem auch dem politischen Handeln von Marx und Engels zugrunde, sie war insbesondere auch maßgebend für ihr Verhalten gegenüber und in der Arbeiterbewegung ihrer Zeit. Denn wenn das gesellschaftliche Sein der Menschen überhaupt ihr Denken bestimmt, dann gilt dieser Satz auch von der Arbeiterklasse im besondern, dann ist es aber auch vergeblich, ihr das schönste und logischste Gedankensystem von außen her beibringen zu wollen, dann ist auch für ihr Denken die Rolle maßgebend, die sie im Produktionsprozeß des betreffenden Landes zu der bestimmten Zeit, in seinem sozialen Gefüge, in seinem politischen und geistigen Leben spielt.

Andererseits bietet aber auch die Richtigkeit dieser Auffassung wieder die Gewähr, daß die Arbeiterbewegung, genötigt durch den Zwang der wirtschaftlichen Entwicklung, von selbst den Weg einschlagen muß, der zur Ver-

wirklichung des Sozialismus durch die Eroberung der politischen Macht führt. Es kann also nicht die Aufgabe des Marxisten in der Arbeiterbewegung sein, bestimmte Lehrsätze wie Kirchendogmen immerfort zu predigen und deren Anerkennung von Versammlungen und Kongressen zu verlangen, sondern sich an der Bewegung zu beteiligen, den Massen jeweils darzulegen, welcher Weg im gegebenen Falle für sie der aussichtsreichste ist, respektive welche Gefahren ihnen erwachsen, wenn sie falsche Wege einschlagen; bei all dem aber hat er das Hauptgewicht zu legen auf das, was die von ihm verkochene Theorie mit der tatsächlichen, vor ihm sich abspielenden Klassenbewegung gemein hat und nicht auf das, was sie von ihr unterscheidet. Denn in dieser geflüsterten Hervorkehrung des Trennenden, in dem Einnehmen einer rein negativ-kritischen Stellung, in der dogmatischen Aufstellung der allein richtigen Lehre, die nicht aus den Lebensverhältnissen der Bewegung heraus entwickelt, sondern ihr fertig entgegengebracht wird, darin liegt der Sektencharakter, den Marx und Engels nicht müde wurden zu bekämpfen, auch dann, wenn er sich in ihre eigenen Farben kleidete.<sup>1</sup>

Die Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation bietet ein glänzendes Beispiel für die Art, wie Marx diese taktische Auffassung in die Praxis umsetzte. Statt die Illusionen zu verurteilen, welche die Arbeiter Englands, Frankreichs und Deutschlands damals an die Genossenschaftsbewegung knüpften, oder auf die heißumstrittenen Fragen über die Bedeutung und Rolle der Gewerkschaften einzugehen, zeigte er, welche Bedeutung Sozialreform und Genossenschaften wirklich für die Arbeiterbewegung haben, und übergang die Gewerkschaftsfrage zunächst mit Stillschweigen, indem er es sich vorbehielt, auf diesem Gebiet nachher um so intensiver innerhalb der Assoziation zu arbeiten. Mit welchem Erfolg er das tat, zeigt die Gewerkschaftsresolution des Genfer Kongresses.

Gerade die Ueberwindung des Sektencharakters der damaligen Bewegung war eine der Hauptaufgaben, welche die Internationale lösen sollte. Marx schrieb darüber am 23. November 1871 an Bolte:

„Die Internationale wurde gestiftet, um die wirkliche Organisation der Arbeiterklasse für den Kampf an die Stelle der sozialistischen und halbsozialistischen Sekten zu setzen. Die ursprünglichen Statuten wie die Inauguraladresse zeigen dies auf den ersten Blick. Andererseits hätten sich die Internationalen nicht behaupten können, wenn der Gang der Geschichte nicht bereits das Sektenwesen zerschlagen gehabt hätte. Die Entwicklung des sozialistischen Sektenwesens und die der wirklichen Arbeiterbewegung stehen stets in umgekehrtem Verhältnis.“

Denselben Gedanken führte Engels in einem Brief an Frau Wischniewsky im Jahre 1887 aus:

„Ich denke, unsere ganze Praxis (in der Internationale) hat bewiesen, daß man mit der allgemeinen Bewegung der Arbeiterklasse an jedem Punkt ihrer Bahn wohl zusammengehen kann, ohne unsere eigene besondere Stellung oder gar die Organisation aufzugeben oder zu verbergen, und ich fürchte, daß unsere deutschen Amerikaner einen schweren Fehler begehen, wenn sie einen anderen Weg einschlagen.“

<sup>1</sup> „Die Sekte,“ schrieb Marx am 13. Oktober 1868 an Schweitzer, „sucht ihre raison d'être in ihrem point d'honneur, nicht in dem, was sie mit der Klassenbewegung gemein hat, sondern in dem besonderen Schiboleth, das sie von ihr unterscheidet.“

Die Warnung, die hier Engels an die Sozialistische Arbeiterpartei Amerikas ergehen läßt, findet ihre Ergänzung in dem vom 26. Januar 1887 datierten Vorwort, das er zu der von Frau Wischniewsky veranstalteten englischen Ausgabe der „Lage der arbeitenden Klasse in England“ schrieb. Engels verzeichnet zunächst mit Befriedigung den Aufschwung, den die amerikanische Arbeiterbewegung in der letzten Zeit genommen. Doch bestehe noch keine Einigkeit über Ziel und Mittel. Vielmehr ließen sich deutlich drei Strömungen unterscheiden: die von Henry George geführte Bewegung in New York, die allerdings zunächst nur von lokaler Bedeutung sei; zweitens die „Arbeitsritter“, ein riesenhafter Verein, der aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt sei und dementsprechend nur ein sehr unklares Programm besitze; drittens endlich die „Sozialistische Arbeiterpartei“, die zwar bis jetzt nirgends in Amerika imstande wäre, als politische Partei handelnd aufzutreten, die aber ein wissenschaftlich wohl fundiertes, aus den Erfahrungen des europäischen Klassenkampfes gewonnenes Programm besitze.

Es ist nun charakteristisch, daß Engels dieser letzten Abteilung der amerikanischen Arbeiterbewegung entschieden die geringste Bedeutung beimißt. Er hält es vor allem für ihre Pflicht, sich zu amerikanisieren und in der großen Arbeiterbewegung, die besonders durch die Arbeitsritter dargestellt wird, aufzugehen. Vergleicht man nun Engels' Darstellung mit dem Bericht, den die Aelings von ihrer amerikanischen Reise erstatteten<sup>2</sup>, so sieht man, daß diese Schilderungen seiner Freunde für seine Auffassung der amerikanischen Verhältnisse von größter Bedeutung waren. Die Aelings aber wiesen ausdrücklich auf die großen Mängel und Schwächen der „Ritter der Arbeit“ hin. Auch ist es sicher, daß sich Engels über den Wert der Agitation Henry Georges keinen Illusionen hingab. Und dennoch zog er diese beiden verworrenen Bewegungen der marxistischen Sozialistischen Arbeiterpartei bei weitem vor, und zwar deshalb, weil diese beiden Bewegungen urwüchsig aus dem Boden der amerikanischen Arbeitsverhältnisse hervorgegangen und nicht wie die programmatischen Lehren der hauptsächlich von Deutschen gebildeten Sozialistischen Arbeiterpartei von außen her importiert waren. Nur aus ihnen konnte sich eine wirkliche bodenständige Arbeiterpartei entwickeln.

In einem Brief an Sorge vom 29. November 1886 äußerte sich Engels prinzipiell zu dieser Frage:

„Der erste große Schritt, worauf es in jedem neu in die Bewegung tretenden Lande ankommt, ist immer die Konstituierung der Arbeiter als selbständige politische Partei, einerlei wie, so lange es nur eine distinkte Arbeiterpartei ist . . . daß das erste Programm dieser Partei noch konfus und äußerst mangelhaft, . . . das sind unvermeidliche Uebelstände, aber auch nur vorübergehende. Die Massen müssen Zeit und Gelegenheit haben, sich zu entwickeln, und die Gelegenheit haben sie erst, sobald sie eine eigene Bewegung haben — einerlei in welcher Form, sobald es nur ihre eigene Bewegung ist —, in der sie durch ihre eigenen Fehler weitergetrieben werden, durch Schaden klug werden. . . . Und wenn da theoretisch klare Kämpfer vorhanden sind, die ihnen die Folgen ihrer eigenen Fehler vorherzusagen können, ihnen klarmachen, wie jede Bewegung, die nicht die Vernichtung des Bohnsystems als letztes Ziel stets im Auge behält, irgehen und fehlschlagen muß — da kann mancher Unsinn vermieden und der Prozeß wesentlich abgekürzt werden.“

<sup>2</sup> Vgl. Neue Zeit, Jahrg. 1887, S. 355 ff.

Diese Rolle des sozialistischen getreuen Eckart wies Engels der Sozialistischen Arbeiterpartei zu.

Marx und Engels waren also keineswegs der Ansicht, daß die Masse stets im Recht ist, daß sie nicht irren kann. Sie wußten sehr wohl, daß sie mitunter große Dummheiten macht, sich durch augenblickliche Antriebe, durch geschickte Demagogie zu Handlungen hinreißen läßt, die mit ihren Zukunftsinteressen in schreiendem Widerspruch stehen. Mußten sie es doch selbst erleben, wie die strupellosen Verführungskünste des Bonapartismus auch weite Kreise des französischen Proletariats auf viele Jahre moralisch und intellektuell korrumpierte, und wie ungeheuer schwierig es andererseits wieder war, den Glauben an die Sektendogmen Proudhons, die zum Teil ja nur eine Reaktion auf die politische Versumpfung des Bonapartismus waren, bei den französischen Arbeitern zu erschüttern.

Dieses Beispiel zeigt aber auch, wie verfehlt es wäre, die von Marx und Engels empfohlene und eingeschlagene Taktik im Sinne eines schwächlichen Fatalismus zu verstehen, das Proletariat gehen zu lassen, wie es eben gehen will, und darauf zu vertrauen, seine traurigen Erfahrungen würden es schon mit der Zeit zur Vernunft bringen. Mit welcher Leidenschaftlichkeit, zugleich aber auch mit welcher Zähigkeit und Ausdauer stürzten sich besonders Lafargue und Guesde in den Kampf gegen die anarchistische und gegen die possibilistische Verflachung und Verseuchung der Arbeiterbewegung. Und wenn das französische Proletariat nach langen und aufreibenden äußeren und inneren Kämpfen endlich seine Bewegung festigen und einheitlich gestalten konnte, dann verdankt es das nicht zum wenigsten der eisernen Energie dieser beiden Kämpfer, die sich durch keinen Mißerfolg, durch keine persönliche Berührung und Verleumdung abschrecken ließen, die Prinzipien, die sie für richtig erkannt, auch in der Praxis zur Geltung zu bringen. Erst durch die offene Austragung der Gegensätze zwischen ihren Auffassungen und denen von Jaurès, Thomas, Lagardelle usw. konnte die französische Arbeiterschaft selbst zur Klarheit gelangen, sich in den entscheidenden Fragen der Ökonomie und Politik ein eigenes Urteil bilden. Mag es dabei manchen harten Streich, manches bittere Wort gegeben haben, mag auch von beiden Seiten oft gefehlt und danebengehauen worden sein, der Erfolg war doch die Förderung der proletarischen Bewegung.

Doch auch die amerikanische Arbeiterbewegung selbst zeigte, wie schwierig die von Engels geforderte Politik in der Praxis war. Im August 1887 schlossen die Anhänger Henry Georges auf ihrem Kongreß von Syracuse die Mitglieder der Sozialistischen Arbeiterpartei aus ihrer Organisation aus. Dieser Entscheidung waren allerdings heftige Kämpfe in den Blättern vorausgegangen; aber es ist kaum anzunehmen, daß der Friede hätte erhalten bleiben können, wenn die Sozialisten auch die versöhnlichste Politik befolgt hätten. Denn ob die Arbeiterpartei Sektenscharakter besaß oder nicht, die Anhänger Henry Georges waren jedenfalls eine Sekte, die auf das Heilmittel ihres Meisters eingeschworen war und jede Kritik an diesem nicht gut anders als mit dem Ausschluß der Kritiker beantworten konnte.

Das ist eben die erste und notwendige Voraussetzung für die Anwendbarkeit dieser marxistischen Taktik, die der Arbeiterbewegung nicht ein Gesetz aufzwingen, sondern vielmehr ihr das Gesetz ihrer Bewegung gleichsam ab-

lauschen will, daß diese Arbeiterbewegung sich nicht unter der ausschließenden Herrschaft einer Sekte vollzieht, die jeden zwingt, den Glauben an das von ihr gepriesene Allheilmittel zu teilen und zu bekennen.

Nun liegt es allerdings im Wesen jeder Partei, diejenigen Mitglieder auszuschließen, die sich nicht zu ihren Grundsätzen bekennen. Wo es also eine das Proletariat beherrschende geschlossene Arbeiterpartei gäbe, die in ihrem Programm die Grundsätze des Marxismus, die Auffassung des Klassenkampfes als des treibenden Moments der Geschichte und der Notwendigkeit, die politische Macht zu erobern, ausschloße, dort wäre die Rolle der Marxisten ungemein schwierig, sie könnten in einem solchen Falle nicht im Rahmen der von dieser Partei geleiteten Arbeiterbewegung wirken, sie müßten sie von außen her erst zu sich zu ziehen suchen. Heute besteht diese Schwierigkeit nirgends mehr; denn wenn auch die englische Arbeiterpartei kein Marxistisches Programm besitzt, so schließt sie doch die Marxisten weder theoretisch noch praktisch von der Mitarbeit aus, und ebenso ist es den amerikanischen Parteigenossen möglich, auch innerhalb der von Compers geleiteten American Federation of Labor zu wirken.

Diesen Sozialdemokraten fällt dann die in dem angeführten Zitat von Engels vorgezeichnete Aufgabe zu, den Massen „die Folgen ihrer eigenen Fehler vorher zu sagen, ihnen klarzumachen, wie jede Bewegung, die nicht die Vernichtung des Lohnsystems als letztes Ziel stets im Auge behält, irgehen und fehlschlagen muß und auf diese Weise manchen Unsinn zu vermeiden und den Prozeß wesentlich abzukürzen“.

Allerdings, so leicht, wie Engels annahm, ist diese Aufgabe keineswegs, und ihre Lösung hat ihm gerade auf dem so schwierigen Boden Englands so manche Enttäuschung bereitet. Die Agitationsweise der von Hyndman geleiteten S. D. F. verurteilte er in schärfster Weise. In bitterem Zorn schrieb er z. B. 1894 an Sorge<sup>3</sup>:

„Die Social Democratic Federation teilt mit Euren deutschamerikanischen Sozialisten die Auszeichnung, die einzigen Parteien zu sein, die es fertiggebracht haben, die Marxistische Theorie der Entwicklung auf eine starre Orthogorie herunterzubringen, zu der die Arbeiter sich nicht aus ihrem eigenen Klassengefühl heraus emporarbeiten sollen, sondern die sie als Glaubensartikel sofort und ohne Entwicklung herunterzuzwängen haben.“

Aber die von ihm warm begrüßten Gründungen der Sozialistischen Liga (1884), der im Anschluß an den berühmten Dockerstreik von 1889 aufgekommene „neue Unionismus“ brachten stets neue Enttäuschungen. Die Voraussetzung der marxistischen Taktik, die vorwärtsstrebende Bewegung der proletarischen Massen, blieb in England lange Zeit aus, und was von Arbeiterbewegung überhaupt vorhanden war, wurde zum großen Teil von durchaus rückständigen Gesinnungen beherrscht. Davon also, daß die Bewegung an ihren eigenen Fehlern gelernt und durch diese Erkenntnis gewachsen wäre, konnte unter diesen Umständen lange Zeit nicht die Rede sein. Deshalb nahm Kautsky mit Recht die S. D. F. in Schutz.

„Es ist nicht richtig,“ sagte er,<sup>4</sup> „wenn man meint, die Hauptsache sei die Organisation einer selbständigen Arbeiterpartei. Bestehe sie einmal, so werde die

<sup>3</sup> Briefe an Sorge, S. 412.

<sup>4</sup> Kautsky, „Sekte oder Klassenpartei?“, Neue Zeit, Jahrg. 1908/09, 2. Band, S. 10 ff.

Logik der Tatsachen ihr schon Sozialismus einbläuen. Man vergißt, daß jener Sozialismus, der einzig das Proletariat zusammenzuhalten und zum Siege zu führen vermag, der Sozialismus des Klassenkampfes, keine so einfache Sache ist, die an der Oberfläche der Dinge liegt. Wohl sind die Proletarier durch ihre Klassenlage besser veranlagt, ihn zu begreifen, als bürgerliche Elemente; wohl bietet ihnen eine selbständige Klassenpartei die beste Grundlage dazu, aber trotzdem bedarf es doch einer Reihe theoretischer Erkenntnisse, um zum Verständnis der tieferen Zusammenhänge der kapitalistischen Produktionsweise und damit des Wesens der Klassen und ihrer historischen Aufgaben zu kommen, ohne die eine wirklich selbständige, nicht bloß organisatorisch, sondern auch geistig von der Bourgeoisie unabhängige dauernde Klassenpartei des Proletariats nicht möglich ist. Ja, schon die Bildung einer solchen Klassenpartei ohne diese sozialistische Einsicht ist sehr erschwert. . . . Es genügt also nicht das Streben nach Organisation einer selbständigen Massen- und Klassenpartei. Ebenso wichtig wird die sozialistische Aufklärung. Ist der S. D. F. die erstere Aufgabe nicht gelungen, so hat sie um so mehr geleistet auf dem Gebiet der zweiten.“

Diese Rolle des warnenden und mahnenden Beraters wird um so unentbehrlicher, je komplizierter und unübersichtlicher die Verhältnisse werden, unter denen die Arbeiterklasse ihre Kämpfe zu führen hat. Da wird die Erforschung der ökonomischen und politischen Verhältnisse notwendigerweise zu einem Spezialstudium, aber selbst dann ist es oft dem einzelnen nicht mehr möglich, sich allenthalben ein durchaus zutreffendes Bild von der Wirklichkeit zu machen. Deshalb ist die eingehende Diskussion aller schwebenden Fragen so unerlässlich. Die Wissenschaft ist keine individuelle, sondern eine soziale Angelegenheit. So wie heute kein Forscher die Ergebnisse der Arbeiten seiner Vorgänger und seiner Gleichstrebenden bei seinen eigenen Arbeiten entbehren kann, so ermöglicht auch erst die freieste Diskussion der Probleme und ihrer Lösungen, daß alle Seiten der Fragen herausgearbeitet und geprüft, daß die individuellen Einseitigkeiten aneinander abgeschliffen werden. Und nur durch diese Diskussion werden auch die breiteren Massen erst mit den Dingen und Ansichten vertraut gemacht, die für sie selbst von so entscheidender Bedeutung sind. Eine solche Diskussion zu unterbinden und nicht vielmehr mit allen Kräften zu fördern, wäre daher schon in ruhigen Zeiten ein schweres Verschulden gegen die Zukunft der Arbeiterbewegung. Noch mehr gilt das aber für Zeiten stürmischer Entwicklung, wo die Ansichten und Meinungen sich schroff gegenüber treten und miteinander ringen.

Gerade in solchen Zeiten handelt es sich ja auch um die folgenreichsten Entscheidungen. Und da wäre es durchaus verfehlt, wollte man sich darauf berufen, daß die Masse ja doch schließlich das Richtige findet und es die Aufgabe der Theoretiker sei, sich diesem Massenwillen zu unterwerfen.

Gewiß, wir haben das Vertrauen in die ökonomische Entwicklung, daß sie nicht nur die materiellen, sondern auch die psychologischen und organisatorischen Voraussetzungen für die Verwirklichung des Sozialismus schaffen wird. Aber deshalb kann und darf es uns nicht gleichgültig sein, auf welchem Wege das Proletariat zu diesem Ziele gelangt, welches Maß von Leiden, Enttäuschungen und Demütigungen es noch durchzumachen haben wird. Hier den Weg abzukürzen und dem Proletariat verlust- und schmerzreiche Irrwege zu ersparen, das ist die Aufgabe der sozialistischen

Theoretiker und Führer, und wer ein Herz für das Schicksal des Proletariats besitzt, der wird sich dieser Aufgabe mit aller Leidenschaft hingeben.

Als z. B. Schweitzer in der deutschen Arbeiterschaft die Illusion nährte, daß die damals in den größten Verlegenheiten stehende Regierung Bismarcks die Forderungen der Arbeiter aus freien Stücken bewilligen werde, da wandten sich nicht nur Bebel und Liebknecht mit der äußersten Leidenschaftlichkeit gegen diese Irreführung des Proletariats, die sie als eine bewußte ansahen. Engels schrieb zur Bekämpfung dieser gefährlichen Illusion, die das Proletariat auf jahre- oder jahrzehntelange Irrfahrten geführt hätten, seine Broschüre: „Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei“, in der es heißt:

„Die bestehende Regierung in Preußen ist nicht so einfältig, daß sie sich selbst den Hals abschneiden sollte. Und wenn es dahin käme, daß die Reaktion dem deutschen Proletariat einige politische Scheinkonzessionen hinwerfen sollte — um es damit zu fördern, dann wird hoffentlich das deutsche Proletariat antworten mit den stolzen Worten des alten Hildebrandliedes: „Mit dem Speere soll man Gabe empfangen, Spitze gegen Spitze.“

Und in einer geharnischten Erklärung an Schweitzer vom 24. Februar 1865 wies Marx auf einen Artikel hin, den er und Engels im Jahre 1847 in der „Deutschen Brüsseler Zeitung“ veröffentlicht hatten, und dessen markanteste Sätze lauten:

„Das Proletariat fragt nicht, was die Bourgeois bloß wollen, sondern was sie müssen. Es fragt, ob der jetzige politische Zustand, die Herrschaft der Bureaucratie, oder der von den Liberalen erstrebte, die Herrschaft der Bourgeoisie, ihm mehr Mittel bieten wird, seine eigenen Zwecke zu erreichen. Dazu hat es nur nötig, die politische Stellung des Proletariats in England, Frankreich und Amerika mit der in Deutschland zu vergleichen, um zu sehen, daß die Herrschaft der Bourgeoisie dem Proletariat nicht nur ganz neue Waffen zum Kampfe gegen die Bourgeoisie in die Hand gibt, sondern ihm auch eine ganz andere Stellung, eine Stellung als anerkannte Partei verschafft.“

Leicht ist die Aufgabe also keineswegs, die Marx dem „Kommunisten“ innerhalb der Arbeiterbewegung zuweist. Sie erfordert viel Takt und Selbstbeherrschung. Denn sie darf sich nicht darin erschöpfen, lediglich der Masse zu folgen; der sich seiner Aufgabe bewußte Sozialdemokrat muß sich auch dessen bewußt bleiben, daß jede Agitation fruchtlos ist, die einer Arbeiterbewegung von außenher Lehren aufnötigen will, die sich nicht aus der Lage und den Erfahrungen dieser Bewegung ergeben, zugleich muß er sich aber auch stets seine Pflicht gegenwärtig halten, daß er, um mit dem Kommunistischen Manifest zu sprechen, in der gegenwärtigen Bewegung zugleich die Zukunft der Bewegung zu vertreten, daß er in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorzuheben und zur Geltung zu bringen, daß er in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung zu vertreten hat.

(Schluß folgt.)

## Die englische Arbeiterklasse und der Antijakobinerkrieg.

(Zur Vorgeschichte der Internationale.)

Von N. Kjasanow.

### I.

Man kann gewiß die Tatsache, daß „im Gegensatz zu allen anderen europäischen Staaten England seit 200 Jahren keinen großen Krieg geführt hat, der nicht während seines Verlaufs die energischste Opposition im eigenem Lande fand“, in verschiedener Weise erklären, die Tatsache selbst steht fest. Sicher ist die Erklärung, die uns Kautsky gibt<sup>1</sup>, nicht ganz hinreichend. Die Invasionsgefahr spielte nicht nur während der Antijakobinerkriege, sondern auch noch während des ganzen 19. Jahrhunderts eine große Rolle, und haben die herrschenden Klassen in England diese oft gewissenlos übertrieben, so haben sie mit diesem Manöver nur dieselbe Taktik eingeschlagen, die ihre nichts weniger als „infularen“ Konkurrenten verfolgten. Selbst Engels machte in den Jahren 1859—1860 das sogenannte Volunteer-Movement mit, daß als eine Antwort auf die französischen Provokationen sich rasch entwickelte und unter der Führung der torfstischen Elemente stand.

Ganz richtig ist Kautskys Behauptung, daß sich in England dies Fehlen eines „Burgfriedens“ während der Ausföchtung eines Krieges sehr oft dadurch erklärt, daß man über seine Zweckmäßigkeit in bezug auf die Eroberung dieser oder jener Kolonien und Flottenstationen ruhig streiten konnte, ohne daß man die Gegner des betreffenden Krieges als Landesverräter zu verfolgen brauchte oder mochte. Dieser „Burgfrieden“ galt aber nur für diejenigen, die gute Aussicht hatten, vielleicht schon morgen im Ministerium zu sein, wie sie heute noch außerhalb waren. Das gilt von allen den Beispielen, die Bernstein in seinem Artikel „Der englische Radikalismus und der Krieg“ angeführt hat<sup>2</sup>. War es allen den Männern, die er nennt, möglich, ihrer Kritik im Kriege Ausdruck zu geben, ohne darin von Behörden gehemmt zu werden, so erklärt sich das einfach dadurch, daß England schon im 18. Jahrhundert kein asiatisches Land war, wo man dem Minister von gestern eine seidene Schnur schickt oder ihn in irgendeiner anderen Weise aus der Welt schafft, sondern das Land des klassischen bürgerlichen Parlamentarismus, wo die offizielle Opposition ein ebensolches Stück des Government, der Regierung, bildet, wie diejenige Fraktion der Bourgeoisie, die zurzeit die Ministerposten besetzt.

Wir wollen an ein anderes Ruhmesblatt der englischen Geschichte erinnern, das noch bis jetzt hartnäckig auch von allen denjenigen bürgerlichen Geschichtsschreibern ignoriert wird, die ihren Sympathien für Fog und seine Opposition gegen den Antijakobinerkrieg Ausdruck geben.

Es gab auch Kämpfer gegen die Antijakobinerkriege, Verteidiger der französischen Revolution, die das, was sie für ihre Pflicht hielten, heldenhaft erfüllten, trotzdem sie dafür von den Behörden in einer recht kontinentalen Weise gehemmt wurden. Auch unter den rein bürgerlichen Elementen gab es eine Opposition, die den Kampf für ihre Prinzipien ohne Rücksicht auf die Gunst des künftigen Georg IV. oder auf die mögliche Teilnahme an einem neuen Ministerium führte und die sich nicht scheute, ihre Sympathien sogar dem republikanischen Frankreich zu bezeugen und den Frieden zu fordern.

<sup>1</sup> Die Sozialdemokratie im Kriege. Nr. 1, Seite 5 der „Neuen Zeit“.

<sup>2</sup> Nr. 6 der „Neuen Zeit“.

## II.

Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg gab in England auch der inneren politischen Entwicklung einen starken Anstoß. Die Stagnation, der England nach der „glorreichen Revolution“ verfallen war, hörte auf. Der Konflikt mit den amerikanischen Kolonien verschärfte auch den Kampf zwischen den alten Parteien, zwischen den Whigs und den Tories, und erzeugte somit eine neue Reformbewegung, die sich als Ziel die weitere Demokratisierung der englischen Verfassung stellte. Um diese Zeit entwickelten sich die Elemente der radikalen Partei. Im Gegensatz zu den Whigs, die, wie Fog, nur für sehr gemäßigte Konzessionen an die neu aufstrebenden Klassen waren, nahmen die Radikalen die Traditionen der „Great Rebellion“ (großen Revolution) auf.

Im Jahre 1870 gründete John Cartwright die Society for constitutional information, gewöhnlich Constitutional Society genannt.<sup>1</sup> Sie befürwortete eine Parlamentsreform, die schon die Hauptpunkte der späteren Charte, des Programms der Chartisten, enthielt.

Die Mitglieder der Constitutional Society rekrutierten sich aus den Reihen des linken Flügels der Whigs. Hohe Eintrittsgebühren und Jahresbeiträge machten aus ihr eine eng geschlossene Gesellschaft, die daher weiteren Kreisen kaum bekannt war und bis 1789 nur ein kümmerliches Dasein fristete.

Die französische Revolution — die Erstürmung der Bastille und die Erklärung der Menschenrechte — brachte in diese und andere ähnliche Gesellschaften neues Leben. In einer von der „Society for the Commemoration of the Revolution in Great Britain“<sup>2</sup> veranstalteten Versammlung hielt Richard Price am 4. November 1789 eine Rede, in der er die Errungenschaften der englischen Revolution pries und zugleich die Verdienste der französischen Revolution hervorhob. Auf seinen Vorschlag hin nahm die Gesellschaft eine Resolution an, die die französische Nationalversammlung beglückwünschte.

Es ist diese Rede, die Burke, dem früheren Verteidiger der nordamerikanischen Rebellen, den Anlaß gab, mit seinen „Reflections on the Revolution in France“ hervorzutreten. Seine Apologie der erblichen Monarchie und der aristokratischen Verfassung einerseits und die maßlosen Angriffe gegen den „Pöbel“, gegen die „Swinish multitude“ andererseits, die leidenschaftlichsten Invektiven gegen die französische Revolution und die von ihr proklamierten Menschenrechte, die direkt auf einen Krieg gegen das ruchlose Frankreich losfeuerten, riefen in England zahlreiche Entgegnungen hervor. Den größten Eindruck machten Thomas Paines „Rights of Man“ (Menschenrechte), eine Schrift, die zugleich mit einer scharfen Kritik der historisch gewordenen Verfassung in England auch einen begeisterten Kommentar zu der Erklärung der Menschenrechte lieferte. Sie bildete eine schonungslose Kritik der Privilegien der Aristokratie und der politischen Rechtlosigkeit der Massen, die der Regierung den Anlaß gab, Paine gerichtlich zu verfolgen, und die sein Buch so populär in den Arbeiterkreisen

<sup>1</sup> Beer (Geschichte des Sozialismus in England, S. 60) macht aus ihr, durch den letzten Namen irreführend, zwei Gesellschaften.

<sup>2</sup> Gesellschaft zum Gedenken der großen Revolution in Großbritannien, gewöhnlich „Revolution Society“ genannt.

machte. Es ist der letztere Umstand, der seinem Buch seine besondere Bedeutung verleiht.

Schon das Aufblühen der radikalen Presse und die rasche Verbreitung der billigen Pamphletliteratur in den siebziger und achtziger Jahren, insbesondere durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg gefördert, weisen auf eine wachsende Aufregung in den Arbeitermassen hin. Die französische Revolution mit ihren dramatischen Ereignissen und die Nachrichten über die heroischen Taten der Pariser Arbeiterbevölkerung steigerten noch mehr das politische Interesse der englischen und schottischen Arbeiter. Zwar versuchte die Regierung, mit Hilfe von Lockspiegeln den Böbel gegen die Verteidiger der französischen Revolution aufzuheben — in Birmingham artete der Tumult in einen Ueberfall auf den berühmten Chemiker Priestley und seine Freunde aus (14. Juli 1791), wobei sein Haus und Laboratorium in Brand gesteckt wurde — sowie durch massenhaft verbreitete Pamphlete, wie die „Village Politics, addressed to all the Mechanics, Journeymen and Labourers in Great Britain“<sup>3</sup>, den Arbeitern die französische Revolution als den Ausbund aller moralischen Verwerflichkeit darzustellen; aber alle diese Versuche hatten nicht den gewünschten Erfolg. Die schon existierenden Gesellschaften entwickelten jetzt eine um so intensivere Tätigkeit. Die Constitutional Society, die seit 1785 noch kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, begann jetzt unter der Leitung von Horne Toke wieder ihre Propaganda zu betreiben und verbreitete massenhaft Paines „Rights of Man“.

Die führende Rolle gehörte aber jetzt einer neuen Gesellschaft, die von einem Arbeiter ins Leben gerufen wurde, und deren Mitglieder sich in ihrer großen Mehrheit aus Arbeitern rekrutierten.

Die Initiative zu dieser ersten politischen Bewegung unter den englischen Arbeitern ging von einem schottischen Schuhmacher aus, Thomas Hardy. Anfang Januar 1792 gründete er die „London corresponding Society“.<sup>4</sup> Im Unterschied von der Constitutional Society und noch mehr von der Revolution Society, deren Mitglieder den wohlhabenden Klassen angehörten, warb die London Corresponding Society ihre meisten Mitglieder aus den Reihen der Manufakturarbeiter und der Handwerker. Der wöchentliche Beitrag machte nur einen Penny aus. Nach der dritten Sitzung hatte die Gesellschaft, wie Hardy selbst berichtet, 41 Mitglieder und eine Barschaft von 4 Schilling 1 Penny.

<sup>3</sup> Dorfpolitik, gerichtet an alle Handwerker, Tagelöhner und Arbeiter in Großbritannien.

<sup>4</sup> Der Name ist nicht deshalb gewählt worden, wie Beer (a. a. O. S. 58) glaubt, weil das Gesetz den politischen Vereinen sich zu einem Verband zusammenzuschließen verbot. Umgekehrt war die geschickte Praxis der London Corresponding Society, die das bestehende Verbot umging, für die Regierung der Anlaß, im Jahre 1799 die Corresponding Societies Bill durchzusetzen. Auch Hatschel (Englische Verfassungsgeschichte usw., München 1913, S. 572—573), der irrtümlich die Bildung der „Corresponding Committees“ auf das Jahr 1780 ansetzt, sagt, daß das Koalitionsverbot für die politischen Vereine erst durch die Corresponding Societies Act von 1799 ausgesprochen wurde. Vgl. auch May, Thomas Erskine, The constitutional history of England, London 1863, Band II, S. 173—174, und Dicey, A. V. Law and public opinion in England, London 1905, S. 100.

Am 2. April 1792 trat die Gesellschaft mit einer Adresse hervor, die von Margarot, dem Vorsitzenden der London Corresponding Society verfaßt und von Hardy unterzeichnet war. Ihren Inhalt kann man in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Der Mensch als Individuum hat das angeborene Recht, frei zu sein. Als Mitglied der Gesellschaft ist er verpflichtet, diese Freiheit aufrechtzuerhalten. Zwar hat er bei seinem Eintritt in die Gesellschaft auf einige Rechte verzichtet, aber nur insoweit es das Gemeinwohl forderte. Nie hat er das Recht, an der Regierung teilzunehmen, preisgegeben. Ohne dieses Recht darf sich kein Mensch frei nennen.

Aus diesen Sätzen, denen man leicht den Einfluß von Thomas Paine, mit dem Hardy auch persönlich bekannt war, anmerkt, und einer Kritik der bestehenden Verfassung folgert die Adresse die Notwendigkeit einer gerechten, gleichen und allgemeinen Vertretung des Volkes im Parlament. Sie erklärt, daß die London Corresponding Society für dieses Ziel mit Waffen der Barmherzigkeit, Ueberzeugung und Uebereinstimmung kämpfen wird.

Wir haben also noch keine selbständige Arbeiterbewegung mit einem ausgesprochenen Klassencharakter vor uns. Hardy und seine Genossen bilden nur den tatkräftigsten Flügel der demokratischen Bewegung, die sich auf rein politische Reformen beschränkte. blieb aber die Constitutional Society wesentlich eine akademische Gesellschaft, so drohte jetzt die London Corresponding Society, die sich rasch in den Arbeiterkreisen ausbreitete, eine gewaltige Massenorganisation zu werden.

Unterstützt durch eine Reihe glänzender Redner und Schriftsteller wie Margarot, Gerrald, Holcroft, Thelwall tritt Hardy in Verkehr mit anderen Gesellschaften, die man, dem Beispiel der London Corresponding Society folgend, in Schottland und England (Sheffield, Leeds, Bristol, Coventry, Newcastle, Nottingham, Birmingham, Hertford, Manchester, Norwich, Edinburgh) gründete.

Die Kunde von dem Sturz der Monarchie in Frankreich wirkte auf die London Corresponding Society elektrisierend. Schon am 20. September 1792 wurde der Beschluß gefaßt, eine Glückwunschadresse an den französischen Konvent zu schicken. Man wendete sich an verschiedene andere Gesellschaften in der Provinz, um auch ihre Unterschriften zu bekommen. Die Adresse, von Margarot geschrieben, ist, wie Hardy erzählt, an den französischen Gesandten in London, Chauvelin, übergeben worden. Sie wurde in der Sitzung des Konvents vom 8. November 1792 verlesen und machte großen Eindruck. Der Konvent beschloß, die Adresse zu drucken und in alle Departements sowie an die Armeen zu senden. Da sie bis jetzt noch nie in deutscher Uebersetzung veröffentlicht wurde, geben wir sie vollinhaltlich wieder:

„Franzosen! Während die fremden Räuber unter dem Vorwand, der Gerechtigkeit zu dienen, Euer Land plündern, in ihrer Vorhut Elend und Schrecken, in ihrer Nachhut Treulosigkeit und Verrat, und gleichwohl der Welt als den einzigen Beweggrund dieser Invasion in schamlosester Weise nur Mitleid und Freundschaft verflünden, vergißt der unterdrückte Teil der Menschheit seine eigenen Leiden, um mit Euch zu fühlen. Besorgten Auges verfolgen sie die Ereignisse und richten an den allmächtigen Beherrscher des Alls die leidenschaftliche Bitte, er möge Eure Sache fördern, mit der die ihrige so innig verknüpft ist.

Geknechtet durch ein Zwangssystem der Beaufsichtigung, deren allmähliche, aber unaufhörliche Eingriffe unserer Nation alle ihre so oft gerühmten Freiheiten raubten und uns beinahe in dieselbe abscheuliche Sklaverei zurückschleuderten, aus der Ihr Euch soeben befreit habt, tun fünftausend britische Bürger den männlichen Schritt, um ihr Land von der Schande zu befreien, die ihm durch die verbrecherische Haltung der Regierung bereitet wird. Sie betrachten es als eine Pflicht der Briten, die Pioniere des menschlichen Glückes mit allen ihren Kräften zu fördern und zu unterstützen, und einer Nation, die auf einem solchen Wege fortschreitet, wie Ihr ihn wählet, ihre unverbrüchliche Freundschaft zu bezeugen.

Obwohl wir jetzt nur eine kleine Minderheit bilden, mögt Ihr überzeugt sein, Franzosen, daß unsere Zahl täglich wächst. Allerdings hält der starke Arm der Gewalt jetzt die Furchtsamen zurück. Betrüger, die ihr Geschäft frei ausüben dürfen, belügen die Leichtgläubigen, und die Intimität unseres Hofes mit notorischen französischen Verrätern übt einige Wirkung auf Unbedachtsame und Ehrgeizige aus. Wir können Euch aber versichern, Freunde und freie Männer, daß die Aufklärung bei uns gute Fortschritte macht. Die öffentliche Meinung ist aufgeregt, die gemeinsame Herrschaft der Unwissenheit und des Despotismus schwindet dahin. Man fragt sich: Was ist Freiheit? Worin bestehen unsere Rechte? Franzosen, Ihr seid schon frei, und die Briten sind im Begriff, es zu werden.

Wir weisen alle verbrecherischen Vorurteile von uns, die uns künstlich von bösegesinnten Leuten und verschmihten Hölflingen eingepflegt werden, und wir finden in den Franzosen nicht unsere natürlichen Feinde, sondern unsere Kameraden, Weltbürger und Brüder in demselben himmlischen Vater, der uns für gegenseitige Liebe und Hilfe schuf und nicht für Haß und gegenseitiges Morden auf Befehl der schwachen oder ehrgeizigen Könige und korrupten Minister.

Auf der Suche nach unseren wirklichen Feinden finden wir sie in unserer Mitte, wir werden von ihnen gemartert und sind immer die Opfer einer rastlosen, alles verderbenden Aristokratie, dieses Fluches jeder Nation unter der Sonne! Ihr habt wirklich klug gehandelt, indem Ihr sie aus Eurem Lande vertrieben habt.

So warm wir Euch den Erfolg wünschen, so ungeduldig wir den Triumph der Freiheit und die Wiedereinsetzung jedes Menschen in seine Rechte erwarten, verbietet uns das Bewußtsein unserer Pflicht als ordnungsliebende Bürger, Euch bewaffnete Hilfe zu leisten. Unsere Regierung hat die Neutralität unseres Landes proklamiert: in einem Kampf der Freiheit gegen den Despotismus bleiben die Briten neutral — o Schand! Wir haben aber unserem König eine unumschränkte Macht anvertraut, wir müssen uns daher fügen. Unsere Hände sind gebunden, aber unsere Herzen sind frei, und diese sind mit Euch.

Lasset die deutschen Despoten handeln, wie sie wollen. Wir werden uns freuen, wenn sie fallen, werden aber ihre geknechteten Untertanen bemitleiden. Wir hoffen, daß die Bewältigung ihrer Herrscher die Möglichkeit bieten wird, Millionen unserer Mitmenschen den vollen Genuß ihrer Rechte und Freiheiten zu sichern.

Mit Unmut sehen wir den Kurfürsten von Hannover<sup>5</sup> seine Truppen mit denen der Räuber und Verräter vereinigen; aber der König von Großbritannien darf nicht vergessen, daß dieses Land sein Hannover ist. Sollte er den Unterschied vergessen, dann werden wir ihn daran erinnern.

Während Ihr die beneidenswerte Ehre habt, die alleinigen Verteidiger der Freiheit zu sein, begrüßen wir schon freudig im Geiste die zahlreichen Errungenschaften, die die Menschheit genießen wird. Bleibt erfolgreich, wie wir es Euch glühend wünschen, dann wird der Dreiverband (nicht der Kronen, sondern) der Völker von Amerika, Frankreich und Britannien — Europa die Freiheit und der ganzen Welt den Frieden geben.

<sup>5</sup> Der König von England war zugleich Kurfürst von Hannover. Als solcher stand er im Krieg mit Frankreich, während England offiziell noch neutral war.

Teuere Freunde, Ihr kämpft für das Wohl der ganzen Menschheit. Mit wie blutigen Opfern es auch erkaufte ist, kein Verlust wiegt das noch nie dagewesene Privileg auf, sagen zu können, daß die Menschheit frei sei! Es gibt keine Tyrannen, keine Tyrannei mehr! Friede herrscht auf der Erde! Und das verdanken wir den Franzosen!\*

## III.

Die Adresse der London Corresponding Society kam nach Frankreich in einer Zeit, wo die Frage, ob Frankreich, als Antwort auf den Angriff der absolutistischen Mächte, die Revolution in andere Länder tragen sollte, noch nicht entschieden worden war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Adresse der London Corresponding Society — wurde sie doch in demokratischen Kreisen als Beweis des erwachenden revolutionären Geistes in England aufgefaßt — auch ein Argument zugunsten der revolutionären Kriegspropaganda lieferte, die einige Tage nachher im Dekret vom 19. November 1792 formuliert wurde.

Dem Beispiel der London Corresponding Society folgte später auch die Constitutional Society. Anfangs gab sie ihre Zustimmung zu der Adresse der London Corresponding Society, später aber entschloß sie sich, dem Konvent eine eigene Adresse zu schicken. — Sie betraute damit eine Deputation, die vom Konvent in der Sitzung vom 28. November in feierlichster Weise empfangen wurde.

Die Kriegserklärung Englands an Frankreich, die nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. erfolgte, hat die Propaganda der London Corresponding Society nicht nur nicht aufgehalten, sondern ihr noch neue Nahrung gegeben. Der Kampf um die Parlamentsreform ging Hand in Hand mit der Verherrlichung der französischen Revolution weiter. Man beschloß, einen allgemeinen britischen Konvent nach Edinburgh im November 1793 einzuberufen, um der Propaganda einen einheitlichen nationalen Charakter zu verleihen. Die London Corresponding Society schickte als ihre Vertreter Margarot und Gerrald. Die Regierung schritt sofort ein. Der Konvent wurde aufgelöst, und die meisten seiner Teilnehmer wurden verhaftet. Margarot und seine Genossen wurden sämtlich zu je 14 Jahren Verbannung nach den australischen Strafkolonien verurteilt. Die London Corresponding Society beantwortete diese Verfolgungen mit einem leidenschaftlichen Manifest, das zugleich gegen den Krieg mit dem revolutionären Frankreich gerichtet war.

Am 12. Mai 1794 wurde auch Thomas Hardy in London verhaftet. Ihm folgten Thelwall, Horne Tooke und andere. Die Habeaskorpusakte wurde suspendiert, und im November wurden alle Verhafteten wegen Hochverrats angeklagt. In seiner Rede wies der Staatsanwalt auf den Umstand hin, daß die von Hardy unterzeichnete Adresse an den Konvent Landesverrat bedeutete, indem sie die französische Republik zum Krieg gegen England anstachelte. Die Londoner Geschworenen waren nicht so patriotisch gesinnt wie die Edinburgher, und Thomas Hardy wurde am 5. November 1794 freigesprochen.

\* Saurès bringt in seiner Geschichte der französischen Revolution (La Convention, S. 202—204) auch diese Adresse, die er „vraiment belle“ (wahrhaft schön) nennt, aber es ist ihm unbekannt geblieben, daß sie von der London Corresponding Society ausging.

Unter dem Druck des Regierungsterrors lösten sich die meisten Vereine freiwillig auf. Nur die London Corresponding Society setzte ihre Tätigkeit fort und forderte in einer Reihe von Versammlungen den Frieden mit der französischen Republik.

Erst der Sturz Robespierres und die Herrschaft des Direktoriums schwächten diese Sympathiebewegung der englischen Arbeiter. Und doch setzte die London Corresponding Society ihre Tätigkeit noch bis 1799 fort, wo die Regierung ihr wie anderen Gesellschaften durch die Corresponding Societies Bill vom 19. April 1799 (39, Geo III, c 79) ein Ende bereitete. Gleichzeitig erließ die Regierung (Combination Act of 1799, 39, Geo III, c 81) ein allgemeines Verbot aller Arbeiterkoalitionen. So war die Niederlage der Revolution in Frankreich zugleich die Niederlage der ersten politischen Bewegung in England, an der die Arbeiter sich energisch beteiligten, und die „Ideologen“ der Revolution treten ihren Platz den Realisten der Ordnung ab.

Nicht für immer. Die Traditionen der London Corresponding Society lebten in England fort. Fast alle späteren Führer der englischen Arbeiter in den zwanziger und dreißiger Jahren sind durch die Schule der landesverräterischen U. C. S. gegangen. Der 5. November 1794, der Tag, an dem Thomas Hardy freigesprochen wurde, wird bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts gefeiert. Am 5. November 1830, also gleich nach der Juli-Revolution, teilte Hardy zuerst der Versammlung eine ausführliche Geschichte der Adresse an den Konvent mit.

Der Chartismus war die natürliche Fortsetzung des alten Radikalismus, so wie er in der U. C. S. vertreten gewesen war. Das Andenken der Edinburgher Märtyrer sowie das Andenken von Thomas Hardy wurde in der englischen Arbeiterklasse immer hochgehalten.

Der Gedanke einer revolutionären Allianz zwischen England und Frankreich, der immer bei jeder neuen Wiederbelebung der Arbeiterbewegung auf beiden Seiten des Kanals auftauchte und als Protest gegen die gegenseitige Verhöhnung der herrschenden Klassen trat, blieb lange in der Erinnerung der Londoner Arbeiter mit dem Namen Hardys und der U. C. S. verbunden. Für die Schuhmacher, die der englischen Arbeiterbewegung eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten lieferten<sup>7</sup>, war Hardy ein Vorbild. Und es ist kein Zufall, wenn als beredtester Vertreter der Allianz zwischen England und Frankreich Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Schuhmacher Odger hervortrat, dem die Initiative einer Adresse an die französischen Arbeiter im Jahre 1863 zuzuschreiben ist.

Der Vergleich zwischen diesen beiden Adressen ist sehr lehrreich. Man sieht gleich, wie groß der Fortschritt der englischen Arbeiterbewegung in diesen 70 Jahren war. Man sieht aber auch, wie eng noch der internationale Horizont geblieben ist, wie stark noch die Tendenz ist, in der Allianz zwischen England und Frankreich die Grundachse der ganzen internationalen Bewegung zu betrachten. Im Jahre 1863, wie im Jahre 1792, existiert für die englischen Arbeiter Deutschland noch kaum als ein wichtiges Glied der Arbeiterbewegung. War das aber im Jahre 1863 schon ein Anachronismus, so spiegelte die englische Adresse von 1792 die damalige Lage treu wider.

<sup>7</sup> Auch Thomas Holcroft, ein anderes Mitglied der U. C. S. und seinerzeit ein sehr bekannter Dichter und Schriftsteller, war früher Schuhmacher.

Für die Verfasser jener Adresse war Deutschland das Land des Manifestes des Herzogs von Braunschweig, der Hessen und der Hannoveraner.

Und die Geschichte hat gezeigt, daß nur eine Annäherung zwischen den englischen und französischen Arbeitern, die ihren Ausdruck in dem Austausch der Sympathieadressen fand, der auch formell den Ausgangspunkt der Internationalen Arbeiterassoziation bildet, imstande war, die Kluft des gegenseitigen Hasses und Neides, die immer von den Chauvinisten und Jingoisten auf beiden Seiten des Kanals erweitert wurde, zu überbrücken. Diesen Weg der internationalen Verständigung zeigten schon Ende des 18. Jahrhunderts Hardy und seine Genossen, und nur in bezug auf sie kann man die Worte Cobdens wiederholen, daß es „keinen edleren Kampf für eine edlere Sache gebe“.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Zur Wirtschaftslage Belgiens.

Eisenbahn- und Postverkehr in Belgien. — Lage der belgischen Industrie. — Getreidezufuhr. — Belgiens landwirtschaftliche Produktion. — Abhängigkeit der belgischen Eisenindustrie vom Ausland. — Die belgische Handelsflotte. — Antwerpen und Rotterdam. — Rheinland-Westfalen als industrielles Hinterland Antwerpens.

Berlin, 22. Dezember 1914.

Mit harter Hand hat der nun schon fast fünf Monate dauernde Völkerringkrieg in Belgiens reiches Wirtschaftsleben eingegriffen. Keines der übrigen am Krieg beteiligten Länder hat im gleichen Maße unter seinen Schrecken gelitten, ist doch der größte Teil des bisherigen Riesenkampfes auf belgischem Boden ausgefochten worden, und noch immer, seit mehr als zwei Monaten, wird in Westflandern mit größter Erbitterung um einen kleinen Landsegen gekämpft. Zwar in einigen der vom Krieg weniger hart heimgesuchten belgischen Gegenden beginnt sich das Wirtschaftsleben wieder zu regen, aber im ganzen sind es doch nur erste schüchterne Ansätze einer Besserung. Solange noch im Südwesten Flanderns und den angrenzenden Departements Nordfrankreichs das gewaltige Ringen großer Heeresmassen anhält, die Sperrung der Küste durch die englisch-französische Flotte jede Ein- und Ausfuhr über See verhindert und die jetzigen Eisenbahnverhältnisse im Innern Belgiens andauern, kann von einer eigentlichen wirtschaftlichen Erholung kaum die Rede sein. Die häufigen Truppenverschiebungen bedingen immer wieder Stillsetzungen des Fracht- und Personenverkehrs auf den wichtigsten durchführenden Bahnlinien, und der Mangel an Wagen sowie die Zerstörungen von Brücken und Bahnhofsanlagen bewirken, daß auch auf den Nebenlinien der Frachtverkehr sich nur sehr langsam und unregelmäßig vollzieht. Zudem sind durchweg die Frachtraten ganz beträchtlich gestiegen.

Vielleicht könnte der Automobilverkehr wenigstens teilweise Ersatz bieten. Aber ein großer Teil der Automobile ist für Kriegszwecke requiriert worden, und ferner ist in verschiedenen Landesteilen, wo durch Automobilfahrten die Bewegung der Truppen gehindert oder durch sie der feindliche Nachrichtendienst erleichtert werden könnte, die private Benutzung von Automobilen zu Fahrten über Land ganz verboten oder nur gegen Einholung besonderer Erlaubnis gestattet. Wo aber solche Hindernisse dem Automobilverkehr nicht entgegenstehen, verhindert der elende Zustand der durch Kriegs-

transporte und Truppenmärsche oder aus militärtaktischen Gründen zerstörten Landstraßen die Verwendung von Automobilen zum Transport schwerer Lasten.

Selbst um den Postverkehr ist es traurig bestellt. Die aus Deutschland herangezogenen Postbeamten sehen sich — die Notwendigkeit französisch und vlämisch zu sprechen macht noch verhältnismäßig am wenigsten Schwierigkeiten — Betriebs-, Arbeits- und Ortsverhältnissen gegenüber, die ihnen unbekannt sind, und in die sie sich erst hineinfinden müssen: eine Aufgabe, die um so schwieriger ist, als sie fast überall nicht nur auf Mißtrauen, sondern auch, und zwar nicht zuletzt bei den aus dem früheren belgischen Postdienst übernommenen, ihnen unterstellten Beamten, auf versteckte Feindschaft stoßen. Zudem hat nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der belgischen Postbeamten sich bereitefinden lassen, unter dem neuen Regime auf ihrem früheren Posten zu bleiben. Ein Teil ist geflohen; ein anderer Teil verweigert den Dienst auf Grund eines Verbotes der belgischen Regierung, das belgischen Staatsbeamten untersagt, unter den deutschen Militärbehörden ihre frühere Tätigkeit fortzusetzen; ein dritter Teil hat allerlei Forderungen gestellt, die die eingesezte deutsche Verwaltung nicht erfüllen wollte.

Die Folge dieser Verkehrsstockung ist das fast völlige Brachliegen der großindustriellen Betriebe Belgiens, denen es zudem meist an allen nötigen Rohstoffen fehlt. Vielfach haben auch die größeren Fabrikbesitzer, und zwar selbst in Gegenden, wohin die Kriegsfurie kaum gedrungen ist, wie z. B. in der Provinz Luxemburg, ihre Werke geschlossen und sich ins Ausland geflüchtet. Vornehmlich liegt die Luxusindustrie fast völlig still, ebenso die private Bautätigkeit. Freilich müssen so manche zerstörten Gebäude, in manchen Städten ganze Viertel, wieder aufgebaut werden; aber da die nicht geflohenen Hausbesitzer, die größtenteils auf einen baldigen Rückzug der deutschen Truppen hoffen, eine nochmalige Zerstörung ihres Besitzes befürchten, lassen sie vorläufig alles liegen wie es liegt. Und mit der Bautätigkeit stockt natürlich auch die Arbeit in allen den Betrieben, die Baumaterialien liefern: in der Ziegelfabrikation, Zimmerei, Bautischlerei usw. Auch in den zahlreichen Steinbrüchen Belgiens wird nicht gearbeitet, da keine Nachfrage nach Steinen besteht und überdies die Aufbewahrung und Anwendung von Dynamit aus Sicherheitsgründen verboten worden ist.

Einigermassen beschäftigt sind nur die Nahrungsmittelgewerbe und der Nahrungsmittelhandel. Aber Belgien ist ein Industriestaat, der vornehmlich für den Export arbeitet; die landwirtschaftliche Produktion liefert nur einen kleinen Teil der zur Ernährung des belgischen Volkes nötigen Lebensmittel, die Getreideerzeugung nur ein Viertel des Bedarfs. Es war deshalb vorauszusehen, daß, wenn die Zufuhr von Lebensmitteln aus den Niederlanden und von der Seeseite her aufhören würde, alsbald eine zunehmende Knappheit der nötigsten Nahrungsmittel, vornehmlich des Brotes, eintreten müßte. Diese Befürchtung hat sich denn auch als richtig erwiesen, zumal schon in den ersten beiden Kriegsmonaten von der belgischen Regierung große Getreidemassen für die Heeresbedürfnisse in Anspruch genommen worden sind. Da England kein Getreide aus dem Ausland nach Belgien hineinließ, die deutsche Regierung aber, um die Vorräte in Deutschland nicht noch mehr zu schmälern, die Zufuhr über die deutsche Grenze verhinderte, so sah die verarmte belgische Bevölkerung

einer Hungersnot entgegen. Dieses traurige Schicksal abzuwehren, hat sich vor einigen Wochen unter dem Schutz der amerikanischen und spanischen Botschafter und Gesandten in Brüssel, Haag und London ein amerikanisch-spanisches Hilfs- und Versorgungs-Komitee gebildet, das, nachdem es von dem deutschen Generalgouverneur in Brüssel die schriftliche Zusage erhalten hatte, die für die belgische Zivilbevölkerung eingeführten ausländischen Lebensmittel sollten in keinem Fall für die deutschen Truppen requiriert werden, auch von der englischen Regierung das Versprechen erwirkte, daß die für das Komitee von neutralen Häfen auf neutralen Schiffen in Rotterdam eingebrachten Lebensmittel frei nach Belgien ausgeführt werden dürfen.

Der Einkauf und die Uebersendung des ausländischen Getreides geschieht derart, daß das Komitee durch seine Zentrale in Brüssel den Bedarf feststellen und in Amerika entsprechende Getreidemengen auskaufen läßt, die, ebenso wie die eingegangenen freiwilligen Gaben des Auslandes an Geld und Naturalien nach Rotterdam verfrachtet und dort aufgespeichert werden. Von Rotterdam aus soll durch die in Belgien gebildeten Unter- und Provinzialkomitees, die mit den einzelnen Gemeinden in Fühlung zu bleiben haben, den notleidenden belgischen Bezirken das erforderliche Getreide zugeleitet werden.

Bisher funktioniert diese Verteilung jedoch noch recht schlecht, was in Anbetracht der Tatsache erklärlich ist, daß der Ankauf solcher großen Getreidemassen in den Vereinigten Staaten und ihre Verfrachtung nach Rotterdam immerhin mehrere Wochen erfordert. Die Armee-Intendantur des deutschen Generalgouvernements in Belgien hat sich deshalb bereit erklärt, den hilfsbedürftigen Gemeinden zunächst kleinere Mehlmengen vorzustrecken, unter der Bedingung, daß ihr später diese Mengen von dem Komitee in natura zurückerstattet werden. Natürlich reicht diese vorläufige Aushilfe nicht hin, um das weitere Steigen der Brotpreise aufzuhalten, die in einzelnen größeren Städten Brabants bereits Mitte Dezember 35 bis 40 Centimes pro Pfund betragen. Dagegen steht zurzeit Fleisch vielfach niedriger im Preise als in den letzten Jahren, denn da die Bauern kein Futter für ihr Vieh haben, verkaufen sie dieses zu jedem annehmbaren Preis.

Zu dieser traurigen Notlage der belgischen Bevölkerung hat der Erlaß eines Moratoriums nach Kriegsausbruch manches beigetragen; denn nachdem es einmal eingeführt war, sah sich die deutsche Verwaltung gezwungen, es mit kleinen Abänderungen bestehen zu lassen und weiter zu verlängern. Durch dieses Moratorium wurden die kleinen und mittleren Sparer daran gehindert, mochten sie ihr Geld auch noch so nötig für ihre Lebensbedürfnisse gebrauchen, ihre Einlagen von den Banken und Kassen sich zurückzahlen zu lassen. Der Abbau dieses Moratoriums — die belgische Nationalbank verwaltet allein für die Staatssparkassen über 2 Milliarden Frank Einlagen — ist deshalb eine der Vorbedingungen der Besserung des Geschäftslebens. Was nützen alle guten Ratschläge dem kleinen Geschäftsmann, wenn er weder Kredit erhält, noch sein erpartes kleines Kapital bei den Banken abzuheben vermag!

Wahrscheinlich wäre trotz der Besetzung Belgiens durch deutsche Truppen — dessen wirtschaftlicher Zusammenbruch, der die belgische Industrie-

arbeiterchaft um so schwerer trifft, als sie, abgesehen von einigen wenigen größeren Städten, gewerkschaftlich mangelhaft organisiert ist —, nicht so schnell erfolgt, wenn nicht das belgische Wirtschaftsleben auf so schwächerer Grundlage ruhte. Es ist ziemlich zweifellos, daß, wenn z. B. Holland, Schweden oder die Schweiz in gleicher Weise unter Kriegswirkungen ständen, sich ihre Wirtschaft als weit widerstandsfähiger erwiesen hätte, da sie auf einem weit sichereren Fundament ruht. Mehr noch wie irgendein anderes Land Westeuropas hat sich Belgien in den letzten Jahrzehnten von dem anschwellenden kapitalistischen Strom tragen und treiben lassen, und dieses Sichttreibenlassen hat dazu geführt, daß es nicht nur in seiner Ernährung und industriellen Ausgestaltung, sondern auch in seiner finanziellen Sicherung immer abhängiger vom Ausland geworden ist.

Wie schon vorher erwähnt wurde, erzeugt Belgien nur einen kleinen Teil seines Lebensmittelbedarfs selbst, so daß es auf ständige große Zufuhren angewiesen ist. Das gilt, wenn auch nicht im gleichen Maße, auch für England; aber England hat eine insulare Lage und eine die Zubringung sichernde gewaltige Kriegs- und Handelsflotte. Alles das fehlt Belgien. Die Intensivität des Getreidebaues ist in Belgien zwar eine verhältnismäßig hohe, ungefähr wie in Schleswig-Holstein oder der Provinz Sachsen; aber die bebaute Fläche ist in Anbetracht der starken Bevölkerung sehr klein. Die Anbaufläche für Weizen betrug 1912 rund 160 000, für Roggen 263 000, für Hafer 262 000, für Gerste 34 000 Hektar, der Ernteertrag an Weizen 418 000, an Roggen 541 000, an Hafer 509 000, an Gerste 93 000 Tonnen. Vergleichen wir diese Produktion mit den betreffenden Erntemengen Deutschlands im gleichen Jahr: Weizen und Speis 4 768 000, Roggen 11 598 000, Hafer 8 520 000, Sommergerste 3 482 000 Tonnen. Die deutsche Getreideproduktion war demnach beim Weizen über 11mal, Roggen über 20-, Hafer über 16-, bei der Gerste über 37mal größer als die Belgiens. An Volkszahl ist Deutschland aber nur  $8\frac{3}{4}$ mal größer als Belgien. Während Deutschland nach der Volkszählung am 1. Dezember 1910 64,93 Millionen Einwohner hatte, zählte die Bevölkerung Belgiens Ende 1910 7,42 Millionen Köpfe.

Und daselbe gilt für die meisten übrigen landwirtschaftlichen Produkte Belgiens: für Gemüse, Obst, Viehfutter usw. Nur die Zuckererzeugung übersteigt den inländischen Bedarf, so daß die reine Zuckerausfuhr (nach Abzug der Einfuhr) sich im Jahre 1912 auf ungefähr 44 Millionen Mark belaufen hat. Auch Kartoffeln, die teilweise in Ermangelung der Brotsfrucht als Volksernährungsmittel dienen könnten, erzeugt Belgien nur in geringer Menge: 1912 3 306 000 Tonnen — Deutschland 50 209 000 Tonnen, mehr als 15mal so viel.

Nicht viel günstiger steht es um die belgische Viehzucht. 1912 wurden 1 830 747 Stück Rindvieh und 1 348 514 Schweine, in Deutschland zu gleicher Zeit 20 182 021 Stück Rindvieh und 21 923 707 Schweine gezählt, also das Elfache an Rindvieh, das Sechzehnfache an Schweinen. Im Verhältnis noch geringer ist Belgiens Bestand an Schafen und Ziegen. Die letzte genaue Zählung dieser Tiere ist in Belgien 1895 erfolgt. Damals waren 235 722 Schafe und 241 045 Ziegen vorhanden. In Deutschland fand 1895 keine allgemeine Viehzählung statt; wir müssen deshalb auf die Zählung vom 1. Dezember 1892 zurückgreifen. In diesem Jahr wurden im Deutschen Reich 13 589 612 Schafe und 3 091 287 Ziegen gezählt.

Nun reicht aber bekanntlich in normalen Zeiten selbst die deutsche Getreide-, Obst-, Gemüse- und Viehproduktion für den einheimischen Bedarf nicht aus, noch viel weniger ist das in Belgien der Fall. Seine eigene Getreideproduktion langt z. B. nur ungefähr für drei Monate; bleibt dann die Zufuhr aus, stößt notwendig die Volksernährung. Zudem kommt unter Belgiens Nachbarländern als Lieferant von Agrarprodukten nur Holland in Betracht, und auch dieses nur in bescheidenem Maße; die angrenzenden industriellen Gebiete Nordfrankreichs und der Rheinlande erzeugen selbst nicht genügend Agrarprodukte für ihren Bedarf und bedürfen der stetigen Zufuhr. So sieht sich Belgien genötigt, seine notwendigsten Lebensmittel zumeist auf dem Seewege zu beschaffen, von Amerika, Rumänien, Südrußland usw. Dadurch aber findet sich seine Wirtschaft sofort vor eine Krise gestellt, sobald durch Krieg oder Gefährdung der Schiffsstraßen die Zufuhr ausbleibt.

Dafür besitzt freilich Belgien eine verhältnismäßig hochentwickelte Industrie; aber auch diese ist größtenteils in ihren Lebensbedingungen völlig vom Auslande abhängig. Die nötigen Roh- und Hilfsstoffe erzeugt nämlich Belgien ebenfalls nicht selbst, sondern führt sie ein. Das gilt nicht nur von der Textil- und der Lederindustrie, sondern auch von der wichtigen Holz- sowie der Eisen- und Stahlindustrie, dem bedeutendsten Industriezweig Belgiens. So hat z. B. Belgien im Jahre 1912, wenn man Ein- und Ausfuhr gegeneinander aufrechnet, für 86 Millionen Kub- und Bauholz aus dem Auslande bezogen. Noch weit abhängiger ist die Eisenindustrie von der Rohstoffzufuhr. Belgien hat im Jahre 1911 nur rund 151 000, 1912 167 000 Tonnen Eisenerz gefördert, von denen aber nur 55 000 bis 60 000 Tonnen im Lande blieben; das andere wurde ausgeführt. Der Verbrauch an Eisenerzen betrug in diesen Jahren jedoch rund 5,44 und 5,96 Millionen Tonnen, so daß Belgien nur ungefähr 1 Prozent der verarbeiteten Eisenerze selbst gefördert hat, etwa 99 Prozent wurden aus Frankreich (größtenteils dem Erzbezirk von Briey), dem Großherzogtum Luxemburg, Deutsch-Lothringen und Spanien bezogen.

Diese völlige Abhängigkeit ihrer Betriebe von der fremden Erzzufuhr scheint selbst in den belgischen Eisenindustriellen ernste Bedenken erregt zu haben, denn neuerdings haben sie im französischen Departement Meurthe-et-Moselle und in Luxemburg verschiedene Grubenzonifikationen und Beteiligungen erworben. Indes reichte das aus der Erzeinfuhr gewonnene Roheisen (im Jahre 1912 rund 2 301 000 Millionen Tonnen) noch keineswegs zur Stahlfabrikation aus, so daß noch ungefähr 780 000 Tonnen Roheisen im Wert von 46 Millionen Mark hinzugekauft werden mußten.

Der zum Verhüttungsprozeß notwendige Koks wird vorläufig noch in Belgien selbst hergestellt, und zwar fast ausschließlich im Hennegau und Rütticher Gebiet, doch nimmt die Verwendung von ausländischem Koks immer mehr zu. Im Jahre 1912 betrug der Ausfuhrüberschuß noch 57 000 Tonnen; schreitet aber die Entwicklung nach dem Krieg in einigermaßen gleichem Tempo fort wie bisher, so wird Belgien sich schon in wenigen Jahren auf immer größere Bezüge von ausländischem Koks und Kokssteinen zur Aufrechterhaltung seiner Hüttenbetriebe angewiesen sehen. Bei den Steinkohlen hat bekanntlich längst die Einfuhr die Ausfuhr überholt; im Jahre 1912 hatte der Einfuhrüberschuß bereits einen Wert von 45 Millionen Mark.

Es ist eine Eigenheit der kapitalistischen Entwicklung, daß sie nationale Grenzen nicht respektiert, sondern hinüber und herüber ihre Fäden knüpft und das Gefüge des wirtschaftlichen Aufbaus dort verbindet, wo sich die geeigneten Verbindungsmittel vorfinden, so daß ein weitverzweigter ineinandergreifender Mechanismus entstanden ist, dessen Störung an der einen Stelle sofort auch andere Teile des Gesamtbetriebes mehr oder weniger lahmlegt; aber immerhin ist der Grad der Selbstständigkeit der einzelnen nationalen Wirtschaften innerhalb des weltwirtschaftlichen Gesamtzusammenhanges sehr verschiedenartig. Der Wirtschaftskörper Belgiens ist in seiner mannigfachen Abhängigkeit vom Auslandsmarkt ganz besonders der Störung ausgesetzt. Belgien braucht gar nicht selbst am Kriege teilzunehmen, jeder Krieg zwischen Deutschland und Frankreich oder zwischen England, den Vereinigten Staaten von Amerika, Holland usw., ja jede Hemmung des Seeverkehrs muß seine Lebensmittelversorgung und Industrie aufs tiefste beeinflussen.

Unter diesen Umständen hätte eine vorausschauende Wirtschaftspolitik vor allem dahin trachten müssen, Belgien eine eigene Handelsflotte zu schaffen, die, wenn äußerer Verwickelungen wegen die fremde Schifffahrt versagt, die Zufuhr und Ausfuhr zu übernehmen vermag. In dieser Hinsicht ist jedoch gar nichts geschehen. Die ganze Handelsflotte Belgiens bestand zu Anfang des vorigen Jahres nur aus 105 Schiffen mit einem Gesamtgehalt von 181 637 Netto-Registertons, darunter nur sieben größere Dampfer mit 16 410 Nettotons — dem Tonnengehalt nach noch nicht ein Drittel der Handelsmarine Hollands und noch nicht ein Fünftel des Schiffsparks der Hamburg-Amerika-Linie. Von Tonnengehalt der 1912 in belgische Häfen eingelaufenen Schiffe kommen denn auch nur 1 857 000 Tonnen auf belgische, 14 497 000 Tonnen auf fremde Schiffe. Fast die Dampfer aller großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften, besonders die Frachtdampfer, legen auf ihren Auslandsreisen in Antwerpen an und besitzen größtenteils dort auch eigene Kaianlagen. Und nicht nur ein großer Teil des Ueberseeverkehrs wird durch deutsche Schiffe vermittelt, auch fast der gesamte Binnenverkehr auf der Schelde und dem Rhein-Schelde-Kanal wird von deutschen Schiffen besorgt.

Und wie in dieser Beziehung hat es auch in anderer der offiziellen belgischen Handelspolitik vielfach an Voraussicht und planmäßigem Arbeiten gefehlt. Der wirtschaftliche Konkurrenzkampf zwischen Belgiern und Holländern liefert dafür bis in die allerneueste Zeit manches Beispiel, vor allem der Rivalitätskampf zwischen Antwerpen und Rotterdam. Zwar besitzt Antwerpen noch immer infolge seiner besseren Lage den größeren Schiffsverkehr; aber Rotterdam schreitet mit Riesenschritten hinterher, und in einzelnen wichtigen Handelszweigen hat es Antwerpen bereits überholt, so als Getreidehandelsplatz. Das ist um so merkwürdiger, als nicht nur der eigene Bedarf Belgiens an ausländischem Getreide viel größer ist als der der Niederlande, sondern auch Antwerpen alte gute Geschäftsverbindungen mit dem Getreidegroßhandel West- und Südwestdeutschlands besaß und zudem seine Verkehrswege nach dem Rhein mindestens so bequem und leistungsfähig sind wie die von Rotterdam ausgehenden. Aber mit einer gewissen Zähigkeit schufen in Rotterdam die Holländer die Anlagen, um Antwerpen zu schlagen, vor allem stellten sie große Elevatoren auf, von

denen vor einigen Jahren Rotterdam bereits 20, Antwerpen erst 2 besaß. So ist es ihnen gelungen, Rotterdam zum größten Getreidehafen Europas zu machen, der Antwerpen, Hamburg, London, Liverpool immermehr hinter sich läßt, und z. B. im Jahre 1911 schon für 4,01 Millionen Tonnen Getreide einfuhrte, über eine halbe Million Tonnen mehr als London und Liverpool zusammen. In den letzten Jahren hatte jedoch Antwerpen noch den größten Auslandsverkehr aller europäischen Häfen. Die Gesamttonnage der ein- und auslaufenden Schiffe betrug 1912 27,48 Millionen Registertons netto. Nur New York mit 28,84 Registertons hat einen noch größeren Auslandsverkehr. Diese Entwicklung verdankt Antwerpen vor allem seiner günstigen Lage. Es hat nicht nur das industrielle Belgien als Hinterland, sondern auch Rheinland-Westfalen; insbesondere geht fast der ganze Export der rheinisch-westfälischen und luxemburgisch-lothringischen Montanindustrie sowie der rheinischen Textilindustrie nach außereuropäischen Gebieten über Antwerpen, wie auch andererseits ein bedeutender Teil der Einfuhr in Westdeutschland seinen Weg über Antwerpen nimmt. Das spricht sich schon in den enorm hohen Ziffern des belgischen Durchgangsverkehrs, des Transit handels aus, der in den letzten Jahren über 6 Millionen Tonnen betragen hat.

Diesem Rieseneport der westdeutschen Industrieregion verdankt Antwerpen zu einem wesentlichen Teil seine schnelle Entwicklung. Doch liegt andererseits in diesem Abhängigkeitsverhältnis eine gewisse Schwäche. Wie das ganze belgische Wirtschaftsleben steht auch Antwerpens Größe auf schwachen Füßen. Es brauchen die großen Industrien Westdeutschlands ihre Ausfuhr nur über Rotterdam oder über die künstliche deutsche Rheinmündung Emden zu leiten — und mit Antwerpens bisheriger Bedeutung ist es vorbei.

Hoffentlich befreit ein baldiger Friedensschluß die schwer heimge suchte belgische Arbeiterschaft aus ihrer jetzigen traurigen Lage. Nur in wenigen Städten erhalten die Arbeiter gewerkschaftliche und städtische Geldunterstützungen, aber selbst im reichen und verhältnismäßig am besten organisierten Gent beläuft sich die gewerkschaftliche Unterstützung nur auf 6, die städtische nur auf 3 Frank pro Woche — sonst werden meist an die gänzlich erwerbslosen Arbeiterfamilien nur Suppen- und Brotmarken ausgegeben.

Heinrich Cunow.

## Landwirtschaft und Krieg.

Von Karl Marchionini.

Zur Ernährung während des Krieges stehen dem deutschen Volke im wesentlichen die eigenen Vorräte und Produkte zur Verfügung, und hier und da kann man nicht laut genug preisen, wie gut es doch gewesen sei, daß man die deutsche Landwirtschaft nicht vernachlässigt habe.

Wenn es nach der Sozialdemokratie gegangen wäre, hätte das Deutsche Reich heute wesentlich größere Mengen an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, und die Landwirtschaft wäre imstande, weit mehr zu produzieren als jetzt. Immer wieder sind wir für den technischen Fortschritt in der Landwirtschaft eingetreten. Wir haben stets empfohlen, alle Mittel der Technik in Anwendung zu bringen, um die Produktivität der ländlichen Arbeit zu erhöhen. Fortgesetzt hat die Sozialdemokratie ge-

drängt, die Anbaufläche im eigenen Lande zu erweitern durch die Urbarmachung von Debländereien und Mooren. Man hätte hierzu nur einen Teil der Mittel verwenden sollen, die man für die überseeische Kolonialpolitik und für die preußische Polenpolitik ausgegeben hat.

Gegenwärtig werden Kriegsgefangene mit der Kultivierung von Heide- und Moorgebieten beschäftigt, und man freut sich schon, daß dadurch bereits im nächsten Jahre Deutschland mehr Ackerland zur Verfügung hat. Hoffen wir, daß diese Tätigkeit auch nach dem Kriege fortgesetzt wird.

Nach Beendigung des Feldzuges wird die Landwirtschaft vor eine Reihe von Aufgaben gestellt werden, die sie erfüllen muß, wenn sie sich behaupten will. Zu dem Arbeitermangel, der ganz erheblich zunehmen wird, gesellt sich noch der Mangel an Pferden, der sich in der ersten Zeit besonders fühlbar machen wird und auch nicht schnell zu beseitigen geht.

Als der Krieg ausbrach, waren in der deutschen Landwirtschaft einige hunderttausend ausländische Arbeiter beschäftigt. Soweit sie aus Rußland und russisch-Polen stammten, wurden sie aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen zurückgehalten, und mit ihrer Hilfe wurde der Rest der Ernte geborgen und die Bestellung der Felder vorgenommen. Von den Militärbehörden wurde angeordnet, daß die im Alter von 17 bis 45 Jahren stehenden Arbeiter aus Rußland den Winter über am Orte ihrer bisherigen Arbeitsstelle zu verbleiben hätten und ohne polizeiliche Genehmigung die Grenzen des Ortspolizeibezirks nicht überschreiten dürfen. Die Arbeitgeber wurden verpflichtet, den Arbeitern während des Winters Unterkunft und Verpflegung zu gewähren. Hierfür ist von den russischen Arbeitern vom 1. Dezember ab eine Entschädigung von 50 Pfennig pro Kopf und Tag zu bezahlen. Den anderen männlichen und den weiblichen russischen Arbeitern, die an einen Arbeitskontrakt nicht gebunden waren, wurde gestattet, unter gewissen Bedingungen das Land zu verlassen. Die Landwirte wurden von den Behörden ermahnt, die ausländischen Arbeiter nicht etwa durch ungerechte Behandlung zur Erregung von Unruhen zu reizen. Der preußische Landestriegerverband stellte im Einvernehmen mit den Behörden landsturmfreie Mitglieder der Kriegervereine als Ueberwachungsmannschaften zur Verfügung. Sie sollten bewaffnet und von den Landräten mit der Eigenschaft als Polizeibeamte ausgestattet werden.

Als der Krieg ausbrach, wurde angenommen, die Landwirtschaft würde in arge Verlegenheit geraten. Denn ihr würden die besten Arbeitskräfte entzogen. Die Arbeiter wurden ins Heer eingereiht oder beim Schanzenbau beschäftigt. Dann mußten die Landwirte zahlreiche Pferde und Fuhrwerke zu Kriegszwecken zur Verfügung stellen. Von allen Seiten wollte man nun der Landwirtschaft Hilfe bringen. Es galt, die Ernte zu bergen, die Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen, und deshalb wurden den Landwirten Schulkinder, Gymnasiasten, Frauen und Mädchen aus den Städten und Arbeitslose zugeführt. Doch die ländlichen Besitzer lehnten sehr bald den größten Teil dieser Hilfskräfte ab. Es stellte sich heraus, daß bei der Reichszentrale der Arbeitsnachweise ein Ueberangebot von Arbeitskräften für die Erntearbeiten vorlag, und deshalb wurden die Schulen angewiesen, die Schüler von den Erntearbeiten zurückzuhalten.

Die Landwirte brauchten wohl Arbeitskräfte, aber sie wollten solche haben, die mit der ländlichen Arbeit vertraut und billig waren. Für

die Erntehelfer wurden zum Teil recht niedrige Löhne festgesetzt. So empfahl die westpreussische Landwirtschaftskammer als allgemein gültige Arbeitslöhne bei freier Verpflegung und Logis zu zahlen: a) für männliche erwachsene Personen 1,50—2,00 Mark, b) für weibliche erwachsene Personen 1,00—1,50 Mark, c) für Burschen 1,00 Mark. Die Beförderung auf der Staatsbahn sollte frei sein. Auch Privatbahnen gewährten Erntehelfern freie Reise. Solche Löhne waren entschieden zu gering. Dabei erhöhten sich die Einnahmen der Landwirte ganz bedeutend infolge des gewaltigen Steigens der Lebensmittelpreise.

Die Landwirte griffen nur ungern zu den Hilfskräften aus den Städten. Wo es ging, halfen sie sich gegenseitig aus; den zurückgebliebenen Arbeitern und Arbeiterfrauen wurde eine größere Arbeitsleistung zugemutet, und stellenweise wurden, wie auch in Nr. 12 des „Landarbeiters“, des Organs des Deutschen Landarbeiterverbandes, konstatiert wird, **Lohnkürzungen** vorgenommen. Als man aber sah, daß man doch nicht mit den vorhandenen Arbeitskräften auskam, wandte man sich an die Militärbehörden wegen Ueberlassung von Kriegsgefangenen. Und obwohl die sozialdemokratische Presse protestierte, wurden doch auf den Gütern Kriegsgefangene als Landarbeiter beschäftigt, die eine Anzahl Stunden für die Kost arbeiteten und für jede weitere Stunde 10 Pfennige Lohn erhielten, also sehr billig waren. Die Gefangenen wurden nur in Trupps zu 30 Mann abgegeben, und sie wurden von LandsturMLEuten bewacht. Kleine Besitzer kamen daher nicht in die Lage, Kriegsgefangene zu beschäftigen.

Ein scharfer Druck wurde dann auf die ländlichen Familien der Kriegsteilnehmer ausgeübt, um sie zu landwirtschaftlicher Lohnarbeit zu zwingen. Landräte drohten ihnen mit Entziehung der gesetzlichen Kriegsunterstützung, falls sie sich weigerten, auf dem Lande zu arbeiten. Ja, für den Landkreis Allenstein wurde sogar vom Landrat eine Verordnung eingeführt, nach der jede nach ihrem Stande, ihren Kräften und ihren Fähigkeiten geeignete Person, soweit es ihre eigenen Verhältnisse zuließen, verpflichtet war, auf Erfordern auf allen Besitzungen des Gemeinde- oder Gutsbezirks ihres Wohnortes an der Durchführung aller notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten im weitesten Sinne mitzuwirken und die ihr übertragenen Arbeiten mit der durch den Zweck gebotenen größten Sorgfalt auszuführen. Als Lohn sollte der ortsübliche Tagelohn gewährt werden, soweit nicht nach Ansicht der Ortspolizeibehörde ein höherer Lohn am Plage war, und soweit nicht besondere Akkordlöhne vereinbart waren. Gleichzeitig hatte der Landrat aber auch **Höchstlöhne** (für erwachsene männliche Arbeiter vier Mark ohne Essen, drei Mark mit Essen pro Tag) festgesetzt und **Zwiderhandlungen** gegen die Verordnung sollten mit einer Geldstrafe bis zu 30 Mark oder mit drei Tagen Haft bestraft werden.

Der Oberpräsident von Westpreußen ersuchte in einem Erlaß an die Landräte, die bereits bewilligten Familienunterstützungen und die noch eingehenden Anträge auf Bewilligung solcher daraufhin zu prüfen, ob auf Seiten der Empfänger tatsächlich Bedürftigkeit vorlag. Diese sollte grundsätzlich dann nicht angenommen werden, wenn von der Arbeitsgelegenheit kein Gebrauch gemacht würde.

Auch in anderen Provinzen ist von den Behörden in ähnlicher Weise vorgegangen worden. Der Nachweis, daß solche Verfügungen und Verordnungen den gesetzlichen Bestimmungen zuwiderlaufen, braucht an dieser Stelle nicht geführt zu werden, da ihre rechtliche Ungültigkeit unzweifelhaft feststeht. Ob die Verordnungen und Verfügungen von den höheren Instanzen außer Kraft gesetzt worden sind, ist nicht bekanntgeworden.

Es war vielen Frauen nicht möglich, ländliche Arbeit dauernd zu verrichten, und wenn andere Familien es vorgezogen haben, nicht zu arbeiten, sondern bereit waren, sich mit der dürftigen Kriegsunterstützung durchzuschlagen, so ist das ein sicherer Beweis für die überaus niedrige Bezahlung der Frauen- und Kinderarbeit auf dem Lande.

Die Landwirtschaft hat im Genossenschaftswesen, in den Landwirtschaftskammern und am Staate wertvolle Stützen gehabt. In Preußen wurden die Gestütsdirektoren angewiesen, geeignete Hengste zu landwirtschaftlichen Arbeiten gegen Uebernahme der Verpflegung zu überlassen. Auf Veranlassung des Kriegsministers wurden die zwölf Remontedepots ermächtigt, die noch nicht brauchbaren Remonten, meist dreijährige Pferde, an Landwirte zu verleihen. Und es wurde als Gegenleistung nur die Ernährung der Pferde verlangt. Die Landwirtschaftskammern vermittelten Staatsdarlehen an Landwirte, die ihre Viehbestände ergänzen wollten und bestimmte Verpflichtungen zur Durchhaltung des Viehes eingingen. Zu diesem Zwecke stellte der preußische Landwirtschaftsminister einen größeren Kredit zur Verfügung. Um in Ostpreußen die Ackerbestellung auf größeren Gütern zu sichern, wurde eine größere Anzahl Automobilmobile angeschafft, wozu der Landwirtschaftskammer ein Staatsdarlehen im Betrage von fast 1½ Millionen Mark gegeben wurde. Die Automobilmobile verteilte man gleichmäßig auf die einzelnen Kreise, in denen eine Bestellung der Felder möglich war. Damit werden die Maßnahmen des Staates für die Landwirtschaft — von der Wiederherstellung der durch den Krieg verwüsteten Gegenden sehen wir ab — noch lange nicht erschöpft sein.

Graf v. Mirbach hat bereits dem Staatsministerium den Antrag unterbreitet, eine umfassende Elektrifizierung von Ostpreußen aus Staatsmitteln als besondere Dotation in Aussicht zu nehmen. In der Begründung verweist Graf v. Mirbach auf den Arbeitermangel, der eine Folge der wiederholten Arbeiterflucht während des Krieges sei, und auf den Pferdemangel, dessen Behebung in absehbarer Zeit überhaupt nicht möglich sein dürfte. Der Wiederbelebung der wirtschaftlichen Tätigkeit der Provinz würden sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, die nur durch eine großzügige Elektrifizierung annähernd paralysiert werden könnten.

Daß die Anschaffung von Automobilmobile, die Elektrifizierung ganzer Provinzen einen bedeutenden technischen Fortschritt für die Landwirtschaft bedeuten, ist zweifellos. Wie im ganzen der Krieg auf die Landwirtschaft wirken wird, läßt sich jetzt im einzelnen noch nicht genau sagen, da man nicht weiß, wie lange er dauert, wie Deutschland dabei abschneidet, wie groß die Verwüstungen und die Menschenverluste sein werden. Aber daß nicht nur in Ostpreußen, sondern auch in anderen Landesteilen Arbeiter- und Pferdemangel die Landwirte zwingen werden, die denkbar beste Technik

in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen, ist gewiß. Diese kann sich nach dem Kriege in Deutschland nur behaupten, wenn sie alle technischen Hilfsmittel ergreift, die sich ihr bieten.

Der Arbeitermangel wird zweifellos zu einer der schwersten Sorgen der Landwirtschaft werden. Diejenigen Länder, die uns bisher ihre überschüssigen Arbeitskräfte abgaben, Rußland, Ruffisch-Polen, Galizien, haben schon bisher durch den Krieg viele Menschen verloren; sie werden nachher auf dem Lande selbst eine Arbeiternot zu verzeichnen haben und ihre Maßnahmen treffen, um einer Auswanderung zu begegnen. Bei uns hat der Krieg auch viele Lücken in die Zahl der Landarbeiter gerissen. Und ein Teil der Krieger vom Lande wird nach dem Feldzug — soweit er überhaupt noch arbeitsfähig ist — in den Städten und Industriebezirken Arbeit suchen und auch finden. Aus einem großen landwirtschaftlichen Gebiet, aus Ostpreußen, sind hunderttausende Landarbeiterfamilien durch den Krieg vertrieben worden. Man rechnet schon jetzt damit, daß ein erheblicher Teil nicht mehr nach Ostpreußen zurückkehren wird, so daß auch auf diese Weise der Landwirtschaft Arbeitskräfte verloren gehen. Und wenn es an den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete gehen wird, werden zahlreiche Landarbeiter versuchen, als Bauarbeiter lohnendere Beschäftigung zu finden.

Da wird es beizeiten heißen, auf dem Lande für die Arbeiter erträgliche Zustände zu schaffen. Man darf wohl nunmehr erwarten, daß der Reichstag die rechtliche Gleichstellung der Landarbeiter mit den Industriearbeitern vornehmen wird, damit nicht Leute, die viele Monate für die Freiheit und Unabhängigkeit des Deutschen Reiches gekämpft haben, später von den Amtsvorstehern wegen „Widerpenftigkeit“ oder vorzeitigem Verlassen der Arbeitsstelle mit Haft- und Geldstrafen verfolgt werden können. Wer der Landwirtschaft einen großen Dienst erweisen will, der Sorge dafür, daß die Ausnahmegefeße und Gesindeordnungen beseitigt werden. Auch das Wohnungswesen, die Lohn- und Arbeitsverhältnisse müssen einer gründlichen Reform unterzogen werden. Es wird notwendig sein, daß ein moderner, freiheitlicher Zug durch die Amtsstuben geht, wenn Aussicht vorhanden sein soll, daß der Landwirtschaft wenigstens ein Teil der Arbeiterschaft erhalten bleibt. Kurz vor dem Kriege hat der jetzige Oberpräsident von Ostpreußen, der früher Vorsitzender der ostpreußischen Landwirtschaftskammer war, in einer Rede in der Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralvereins Insterburg ausgeführt, daß ein gewisser Teil der Schuld an den Arbeitsverhältnissen der Landwirtschaft selbst zufalle. Die Leute zögen fort, weil sie weder gutes Auskommen noch gute Wohnungen fänden. Man kann dem Oberpräsidenten nicht vorwerfen, daß er von der Landwirtschaft nichts verstehe oder gar ihr Feind sei; denn er gehörte bisher in politischen und wirtschaftlichen Fragen zu den berufensten Wortführern der Landwirte.

Es werden ja nach dem Kriege allerlei Vorschläge gemacht werden, wie man der Landwirtschaft Arbeitskräfte zuführen und sichern könnte. Vor Ausbruch des Krieges regte man in Kreisen des Wehrvereins an, diejenigen Leute, die für den Dienst im Heer wegen körperlicher Fehler untauglich sind und in den Landsturm eingereiht werden, auf ein Jahr zur Aus-

bildung in den wichtigsten landwirtschaftlichen Arbeiten einzuziehen. Nach beendeter Ausbildung sollten die Leute von Zeit zu Zeit abwechselnd während der Ernte und der Bestellung auf einige Wochen eingezogen werden. Durch die Ausbildung solcher Arbeiter wollte man im Frieden die Arbeiterverhältnisse auf dem Lande bessern und vielleicht auch manchen Städter dauernd für die ländliche Arbeit gewinnen. Ähnliche Vorschläge, die für uns natürlich undiskutabel sind, werden sich nach dem Kriege häufen.

Die Freunde der „inneren Kolonisation“ riefen gleich nach Ausbruch des Krieges, daß nunmehr die Ansiedelung im großen Maßstabe betrieben werden müßte, schon um vermehrte Nahrungsmittel für die Bevölkerung zu schaffen. Selbstverständlich konnte diesem Wunsche nicht Rechnung getragen werden, denn zur größeren Ansiedelung gehören viele Arbeitskräfte, und die wurden bisher im Kriege verwandt. Und nach dem Feldzug werden die Aussichten für innere Kolonisation eher schlechter als besser aussehen. Schon bisher waren die Ansiedler für die Kleinstellen vielfach nicht zu finden, und nach dem Kriege wird es erst recht an Menschen fehlen, die bereit sind, neben ihrer täglichen Arbeit noch die Bürde und Sorgen eines Ansiedlers auf sich zu nehmen. Wieweit der Krieg auf die Stellung der Kleinbauern einwirken wird, bleibt abzuwarten. Sicherlich wird es viele geben, die ihren Besitz aus mancherlei Gründen verkaufen werden, oder denen er vom Hypothekengläubiger genommen werden wird.

Mit einiger Sicherheit läßt sich voraussagen, daß nach dem Kriege der Großbetrieb in der Landwirtschaft einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Dazu treiben ihn schon der Arbeiter- und Pferdemangel. Der Staat hat alles Interesse daran, daß die ländlichen Großbetriebe technisch in der vollkommensten Weise ausgestaltet werden. Deshalb greift er auch mit Darlehen tatkräftig ein. Außerdem werden viele Landwirte durch den Krieg finanziell gestärkt, da sie für ihre Produkte sehr hohe Preise erzielen. Ein Teil der Profite wird sicherlich dazu verwandt werden, die Betriebe auf eine höhere technische Stufe zu bringen, schon damit sie noch rationeller werden. Diese Entwicklung, die nur möglich ist, wenn die Arbeiterfrage einigermaßen befriedigend gelöst wird, liegt durchaus im Interesse der Landeskultur. Werden die Großbetriebe so ausgebaut, wie es wünschenswert, wie es nötig ist, dann können sie noch weit mehr Nahrungsmittel als bisher produzieren, und man wird immer mehr erkennen, daß wie in der Industrie so auch in der Landwirtschaft die Produktion des Großbetriebes die allein maßgebende ist.

### Notiz.

Die Rückwirkungen des Weltkrieges auf Palästina waren schon vor dem Eingreifen des osmanischen Reiches in den Krieg außerordentlich drückend. Wie amerikanische Zeitungen berichten, weigerten sich schon im August die Banken Anweisungen zu honorieren und sogar Depositen ihren Eigentümern zurückzuerstatten. Dampfer, die fahrplanmäßig eintreffen sollten, kamen nicht mehr an; die Post- und Telegraphenverbindung mit Europa war unterbrochen. Dazu kam schon damals die Mobilisierung in der Türkei. Die Arbeitslosigkeit wuchs von Tag zu Tag, eine furchtbare Krise brach herein. Apfelsinen, Wein und Mandeln, die sonst in

einem Wert von etwa  $2\frac{1}{4}$  Millionen Mark zum Export gelangen, sind jetzt unverkäuflich. Am schlimmsten sind aber jene armen Teufel daran, deren Einkommen aus frommen Stiftungen fließt. Diese Unterstüzungen blieben nun ganz aus; nicht nur infolge der Unterbrechung der Schifffahrt, sondern hauptsächlich deshalb, weil gerade die Gegenden Europas, woher die meisten dieser Gelder kamen, Galizien und Russisch-Polen, am schwersten unter dem Kriege leiden. Die frommen Juden dieser Länder, die früher ihre Beiträge in die Sammelbüchsen der Synagogen abliefern, sind nun entweder selbst im ärgsten Elend, oder ihre Hilfe wird durch ihre engeren Landsleute vollkommen in Anspruch genommen.

Während es unmöglich ist, die Agrarprodukte des Landes zu verschiffen, kommen auch von außen keine Nahrungsmittel an; es herrscht Teuerung, verschärft dadurch, daß nur mehr Gold als Zahlungsmittel angenommen wird. Die gesunden jungen Leute im Alter zwischen 20 und 45 Jahren werden unter die Waffen gerufen, die anderen sind zum großen Teil arbeitslos. Die Warenlager und Vorräte werden von der Armeeverwaltung requiriert; Schuhmacher, Sattler usw. werden gezwungen, ohne Entgelt für die türkische Armee zu arbeiten.

Zugleich mußten aber nicht nur viele Schulen gesperrt werden, denen die Lehrer entzogen wurden, sondern auch sehr viele Spitäler, die nicht mehr die Mittel hatten, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Auch sind die Preise für Medikamente stark in die Höhe gegangen, und selbst an Chinin fehlt es, obgleich dieses Mittel zur Bekämpfung der verbreiteten Malaria unbedingt erforderlich ist.

So sahen die Rückwirkungen des Krieges auf ein Land aus, das damals noch fernab lag von den blutigen Schlachtfeldern dieses Krieges. Seither ist ja bekanntlich auch das türkische Reich und mit ihm Palästina in den Wirbel des Krieges mit hineingerissen worden.

G. E.



## Die Künstler und der Krieg.

Von Rudolf Franz.

„Im Juli steckten wir in der Politik, in dem Schmutze niederer Interessen, in dem Programmklügel lauter Schreier. Und mit einem Schlage sehen wir all die Tugenden unserer Ahnen wieder erstehen; unsere Fehler sind in nichts zerstorben . . . Wir trugen die Maske der Dekadenz, aber das Zerrbild wich, und wir können uns wieder bewundernd betrachten: Das Antlitz ist schön und es steht uns wohl an . . .“

So schrieb — die „Tägliche Rundschau“? Nein. So schrieb der „Figaro“, am 31. August. Das heißt, es stand auch in der „Täglichen Rundschau“, nämlich zitiert. Um zu zeigen, was die Franzosen sich einbilden. Aber ganz genau dieselben Sündenbekenntnisse waren im August in deutschen Blättern zu lesen: Herrgott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie — ich gestern noch war. Da hieß es im „Berliner Tageblatt“: „Der schmachtende junge Mann mit der Pollkatolle und der Talmieleganz des Lebejünglings hat sich zum ernstern Vaterlandsverteidiger gewandelt, und die girrende junge Dame in der durch den vielverheißenden Augenaufschlag Lügen gestrafften Tugendpose ist zur gefühlsstarken deutschen Jungfrau herangereift, die von dem ins Feld ziehenden Geliebten mit tapfer niedergelämpfter Rührung Abschied nimmt.“ — Da pries Arthur Hohlischer den Zustand der

Verbrüderung, der ja in den ersten Kriegswochen so manchem gekommen zu sein schien, und fragte: „Soll nach dieser großen Zeit, die heute jeder von uns durchlebt, dieser größten Zeit seit Gedenken der heute lebenden Menschen, die alte Lauheit, Halbheit, Haß und Ueberhebung, Lüge, Hochmut und Bedrückung wieder Besitz ergreifen von uns allen? . . .“ — Und eine Persönlichkeit wie Gabriele Reuter schrieb im „Tag“ eine Philippika gegen die deutschen Frauen von gestern, gegen „diese Afterkultur, die sich zusammensetzte aus Prokentum und Geilheit“. Sie rief: „Heraus aus dem Schlemmerleben, heraus aus dem Mammonsdiens! Waren wir denn glücklich in diesem Aufschwung der Industrie, mit diesen verfeinerten Bedürfnissen . . .? . . . Laßt uns in Demut arbeiten und ringen, auf daß wir dieses deutsche Wesen, das verschüttet und zernichtet wurde von Prahlerei und Ehrgeiz, von Kleidertand und Frivolität, von allem, was ihm gegensätzlich war, erst einmal in unserem eigenen Kreise zurückerobern . . .“

Man sieht, die Stimmung gewisser Schichten des Bürgertums war von internationaler Geltung. Brachten ihre Geständnisse, die ach! so billig waren, da sie ja auf die Vergangenheit zielten, brachten sie uns etwas Neues? Durchaus nicht. Was diese Bußprediger ihren Klassen vorwarfen, hatten seit vielen Jahren sozialistische Kritiker denselben Klassen vorgeworfen; sie hatten es mit zahlreichen Beweisen belegt und waren von den damals noch unbußfertigen Sündern dafür weidlich beschimpft, verhöhnt und verfolgt worden. Besonders kraß war die Versumpfung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den schönen Künsten hervorgetreten. Nur einmal glaubten in all den Jahrzehnten selbst strenge Kritiker einen Aufschwung feststellen zu dürfen: als in den achtziger Jahren das Jüngste Deutschland einen Anlauf nahm. Aber soweit bei diesen Kritikern nicht ohnehin bloß der sozialistische Wunsch der Vater des Gedankens war, blieb es eben bei dem Anlauf, und nichts zeigt deutlicher den Bankerott der ganzen deutschen Künstlerschaft als das schmachvolle Fiasko eben jenes einzigen Anlaufes. Den Bankerott — denn was konnte es anders sein?

Nach außen war die Politik mit Anno 70 auf Jahrzehnte hinaus vollendet. Die imperialistische Expansion, gegründet auf die industrielle Weiterentwicklung, blieb dem neuen Jahrhundert vorbehalten. Im Innern aber war nichts von einer Einheit der Nation zu spüren. Die wildesten Parteikämpfe tobten, und wenn bei diesen bald der Liberalismus, bald das Zentrum und bald die Sozialdemokratie am schärfsten hergenommen wurde, so blieb zwar die konservative Klasse immer obenauf, aber von ihr war naturgemäß zu allerlezt eine schöpferische Leistung in den schönen Künsten zu erwarten. Dafür fehlte dem Ostelbiertum die Tradition und der Wille zur Gegenwart. Schied demnach diese im Besitze der Macht und also der Ruße thronende Schicht aus, so wurden die anderen Richtungen durch den politischen Kampf gefesselt, der ihre stärksten Kräfte beanspruchte. Die schwächeren Naturen aber waren allzu sehr Ethiker, um mit dem Kapitalismus durch dick und dünn zu marschieren, und waren es viel zu wenig, um sich auf die Dauer außerhalb der kapitalistischen Klassen zu stellen, in denen doch ihr ganzes materielles Dasein als Künstler wurzelte. Wie viel leichter hatten es da die Hofkünstler des Absolutismus, die nur e i n e m Herrn zu dienen brauchten! So froch die ganze Sippe der bürgerlichen Künstler mit den Jahren in das Joch, und das um so bereitwilliger, wenn

sie erst einmal, nach den Hungertagen des jugendlichen Idealismus, den Erfolg gekostet hatten oder gar von der Bourgeoisie auf den Schild gehoben worden waren.

Aber im Innern fraß der Wurm. Ja, es wurmte gerade die weicheren Naturen, wenn sie tatenlos mitansehen mußten, wie der Kapitalismus immer größeres Elend schuf oder doch enthüllte. Die Auflehnung dagegen war unmöglich, wollte man nicht die Krippe verlieren. So blieb zunächst die Regung des Mitleids offen, der denn auch nach Kräften Raum gegeben wurde. Die Armeleute-Poesie feierte Triumphe. Der so zweideutige Altruismus, der im Anblick des Elends schwelgt und sich im Gefühl der eigenen Moralität oder gar der Wohltätigkeit sonnt, wurde Trumpf. Aber so negative Empfindungen können weder dem Schaffenden noch dem Genießenden auf die Dauer genug tun. Und so stürzte man sich, im Bewußtsein der trostlosen Lage, der allgemeinen Misere, der vollständigen Hoffnungslosigkeit, auf das eigene Ich, auf das psychologische Raffinement. Die persönliche Not, das Unbefriedigtsein wurde zum Ausgangspunkt und zugleich zum Gegenstand des Kunstschaffens. Der Mangel an großen Zielen, an politischen Idealen, an unpersonlichen Interessen warf die Künstler der Genußsucht in die Arme und führte sie damit auch zur Gestaltung des intensivsten Genießens und — der aus ihm entspringenden Nöte; er führte zu jener auffallenden Bevorzugung des erotischen Momentes, die immer den Gipfel der Sch Kunst bedeutet hat. Hier hat besonders das Drama, mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten der psychologischen Dialektik, in den letzten beiden Jahrzehnten Orgien der feilschen Verderbtheit gefeiert. Und obendrein wurde das alles, im Taumel der allgemeinen Jagd nach Erfolg und Genuß, kaum einem der Beteiligten bewußt. Wohlgermerkt: klar bewußt, denn vielen lastete es gleichwohl auf dem Gemüt. Der Erfolg Wagners auf der ganzen Linie war ja das letzte und stärkste Symptom des nahenden Raßenjammers, und es ist sehr ordnungsliebend und systematisch von der Geschichte behandelt, daß sie an den Anfang desselben Jahres, in dem die Weltkatastrophe hereinbrach, den Siegeszug jenes Rastraten- und Katerdramas setzte, des „Parfüm“.

Nun trat die Katastrophe ein, und sie war so riesengroß, daß in der Tat nichts hätte besser die ganze Erbärmlichkeit des Gestern enthüllen können. Wie ein Blik traf die Erkenntnis die ehrlichsten, die alsbald den Ruf erhoben: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Aber auch denen, die weniger ehrlich oder weniger weitsichtig waren, schien es wie eine Erlösung. Was waren alle Sensationen, die der Frieden bieten konnte, gegen diese größte! Welche Ausschweifung, welche grüblerische Seelenzerfleischung, welche Marktschreierei konnte es mit der furchtbaren Wirklichkeit dieser Gegenwart aufnehmen! Hier war endlich das Erlebnis, nach dem die stumpfen Nerven der Künstler und ihres Publikums geschrien hatten! Alles wurde jetzt über Bord geworfen, gutes und schlechtes, Humanitätsduselei und Genußsucht, künstlerische Selbstsucht und menschliche Selbstsucht, Weltbürgertum und politische Indolenz; Gott, König und Vaterland kamen wieder zu Ehren.

Es wäre ganz verkehrt, die Ernsthaftigkeit dieses Erlebnisses, das der Krieg insbesondere für die deutsche Intelligenz und abermals insbesondere für ihre Künstler bedeutete, in Zweifel ziehen zu wollen. Viel zu überdrüssig waren sie der Lauheit und Flaueheit des Gestern, viel zu satt hatten

sie sich am eigenen Ich gefressen, als daß sie nicht tritifiklos sich hätten dem Scute in die Arme stürzen sollen. Mag die Geschichte später diesen ganzen Ueberschwang als tragikomisch bewerten, die Ehrlichkeit dieser plötzlichen Ueberzeugung, ja dieses Ueberzeugungswechsels kann nicht bestritten werden. Eine furchtbare, die allerschärfste Kritik der Zustände von gestern liegt in dieser Erscheinung, in der Massenbekehrung der Saulusse zu Paulussen.

Hat aber das große Erlebnis große Künstlertaten hervorgerufen? Mit nichten. Das Jahrhundertfest der Befreiungskriege war ja eben erst verklungen, ihre Ideologie wirkte noch. Und so griffen die Poeten zu den Waffen, freilich nicht ohne so nebenher dafür zu sorgen, daß doch auch ihre dichterischen Taten schnell in die Presse gelangten, wodurch die Geschichte der deutschen Lyrik um ein böses Kapitel bereichert wurde. Die Frage, weshalb bei der plötzlichen patriotischen Hochkonjunktur dieses Freiheitskampfes rein gar nichts von künstlerischer Bedeutung herausgekommen ist, muß aus mehreren Gründen späterer Untersuchung vorbehalten bleiben, aber jedenfalls steht schon jetzt fest, daß nicht einmal Körners Sammlung „Leier und Schwert“ auch nur von ferne erreicht wurde, und daß man sich höchstens auf Sammlungen mit dem wohlverdienten Titel „Orchestrion und Maschinengewehr“ gefast machen könnte. Vielleicht liegt inzwischen der Hauptgrund zu dem künstlerischen Mißerfolg dieses Krieges darin, daß die gesamten Schaffenden sich über die Stimmung der Massen, die sie doch wiedergeben wollen, in einem fundamentalen Irrtum befinden.

### Literarische Rundschau.

Arthur Dig, *Der Weltwirtschaftskrieg*. Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1914.  
Preis 80 Pf.

Drei bekannte Persönlichkeiten der deutschen Wissenschaft: G. Irmer, K. Lamprecht und Franz v. Liszt, haben sich zusammengetan, um eine Broschürenserie: „Zwischen Krieg und Frieden“ zu veröffentlichen. Zu dieser Serie gehört auch die oben angezeigte Schrift. Weit davon entfernt, tatsächliches Material über den Weltwirtschaftskrieg zu geben, seine „Waffen und seine Ziele“ wirklich zu erläutern, begnügt sich Dig mit der Behauptung, daß England den Weltkrieg aus purem Handelsneid begonnen habe, um dann seinerseits folgendes Ziel für Deutschlands Politik aufzustellen:

Da die ganze brandenburgisch-preußisch-deutsche Geschichte (dafür bürgt wohl Lamprecht?) eine fortgesetzte Betätigung des Dranges ans Meer bildet, so muß sie durch die Eroberung eines Ausganges zum offenen Atlantischen Ozean gekrönt werden. Außerdem müssen Belgien und Nordfrankreich nicht nur annektiert, sondern die Privatbesitzer müssen in diesen Gegenden enteignet werden.

Selbstverständlich müsse auch Brien und das russisch-polnische Kohlengebiet, Nord- und Mittelafrika deutsch werden und was dergleichen mehr ist. Ferner predigt A. Dig einen ewigen Boykott englischer Waren in Deutschland, obgleich er den angeblichen Boykott deutscher Waren in England als unanständig brandmarkt.

Und zu diesen Forderungen gibt Liszt seinen Segen!

Glauben die Herren Lamprecht und Liszt wirklich, mit solchen Schriften der politischen und wirtschaftlichen Zukunft Deutschlands zu dienen? Sp.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14

Ausgegeben am 8. Januar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Demokratie und auswärtige Politik.

Von Ed. Bernstein.

Faßt man den Begriff Demokratie als Bezeichnung der Parteien und Bevölkerungsschichten auf, die mehr oder weniger bestimmt die politische und soziale Gleichheit zum Leitstern ihrer Bestrebungen haben, so muß gesagt werden, daß die auswärtige Politik bisher zumeist das Schmerzenskind der Demokratie gewesen ist. Die einfachen Formeln der demokratischen Auffassung von den Rechten der Völker stießen sich immer wieder an den harten Interessentkonflikten der Staaten, wie sie von den Parteien aufgefaßt oder ausgelegt wurden, die für die Politik der Staaten den Ausschlag gaben, oder auch an eingewurzelten Vorurteilen der Volksmassen selbst. Sehen wir von solchen Staaten ab, die, wie die schweizerische Eidgenossenschaft, infolge ihrer politischen Ausnahmestellung oder, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, infolge ihrer geographischen Lage von den Interessentkonflikten der europäischen Großmächte und deren Schutzstaaten und Gefolgschaften nur mittelbar berührt werden, so ist man berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob es, eine bestimmte Epoche der großen französischen Revolution und einige Monate der Revolution von 1848 ausgenommen, überhaupt schon so etwas wie eine demokratische auswärtige Politik gegeben hat. Im allgemeinen hat sich kaum ein zweites Gebiet der Regierungstätigkeit so beharrlich der Leitung durch die Demokratie entzogen wie die auswärtige Politik.

Wir haben das in der Neuzeit ganz besonders am Beispiel der französischen Republik beobachten können. Seit der Wende von den siebziger zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich Frankreich mit wenigen Unterbrechungen schrittweise von einer noch ganz den Bourgeoisinteressen dienstbaren Republik zu einer bürgerlich-radikalen Republik entwickelt, die ihr Schwergewicht in den demokratischen Kräften des Landes sucht. Aber nur sehr zögernd ist dieser Entwicklung der inneren Politik des Landes die seiner auswärtigen Politik gefolgt. Die letztere ist unter unserm Gesichtspunkt immer eine ansehnliche Zahl Schritte hinter der ersteren zurückgeblieben.

Eine Vielheit von Gründen ist es, der wir diese Tatsache zuzuschreiben haben. Am nächsten liegt es, die Idee der Revanche für 1870/71, die so lange das Denken der Masse des französischen Volkes beherrscht hat, dafür verantwortlich zu machen, und sicher hat sie sehr viel dazu beigetragen, der auswärtigen Politik Frankreichs einen konservativen Charakter zu verleihen. Wie sie ja auch — was damit zusammenhängt — sehr lange der Demokratisierung des französischen Heerwesens entgegengewirkt hat. Damit in Verbindung steht als gleichartig wirkender Faktor das Bündnis der Republik mit dem zarischen Rußland, das den Gang der inneren Politik Frankreichs

nur recht wenig und indirekt, seine äußere Politik aber um so mehr beeinflusst hat. Die Milliarden, die Frankreich Rußland geliehen, wurden für ersteres zur Kette, die seine äußere Politik immer fester an die des Zarenreiches schmiedete, wie denn häufig genug der Gläubiger stärker an den Schuldner gekettet ist als dieser an den Gläubiger.

Zu diesen, durch äußere Umstände bedingten Gründen kommt dann noch der im Wesen der Sache selbst liegende und daher als organisch zu bezeichnende Umstand, daß die äußere Politik, die das eigene Land als ein Ganzes vertritt, ohnehin in gewöhnlichen Zeitläuften unter dem Einfluß derjenigen sozialen Mächte des Landes steht, welche die Fäden seiner politischen und wirtschaftlichen Verfassung in der Hand haben. Das sind aber in keinem Lande noch die demokratischen Massen. Selbst wo diese vermöge demokratischen Wahlrechts die Mehrheit der Volksvertreter stellen, sind sie infolge der Tatsache, daß in allen modernen Staaten Produktion und Handel überwiegend in den Händen von mehr oder weniger kapitalistischen Unternehmern sind, so lange und in dem Maße durch die Logik der Dinge außerstande gesetzt, die Wirtschaft des Landes zu leiten, als eben dieser ökonomische Zustand anhält. In der Organisation der Volkswirtschaft sind die Kapitalisten noch überall die Herrscher, und zwar ganz besonders nach außen hin. Der Konstitutionalismus der Fabrik und des Kontors, der ja ohnehin erst in seinen Anfängen ist, beschränkt sich völlig auf deren inneren Betrieb, an ihre Leitung unter kommerziellem Gesichtspunkt hat er sich noch nicht herangewagt. Die kommerzielle Leitung, die für das Einzelunternehmen in der Hauptsache die Führung des Konkurrenzkampfs im Lande selbst zur Aufgabe hat, erfordert für die Klasse der Kapitalisten zugleich die Interessenvertretung dem Ausland gegenüber. Wie aus ähnlichen Gründen verschiedenlich die äußere Politik noch dynastische Züge tragen konnte, während im Innern schon die Macht der Dynastie gebrochen war, so trägt heute die äußere Politik auch dort kapitalistische Züge, wo in der inneren Politik antikapitalistische Tendenzen starke Geltung erlangt haben.

Klar und unumwunden spricht das in bezug auf Frankreich ein Buch aus, dessen Verfasser sich als aufrichtiger Freund — ja, Bewunderer des heutigen Frankreich zu erkennen gibt. Herr Hermann Fernau schreibt in seinem im Frühjahr dieses Jahres herausgekommenen Buch über die französische Demokratie, nachdem er geschildert hat, wie das französische Kapital in der großen Finanz zusammenfließt und diese sich durch Vergabung von Stellen oder sonstige Zuwendungen an Abgeordnete parlamentarische Mehrheiten für ihre Zwecke sichert:

„Wir sehen also, daß das Kapital auf der ganzen Linie so fest und allgewaltig organisiert ist, daß ihm gegenüber die heute schon bestehenden Organisationen der Arbeit (zum Beispiel die *Confédération Générale du Travail*) wahre Lächerlichkeiten sind. Nicht das Volk ist heute schon der tatsächliche Meister des Parlaments, sondern die Finanziers. Sie haben diesen Ausdruck des Volkswillens mit ihren Kreaturen umstellt und besorgen im Parlament ihre Geschäfte. Und was sich da im Vordergrund bewegt: Der Präsident, seine Minister, die Parteiführer und großen Männer, das sind, genau gesehen, nur Puppen, die an den unsichtbaren aber festen Fäden tanzen, die man hinter den Kulissen zieht. Wenn es in der Demokratie unserer Nachbarn ehrlich herginge, dann wäre der erste „regent“ der *Banque de France* der Präsident der Republik, Baron Rothschild wäre Ministerpräsident, der Kanonensabrikant Schneider und die Direktoren der Großbanken

wären seine Minister. Aber da sich in diesem Falle der französische Bürger beklagen würde, daß er keine Rechte habe, daß die Regierung nicht der Ausdruck des Volkswillens sei usw. usw., so läßt man ihm lieber die Illusion seiner Souveränität. Die wirklichen Könige der Republik ziehen es vor, im Schatten zu bleiben, die Wirklichkeit der Macht für sich zu behalten und dem Volke den Schein der Macht zu lassen.<sup>1</sup>

Das sagt nun soweit nichts wesentlich Neues, sondern faßt nur in zugespitzter Deutung zusammen, was man oft schon in bezug auf das Kapitel von der parlamentarischen Korruption in der dritten Republik gehört hat. Auch schildert es keine Besonderheit Frankreichs oder der Republik. Denn in verschiedenen anderen Staaten ist die parlamentarische Korruption durchaus nicht geringer als dort. „Wir gehen an der Korruption zugrunde,“ erklärte dem Schreiber dieses vor ganz kurzer Zeit traurig ein überaus patriotisch gesinnter Vertreter einer Monarchie, deren Parlament auf Grund eines noch sehr undemokratischen Wahlrechts gebildet wird, und der Kauf einflußreicher Politiker hat schon zu einer Zeit stattgefunden, wo es überhaupt noch keine Parlamente gab. Zudem ist für die Fragen der auswärtigen Politik das Kaufen von Abgeordneten nur eines der Mittel, vermittels deren die Finanz Parlamente ihren Zwecken dienstbar macht und keineswegs das bedeutungsvollste. Die plumpe Form eines Seelenschachers wird die Sache ohnehin nur in Ausnahmefällen annehmen. Im allgemeinen pflegt man in vorgeschrittenen Ländern die zu gewinnenden Persönlichkeiten durch der Form nach einseitige Gunsterweisungen für ganz bestimmte Zwecke zu „interessieren“. Und das wieder machen jeweilig stets nur bestimmte Finanzgruppen, die, so mächtig sie sein mögen, doch niemals die Finanz schlechthin sind. Als soziale Erscheinung im kulturgeschichtlichen Sinne wird der heutige Einfluß der Finanz auf die Politik nicht damit erklärt, daß man auf die Bestechung von Politikern durch Finanzherren oder durch Gruppen von solchen verweist. Das Bestechen würde in neun von zehn Fällen unwirksam sein, wenn die Finanz nicht infolge ihrer engen Verbindung mit der Welt der sonstigen großen und kleinen Kapitalisten durch Kredit- und Aktienwesen überhaupt einen breiten Resonanzboden in der Nation hätte. Nicht ihre Verfügung über Mittel der Bestechung, sondern ihre Eigenschaft als Sachwalterin großer materieller Interessen der Bourgeoisie im allgemeinen erklärt zuletzt den heutigen Einfluß der Finanz auf die Politik.

Infolge des vorerwähnten Umstandes aber, daß die soziale Macht, die wir zusammenfassend die Finanz nennen, in den Großstaaten der Gegenwart aus Finanzgruppen mit auseinandergehenden und oft sogar entgegengesetzten Interessen besteht, ergibt sich die Tatsache, daß ihr politischer Einfluß trotz allen Kaufs von Parlamentariern doch nur ein sehr begrenzter ist. Namentlich in einer so lebendigen Demokratie, wie das heutige Frankreich sie darstellt. Mit all ihrem Einfluß auf die Parlamentarier hat die französische Finanz, die durch die gesellschaftliche Stellung ihrer Leiter zu den konservativen Gesellschaftsschichten hingezogen wird, es nicht verhindern können, daß Frankreich sich auf sehr weiten und wichtigen Gebieten der politischen und sozialen Gesetzgebung und Verwaltung zunehmend im Sinne der Demokratie entwickelt hat. Um ihre jeweiligen Geschäftszwecke durch-

<sup>1</sup> Hermann Fernau: Die Demokratie in Frankreich. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstätte. München und Leipzig 1914. Dunder und Humblot. 350 S. 8°. (5 Mark.) S. 32—33.

zufehen, hat sie dem demokratischen Geist der Nation ein Zugeständnis nach dem andern machen müssen. Fernau stellt das selbst fest, er läßt, um sein Bild zu gebrauchen, die französische Finanz in der inneren Politik am Schaufeln ihres eigenen Grabes mitwirken. Die Könige der Republik hätten, führt er aus, die weltliche und völlig unentgeltliche Volksschule geschaffen, ferner ein Unfallgesetz, ein Koalitions-, Preß- und Versammlungsgesetz und Redefreiheit, wie „wir anspruchlosen Deutschen sie nur vom Hörensagen“ kannten, und ebenso würden sie „in jene gründliche Aenderung des Wahlrechts willigen müssen — das Verhältniswahlssystem —, die wenigstens eine teilweise Gesundung vom Geschäftsparlamentarismus ermöglichen wird“. (S. 34.) Von der Absicht hingerissen, den Deutschen ein Muster zu zeigen, malt unser Verfasser, wo er diese Entwicklung im einzelnen schildert, etwas zu rosig. Aber im ganzen führt er hinsichtlich der Wirkung der Demokratie in Frankreich doch viel Beachtenswertes vor. Namentlich die Kapitel über die Trennung von Staat und Kirche samt ihren Folgen und über den Kampf um die Schule Frankreichs sind besonders lesenswert und würden ein längeres Verweilen bei ihnen lohnen. Aber sie treten heute an Interesse zurück gegen das achte Kapitel seines Buches, das die Ueberschrift trägt: „Die Friedensgarantien der französischen Demokratie“ und das, wie er schreibt, „ein möglichst klares Bild jener modernen kriegshindernden Faktoren“ zeichnen will, „die, ganz abseits von jeder Sentimentalität in der französischen Demokratie bereits schärfer als anderswo zutage tretend, im heutigen Kulturleben auf eine wirksame Verhinderung der Kriege und auf eine endliche Verwirklichung des Abrüstungsgedankens hinzuwirken beginnen“. (S. 170.) Der Schluß dieses Satzes verbietet es, von vornherein das Kapitel als durch den gegenwärtigen Krieg widerlegt zu überschlagen. Denn es verkündet nur eine Entwicklung zur Verhinderung der Kriege, aber noch nicht den vollendeten Zustand des gesicherten Friedens. Es würde also zu unterfragen sein, ob der jetzige Krieg bloß eine Entwicklung unterbrochen hat, deren von Fernau behauptete Friedenstendenz durch seine Tatsächlichkeit nicht widerlegt ist, oder als Beweis für ihre falsche Einschätzung durch Fernau gelten kann.

\* \* \*

Vier Faktoren sind es, die Fernau als Friedensbürgen der französischen Demokratie vorführt, und es wird nicht wenig überraschen, als ersten davon keine andere Potenz bezeichnet zu sehen als — die französische Hochfinanz. Als zweiten nennt Fernau den Unglauben und als damit in Zusammenhang stehend das Nichtwachsen der Bevölkerung, als dritten die Gesinnung der französischen Lehrerschaft und als vierten den demokratischen Gedanken selbst. Sehen wir zu, wie oder warum diese Faktoren als Friedensbürgen erscheinen.

In bezug auf die Hochfinanz ist die Sache bei Fernau ein einfaches Rechenexempel. Die Hochfinanz sei zwar als Mitbesitzerin der großen Geschützwerte Frankreichs, die vom bewaffneten Frieden Vorteil ziehen, sehr am Fortbestand und der möglichststen Steigerung dieses bewaffneten Friedens interessiert. Da sie aber in noch viel höherem Grade mit ihren 38 Milliarden ausländischen Außenständen Geldgeberin der Welt ist, und der Krieg eine ungeheure Entwertung der Anleihen und sonstigen Wertpapiere zur Folge hat, sei sie auch in so viel höherem Grade am Frieden selbst inter-

effiert. Eine in ihrer Einfachheit anscheinend überaus einleuchtende Beweisführung. Aber leider etwas gar zu einfach. Blickt man die Sache näher an, so zeigt sich uns ein anderes Bild. Zunächst kann man nicht erfolgreich für Steigerung des bewaffneten Friedens wirken, ohne zugleich Gefährdungen des Friedens selbst hervorzurufen. Der bewaffnete Frieden lebt von der Wachhaltung der Kriegsgefahr. Die an ihm interessierte Hochfinanz ist daher um so mehr veranlaßt, den Glauben an die Kriegsgefahr lebendig zu erhalten, als auch die Unterbringung von Vorschüssen an das Ausland in vielen Fällen durch dessen Bedarf an Rüstungsmaterial ermöglicht wird. Sie hilft also Stimmungen und Situationen schaffen, die zum Krieg hinführen und dessen Eintreten oder Unterbleiben zuletzt von Zufälligkeiten abhängig machen, die sich jeder Vorausberechnung entziehen. Außerdem spielt eine immer größere Rolle das Interesse bestimmter Finanzgruppen an kolonialen Unternehmungen, ein Interesse, das dort, wo es mit den Interessen von Finanzgruppen des Auslandes in der gleichen Kolonialregion in Gegensatz gerät, sich oft genug in schlimmster Bedrohung des Friedens äußert. Und da Friedenstendenzen sich heutzutage fast immer nur als fromme Wünsche, Kriegstendenzen oder mit der Kriegsdrohung spielende Angriffstendenzen aber in Aufreizung der öffentlichen Meinung äußern, ist, selbst wenn es stimmt, daß der Menge ihrer Anlagen nach die Hochfinanz in ihrer Gesamtheit mehr am Frieden als am Kriege interessiert sei, damit noch immer nicht bewiesen, daß im Gesamteffekt ihrer Bearbeitung der öffentlichen Meinung sie als Faktor des Friedens bezeichnet werden kann. Fernau fällt hier der Methode zum Opfer, auf Grund der begrifflichen soziologischen Einheit einer Wirtschaftskategorie eine tatsächliche Einheit zu konstruieren, die in keinem unserer Großstaaten vorhanden ist.

Nun hat er freilich ein Beispiel, das für die Friedenstätigkeit der Hochfinanz zeugen soll. Es ist dies die Tatsache, daß, als im Sommer 1911 bei den Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland über Marokko die Kriegsgefahr brennend wurde, die Pariser Hochfinanz durch Kündigung der in viele Hunderte von Millionen gehenden Darlehen, die sie in Deutschland ausstehen hatte, in Deutschland eine schwere Geldkrise hervorrief, unter deren Einfluß die deutsche Regierung sich veranlaßt sah, das bekannte Kompromiß mit Frankreich einzugehen, das den Frieden rettete. Daran ist ein Stück Wahrheit, obwohl es Uebertreibung ist, die Abwendung der damaligen Kriegsgefahr ausschließlich auf die von der Pariser Finanz erzeugte Geldknappheit in Deutschland zurückzuführen. Soweit es aber zutrifft, hat es zur natürlichen Folge gehabt, daß man in Deutschland Maßnahmen getroffen hat, einer Wiederholung des Vorgangs vorzubeugen. Diesem Zweck diente insbesondere das Banknotengesetz von 1912, das bei seiner Schaffung vom Leiter der Reichsbank selbst als finanzielle Kriegsrüstung bezeichnet wurde und sich auch als solche bisher bewährt hat. Die Frieden schaffende Kraft jener Pariser Finanzgruppen hat nicht weiter gereicht, als ihre zeitweilige finanzielle Uebermacht. Und recht wenig hat sich Fernaus Saß bewahrt, wenn er den Abschnitt, der von diesem Punkt handelt, mit den Worten schließt:

„Wenn unsere deutschen Finanzmächter morgen, ähnlich wie in Frankreich, regierungsmächtig gemordet sein werden, wird die Sache des Friedens einen weiteren enormen Schritt voran getan haben.“

\* \* \*

Besser steht es mit dem zweiten Friedensfaktor Fernaus, betitelt: „der wachsende Unglaube und die nicht wachsende Bevölkerung Frankreichs“. Zwar übertreibt Fernau auch hier, wenn er schreibt, daß „am Grunde aller Geburten hindernden Faktoren ohne Widerrede die eine Hauptursache ruht: die Aufklärung, das heißt die ständig zunehmende Religionslosigkeit der französischen Bevölkerung“. (S. 195.) Denn es zeigen verschiedene stark klerikale Distrikte Frankreichs seit Jahrzehnten einen geringeren Prozentsatz von Geburten als erheblich minder klerikale. J. Goldstein weist in seiner Schrift „Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich“ (Berlin 1900) nach, daß in fünf Departements der überwiegend klerikalen Bretagne der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in den Jahresfünften von 1861/65 auf 1891/95 von 104 200 auf 57 800 zurückgegangen, in den viel weniger klerikalen Departements Nord und Pas de Calais dagegen von 91 000 auf 103 000 gestiegen ist. Dies obwohl die ersteren Departements zwar einen geringeren Bevölkerungszuwachs hatten, als die letzteren, aber doch auch einen Zuwachs an Bevölkerung verzeichnen konnten. Die genannten zwei nördlichen Departements haben eine starke großindustrielle Bevölkerung, und darum ist dort die Geburtenziffer immerhin noch größer, als in der Bretagne, die überwiegend bäuerlich ist. Im allgemeinen aber wird man zugeben müssen, daß die Aufklärung einen großen Anteil am Geburtenrückgang hat. Es muß mindestens die Vorstellung überwunden sein, daß im Geschlechtsleben jeder Eingriff in das Wollen von Gottes Willen Sünde sei, bevor die Geburtenverhinderung zur allgemeinen Sitte werden kann, und wenn die Kirche hierin auch eine gewisse Liberalität verträgt, so liegt doch selbst in der bedingten Anerkennung der freiwilligen Beschränkung der Geburten ein Zugeständnis des überlieferten Glaubens an die kulturelle Aufklärung. Diese stärkt das Bewußtsein von dem Recht der Menschen, durch Vorbeuge gegen die Befruchtung selbstwillig die Erzeugung von Kindern zu regulieren, und ihre Verbreitung wird daher zur Ursache, daß jene Sitte sich fest in das soziale Leben einwurzelt.

Entgegen den meisten Antiklerikalen, die es nicht wahr haben wollen, daß Aufklärung und Geburtenzahl im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen, feiert Fernau diesen Zusammenhang als eine Erscheinung, die zu den besten Hoffnungen für die kommende Kultur berechtige. Die Vorstellung, daß ein Volk sich stark vermehren müsse, um ein gesundes Volk zu sein, und daß daher ein Volk, bei dem Geburten und Sterbefälle sich ungefähr die Wage halten, ein dekadentes Volk sei, wurzle, erklärt er, lediglich im Militarismus unserer Zeit. Allerdings habe das Beharren der Volkszahl auch seine kulturellen Gefahren. Die starke Volksvermehrung aber sei „kein Imperativ der werdenden Kultur, sondern mehr ein Imperativ der heutigen Vaterlandsliebe und der intensiven Kriegsvorbereitung“. (S. 201.) Frankreich liefere den Beweis, daß zwischen dem Monismus und dem Großmachtspolitik treibenden Vaterland ein unvereinbarer Gegensatz bestehe. Wenn es, um der Aufrechterhaltung seiner Weltstellung willen, zunächst noch zu dem Mittel griff, seine Ansprüche an den Gesundheitszustand seiner Rekruten immer weiter herabzusetzen und behufs Aufrechterhaltung der Illusion der Zahl die Zeit des Kasernendienstes zu verlängern, so werde es dagegen auf die Dauer „aus rein demographischen Gründen heraus gezwungen werden, die Probleme der Volksmiliz, der internatio-

nales Schiedsgerichte, der Abrüstung usw. sympathischer und gründlicher zu diskutieren als andere Völker". (S. 206.)

Auch darin steckt ein großes Stück Wahrheit, und es ist durch Frankreichs Teilnahme am jetzigen Kriege ebensowenig widerlegt, wie die weiterhin von Fernau festgestellte Tatsache der Zunahme des antichauvinistischen Geistes in der französischen Lehrerschaft. Die Kundgebungen, die er als Beweis dafür anführt — der Anschluß eines 6000 Lehrer umfassenden Lehrerverbandes an den direkt militärfeindlichen Gewerkschaftsbund; die den „engen, eiferfüchtigen und aggressiven Chauvinismus und den interessierten Nationalismus der Geschäftsmacher“ scharf zurückweisende Resolution, welche der gegen 100 000 Mitglieder umfassende große „Freundschaftliche Lehrerverband“ im September 1912 faßte; die scharfe Unterscheidung in dieser Resolution zwischen dem „maßlosen Militarismus“ und der „defensiven Rolle der republikanischen Armee“ — das sind Früchte einer systematischen Heranbildung der Lehrerschaft Frankreichs in den besseren Traditionen des republikanischen Gedankens, auf die schon oft in den Organen unserer Partei hingewiesen wurde. Der Umstand, daß die republikanische Regierungsform nicht schon die Klassenherrschaft und Klassenkämpfe ausschließt, sondern sie unter Umständen gerade in vollster Schärfe zur Erscheinung bringt, darf nicht zur Unterschätzung ihrer Rückwirkung auf das politische Denken verleiten. Die Republik war in Frankreich zu ihrer Festigung gegen die Merikalen und monarchistischen Parteien in hohem Grade auf die Lehrerschaft als ihre Verteidiger angewiesen und mußte sie daher dazu erziehen, die Grundgedanken des Republikanismus in scharfer Unterscheidung von der monarchischen Staatsidee zu erfassen. So begriffen, führen diese Gedanken zunächst mindestens zur theoretischen Abwendung vom Kultus des Militarismus, denn geschichtlich wie auch begrifflich sind Monarchie und Militarismus auf dem gleichen Boden erwachsen. Auf die Dauer aber wird, sobald eine bestimmte soziale Gliederung des Volkes und der Kulturhöhe erreicht ist, die theoretische Abwendung zur praktischen Abkehr. Nur eine sehr äußerliche Betrachtung kann aus der Tatsache, daß bei alledem die französische Republik ihre militärische Rüstung beständig gesteigert hat, eine Widerlegung des Ausgeführten ableiten. Geschichtliche Ueberlieferungen, wie die Republik sie vom Kaiserreich auf den Weg bekommen hatte, überwinden sich nicht in wenigen Jahrzehnten, zumal, wenn sie mit einem Erbe wie die elsäß-lothringische Frage belastet waren. Auch kann keine Nation unbekümmert um das, was um sie herum vorgeht, ihre Wehrkraft bemessen. Dagegen kann festgestellt werden, daß trotz der ständigen Erhöhung der Heeresgröße Frankreich alle großen politischen Krisen, die Frankreich seit Gründung der dritten Republik durchgemacht hat — die Krise Mac-Mahon, die Boulangerkrise, die Dreyfuskrise, die Krise Delcassé (1906) —, mit der Niederlage der Militärparteien geendet haben. Bemertenswert ist ferner die starke Abschwächung der militärischen Demonstrationen in den letzten Jahrzehnten. Die Agadir-Affäre von 1911 stellte sicher das nationale Selbstgefühl der Franzosen auf eine ungleich stärkere Probe, als seinerzeit — 1887 — der Fall Schnäbele. Aber wie schwach die Kundgebungen von 1911 gegenüber denen von 1887 bis 1889! Auch die außerordentlich starke Beteiligung französischer Parlamentarier an den verschiedenen internationalen Friedensvereinigungen ist hier zu erwähnen. Fernau stellt fest,

daß 1912 von 884 Mitgliedern der beiden gesetzgebenden Körperschaften Frankreichs — Kammer und Senat — 511 der Interparlamentarischen Friedensunion beigetreten waren. Bei voller Einschätzung der Stärke der im zeitgenössischen Frankreich noch vorhandenen friedensgefährdenden Faktoren, zu denen wir trotz Fernau noch den Einfluß der Finanz auf die Politik rechnen, muß man ihm doch darin zustimmen, daß der demokratische Gedanke selbst heutzutage in der Tat ein starker Friedensfaktor ist.

\* \* \*

Wie kommt es aber, daß trotzdem die Republik sich in den jetzigen Krieg hat hineinreißen lassen, daß Frankreich unbeschadet seiner demokratischen Entwicklung am Bündnis mit dem zarischen Rußland festhält und jetzt auch die französischen Sozialisten sich mit ihm abgefunden haben?

Der zunächst in Betracht kommende Grund für die Anerkennung des gegenwärtigen Krieges durch die französische Demokratie aller Schattierungen ist in dessen unmittelbarer Herbeiführung zu suchen. Die ereignisreiche Zeit hat bei uns vielen die Erinnerung an die Vorgänge aus dem Gedächtnis gebracht, die dem Kriegsausbruch vorangegangen waren, und bei den meisten auch die Erinnerung an die Empfindungen vollständig ausgelöscht, die damals die Sozialdemokratie aller Länder beseelten. Wie aus längst vergangener Zeit würden die flammenden Proteste sie anmuten, die in der letzten Woche des Juli vorigen Jahres, wie in den Organen der Sozialdemokratie anderer Länder, so auch in den Organen der deutschen Sozialdemokratie veröffentlicht wurden gegen die Politik Oesterreichs und deren In-schutznahme durch die deutsche Reichsregierung. Einer der allerschärfsten davon war der vom Parteivorstand am 25. Juli in einer Sonderausgabe des „Vorwärts“ veröffentlichte Aufruf an die Parteigenossen zu Massenversammlungen gegen die Kriegsgefahr. Dringend wurde darin die deutsche Reichsregierung aufgefordert, falls der durch Oesterreichs Vorgehen drohend gewordene Krieg Tatsache werden sollte, unter keinen Umständen sich zur Teilnahme an ihm hinreißen zu lassen. Der Wunsch der deutschen Sozialdemokratie, daß der Friede erhalten bleibe, wurde hier wie in vielen Artikeln der Parteipresse in wärmsten Ausdrücken kundgegeben.

Es ist anders gekommen. Unter dem Einfluß der Kriegsvorgänge und der Nachwirkung unserer Abstimmung vom 4. August ist der Mehrheit der führenden Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie mit der damaligen Stimmung auch das damalige Urteil aus der Seele entschwunden. Kann man das verstehen, auch wenn man die Dinge selbst damals anders beurteilt hat, und heute anders beurteilt, als die Mehrheit unserer Genossen, so begreift man aber auch, daß Leute, für die kein Vorgang eingetreten ist, der ihr damaliges Urteil hätte verändern können — und in dieser Lage sind mit den französischen Sozial-Radikalen auch die französischen Sozialisten —, noch unverändert oder sogar höchstens noch verstärkt das empfinden, was damals gleich ihnen die Sozialdemokraten Deutschlands empfanden.

Ich kenne das Gelbbuch der französischen Regierung über den Krieg zurzeit nur erst aus den Auszügen, die der Telegraph aus ihm veröffentlicht hat. Aber man braucht es auch nicht, um die Auffassung und das Verhalten der Sozialisten Frankreichs zu begreifen. Wenn sie die Ansicht vertreten, daß die französische Regierung den Krieg nicht gewollt habe, so können sie sich

unter anderm auf das Zeugnis von Jean Saurès berufen, der am 29. Juli in Brüssel in der Sitzung des Internationalen Sozialistischen Bureaus wie auch in der großen Kundgebung im Zirkus Royal sein Wort dafür einlegte, daß die französische Regierung für den Frieden arbeite. Mit Betonung erklärte er:

„Die französische Regierung ist der beste Friedensverbündete dieser bewunderungswürdigen englischen Regierung, welche die Initiative zur Vermittlung ergriffen hat. Und sie wirkt auf Rußland durch ihre Ratschläge im Sinne der Weisheit und Geduld.“

Damals und auch in der letzten Unterredung, die er — am 31. Juli — mit Vertretern der Regierung gehabt, war Saurès energisch dafür eingetreten, daß Frankreich Rußland die Bündnispflicht kündigen müsse, wenn Rußland nicht auf die Vermittlungsvorschläge eingehe bzw. wenn es selbst den Krieg erkläre. Aber, wie sich die Dinge den Franzosen darstellten, hatte Rußland das eine getan und das andere unterlassen — war es auf alle Vermittlungsvorschläge eingegangen, und schließlich hatte auch Rußland den Krieg nicht erklärt. Der Krieg, von Deutschland an Rußland und Frankreich erklärt, war obendrein in einem Augenblick gekommen, wo Rußland die Sache eines Volkes vertrat, das in Gefahr war, von einem übermächtigen Nachbar überwältigt zu werden, und wo Rußlands und Frankreichs Gegner an ein anderes Volk das Verlangen stellten, gegen seinen Willen zum Angriff auf das letztere die Hand zu bieten. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß es in jenen Tagen auch nicht ein neutrales Land gab, dessen Arbeiterdemokratie nicht gegen Deutschland und Oesterreich schärfere Stellung genommen hätte als gegen Rußland, so wird man auch verstehen, daß um so weniger die proletarische Demokratie Frankreichs Rußland den Rücken kehren konnte. Wollte sie nicht überhaupt auf die Verteidigung ihres Landes verzichten, so mußte sie die Tatsache des Bündnisses mit Rußland als vorläufige Notwendigkeit gelten lassen.

Daß aber die Republik nicht selbst schon das Bündnis aufgegeben hatte, ist Folge des Umstandes, daß demokratische und kapitalistische Interessen lange zusammengewirkt haben, es in den Augen der Franzosen zu rechtfertigen.

Die in Frage kommenden kapitalistischen Interessen liegen auf der Hand. Gegenüber dem sich immer stärker entfaltenden Deutschen Reich konnte Frankreich seine Machtstellung in Europa nur durch ein Bündnis mit einer andern Großmacht sicherstellen. Und dazu bot sich eben Rußland dar, das schon 1870/71 gegen eine zu weitgehende Schwächung Frankreichs seine Stimme erhoben und 1875 sein kräftiges Veto eingelegt hatte, als Bismarck in jenem Jahr Niene machte, Frankreich die Wiederherstellung seiner Wehrkraft durch Androhung eines neuen Krieges zu verbieten. Die von Bismarck und seinen Nachfolgern versuchte Ablenkung Frankreichs von der Idee der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens auf die Beschäftigung mit der Kolonialpolitik konnte aber höchstens bei einem Teil der Bourgeoisie einschlagen. Bei der breiten Volksmasse mußte sie versagen, weil in deren Augen die Idee der Revanche einen demokratischen Rechtsgedanken umschloß, weil die Wiedereroberung jener Provinzen lange Zeit für sie Befreiung vergewaltigter früherer Mitbürger hieß. Solange Elsaß-Lothringen unter der Diktatur stand, galt es den Franzosen ebenso als unter-

drückt, wie den Deutschen einst Schleswig-Holstein, und war es daher sehr schwer, den demagogischen Chauvinismus der Geschäftspolitiker von dem demokratischen Gedanken der Wiederherstellung des Rechtszustandes in einem unter Diktatur stehenden Landesteil zu trennen. Das

„Vous rendez nous l'Alsace et la Lorraine“

fußte insofern auf demselben Rechtsgedanken wie unser einstiges:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,  
Deutscher Sitten hohe Wacht,  
Wahre treu, was schwer errungen,  
Bis ein schön'rer Morgen tagt.“

Erst die Einführung eines Verfassungszustandes in Elsaß-Lothringen half die Macht der Revancheidee auf die Gemüter mindern und ermöglichte die große Ausbreitung der deutsch-französischen Annäherungsbestrebungen in Frankreich, von der weiter oben gesprochen wurde, und die der Krieg nun jäh unterbrochen hat. Noch auf der diesjährigen Pfingstkonferenz des deutsch-französischen Verständigungsausschusses in Basel erklärte mir Jaurès auf das bestimmteste, daß die Gewährung der Selbstregierung an Elsaß-Lothringen im Rahmen des Deutschen Reiches für Frankreich die Frage Elsaß-Lothringen völlig aus der Welt schaffen würde. Womit wenigstens, wenn dies erreicht wäre, für die Demokratie Frankreichs das franko-russische Bündnis jede Bedeutung verloren, sie nun erst den Boden gewonnen hätte für eine wahrhaft demokratische auswärtige Politik.

Zu ihr hätte freilich auch eine Umwandlung der Diplomatie selbst im Sinne der Demokratie gehört. Indes die Franzosen sind in politischen Fragen das logischste Volk der Welt; es läßt sie nicht ruhen, ehe sie nicht einen von ihnen einmal aufgenommenen politischen Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt haben. Man durfte von ihnen erwarten, daß sie auch in bezug auf die Demokratisierung der Diplomatie radikaler vorgehen würden, als irgendeine große Nation vor ihnen. Wie notwendig diese Reform ist — was kann es greifbarer veranschaulichen als der gegenwärtige Krieg? Ein Krieg, den — man darf es aussprechen — in Wirklichkeit nicht e i n e r der Staatsmänner wirklich gewollt hat, die in den beteiligten Staaten die auswärtige Politik zu führen haben, der, um die Worte eines von der Junft zu gebrauchen, über s i e a l l e gekommen ist „wie ein Verhängnis“, und an dem doch die Diplomatie dank ihrer undemokratischen Organisation mit die Hauptschuld trägt.

In seinem Artikel „Commonsense about the War“ in der neuesten Nummer des „New Statesman“ hat George Bernard Shaw auch verschiedenes über diesen Punkt gesagt, das sich gut zum Ausgang einer Betrachtung über die Demokratisierung der Diplomatie eignet. Sie mag einem besonderen Artikel vorbehalten bleiben. Hier aber sei ein Satz aus Shaws Aufsatz vorweggenommen, der auf eine andere Seite des Themas Demokratie und auswärtige Politik hinweist. In der Einleitungsbemerkung schreibt Shaw:

„Bis Homerule aus dem gegenwärtigen Zustand aufgeschobener Belebung heraustritt, werde ich meine Eigenschaft als Ireländer bewahren, um England mit einem Stück von der Uninteressiertheit eines Ausländers und vielleicht auch etwas boshafter Lust an Austreibung seiner Eingebildetheit zu kritisieren.“

Selbst wenn Shaw sein eigenes Empfinden hier übertreibt, so beleuchten seine Worte doch eine bedeutungsvolle Erscheinung im gegenwärtigen Krieg. Die Gewährung der Selbstregierung an Irland ist eine demokratische Maßregel. Sie wurde vom Kabinett Campbell Bannerman auf die Tagesordnung gesetzt, als dieses vor neun Jahren die Regierung übernahm. Durch die Verschleppungskünste der Konservativen, denen das Haus der Lords dienstbar war, wurde ihre Verwirklichung aber immer wieder vereitelt, so daß Homerule nach vielen Mühen — die Verfassungsänderung in bezug auf das Vetorecht der Lords — zwar endlich Gesetz geworden, jedoch noch immer nicht in Kraft getreten ist. Ohne diese Verschleppung, d. h. wenn etwa Irland schon fünf oder sechs Jahre Selbstregierung hätte, würde von einer nennenswerten antienglischen Bewegung in Irland und unter den Iren Amerikas heute nicht die Rede sein. Hätte umgekehrt die Verschleppung auch diesmal wieder Erfolg gehabt, wäre es geglückt, Homerule nicht einmal Gesetz werden zu lassen, so stünden heute zwei Drittel Irlands und wahrscheinlich nahezu das ganze irische Element in Amerika und in den englischen Kolonien auf seiten der Gegner Englands. Ebenso wie ohne die Gewährung der Selbstregierung an das Transvaal und den Oranje-Freistaat Britisch-Südafrika einen ganz andern Brand erlebt hätte, als das mäßige Feuer der Beyers-Demetzchen Rebellion, und wie, ohne die entschiedene Abkehr von der antidemokratischen Verwaltung Lord Curzons in Indien, große Teile dieses letzteren jetzt in Flammen stünden.

Die Demokratie ist die beste Vorbedingung einer gesunden auswärtigen Politik. Zugleich ist aber auch, wie der Wiener Soziologe Rudolf Goldscheid in einer soeben erschienenen Schrift „Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren. Ein Beitrag zur Soziologie des Weltkrieges und Weltfriedens“ (Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag) ausgezeichnet entwickelt, eine wahrhaft demokratische innere Politik auf die Dauer unmöglich bei einer undemokratisch-imperialistischen auswärtigen Politik. Die Geschichte hat an vielen Beispielen gezeigt, daß demokratische Rechte und gesunde Demokratie zwei sehr verschiedene Dinge sind. Was aber verschiedene Leute heute völlig vergessen zu haben scheinen.

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

### III.

Etwa ein halbes Jahrhundert, von den Schlachten bei Granon und Murten (1476) bis zur Schlacht bei Bicocca (1522) hatte das europäische Kriegswesen unter dem Zeichen der Schweizer gestanden; von nun an stand es reichlich über ein Jahrhundert unter dem Zeichen der deutschen Landsknechte und des spanischen Fußvolkes, der Sieger von Bicocca.

Sie gewannen die Schlacht bei Pavia (1525), die den Kampf um die Lombardei endgültig zugunsten Karls V. entschied, und nahmen den französischen König gefangen; sie erstürmten Rom (1527) und brachten den Papst in die Gewalt des Kaisers; sie entschieden die Schlacht bei Mühlberg (1547), die den Schmalkaldischen Bund sprengte, die Führer des deutschen Pro-

testantismus, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, als Hochverräter in die Hände des Kaisers lieferte und diesen damit auf die Höhe seiner Macht hob.

Die einen wie die andern waren Söldnerscharen, doch war die nationale Farbe bei den Spaniern waschechter als bei den Deutschen, entsprechend der Tatsache, daß sich Spanien als erste moderne Großmacht zu konsolidieren begann, während das Deutsche Reich unaufhaltfam zerfiel. Im großen und ganzen hielt das spanische Fußvolk zu Karl V., der vielleicht nicht immer ein Spanier, aber sicherlich niemals ein Deutscher gewesen ist. Das spanische Heer gelangte zu neuen Formationen, indem der schweizerische Gevierthausen in kleinere taktische Körper zerlegt wurde, in Battaglien oder die noch kleineren Bataillone. Es geschah unter dem Einfluß der vervollkommenen Feuerwaffen. In den dichten Gewalthäusern, namentlich wenn sie durch ein Hindernis im Gelände aufgehalten wurden, wütete das schwere Geschütz allzu arg, während die wachsende Zahl der Musketiere in den breiten Zwischenräumen der neuen Formationen und unter deren Schutz sich frei entfalten und dauernd an der Schlacht beteiligen konnte. Hinter den Spießern, den Pikeenieren, die die eigentliche Schlachtordnung bildeten, standen sie noch weit zurück; als „Königin der Waffen“ galt nach wie vor die Pike.

Dagegen hielten die deutschen Landsknechte stärker an den drei Häufen der Schweizer fest, Vorhut, Gewalthause, Nachhut, und so auch an der Reisläufererei und der Unbotmäßigkeit, die deren Wirkung war. Bei Pavia standen ihrer 15 000 unter den kaiserlichen Fahnen, aber doch auch 5000 neben 7000 Schweizern im französischen Heere; auf dem Zuge nach Rom endete der „Vater der Landsknechte“, Georg Frundsberg, der Sieger von Bicocca, seine kriegerische Laufbahn in einem Schlaganfall, den ihm eine Meuterei seiner Kinder zuzog; im Schmalkabischen Kriege kämpfte Sebastian Schärtlin, nächst Frundsberg zurzeit der berühmteste Hauptmann der Landsknechte, auf protestantischer Seite, und auch die Landsknechte, die dem Kaiser den Sieg bei Mühlberg miterfochten hatten, wurden nach dem Siege sehr ungebärdig, angeblich weil ihr religiöses Gewissen sich regte. Denn sie waren meistens protestantischen Glaubens, während die Spanier mit starrem Fanatismus an der katholischen Kirche festhielten.

Das hinderte sie freilich nicht, jeweilig dem Heiligen Vater an Leib und Leben zu gehen. Bei der furchtbaren Plünderung Roms im Jahre 1527, einer der entsetzlichsten Verheerungen, von denen die Geschichte berichtet, erregten die Spanier durch die viehischen Bestialitäten, die sie an Frauen und Mädchen verübten, selbst das Entsetzen der Landsknechte. Und diese ließen es doch auch nicht an sich fehlen. „Wir haben Rom mit dem Sturm genommen,“ berichtete Sebastian Schärtlin, „ob sechstausend Mann darin zu Tod geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erde genommen, was wir gefunden, einen guten Teil der Stadt abgebrannt und seltsam Haus gehalten. In der Engelsburg haben wir den Papst gefunden samt zwölf Kardinälen in einem engen Saal, den haben wir gefangen, war ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr, wurden wir alle reich.“ An Stelle des gefangenen Papstes riefen die Landsknechte Martin Luther zum Heiligen Vater aus, ein ungeschlachter Scherz, der doch wie ein flüchtiges Licht über die unheimlichen Greuel glitt.

Ein sehr anschauliches Bild von dem spanisch-deutschen Heere, mit dem Karl V. bei Mühlberg gesiegt hatte, entwirft Bartholomäus Saftrow aus Greifswald in seinen Denkwürdigkeiten. Er war bei dem Heer als Abgesandter der pommerischen Herzoge eingetroffen, die mancherlei auf dem Kernholz hatten und nicht persönlich vor dem grollenden Kaiser zu erscheinen wagten. Saftrow begleitete den Zug von Halle nach Augsburg, wohin ein Reichstag ausgeschrieben war. Aus seiner lebendigen Schilderung seien einige Einzelheiten hervorgehoben, die die damaligen Heereszustände beleuchten.

In Halle kam es zu einem heftigen Scharmüchel zwischen Spaniern und Deutschen wegen eines spanischen Hengstes, den die Deutschen gestohlen hatten. Die Deutschen lagerten „auf einer schönen Wiese, einem lustigen Ort an der Saale“, die Spanier auf der Höhe um das Schloß. So hatten sie einen großen Vorteil über die Deutschen, die fast unter ihnen lagen, aber die Deutschen wehrten sich tapfer. Einen „spanischen Herrn“, den der Kaiser absandte, um den Streit beizulegen, schossen sie nieder; als dann der Kaiser seinen Neffen, den Erzherzog Maximilian, als Vermittler sandte, wurde auch dieser „spanische Bösewicht“ mit wildem Geschrei empfangen und mußte sich mit einem Schlage über den rechten Arm zurückziehen. Endlich erschien der Kaiser selbst: „Liebe Deutsche, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euren erlittenen Schaden erstatten und morgen am Tage vor euren Augen die Spanier hängen lassen.“ Darauf beruhigten sich die Deutschen und begnügten sich auch mit dem Ersatz des erlittenen Schadens, als sich am nächsten Tage herausstellte, daß von ihnen nur achtzehn, von den Spaniern aber siebzig Mann gefallen waren.

Der Heereszug bewegte sich langsam über Naumburg, Koburg, Bamberg, Nürnberg nach Augsburg. Dabei hielten die Spanier „übel Haus“. Längs des Weges, den doch der Kaiser zog, lagen der toten Körper nicht wenige. Die Spanier wirtschafteten auch übel mit Frauen und Jungfrauen, verschonten keine Weibsperson. Von Bamberg schleppten sie deren vierhundert mit nach Nürnberg und jagten sie dann geschändet zurück. Die gräßlichen Einzelheiten lassen sich heute kaum wiedergeben; Saftrow berichtet darüber mit großer Kaltblütigkeit und sagt nur: „Ist das nicht eine unartige Nation? Nach beendigtem Kriege, in Freundesland, im Beisein der kaiserlichen Majestät, da doch der Kaiser gar strenges Regiment hielt. Alle Abend, wenn er sein Zelt aufschlug, hieß er einen Galgen aufrichten, ließ sie auch tapfer anbinden. Das half jedoch nichts.“

Sobald der Kaiser in Augsburg angelangt war, ließ er wieder mitten in der Stadt hart am Rathause zu mehreren Schrecken einen Galgen erbauen und gerade gegenüber ein Gerüst, in Höhe eines mittelmäßigen Mannes, worauf „man räderte, köpfte, vierteilte und dergleichen Arbeit verrichtete“. Aber wenn der Kaiser auf dem „geharnischten Reichstag“ ein strenges Gericht über die rebellischen Fürsten hielt, so vermochte er die frommen Landsknechte nicht zu schrecken. Es lagen beim Eintreffen des Kaisers ihrer bereits zehn Fähnlein in der Stadt, die seit Monaten keinen Sold erhalten hatten und auf die Straf gelder der überwundenen Fürsten und Städte verträufelt worden waren. Als sie nun nichts erhielten und sich gar das Gerücht verbreitete, der Herzog von Alba habe die Straf gelder verspielt, meuterten sie und rückten vor den Palast des Kaisers am Weinmarkt.

„Als die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein starkes Rennen und Laufen unter den spanischen Soldaten, sie besetzten alle Gassen, die auf den Weinmarkt führten; alle Einwohner, zumal Kaufleute, die für den Reichstag köstliche Ware, seidenes Gewand, silberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelsteine angeschafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wohl geschehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung selbst hätten suchen müssen.“ Dieselbe Sorge hat offenbar auch der Kaiser gehabt, denn er beeilte sich, vor den Meuterern zu kapitulieren.

Er schickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was sie wollten. „Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte dicht am Zündloch und sagten: Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiser ihnen antworten, sie sollten sich zufrieden geben, sie würden am nächsten Tage sicher bezahlt werden. Sie aber wollten nicht abziehen, wenn sie nicht versichert würden, daß sie ungestraft bleiben sollten, weil sie dem Kaiser vor sein Logis gerückt wären. Das versprach der Kaiser, so zogen sie ab, wurden den nächsten Tag bezahlt und entlassen.“ Diese Demütigung scheint dem Kaiser nun aber angesichts des Reichstags auf die Nerven gefallen zu sein; er sann auf Rache, vermochte sie jedoch nur auf sehr unkaiserliche Weise zu befriedigen.

Nachdem sich die Fähnlein der Landsknechte zerstreut hatten, sandte er ihren Führern „einige Späher“ nach, die sich unvermerkt unter sie mischen und sie ein paar Tagereisen geleiten, dabei auf spöttische Reden über kaiserliche Majestät achten, und falls solche getan würden, sich Beistand nehmen und die Männer gefangen wieder nach Augsburg einbringen sollten. „Am andern oder dritten Abend im Wirtshaus taten die Landsknechte einen fröhlichen Trunk, denn sie hatten Geld im Säckel und vermeinten, sie seien jetzt sicher wie in Priester Johannis Land, und glaubten nicht, daß sie ihren Verräter bei sich sitzen hätten, da gedachten sie der kaiserlichen Majestät in solcher Weise: ‚O weh, ja! das sollte man Karl von Gent erlauben, Kriegerleute annehmen und sie nicht bezahlen!‘ Sie schworen dem Kaiser die schwere Not an den Hals und sagten: ‚Wir wollten ihm schon gelehrt und auf den Kopf gegeben haben, Gottes Element sollte ihn geschändet haben.‘ Auf solche Worte wurden sie ergriffen, wieder zurück nach Augsburg geführt und an den Galgen gehent.“ In immerhin größerem Stile nahmen die deutschen Landsknechte wieder am Kaiser ihre Revanche, indem sie ihn fünf Jahre später unter Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen, des „Judas von Meißn“, landsluchtig über den Brenner jagten.

Die Darstellung Saströws ist hier etwas ausführlicher wiedergegeben, weil sie unbewußt, aber deshalb in greifbarster Weise den Zusammenhang hervorhebt, der das europäische Kriegswesen im sechzehnten bis tief ins siebzehnte Jahrhundert beherrscht: die Unfähigkeit des modernen, auf kapitalistischer Grundlage entstandenen Staats einerseits ohne bewaffnete Macht zu bestehen und andererseits ein stehendes Heer zu unterhalten. Der mächtigste Fürst der Christenheit, der zugleich deutscher Kaiser und spanischer König, Herr der Niederlande und der österreichischen Erblande, Mailands und Neapels, endlich und nicht zuletzt der beiden Indien mit ihren Schätzen war, der Herrscher, in dessen Reich nach dem bekannten Worte die Sonne

nicht unterging, muß trotz Galgen und Rad, die er vor seinem Zelte aufrichtet, die greulichsten Uebelthaten seiner Soldateska dulden oder sich auch vor einer Handvoll Landsknechte demütigen, ohne sich anders rächen zu können, als durch heimtückische Hinterlist.

Der Grund davon ist aber darin zu suchen, daß der moderne Staat sich eben erst aus der feudalen Gesellschaft losrang und noch lange nicht die Fähigkeit und Kraft besaß, einen Finanz- und Verwaltungsmechanismus zu schaffen, ohne den die Herstellung eines stehenden Heeres unmöglich war.

#### IV.

Einstweilen wuchsen die Wehrkräfte des entstehenden Kapitalismus aus wilder Wurzel. Die Auflösung der feudalen Gesellschaft warf ganze Klassen aus der sozialen Ordnung, in der sie seit Jahrhunderten gelebt hatten: niedern Adel, Zunftbürgertum, Bauern und Dienstleute. In allen entwickelten Ländern war die Zahl der Landstreicher nie so groß gewesen, wie in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Wenigstens ein Teil von ihnen war allezeit für den Kriegsdienst zu haben, und nicht einmal der schlechteste Teil. Die Kriegsteute hatten ihre zünftige Ordnung; sie bildeten ein ganz geachtetes und für die damalige Zeit nicht schlecht bezahltes Handwerk. Eine große Menge von Söhnen des verarmten Adels haben als gemeine Soldaten ihr Fortkommen gesucht, was durchaus als standesgemäß galt; wäre die Tatsache nicht gut bezeugt, so wäre sie heute noch erkennbar aus dem gehässigen und verächtlichen Ton, der in vielen Landsknechtsliedern gegen die Bauern angeschlagen wird.

Dies Waffenhandwerk hatte aber nur seine Formen der mittelalterlichen Zunft entnommen; in der Sache beruhte es von Anbeginn auf kapitalistischer Grundlage. Was sich in ihm verwirklichte, war für das Heerwesen jenes von Lassalle so bitter verspottete Ideal der Nichts-als-Freihändler, alle staatlichen Funktionen dem Meistbietenden zu überlassen. Es gab dafür zwei Wege. Entweder unterhielten Hauptleute von kriegerischem Ruf, unabhängig von jedem Staat, eigene Heerhaufen, mit denen sie sich bald dieser, bald jener Regierung vermieteten, die eben Händel auszufechten hatte. Oder die Regierung beauftragte namhafte Kriegsteute, Truppen für sie zu werben, gegen bestimmte Summen, die ihnen im voraus bezahlt wurden. In beiden Fällen mußten die angeworbenen Söldner der Regierung, die den Sold bezahlte, den Treueid schwören, aber es ist klar, daß ebenfalls in beiden Fällen die tatsächliche Gewalt viel mehr in der Hand der Kriegsobersten lag, als in der Hand der staatlichen Gewalt.

Schon hieraus ergab sich ein äußerst zerbrechliches Verhältnis, das lähmend auf die Energie der Kriegsführung wirken mußte. Aber diese mehr oder minder großen Bandenführer waren auch sonst schon mit allen kapitalistischen Wassern gewaschen. Sie hieben die Regierungen wie die Söldner mit gleicher Gewissenhaftigkeit über die Ohren; jene indem sie die Listen fälschten und sich für eine viel größere Zahl von Mannschaften Sold zahlen ließen, als sie wirklich stellten; diese, indem sie den bedungenen Sold mit allerlei Kniffen und Pfiffen kürzten, was ihnen dadurch erleichtert wurde, daß bei der steten Finanznot der damaligen Regierungen die Soldzahlungen mehr oder weniger unregelmäßig erfolgten oder auch ganz ausblieben. So hatten diese Feldobersten mit dem ewigen Mißtrauen von oben

und der ewigen Meuterei von unten zu kämpfen, was sie nicht hinderte, als kapitalistische Unternehmer gute Geschäfte zu machen, aber was diese ganze Heeresverfassung sehr fragwürdig für kriegerische Zwecke machte. Ein Strom der Korruption sickerte durch alle Befehlsstellen, denn wie es die Generale mit den Monarchen trieben, so trieben es die Obersten mit den Generalen, die Kapitäne mit den Obersten und so weiter.

Ueber dies Kondottiereweßen — um das eingebürgerte und in seiner geschichtlichen Färbung schwer übersehbare Fremdwort zu gebrauchen — ist das Heer der spanischen Weltmonarchie niemals hinausgekommen, unter Karl V. nicht und auch nicht unter seinem Sohne Philipp II. Das finstere Mißtrauen dieses Despoten richtete sich selbst gegen Generale, die ihm die wertvollsten Dienste geleistet hatten, wie Alexander Farnese, Herzog von Parma, und seinen eigenen Halbbruder Don Juan d'Autria, dessen Vertrauten Escobedo der König in der Lat ermorden ließ, während Farnese und Juan dem Schicksal Wallensteins wahrscheinlich nur durch einen rechtzeitig natürlichen Tod entgingen. Auch Alba ist von dem Mißtrauen des Königs nicht verschont geblieben.

#### V.

Der für die geschichtliche Entwicklung wichtigste Krieg in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entstand aus dem Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft. Wenn es dem gewaltigen Spanien in einem achtzigjährigen Ringen nicht gelang, das kleine Holland wieder unter sein Joch zu zwingen, so lagen die tiefsten Gründe für den siegreichen Widerstand der niederländischen Rebellen in der ökonomischen Entwicklung des Landes. Der holländische Kaufmann siegte über den spanischen Junker und Pfaffen, weil seine wirksamste, ja seine entscheidende Waffe jener einheimische Gewerbefleiß war, der in Spanien ebenso roh zerstört worden war, wie er in Holland sorgsam behütet wurde. Das bürgerliche Handelskapital begriff die Torheit des kapitalistischen Absolutismus, die sich einbildete, die Arbeit der eigenen Nation dürfe vernichtet werden, wenn ihre herrschenden Klassen nur über die Schätze fremder Weltteile geböten.

Die holländischen Kaufleute förderten, bei allem Appetit auf die spanischen Kolonien, vor allem die heimische Industrie, die Wollfabriken von Leyden, die Binnenbleichen von Haarlem, die mannigfachen Gewerbe, deren der Schiffsbau bedurfte, oder die nicht minder mannigfachen Gewerbe, die für die Verarbeitung der überseeischen Rohstoffe notwendig waren: Tabak- und Drogenfabriken, Zuckerriedereien, Diamantenschleifereien. Die fleißigen und intelligenten Arbeiter, die der kapitalistische Absolutismus aus andern Ländern vertrieb, fanden in Holland eine gastliche Stätte; jeder Winkel des Landes summt wie ein Bienenkorb. Was wollte gegen diesen David der Goliath machen, wenn er zur Zeit, wo der Kampf auf Leben und Tod in den höchsten Bogen ging, den holländischen Schiffen nicht einmal die spanischen Häfen sperren durfte; da Philipp II. die spanische Produktion ausgerottet hatte, mußte er jeden Anker, jedes Lau, jeden Nagel von seinen Todfeinden kaufen, die natürlich ihre Preise zu machen verstanden.

Die Holländer waren Calvinisten, denn der Calvinismus, ein Kind der Stadt Genf, entsprach den ideologischen Bedürfnissen des bürgerlichen

Handelskapitals. Es war deshalb verständlich, wenn die spanischen Jesuiten ihrer Zeit meinten: „Die Kezerei beflügelt den Handelsgeist“, obgleich sie ihrer vielgerühmten Klugheit durch diesen Weisheitspruch kein besonders glänzendes Zeugnis ausstellten. Aber was soll man dazu sagen, daß der neueste Geschichtsschreiber des Kriegswesens in einem keineswegs unerdienstlichen Werk, von dem noch zu sprechen sein wird, die militärische Widerstandskraft der niederländischen Rebellen „erst in zweiter Reihe äußeren Glücksumständen, in erster den inneren idealen Kräften des reformierten Glaubens“ zuschreibt? So auch soll die erstarkende wirtschaftliche Macht der Holländer indirekt aus dem religiösen Dogma geflossen sein, aus der Heiligung der bürgerlichen, besonders der kaufmännischen Arbeit durch den Protestantismus, aus den neugeborenen sittlichen Ideen mit ihrer transzendentalen Riesenkraft. Indirekt? Ja, das weiß vielleicht der liebe Gott oder je nachdem auch der Teufel. Denn woher der „unvergleichliche Nationalwohlstand“ der Niederlande direkt floß, wußten die holländischen Calvinisten sehr gut, indem sie zu ihrem Morgen- und ihrem Abendgebet das geflügelte Wort wählten: „Der Handel muß frei sein, überall, bis in die Hölle; wenn Myrtheer Satan gute Rimesseu zahlt, soll er pünktlich bedient werden.“

In der Tat entschieden die „guten Rimesseu“ auch den Krieg zwischen Spanien und Holland. Als der Herzog von Alba 1567 zur Züchtigung der Rebellen in die Niederlande rückte, musterte sein Heer die für die damalige Zeit sehr ansehnliche Zahl von 20 000 Streitern, im Kern spanische, aber daneben auch reichlich italienische, wallonische und deutsche Söldner. Auf der Gegenseite standen ebenfalls Mietlinge in buntem Völkergemisch, Deutsche, Engländer, Schotten und Franzosen, ohne das feste Rückgrat, das die nationalspanischen Truppen mit ihrem fanatischen Kezerhaß dem Heere Albas gaben. Die militärische Ueberlegenheit war auf Seiten der Spanier.

Allerdings kam den Holländern wieder zugute, daß sie in ihren ummauerten Städten, in der Natur ihrer Landschaft mit den vielen Deichen und Schleusen, die durch künstlich herbeigeführte Ueberschwemmungen die Eroberung der Städte in hohem Maße erschwerte, endlich in den Busch- und Wassergeusen, einer volkstümlichen Miliz, sehr starke Verteidigungsmittel besaßen. Jedoch wurde der Widerstand wieder dadurch gelähmt, daß die holländischen Kaufleute — die Geusen rekrutierten sich, wie schon der Name (Bettler) zeigt, aus den armen Klassen der Bevölkerung — vielfach zum Frieden mit Spanien neigten, und reiche Städte, wie Amsterdam, jahrelang zögerten, von Spanien abzufallen. Rechnet man dazu, daß Spanien immerhin eine schlagkräftige Monarchie bildete, die Generalstaaten, die sieben aufständischen Provinzen, aber nur, wie die Schweizer Kantone, in der schwerfälligen und unbehilflichen Form einer föderativen Verfassung verbunden waren, so lag doch das militärische Uebergewicht durchaus auf spanischer Seite.

Wenn in dem langen Ringen die Schale sich gleichwohl auf die niederländische Seite neigte, so war das nicht der transzendentalen Riesenkraft neugeborener sittlicher Ideen, sondern der höchst prosaischen Tatsache geschuldet, daß auf die Dauer die Generalstaaten ihren Mietlingen regelmäßig den Sold zahlen konnten, die spanische Monarchie aber nicht. Das spanische Heer wurde durch die Korruption der Hauptleute und die Meuterei der

Mannschaften völlig zerrüttet und zuletzt auch in seinem nationalspässchen Kerne zerfressen. Die „*furia spagnole*“ erhielt sprichwörtlichen Ruf. Was man darunter verstand, zeigt ihr wildester Ausbruch. Am 4. November 1576 wurde Antwerpen, die lebhafteste und reichste Handelsstadt der christlichen Welt, die selbst den Ruhm von Genua und Venedig verdunkelte, von den Söldnern des spanischen Heeres, denen ihr Sold nicht gezahlt werden konnte, aufs furchtbarste verheert; das Rathhaus und 600 Bürgerwohnungen gingen in Flammen auf; über 10 000 Bürger fanden den Tod durch das Schwert oder das Wasser.

Anfangs sah es in dem Heere der Generalstaaten nicht besser, sondern eher noch schlechter aus, da ihm der nationale Kern fehlte und auch der einheitliche Heerbefehl. Führer des Heeres waren die Prinzen von Oranien, die Statthalter der aufständischen Provinzen, doch standen sie unter der unmittelbaren Aufsicht eines kaufmännischen Regiments, das mit dem hoffärtigen Haß des Krämers auf die armen Teufel herabsah, die nur ihre Haut und Knochen verschachern konnten. Mitglieder der Generalstaaten weilten als Felddeputierte in den Hauptquartieren; in den Festungen war der Bürgermeister dem militärischen Kommandanten vorgesetzt. Zudem befehligte jeder Statthalter nur die Truppen, die seine Provinz bezahlte. Es kam selten vor, daß ein Oranier zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres ernannt wurde, und dann ist auch ihm wohl die mühsam geworbene Mannschaft wie Wasser in der Hand zerronnen, wenn der Sold nicht pünktlich gezahlt wurde.

Indessen wenn die bittere Not den finanziellen Bankrott der spanischen Monarchie nicht heilen konnte, so lehrte sie doch den kaufmännischen Geist der Generalstaaten beten. Mit der pünktlichen Soldzahlung gewannen die Oranier festen Boden unter den Füßen, und die unsichere Stellung, die sie in dem unförmlichen Staatsbau der Niederlande einnahmen, trieb sie schon in eigenen Interesse ihres Hauses an, ein kriegstüchtiges Heer zu schaffen. Sie standen im geistigen Bannkreise nicht der spanischen Jesuiten, sondern einer aufblühenden bürgerlichen Bildung; Hugo Grotius und Baruch Spinoza waren ihre Volksgenossen. Es wird berichtet, daß Moriz von Oranien durch einen Professor der Philologie an der Universität Leyden auf die antike Kriegskunst aufmerksam gemacht worden sei, und daß Wilhelm Ludwig von Oranien gemeinsam mit einem gelehrten Historiker sich durch Bleisoldaten klargemacht habe, wie und weshalb die flachen Treffen der alten Römer dem tiefen Haufen der mazedonischen Phalang überlegen gewesen seien. Dies und anderes mag bei den militärischen Reformen der Oranier mitgewirkt haben; nur darf man sich nicht der Einbildung hingeben, daß rein theoretische Erwägungen eine Heeresverfassung umwälzen können, wenn nicht deren reale Vorbedingungen gegeben sind.

Sie waren in diesem Fall aber gegeben durch die pünktliche und regelmäßige Soldzahlung, die den Oranieren ein viel bildsameres Soldatenmaterial sicherte, als die spanischen Gegner besaßen. Wie die Bervollkommnung der Feuerwaffen die Spanier veranlaßt hatte, die alten Schlachthaufen der Schweizer in kleinere taktische Körper aufzulösen, so drängte die immer noch fortschreitende Bervollkommnung der Feuerwaffen, die immer noch wachsende Zahl der Musketiere dazu, die spanischen Spießer-

haufen wiederum zu zerkleinern, statt weniger tiefer Haufen, viele breite zu bilden. So entstand an Stelle einiger großen Haufen von 50 Mann Tiefe eine Schlachtordnung von Kompagnien, die nur 10 Mann tief standen. Dadurch gelangten um so mehr Pikeen zum Stoß und wurden um so mehr Zwischenräume geschaffen, in denen die Musketiere sich entfalten konnten.

Die große Gefahr, die durch diesen unverkennbaren Fortschritt heraufbeschworen wurde, bestand aber darin, daß die flachere Schlachtordnung durch den Gewaltstoß eines tieferen Haufens um so leichter durchbrochen werden konnte. Dieser Gefahr beugten die Dranier dadurch vor, daß sie die Mannschaften wie die Offiziere ungleich sorgfältiger ausbildeten. Sie erfanden das, was wir heute den Drill nennen: das fleißige unermüdete Einexerzieren der Soldaten, den unverbrüchlichen Gehorsam, der auch in den Schrecken der Schlachten automatisch den Befehlen der Oberen gehorcht, wie sie ihm auf dem Exerzierplatz eingepaukt worden sind. Ein solcher Drill war aber nur zu erreichen, wenn die Soldaten durch die pünktliche Zahlung des Soldes an die Fahne gefesselt wurden. Derselbe Historiker, der die militärische Widerstandskraft der Niederlande der transzendentalen Riesenkraft neugeborener sittlicher Ideen zuschreibt, fragt doch sehr mit Recht: „Sollten sie es darauf ankommen lassen, daß sie, von den zahlungsfähigen und zahlungswilligen Mynheers weggejagt, bei den bankrotten spanischen Hidalgos Dienste nehmen mußten?“ Die militärischen Reformen der Dranier waren nicht die selbstherrlichen Einfälle genialer Köpfe, sondern sie lagen ganz auf dem Wege, den die Spanier zuerst beschritten hatten, aber am Abgrund der Finanznot enden mußten.

Die größere Beweglichkeit der zahlreichen taktischen Körper, in die das niederländische Heer zerfiel, stellte aber nicht nur höhere Anforderungen an die Mannschaften, sondern auch an die Offiziere. Für das Einexerzieren der Soldaten wurde ein ungleich größeres Maß von Arbeitsamkeit und für die Befehlsführung in der Schlacht ein ungleich größeres Maß von Bildung erheischt. Aus solchen Notwendigkeiten erwuchs ein Offizierkorps, das ein nationales Gepräge trug und im Dienste der staatlichen Gewalt stand.

Diese militärischen Reformen machten die Niederlande um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zur hohen Schule der Kriegskunst. Aber ein Militärstaat wurden sie deshalb doch nicht. Der Schwerpunkt ihrer Macht lag auf dem Meere, und je mehr sie sich zu einer Seemacht ersten Ranges entwickelten, um so weniger durften sie daran denken, eine Landmacht ersten Ranges zu werden. Eine ganze Reihe anderer Umstände, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, wirkten in derselben Richtung. Es war deshalb ausgeschlossen, daß die niederländische Rebellion etwa in derselben Weise, wie zweihundert Jahre später die französische Revolution, dem übrigen Europa eine neue Kriegskunst praktisch einbläuen konnte. Die holländische Heeresreform blieb ein theoretisches Muster, das von den europäischen Militärs eifrig studiert wurde, aber, um es noch einmal zu sagen: die bloße Theorie hat im Kriege nicht viel zu sagen, wenn die sachlichen Vorbedingungen fehlen, innerhalb deren sie sich verwirklichen läßt.

Das galt besonders auch für Deutschland, mit dem die Niederlande damals ja noch viel enger verbunden waren als heute. Ein Dranier gründete 1607 zwar eine „Kriegs- und Ritterschule“ in Siegen, um das nieder-

ländische Kriegswesen nach Deutschland zu verpflanzen, allein damit ließ sich wenig oder nichts ausrichten. Die deutschen Landsknechte waren noch viel verkommener als das spanische Fußvolk, mit dem sie in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts so oft Schlacht und Sieg geteilt hatten. Während das spanische Fußvolk immer noch weltgeschichtliche Kriege führte, verkamen die deutschen Landsknechte in einer Reihe erbärmlicher und kläglicher Händel, seitdem Moritz von Sachsen der partikularistischen Fürstenwirtschaft zum Siege über die kaiserliche Gewalt verholfen hatte. In den Nordbrennereien des Albrecht von Brandenburg, der Grumbacher Fehde, der Kölnischen Fehde, den Jülichchen Händeln und so weiter wurden die deutschen Landsknechte zu einer zuchtlosen Rotte, die auch den letzten Schatten einer nationalen Farbe verlor.

Hier gründlichen Wandel zu schaffen, war keiner hohen und keiner niederen Schule gegeben, sondern einer so ungeheuren Katastrophe, wie der Dreißigjährige Krieg war.

## Die Parteitaktik während des Weltkrieges.

Von Gustav Eckstein.

(Schluß.)

### 2. Die Partei und der Krieg.

Die Orientierung der sozialdemokratischen Politik erfolgt also nach der Richtlinie des Interesses der proletarischen Gesamtbewegung. Diese Orientierung ist aber in den konkreten Fällen des wirtschaftlichen und politischen Lebens oft sehr schwierig. Fällt es doch oft schon nicht nur in einem Lande, sondern selbst innerhalb einer Industrie schwer genug, zu entscheiden, was im Interesse des Proletariats dieses ganzen Gebietes liegt. Man erinnere sich z. B. des Werftarbeiterstreiks, der die Frage aktuell werden ließ, wieweit eine Fachgruppe die Interessen der übrigen Mitglieder des Industrieverbandes, wieweit sie die Interessen des gesamten deutschen Proletariats gefährden, wieweit sie deren Unterstützung in Anspruch nehmen darf.

Noch viel schwieriger ist eine solche Entscheidung natürlich dann, wenn es sich dabei um unmittlere Einwirkungen auf die proletarische Bewegung nicht nur des eigenen Landes, sondern auf die der gesamten proletarischen Welt handelt und das Urteil zugleich durch heftige Leidenschaften gefärbt oder getrübt wird, wie es bei Ausbruch eines Krieges unfehlbar geschieht. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß die Politik nicht von blutlosen Prinzipien gemacht wird, sondern von lebendigen Menschen, die mitten im Getriebe der Welt stehen und von deren Leidenschaften mitgerissen werden. Auch jeder Proletarier hat, bevor er zum klaren Klassenbewußtsein durchdringt, durch Schule und Kirche, durch Lehre und Lektüre und oft auch durch das Elternhaus und die Kaserne eine Menge von Vorstellungen und Gefühlen in sich aufgenommen, die nun nicht einfach verschwinden, sobald er einer proletarischen Organisation beiträgt. Durch sie bleibt er mit der Masse des in bürgerlicher Denkweise befangenen Volkes verbunden, sie beeinträchtigen seine Unbefangenheit bei der Beurteilung des Auslandes, das er ja in der Regel weder aus eigener Anschauung noch aus eingehender Lektüre genauer kennt. Aber selbst wo der einzelne, meist nach schweren inneren Kämpfen,

diesen bürgerlichen Adam abgestreift hat, hindert ihn oft nicht nur die Einseitigkeit seines Wissens an objektiver Beurteilung des Auslandes, er verfällt möglicherweise in den umgekehrten Fehler wie der Anhänger der bürgerlichen Denkweise. Ist dieser geneigt, in seinem Vaterland den Ausbund aller Vorzüge und Herrlichkeiten zu erblicken, so jener, es als die Stätte besonderer Unterdrückung, besonderer Willkür zu betrachten.

Dazu kommt aber für den tätigen Sozialdemokraten und Gewerkschafter noch ein weiteres Moment. In den Organisationen, denen er angehört, denen er seine Arbeit, sein Denken gewidmet hat, liebt er ein Stück seines eigenen Wesens. Er ist daher von vornherein geneigt, sie zu überschätzen auf Kosten der ausländischen Organisationen, deren Wesen ihm fremd ist. So ist jeder bereit, die Argumentation, mit der Marx im Jahre 1870 den Sieg der deutschen Waffen über Napoleon als einen Sieg zugleich der Prinzipien der organisatorisch und intellektuell damals überlegenen deutschen Arbeiterbewegung über die der französischen feierte, für die heutige Bewegung seines eigenen Landes gelten zu lassen. Umgekehrt hat wieder das unleugbare Hervorbrechen nationallistischen Denkens und Fühlens bei vielen Parteigenossen zu Beginn des Krieges in vielen gerade unserer gefinnungstreuesten Genossen furchtbare Enttäuschung hervorgerufen. Sie erblickten in diesem Vorgang einen Verrat an den Prinzipien des Sozialismus, und der Schmerz über diese getäuschten Erwartungen ließ sie manchmal die Parteien und Organisationen des Auslandes in günstigerem Lichte sehen als die eigenen.

So vereinigen sich die verschiedensten subjektiven Momente, um die Beurteilung des sachlich schon so ungemein schwierigen Problems des proletarischen Gesamtinteresses im Westenbrand noch schwieriger zu gestalten.

Um so wichtiger erscheint es aber deswegen, nach Möglichkeit wenigstens die Probleme klarzustellen, um die es sich hier handelt und sie nach Art des Mathematikers zu diskutieren, der eine Gleichung „diskutiert“, indem er ganz abstrakt untersucht, wie die Veränderungen einer Größe auf die anderen und ihre gegenseitigen Verhältnisse wirkt. Es wird sich also darum handeln, die möglichen Lösungen der Probleme in Betracht zu ziehen und abzuwägen, ohne dabei an die praktische Anwendung auf einzelne konkrete Fälle gebunden zu sein.

\* \* \*

Im Kriege suchen sich die Regierungen der feindlichen Staaten gegenseitig ihren Willen aufzuzwingen. Ist nun das Proletariat in diesen Staaten an Sieg oder Niederlage ihrer Regierung interessiert? Die Frage kann sicherlich weder in ökonomischer noch in politischer Hinsicht verneint werden. Die wirtschaftliche und politische Wirkung von Sieg oder Niederlage im einzelnen Falle vorauszusagen oder selbst auch nur nachher zu bestimmen, ist gewiß eine oft ungemein schwierige Aufgabe; aber daß Kriege in das ökonomische und politische Leben der an ihnen beteiligten Völker und damit auch in das Leben der Arbeiterschaft dieser Länder in der Regel tief eingreifen, kann wohl von niemand bestritten werden. Das Proletariat kann sich daher auch unmöglich zum Kriege lediglich passiv verhalten, es kann nicht sagen, der Krieg gehe uns nichts an, denn wir seien an ihm nicht schuldig. Diese Erkenntnis ändert natürlich nichts an unserer prinzipiellen Ablehnung jeden Krieges. Es ist nur die hier nicht näher zu erörternde

Frage, ob und wie dieser Standpunkt auch während der Kriegszeit am deutlichsten politisch zum Ausdruck gebracht werden kann.

Eine ganz andere Frage ist die, ob das Proletariat eines einzelnen Landes stets an dem Siege der eigenen Regierung interessiert sei. Es sieht zunächst aus, als ob das mindestens auf dem ökonomischen Gebiete zweifellos wäre. Verschiedene Beispiele der Geschichte zeigen aber das Gegenteil, obgleich das allerdings naturgemäß die Ausnahme bleiben wird. So hat z. B. die Niederlage Spaniens in seinem Kriege gegen die Vereinigten Staaten der Volkswirtschaft dieses Landes einen entschiedenen Anstoß gegeben und insbesondere das industrielle Leben gefördert.<sup>1</sup> Die Niederlage Rußlands gegen Japan brachte den russischen Proletariern zum mindesten keine Verschlechterung ihrer ökonomischen Lage, und den Grubenarbeitern des Transvaal geht es unter der politischen Herrschaft der Engländer nicht schlechter als früher unter der der Buren.

Noch schwieriger ist die Frage, wie Sieg und Niederlage eines Staates auf die politische Lage des Proletariats einwirken. Von demokratischer Seite wurde früher vielfach geradezu die Behauptung aufgestellt, für das Volk sei es stets von politischem Vorteil, wenn die autokratischen Regierungen im Kriege unterliegen, und man berief sich dabei auf die Beispiele Rußlands nach dem Krimkriege, Oesterreichs nach 1866, Frankreichs nach 1871. Und diese Auffassung fand noch eine wesentliche Unterstützung in den Ereignissen in Rußland nach dem japanischen Kriege. Zweifellos verdankt das russische Volk das wenige, was es an konstitutionellen Rechten besitzt, mit in erster Linie der unfreiwilligen Hilfe der japanischen Waffen.

Aber es geht nicht an, diese Erfahrungen nun ohne weiteres zu verallgemeinern und zu glauben, jede Niederlage im Kriege befreie ein Volk, das unter einer autokratischen Regierung leidet. Mit Beziehung auf Rußland wandte ich mich schon vor zwei Jahren gegen diese schematische Anschauungsweise. In einem Artikel: „Die Demokratie und der Krieg gegen den Zaren“, der in der Nummer des „Kampf“ vom 1. Januar 1913 erschien, schrieb ich:

„Nun könnte man allerdings meinen, neue Niederlagen Rußlands auf den Schlachtfeldern eines neuen Krieges würden die revolutionäre Entwicklung beschleunigen. . . . Aber selbst wenn man davon absteht, daß dies nur um den Preis namenlosen Elends und des verstärkten Absolutismus im siegenden Staate geschehen würde, so darf man nicht vergessen, daß nicht jede Niederlage der Regierung befreiend auf das Volk wirkt. . . .“

Würde heute die Demokratie den Krieg nach Rußland tragen, so täte sie damit den russischen Revolutionären wahrscheinlich einen schlechten Dienst. Das grenzenlose Elend des modernen Krieges würde voraussichtlich die allgemeine Wut entflammen gegen den eindringenden Feind, noch einmal könnte es dem Zarismus gelingen, die in Dumpfheit und Unwissenheit gehaltenen, von der sozialistischen Aufklärungsarbeit noch nicht erreichten Massen unter seiner Fahne „zum Schutze des bedrängten Vaterlandes“ zu vereinigen.

Aber selbst wenn es nicht so weit kommt, muß schon die Ankündigung demokratischer oder gar sozialdemokratischer Parteien des Auslandes, sich an einem Feldzug gegen Rußland zu beteiligen, die Agitation der russischen Sozialisten gegen den Krieg und damit ihre Arbeit überhaupt wesentlich erschweren.“

<sup>1</sup> Vgl. B. Serrigny, La Guerre et le Mouvement Economique, Paris (1906), S. 175 ff.

Tatsächlich sind heute die Ansichten unserer russischen Genossen über die möglichen Rückwirkungen einer russischen Niederlage auf die innerpolitischen Verhältnisse ihres Landes geteilt. Es scheint aber, daß ihre überwiegende Mehrheit von diesem Ausgange des Krieges wenig Gutes für die russische Demokratie und für die Bewegung des russischen Proletariats erwartet.

Ebenso schwierig wie die voraussichtlichen Wirkungen einer Niederlage sind die eines Sieges für die Proletarierbewegung abzuschätzen, und das selbst dann, wenn der Sieg in der Tat zu einem wirtschaftlichen Aufschwung des betreffenden Landes führt, was ja bekanntlich keineswegs immer der Fall ist. Warnend steht hier das Beispiel Englands vor uns, dessen rascher ökonomischer Aufschwung in den fünfziger und sechziger Jahren die so hoffnungsreiche Chartistenbewegung tötete und die arbeitenden Klassen dieses Landes, wie Marx sagt, „entmannte“. Denn dieser Aufschwung hatte zur Voraussetzung die Beherrschung des Weltmarktes und die Herabdrückung der kontinentalen Länder zu bloßen Rohstofflieferanten und Konsumenten für die englische Industrie, ebenso wie heute die europäischen und amerikanischen Industrieländer bestrebt sind, die übrige Welt in ihre bloßen Rohstofflieferanten und Abnehmer zu verwandeln. Dadurch aber wurde es zugleich dem englischen Unternehmertum ermöglicht, die gewerkschaftlich organisierten Teile des englischen Proletariats an den auf Kosten des Auslandes erzielten Extraprofiten ein wenig teilnehmen zu lassen, sie, um wieder einen Ausdruck der Inauguraladresse zu gebrauchen, „durch die temporäre Bestechung stärkerer Beschäftigung und höherer Löhne einzufangen und in „Gutgesinnte“ zu verwandeln“. Dadurch wurde nicht nur die englische Arbeiterschaft gespalten, sondern das Interesse der auf diese Weise gebildeten Arbeiteraristokratie an der Aufrechterhaltung der Herrschaft der englischen Bourgeoisie über die übrige Welt wurde stärker als ihr Interesse an der Hebung des englischen Gesamtproletariats im Kampfe gegen diese Bourgeoisie. Die bösen Folgen auch für die bevorrechteten Schichten der englischen Arbeiter stellten sich ein, als die erstarkende Konkurrenz des Auslandes die Löhne auch dieser Arbeiterschichten in England herabdrückte und nun die proletarischen Massen ohne kampfkraftige Organisationen, ohne politische Schulung, ohne Zusammenhalt im Innern und nach außen ihren übermächtigen Gegnern gegenüberstanden und ihrer Empörung nur durch mangelhaft organisierte improvisierte Massenbewegungen Luft machen konnten.

Hat diese Entwicklung Englands zum parasitischen Beherrscher und Ausauger der übrigen Länder schon der Arbeiterklasse dieses Landes selbst nur sehr zweifelhafte Vorteile gebracht, so wurde die dadurch herbeigeführte Entmannung des englischen Proletariats ein schweres Hemmnis für die proletarische Gesamtbewegung, die dadurch besonders schwer litt, daß gerade in dem industriell höchst entwickelten Lande die Arbeiterbewegung ihren proletarischen Charakter des Klassenkampfes zeitweilig gänzlich verloren hatte. Dieses Gesamtinteresse der proletarischen Bewegung aber ist, wie wir gesehen haben, die ausschließliche Richtlinie für das politische Handeln des Sozialdemokraten und muß es auch dann sein, wenn der unmittelbare Vorteil des Proletariats des eigenen Landes scheinbar oder wirklich mit diesem Gesamtinteresse in Widerspruch steht. Dieser letztere Fall wird allerdings kaum

jemals eintreten, da dem Gesamtinteresse der proletarischen Bewegung schlecht gedient wäre, wenn auch nur eines ihrer Mitglieder dauernd benachteiligt bliebe. Wohl aber können zeitweilig ähnliche Verhältnisse eintreten, wie etwa zwischen Gewerkschaften, von denen die eine Opfer bringt, um die des verwandten Gewerbes zu unterstützen, wodurch letzten Endes beide gewinnen.

Gegen diese Auffassungsweise macht sich eine psychologisch wohl begreifliche mehr gefühlsmäßige Reaktion geltend. Im Kriege, heißt es, stehen sich die Völker als solche gegenüber, hier treten die Klassenunterschiede zurück. Sieg und Niederlage des Volkes sind zugleich Sieg und Niederlage seiner Teile. Es gilt deshalb zunächst den Landesfeind abzuwehren und zu besiegen; dann erst mögen im Innern des Landes die Kämpfe zwischen den Klassen zum Austrag gebracht werden. Und in der Propaganda dieses Standpunktes wird gewöhnlich auf den Vergleich mit dem brennenden Haus hingewiesen, das vor allem gelöscht werden muß, zu dessen Rettung alle Hausbewohner beitragen müssen, ohne ihres sonstigen Habers zu gedenken.

Sicherlich verknüpfen starke gemeinsame Interessen nicht nur die Proletarier verschiedener Länder miteinander, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die Arbeiter mit den herrschenden Klassen ihres eigenen Landes. Das tritt nicht nur im Kriege zutage. So hat z. B. die Agitation für den Freihandel die Arbeiterschaft Englands mit starken Schichten der Bourgeoisie des Handels und der Industrie vereint. Ähnlich führten die Arbeiter Frankreichs und Oesterreichs ihren Kampf gegen den Klerikalismus Seite an Seite mit Teilen des Kleinbürgertums. Gemeinsam bekämpften Jaurès und Zola, gefolgt von Arbeitern, Intellektuellen und Teilen des Bürgertums, die Beugung der französischen Republik unter die Herrschaft des von der Generalstabspartei vertretenen Militarismus. In Rußland ging während der Revolution das Proletariat zeitweilig mit dem Bauerntum und der Intelligenz gemeinsam vor, und selbst in Deutschland, wo der Gegensatz zwischen dem Proletariat und der gesamten bürgerlichen Gesellschaft am schärfsten ausgebildet ist, vereinigte sich die Arbeiterschaft zur Abwehr von Agrarzöllen und später zur Abwälzung der finanziellen Rüstungskosten mit Teilen des Bürgertums.

Trotzdem ist jene Argumentation in ihrer Allgemeinheit irreführend. Und gerade dem Proletarier sollte der Gedanke nicht fremd sein, daß der unbedingte Schutz der unmittelbar gefühlten nächsten materiellen Interessen nicht immer dem proletarischen Interesse entspricht. Ist es denn nicht die beliebteste Ausrede der Streikbrecher, daß sie zunächst für ihre Familie zu sorgen haben, daß ihre Kollegen erst in zweiter Linie in Betracht kämen? Und doch empfindet jeder Gewerkschafter diese Argumentation als Ausrede, obgleich oft der Streit zwischen den Pflichten gegen die Familie und denen gegenüber den Kollegen oder der Klasse für den einzelnen ein sehr schwerer ist. Und ist es nicht die Rechtfertigung jener kurzfristigen Politik einiger amerikanischen Gewerkschaften, die sich um die Organisierung der Ungelernten nicht kümmern und Einwanderer aus ihren Reihen fernhalten, daß sie sich nur um die Interessen der Arbeiter ihres eigenen Landes zu kümmern hätten? Geht denn wirklich den Proletarier die Welt außerhalb der vier Pfähle seines Hauses nichts mehr an?

Doch auch auf politischem Gebiet gilt der Satz, daß man zunächst das eigene Haus löschen muß, wenn die Welt in Flammen steht, keineswegs so allgemein, wie jene offenbar glauben, die dieses Gleichnis immer wieder anführen. Mit vollem Recht bewundern wir noch heute den Heldennut der Bürger der kleinen Stadt Kolberg, die nach dem Zusammenbruch des preußischen Heeres, nach der schmachlichen Kapitulation fast aller Festungen der ungeheuren Uebermacht des korsischen Eroberers trotzen, obgleich auch der vom König eingesetzte Kommandant daran verzweifelte, die Stadt zu halten. Die Bürger Kolbergs haben nicht, um Hab und Gut zu wahren, die Stadt verteidigt; denn in den zahlreichen Städten, die ohne Schwertstreich ihre Tore den Franzosen öffneten, war das Eigentum der Bürger in viel größerer Sicherheit als in dem schlecht befestigten Kolberg gegenüber den Angriffen einer feindlichen Armee; und als selbst der Waffenstillstand der Belagerung ein Ende setzte, da waren die zerschossenen Häuser, die überschwemmten Felder, die havarierten Schiffe Kolbergs viel mehr geschädigt als das Hab und Gut der Bürger in all jenen andern Städten. Wofür die Bürger Kolbergs kämpften und Opfer brachten, das war die Idee des Vaterlandes. Und nur deshalb gilt ihnen noch heute auch unsere Bewunderung, weil sie ihr materielles Wohl, ihre Habe und ihr Leben in die Schanze schlugen für ein ideales Gut.

Ein Jahrhundert geht an dem Denken und Fühlen der Welt nicht spurlos vorüber, am wenigsten in einer so raschlebigen Zeit wie der unsern. Wir haben heute in vielen Stücken andere Anschauungen, wir fühlen anders als jene tapferen Bürger der preußischen Kleinstadt. Aber gerade deshalb zeigt uns die Bewunderung, die wir ihnen auch heute noch zollen, daß wir selbst es zu schätzen wissen, wenn die Idee einer Gesamtheit höhergestellt wird als das materielle Wohl des einzelnen oder der Gesellschaft, der er unmittelbar angehört.

Paul Heyse hat ein Drama geschrieben, in dem er den Heldennut der Bürger Kolbergs feiert. Um diesen ins volle Licht zu setzen, läßt er einen jungen Mann auftreten, der von der Verteidigung der Stadt abrät, weil sie ja doch zu schwach sei, dem Weltkaiser Napoleon zu widerstehen. Ungleich wirkungsvoller wäre diese Figur des zweifelnden Versuchers geworden, wenn Heyse ihn hätte bestreiten lassen, daß die Bürger Kolbergs durch die heldenhafte Verteidigung ihrer Stadt dem Vaterlande auch wirklich nützen, wenn er ihnen etwa vorgestellt hätte, daß dieser Widerstand die Friedensbedingungen für das ganze Land nur erschweren könne. Dadurch wäre die Entschlossenheit, die Energie der Stadtbürger auf eine viel härtere Probe gestellt worden; denn dieser Feind, der Zweifel an der Ersprießlichkeit, an der Berechtigung ihres Tuns wäre in ihrem eigenen Herzen gefessen. Nur die felsenfeste Ueberzeugung, der Sache auch zu nützen, der sie dienten, konnte ihnen jene Entschlossenheit und Kühnheit verleihen, die sie ihr unmittelbares Wohl, ihre brennenden Häuser außer acht lassen hießen, um sich und ihr Hab und Gut dem Ideal ihrer Klasse und ihrer Zeit, dem Vaterlande, zu opfern.

Wenn aber heute z. B. die russischen Sozialdemokraten sich die Frage vorlegen, ob die proletarische Gesamtbewegung mehr Vor- oder Nachteil von einem Sieg Rußlands und seiner Verbündeten oder von dem Sieg der Zentralmächte zu erwarten habe, dann liegen hier die Verhältnisse so kom-

pliziert, sind die Probleme so mannigfaltig, daß kaum einer den Mut haben wird, sich zu fagen, er sei so fest von der Ersprießlichkeit der Niederlage seines eigenen Landes und von dessen Verbündeten überzeugt, daß er alles tun wolle, sie herbeizuführen.

Das Beispiel unserer serbischen Genossen, die gegen die Bewilligung der Kriegskredite stimmten, beweist nicht das Gegenteil. Sie wollten mit ihrer Abstimmung durchaus nicht bewirken, daß Serbien wehrlos gemacht werde, noch auch durch sie diesen Wunsch zum Ausdruck bringen. Hat doch Genosse Kazerowitsch, damals noch der einzige sozialistische Abgeordnete, denn der große Aufschwung der serbischen Sozialdemokratie war erst eine Folge des Krieges, auch im Jahre 1912 gegen die Bewilligung der Kredite für den Krieg gegen die Türken gestimmt, umstößt und umheult von der kriegsbegeisterten Gupschtina, aber wohl verstanden und gebilligt von den Parteigenossen im Lande. Sicherlich wollte er damals nicht, daß Serbien im Kampfe unterliege, ja, er erkannte, daß die Angliederung der in Mazedonien lebenden Volksgenossen an Serbien ein historischer Fortschritt war, der letzten Endes auch der Arbeiterbewegung zugute kommen mußte; aber gegenüber dem im Lande herrschenden nationalistischen Rausche wollte er durch seine Abstimmung klar und unzweideutig bekunden, daß es eine Partei gab, die gegen diesen Krieg protestierte, weil sie die Einigung der Balkanvölker nicht durch dynastische Kriege nur teilweise und um den Preis der ungeheuersten Opfer verwirklicht sehen wollte, sondern vollkommen und friedlich durch einen freien Bund der Nationen.

Keinen Augenblick glaubten deshalb auch unsere serbischen Genossen, daß die notwendige Ergänzung und Folge dieser Abstimmung der Aufruf zum Militärstreik, zur Revolution sei. An dem physischen Mut dazu hätte es ihnen wahrlich nicht gefehlt. Das haben ihre Besten auf den Schlachtfeldern bewiesen. Wir wissen aber aus ihren privaten Äußerungen, sie wären lieber zum Kampf für die eigene Sache auf die Barrikade gestiegen, statt in einen Krieg zu ziehen, den sie verurteilten. Doch erkannten sie, daß der Sache des Proletariats, der sie sich gewidmet, mit einer revolutionären Erhebung damals schlecht gedient gewesen wäre, daß das proletarische Gesamtinteresse es erheische, daß sie sich für eine Sache schlugen und hinopfereten, die nicht die ihre war.

Jeder ernste Kampf bringt schwere innere Konflikte mit sich. Der Selbsterhaltungstrieb ringt mit dem Pflichtbewußtsein, die Liebe zur Familie, zum Beruf, zur Heimat liegt im Streit mit der Aufopferung für Ziele der Gesamtheit. Je weitere Kreise das Leben zieht, einer je größeren Gemeinschaft der einzelne sich zugehörig fühlt, je komplizierter und unübersichtlicher die Beziehungen und Verhältnisse werden, in denen er lebt und wirkt, um so schwieriger, um so tragischer werden diese Konflikte.

Deshalb kann man wohl sagen, die sozialdemokratische Gesinnung verlangt die Orientierung der Politik nach dem Prinzip der Förderung des Interesses der proletarischen Gesamtbewegung. Darüber aber, wie im einzelnen Fall, im einzelnen Land dieses Gesamtinteresse am besten wahrzunehmen ist, darüber gehen die Ansichten heute noch notwendig auseinander. Sicherlich muß jeder von uns danach streben, sich in einer Frage, die unsere Lebensinteressen so entscheidend berührt, ein eigenes Urteil zu bilden, und vielen ist das gewiß nach schwereren oder leichteren inneren Kämpfen

gelingen. Sie haben nun nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, für ihre Ueberzeugung einzustehen und sie nach Kräften in der Partei zur Geltung zu bringen. Wird doch diese Ueberzeugung nicht durch die Rücksicht auf die eigene Person diktiert, sondern, sofern es eben Sozialdemokraten sind, durch das Interesse der Partei, d. h. das Interesse der proletarischen Gesamtbewegung. Wollen sie diesem dienen, dann müssen sie bestrebt sein, die Masse der Parteigenossen von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Das kann und darf aber nicht dadurch geschehen, daß man den Verfechter anderer Auffassungen innerhalb der Partei mundtot macht. Gewiß liegt es gerade in so schwierigen Zeiten nicht im Interesse der Partei, daß alle Meinungsverschiedenheiten vor der breitesten Öffentlichkeit ausgetragen werden, und ebenso erfordert es gerade der Ernst der Zeit, daß an der Einheitlichkeit der Aktion festgehalten werde, soweit es irgend geht. Aber das ist ja eben einer der Hauptvorteile der straffen Organisation, auf die die deutsche Sozialdemokratie mit Recht so stolz ist, daß unsern Parteigenossen Gelegenheit geboten ist, auch in kleinem und geschlossenem Kreis zu beraten und zu besprechen, was für die Partei von Wichtigkeit ist; und diese Besprechung zu verhindern oder auch nur zu beschränken, das wäre der schwerste, der verhängnisvollste Fehler, den eine Parteileitung begehen könnte.

Sind solche Methoden schon in ruhigen Zeiten verwerflich, so würde derjenige, der sie heute zur Anwendung bringen wollte, eine ganz ungeheuerliche Verantwortung auf sich laden. Er würde gerade in der Zeit der schwersten und verantwortungsvollsten Entschlüsse die Partei, das Proletariat entmündigen und ihnen seinen eigenen Willen, seine eigene Erkenntnis gewaltfam aufnötigen.

Heute, wo wir die Vorgeschichte dieses Krieges erst teilweise kennen, wo wir über die Vorgänge im Auslande und auch im eigenen Lande nur sehr unvollkommen unterrichtet sind, wo aber vor allem der Fortgang und damit die voraussichtlichen Wirkungen des Weltkrieges auf die äußere und innere Gestaltung der Länder noch nicht zu überblicken sind, ist niemand befugt, autoritativ zu erklären: diese Entscheidung der konkreten Einzelfragen ist die allein wahrhaft sozialdemokratische, jene Maßregel ist allein richtig. Maßgebend kann nur sein, ob die vorgetragene Ansicht, die vorgeschlagene oder ausgeführte Maßnahme zu rechtfertigen ist durch die Rücksicht auf das proletarische Gesamtinteresse.

\* \* \*

Dieser Maßstab allein gilt auch für die Frage der nationalen Abgrenzungen. Die Sozialdemokratie hat sich jederzeit gegen nationale Unterdrückung ausgesprochen und hat sie mit allen Mitteln bekämpft. Sie hat das getan, weil sie ihrem Wesen nach gegen jede Form der Unterdrückung ankämpft und ankämpfen muß. Ihr als der Partei der Unterdrückten wird jede Sache von Vergewaltigten sympathisch. Zugleich ist sie sich aber auch dessen bewußt, daß jede Gewaltherrschaft ihre Rugnießer einigt und dadurch stärkt, weiter aber auch, daß in jeder unterdrückten Nation oder Konfession das volle Gewicht, die volle Last der Unterdrückung doch immer die Schultern der Proletarier trifft, die am wenigsten in der Lage sind, sich dagegen zu schützen. Dadurch wird aber auch die Aufklärung dieser Schichten über ihre Klasseninteressen ganz außerordentlich erschwert. Denn die nationale Unterdrückung macht sich in viel deutlicheren Formen kenntlich als die soziale, die

weniger persönlich hervortritt, deren Erkenntnis schon ein weiteres Wissen, ein abstrakteres Denken voraussetzt. Die Grobheit des fremdsprachigen Polizisten wird schmerzlicher, aufreizender empfunden als der Lohndruck durch den Volksgenossen, der unter dem gleichen nationalen Zwange leidet.

Bewirkt so die nationale Unterdrückung in dem unterdrückten Volk eine wesentliche Erschwerung der Aufklärung, Agitation und Organisierung seiner Arbeiter, so wirkt sie auf das Proletariat des Herrenvolkes unter Umständen noch verheerender. Denn wenn diese nationale Unterdrückung mit ökonomischer Ausbeutung verknüpft ist, dann fühlt sich auch die Arbeiterschaft des Herrenvolkes leicht als Teilnehmer am Nuzgenuß dieser Herrschaft, sie fühlt sich nicht mehr solidarisch mit dem Proletariat der unterdrückten Nation, sondern mit den herrschenden Klassen der eigenen.

Man wird vielleicht den Einwand erheben, es sei zwecklos, Forderungen zu formulieren, die zu verwirklichen wir doch nicht die Kraft hätten. Mit dieser Argumentation würde aber die Sozialdemokratie nicht nur auf jede politische Betätigung überhaupt verzichten, solange sie nicht die Macht in Händen hat, die zu erobern sie auf diesem Wege allerdings auch wenig Aussicht hätte; sie wäre auch der Gefahr ausgesetzt, den Problemen, wenn sie zur Lösung herangereift sind, rat- und hilflos gegenüberzustehen. Denn nur die theoretische Diskussion und die Erprobung in der Praxis bewähren die Prinzipien und Normen einer Partei. Zugleich aber würde die Partei allen Zusammenhang mit der Masse des Proletariats, allen geistigen Einfluß auf sie verlieren, wenn sie darauf verzichtete, ihr in ihren geistigen Nöten und Kämpfen beizustehen, ihr behilflich zu sein, einen Weg aus dem Labyrinth von Meinungen, Gefühlen, Grundsätzen und Erwägungen zu finden, in das wir jetzt alle verstrickt sind.

Noch sind wir nicht so weit, diesen Weg mit solcher Sicherheit zeigen zu können, daß ihn jeder ohne eigene Orientierung einschlagen könnte. Wir können unsern Anhängern erst den verlässlichen Kompaß des proletarischen Gesamtinteresses in die Hand geben, der ihnen wenigstens erspart, im Kreise zu gehen, denselben Weg immer wieder machen zu müssen, wir können ihnen die Richtung der Autonomie der Nationen angeben, in der der Ausweg liegt. Den Weg selbst können wir nur finden, indem wir uns zum Suchen mit Hilfe des Kompasses und mit der Orientierung nach dem gemeinsamen Ziel zusammentun. Nur dadurch, daß den verschiedenen Individualitäten das Recht und die Möglichkeit gewahrt bleibt, jene Hilfsmittel der Orientierung nach bestem Wissen zu gebrauchen, den Weg dort zu suchen, wo sie ihn zu finden hoffen, ist erst die Wahrscheinlichkeit geboten, durch gegenseitigen Austausch der Erfahrungen und Anschauungen, durch gemeinsames Bemühen den kürzesten, den richtigsten Weg zu finden. Jede Behinderung kann da nur schädlich sein. Sobald aber einmal ein Anfang auf diesem Gebiet mit einem Versuch gemacht wird, die freie Diskussion, soweit sie heute noch überhaupt möglich ist, zu verhindern, gibt es auf dieser Bahn kein Halten mehr. Dann treibt ein Keil den anderen.

Zwar können wir sicher sein, daß das Proletariat jedenfalls endlich den Ausweg findet, ans Ziel gelangt; aber es kann und darf uns nicht gleichgültig sein, welche Zeit darüber verloren geht, welche Leiden, welche Enttäuschungen, welche Demütigungen das Proletariat durchzumachen hat, bis es hinlänglich „durch Schaden klug“ geworden ist. Zeigt sich die Partei in

dieser Situation unfähig, sich von den Stimmungen des Tages loszumachen, „in der gegenwärtigen Bewegung zugleich die Zukunft der Bewegung zu vertreten“, dann wird zwar diese Bewegung deshalb noch nicht scheitern, aber sie wird über die Partei hinwegschreiten.

Es ist heute die furchtbar ernste Pflicht und Aufgabe der Partei, die Arbeiterbewegung nicht nur vor Irrtümern und Schaden zu bewahren, sondern eben dadurch auch ihre Ehre, ihre Würde rein zu erhalten.

„Die Logik der Dinge wird sprechen,“ schrieb Mary an Schweitzer. „Aber die Ehre der Arbeiterpartei erheischt, daß sie solche Trugbilder zurückweist, selbst bevor deren Hohlheit an der Erfahrung geplatzt ist.“

## Marine-Literatur.

**Marine-Rundschau.** Wissenschaftliche Zeitschrift für Marinefragen. Herausgegeben vom Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin.

**Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen** von Nautikus. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin. Preis pro Band 5 Mark.

**Taschenbuch der Kriegsflootten.** Herausgegeben von Weyer. Lehmanns Verlag, München 1914. Preis 4,50 Mark.

**Die deutsche Kriegsflotte.** Herausgegeben von Dr. S. I. Mittler. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin 1914. Preis 1 Mark.

Der Krieg zwingt auch den Politiker, sich mit technischen Militärfragen zu beschäftigen, die in Friedenszeiten naturgemäß weniger im Kreise seiner Interessen lagen. Nach dem Krieg werden die Erörterungen über das, was der Krieg rein militärisch gezeigt und gebracht hat, eine wichtige Rolle spielen, und die Beurteilung dieser Fragen setzt eine genügende Kenntnis der Militärliteratur voraus. Das gilt besonders auch für das technisch auf so hoher Stufe stehende Marinewesen.

Jedes Land hat für den engeren Kreis der interessierten Marinefachleute seine führenden Fachzeitschriften und Jahrbücher. Darin wird fortlaufend über die Vorgänge in den anderen Ländern und über die Arbeiten der eigenen Marine berichtet. Freilich werden in diesen Zeitschriften nicht konstruktive Einzelheiten von neuen Waffen und Schiffen erörtert. Bis zu einem gewissen Grade ist es ja möglich, „Wertstatistikwichtigkeiten“ unter dem Begriff des Militärgeheimnisses zu bergen. Aber die Darstellung der Grundsätze in der eigenen und der fremden Rüstungspolitik kann und muß zur Veröffentlichung kommen, der Ausbau der kriegstechnischen Verbesserungen nach klar formulierten Zielen wird deshalb überall erkennbar. Es ist hier ähnlich so wie in der technischen Fachliteratur der industriellen Friedensarbeit: Man erfährt nicht, wie eine bestimmte Maschine einer bekannten Firma in den Einzelheiten konstruiert worden ist, wohl aber, welche Ziele angestrebt werden und in welchem Umfang diese Ziele erreicht werden konnten.

Die „Marine-Rundschau“ ist eine Monatschrift. Die verschiedenen Fragen der Marinepraxis werden in den Abhandlungen durch Spezialreferenten erläutert. Alle Vorgänge ausländischer Marinen werden registriert, ein Literaturbericht wird gepflegt, der nicht nur im engen Rahmen der marineteknischen Literatur bleibt, sondern in ziemlich weitem Umfang alle politischen, historischen, geographischen und wirtschaftlichen Nebenfragen des Marinismus berücksichtigt.

Der „Nautikus“ dagegen ist ein Jahrbuch. Seine redaktionelle Führung muß von anderen Gesichtspunkten aus geleitet sein. Er hat zusammenfassend das zu berichten, was im Laufe eines Jahres an neuen Fragen ausgereift werden konnte. Beim „Nautikus“ handelt es sich meist um größere Abhandlungen, die, obwohl

anonym geschrieben, die Ansichten der offiziellen Fachkreise in Deutschland über wichtige Fragen des Faches so ziemlich richtig wiedergeben. Ebenso wird im „Nautikus“ das wirtschaftliche und statistische Gebiet der Rüstungsindustrie gepflegt.

Beide Publikationen werden von Fachleuten bearbeitet, die als Schiffsoffiziere oder Schiffbauer teils im staatlichen Dienst gestanden haben oder noch stehen. Daraus erklärt sich der militärpolitische Standpunkt. Was aber die qualitative Durcharbeitung anbelangt, so sind beide Revuen als Materialsammlungen ganz vorzüglich. Der Wert einer Zeitschrift läßt sich ja immer danach beurteilen, ob sie ein umfassendes und zutreffendes Bild des betreffenden Arbeitsgebietes bietet. Wenn man die Jahrgänge der „Marine-Rundschau“ und den „Nautikus“ zur Hand nimmt, trifft das zu; wir finden alle die wichtigsten Fragen erörtert, die im Laufe der letzten Jahre im Marinewesen zur Entscheidung gekommen sind: die Debatte um die in England zuerst gebauten Dreadnoughts, die Fragen der besten Bestückung und Aufstellung von Geschützen, die Torpedowaffe, ihre Entwicklung, ihre Aussichten, die Seeminen, und nun in den letzten Jahren Marineluftschiffe und Flugzeuge. Das Studium der beiden Revuen wird dem, der sachlich mit den Dingen sich mehr zu beschäftigen hat, eine gute Orientierung der Marinefragen geben.

Das „Taschenbuch“ von Weyer ist eine Tabellensammlung, die jedes Jahr erscheint und fast vollständig (soweit die Veröffentlichung möglich ist) alles statistisch durchdringt, was unmittelbar mit dem internationalen Marinewesen zusammenhängt. Jedes Jahr sind die Flottenlisten aller Nationen auf den gegenwärtigen Stand gebracht, und zwar werden sie einmal für jedes Land gesondert zusammengestellt, dann aber auch nach Schiffstypen und Schiffsklassen geordnet miteinander in Vergleich gebracht. Da ein wichtiger Gradmesser der Beurteilung für den Kriegswert einer Flotte die Leistungsfähigkeit der Geschütze bedeutet, so ist der Schiffsartillerie ein besonderer statistischer Abschnitt gewidmet. Ein Kapitel bringt dann noch Angaben über Marinepolitik, Flottenpläne und Schiffbaupolitik der Nationen untereinander.

Auch dieser Führer gehört zu dem Informationsmaterial, das der Politiker, Parlamentarier, Redakteur und Journalist zur Hand nehmen muß, um in den späteren Debatten über Rüstungspolitik, Marinefragen sich wenigstens mit den wichtigsten Einzelfragen vertraut zu machen.

Aber bei dieser Gelegenheit sei auch dem Gewerkschaftler empfohlen, an diesen Dingen nicht achtlos vorüberzugehen. Nach dem Krieg werden wir darüber schreiben können, wie der heutige Marinismus, auch rein wirtschaftlich betrachtet, ein großes Arbeitsgebiet geworden ist, das auch für den Arbeitsmarkt im Gewerkschaftsleben seine Bedeutung hat. Es ist notwendig, daß über Konstruktions- und Produktionsfragen die verantwortlichen Gewerkschaftsführer sich ebenso unterrichten, wie die Direktoren der großen Werften und die Geschäftsführer der Unternehmerorganisationen das Fachgebiet studieren. Das zentrale Verhandlungssystem zwingt eben den Arbeitnehmer dazu, sich mit Gebieten vertraut zu machen, die früher im Gewerkschaftsleben keine Rolle gespielt haben. In den Industrieorten an der Wasserkante wird in dieser Beziehung noch mit recht unzulänglichen Mitteln gearbeitet. Die Mittel müssen bewilligt werden, um Zeit und Arbeit für solche Informationen zur Verfügung zu haben. Wir werden auch hier in der gewerkschaftlichen Praxis immer mehr gezwungen, die bisherigen empirischen Methoden zu verlassen.

Zum Schluß das Heft von Dr. Mittler über „Die deutsche Kriegsflotte“. Es erscheint jetzt im dritten Jahrgang und bringt die wichtigsten Angaben über die deutsche Flottenbauaktivität, Flottenstützpunkte u. dgl. Bei diesem kleinen Heft handelt es sich mehr um eine Orientierung für den am Marinewesen interessierten Laien. Der billige Preis macht die Anschaffung für Bibliotheken und auch für den privaten Gebrauch in weitem Umfang möglich. R. Woldt.

## Literarische Rundschau.

**Die Balkanfrage.** (Veröffentlichungen der Handelshochschule München. Herausgegeben von Professor Dr. M. J. Bonn. München und Leipzig 1914. Verlag von Duncker u. Humblot. (Preis 6 Mk.) Ein Sammelwerk, das folgende Beiträge umfaßt: 1. „Das moderne Griechenland“ von Prof. Dr. A. Heisenberg; 2. „Die Balkanstaaten“ von Prof. Dr. M. Murko; 3. „Rumänien und seine Ziele“ von Prof. Dr. H. Tittin; 4. „Der Zusammenbruch des türkischen Reiches in Europa“ von Dr. Karl Süßheim; 5. „Die armenische Frage“ von Dr. A. Dirr; 6. „Rußlands Stellung zur Balkanfrage und der Panlawismus“ von Professor Dr. Otto Hoepfich; 7. „Oesterreich und der Balkan“ von Professor Dr. L. G. Masaryk; 8. „Die Zukunft der Türkei“ von Prof. Dr. M. Hartmann; 9. „Die wirtschaftliche Entwicklung der Balkanstaaten“ von Dr. Hermann von Sauter; 10. „Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan“ von Dr. Welimir Bajkitch.

Etwas Seltenes, heute doppelt Seltenes — ein aktuell politisches Buch, das dem Rezensenten ungetrübte Freude bereitet. Die Inhaltsangabe zeigt, daß der Herausgeber der an der Münchener Handelshochschule gehaltenen (teilweise erweiterten) Vorträge auch das armenische und rumänische Problem unter die Balkanfrage rechnet — mit Recht, denn die Geschichte Rumäniens und Armeniens ist aufs engste mit der Geschichte und der politisch sozialen Entwicklung des Balkans im engen Wortsinne verknüpft. Bedauerlich ist, daß die Südslaven in Oesterreich-Ungarn keine genügende Berücksichtigung fanden, bedauerlich, weil ihre staatliche Gliederung und ihre wirtschaftlichen Schmerzen einer besonderen Darstellung bedürfen, nationale, kulturelle und politische Tendenzen sie eng mit Serbien und dem Schicksale des Balkans verknüpfen.

Die einzelnen Arbeiten sind ungleichmäßig im Wert, der Vorteil der geistigen Einheit geht bei dieser Art der Darstellung verloren. Das mindert den Wert dieser Sammelwerke, deren schon mehrere erschienen sind, für den Wissenschaftler, weniger aber für den auf den Augenblick eingestellten Publizisten und für den durch die Tagesereignisse angeregten Laien, wenn jeder Mitarbeiter nur alle wichtigen Tatsachen seines Spezialgebietes übersichtlich darstellt.

Alle Mitarbeiter des Buches lieben die Völker, deren Werden und Handeln sie schildern. Manches einer scheint des Enthusiasmus fast zu viel zu tun. Aber auch die Begeisterung und lebendige Teilnahme, die über das Ziel schießt, können wir schätzen, weil wir die geistige Kraft lieben und heute doppelt lieben, die in das Denken, Fühlen und Wollen der Nationen hineindringt, aus ihrem Gesichtskreis die Welt sieht. Eine lecke Anmaßlichkeit, ohne diese Fähigkeit Weltpolitik zu treiben oder zu beurteilen! Ihr Fehlen hat die nicht ganz einwandfreie politische Einleitung des Weltkrieges verschuldet und wird in der ersten Friedenszeit berufenen oder ungerufenen Kritikern — mancher wird post festum dazu kommen — Gelegenheit zu überflüssigen Epilogen geben.

Sehr wertvoll wäre ein statistischer Anhang, der in weiser Beschränkung die wichtigsten Daten der Bevölkerungsbewegung, des Staatshaushaltes, der Staatsschuld und des Staatsschuldendienstes, des auswärtigen Handels, der Produktions- und Agrarstatistik mitteilt, dazu eine Geschichtstafel und ausführliche Nachweise der einschlägigen weltsprachlichen Literatur.

In einem Werke, an dem zehn Mitarbeiter beteiligt sind, kann es nicht ohne Widersprüche abgehen. So schreibt Dirr:

„Die armenische Frage wird nicht durch die türkische Regierung, sondern durch die Bagdadbahn und die anderen Vorposten europäischer Kultur in Kleinasien gelöst werden.“

Das geistreiche Wort soll offenbar sagen, daß erst die wirtschaftliche Erschließung Vorderasiens eine staatliche Neuorganisation auf demokratischer und

föderalistischer Grundlage ermöglichen wird. Masaryk ist in seinem vortrefflichen Aufsatz anderer Meinung:

„In Asien hat die Türkei ein dreimal so großes Gebiet wie Deutschland. — Kann an den Ufern des Euphrat und Tigris ein türkisches Paradies entstehen? Ich glaube nicht. — Die neue Bagdadbahn wird die asiatische Türkei nur weiter zerfetzen. Der Panislamismus ist gelähmt. Die grüne Fahne hat 1826 vielleicht zum letzten Male geweht.“

Das interessante Urteil Süßheims ist durch die Ereignisse gänzlich überholt: „Man dachte sich dabei (in der Türkei) in die schmeichelhafte Rolle eines Verbündeten Deutschlands hinein, und nur den intimsten Mitgliedern der türkischen Diplomatie schien es bekannt zu sein, daß Deutschland nicht im entferntesten daran denke, sich durch ein Bündnis mit der herabgekommenen kulturfeindlichen Türkei in üblen Ruf zu bringen.“

Die deutsche Diplomatie ist offenbar der Meinung geworden, daß die Türkei nach der Amputation in dem Balkankriege ihrer politischen Gesundheit entgegengeht.

Professor Hartmann verurteilt die übermäßigen militärischen Ausgaben der Türkei, die an ihrem Marke zehren und deren „Produktivität“ er entschieden bestreitet. Ueber ihre Zukunft denkt er pessimistisch:

„Es kann nicht oft genug und laut genug gesagt werden, daß wir keine Absichten auf türkisches Territorium haben, daß wir durchaus die Türkei in ihrem asiatischen Besitze konsolidieren wollen, daß wir ihr helfen wollen, die Verwaltung der Provinzen so zu gestalten, daß der türkische Staatsschatz eine vielfach größere Einnahme daraus zieht. Wir müssen aber durchaus auf der Bedingung bestehen, daß die türkische Staatsverwaltung sich unserer auf vielhundertjähriger Erfahrung beruhenden Einsicht fügt und daß sie vor allem uns nicht in den Weg tritt, wenn wir den lebendigen und sehr bedeutenden Kräften zum Ausleben verhelfen. Das bedeutet freilich, daß die Türken den nationalen Dünkel, der sie beherrscht, in die Tasche stecken und daß sie die andersvölkischen Staatsangehörigen als gleichberechtigte Glieder des Staates ansehen und ihnen die sehr mäßigen Forderungen hinsichtlich der Selbstverwaltung zugestehen. Die Herrschaft des türkischen Sultans soll durchaus unangetastet bleiben. Der Padiſchah soll auch weiter auf dem kaiserlich osmanischen Throne sitzen, umgeben von einer Schar von hohen Würdenträgern, die sämtlich ein weit ruhigeres Leben und weit größere Einkünfte haben werden als jetzt, wenn sie im Bunde mit uns an der wirtschaftlichen Ausbeute des Landes arbeiten.“

Formell und inhaltlich stehen am höchsten die Beiträge: „Die Balkanſlawen“, „Rußlands Stellung zur Balkanfrage und der Panſlawismus“, „Oesterreich und der Balkan“, „Die wirtschaftliche Entwicklung der Balkanstaaten“ und „Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan“. Professor Murko entwirft eine anschauliche Skizze der geschichtlichen Entwicklung und nationalen Siedlung der Südslawen. Der Artikel des Professor Hoeghsch findet in dem Werke desselben Verfassers „Rußland, eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912“ eine wertvolle Ergänzung. Der Beitrag des Professor Masaryk läßt einen eigenen Aufsatz über die politische Entwicklung der Südslawen in Oesterreich-Ungarn und die sich daraus ergebenden Rückwirkungen auf die Beziehungen der Donaumonarchie zu den Balkanstaaten doppelt schmerzlich vermissen. Die Lektüre der beiden letzten Aufsätze ist für jeden unerlässlich, der auf die Bildung eines gut fundierten Urteiles über Deutschlands Wirtschaftsinteressen auf dem Balkan Wert legt. Der Vortrag Dr. Bajfittschs ist eine glühende Werbung — ein Versuch, Hörern und Lesern den Widerstreit deutscher und österreichisch-ungarischer Interessen auf dem Balkan klarzumachen, die Tendenz mindert aber nicht den Wert der Arbeit.

Anton Hofrichter.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 15

Ausgegeben am 15. Januar 1915

33. Jahrgang

Rachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Probleme der Kriegswirtschaft.

Von E. Varga (Budapest).

Seit dem Bestehen des modernen Kapitalismus ist es das erstmal, daß ein Weltkrieg geführt wird; ein Weltkrieg in dem Sinne, daß alle kapitalistischen, also alle zivilisierten Staaten daran entweder unmittelbar beteiligt sind oder zumindest ihr Wirtschaftsleben durch denselben tiefgehende Änderungen erleidet. Alle früheren Kriege in der Epoche des modernen Kapitalismus wurden nur zwischen einigen Staaten geschlagen; ihre Wirkung auf die Weltwirtschaft war daher viel geringer. Die Kriege der napoleonischen Ära aber waren trotz ihrer gewaltigen Ausdehnung von viel geringerer wirtschaftlicher Wirkung, weil es eben damals noch keinen Weltmarkt und keinen Weltverkehr im heutigen Sinne gab. Die Autarkie des Wirtschaftslebens, d. i. die Selbstversorgung jedes politischen Gebietes mit den nötigen Gütern, war damals noch die Regel, Einfuhr und Ausfuhr die Ausnahme.

Nennen wir jenen Zustand, in welchem sich die Wirtschaft eines kapitalistischen Landes während des Krieges befindet, den Zustand der Kriegswirtschaft, so können wir eine Reihe von Problemen aufwerfen: Welches sind die theoretisch wichtigsten Grundtatsachen der Kriegswirtschaft? Welches sind die Wirkungen der Kriegswirtschaft auf den modernen Kapitalismus? Wie gestaltet sich die Verteilung des Einkommens in der Kriegswirtschaft? und so weiter. Es ist natürlich, daß es sich hier nur um einen skizzenhaften Versuch handeln kann, aus der Fülle der sich darbietenden Probleme einiges herauszugreifen. Es fehlt der Raum, es fehlen die festgelegten Tatsachen der Kriegswirtschaft, aber auch die theoretischen Vorarbeiten. In der nationalökonomischen Literatur ist die Kriegswirtschaft nur sehr wenig bearbeitet: es ist bezeichnend, daß in dem großen „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ sich nicht ein einziger Satz über Kriegswirtschaft findet. Unter solchen Umständen kann es sich nur darum handeln, einen einleitenden Versuch zu wagen. . . .

### 1. Das Sinken der Produktivität der Arbeit.

Uebersichten wir die Grundtatsachen der Kriegswirtschaft, so finden wir, daß es sich gegenüber der normalen kapitalistischen Wirtschaftsweise nicht um qualitativ Neues, sondern nur um quantitative Verschiebungen handelt. Die Grundzüge der kapitalistischen Wirtschaft, die Anarchie der Produktion und die Ausbeutung der arbeitenden Massen durch die Kapitalisten jeder Art, bleiben auch während der Kriegswirtschaft bestehen. Nur das Gebiet des staatlichen Eingriffes ins Wirtschaftsleben, welches für

gewöhnlich auf ein sehr enges Gebiet begrenzt ist, dehnt sich in der Kriegswirtschaft ins Ungemessene aus.

Ein Teil der Arbeitskraft jedes kapitalistischen Staates ist ständig durch den Militarismus der produktiven Arbeit entzogen. In der Kriegswirtschaft werden alle gefunden männlichen Arbeitskräfte der Produktion entzogen und dem Kriegshandwerk gewidmet. Es entstehen große Lücken in der Arbeiterschaft, welche — im Falle diese Tendenz nicht durch die aus anderen Gründen herrührenden Betriebsbeschränkungen aufgewogen wird — eine Auffaugung der Reservearmee zur Folge haben. Vollwertige Arbeitskräfte werden durch Frauen, jugendliche Arbeiter und alte ersetzt. Es ergibt sich hieraus ein Sinken der Produktivität, was eine allgemeine Tatsache der Kriegswirtschaft ist!

Ein Teil des Wertproduktes besteht in jedem kapitalistischen Staate aus Heeresmaterial jeder Art. In der Kriegswirtschaft wird die Produktion für militärische Zwecke ausschlaggebend. Die Bedürfnisse der modernen Kriegführung sind ganz enorme. Die kriegsindustriellen Betriebe können selbst mit der vollsten Ausnützung ihrer Produktionsfähigkeit den Bedarf nicht decken. Viele Betriebe, welche sonst produktive Güter erzeugen, wenden sich jetzt der Produktion von militärischen Bedarfsartikeln zu. Wir sehen also auch hier die allgemeine Tendenz: Sinken der Produktivität der Arbeit durch Ueberwiegen der unproduktiven Produktionszweige.

Die Arbeitsteilung auf dem Weltmarkt, die Produktion jedes Gutes an jener Stelle der Erdoberfläche, wo dies mit Anrechnung der Transportarbeit bis zum Konsumtionsort mit dem geringsten Arbeitsaufwand möglich ist, wird im Frieden durch das Sonderinteresse der einzelnen Staaten, oft auch nur einzelner politisch tonangebender Schichten verhindert. Einfuhrzölle, Einfuhrverbote, Prämien für inländische Produktion usw. sind Mittel, dazu bestimmt, gewisse Produktionszweige von ihrem günstigsten Standort in der Weltwirtschaft in das eigene Land zu verlegen. Dies bedeutet natürlich, die Produktion des Erdballs als Ganzes betrachtet, eine Herabsetzung der Produktivität.

An Stelle dieser normalen Hemmungen treten nunmehr in der kapitalistischen Kriegswirtschaft — auf primitiven Kulturstufen verhält es sich anders — absolute Hindernisse der Ein- und Ausfuhr. Der Weltmarkt ist jetzt in Teile zersprengt. Die nebeneinander gelagerten verbündeten Staaten bilden einen besonderen Markt; die feindlichen ebenfalls einen; die neutralen für sich einen dritten. Der Warenverkehr zwischen den kriegsführenden Staaten ist völlig verhindert; der Verkehr zwischen den Neutralen und den Kriegsführenden begegnet sehr großen Hindernissen und nur der Verkehr zwischen den Neutralen spielt sich halbwegs normal ab. Der Güteraustausch war aber gerade zwischen den kriegsführenden Staaten, als den kapitalistisch am fortgeschrittensten, besonders rege. Es sei nur daran erinnert, daß England der größte Abnehmer, Rußland aber der größte Lieferant Deutschlands ist. Das Abhacken der zahllosen Fäden, welche die kapitalistische Produktion zwischen den jetzt kriegsführenden Staaten gespannt hatte, bedeutet aber, daß alle jene Waren, die sonst vom Auslande bezogen wurden, nunmehr im Inlande erzeugt werden müssen. Aus dem Auslande wurden sie aber eben deshalb bezogen, weil die Produktion dort billiger war. Die Erzeugung im Inlande bedeutet

daher wiederum ein ungemein starkes Sinken der Produktivität. Man denke, was es bedeutet, in England Farbstoffe, in Deutschland Kautschukerfahsmittel, dort und in Oesterreich-Ungarn Salpeter zu erzeugen!

Die Kriegswirtschaft wird durch die Unterordnung aller privatwirtschaftlichen Interessen unter das militärische Interesse gekennzeichnet. Hieraus ergibt sich, daß Arbeitskräfte, Lasttiere, Fahrzeuge der Produktion entzogen werden und vor allem das ganze Transportwesen ganz und gar dem militärischen Zweck unterstellt wird. All dies verursacht gewisse Verwirrungen in der Produktion, Verspätung in der Lieferung von Rohmaterialien oder Halbfabrikaten, daher zeitweilige Stilllegung von Betrieben, was theoretisch ebenfalls nichts anderes als ein neuerliches Sinken der Produktivität bedeutet.

Endlich wollen wir noch anführen, daß der Absatz aller Waren, welche nicht Güter „erster Ordnung“ sind, das heißt nicht zur Befriedigung der einfachsten Lebensbedürfnisse dienen, in der Kriegswirtschaft stark zurückgeht. Es ist dies eine Folge der allgemeinen Unsicherheit des Einkommens, welche die Kriegswirtschaft kennzeichnet und die Menschen dazu bewegt, ihre Luxusausgaben im weitesten Sinne zu beschränken. Der Reiche unterläßt den Ankauf von Juwelen, der Minderbemittelte den von Büchern oder Möbeln, während der Arbeiter sich ein notwendiges Kleidungsstück abspart, um Geld für Lebensmittel zu behalten. Durch diese allgemeine Tendenz des Sparens werden in der Kriegswirtschaft ganze Industriezweige lahmgelegt, es entsteht eine relative Ueberproduktion, welche durch Reduktion der Betriebe, Entlassung von Arbeitskräften überwunden wird. Es entsteht hierdurch in gewissen Industriezweigen eine große Arbeitslosigkeit, Produktivkräfte werden brachgelegt, die Produktivität wird verringert. Die Stilllegung von Betrieben setzt mehr Arbeiter frei, als durch die Entziehung von Arbeitern für die Armee Arbeitsstellen frei werden; daher starkes Steigen der Zahl der Arbeitslosen in der Kriegswirtschaft.

Wir finden daher als erstes Ergebnis unserer Untersuchung der Kriegswirtschaft ein riesiges Sinken der Produktivität in der ganzen Weltwirtschaft; der Grad ist natürlich in den neutralen Staaten viel geringer, als in den kriegführenden selbst. In dieser Beziehung können wir die Kriegswirtschaft mit den periodischen Krisen der kapitalistischen Wirtschaftsweise vergleichen, welche ebenfalls durch die Brachlegung riesiger Produktionskräfte gekennzeichnet sind.

## 2. Die Unmöglichkeit der Akkumulation.

Der Tatsache der riesigen Verminderung der Weltproduktion in der Kriegswirtschaft steht, wie wir sahen, die Tendenz des Sparens, verursacht durch die Unsicherheit des Einkommens der einzelnen, einigermaßen mildernd gegenüber. Indessen das Einschränken der Konsumtion kann den Ausfall durch die verminderte Produktivität durchaus nicht wettmachen. Für die Bedürfnisse des Krieges selbst gilt kein Sparen. Riesige Werte werden durch denselben verbraucht, unproduktiv verbraucht. Man denke an den Verbrauch an Munition und Waffen jeder Art, an Pferden, Wagen, Eisenbahnmaterial: werden doch die täglichen Kriegskosten der Großmächte einzeln auf beiläufig 30 Millionen Mark berechnet, deren größter Teil unproduktiv vernichtet wird. Hierzu muß noch der Verlust an Gütern gerechnet

werden, welche der Kriegführung selbst zum Opfer fallen: gesprengte Brücken, zerstörte Eisenbahnlinien, eingeäscherte Städte, entholzte Wälder, vernichtete Vorräte. Die Kriegswirtschaft ist dadurch gekennzeichnet, daß der Verbrauch der Güter größer ist als die Neuproduktion. In diesem Belange können wir die Kriegswirtschaft ebenfalls als eine schwere Krise der regelmäßigen Produktion auffassen: mit dem Unterschiede allerdings, daß in Zeiten der periodischen Krisen deshalb mehr konsumiert werden muß, als produziert wird, weil eben früher infolge der Anarchie der kapitalistischen Produktion mehr produziert wurde, als der „zahlungsfähige“ Konsum aufnehmen konnte; in der Kriegswirtschaft dagegen der steigende Bedarf in Verbindung mit der Verringerung der Produktion, beides durch ein außerwirtschaftliches Geschehen, eben durch den Krieg verursacht, das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumtion hervorruft. Das Ueberwiegen der Konsumtion über die Produktion in den periodisch wiederkehrenden Krisen des Kapitalismus ist ein Gesundungsprozeß des Wirtschaftslebens; in der Kriegswirtschaft ist es, wie wir noch zeigen werden, der Ausgangspunkt neuer Krisen, ein Krankheitsprozeß.

Es folgt hieraus notwendig ein anderes wichtiges Kennzeichen der Kriegswirtschaft: die Unmöglichkeit der Akkumulation. Wohl gemerkt: wir meinen reale Akkumulation, also eine Akkumulation von wirklichen Gütern. Da in der Kriegswirtschaft mehr Güter verbraucht als neuproduziert werden, so folgt hieraus naturgemäß, daß der Bestand der kriegführenden Staaten an wirklichen Gütern in der Kriegswirtschaft sich verringert, ja wahrscheinlich trifft dies auch bei den neutralen Staaten, vielleicht mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, zu. Statt Akkumulation von Gütern findet in der ganzen Welt Verminderung des Gütervorrats statt.

### 3. Das fiktive Kapital.

Die allgemeine Desakkumulation — wenn wir diesen ungewohnten Ausdruck gebrauchen dürfen — ist aber in der Kriegswirtschaft durch das riesige Anschwellen des fiktiven Kapitals verdeckt. Die reale Verarmung verträgt sich ganz gut mit dem Scheine einer allgemeinen Bereicherung, welcher durch die für die Kriegswirtschaft besonders charakteristische Vermehrung der Geldzeichen und Anhäufung von fiktivem Kapital entsteht. Wir wollen beide Ausdrücke, um Mißverständnissen vorzubeugen, genau definieren. Wir verstehen unter fiktivem Kapital jede Art von Rechtstiteln, welche die rechtliche Möglichkeit der Aneignung eines Teils des in Zukunft zu produzierenden Mehrwerts bietet. Die Rechtstitel, mit ihrem zukünftigen Ertrag kapitalisiert, fungieren als wirkliche Kapitalien, als Werte. Solche Rechtstitel sind vor allem sämtliche Wertpapiere, Staatsrentenpapiere, Obligationen usw., während Aktien von Industrieunternehmungen nur zum Teil fiktives Kapital sind, zum Teil aber ein Teileigentum an dem in Gebäuden, Anlagen, Waren usw. vorhandenen realen Kapital des Unternehmens bezeugen. Auch das Grundeigentum ist — mit Ausnahme des den Wert der Gebäude, fundus instructus und Ameliorationen repräsentierenden Betrages — fiktives Kapital, kapi-

talfizierte Grundrente. Unter Geldzeichen aber verstehen wir Geld jeglicher Sorte, Banknoten, Staatsnoten, Scheidemünze usw., dessen Nennwert nicht durch den Wert des darin enthaltenen Geldmaterials, sondern durch gesellschaftliches Uebereinkommen oder staatlichen Zwang bedingt ist. Eine Summe derartiger Geldzeichen — wenn wir von dem geringen Wert des Silber-, Nickel- und Kupfermaterials der Scheidemünzen absehen — kann ebenfalls als fiktives Kapital betrachtet werden, weil die Möglichkeit besteht, die Geldzeichen wann immer in einen Rechtstitel auf zukünftige Mehrwertaneignung umzusetzen.

Wie entsteht nun das von uns behauptete ungeheure Anschwellen des fiktiven Kapitals in der Kriegswirtschaft?

Vor allem unmittelbar durch die ungeheure Vermehrung der Geldzeichen, des im Umlauf befindlichen Papiergeldes. Und ihre Ursache? Der Ausbruch des Krieges bewirkt nicht nur die Unsicherheit des Einkommens, sondern auch die Unsicherheit der Vermögensverhältnisse. Der Krieg verwüftet große Werte, richtet manches blühende Geschäft zugrunde, Schuldner ziehen ins Feld und kehren nicht mehr zurück: mit ihrem Tode geht in vielen Fällen auch die Forderung an dieselben verloren. All dies wie auch der Schrecken über das jähe Hereinbrechen des Krieges verursachte das Zusammenbrechen des modernen Kreditystems bei Ausbruch des Krieges. Hier Ware, hier Geld! wurde die Lösung. Die bisherige Menge der Zahlungsmittel erwies sich zur Abwicklung des Verkehrs als zu klein; es erfolgte ein riesiges Anschwellen der Menge der im Umlauf befindlichen Banknoten, wie es die Ausweise der zentralen Notenbanken aller Länder der Erde beweisen.

Nun könnte uns entgegengehalten werden, daß die Vermehrung der im Umlauf befindlichen Banknoten keine Vermehrung des fiktiven Kapitals bedeutet, da die Banknoten nur zum Ersatz der sonst im Umlauf befindlichen privaten Schuldscheine (Wechsel, Schecks, Bons usw.) dienen. Privatwirtschaftlich ist es ja natürlich gleich, ob jemand einen absolut guten Wechsel oder eine Banknote an Zahlungstatt bekommt; volkswirtschaftlich hingegen ist dies durchaus nicht gleich, weil eben Banknoten als gesellschaftliches Zahlungsmittel unmittelbar in Kapital verwandelt werden können, was bei privaten Schuldtiteln, besonders bei den in der Kriegswirtschaft bestehenden Hemmungen des Kreditwesens, durchaus nicht der Fall ist.

Indessen, der vermehrte Banknotenumlauf dient nicht nur zum Ersatz der in normalen Zeiten den Kreislauf der Waren vermittelnden privaten Schuldtitel, sondern auch zum Ersatz bereits konsumierter Werte. Wir stellten bereits die eine Grundtatsache der Kriegswirtschaft fest, daß die Konsumtion die Produktion übersteigt. Der Hauptkonsument ist der kriegsführende Staat. Der Staat respektiert das Privateigentum seiner Bürger, indem er die zur Heeresausrüstung und Kriegführung nötigen Werte zum vollen Preise bezahlt. Der Verzehr an wirklichen Werten wird durch ein Mehr an Banknoten ersetzt.

Die Art, wie sich der kriegsführende Staat die zur Bezahlung der gekauften Waren nötigen Banknoten immer aufs neue beschafft, ist die Schaffung von fiktivem Kapital in ihrer reinsten Form, nämlich die Ausgabe von Kriegsanleihen, also Schaffung neuer Staatsschulden, das heißt solcher Rechtstitel, welche eine staatliche An-

weisung auf einen Teil des in späteren Jahren durch die Bevölkerung zu schaffenden Wertprodukts — wir könnten auch richtig sagen: Mehrwerts — darstellen. Indem der Staat eine Anleihe aufnimmt, zieht er aus dem Verkehr Banknoten — von dem geringen Anteil an Gold kann hier ruhig abgesehen werden — an sich. An Stelle der Banknoten tritt jetzt fiktives Kapital in Gestalt von Staatsschuldenpapieren. Der kriegsführende Staat behält aber die durch die Anleihe gewonnene Masse von Banknoten nicht in seinen Kassen: er verwendet sie zur Bezahlung der Lieferanten, welche ihm Kriegsmaterial im weitesten Sinne liefern. Die Banknoten kehren wieder in den Umlauf zurück, während die hierfür vom Staate angekauften Werte durch die Kriegführung verbraucht werden. Die Volkswirtschaft ist um den Betrag der Anleihe an fiktivem Kapital reicher, an wirklichen Werten dagegen ärmer geworden. Da aber der Betrag, der vom Staate für gelieferte Waren bezahlt wurde, deren Wert samt einem in der Regel sehr ansehnlichen Profit der Heereslieferanten deckt, entsteht der Schein einer Vermehrung des Vermögens, wotatsächlich eine Verarmung der Volkswirtschaft stattgefunden hat. Das Heranziehen der im Umlauf befindlichen Banknoten in die Staatskassen durch Ausgabe von Kriegsanleihen und die Verwendung der so gewonnenen Zahlungsmittel zur Bezahlung von Lieferungen wiederholt sich bei langer Dauer des Krieges mehreremal: immer größer wird das fiktive Kapital, immer größer der an die Kapitalisten vergebene Teil des zukünftigen staatlichen Einkommens, also des zukünftigen Wertprodukts des Landes. Die Werte werden aufgebraucht; an ihrer Stelle erhalten die Kapitalisten Anweisungen auf künftig zu produzierenden Mehrwert. Die Kriegswirtschaft erhält sich auf Kosten der Zukunft.

Oft auch wird fiktives Kapital zweiter und dritter Ordnung im Krieg geschaffen. Leute, welche keine wirklichen Güter, ja auch keine Geldzeichen besitzen, zeichnen die Kriegsanleihe, indem sie sich das nötige Geld durch Lombardierung ihres fiktiven Kapitals an Staatsschuldenpapieren verschaffen. Durch Belehnung von fiktivem Kapital wird neues fiktives Kapital zweiter Ordnung geschaffen. Ja, die Kette geht noch weiter. Bei neuertlichem Geldbedarf des Staates wird das neugewonnene Staatsschuldenpapier neuerdings belehnt und das so aufgenommene Geld, besser gesagt Geldzeichen, dem Staate durch Zeichnen der Kriegsanleihe überlassen und hierdurch frisches fiktives Kapital, nunmehr dritter Ordnung, geschaffen. Dauert der Krieg lange, so entsteht eine fast völlige Entleerung der Wirtschaft von wirklichen Werten und ein riesenhaftes Anschwellen des fiktiven Kapitals als natürliche Folge des Hauptzuges der Kriegswirtschaft, des Ueberwiegens der stark gesteigerten unfruchtbareren Konsumtion über die durch den Krieg eingegengte, in ihrer Produktivität gesunkene Produktion!

#### 4. Die Zirkulationsmittel.

Mit dem Anschwellen des Nennwertes der im Umlauf befindlichen Geldzeichen geht in der Kriegswirtschaft die völlige Entblößung der Zirkulation von vollwertigem Goldgeld Hand in Hand. Als wohlverwahrter Fetisch liegt das Gold in den Panzerkellern der Notenbanken, in den Geld-

schränken der Reichen, als sicherer Hort für ungewisse Zeiten. Auch im internationalen Verkehr hat das Gold seine Rolle als internationales Zahlungsmittel, als Weltgeld in der Kriegswirtschaft verloren. Es gehört zu den interessantesten Widersprüchen der kapitalistischen Wirtschaftsweise, daß das Gold, das seine Funktion als Weltgeld gerade in Zeiten ausüben sollte, in denen der internationale Kreditverkehr fast ganz aufgehört hat, in der Kriegswirtschaft völlig lahmgelegt wird und als Fetisch festgebannt liegt.

Durch die Ausschaltung des Goldes aus dem Weltverkehr geht in der Kriegswirtschaft die Möglichkeit verloren, die Gleichwertigkeit der in den verschiedenen Ländern zirkulierenden Geldzeichen trotz der Verschiedenheit der Valuten aufrechtzuerhalten. Die Geldzeichen, welche im Inlande während der Dauer der Kriegswirtschaft zwangsweise dem Golde gleichgestellt werden, sinken im Auslandsverkehr mit den neutralen Ländern zu Zahlungsmittelwaren herab, deren Preis, in der Valuta des fremden Landes ausgedrückt, von Angebot und Nachfrage abhängt. Nun haben wir bereits gezeigt, daß der hervorstechendste Zug der Kriegswirtschaft die Vergrößerung der unfruchtbaren Konsumtion und das Sinken der Produktivität ist. Je stärker dies der Fall ist, je mehr die Volkswirtschaft eines Landes die typischen Züge der Kriegswirtschaft trägt, desto weniger ist es imstande, Waren im neutralen Ausland abzusetzen und sich hierdurch Zahlungsmittel zur Begleichung der eigenen Anläufe zu beschaffen. Da aber der große Verbrauch die Anschaffung ausländischer Waren notwendig macht, müssen dieselben bei der Unmöglichkeit von Goldsendungen mit der einzig verfügbaren Ware, den papiernen Geldzeichen, bezahlt werden. Da aber diese Ware im Auslande im Ueberfluß angeboten wird, entsteht ein Sinken des Preises, das Phänomen des Disagios. Rein theoretisch müßte das Preisverhältnis der Geldzeichen ganz und gar von dem Maß der Veränderung der Volkswirtschaft des Landes in der Richtung vom normalen Wirtschaftsstand zu jenem der Kriegswirtschaft abhängen. Die Geldzeichen jener neutralen Länder, welche in der Wirtschaft durch den Krieg am wenigsten gestört sind, müßten im Preise am höchsten stehen, die Geldzeichen der kriegführenden Staaten hingegen im Kurse fallen, und zwar in dem Grade der kriegswirtschaftlichen Störung ihrer Volkswirtschaft. Es ist daher rein theoretisch überhaupt kein schwieriges Problem, warum die Noten der österreichisch-ungarischen Bank oder der deutschen Reichsbank im Kurse niedriger stehen müssen, als die englischen oder französischen Noten, weil die Volkswirtschaft dieser Länder, deren Güteraustausch mit dem neutralen Weltmarkt viel weniger gehemmt ist, und wo die Produktivität weniger gelitten hat, der kriegswirtschaftlichen Deformation in viel geringerem Grade unterliegt.

Indessen würde der von uns behauptete Zusammenhang zwischen dem Grade der kriegswirtschaftlichen Deformation und dem Disagio der Geldzeichen nur dann rein zum Ausdruck kommen, wenn der Valutenkurs ausschließlich durch die Gestaltung des interstaatlichen Warenverkehrs bestimmt wäre. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die kriegführenden Großmächte sind zum Teil Gläubigerländer wie England, Frankreich und Deutschland, teils Schuldnerländer wie Rußland und Oesterreich-Ungarn. Infolgedessen sind die ersten drei imstande, die vom neutralen Auslande bezogenen Waren,

statt mit Geldzeichen, mit Zinsen ihres Kapitals und durch Verwendung ihrer im Ausland befindlichen Leihkapitalien zu bezahlen, während Oesterreich-Ungarn und Rußland durch die Anordnung eines Moratoriums und des Verbots von Zahlungen in das feindliche Ausland das allzu große Angebot ihrer Geldzeichen auf dem Weltmarkt zu verhindern suchen. Natürlich müssen die Valuten der Gläubigerstaaten — alle anderen Umstände gleichgesetzt — im Preise höher stehen, als die Geldzeichen der kriegsführenden Schuldnerstaaten. Es bestehen aber auch noch weitere Unterschiede. Die Auslandsforderungen Deutschlands haben im allgemeinen eine schwer mobilisierbare Form: Eisenbahnen, Fabriken usw. Die Auslandsforderungen Frankreichs hingegen haben die Form von Staatsanleihen, Obligationen und kurzfristigen Geldkrediten, welche viel rascher in fremde Zahlungsmittel umgewandelt und zur Bezahlung von Waren verwendet werden können, als die fixen Kapitalanlagen, in welchen die Auslandsforderungen Deutschlands überwiegend bestehen. Dies ist, wie wir glauben, der Hauptgrund des Disagios, welches Marknoten gegenüber Franknoten aufweisen, und es ist ganz überflüssig, zur Erklärung dieser Tatsache „feindselige Mächenschaften“ heranzuziehen, wie es in einem Teile der deutschen Tagespresse geschehen ist. Die Entwertung der Geldzeichen im Auslandsverkehr könnte rein theoretisch auch dadurch entstanden sein, daß im Inlandsverkehr mehr Geldzeichen im Umlauf sind, als zur Abwicklung des Warenverkehrs nötig sind, die Gesamtheit der Noten daher im Inlandsverkehr bereits nur im Werte der von ihnen wirklich in Zirkulation gebrachte Warenmasse zirkulieren, wie dies bei reiner Papierwährung der Fall ist. Dieser Fall ist aber nicht wahrscheinlich, da die Vermehrung der Geldzeichen im Ausland ebenso groß zu sein scheint als im Inland. Diese Frage wird erst nach Wiederkehr normaler Verhältnisse entschieden werden können.

Das Bestehen einer Disparität zwischen zwei Staaten bedeutet eine reale Schädigung jenes Staates, zu dessen Ungunsten sich das Verhältnis verändert. Tauscht sich bei gleichem Kursstand der Valuten zweier Länder  $x$  Ware A gegen  $y$  Ware B, so muß für dieselbe Ware, wenn ein Disagio besteht,  $(y + y')$  Ware B gegeben werden. Die aus dem Auslande bezogenen Waren müssen bei gleichem Preise in ausländischer Valuta mit mehr Marknoten bezahlt werden als früher, oder man muß bei gleichem Preise der Inlandswaren ein größeres Quantum zur Bezahlung derselben Warenmenge nach dem Auslande senden. Die Tendenz der Kriegswirtschaft, das betroffene Land der Güter zu berauben, zeigt sich auch im Warenaustausch mit dem Auslande: es müssen mehr Güter, also größere gesellschaftlich notwendige Arbeitszeiten gegen kleinere ausländische getauscht werden; der Außenhandel ergibt eine reale Schädigung der mit einem Disagio behafteten kriegswirtschaftlichen Länder. Die internationale Güterverteilung wird zuungunsten dieser Länder verschoben.

### 5. Die Verschiebungen des Einkommens.

Die Frage der internationalen Verteilung der Güter führt uns hinüber zu der Frage der Verteilung des Einkommens innerhalb eines Staates während der Periode der Kriegswirtschaft. Da müssen wir vor allem wieder feststellen, daß das reale

Gesamteinkommen der Einwohner des kriegführenden Staates natürlich geringer ist als in Friedenszeiten, weil das Wertprodukt der Volkswirtschaft sich verringert hat, infolge des bereits erörterten Sinkens der Produktivität. Trotzdem kann das in Geld ausgedrückte Einkommen durch die Teuerung und die guten Preise, welche die Heereslieferanten erhalten, in der Kriegswirtschaft eine Erhöhung zeigen. Die Teuerung kommt vor allem jenen Produzenten zugute, welche solche Waren erzeugen oder auf Lager haben, deren Import aus dem Ausland durch den Krieg unmöglich wurde, deren Bestände bezw. deren Produktion aber für den Inlandsbedarf nur knapp genügen. In Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist dies hauptsächlich bei den agrarischen Produkten der Fall. Der Preis, welchen die Landwirte in Ungarn für ihr Getreide bekommen, ist um 100 Mark pro Tonne höher als in Friedenszeiten. Ähnliche Verhältnisse bestehen bei tierischen Produkten, Häuten, Leder, ferner bei verschiedenen Metallen, bei Kautschuk, Rohöl, Benzin usw. Durch die Teuerung der agrarischen Produkte hat sich eine große Verschiebung der Einkommensverteilung zugunsten der Landwirtschaft auf Kosten der städtischen Bevölkerung vollzogen. Die entgegengesetzte Tendenz finden wir in der Kriegswirtschaft Rußlands, wo der Preis der im Ueberfluß produzierten, jetzt nicht exportierbaren agrarischen Erzeugnisse einen großen Preissturz gegenüber den industriellen Erzeugnissen erfahren hat. Der Nutzen aus der Preissteigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in den mitteleuropäischen Staaten fällt natürlich vor allem den Großgrundbesitzern und Großbauern zu, während den Kleinbauern und landwirtschaftlichen Arbeitern, die keinen verkauften Ueberfluß haben, von dem Goldregen nichts zufällt. — Große Gewinne realisieren in allen Ländern die Heereslieferanten jeglicher Sorte, und da bei den vielseitigen Bedürfnissen des modernen Heeres die Erzeugnisse fast jedes Industriezweiges zur Kriegführung benötigt werden, fällt fast allen kapitalistischen Unternehmungen des Landes etwas von dem Kriegssegne zu. Die schwerste Bürde hat natürlich wie immer die Arbeiterklasse zu tragen, deren reales Einkommen durch die Teuerung ungemain geschmälert wird. Die Verteilung des Einkommens hätte sich noch mehr zugunsten jener Produzenten gesteigert, wenn die „freie Konkurrenz“ schrankenlos die Preise bestimmte. Indessen zeigte es sich alsbald, daß in diesem Falle in Mitteleuropa so hohe Lebensmittelpreise zum Vorschein gekommen wären, daß ein großer Teil der Bevölkerung dem unmittelbaren Verhungern ausgesetzt worden wäre. Dies bewog die Regierungen Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns, Höchstpreise für Lebensmittel, in Deutschland auch für Metalle, Häute usw. anzuordnen und hierdurch eine weitere ungünstige Verschiebung zu verhindern.

## 6. Der Staat und die Volkswirtschaft im Kriege.

Ueberhaupt ist die überwiegende Bedeutung des Staates in allen Teilen der Volkswirtschaft einer der wichtigsten Grundzüge der Kriegswirtschaft. Die ganze Volkswirtschaft wird in den Dienst des Staates gestellt. Der Staat ist fast der einzige Käufer der Industrieartikel; alle Fabriken, alle Werkstätten erzeugen Waffen, Eisen, Wagen, Lebensmittel, Stoffe, Kleider, tausenderlei

Dinge für den kriegführenden Staat. Im Interesse der Kriegführung verbietet der Staat die Ausfuhr der verschiedenartigsten Produkte. Das ganze Transportwesen wird in den Dienst des Krieges gestellt, mit Hintansetzung aller volkswirtschaftlichen Interessen. Der Staat bestimmt, daß niemand reines Weizenbrot essen darf. Der Staat bestimmt die Höchstpreise der Lebensmittel und der für die Kriegführung wichtigen Güter, belegt verschiedene Güter, wie Kupfer, Baumwolle, Wolle usw., mit Beschlagnahme und teilt den vorhandenen Vorrat den einzelnen Fabriken zur weiteren Bearbeitung zu. Der Staat verändert die Lohnverhältnisse, indem er gewissen Fabriken den zu zahlenden Arbeitslohn vorschreibt. Der Staat ordnet den Aufschub aller Zahlungen, die Hintanhaltung der Konkurse an. Kurz, es gibt kein Gebiet der Wirtschaft, welches nicht durch die ordnende Gewalt des kriegführenden Staates verändert würde. Die Bedeutung des Staates als wirtschaftlichen Faktors wächst in der Kriegswirtschaft ins Ungeheure, stellt die privatwirtschaftliche Tätigkeit ganz in ihren Dienst, so daß die Kriegswirtschaft viele Züge der sozialisierten Wirtschaft aufweist.

Sozialistisch ist in der Kriegswirtschaft hauptsächlich jene Tätigkeit des Staates, welche die Allgemeinheit gegen die Profitgier der Kapitalisten beschützt. Der staatliche Zwang der Verwendung minderwertiger Lebensmittel, die Beschränkung der Alkoholproduktion, die Festsetzung von Höchstpreisen sind Maßregeln, welche das Volk vor der übermäßigen Ausplünderung durch die Besitzer der Lebensmittel schützen. Dasselbe bezweckt die Ueberwachung der von den Heereslieferanten gezahlten Arbeitslöhne. Der Krieg hat eben den unersehbaren Wert des Menschen für den Staat ins hellste Licht gerückt und die Kriegswirtschaft zeichnet sich durch erhöhte sozialpolitische Tätigkeit des Staates und der Gemeinden aus. Die Arbeitslosen erhalten Unterstützungen von Staat und Gemeinden. Die Krankenkassen werden unter staatlichen Schutz gestellt. Die Angehörigen der im Kampf Stehenden erhalten regelmäßige Erhaltungsbeiträge vom Staate; obwohl die Summe klein ist, ermöglicht sie besonders bei den Landarbeitern, welche im Winter ohnehin nichts zu verdienen pflegen, eine bescheidene Hebung der Lebensweise. Der Staat, der den Krieg im Interesse der herrschenden Klassen führt, ist eben im Interesse der Gesamtheit der herrschenden Klassen genötigt, die Profitgier der einzelnen zu dämpfen.

In diesem Zusammenhange wollen wir noch die Frage berühren, wie stark sich die kapitalistische Wirtschaftsweise gegenüber der furchtbaren Krise, als welche wir die Kriegswirtschaft auffassen können, gezeigt habe. Genosse Cunow hat in dieser Zeitschrift bemerkt, daß „das kapitalistische Wirtschaftssystem in Deutschland eine Elastizität bewiesen hat, die allem Anschein nach selbst viele bürgerliche Nationalökonomien überraschte“ (Heft 21 des 32. Jahrgangs, S. 923).

Das dürfte man nicht als Stärke des Kapitalismus deuten. Die scheinbare Stärke des Kapitalismus entspringt gerade jenem Grundzug der Kriegswirtschaft, der das Gegenteil des Kapitalismus bildet, dem ins Ungeheure angewachsenen ordnenden Einfluß des Staates. Dieser antikapitalistische Zug der Kriegswirtschaft hat die scheinbare Stärke des Kapitalismus hervorgebracht. Das Moratorium schützte den Kapitalismus vor dem unmittelbaren Zusammenbruch in allen kriegführenden Staaten,

mit Ausnahme Deutschlands, wo die bei dem Ausbruch des Krieges sich zeigende Not an Zahlungsmitteln nicht durch staatlichen Zahlungsausschub, sondern durch ungemein rasche Vermehrung der Geldzeichen, aber ebenfalls durch den Staat, behoben wurde. Die Festsetzung von Höchstpreisen schützte den Kapitalismus, indem es möglich wurde, die arbeitenden Massen vor dem Hungertod zu bewahren oder von der Hungerrevolution abzuhalten. Ohne das Einschreiten des Staates wären die Lebensmittelpreise ins Unermeßliche gestiegen und die schwerste Krise des Kapitalismus wäre ausgebrochen. Das Aufrechtbleiben der kapitalistischen Wirtschaftsweise ist keine Folge ihrer inneren Kraft, sondern des ausgiebigen Schutzes, den der Staat ihr angedeihen ließ. In der Kriegswirtschaft hört die Anarchie der Produktion zum erheblichen Teile auf, die staatliche Regelung ergreift fast das ganze Gebiet der Volkswirtschaft und unterscheidet sich von der sozialistischen Regelung hauptsächlich durch die Zielsetzung: nicht die möglichste Entwicklung und Ausnutzung der Produktivkräfte ist das Ziel, sondern die Ermöglichung des kriegerischen Erfolges; nicht das allgemeine Wohl aller Mitbürger wird angestrebt, sondern die Erhaltung der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Der Kapitalismus kann in der Kriegswirtschaft nur durch die seinem Wesen absolut widersprechende staatliche Organisation der Wirtschaft bestehen! Nicht seine Stärke, sondern seine Schwäche beweisen die wirtschaftlichen Ereignisse der Volkswirtschaft seit dem Ausbruch des Krieges!

### 7. Ausblicke.

In diesem Zusammenhange kommen wir nunmehr zur Frage, wie sich die Volkswirtschaft nach dem Friedensschluß weiter entwickeln wird. Manches wichtige hat Genosse Kautsky hier bereits erörtert.<sup>1</sup> Seit seinen Ausführungen sind freilich schon drei Monate vergangen, der Krieg dauert mit ungeschwächter Kraft fort und auf eine rasche Beendigung ist keine Aussicht. Wir müssen unsere Erörterungen daher auf die Voraussetzung eines langandauernden Krieges aufbauen. Je länger aber der Krieg dauert, desto stärker werden die Grundtatsachen der Kriegswirtschaft hervortreten: herabgeminderte Produktivität, reale Verarmung, scheinbarer Reichtum infolge des Anschwellens des fiktiven Kapitals, Schutz des Kapitalismus durch staatliche Eingriffe. Die Folgen, die bei Aufhören des kriegerischen Zustandes eintreten werden, sind leicht zu übersehen.

Vor allem wird der Prozeß der Konzentration große Fortschritte machen durch den Zusammenbruch ungezählter kleiner Unternehmungen, welche tatsächlich bereits bankrott sind, aber durch die staatlichen Maßnahmen zum Schutze des Kapitalismus (Moratorium, Ausschub der Zahlungsunfähigkeitserklärung, Kriegskredite) während der Kriegsdauer eine Scheinexistenz weiterführen. Wie jede wirtschaftliche Krise, wird auch diese Kriegskrise unter den schwachen Elementen aufräumen, die Konzentration einen großen Schritt vorwärts treiben.

Sobald der Krieg vorüber und das moderne Kreditssystem wieder im Gange ist, wird die ungeheure Anhäufung der Geldzeichen, welche jetzt als

<sup>1</sup> Wirkungen des Krieges. Neue Zeit, Nr. 22 und 23.

Zahlungsmittel überflüssig werden, ihre Wirkung auf das Wirtschaftsleben beginnen. Alle jene Leute, welche an Stelle ihrer im Krieg verbrauchten Güter eine den gleichen Nennwert aufweisende Menge von Banknoten im Besitz haben, werden trachten, diese Banknoten, dieses fiktive Kapital, in wirkliches Kapital, in Wert heftenden Wert zu verwandeln. Hierzu ist es notwendig, daß dieselben produktiv angelegt werden. Daher wird eine un-gemein rege Gründungstätigkeit, eine fieberhafte Produktion von Produktionsmitteln einsetzen, eine Zeit der Hochkonjunktur. Es ist selbstverständlich, daß das Wesen des modernen Finanzkapitals an diesem Vorgang nichts ändert. Zwar steht es den Banknotenbesitzern frei, ihr in Geldzeichen bestehendes Vermögen unmittelbar in ein zinstragendes zu verwandeln, indem sie es bei einer Bank anlegen. Aber die Bank zahlt ja die Zinsen ebenfalls nur aus dem Mehrwert, der mit Hilfe des in produktives Kapital verwandelten Teiles des fiktiven Kapitals produziert wird. Werden den Banken viele Geldzeichen behufs Verzinsung übergeben, so sinkt einesteils der Zinsfuß, was die Besitzer des Geldes zu produktiver Anlage anreizt, andererseits sind die Banken genötigt, nummehr ihrerseits eine rege Gründungstätigkeit zu entfalten, um die Verzinsung des bei ihnen angelegten Kapitals herbeizuschaffen. Der Umweg über das Finanzkapital nützt also nichts: Geld kann nur durch produktive Anlage zu Kapital werden. Eine riesenhafte Gründertätigkeit nach Friedensschluß ist daher unserer Meinung nach unausbleiblich, sowohl in den siegreichen als in den unterlegenen Staaten.

Der vom Genossen Kautsky erörterte Fall, die Erbeutung einer riesigen Kriegsentschädigung, verschärft nur das, was ohnehin eintreten wird, indem der Staat das gewonnene Gold zur Bezahlung der Kriegsanleihen verwenden würde. Fiktives Kapital, dessen Verzinsung durch den Staat garantiert ist, würde hierdurch in den Händen der Kapitalisten durch Gold abgelöst werden. Gold vermehrt sich aber in seiner natürlichen Dinghaftigkeit ebensowenig wie Geldzeichen; es muß ebenfalls in produktives Kapital umgesetzt werden. Der Andrang der Kapitalien auf dem Wirtschaftsmarkt wäre daher in diesem Staate noch viel größer als in jenem, der die Kriegsentschädigung zu zahlen hätte. Da aber infolge der Anarchie der Produktion als sicher anzunehmen ist, daß sich nach der Hochkonjunktur die Krise einstellen wird, so wird dieselbe desto größer sein, je gewaltiger der Aufschwung gewesen, der durch das Bestreben, das während der Kriegswirtschaft entstandene fiktive Kapital in produktives Kapital zu verwandeln, entsteht. Eine Riesenkrise, wie es seit dem Bestehen des Kapitalismus noch keine gegeben hat, scheint unvermeidlich zu sein. Zwar gibt es Gegen-tendenzen, so vor allem die durch den Krieg hervorgerufene Konzentration und größere Uebersehbarkeit des Weltmarktes; indessen wird dies nur allen-falls ausreichen, die Kapitalisten vor den Folgen der Krise zu schützen, dieselbe in eine latente zu verwandeln und so alle ihre Nachteile in Form einer langanhaltenden gewaltigen Arbeitslosigkeit der Arbeiterklasse auf-zuhalsen; diese Tendenz, die Lasten der Krise ganz und gar auf die Arbeiter-schaft abzuwälzen, war schon in der jüngstvergangenen Wirtschaftskrise deutlich zu erkennen. . . .

Die zukünftige Gestaltung des Wirtschaftslebens wird für die euro-päische Arbeiterschaft — ganz abgesehen von den weltwirtschaftlichen Ver-

schiebungen zuungunsten der europäischen Wirtschaft, welche Genosse Kautsky in den oben erwähnten Artikeln eingehend beleuchtet — kaum Vorteil bringen. Zwar wird die Lage des Arbeitsmarktes in der auf den Krieg folgenden großen Konjunkturperiode für die Arbeiter sehr günstig sein: der Andrang der Kapitalien in Verbindung mit der durch den Menschenverlust im Kriege verursachten Verminderung des Arbeitsangebots wird keine Arbeitslosigkeit aufkommen lassen — eine Zeit, die für die Auskämpfung von Lohnbewegungen sehr vorteilhaft ist. Indessen die errungenen Lohnerhöhungen werden durch die anhaltende Teuerung aller Konsumtionsmittel aufgewogen werden, da die Anlage suchenden Kapitalien naturgemäß vor allem zur Produktion von Produktionsmitteln, Fabriken, Maschinen usw. verwendet werden. Die Produktion von Konsumartikeln wird hinter dem Bedürfnis zurückbleiben und alle Lebensmittel und Gegenstände des unmittelbaren Bedarfs werden ungemein teuer sein. Die darauffolgende große Krise aber wird die härteste Probe der Arbeiterchaft werden.

Je länger der Krieg dauert, desto schärfer treten die Grundzüge der Kriegswirtschaft hervor, desto stärker werden seine verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen bei allen kriegführenden Staaten, bei Siegern, Besiegten, ja auch bei den Neutralen hervortreten. Für das Proletariat kann es daher nur eine Lösung geben: baldiger Friedensschluß, möglichst rasche Rückkehr aus der Kriegswirtschaft in das normale Wirtschaftsleben!

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

### VI.

Bürgerliche Historiker gefallen sich neuerdings darin, zu bestreiten, daß der Dreißigjährige Krieg eine furchtbare Katastrophe für die deutsche Nation gewesen sei.

Sie sagen etwa, Mord und Totschlag, Raub und Plünderung, Marterung und Schändung seien in diesem Kriege unzweifelhaft tausendfach vorgekommen, aber für ein Volk von zwanzig Millionen habe das doch nicht so sehr viel zu bedeuten gehabt; dichterische Schilderungen, wie sie sich im *Simplicissimus* finden, dürfe man nicht einfach als geschichtliche Wahrheit ansprechen, zumal da der ungeheure Haß der Konfessionen hüben jede Schandtät auf das Haupt eines Tilly, und drüben auf das Haupt eines Gustav Adolf gewälzt habe. Tatsächlich habe der Dreißigjährige Krieg nicht nur vorhandene Werte zerstört, sondern auch neue Werte geschaffen. Riesensummen an Subsidien seien aus Frankreich, Holland, England, Spanien und vom Papst nach Deutschland gestossen; französisches Gold sei in Weintonnen verpackt nach Deutschland eingeführt worden. Der Krieg habe die gegebenen wirtschaftlichen Werte weniger vernichtet als ihren Besitz verschoben.

Der erste Einwand ist in gewissem Sinne richtig und wird gerade im gegenwärtigen Augenblick seines Eindrucks nicht verfehlen. Wir erleben ja jeden Tag, eine wie ungeheure Suggestionskraft der Krieg auf die menschliche Phantasie ausübt, und wenn selbst bei dem heutigen, so ungemein viel-

seitig ausgebildeten Nachrichtenwesen das Gerücht angeblicher Kriegsgreuel immer wieder auftaucht, auch wenn es wiederholt von berufener Seite widerlegt worden ist, so wird man die hohe Wahrscheinlichkeit zugeben müssen, daß in dem, was uns Zeitgenossen über die Greuel des Dreißigjährigen Krieges überliefert haben, starke Uebertreibungen enthalten sein mögen. Aber darauf kommt es für die Frage, um die es sich handelt, ja gar nicht an. Denn selbst wenn überhaupt keine besonderen Greuel im Dreißigjährigen Kriege vorgekommen und von allen Seiten der Krieg so geführt worden wäre, wie es nach den damaligen Anschauungen als erlaubt galt, so könnte er gleichwohl eine ungeheure Katastrophe für die deutsche Nation gewesen sein, denn der zweite Einwand von den Weintonnen voll Gold trifft ganz und gar daneben.

Er würde schon den Zeitgenossen des Dreißigjährigen Krieges nicht sonderlich imponiert haben, denn sie hatten ja seit manchem Jahre vor Augen, wie die spanische Nation unaufhaltsam verarmte, obgleich ihr nicht nur ganze Tonnen, sondern ganze Flotten voll edler Metalle und sonstiger Kostbarkeiten aus beiden Indien zuströmten. Die Historiker, die dem Dreißigjährigen Kriege die katastrophale Bedeutung für Deutschland abstreiten wollen, haben immer noch nicht begriffen, daß der Reichtum der Nationen nicht im Gelde, sondern in der Arbeit wurzelt. Nun mag zugegeben werden, daß große Nationen selbst sehr heftige Erschütterungen ihres Produktionsprozesses durch den Krieg schnell überwunden haben, wie zum Beispiel Frankreich nach dem Kriegsjahre 1870/71, jedoch dann handelte es sich immer nur um kurze Fristen. Wenn aber in einer großen Nation ein volles Menschenalter hindurch, Jahr für Jahr jeder neue Ansaß zu dem ausgerottet wird, was wir mit einem modernen Ausdruck die Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals nennen, so kann nicht nur nach Adam Smith, sondern selbst schon nach Adam Riese nur eine ungeheure Verarmung der Nation die Folge sein. Und so ist es im Dreißigjährigen Kriege auch nach allem historischen Zeugnis gewesen, selbst wenn man von allen dichterischen Schilderungen absteht.

Halten wir indessen zunächst einmal den finanziellen Gesichtspunkt fest, so war es damit von Anfang an bei allen kriegsführenden Teilen sehr schlecht bestellt. Der Krieg brach im Jahre 1618 aus, als die böhmischen Stände sich vom Hause Habsburg los sagten und den Kurfürsten von der Pfalz zum böhmischen König erwählten. Er wurde von der Union unterstützt, in der sich die protestantischen Fürsten zusammengetan hatten, während die katholischen Fürsten, unter der Führung des Kurfürsten Maximilian von Bayern in der Liga vereinigt, zum Kaiser hielten. Die böhmischen Stände hatten weder Geld noch Kredit, und gleichen Mangel litt an beidem ihr neugeborener König, dem auch seine protestantischen Bundesgenossen nichts liefern konnten. Im Winter von 1619 auf 1620 erfror, verhungerte und verlief das halbe böhmische Heer aus Mangel an Sold und Verpflegung.

Mit dem habsburgischen Kaiser stand es in diesem Punkte ebenfalls so schlecht, daß er sich mit der brüchigen Hoffnung spanischer Subsidien trösten mußte. Der Kurfürst von Sachsen, der reichste der deutschen Fürsten, konnte schon im Dezember 1619, wo er erst 1500 Mann geworben hatte, den Sold nicht mehr regelmäßig zahlen. Mit der Bewilligung von Kriegssteuern waren die Landstände nur langsam bei der Hand, und was sie bewilligten,

reichte nirgends aus. Anleihen waren schon im ersten Kriegsjahre schwer unterzubringen. Sachsen suchte 1621 vergebens 50 000 bis 60 000 Gulden (der Gulden etwa 4 Mk. unseres Geldes) von den Fuggern zu leihen. Nur dem Kurfürsten Max von Bayern und der Liga gelang eine große Anleihe von 1 200 000 Gulden (also gegen 5 Millionen Mark heutigen Geldes) bei der Kaufmannschaft in Genua gegen 12 Prozent Zinsen; dafür mußten die Fugger bürgen, die sich für ihre Bürgschaft den Salzhandel von Augsburg verschern ließen. Max und die Liga waren denn auch am ehesten mit einem schlagfertigen Heer auf dem Plage. Sie nahmen den wallonischen Söldnergeneral Tilly in ihre Dienste, der am 8. November 1620 die hungernden und meuternden Truppen der böhmischen Stände am Weißen Berge, vor den Toren Prags, mit leichter Mühe in die Flucht schlug. Damit hatte die böhmische Königsherrschaft des Pfälzers ein schnelles Ende; er konnte auch seine Stammlande nicht mehr halten und mußte sich ins Ausland flüchten.

Mit diesem allgemeinen Bankrott der kriegführenden Regierungen war die Unterhaltung großer Heere unmöglich. Sie kostete damals ungleich mehr als heute, zumal da die Landsknechte aus langer Übung die Preise des Söldnermarktes hochzuhalten verstanden. Der Mann zu Fuß kostete — immer in heutigem Gelde — jährlich 1200 Mark, ein Regiment von 3000 Mann also jährlich 3 600 000 Mark, wobei die allgemeinen Heereskosten und die hohen Gehälter der Offiziere noch nicht einmal eingerechnet waren. Ueberall konnte man nur kleine Heere aufstellen, mit denen entscheidende Schläge gar nicht zu führen waren. Tilly hielt 40 000 Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne; so hoch bezifferte sich auch, die Nachschübe eingerechnet, das Heer, mit dem Gustav Adolf in Deutschland einbrach; fast alle Schlachten des Dreißigjährigen Krieges sind mit kleineren Massen entschieden worden. Einzig und allein Wallenstein hat zeitweise bis hunderttausend Mann, wenn auch nicht in geschlossenen Formationen, unter seinem Oberbefehl zu sammeln gewußt.

In dem Maße, wie die Heere nur eine verhältnismäßig niedrige Ziffer erreichten, war der Troß, den sie mit sich schleppten, unverhältnismäßig groß. Ihr Einmarsch in eine Landschaft glich dem Einbruch eines fremden Völkertammes. Der Soldat führte im Felde seinen eigenen Haushalt und wirtschaftete wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen. Wer kein Weib hatte, nahm eine Weischläferin in sein Zelt, die ihm kochte und wusch, auf dem Marsche aber die Beute und die Kinder schleppte. Es galt schon für ein Wunder der Disziplin, daß Gustav Adolf bei seinem Einbruch in Deutschland nur angetraute Weiber in seinem Lager duldet und Feldschulen für die Kinder einrichtete. Aber das dauerte nur kurze Zeit; sobald er sich auf deutschem Boden festgesetzt hatte, riß unter seinen Truppen dieselbe Wirtschaft ein, wie unter den anderen Söldnerheeren. Auf ein Fußregiment rechnete man als unvermeidlich viertausend Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein Regiment von dreitausend Mann führte zum mindesten 300 Wagen mit sich, und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus seinem Quartier aufbrechen sollte, weigerte es sich, wenn ihm nicht dreißig oder mehr Wagen gestellt würden.

Die Kriegszucht der deutschen Landsknechte stand schon beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Im Kriege selbst wurden sie vollends

Abenteurer, Plünderer und Räuber. Bei der ewigen Geldnot der Landesherrn erhielten sie ihren Sold sehr unregelmäßig, oft auch in verschlechtertem Gelde; nicht selten wurde besonders leichtes Geld zur Auszahlung der Kriegersleute geschlagen. Und was die Landesherrn etwa noch leisteten, verschwand zum großen Teil zwischen den diebischen Fingern der Obersten und Hauptleute. So war eine ständige Meuterei im Gange.

Die letzten Bande der Zucht wurden durch das rohe Requisitionssystem gelöst, durch das sich die Heere auch im befreundeten Lande verpflegten. Wie die Landsknechte den Satz erhärteten, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, schilderte schon vor dem Kriege ein Zeitgenosse, kein Dichter, sondern ein kundiger Offizier, Adam Junghaus von der Olmiz, in seiner „Kriegsordnung zu Wasser und Landt“ wie folgt: „Bohl ist es ein wahres Wort, ein Kriegermann muß Essen und Trinken haben, bezahle es der Küster oder Pfaff, denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sichs holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Brüder Hunger leiden und böse Lage haben, ein anderes Mal haben sie Ueberfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier pugt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Aemter, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirt mit Weib und Kind verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann teilt man das Geld mit Hüten, mißt Samt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spleßen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehen. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängts ebenso an. Das macht Kriegersleute lustig und ist ein gutes erwünschtes Leben, außer für den, ders bezahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: Zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände; aber zu Mausei und Beuteholen sind alle lahmen Hände gerade geworden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wohl so nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je besser, und werden sorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrat, wenn eine zwei Kinder bekäme.“ Der grimme Humor, der noch durch diese Zeilen spielt, mußte sich dann freilich verflüchtigen, als die Landsknechte im Dreißigjährigen Kriege zur fürchterlichsten Landplage wurden.

Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß die deutschen Landsknechte hier nur als historischer Typ gelten dürfen und nicht etwa noch ruchloser hausten als die Söldner anderer Nationen. Je mehr der Dreißigjährige Krieg fast alle europäischen Mächte in seinen Strudel zog, Frankreich und Spanien, England und Holland, Dänemark und Schweden und Polen, um so mehr mischten sich alle Nationen in den Horden, die Deutschland verheerten. In jedem Lager gab es eine Musterkarte verschiedener Nationen, herrschte ein Durcheinander vieler Sprachen und Dialekte. Engländer, Schotten und Iren, Dänen, Schweden und Finnen: selbst die Lappländer sind einmal mit ihren Rentierschlitten an der pommerischen Küste erschienen, um Pelze für

das schwedische Heer über das Eis zu bringen. Da gab es Italiener, Spanier, romanische Wallonen; fast jeder slawische Stamm war vertreten; auch Kosaken erschienen als polnische Hilfsstruppen. Selbst im schwedischen Heer, das bei seinem Einbruch in Deutschland immerhin zur Hälfte aus Landsleuten bestand, war bald nur noch der zehnte Mann ein Schwede. So gab es in jedem Heer unaufhörlich Kaufhändler; namentlich Deutsche und Welsche mußten streng auseinandergehalten werden.

Es fehlten nicht strenge Kriegsartikel und harte Strafen: hölzernes Pferd und Gassenlaufen, Galgen und Schafott, die in den Artikelsbriefen und Kriegsrechten nicht nur für Meuterei und militärische Verbrechen, sondern auch für Unmenschlichkeiten angedroht wurden, die an Bauern und Bürgern oder für Verwüstungen an ihrer Habe begangen wurden. Wenigstens Frauen, Kranke, Greise sollten unter allen Umständen geschont, Mühlen und Pflüge sollten nicht beschädigt werden. Aber diese Verbote hatten in der allgemeinen Verwilderung geringe und bald gar keine Wirkung.

## Die Verhältnisse in der Holzindustrie unter dem Kriegszustand.

Von N. Neumann.

Die Holzindustrie befand sich bei Ausbruch des Krieges in einer überaus schlechten Verfassung, da eine jahrelange Krisis und die mit ihr verbundene Arbeitslosigkeit arg gewütet und viele Existenzen sowohl der Arbeiter als auch der zahlreichen kleinen Unternehmer hart betroffen hatte.

Der Deutsche Holzarbeiterverband verzeichnete z. B. im Monat Dezember 1913 von seinen 192 000 Mitgliedern nicht weniger als 28 896 Arbeitslose, während am Jahreschluß 1912 diese Zahl nur 13 125 betragen hatte. Das bedeutete also eine Steigerung der Arbeitslosenziffer auf mehr als das Doppelte, wobei zu berücksichtigen ist, daß der Anfang des Jahres 1914 eine weitere Zunahme der Arbeitslosigkeit brachte. Die Not der Arbeitslosen nahm solchen Umfang an, daß der Verbandsvorstand sich im Januar 1914 gezwungen sah, zur weiteren Unterstützung der bereits ausgesteuerten Arbeitslosen eine außerordentliche Hilfsaktion einzuleiten. Um deren weitere Unterstützung zu ermöglichen, mußte zur Bildung eines freiwilligen Hilfsfonds geschritten werden, für den die Hauptklasse des Verbandes allerdings sofort den ansehnlichen Betrag von 50 000 Mark stiftete. Auf diese Weise wurde es ermöglicht, sämtliche nach den Höchstätzen des Statuts ausgesteuerte Mitglieder, deren Zahl in Berlin allein zirka 3000 ausmachte, noch bis Ende Februar mit der Unterstützung des Verbandes über Wasser zu halten. Das bedeutete eine gewaltige Leistung der Organisation in bezug auf ihre Arbeitslosenfürsorge, da die laufenden wöchentlichen Ausgaben allein für Arbeitslosenunterstützung — die vorstehend erwähnte Extraunterstützung nicht mit eingerechnet — zirka 60 000 Mark befrugen. Im Jahre 1913 hatte der Deutsche Holzarbeiterverband über 2 Millionen Mark für diesen Unterstützungsweig aufgewendet.

Im Laufe des ersten Halbjahres 1914 besserte sich sodann die Geschäftslage in manchen Branchen der Holzindustrie nicht unwesentlich, doch war der allgemeine Stand bei Kriegsausbruch noch durchaus ungünstig.

\* \* \*

Mit fast gleicher Pünktlichkeit wie die militärische Mobilmachung vollzog sich die Stilllegung, beziehungsweise die Einschränkung der Betriebe in den meisten Branchen der Holzindustrie. Am 8. August stellte der Holzarbeiterverband fest, daß von seinen Mitgliedern 18 Prozent einberufen, 33 Prozent arbeitslos und 49 Prozent (wenn auch nur noch vorübergehend) und unter starker Beschränkung der Arbeitszeit auf 1—2 Tage in der Woche) in Arbeit standen; am 15. August war der Prozentsatz der Arbeitslosen auf 35 Prozent, der der Einberufenen auf 21 Prozent gestiegen, dagegen der Satz der noch in Arbeit Stehenden auf 44 Prozent gesunken. Einige Ortsverwaltungen, die dem statistischen Bureau von Richard Calmer regelmäßige Angaben über den Beschäftigungsgrad machen, berichteten hierüber folgende Zahlen:

Branch e	a Zahl der Betriebe b Beschäftigte Arbeiter	April	August	Bemerkungen
Möbeltischlerei . . . . .	a b	63 10 896	61 2 524	5 Betriebe ruhten bald gänzlich. In den andern wurde die Arbeitszeit sehr beschränkt.
Nähmaschinen . . . . .	a b	6 952	6 565	Arbeitszeit auf 2 bis 3 Tage beschränkt.
Kinder- und Sportwagen	a b	2 872	2 518	Wendeten sich anderer Beschäftigung zu.
Klavierfabriken . . . . .	a b	18 5 349	18 766	Die meisten Betriebe wurden bald ganz geschlossen.
Waggonfabriken . . . . .	a b	6 1 913	8 1 905	Durch große Bestellungen der Heeresverwaltung trat bald Hochkonjunktur ein.
Werften . . . . .	a b	8 3 505	8 2 486	Beschäftigungsgrad hat sich gehoben.

Außer den Waggonfabriken und Werften geht es noch einer Branche gut, nämlich den Korbmachern.

In allen übrigen Branchen dagegen machten sich die Kriegswirkungen sofort in dem riesigen Anschwellen der Arbeitslosenziffern bemerkbar. So z. B. stieg in Berlin, wo die Möbeltischlerei vorherrschend ist, die Arbeitslosigkeit im August auf mehr als 13 000 Mitglieder, in Hamburg waren es trotz der guten Beschäftigung in den Werftbetrieben mehr als 2000, Nürnberg, der Sitz der Bürsten-, Pinsel- und Bleistiftindustrie mit mehr als 4000 beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen, hatte je über 1000 Arbeitslose beiderlei Geschlechts, in Leipzig, der Stadt der Klavierindustrie, waren 3500 Arbeitslose, in Fürt h, wo die Bilder- und Spiegelrahmenbranche dominiert, wurden über 1000 Arbeitslose festgestellt, während in Schmölln S.-A., der Zentrale der Knopfindustrie, zirka 300 Arbeitskräfte auf der Straße lagen, dagegen aber mehr als 1000, die zwar noch in den Fabriken gehalten wurden, in Folge der bis auf wenige

Stunden beschränkter Arbeitszeit als Arbeitende kaum noch angesprochen werden konnten.

Die nachfolgende Uebersicht nach den Wochenzählungen des Deutschen Holzarbeiterverbandes veranschaulicht den Stand der Arbeitslosigkeit der Holzarbeiter während der Kriegsdauer:

Erhebungstag	Ein- berufene	Zurückgeblieben	
		Insgesamt	Davon arbeitslos
8. August . . . .	27 191	125 172	49 401 = 39,5 Prozent
15. " . . . .	31 514	120 230	52 009 = 43,3 "
22. " . . . .	35 536	125 874	50 348 = 40,0 "
29. " . . . .	37 296	126 761	48 695 = 38,4 "
5. September . . .	37 792	125 830	43 475 = 34,6 "
12. " . . . .	38 953	125 575	40 761 = 32,5 "
19. " . . . .	39 729	125 486	39 699 = 31,6 "
26. " . . . .	40 515	123 340	37 874 = 30,7 "
3. Oktober . . . .	41 009	121 199	35 367 = 29,2 "
10. " . . . .	41 915	119 580	33 608 = 28,1 "
17. " . . . .	43 035	118 718	32 039 = 27,0 "
24. " . . . .	43 740	118 980	30 314 = 25,5 "
31. " . . . .	44 051	116 745	28 772 = 24,6 "
7. November . . .	45 834	118 005	27 355 = 23,2 "
14. " . . . .	45 991	116 572	25 406 = 21,8 "
21. " . . . .	46 508	115 965	24 066 = 20,8 "
28. " . . . .	46 421	114 432	22 624 = 19,8 "
5. Dezember . . .	46 936	114 253	21 137 = 18,5 "

\* \* \*

Nicht nur die Ziffern über den Stand der Arbeitslosigkeit bieten uns einen Anhalt zur Beurteilung der Kriegswirkungen und der Konjunktur, es kommt für die Holzindustrie auch der Außenhandel, die Ausfuhr fertiger Produkte, sowie die Einfuhr von Hölzern usw. in hohem Maße in Betracht. Insbesondere die Möbeltischlerei, der Klavier- und Karosseriebau sind auf ausländische Hölzer angewiesen. Bereits im Jahre 1913 zeigte sich ein starker Rückgang der Einfuhr an Hölzern, was den ungünstigen Verhältnissen des deutschen Marktes zuzuschreiben war. Es wurden weniger eingeführt gegenüber dem Vorjahre in Doppelzentnern:

Nadelholz 2 047 807, Eichenholz 620 413, weiche Laubhölzer 8882, Nußbaumholz 10 671, Buchenholz 5532, Zedernholz 11 166, andere Exoten 81 056, Grubenholz 334 888, sonstiges Bau- und Nußholz 69 823 Doppelzentner. Bei Ausbruch des Krieges mußte die Befürchtung auftreten, daß der notwendigen Einfuhr solcher Hölzer nunmehr außer den bestehenden Zollschranken und Ausfuhrverboten verschiedener Staaten durch die Sperrung der internationalen Transportmittel weitere Hindernisse erwachsen würden. Die Unternehmer und deren Organisationen wiesen dringlich auf diese Gefahren hin, und der deutsche Industrieclubverband, dem eine größere Anzahl Holzbetriebe als Mitglieder angeschlossen sind, wirkte dahin, daß am 9. September zunächst das österreichische Holzausfuhrverbot, das zu Beginn des Krieges erlassen worden war, Deutschland gegenüber auf-

gehoben wurde. Wenn damit auch mancherlei Erleichterungen geschaffen sind, ist doch der Einfuhr von Harthölzern aus Galizien, die besonders zum Waggon- und Karosseriebau in Deutschland benötigt werden, nicht viel gedient.

Die Holzeinfuhr aus Rußland auf der Weichsel war in der Zeit vor dem Kriege sehr lebhaft und wurde nur durch den Wassermangel auf den russischen Nebenflüssen der Weichsel gestört.

Das lebhaftere Geschäft veranlaßte auch die russischen Händler im Laufe des Sommers aus ihrer Reserve herauszugehen und die enorm hohen Preise etwas zu ermäßigen. Zahlreiche Holzhandlungen in unserm Osten, so in Königsberg, Tilsit, Thorn, Bromberg usw. haben daraufhin ihre Vertreter nach Rußland gesandt, um Geschäfte abzuschließen. Es wehte dort aber schon Kriegsluft, denn an den größeren Holzstapelplätzen Kowno, Grodno usw. war ein längerer Aufenthalt als 24 Stunden bereits verboten. Gesuche zum längeren Verweilen mußten an den Festungskommandanten gerichtet werden, aber meistens waren sie erfolglos. Es wurde festgestellt, daß in Rußland alle beliebigen Mengen an Holz zu angemessenen Preisen zu haben seien, daß aber die russische Politik darauf berechnet sei, den deutschen Handel zu schwächen. Die russische Regierung nebst ihren Kapitalisten hatten sich neuerdings daran gemacht, ihren eigenen Handel selbständiger und unabhängiger zu gestalten, wie sich aus dem angestrebten Bau eines russischen Holzhandelshafens an der Weichsel und dem Projekt des Njemen-Windau-Kanals ergab. Die Hafenbauprojekte der russischen Regierung rechneten allein mit 180 Millionen Mark Kosten. In Ostibirien war mit 3 Millionen Rubel eine „Holzgewerbsgesellschaft“ gegründet worden, die am Tatarischen Golf große Holznutzungen erworben hat. Auch in Petersburg selber sind Holzkontore errichtet, die auf Kartellbestrebungen im Holzhandel hinsteuern. Für russische Schwellen war außerdem seit einiger Zeit die Fracht erhöht worden, um dem deutschen Handel Nachteile zu bereiten.

Das waren die russischen Vorarbeiten für die Erneuerung des deutsch-russischen Handelsvertrages! Der Krieg hat zwar diese Pläne zunächst gestört, aber daß es England nicht allein ist, welches der deutschen Wirtschaft an den Kragen will, ergibt sich aus alledem zur Genüge.

Im August hat alsdann die russische Regierung jede Holzausfuhr bis auf weiteres verboten. Alle in den Häfen des Weißen Meeres mit der Einnahme von Holzladungen beschäftigten Dampfer haben solche wieder entlösen müssen.

Der schwedische Holzhandel war in den ersten Kriegsmonaten gänzlich unterbunden, hat aber sodann, besonders mit England, wieder stark eingeseht.

Im deutschen Holzhandel brachte das dritte Vierteljahr naturgemäß eine beträchtliche Verschlechterung der Absatzverhältnisse. Die Nughölzer für die Bau- und besonders für die Möbeltischlerei sind jetzt sehr schwer verkäuflich. Die bei uns lagernden Vorräte sind nicht übermäßig, werden aber bei dem jetzigen schwachen Bedarf noch lange ausreichen. Nur in russischem Erlenholz und amerikanischen Eichenblöcken übersteigt die Nachfrage das Angebot.

Aber auch andere Zweige der deutschen Holzindustrie sind in erheblichem Maße von dem Außenhandel abhängig und haben daher die Kriegswirkungen auf den ersten Schlag zu verspüren bekommen. Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich enthält über die Ein- und Ausfuhrverhältnisse dieser Industrien die genauen Nachweise, deren wir nachstehend einige anführen wollen. Es ergeben sich daraus für das Jahr 1913 folgende Zahlen:

Artikel	Einfuhr		Ausfuhr	
	Tonnen	Wert in 1000 Mk.	Tonnen	Wert in 1000 Mk.
Bürsten, Pinsel, Besen usw. . . . .	142	603	1 857	10 386
Fässer (auch gehobeltes Faßholz) . . .	282	127	12 012	3 450
Bearbeitete Möbel (auch Teile) aus hartem Holz . . . . .	1 954	2 027	4 566	5 904
Grobe rohe Holzspannschachteln usw., Holzschuhe, Fensterrahmen, Türen, Treppen, gefehlte Holzleisten . . . . .	12 299	4 940	1 605	920
Risten usw. . . . .	8 822	2 646	13 037	7 936
Grobe bearbeitete Holzwaren (ohne Möbel)	1 618	1 606	14 861	17 698
Feine Holzwaren: Möbel und Möbelteile Gold- und andere feine Holzleisten (außer gefehlten) . . . . .	1 071	3 094	834	3 512
	20	40	7 844	6 378
Kortwaren . . . . .	1 271	4 519	503	1 279
Zellhorn . . . . .	610	2 744	2 855	11 437
Kämme, Knöpfe usw. . . . .	453	3 441	3 056	24 707
Stuhlrohr usw. . . . .	526	316	5 926	7 817

Eine andere stark auf die Ausfuhr angewiesene Industrie ist die deutsche Klavierindustrie. Der Wert der Ausfuhr deutscher Klaviere stellte sich im Jahre 1913 auf rund 48 Millionen Mark. Für fast 13 Millionen Mark Klaviere gingen nach Großbritannien, von wo sie meist wieder ausgeführt wurden, für 5 1/2 Millionen nach dem australischen Bund, für 4 Millionen nach Rußland, für 3 Millionen nach Argentinien und für je 2 1/2 Millionen nach den Niederlanden und nach Italien.

Für die Dauer des Krieges ist mit einem starken Rückgang der Ausfuhr zu rechnen. Dabei sind die heimischen Lager überfüllt, für deren Räumung der heimatische Bedarf, der ohnehin während der Kriegszeit eingeschränkt wird, lange nicht ausreicht. Zahlreiche Flügel und Pianos sind fertiggestellt worden, die im August und September zum Versand gelangen sollten. Während in Friedenszeiten mit diesen Monaten die allmähliche Wiederbelebung des Geschäfts einsetzte und dabei auch die Arbeiter mit einer Besserung ihres Einkommens rechnen konnten, sind in diesem Jahre viele von ihnen seit Kriegsbeginn arbeitslos. Denn gerade für den in seinem Fach hochqualifizierten Klavierarbeiter ist es besonders schwer, sich in eine andere Beschäftigung einzuarbeiten, und er scheut sich auch aus dem Grunde dagegen, da sein Berufsstolz sich damit schlecht vereinigen läßt. Wenn es für irgendeine Industrie zutreffend ist, daß die deutsche Konkurrenz den Engländern unbequem wurde, dann für die Klavierindustrie. Im wahrsten Sinne des Wortes ist in diesem Artikel

Die Deutsche Konkurrenz der englischen Herr geworden, trotz aller Anstrengungen, die von England aus seit Jahren gemacht wurden, um sich der deutschen Produktionsmethoden zu bemächtigen oder doch zu erwehren. Keine Mühen sind gescheut worden, um deutsche Arbeiter, Techniker und Ingenieure zum Uebertritt in Betriebe des Auslandes zu veranlassen, allerdings nicht mit sehr großem Erfolge, denn der tüchtige Arbeiter und Beamte stellte für solche Angebote auch entsprechende Ansprüche, die dem Auslande gewöhnlich zu hoch erschienen. In vielen Fällen hat man es dort auch mit Prämienystem und Gewinnbeteiligung versucht, tüchtige Fachleute zu kapern, doch haben bekanntlich die deutschen Arbeiter dafür erst recht kein Zutrauen. Es ist daher sehr wohl anzunehmen, daß die englischen Kapitalisten jetzt emsig daran sind, die deutsche Kundschaft des Auslandes an sich zu reißen und der deutschen Ausfuhr auch für späterhin die Wege zu versperren.

In gleicher Weise ist durch die Unterbrechung der Ausfuhr die deutsche Spielwarenindustrie getroffen worden. Das erste, was die Exporteure bei Ausbruch des Krieges zu tun wußten, war, daß sie die Zahlungen an die Lieferanten einstellten, was zur sofortigen Stilllegung der Betriebe führte. In Sonneberg allein sind für etwa 6 Millionen Mark fertiger Waren auf Lager. Infolgedessen setzte die Arbeitslosigkeit sofort allgemein ein. Die Ausfuhr deutscher Spielwaren hatte im letzten Jahre einen Wert von etwas über 103 Millionen Mark. Die Menge der Ausfuhr stellte sich auf 595 986 Doppelzentner. Davon gingen allein nach Großbritannien 148 091 Doppelzentner. Der englische Handel führte diese Waren zum größten Teile nach anderen Absatzgebieten weiter. Nach Belgien gingen 17 254, nach Frankreich 28 919 und nach Rußland 7449 Doppelzentner, nach britischen Kolonien außerdem noch 39 587 Doppelzentner, so daß nach Absatzgebieten, mit denen wir uns zurzeit im Kriegszustand befinden, 241 300 Doppelzentner ausgeführt wurden. Im Jahre 1914 dürfte demnach unter Zugrundelegung der Ausfuhr für das erste Halbjahr mit einem Ausfall von 164 000 Doppelzentnern zu rechnen sein.

Die deutsche Ausfuhr an Musikinstrumenten aller Art wie: Pfeifenorgeln, Zungenorgeln, Harmoniums, Klaviaturen, Klaviermechaniken usw., Geigen, Streichtonwerkzeugen, Zithern, Gitarren, Mandolinen, Holz- und Metallblasinstrumenten, Spielwerken, Drehorgeln, Orchestrions, Mund- und Ziehharmonikas, Trommeln usw. usw. stellte sich im ersten Halbjahr 1914 auf 39,7 Millionen Mark. Daraus läßt sich ermessen, welche Wirkungen die mit dem Krieg verbundene Lahmlegung des Außenhandels für diese Industrie bedeutet.

\* \* \*

Daß angesichts der durch den Krieg herbeigeführten Notlage des gesamten Holzgewerbes die Organisationen der Arbeiter und Unternehmer nicht untätig bleiben durften, sondern gerade in dieser schweren Zeit vor Aufgaben gestellt waren, die denen in Friedenszeiten nicht nachstehen, ergab sich ganz von selbst. Es dauerte denn auch nicht lange, bis die beiderseitigen Organisationsvorstände die Initiative zu ernststen und umfassenden Maßnahmen ergriffen, um der herrschenden Not und auch teilweisen Kopflosigkeit entgegenzuwirken. Von den beiderseitigen Zentralen gingen nach erfolgter Verständigung den Unterverbänden der Unternehmer und Zahlstellen des

Holzarbeiterverbandes bestimmte Vorschläge und Anregungen zu, um in gemeinsamem Wirken die Fortführung der Betriebe, die bestmögliche Herbeischaffung von Arbeitsgelegenheit, die etwa nötige Beschränkung der Arbeitszeit und Verteilung der Aufträge durch Arbeitsgemeinschaften, die Bekämpfung der Mißstände beim Submissionswesen und Hochhaltung anständiger Arbeitsbedingungen und der bestehenden Tarifverträge, Unterbringung von Aufträgen und Arbeitskräften der verwandten Branchen untereinander, gegenseitige Unterstützung und Förderung von Unternehmern und Arbeitern, die sich anderer Berufsarbeit zuwenden müssen, und was die Hauptsache sein sollte: einen unablässigen schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den Behörden der verschiedensten Art zu unterhalten wegen der Inangriffnahme und Vergebung von Arbeiten, um der Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken. Es muß anerkennend hervorgehoben werden, daß diese Anregungen überall auf fruchtbaren Boden fielen, es hatte sogar an manchen Orten solcher gar nicht bedurft, um die Parteien zu gemeinsamem Arbeiten zu veranlassen. Der oben erbrachte Nachweis über den Rückgang der Arbeitslosigkeit liefert den Beweis, daß diese Bemühungen nicht umsonst waren.

Was zunächst nur für die an unseren Tarifverträgen beteiligten Branchen in dieser Hinsicht geschehen war, wurde bald auf die gesamte Holzindustrie ausgedehnt. Zwar besteht auf Seiten der Arbeiter die umfassendste Organisation, und wohl selten ist die Notwendigkeit des Industrieverbandes so augenfällig in die Erscheinung getreten wie jetzt, dagegen herrscht bei den Unternehmern Interesselosigkeit und Zersplitterung. Nicht weniger als 16 Arbeitgeberverbände der verschiedenen Branchen mußten zu der angelegten Besprechung eingeladen werden, um nur der Arbeitervertretung eine halbwegs ebenbürtige Vertretung der Arbeitgeber entgegenstellen zu können.

Die Bemühungen der Organisationsvertreter bei den staatlichen und städtischen Behörden um beschleunigte Vergebung und Inangriffnahme von Arbeiten aller Art für das Holzgewerbe haben in manchen Städten und Bezirken durchschlagenden Erfolg gezeitigt. Insbesondere ist dadurch die starke Arbeitslosigkeit unter den Tischlern wesentlich eingedämmt worden. An erster Stelle steht in dieser Hinsicht Bayern, wo die Vertreter der Arbeitgeber und Arbeiter des Holzgewerbes ununterbrochen bei dem Staatsministerium wie den einzelnen Ressorts der Post-, Eisenbahn-, Schul- und sonstigen Behörden durch Denkschriften und persönliche Vorstellung die Notwendigkeit von Arbeitsbeschaffung begründet haben mit dem erfreulichen Resultat, daß die Regierungsstellen tatsächlich alle Anstrengungen machen, um die Arbeiten für Bahnhofsneubauten, Postfilialen, Schul- und Justizbauten, Krankenhäuser, Museen und sonstige Verwaltungsgebäude sowie auch die Inneneinrichtungen hierfür möglichst bald vergeben bzw. in Angriff nehmen zu können. Das Staatsministerium hat einen Erlaß veröffentlicht, nach welchem Arbeiten für das Holzgewerbe auch zur Ausführung zugelassen werden dürfen, für die der Landtag die Mittel noch nicht genehmigt hat. Dadurch sind die nachgeordneten, aber deshalb doch maßgebenden Stellen deutlich darauf hingewiesen worden, in welcher Richtung der Hebel anzusetzen ist, und es wird tatsächlich den Abordnungen des Gewerbes, die sich mit praktischen Vorschlägen wegen Bekämpfung der Arbeits-

lofigkeit zu den Stadtverwaltungen und einzelnen Ministerien bemühen, in zuvorkommender Weise Rechnung getragen. Mit etwas mehr Fleiß und Geschick wäre auch anderswo manches mehr zu erreichen.

Für die Holzindustrie wird der herannahende Winter die Lage wiederum verschärfen. Viele Arbeiter, die beim Barackenbau untergekommen sind, müssen mit der Entlassung aus dieser vorübergehenden Beschäftigung bald rechnen, und in einigen Zweigen drohen auch die Aufträge der Heeresverwaltung bald zu versiegen. Gewaltige Anforderungen werden nicht nur an den einzelnen, sondern besonders auch an die Organisation herantreten. Die Fürsorge für die Arbeitslosen und die Erhaltung aller früheren Erwerbsfähigkeiten soll und muß unsere erste Aufgabe sein, die zu erfüllen nur möglich sein wird, wenn die Daheimgebliebenen mit ganzer Kraft zusammenhalten.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Die Streckung der Getreidevorräte.

Die neue Bundesratsverordnung vom 5. Januar. — Verbot der Nachtarbeit in den Bäckereien. — Ungenügende Getreidevorräte. — Professorenweisheit. — Die Getreide Spekulation im August und September vorigen Jahres. — Heeresverwaltung und Zivilverwaltung. — Die Bundesratsverordnung vom 28. Oktober. — Die Umgehung der Höchstpreisfestsetzungen. — Der Sieg der Methode.

Berlin, den 10. Januar 1915.

Zum Zweck der sogenannten „weiteren Streckung der Getreidevorräte“ hat in den letzten Tagen der Bundesrat seine früheren Verfügungen über das Ausmahlen und Mischen des Brotgetreides sowie die Herstellung von Backwaren wesentlich verschärft. Während nach der Verfügung vom 28. Oktober v. J. Roggen nur bis zu 72, Weizen bis zu 75 Prozent ausgemahlen zu werden brauchte, soll vom 11. Januar ab Roggen bis zu 82, Weizen bis zu 80 Prozent durchgemahlen werden. Ferner darf künftig Weizenmehl nur mit einem Zusatz von 30 Prozent Roggenmehl zur Brotbereitung verwandt werden. Lediglich zur Herstellung von Kuchen, Torten usw. kann reines Weizenauszugsmehl genommen werden, doch darf dieses reine Auszugsmehl höchstens ein Zehntel des gesamten in den Handel gebrachten Weizenmehls betragen und ferner darf nicht mehr als die Hälfte des Gewichts der zum Kuchenbacken verwandten Mehlsorten aus solchem Weizenmehl bestehen. Um eine Umgehung dieses Gebotes zu verhindern, muß künftig die Mischung schon in den Mühlen vorgenommen werden, während bisher das Mischen meist dem Bäcker überlassen blieb.

Weizenbrot enthält also fortan stets 30 Prozent Roggenmehl. Außerdem können noch 20 Prozent Kartoffelstärkemehl zugesetzt werden, so daß das beim Bäcker gekaufte „Weizenbrot“ vielfach nur noch ungefähr zur Hälfte aus Weizen bestehen wird. Roggenbrot muß künftig auf 90 Teile Roggenmehl mindestens 10 Teile — bisher nur 5 Prozent — Kartoffelstärkemehl, Kartoffelwalzmehl oder Kartoffellocken enthalten. Anstatt dieses Zusatzes dürfen jedoch auch 30 Prozent geriebene oder gequetschte Kartoffeln hinzugenommen werden. Das ist das Mindestmaß, je nach Belieben können noch größere Mengen von Kartoffelpräparaten, von Gersten-, Hafer- und Reismehl oder Gerstenschrot hinzugesetzt werden. In diesem Falle muß das Brot aber die Bezeichnung K (Kriegsbrot) tragen; nur Brot, das aus

Roggen gebacken ist, der mindestens bis zu 93 Prozent durchgemahlen wurde (also das sogenannte Roggenschrot- oder Graham Brot), braucht keinerlei Zusatz von Kartoffeln, Gerste- und Hafermehl zu enthalten.

Ferner ist vom 15. Januar ab alle Nachtarbeit in den Bäckereien und Konditoreien verboten, das heißt, frische Brötchen zum frühen Morgentee sind nicht mehr erhältlich. Und auch Roggenbrot von mehr als 50 Gramm Gewicht darf, da von frischem Brot gewöhnlich mehr genossen wird als von altem, erst 24 Stunden nach Beendigung des Backprozesses aus der Bäckerei abgegeben werden. Weizenbrot darf sogar überhaupt nicht mehr in Stücken, deren Gewicht mehr als ein fünftel Pfund beträgt, gebacken werden, und in Gebieten, wo die Landesbehörden weitere Einschränkungen des Weizenbrotverbrauchs für nötig halten, können sie dieses Gewicht weiter herabsetzen und zugleich vorschreiben, daß künftig nur noch bestimmte Arten und Formen von Weizenbrot gebacken werden.

Außerdem sind die Vorschriften über die Verfütterung von Getreide verschärft worden. Mahlfähiger Weizen und Roggen darf in keinem Falle mehr verfüttert und geschrotet oder zur Futtermittelbereitung verwendet werden, und zwar gilt dies nicht nur von reinem Roggen und Weizen, sondern auch von Mischungen dieser Getreidearten mit anderer Frucht. Zugleich wird die Aufsicht über die Mühlen, Lagerräume, Bäckereien usw. erweitert.

Die neue Verordnung greift demnach weit tiefer als die bisherigen in das Erwerbsleben ein, besonders das Verbot der Nachtarbeit, denn dadurch wird nicht nur die frühauftretende Bevölkerung zum Verzicht auf das frische Weißgebäck zum Morgentee gezwungen, sondern es wird auch — was weit mehr in Betracht kommt — voraussichtlich ein großer Teil der Bäckergehilfen und Brotausträger arbeitslos: ein Schlag, der sie um so mehr trifft, als es ihnen unter den heutigen Verhältnissen weit schwerer als in normalen Zeiten fallen wird, Ersatzarbeit zu finden. Auch vielen der kleinen Weißbäckereien, die fast ausschließlich Kaffeegebäck und billigere Kuchenwaren herstellen, wird die Verfügung Sorge bereiten. Erwägenswert wäre deshalb, ob sich nicht, je nach den besonderen lokalen Verhältnissen, durch das einfache Verbot der Herstellung bestimmter Semmel- und Weckenwaren eine ähnliche Wirkung erzielen ließe, ohne Bruchlegung so vieler Arbeitskräfte. Freilich darüber kann sich niemand täuschen, daß jede wirksame Beschränkung des bisherigen Brotkonsums auch eine Störung der mit der Brotherstellung beschäftigten Betriebe mit sich bringen wird — und doch ist, soll nicht in den letzten Monaten vor der neuen Ernte sich ein gefährlicher Mangel an Brotgetreide einstellen, eine Einschränkung des heutigen Verbrauchs von Brotstoffen dringend geboten. Noch ist das Ergebnis der am 1. Dezember vorgenommenen Feststellung der Getreidevorräte nicht bekannt, aber dennoch ist es in Fachkreisen kein Geheimnis mehr, daß die Berechnungen, die im August und September in der Tagespresse erschienen und nach deren Resultaten Deutschland bis zur nächsten Ernte reichlich mit Brotgetreide versorgt sein sollte, durchweg allzu optimistisch gewesen sind. Vor allem hat sich der Heeresbedarf als höher herausgestellt, wie meistens angenommen wurde, so daß sich die Streckung der Vorräte durch Heranziehung von anderen Nahrungsmitteln als durchaus nötig erweist.

Jedenfalls ist diese Art der Regelung immer noch jener vorzuziehen, die seit der ersten Festsetzung von Getreidehöchstpreisen immer wieder mit steigender Ausdringlichkeit von reaktionären Politikern und Professoren der Nationalökonomie empfohlen wird: nämlich die Maximalpreise für Getreide mit der Abnahme der Vorräte immer höher hinaufzusetzen oder aber die Preisbildung einfach dem Angebot und der Nachfrage zu überlassen. Flößen auch dadurch den Landwirten und Getreidehändlern enorme Gewinne auf Kosten der Brotkonsumenten zu, so würden doch die Preissteigerungen den Nutzen haben, in einem großen Teil der nichtwohlhabenden Bevölkerung den Brotverbrauch herabzudrücken. Es würde also auf viel einfacherem Wege derselbe Erfolg erzielt, wie durch die umständlichen den Getreidehandel und die Brotherstellung erschwerehenden Bundesratsverfügungen.

Es ist charakteristisch für das soziale Empfinden dieser Herren und ihre Befangenheit in kapitalistischen Wirtschaftsbegriffen, daß sie, wie jetzt wieder der Rektor der Berliner Handelshochschule, Herr Professor Elzbacher, ungeniert mit einem solchen Vorschlag hervortreten wagen, obgleich dieser tatsächlich nichts anderes empfiehlt, als den ärmeren Volksschichten den Brotgenuß zu entziehen zum Vorteil der kaufkräftigen wohlhabenden Kreise, denn diese würden trotz der höheren Preise ihren Brotbedarf kaum einschränken. Fast der ganze Minderverbrauch würde aus der erzwungenen Verzichtleistung der ärmsten Bevölkerung auf den Genuß von Brotwaren resultieren, und doch ist die Ernährung dieses Volksteils unter den heutigen Lebensverhältnissen ohnehin unzureichend.

Im Vergleich zu solchen Forderungen verschiedener Professoren verdient unbedingt die vom Bundesrat angeordnete Streckung der Getreidevorräte den Vorzug. Bedauerlich bleibt nur, daß mit dieser Regelung des Verbrauchs nicht alsbald nach dem Kriegsausbruch im August vorigen Jahres, vor dem Erscheinen der neuen Ernte auf dem Markt, begonnen worden ist, und daß man dann, als im Oktober sich die Festsetzung von Höchstpreisen und der Erlaß von Verwendungsvorschriften nicht länger hinauschieben ließ, nicht, unbekümmert um alle kleinlichen Bedenken der um ihren Profit besorgten Interessentenkreise, im Interesse der Volkswohlfahrt zu energischeren, gründlicheren Maßnahmen schritt. Wie manche der heutigen Schäden und Härten hätten sich nicht durch eine sofortige Aufnahme der Vorräte, Stellung dieser Vorräte unter staatliche Kontrolle und Regelung des Absatzes und Konsums vermeiden lassen. Zudem hätten sich, wenn es auch sicherlich nicht an Widerstand gefehlt hätte, solche Maßregeln damals, als noch alle unter dem ersten Eindruck der gewaltigen Umwälzung aller bisher gewohnten Lebensverhältnisse standen, weit leichter durchführen lassen, als nach Verlauf mehrerer Monate, nachdem die Getreidepreise immer höher hinaufgetrieben worden waren und so mancher Spekulant erkannt hatte, welche schönen Summen sich durch Beteiligung an der Lebensmittelspekulation verdienen ließen. Um das gefürchtete Eingreifen in das sogenannte freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte ist der Bundesrat nachher doch nicht herumgekommen.

Als nach dem wüsten Hinauftreiben der Getreidepreise in den ersten Tagen des August die Hausspekulation abflaute und sich gegen Mitte dieses

Monats die Preise für Weizen an der Berliner Börse wieder um 30 bis 40 Mark, für Roggen um 10 bis 15 Mark niedriger stellten, war der richtige Zeitpunkt zur Regelung des Getreidehandels und -verbrauchs gekommen; aber ungenutzt ließ man die Lage vorübergehen, versicherte doch die Börsenpresse, daß sich schon von selbst durch Angebot und Nachfrage das richtige stabile Verhältnis auf dem Getreidemarkt einstellen werde. Doch der Preisaufstieg setzte in der zweiten Hälfte des August wieder von neuem ein, teils infolge der zunehmenden Aufkäufe der militärischen Proviantämter für den Heeresbedarf, teils weil nun verschiedene Großstädte als Käufer auftraten, um ihre städtischen Anstalten, als Krankenhäuser, Waisenhäuser, Altersheime usw. mit dem nötigen Brotkorn und mit Mehlvorräten zu versorgen, mehrfach auch um Borräte aufzuspeichern zur Abgabe an die ärmere Bevölkerung in den Tagen der drohenden Kriegsnot. Sicherlich ein anerkanntes Unternehmen, und doch in der Form, in der es ausgeführt wurde, eine Unterstützung der Preistreiberei; denn die Beauftragten der betreffenden Großstädte suchten nicht unter der Hand in verschiedenen Gegenden die gewünschten Mengen zusammenzubringen, sondern sie traten auf wenigen Hauptmärkten, vornehmlich in Berlin, wo sich ohnehin die große Nachfrage konzentrierte, als Massenkäufer auf, und zwar hier in einer Weise, daß die Großhändler bald heraus hatten, es handle sich um Ankäufe für finanziell gutsituierte Gemeinden, die nach ihrer wirtschaftlichen Lage auch hochgeschraubte Preise zahlen würden.

Dazu setzte auch die Spekulation wieder mit erneuten Kräften ein. Die Börsen- und Handelspresse wußte im September zu erzählen, die starke Preissteigerung sei die Folge der Zurückhaltung des Getreides vom Markt durch die großen und kleinen Landwirte. Das ist nur zu einem gewissen Teil richtig; jedenfalls hat die in ihrer Jagd nach der Ansammlung neuer Borräte geradezu tollgewordene Großspekulation eine weit größere Schuld an der Preistreiberei gehabt, als die kleineren und mittleren Getreideproduzenten. Ehe die meisten Bauern noch in der Lage waren, die neue Ernte zu Markt zu bringen, meldeten sich Händler, Ankäufer, Agenten, zum Teil Leute, die sonst mit dem Getreidehandel gar nichts zu tun gehabt, sondern in Fonds oder allerlei ausländischen Landesprodukten spekuliert hatten, nun aber durch die Schließung der Fondsbörse und die Sperrung der Grenzen matt gesetzt worden waren. Sie überschwemmten die Getreide produzierenden Gebiete und liefen den Bauern die Türen ein. Einer bot immer noch 5 oder 10 Mark pro Tonne mehr als der andere. Man kann unter diesen Verhältnissen es dem Bauer kaum verargen, daß, wenn ihm von einem Ankäufer 20 Mark für den Doppelzentner Roggen geboten wurden, er nicht erklärte: „Nein, 20 Mark ist zuviel; Sie sollen den Roggen für 19 Mark haben.“ Im Gegenteil: bot man ihm 20 Mark, verlangte er 21 Mark, und erhielt dann vielleicht schließlich nach einigem Feilschen 20,50 Mark. Oder auch er sagte sich: „Wenn die Kerle mich so überlaufen, dann wird der Roggen sicherlich in 8 oder 14 Tagen 21 oder gar 22 Mark kosten; ich will daher doch lieber noch bis dahin warten.“

Trotzdem versuchte nur das Kriegsministerium, der zunehmenden Preissteigerung durch die schnelle Errichtung einer Einkaufsorganisation zu wehren. Auf Grund einer am 11. August im Reichsamt des Innern abgehaltenen Konferenz wurde eine *Centralstelle zur Beschaffung*

der Heeresverpflegung gegründet, der die Heeresverwaltung ihre Aufträge zu übermitteln hat. Von der Zentralstelle werden diese Bestellungen dann dem Verein Berliner Getreide- und Produktenhändler sowie den von den Landwirtschaftskammern in den einzelnen Landesteilen gebildeten besonderen Versorgungscommissionen (die bayerische und württembergische Heeresverwaltung sowie die Marineverwaltung haben sich dieser Einkaufsorganisation nicht angeschlossen) zur Ausführung überwiesen. Vermag die Zentralstelle die Aufträge nicht rechtzeitig zu erledigen, können daneben auch die Proviantämter selbst die erforderlichen Einkäufe vornehmen, und zwar sind sie in dem Fall, daß dringender Bedarf hervortritt, an Preisfestsetzungen und Preisgrenzen nicht gebunden.

Während dadurch die Versorgung des Heeres mit den erforderlichen Brotstoffen im ganzen sichergestellt wurde, zögerte trotz der stetig steigenden Getreidepreise und des Drängens der Presse und wirtschaftlichen Verbände die Zivilverwaltung noch immer, in das freie Konkurrenzspiel einzugreifen, bis sich schließlich notgedrungen der Bundesrat zur Festsetzung von Höchstpreisen im Großhandel entschloß.

Durch Verordnung vom 28. Oktober wurden für die Hauptmarkttorte Höchstpreise festgesetzt, für Berlin für Weizen 260, Roggen 220, für Gerste 205 Mark pro Tonne mit der Bestimmung, daß diese Preise nur für die gewöhnliche, sogenannte „marktgängige“ Ware gelten sollen; für Weizen, dessen Gewicht mehr als 75 Kilogramm pro Hektoliter, sowie für Roggen, dessen Hektolitergewicht mehr als 70 Kilogramm beträgt, wurden Preiszuschläge festgelegt, für Gerste über 68 Kilogramm der Preis aber offengelassen. Jedoch wurde die Geltung dieser Höchstpreise nur bis zum Ablauf des Jahres 1914 festgesetzt, von da ab sollen sie sich am 1. und am 15. jedes Monats um  $1\frac{1}{2}$  Mark erhöhen, so daß sich also der Höchstpreis von gewöhnlichem Weizen in der zweiten Hälfte des kommenden April in Berlin auf 269 Mark stellen würde.

Zugleich wurde angeordnet, daß Weizen mindestens zu 75, Roggen zu 72 Prozent auszumahlen ist und dem zum Weizenbrot verwendeten Mehl mindestens 10 Prozent Roggenmehl, dem Roggenmehl mindestens 5 Prozent Kartoffelmehl, Kartoffelstodern oder dergleichen beigemischt werden müssen. Die Benutzung von Roggen als Viehfutter wurde mit gewissen Ausnahmen verboten und zugleich das Quantum des sonst von den Brennereien verwendeten Getreides um 40 Prozent herabgesetzt.

Eine die Konsumenten schwer belastende und doch ganz unzulängliche Maßnahme! Zwar blieben die festgesetzten Maximalpreise bei Weizen um 11, für Roggen um 18 Mark pro Tonne hinter den höchsten Notierungen zurück, die diese Getreidearten in den letzten Wochen vorher an der Berliner Börse erreicht hatten; aber diese durch die Spekulation künstlich hochgeschraubten Preise können doch sicherlich nicht als Maßstab dienen. Die Tatsache, daß manche Großspekulanten beträchtliche Getreidemengen angekauft hatten und sich nun bei der Festsetzung niedrigerer Getreidepreise zur Pleite gezwungen gesehen hätten, kann sicherlich ebensowenig als genügendes Motiv für die Festlegung derartiger Teuerungspreise gelten, wie der Wunsch so mancher Landwirte, ihre noch nicht verkauften Vorräte mit möglichst hohem Profit zu verkaufen. Vor dem

Kriegsausbruch, Mitte Juli, hatte an der Berliner Getreidebörse Weizen nur ungefähr 195—195, Roggen 162 Mark gekostet.

Dazu kam, daß für Gerste im Hektolitergewicht von mehr als 68 Kg. der Preis offen blieb, für Kartoffeln, Hafer und Mehl überhaupt keine Höchstpreise festgesetzt wurden — und das Wichtigste von allem — alle Bestimmungen über eine Beschlagnahme und staatliche Kontrolle fehlten, die die halbe Preisregulierung zu einer Art Vorrats- und Verbrauchsregulierung erweitert hätten.

Schon in einem Artikel der Nr. 2 der „Neuen Zeit“ (vom 16. Oktober 1914) habe ich kurz dargelegt, daß Preisfestsetzungen allein nicht genügen, zugleich müssen die Lager der renitenten Produzenten und Händler mit Beschlag belegt sowie die vorhandenen Vorräte genau aufgenommen und unter Staatskontrolle gestellt werden: eine Maßregel, die keineswegs einen so großen Beamtenapparat erfordert, wie vielfach behauptet wird, wenn die Händler und Großagrarien verpflichtet werden, bestimmte Lagerverzeichnisse zu führen, aus denen sich die Zu- und Abgänge, die verkaufenden und kaufenden Firmen, die gezahlten Preise, die Art der Verfrachtung usw. deutlich ergeben.

Die Verordnung des Bundesrats vom 28. Oktober enthält darüber nichts; und alsbald stellte sich denn auch ihre völlige Unzulänglichkeit heraus. Ueberall wurden die Festsetzungen umgangen. Da zum Beispiel für Gerste im Hektolitergewicht von mehr als 68 Kilogramm kein Höchstpreis festgesetzt war, wurde einfach leichte Gerste mit schwerer so vermischt, daß sie eben über 68 Kilogramm wog, oder es wurde nominell der Verkauf über Gerste von solchem Gewicht abgeschlossen, dann aber mit beiderseitiger Zustimmung leichtere Ware geliefert und als Entschädigung für das Mindergewicht ein kleiner Betrag von der Kaufsumme abgezogen. Ging das nicht, so ließen die Besitzer von leichter Gerste einfach ihren Vorrat schroten und verkauften den Gerstenschrot dann, da für ihn kein Höchstpreis festgesetzt war, zu Preisen, die weit höher waren als der Gerstenhöchstpreis zuzüglich der Kosten des Schrotens.

Anders verfahren die großen Mühlen. Sie schickten, um sich genügend Getreide zum Ausmahlen zu sichern, ihre Agenten im Lande herum und kauften ihren Bedarf direkt von den Landwirten ein, und zwar kurzweg zu den Höchstpreisen des nächsten Hauptmarkortes, indem sie bereitwillig alle Spesen, Anfuhr- und Frachtkosten übernahmen. Oder auch sie gewährten den Landwirten, die ihnen Getreide lieferten, insofern einen Extravorteil, als sie ihnen Kleie unter dem jeweiligen Handelspreis überließen.

Die Großhändler wieder, die, wollten sie Getreide erhalten, vielfach den Großagrariern selbst die Höchstpreise zahlen mußten und doch auch ihren Profit haben wollten, halfen sich dadurch, daß sie hohe Saadmieten forderten — oft 1 Mark pro Sack und mehr, während früher die Miete durchweg pro Sack nur 15 Pfennig betragen hat. Ferner berechneten sie mit Zustimmung der Käufer allerlei besondere Provisionen, Spesen usw.

Die aus allen Gegenden einlaufenden Klagen über die Unzulänglichkeit der Verordnung vom 28. Oktober zwangen die Regierung schon am 5. November Höchstpreise für Hafer (Berlin 212 Mark) und darauf im weiteren Verlauf auch für Ei- und Futterkartoffeln sowie für Produkte der Kartoffel- trocknerei und der Kartoffelstärkefabrikation festzusetzen, bis schließlich eine

gründliche Revision der am 28. Oktober erlassenen Bestimmungen sich kaum noch aufschieben ließ. Durch Verfügung vom 19. Dezember wurde ein großer Teil der früheren Verordnungen umgestoßen und ergänzt. Gerste wurde im Preise dem Hafer gleichgestellt, das heißt wesentlich erhöht, daneben ein Höchstpreis für Gerstenschrot eingeführt und zugleich bestimmt, daß die Preise für Gerste und Gerstenschrot, wenn das verkaufte Quantum unter 3 Tonnen oder 30 Doppelzentnern bleibt, nicht an die Preisgrenze gebunden sind. Ebenso sollen auch für Saatgetreide die Höchstpreise nicht gelten. Der Haferpreis wurde um 2 Mark erhöht, dafür aber der Haferreport (der Zuschlag von 3 Mark pro Monat vom Januar 1915 ab) abgeschafft und schließlich wurden besondere Bestimmungen über die Höhe der Sackleihgebühr, über Kleiemischungen, das Schrotten vom Roggen und Weizen usw. getroffen.

In ihrer Formulierung enthält diese Verordnung vom 19. Dezember 1914 unzweifelhaft das ungewollte Zugeständnis: die Verordnung vom 28. Oktober 1914 hat ihren Zweck nicht erreicht, die Lücken müssen möglichst ausgestopft werden. Vielleicht hat auch tatsächlich diese Verordnung einige Lücken ausgefüllt, aber dafür andere neu aufgerissen; so hat zum Beispiel die Bestimmung, bei Gersteverkäufen von weniger als 3 Tonnen hätten die Höchstpreisfestsetzungen keine Geltung, dazu geführt, daß heute größere Gerstemengen gar nicht auf einmal zu kaufen sind. Wer 30 Tonnen haben will, muß zehnmal 3 Tonnen kaufen.

Wie wenig auch diese Verordnung ihren eigentlichen Zweck der Vorratsregulierung und Vorratsstreckung erfüllt, beweist die Tatsache, daß ihr am 5. Januar bereits wiederum eine neue Verordnung gefolgt ist — die sicher auch noch nicht die letzte ihrer Art sein wird. Wenn die Beschaffung des Heeresbedarfs Schwierigkeiten macht und die vor kurzem auf Veranlassung der preußischen Staatsregierung gegründete Kriegsgetreidegesellschaft an ihre Aufgabe geht, Getreide und Mehlvorräte für die letzten Monate vor der neuen Ernte aufzuspeichern und bereitzuhalten, dann wird man sich doch wohl dazu verstehen müssen, mit etwas festerer Faust in die schöne kapitalistische Wirtschaftsordnung einzugreifen.

Das Ganze ist ein fortwährendes Experimentieren, das zu den Lobgesängen mancher Blätter über den „Sieg der Methode“, die „Organisationsfähigkeit der deutschen Wirtschaft“, die „wissenschaftliche Systematik der deutschen Wirtschaftsverfassung“ in einem seltsamen Widerspruch steht. Und doch läßt sich meines Erachtens gar nicht bestreiten, daß im Vergleich zu manchen anderen Ländern die wirtschaftliche Struktur Deutschlands gut gefügt ist, gesiegt hat aber die Methode doch nur dort, wo sie im eigenen Interesse der Kriegführung und des Großindustrialismus liegt — dort, wo starke gegensätzliche Privatinteressen einflußreicher Wirtschaftskreise zur Geltung kommen, hapert es, wie die obigen Versuche einer Preis- und Verbrauchsregulierung zeigen, noch immer bedenklich mit der Methode und Systematik.

Heinrich Cunow.

## Literarische Rundschau.

**Alessandro Schiavi, Come hanno votato gli elettori italiani.** Studio statistico sui risultati delle elezioni politiche del 1913. (Wie die italienischen Wähler gestimmt haben. Statistische Studie über die Ergebnisse der politischen Wahlen des Jahres 1913.) Mailand 1914, Verlag Società Editrice Avanti. 108 Seiten. Preis 1 Lira.

Genosse Schiavi legt zunächst die politische und parlamentarische Situation dar, die in Italien zur Wahlrechtserweiterung geführt hat, und gibt dann die Zahl der Wähler im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung für die verschiedenen Kulturstaaten wieder. Australien mit 44,9 und Finnland mit 42,8 Wählern auf je 100 Personen der Gesamtbevölkerung haben die höchste Zahl, was sich zur Genüge daraus erklärt, daß sie Frauenstimmrecht haben. Das Minimum weisen Rumänien mit 1,5 und Japan mit 3,2 Prozent Wählern auf: Italien kommt mit 24,1 gleich nach Griechenland, Norwegen und Frankreich. Dann beleuchtet der Autor das Verhältnis von Analphabetismus und Wählerzuwachs in Italien. Von 100 im Jahre 1910 ausgehobenen Rekruten konnten 87,7 lesen und schreiben. An Stelle von 100 Wählern unter dem vorigen Wahlrecht sind durch die Wahlreform im ganzen Lande je 246 getreten. Minimum in Piemont, wo diese Indexzahl 169 beträgt, Maximum in Sardinien, wo sie auf 403 ansteigt.

Die Arbeit legt dann die Wahlprogramme der verschiedenen Parteien beim letzten Wahlkampf dar und gibt in einem Diagramm die Stärke der sozialistischen Partei und der auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Gewerkschaften und Genossenschaften sowie der katholischen Gewerkschaften wieder.

Bei der Analyse der Wahlergebnisse weist er zunächst auf das Mißverhältnis in der Einwohnerzahl der verschiedenen Wahlkreise hin. Die kleinste Einwohnerzahl weist der zweite Wahlkreis von Florenz mit 36 000 Seelen, die höchste der zweite römische Wahlkreis mit 208 000 auf. Die Wahlbeteiligung schwankte in Italien seit dem Jahre 1874 zwischen 50 und 60 vom Hundert der Wahlberechtigten. Die letzten Wahlen unter beschränktem Wahlrecht ergaben eine Wahlbeteiligung von 65 Proz., wohl infolge der Teilnahme der Klerikalen am Wahlkampf. Obwohl die Wählerschaft durch das neue Gesetz beinahe verdreifacht wurde, betrug die Wahlbeteiligung im Jahre 1913 60,4 Proz. Im allgemeinen ist die Wahlbeteiligung in den Gegenden am stärksten, wo unsere Partei am meisten Einfluß hat. Der Autor unterscheidet die Parteien, wie dies ja auch in Italien schwer anders möglich ist, nur in drei Gruppen: in Konservative (339 Mandate), in Bürgerlich-Radikale (73) und in oppositionelle Klassenparteien (96), unter welcher Bezeichnung er Reformisten, Republikaner, wilde Sozialisten und Parteigenossen einbegreift. Es zeigt sich, daß diese Klassenparteien in den Großstädten am meisten Boden haben und auf dem flachen Lande am wenigsten. Von den Mandaten der Orte mit mehr als 100 000 Einwohnern fielen 44 Prozent den Klassenparteien zu, von den Mandaten der Mittelstädte 34 Prozent, von denen der kleineren Ortschaften 15 Prozent; Landesdurchschnitt 19 Prozent.

Bei der Betrachtung der Stimmenzahl geht Schiavi von der Scheidung in die drei großen Gruppen ab und betrachtet die einzelnen Parteien. Die Klerikalen brachten es im Jahre 1904 auf 8000 Stimmen und 3 Mandate, 1909 auf 73 000 Stimmen und 16 Mandate, 1913 auf 301 000 Stimmen und 29 Mandate. Ihre Hauptstärke liegt in den ländlichen Wahlkreisen Norditaliens, nicht im Süden, wie man irrtümlicherweise immer im Ausland annimmt. Die Bürgerlichen Radikalen erzielten in den drei letzten Wahlen 128 000 Stimmen (37 Mandate), 181 000 Stimmen (35), 588 000 Stimmen (73). Die Hauptstärke der Radikalen liegt in Süditalien, namentlich in den eine starke Auswanderung aufweisenden Provinzen. Die Republikaner haben bei den letzten drei Wahlschlachten die folgende Wahlmacht aufgeboten: 75 000 Stimmen und 24 eroberte Mandate, 81 000 Stimmen und 24 eroberte

Mandate, 173 000 Stimmen und 17 eroberte Mandate. Am stärksten ist diese Partei in der Romagna und in den Marken, wo sie ein Drittel aller Stimmen erzielte dank der Tradition jener Gegenden, für die die republikanische Partei die Opposition gegen die Zentralregierung verkörpert.

Die Sozialisten hatten bekanntlich den letzten Wahlkampf in drei Gruppen aufgenommen: als der offiziellen Partei angehörige Sozialisten, als Reformisten und als wilde Sozialisten. Die offizielle Partei erhielt 883 409 Stimmen und errang 52 Mandate. Während vor der Parteisplaltung die Zahl der sozialistischen Stimmen 19 Prozent der Gesamtheit ausmachte, sank sie bei den letzten Wahlen auf 17,7. In Oberitalien betrug die sozialistische Stimmenzahl 22,4, in Mittelitalien 26,5, in Süditalien 6,5 und auf den Inseln 3,8 Prozent. Die Reformisten und wilden Sozialisten brachten es zusammen auf 263 538 Stimmen, mit denen sie 27 Mandate eroberten. Die folgenden sechs Provinzen, die sogenannten roten Provinzen, geben den höchsten Prozentsatz sozialistischer Stimmen: Ferrara (51,4 Prozent aller abgegebenen Stimmen), Reggio Emilia (49,7 Prozent), Bologna (47,3), Novara (45,6), Mantua (32,9) und Parma (23,5 Prozent). Im allgemeinen gilt, daß die Sozialisten um so höhere Stimmzahlen erreichen, je dichter bevölkert eine Provinz ist. Weiter geht aus der genaueren Betrachtung der einzelnen Wahlkreise hervor, daß die höchste sozialistische Stimmzahl in den vorwiegend industriellen Wahlkreisen erzielt wird und weiter in denjenigen ländlichen Wahlkreisen, wo auf großen Gütern Reis und Weizen gebaut wird und der Kampf zwischen Lohnarbeitern und Grundbesitzern am heftigsten ist. Die Reformisten dagegen haben ihre Wahlbasis in Wahlkreisen mit kleinem Grundbesitz und mit Kleinpachtssystem.

Schließlich hat Schiavi auch berechnet, wie sich die Mandate auf die verschiedenen Parteien verteilt haben würden, wenn jede Partei so viel Sitze erobert hätte, wie ihrer gesamten Stimmzahl entsprach. Dann würden die Liberalen 21 Mandate weniger haben als heute, die Katholiken 3, die Radikalen 6 und die wilden Sozialisten 2 weniger; dagegen würden die konstitutionellen Demokraten 3 Mandate mehr zählen, die Klerikal-Konservativen 2, die Republikaner 2, die offiziellen Sozialisten 30 und die Reformisten 1 Mandat mehr. Die konstitutionellen Parteien würden statt 413 nur 382 Sitze zählen, die oppositionellen Klassenparteien dagegen von 95 auf 126 aufsteigen.

D d a D l b e r g.

**Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen.** 63. umgearbeitete Ausgabe für das Jahr 1914. Herausgegeben von J. von Juratschek und Prof. Dr. H. R. v. Schullern zu Schrattenhofen. Verlag von H. Keller in Frankfurt a. Main. Preis 2 Mk.

Die bekannten Hübnerschen geographisch-statistischen Tabellen sind während des Krieges zur Herausgabe gelangt und bringen über die kämpfenden Staaten ausführlichere Angaben, so daß sie zur raschen Orientierung sehr wohl benutzt werden können. Auch die Aenderungen, die die Kriege der letzten Jahre verursacht haben, sind nach Möglichkeit berücksichtigt worden, so insbesondere die Verschiebung der Verhältnisse auf dem Balkan. Auch werden wertvolle Angaben über die Preisbewegung in einzelnen Ländern veröffentlicht. Das ganze Werkchen hat eine neue Anordnung des Materials erfahren, die es übersichtlicher macht.

Wenn wir noch einen Wunsch auf die Gestaltung der Tabellen aussprechen dürfen, so den, daß man mehr Zahlen aus den früheren Jahren bringen, überall den Handel auch nach den Ländern gliedern und alle Länder möglichst gleichmäßig behandeln soll. Die speziellen Angaben über einzelne Länder, die für die anderen nicht zu haben sind, könnten in einem speziellen Teil angeführt werden. Im allgemeinen aber sind diese Tabellen gerade heute recht brauchbar.

Sp.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16

Ausgegeben am 22. Januar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Friedlicher Imperialismus?

Eine Polemik über die Ziele des deutschen Imperialismus.

Von Spectator.

Die Beilegung des Marokkokonflikts und die letzten Balkankriege hatten eine zehnjährige Periode der deutschen auswärtigen Politik zum Abschluß gebracht. Wenigstens so schien es auf den ersten Blick. Der Streit um Marokko, der von 1904 bis 1911 dauerte, wurde durch die bekannten Kamerunkompensationen beendet. Die an den Bau der Bagdadbahn geknüpften weltpolitischen Hoffnungen schienen mit dem Zusammenbruch der Türkei erledigt zu sein, und der deutsche Imperialismus sah sich in der unangenehmen Lage, keine genauen Ziele zu haben. 1912 klagte schon Arthur Dig<sup>1</sup>, daß „noch keine klaren, greifbaren und erreichbaren Ziele des deutschen Imperialismus aufgesteckt sind“. Er selbst dachte mit einigen anderen Imperialisten diese Ziele in der Errichtung eines mitteleuropäischen Staatenbundes zu finden, der alle Länder von der Ober bis zum Euphrat, von Berlin bis Bagdad umfassen sollte. Die Entstehung des Balkanbundes und Verdrängung der Türkei aus Europa schien aber durch diese Rechnung einen Strich gezogen zu haben, und abermals trat die Frage nach den Zielen des deutschen Imperialismus in den Vordergrund.

Diese Frage zu beantworten, unternahm ein anonymen Verfasser in einer Schrift, betitelt: „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg:“<sup>2</sup>, die ungeheures Aufsehen erregte. Man schrieb sie zunächst sogar dem Reichskanzler zu. Besonders erboht waren die alldeutschen Politiker, deren auswärtige Politik der Verfasser mit logischer Unanfechtbarkeit zerzauste. Bald darauf (1914) erschien ein größeres Werk (252 Seiten), betitelt: „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“<sup>3</sup>, dessen Verfasser sich unter dem Pseudonym J. Ruedorffer versteckte. Führte die zuerst genannte Schrift eine Polemik gegen den bekannten Bernhardi, die Alldeutschen und, im Grunde genommen, auch gegen die offizielle auswärtige Politik des Reiches, wie sie seit Bülow betrieben wurde, so trat Ruedorffer nicht nur als Anwalt dieser Politik auf, sondern er versuchte noch eine allgemeine philosophische Begründung des modernen Imperialismus zu geben. Während der Anonymus die politische Lage schilderte, wie sie sich 1913 herausbildete, und im Anschluß an die Traditionen der Bismarckschen Weltpolitik die Ziele des deut-

<sup>1</sup> Deutscher Imperialismus, Leipzig 1912.

<sup>2</sup> Berlin 1913, Verlag von Puttkammer u. Mühlbrecht, 97 Seiten.

<sup>3</sup> Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. Preis geb. 6,50 Mark. Das Werk gehört zu der Serie der von Prof. Lamprecht und Helmholz unter dem allgemeinen Namen „Das Weltbild der Gegenwart“ herausgegebenen Schriften.

ischen Imperialismus darzulegen suchte, wollte Ruedorffer „weder nach dem geschichtlichen Verlauf der jüngsten Ereignisse noch nach der Gesamtheit des gegenwärtigen weltpolitischen Tatsachenmaterials“ fragen, sondern „die Faktoren und ihre Zusammenhänge, die treibenden Kräfte und ihr Ineinanderspiel aufzeigen, also die gegenwärtige Weltpolitik so betrachten, als wäre sie ein gegebener Naturzustand, in dem wir nach Berechnung der in ihm wirkenden Faktoren der gegebenen Konstellation die Zukunft berechnen können“. Er suchte dann auch die zukünftige auswärtige Politik Deutschlands zu bestimmen. Allem Anscheine nach haben diese beiden Werke einen großen Einfluß auf die leitenden Faktoren der deutschen Politik ausgeübt. Das zeigen die kurz darauf folgenden politischen Ereignisse.

Der Anonymus ist entschieden gegen eine Politik, die zum Kriege führen könnte. „Nicht der Krieg, sondern die Diplomatie muß das Mittel sein,“ sagt er, „eine erfolgreiche und zugleich möglichst gefahrlose Expansionspolitik zu führen.“ Deutschlands Expansionspolitik müsse in Einklang mit seiner Festlandspolitik gebracht werden, ein Ziel, das angeblich auch Bismarck immer verfolgt habe. Ueberhaupt beruft er sich immer wieder auf die Autorität Bismarcks. Wie Bismarck, ist er auch gegen Präventivkriege und gegen eine allzu weitgehende Unterstützung von Oesterreichs Expansionspolitik auf dem Balkan. Er erinnert daran, daß 1878, während der orientalischen Krise, es *Windthorst* gewesen war, der damals schon in den orientalischen Fragen einen Kampf zwischen dem germanischen und dem slawischen Element um die Weltherrschaft sah, und fragt: „Sollen wir heute der Autorität Bismarcks folgen oder der *Windthorsts*?“ Er weist eindringlich auf die Gefahren der *Windthorstschen* Politik hin. „Treibt Deutschland eine intensive Kontinentalpolitik,“ schreibt er auf Seite 51, „engagiert es sich in einer Politik, die gegen Frankreich oder Rußland gerichtet ist, so wird es dadurch die Triple-Entente von neuem befestigen.“ Und „kommt es zu Reibungen oder gar zu Konflikten zwischen dem Zweibund und dem Dreibund, so wird sich England automatisch dem Zweibund nähern“.

Deshalb sei diese Politik schädlich. „Konzentrieren wir dagegen unsere Kräfte auf eine überseeische Expansionspolitik, so haben wir eine Einmischung Englands in festländische Fragen nicht zu beforgen.“

Der Anonymus betrachtet von diesem Standpunkte aus die möglichen Objekte der deutschen Expansionspolitik. Die Balkanhalbinsel fällt aus. Deswegen kann sie auch keine Landbrücke nach Vorderasien bilden. Der Weg zur asiatischen Türkei geht also durch das Mittelmeer. Deutschland ist aber keine Mittelmeeremacht. Deshalb ist die Festsetzung Deutschlands in der asiatischen Türkei keineswegs ratsam, sondern es darf sich dort bloß wirtschaftlich betätigen. Als zukünftige Kolonien Deutschlands sieht der Anonymus den belgischen Kongo und die portugiesischen Kolonien an.

Die deutschen Imperialisten, vor allem *Rohrbach* und *Jaech*, haben ihrerseits sehr oft versichert, daß Deutschland in der asiatischen Türkei bloß wirtschaftliche Interessen verfolge. Es ist deshalb ganz unbegreiflich, weshalb sie über diese Schrift so wütend sind. Auch der Anonymus empfiehlt doch keinen vollständigen Rückzug aus Vorderasien. Es ist auch bekannt, daß zwischen Deutschland und England tatsächlich lange Verhandlungen über die Abgrenzung der Interessensphären im Orient und in Afrika gepflogen wurden und daß England Deutschland „in Afrika über-

raschend weit entgegengekommen" war.<sup>4</sup> Die vom Anonymus empfohlene Politik versprach also im Sinne der Imperialisten Erfolg. Der Anonymus meint:

"Wir haben ein starkes Bedürfnis nach einer unabhängigen kolonialisatorischen Betätigung in Gebieten, . . . wo unsere Landsleute nicht die niedere Arbeit verrichten, sondern wo ihnen die Organisation der Arbeit und die Leitung der wirtschaftlichen Unternehmungen zufiele."

Die Arbeiterschaft hat an solchen Kolonien kein Interesse, wie sie überhaupt durch ihre Lebensinteressen zur Gegnerin aller imperialistischen Bestrebungen wird. Wenn man aber schon Expansionspolitik treiben will, so erscheint der Weg, den der Anonymus weist, unter den gegebenen Umständen als der einzig rationelle.

Ruedorffer geht nicht von der Betrachtung konkreter Verhältnisse, sondern von dem allgemeinen Begriffe der Nation aus. Er baut eine Theorie des Imperialismus auf „idealistischer“ Grundlage auf. Die Geschichte ist ihm ein Streit zwischen nationalistischen und kosmopolitischen Elementen.

"Wenn die Nationen," sagt er, "Wege zur Menschheit sind, jede sich für den einzig richtigen Weg halten muß, obwohl doch nur immer eine den ihren zu Ende würde gehen können, ergibt sich aus dem Wesen des Lebensdranges selbst eine Idealkonkurrenz der Völker, die nicht nur eine friedliche, nebeneinander auszufechtende Konkurrenz, sondern ein ewiger, unvermeidlicher und notwendig gut zu heißender Kampf ist. Dann liegt in den Beziehungen der Völker zueinander zu allerunterst ewige und absolute Feindschaft, und die Feindseligkeit, die wir allerorten wahrnehmen und die aus dem politischen Leben nicht weichen will, . . . entspringt nicht einer Unzulänglichkeit der menschlichen Einrichtungen oder einer Verderbnis der menschlichen Natur, sondern dem Wesen der Welt und den Quellen des Lebens selbst."

Es ist wohl nicht nötig, gegen diese keineswegs neue Ansicht, daß im Wesen der Nation ein unbezwingbarer Drang nach Weltherrschaft liege und daß zwischen den Völkern ewige Feindschaft bestehen müsse, zu polemisieren. Hunderte Nationalisten vor Ruedorffer haben ja schon das gleiche behauptet. Wer nun einmal dieser Ansicht ist, der wird mit Ruedorffer annehmen, daß alle internationalen Abmachungen nur der Aufschiebung von Kriegen dienen, daß „Freundschaft der Völker nur Aufschub der Feindschaft oder gemeinsame Feindschaft gegen einen Dritten bedeuten“ könne. Von diesem Standpunkte aus läßt sich auch gar nicht sagen, daß Deutschland lieber Zentralafrika als seine zukünftigen Kolonien betrachten soll als Vorderasien: die ganze Welt ist das Ziel dieses „idealistischen“ Imperialismus.

Ruedorffer sucht das Anwachsen der nationalen Tendenzen in der Gegenwart zu beweisen. Ihnen treten die „kosmopolitischen“, das heißt internationalen Tendenzen entgegen, unter denen die wichtigsten durch Kapital und Sozialismus vertreten werden. In der Verflechtung der materiellen Interessen der zivilisierten Welt, in der Entstehung einer einzigen Weltwirtschaft sieht er die stärkste Stütze des Kosmopolitismus.<sup>5</sup> Andererseits läßt sich

<sup>4</sup> Rohrbach, „Der Krieg und die deutsche Politik“, 1914, S. 85.

<sup>5</sup> Ruedorffer ist, wie gesagt, „Idealist“; wo er aber auf die konkreten Erscheinungen, insbesondere des deutschen Lebens, zu sprechen kommt, dort wird er ein „Materialist“. So erklärt er auch den neudeutschen Imperialismus aus dem wirtschaftlichen Aufschwung usw. Ein bekannter Widerspruch aller idealistischen Konstruktionen.

auch leicht konstatieren, daß „das Kapital nicht nur Instrument, sondern auch Träger des nationalen Kampfes ist“. „Wer die Geschichte der kolonialen Expansion der europäischen Großmächte in den letzten Jahrzehnten . . . betrachtet, wird ohne Mühe finden, daß alle Kriege der letzten Zeit, an denen europäische Großmächte beteiligt waren, wenn nicht von dem Kapitalinteresse angezettelt, so durch das Kapitalinteresse eingeleitet worden sind.“ Wie erklärt sich aber dieser Widerspruch in dem Verhalten des Kapitals? Aus dem Umstande, daß „der weitaus größte Teil des Kapitals national gebunden, das heißt auf Gedeih und Verderb mit der Heimat, ihrem wirtschaftlichen Wohlergehen und ihrem politischen Schicksal verkettenet bleibt“. Mag sein. Auch andere Momente kämen in Betracht. Auf jeden Fall müßte daraus nur folgen, daß auf der jetzigen Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung das Kapital noch national gesinnt ist. Der weitere Fortschritt in der gleichen Richtung der Verflechtung der materiellen Interessen der zivilisierten Welt kann das Interesse des Kapitals nach der anderen Seite verschleppen. Wie aus einigen Berichten von Aktiengesellschaften hervorgeht, spielen ihre Filialen im „feindlichen Ausland“ heute noch eine relativ geringe Rolle. Mit der Zeit muß es anders werden. „Ein großer Teil des modernen Kampfes der Nationen,“ sagt der „Idealist“ Ruedorffer, „ist ein Kampf der Kapitalisten um Arbeitsgelegenheit und höhere Zinsfrucht.“ Richtig! Wie aber, wenn ein Unternehmer nicht mehr weiß, ob er aus seinen Kapitalanlagen in Frankreich, den Vereinigten Staaten, Rußland oder Deutschland „höhere Zinsfrucht“ erhalten wird? Im Interesse welcher von den zahlreichen, über die ganze Welt zerstreuten Unternehmungen, deren Aktien er besitzt, soll er dann „national“ auftreten? Ruedorffer fühlt das und nimmt zu seiner idealistischen Theorie Zuflucht. Er meint, daß der Nationalismus auch bei den Geschäftsleuten immer die Oberhand behalten werde. „Dieser Nationalismus wächst eben aus unbewußten und ungreifbaren Tiefen der Menschennatur über jenen flachen Materialismus hinweg.“

In gleicher Weise wird er mit dem Internationalismus der Arbeiterbewegung fertig. Der Sozialismus stamme aus einer Zeit her, in der die moderne nationalistische (gemeint ist imperialistische) Bewegung erst begonnen habe; heute seien die sozialistischen Parteien national (soll heißen: imperialistisch) gesinnt. Den sozialistischen Friedensmanifestationen schreibt er für Staaten starken Nationalgefühls eine sehr geringe Bedeutung zu. „Im allgemeinen,“ meint Ruedorffer, „kann man wohl sagen, daß die Regierungen in allen Fragen, in denen sie an das Nationalgefühl der Nation appellieren können, auf den Internationalismus ihrer sozialistischen Parteien keinerlei Rücksicht zu nehmen brauchen. . . . Vielleicht werden sie nur veranlaßt sein, bei ihren Unternehmungen sorgfältig auf die Deckung durch das nationale Gefühl bedacht zu sein, wobei sich nichts in der Sache, sondern nur manches in der politischen Form und der Technik ändert, deren sich die moderne Politik zu bedienen hat. . .“ (S. 178.) Daß sich der Sozialismus zu einer wahren Friedensmacht entwickeln wird, kommt Ruedorffer gar nicht in den Sinn.

Immerhin meint auch er, daß Kriege nicht unbedingt notwendig sind. In den früheren Zeiten hieß Wachstum schlechtweg Eroberung von Grund und Boden. Das ist heute anders geworden. Neben die politische Expansion

ist die wirtschaftliche getreten. Politische Beherrschung ist nicht mehr unerläßliche Voraussetzung für die wirtschaftliche Ausnutzung. (S. 194/195.) Indes, der politische Einfluß ist noch immer der Weg zum höheren wirtschaftlichen Gewinn, weil durch ihn der Anteil an den Gewinnen der Erschließung neuer Länder über den der reinen wirtschaftlichen Leistung entsprechenden Prozentsatz gesteigert werden kann. Das Ziel der Expansionspolitik ist die wirtschaftliche Monopolstellung unter Verdrängung des Konkurrenten. (S. 197 u. 198.) Und zu diesem Zwecke braucht man einen starken Staat und Kriege und wird „die politische Macht immer mehr und schroffer gegen den wirtschaftlichen Konkurrenten ausgenutzt“. (S. 213.)

Immerhin sei es ratsam, Expansionspolitik ohne Kriege zu treiben, weil der Siegespreis heute in gar keinem Verhältnis zu den Kriegsauswendungen und dem Risiko stehe. „Alle modernen Großmächte haben heute ungleich mehr zu verlieren als zu gewinnen.“ (S. 216.) Wenn trotzdem so häufig Kriege vorkommen, so deshalb, weil die Regierungen sich „festbluffen“ . . . Darin sieht er die größte Gefahr der Gegenwart. „Es ist nicht so . . . daß die Regierungen immer imstande oder immer gewillt wären, das dem Interesse der Nationen Entsprechendste zu tun.“ Häufig treibt die Regierung ihre Bluffpolitik so weit, daß sie außerstande ist, einen Rückzug, auch wenn er sachlich richtig wäre, anzutreten. „Die Rücksicht auf persönliche Interessen, der Ehrgeiz der Regierungen oder der zu erwartende Entrüstungsturm der Nationalisten kann einen Krieg herbeiführen, den das sachliche Interesse allein nie gerechtfertigt hätte.“ (S. 222.) Ruedorffer hat hier vergessen, daß seiner Theorie nach Kriege eigentlich unabwendbar sind, und daß die Gegensätze der Völker nur auf diese Weise ausgetragen werden können. Deshalb muß seine Politik eben das Entgegengesetzte sein von dem, was der Anonymus wünscht: Während dieser eine Weltpolitik ohne Krieg empfiehlt, führt das Streben nach Weltherrschaft notgedrungen zu Weltkriegen. Die „idealistische“ Theorie Ruedorffers ist nichts anderes als eine Rechtfertigung des kriegerischen Imperialismus, der nach Weltherrschaft strebt. Im Gegensatz zu der „Kontinentalpolitik“ Bismarcks müsse nach Ruedorffer die jetzige auswärtige Politik Weltpolitik sein. . . .

Die Frage, ob imperialistische Politik auch auf friedlichem Wege oder doch wenigstens ohne furchtbares Blutvergießen getrieben werden kann, ist durch den gegenwärtigen Krieg bis auf weiteres erledigt worden. Er hat die Frage nicht gelöst, sondern mit dem Schwert durchgehauen. Er hat aber damit aufs eindringlichste gezeigt, wie ungeheuer die Gefahren jeder imperialistischen Politik für den Frieden, für das Glück, für das Leben der Völker sind. In Zukunft kann darum kein Zweifel mehr bestehen, daß, wer gegen den Krieg wirken will, vor allem dessen Wurzel bekämpfen muß: die Politik des Imperialismus.

## Die österreichischen Gewerkschaften im Kriege.

Von Julius Deutsch (Wien).

Am Tage des Kriegsausbruchs wurde über das ganze Reich der Ausnahmezustand verhängt, in einigen Gebieten sogar das Standrecht verkündet. Die Gewerkschaften hatten allerdings guten Grund, anzunehmen, daß diese außerordentlichen Maßnahmen nicht mit Absicht gegen sie gerichtet waren,

mußten aber andererseits darauf gefaßt sein, daß die Aufhebung der staatsgrundgesetzlich verbürgten Rechte der Staatsbürger auch die gewerkschaftliche Tätigkeit bis zu einem gewissen Grade treffen konnte. Jemandem rüchständiger Bezirkshauptmann oder Polizeikommissär vermochte jezt im vollen Gefühle büreaukratischer Selbstherrlichkeit über das Schicksal gewerkschaftlicher Zusammenkünfte zu entscheiden. Da waren Mißgriffe leicht möglich. In den größeren Städten gelang es zwar, ein leidliches Auskommen zu finden, und die geforderte strenge Anmeldepflicht aller gewerkschaftlichen Versammlungen bedeutete nicht mehr als eine Belästigung der Vereinsfunktionäre wie der behördlichen Organe, aber in der Provinz kam es mitunter zu ernstern Behelligungen. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bezirkshauptmannschaft Sankt Johann im Pongau am 9. November v. J. eine Bergarbeiterversammlung ohne jede Angabe von Gründen einfach verboten, und sie war trotz verschiedentlicher Bemühungen nicht von dem Standpunkt abzubringen, daß während des Krieges gewerkschaftliche Versammlungen überhaupt nicht abgehalten werden dürfen. Andere Behörden waren, wie gesagt, vernünftiger und ließen gewerkschaftliche Versammlungen anstandslos zu, allerdings nur unter einer strengen Bewachung durch Polizeikommissäre.

Mehr als beim Versammlungswesen stiftete die behördliche Willkür bei der Zensur der Gewerkschaftspresse Schaden. Die Zensur begnügte sich nicht allein damit, die militärischen Interessen zu wahren, was man ja verständlich finden würde, sondern war mit großem Eifer darauf bedacht, überhaupt jedes freie Wort zu unterdrücken. Was da geleistet wurde, mußte komisch wirken, wenn es sich eben nicht um eine so ernste Sache handelte. Die Gewerkschaftsblätter wurden und werden nicht allein daran verhindert, ein kritisches Wort gegen die oft sehr mangelhafte Kriegsfürsorge der Regierung zu sagen, sondern auch dann beschlagnahmt, wenn sie sich gegen Uebergriffe einzelner Unternehmer oder Unternehmerorganisationen zur Wehre setzen. Die Gewerkschaftsblätter erscheinen dann mit fein säuberlich ausgefrachten schneeweißen Flecken, die anzeigen, daß an dieser Stelle die Redaktion einen den Kriegserfolg der verbündeten Armeen gefährdenden Angriff auf irgendeinen, seiner Bedeutung als Staatsheiligtum sich kaum bewußt gewesenen Wäsche- oder Schuhfabrikanten unternommen hatte. In den Köpfen der Zensoren hat eben der „Burgfrieden“, wie es scheint, die unheilbarste Verwirrung angerichtet.

Im allgemeinen handelte es sich bei den durch den Ausnahmezustand herbeigeführten Behelligungen nirgends um große Dinge, aber auch die kleinen genügten, um Aerger und Mißstimmung zu erzeugen. Die Gewerkschaften hatten in dieser ernsten Zeit freilich wenig Lust, auf das Niveau eines Froschmäusekriegs der Bezirkshauptleute und Zensoren herabzusteigen. Die großen Erschütterungen, denen die Gewerkschaften notwendigerweise durch die Wucht der Ereignisse ausgesetzt waren, mußten alle Kräfte dem einen Ziele zuwenden, die Organisationen möglichst ungeschwächt über die Kriegszeit hinwegzuführen.

Am Beginne des Krieges war es die erste Sorge der Gewerkschaftsleitungen, die durch die Einrückungen zum Heere entstandenen Lücken unter den Vertrauensmännern so weit als möglich auszufüllen. Das ist meistens auch gelungen, wengleich es gerade in den kleineren Orten,

in denen man die Vertrauensmänner in der jetzigen schweren Zeit am notwendigsten brauchte, am schwersten war. In den ersten Kriegswochen war übrigens die Zahl der zum Waffendienste einberufenen Gewerkschaftsmitglieder bei den Zentralverbänden in Oesterreich geringer als in Deutschland. Nach einer Ende August 1914 aufgenommenen Statistik der Gewerkschaftskommission waren um diese Zeit erst ungefähr 18 Prozent der österreichischen männlichen Gewerkschaftsmitglieder eingerückt, während es in Deutschland bereits 27,7 Prozent waren. Die Ursache dieses geringeren Prozentsatzes der eingerückten Gewerkschaftsmitglieder Oesterreichs dürfte zum Teil auf eine mangelhaftere Durchführung der statistischen Erhebung zurückzuführen sein, zum weitaus größeren Teil aber auf die Tatsache der langsameren Mobilisierung. Einige Wochen nach dem Stichtag dieser statistischen Erhebung dürfte die Zahl der eingerückten Gewerkschaftsmitglieder in Oesterreich verhältnismäßig ebenso groß gewesen sein wie in Deutschland. Ueber die Zentralverbände Oesterreichs liegt eine Schätzung vor, die diese Annahme bestätigt. Mitte Oktober v. J. schätzte „Die Gewerkschaft“, das Organ der österreichischen Reichsgewerkschaftskommission, die Zahl der eingerückten Mitglieder der Zentralverbände auf mindestens 100 000, was einem Prozentsatz von mehr als 35 vom Hundert entspräche. Genaue ziffernmäßige Angaben über die Einberufungen nach dem Monat August liegen indes von den Zentralverbänden nicht vor. Dagegen haben die tschecho-slawischen Gewerkschaften (Separatisten) eine Statistik mit Angaben bis Ende September veröffentlicht<sup>1</sup>. Danach waren bis zu dieser Zeit erst 20,47 Prozent der Mitglieder tschecho-slawischer Gewerkschaften zu den Waffen berufen, eine Zahl, die verhältnismäßig gering ist. Nicht allein die Gewerkschaften Deutschlands, sondern auch die Zentralverbände Oesterreichs dürften zu derselben Zeit bereits einen größeren Prozentsatz Mitglieder an das Heer haben abgeben müssen. Dieses verschiedene Ausmaß in der Heranziehung von Arbeitern des gleichen Landes kann nicht leicht ein Zufall sein. Worauf es zurückzuführen ist, wird allerdings nur äußerst schwer sich feststellen lassen. Jeder derartige Versuch müßte überdies so weit in das Gebiet der inneren Politik Oesterreichs führen, daß er während des Krieges nicht unternommen werden kann. Nur so viel sei erwähnt, daß mehrfach die Behauptung zu hören ist, die Heranziehung zum Heeresdienst in den deutschen und magyarischen Gebieten des Reiches sei bedeutend größer als die in den slawischen Gegenden.

Noch empfindlicher als durch die Einberufungen wurden die Gewerkschaften am Beginne des Krieges durch die *Arbeitslosigkeit* getroffen. Unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges geriet das industrielle Leben völlig ins Stocken. Der plötzliche Mangel genügenden Absatzes, der vor allem die Exportindustrie mit voller Wucht traf, das Aufhören des Kredits, das Stocken des Verkehrs, der Mangel an Rohstoffen, die allgemeine Verwirrung lähmten mit einem Schlage die Volkswirtschaft. Es brauchte einige Zeit, ehe sich das volkswirtschaftliche Leben den geänderten Verhältnissen anpassen konnte. Nach mehreren Wochen waren die schlimmsten Uebel überwunden und eine Anpassung der Industrie an den Krieg erfolgt, die die Arbeitslosigkeit beträchtlich herabminderte. Besonders jene Industrien, die Bedarfs-

<sup>1</sup> Vergl. den bezüglichen Artikel von Rudolf Layerte im „Pravo Vidu“ vom 25. Dezember 1914.

artikel für das Heer erzeugen, fanden jetzt so reichliche Beschäftigung, daß sie einen Teil der überschüssigen Arbeitskräfte daniederliegender Gewerbebezüge an sich ziehen konnten.

Die Arbeitslosenstatistik ist in Oesterreich nicht so umfassend durchgeführt worden wie in Deutschland. Immerhin lassen die vorliegenden Zahlen den wirklichen Stand der Dinge ziemlich klar erkennen. Für Wien hat die österreichische Gewerkschaftskommission folgende Zahlen veröffentlicht:

Von den 156 367 Gewerkschaftsmitgliedern Wiens konnte im August 1914 über 110 521 Arbeiter und Arbeiterinnen berichtet werden. Die Zahl der Arbeitslosen betrug 23 719, das sind 21,5 Prozent. Diese Verhältniszahl stimmt mit der für die Arbeitslosigkeit in den Gewerkschaften Deutschlands festgestellten Ziffer fast völlig überein. Der Prozentsatz der arbeitslosen Mitglieder der deutschen Gewerkschaften betrug nämlich in der gleichen Zeit 21,2 Prozent. Man kann demnach feststellen, daß sowohl in Deutschland als in der österreichischen Reichshauptstadt mehr als ein Fünftel der Gewerkschaftsmitglieder in den ersten Kriegswochen arbeitslos waren. Im Monat September trat eine Besserung ein. In Wien sank die Zahl der arbeitslosen Gewerkschaftsmitglieder um ein Viertel des vormonatlichen Standes auf rund 18 000 Arbeiter und Arbeiterinnen.

Zugleich wurde auch in der österreichischen Provinz die Arbeitslosigkeit geringer. Die Gewerkschaftskommission hat für die industriell entwickelten Länder Böhmen, Mähren und Steiermark eine Arbeitslosenstatistik durchgeführt. Sie ergab, daß in diesen Ländern im August 18 und im September 17 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder arbeitslos waren.

Daß diese Verhältnisziffern im großen und ganzen für alle Teile des Reiches zutreffen, ergibt sich auch daraus, daß bei den tschecho-slawischen separatistischen Verbänden im September die Zahl der Arbeitslosen mit 14 389, das sind 19,6 Prozent festgestellt wurde.

Diese überaus starke Arbeitslosigkeit legte den österreichischen Gewerkschaften ganz enorme finanzielle Opfer auf. Jene 36 Zentralverbände, die der Gewerkschaftskommission über die Arbeitslosigkeit Bericht erstatteten, zahlten allein in Wien im Monat August die für österreichische Verhältnisse gewaltige Summe von 390 746 Kronen für Arbeitslosenunterstützung aus. Was diese Summe bedeutet, mag man daran ermessen, daß im Jahre 1913 — dem schwersten Krisenjahre seit Jahrzehnten — die Arbeitslosenunterstützung, auf den Kopf des Mitgliedes berechnet, monatlich 44 Heller erforderte. Im Monat August 1914 dagegen war diese Ausgabe 3 Kronen 55 Heller pro Kopf des Mitgliedes, also eine Steigerung auf mehr als das achtfache!

Noch im Monat September, als die Arbeitslosigkeit schon um vieles geringer war, haben diese Verbände in Wien 232 678 Kronen an Arbeitslosenunterstützung ausbezahlt. In den Ländern Böhmen, Mähren und Steiermark betrug die entsprechende Summe in den beiden Monaten 163 598 Kronen.

Am schärfsten tritt uns die starke Belastung der Gewerkschaften gegenüber, wenn wir einzelne Verbände betrachten. Die vier Verbände der Buchbinder, Drechsler, Lithographen und Ledergalanteriearbeiter wiesen vom

Juli zum August 1914 eine Steigerung der Arbeitslosenzahl von 1590 auf 2762 Arbeiter auf. Während sie im Monat Juli nur 908 Mitglieder unterstützten, war dies im folgenden Monat bei 2342 Mitgliedern der Fall. Dementsprechend stieg auch die Summe der Unterstützungen von 11 705 auf 77 594 Kronen, also um das Sechseinhalbfache! Dabei ist zu beachten, daß diese Steigerung der Ausgaben Hand in Hand mit einem fortdauernden Mitgliederverlust ging.

Eine der stärksten österreichischen Gewerkschaften, der Metallarbeiterverband, dem es übrigens besser als anderen Vereinen geht, weil seine Mitglieder jetzt zu einem großen Teile bei der Waffenerzeugung beschäftigt sind, berichtet folgendes: Beim Kriegsausbruch war der Mitgliederstand in Wien 33 298 Personen; im August sank er auf 25 893, im September auf 22 626, im Oktober auf 20 864, im November auf 19 616 Arbeiter und Arbeiterinnen. Von diesem Gesamtverlust waren 7289 Mitglieder zum Militär eingerückt, während 9461 Mitglieder wegen Nichtzahlung der Beiträge gestrichen werden mußten. Neu aufgenommen wurden während des Krieges 1929 Mitglieder. Es sind also Monat für Monat die geleisteten Mitgliederbeiträge weniger geworden, während zeitweise ganz enorme Aufwendungen für die Unterstützung Arbeitsloser gemacht wurden. Wohl ist es in dieser Beziehung in den letzten Monaten erheblich besser geworden, aber daß trotzdem die allergrößte Vorsicht geübt werden muß, wird angesichts dieser Ziffern jedem einsichtigen Gewerkschafter klar.

Am Beginne des Krieges, als die Arbeitslosigkeit am größten und die finanziellen Aufwendungen am bedeutendsten waren, trat an die Gewerkschaften die Frage heran, welche Vorkehrungen zu treffen seien, um eine Ausblutung der Verbände zu verhindern. Wenn es bei dem für die Friedenszeiten festgesetzten Ausmaß der Unterstützungen verblieb, dann war leicht auszurechnen, daß in wenigen Wochen die vorhandenen Barbestände aufgezehrt sein würden. Die in Hypotheken, Geschäften, Staatsrenten usw. angelegten Gelder wären nicht flüssig zu machen gewesen, und so hätten sich die Gewerkschaften vor die traurige Tatsache gestellt gesehen, gar keine ihrer Verpflichtungen mehr erfüllen zu können. Dem mußte vorgebeugt werden. Die meisten Verbände entschlossen sich zu Herabsetzungen der bisher gezahlten Unterstützungen. Dabei gingen die Verbände in verschiedener Weise vor. Die einen setzten die Unterstützungsbeträge herab, die anderen führten nur eine längere Wartezeit ein, die dritten stellten einzelne Unterstützungszweige, wie die Reiseunterstützung, die Krankenunterstützung oder die Hinterbliebenenunterstützung gänzlich ein. Meistenteils wurden alle drei Systeme von einer Gewerkschaft kombiniert, so zwar, daß eine jetzt weniger wichtige Unterstützungseinrichtung, wie etwa die Reiseunterstützung, eingestellt wurde, während man andere Unterstützungen herabsetzte oder die Wartefrist für sie verlängerte. Auf diese Weise hofften die Gewerkschaften die vorschnelle Erschöpfung ihrer Kassen hintanzuhalten. Den Mitgliedern gegenüber wurden diese Maßnahmen gewöhnlich damit begründet, daß es nicht angängig sei, jetzt die Mittel der Gewerkschaften von jenen Mitgliedern ausbrauchen zu lassen, die zufällig nicht eingerückt seien, weil dadurch die Eingerückten benachteiligt würden. Man müsse Mittel zurückbehalten, um in der Zeit der militärischen Abrüstung den vielen dann als Arbeitslose hilflos Dastehenden noch eine Unterstützung gewähren

zu können. Ueberdies müsse man damit rechnen, daß unmittelbar nach dem Friedensschluß große Aufgaben im Lohnkampf an die Gewerkschaften herantreten werden, für die man auch finanziell so weit als möglich schlagfertig bleiben wolle. Die Mitglieder haben sich fast durchweg diesen Gründen für die Herabsetzung der Unterstützungen zugänglich gezeigt. Es gab nirgends ernstere Schwierigkeiten, was wohl ein erfreuliches Zeichen des starken Solidaritätsgeistes ist, der auch in dieser schweren Zeit die Arbeiterschaft nicht verläßt.

Die Erkenntnis, daß jetzt die Gewerkschaften aus eigener Kraft nicht so viel zu leisten imstande sind, als in den Zeiten des Friedens, verstärkte ihre Versuche, andere Körperschaften, vor allem Staat und Gemeinde, zu größeren Leistungen für die Arbeiterschaft zu veranlassen. Die österreichischen Gewerkschaften beteiligten sich tatkräftig an der öffentlichen Kriegsfürsorge. Ihr Streben war dabei vornehmlich darauf gerichtet, der Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken, oder, wo das nicht möglich erschien, den Arbeitslosen wenigstens eine öffentliche Unterstützung zu verschaffen. Die Vertreter der Gewerkschaften beteiligten sich sehr lebhaft an den von der Regierung eingesetzten Kommissionen zur Vermehrung der Arbeitsgelegenheit. Sie drängten zur Vermehrung und planmäßigen Verteilung von öffentlichen Arbeiten und Lieferungen, unterstützten die mannigfachen Versuche zur Behebung des Kredites, halfen mit, die Störungen des Transportes zu beseitigen und wirkten vielfach direkt auf die Unternehmer ein, ihre Betriebe aufrechtzuerhalten. In der Zeit der ersten großen Verwirrung, in der nicht wenige Unternehmer einfach aus Kopflosigkeit davonliefen und die Betriebe stillsetzten, war diese Einflußnahme sehr geboten und nicht selten auch erfolgreich.

Ein besonderes Augenmerk mußten die Gewerkschaften notwendigerweise den Fragen des Arbeitsnachweises zuwenden. Hier galt es, allen Sonderbestrebungen einzelner bürgerlicher Institute entgegenzutreten, die jetzt die Zeit gekommen wädhnten, um sich auf Kosten der gewerkschaftlichen Arbeitsvermittlungen durchzusetzen. Die Gewerkschaften beteiligten sich an den Versuchen, in einzelnen Gebietsteilen des Reiches eine Zentralisierung sämtlicher Arbeitsnachweise herbeizuführen, die eine raschere Vermittlungstätigkeit ermöglichen sollte, aber sie beharrten dabei auf der Beibehaltung der inneren Selbständigkeit ihrer eigenen Vermittlungen. Daß sie recht daran taten, zeigte die spätere Erfahrung im Laufe des Krieges, die wieder die gewerkschaftlichen Arbeitsvermittlungen als die am raschesten und zweckmäßigsten arbeitenden Institute erwie.

Die große Notlage der Arbeitslosen am Beginne des Krieges hatte die Gewerkschaften veranlaßt, Notfonds ins Leben zu rufen. Da infolge der steigenden Lebensmittelpreise auch den beschäftigten Mitgliedern nur bescheidene Mittel zur Verfügung stehen, konnten natürlich große Summen nicht zusammenkommen. Man mußte sich damit begnügen, solche Beträge zu sammeln, die wenigstens dem schlimmsten Elend eine kleine Linderung bringen konnten. Die Gewerkschaften überschätzten nie die Wirksamkeit solcher Sammlungen. Deshalb stellten sie sich von allem Anfang an auf den Standpunkt, daß es eine Aufgabe des Staates und der Gemeinde sei, helfend einzugreifen. Die sozialdemokratische Reichsratsfraktion legte mit einer eingehenden Begründung der Regierung eine Reihe von

Forderungen vor, die auf eine Vinderung des Arbeitslosen = e l e n d s zielten. Diese Forderungen lauteten:

1. Die sofortige Vergebung und Inangriffnahme der fälligen staatlichen Arbeiten und Lieferungen, die Ausführung der zurückgestellten Staatsbauten, der im Projekt fertigen Flußregulierungen und Meliorationen, Staats- und Lokalbahnen und die Weiterführung der vom staatlichen Wohnungsfürsorgefonds garantierten Kleinwohnungsbauten;

2. die Einführung einer staatlichen Unterstützung der Arbeitslosen im Ausmaß des gesetzlichen Unterhaltsbeitrages für Familien der Eingerückten unter Mitwirkung der autonomen Körperschaften und der Berufsverbände der Arbeiter;

3. die Bereitstellung der für diese Zwecke nötigen Mittel im Betrage von mindestens 500 Millionen Kronen, entweder im Wege eines Zwangsanlehens bei den vermögenden Korporationen und großen Steuerträgern oder im Wege der Ausschreibung eines Wehr- und Notstandsbeitrages auf das Vermögen nach dem Vorbild des Wehrbeitrages im Deutschen Reiche.

Die österreichische Regierung ist auf die wichtigste Forderung, der Einführung einer staatlichen Arbeitslosenunterstützung, bis jetzt in keiner Weise eingegangen. Es ist aber anzunehmen, daß mit dem zu erwartenden neuerlichen Anschwellen der Arbeitslosigkeit der Staat nicht umhin wird können, zu diesen Fragen in positiver Weise Stellung zu nehmen. Es ist nicht etwa Mitleid mit der Not der Arbeitslosen, das ihn dazu bewegen wird, sondern die Erkenntnis, daß ein kriegführender Staat in seinem eigenen Interesse die Bevölkerung vor dem äußersten Elend bewahren muß. Hoffentlich wird diese Erkenntnis den Herrschenden nicht erst dann aufdämmern, wenn es zu spät geworden ist.

Was die Herrschenden Oesterreichs bis nun an sozialer Einsicht während des Krieges aufgebracht haben, läßt freilich keine gar großen Hoffnungen zu. Unsere Regierung ist, wie gewöhnlich, noch um etliche Grade rückständiger, als es der wirtschaftlichen und kulturellen Struktur des Landes entspräche. So wurde der staatliche Arbeiterschutz während des Krieges geradezu verschlechtert. Die Regierung hat sich nicht darum gekümmert, ob die Unternehmer die abgeschlossenen Tarifverträge einhalten und die bisher bestandenen Arbeitsbedingungen aufrecht bleiben, aber sie hat zugleich durch die Verhängung des Ausnahmezustandes den Arbeitern die Möglichkeit genommen, sich gegen Verschlechterungen der Arbeitsverhältnisse zu wehren. Ueberdies ist eine große Anzahl Betriebe durch eine kaiserliche Verordnung vom 25. Juli 1914 unter einen besonderen staatlichen Schutz gestellt worden. Alle Betriebe, die in irgendeiner Form an der Erzeugung von Bedarfsartikeln für das Heer mitwirken, wie Munitionsfabriken, Eisenwerke, Textilfabriken, Schuhfabriken, Schneidereien, Bäckereien usw. wurden als „staatlich geschützt“ erklärt. Für die Arbeiter dieser Betriebe ist das Koalitionsrecht schlangweg aufgehoben worden. Jeder Versuch, in einer geschützten Unternehmung den Betrieb zu stören oder eine Arbeit in einer solchen Weise auszuführen, daß dadurch der Betrieb erschwert werden könnte, oder die Verabredung mit anderen zu einem „pflichtwidrigen Verhalten“, wird mit einer Arreststrafe von sechs Wochen bis zu einem Jahre Gefängnis geahndet. Wenn durch eine dieser Taten die militärischen Interessen der Monarchie oder eines Bundesgenossen gefährdet werden, so erhöht sich die Strafe auf drei Monate bis zu drei Jahren Gefängnis. Mit einem ärgeren Miß-

trauen konnte der Arbeiterschaft, die man eben zum Kampfe für das bedrohte Vaterland aufrief, wohl kaum begegnet werden!

Den Unternehmern ist in derselben Verordnung wohl die Pflicht auferlegt worden, ohne Zustimmung der Arbeiter die Arbeitsverhältnisse nicht zu ändern und für Mehrleistungen eine angemessene Vergütung zu gewähren, aber diese Verpflichtung ist in so dehnbare Worte gefaßt, daß sie praktisch nicht sehr viel bedeutet.

So nebenbei ist dann noch durch eine weitere kaiserliche Verordnung den Zünftlern auf Kosten der Arbeiterschaft ein kleines Geschenk gemacht worden, indem das Gesetz über die Sonn- und Feiertagsruhe außer Kraft gesetzt wurde. Auch die Bergbauunternehmer durften sich einer Gunstbezeugung des Staates erfreuen, indem man die vor einigen Jahren gesetzlich eingeführte vierzehntägige Lohnauszahlungsfrist der Bergarbeiter für die Kriegsdauer aufhob. Durch irgendwelche wirtschaftliche Notwendigkeiten sind derlei Beseitigungen von Arbeiterschutzbestimmungen in keiner Weise geboten; sie sind nichts als Gefälligkeiten für die Unternehmer.

Trotzdem die herrschenden Klassen auch während des Krieges durchaus nicht auf die sehr ausgiebige Wahrung ihrer Sonderinteressen verzichteten, wurde natürlich allerseits mit großer Feierlichkeit der „Burgfrieden“ verkündet. Die Unternehmer nützten; entgegen den Beschlüssen und Erklärungen der Unternehmerorganisationen, die Ohnmacht der Arbeiterschaft vielfach zu willkürlichen Entlassungen, Lohnherabsetzungen und vielfachen Verschlechterungen der Arbeitsverhältnisse aus.

In den Kreisen der Gewerkschafter ließ man sich natürlich von dem chauvinistischen Laumel, der am Beginn des Krieges die breiten Massen fortriß, nicht beirren. Nichtsdestoweniger war auch ihre Stellungnahme zum Krieg von vornherein gegeben: Schrecklicher noch als der Krieg, dünkte den Gewerkschaftern die Niederlage. Die Völker des eigenen Landes davor zu bewahren, erschien ihnen als ein Gebot der Selbsterhaltung, dem man sich vorerst unterordnen müsse. Es blieb dabei freilich stets die Hoffnung lebendig, daß die internationalen Beziehungen der Arbeiterklasse nicht zerstört würden — eine Hoffnung, die um so stärker wurde, je mehr die anderen Klassen im Staate zeigten, daß sie die Verfolgung ihrer eigenen Interessen keinen Augenblick außer acht ließen.

Die Internationale der Gewerkschaften wird in der Tat, dessen sind wir gewiß, durch den Krieg nicht zertrümmert werden. Sie beruht auf der Notwendigkeit des gemeinsamen Klassenkampfes der Arbeiter aller Länder, die sich in dem Augenblick wieder kraftvoll erheben muß, in dem der Klassenkampf selbst, der jetzt überall lahmgelegt ist, neuerlich einsetzt. Der Krieg hat zweifelsohne auch die Wirkung, daß er die Konzentration und Akkumulation des Kapitals befördert. Der Gegensatz zwischen Kapitalisten und Arbeitern wird deshalb nach dem Kriege größer sein als vor ihm. Die Verschärfung dieser Gegensätze wird den Klassenkampf rasch wieder in seine Rechte setzen, und damit wird auch die Internationale zu einem neuen, wie wir hoffen, kraftvolleren Leben erstehen.

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

### VII.

Immerhin ist dabei ein Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Krieges zu machen. Das uferlose Unheil brach doch erst in der zweiten Hälfte herein; in der ersten Hälfte mußten Heerführer wie Tilly, Gustav Adolf und Wallenstein trotz alledem noch eine gewisse Manneszucht ansrechtzuerhalten. Wohlgemerkt, soweit das unter den obwaltenden Umständen möglich war.

Wenn die protestantischen Historiker in Tilly einen grausamen Büterich verfluchen und in Gustav Adolf einen frommen Heldenkönig feiern, die katholischen Historiker diesen Schuh aber umgekehrt machen, so heißt das in beiden Fällen den Teufel bei seiner Großmutter verklagen. An der grausamen Kriegsführung der Zeit, der zum Beispiel die Plünderung eroberter Städte als gutes Soldatenrecht galt, waren beide gleich schuldig oder unschuldig. Hat sich Gustav Adolf nach seinem Einbruch in Deutschland zunächst ein wenig manierlicher aufgeführt, so hat er, sobald er einmal festen Fuß gefaßt hatte, viel eifriger als Tilly, mit „Feuer und Schwert“, mit „Sengen, Brennen, Plündern und Morden“ gedroht, und diese Drohungen waren keineswegs in die leere Luft gesprochen; der Brand Magdeburgs steht auf seiner, nicht auf Tillys Rechnung. Aber wenn sich beide nicht über die Kriegsführung ihrer Zeit erhoben, so haben sie doch innerhalb dieser Schranke die militärische Disziplin zu wahren gesucht. Höher als sie stand Wallenstein, der bei seinen harten Konfiskationen und Kontributionen doch immer den politischen Zweck verfolgte, den frechen Uebermut der Teilfürsten zu dämpfen, aber die Bauern und Bürger zu schonen, so daß sie trotz aller Kriegslasten bestehen konnten.

Ein Vergleich dieser drei Kriegsfürsten ist kriegsgeschichtlich von hohem Interesse. Tilly war, was man einen Bataillengeneral nannte: tapfer und tüchtig in der Schlacht, in der spanischen Schule erzogen, ohne die Gaben des Feldherrn und politisch beschränkt. Militärisch ungleich höher stand Gustav Adolf, dem die ökonomische Struktur seines Königreichs gestattet hatte, in die niederländische Schule zu gehen. Schweden war eine junkerliche Militärmonarchie, in der die Ritterschaft das entscheidende Wort führte, aber auch die kräftige Bauernschaft, die keine mittelalterliche Leibeigenschaft gekannt hatte, und die verhältnismäßig noch wenig entwickelten Städte einiges mitreden durften. Alle Klassen der schwedischen Nation hatten ein dringendes Interesse daran, das arme Land nicht in dem Kampf um die Herrschaft über die Ostsee ausgeschaltet zu sehen, und stellten ein Heer, das in Mannschaften wie Offizieren einen stark nationalen Einschlag hatte. So konnte Gustav Adolf die Heeresorganisation der Dranier nicht nur nachahmen, sondern selbst fortbilden. Von zehn Mann in der Tiefe gingen seine Treffen auf sechs Mann herab, und auch im Geschützwesen führte er bedeutende Verbesserungen ein. Wenn es bis dahin von Handwerkern bedient worden war, so ließ der König die Geschützmannschaft militärisch ausbilden und schuf eine leichte Artillerie, Regimentsgeschütze, die, nicht von Pferden, sondern von Soldaten gezogen, mit in die Schlachtordnung genommen werden konnten. Dank diesen militärischen Reformen schlug Gustav Adolf in der Schlacht von Breitenfeld (1631) Tilly entscheidend aufs Haupt, womit ihm die Herrschaft

über Norddeutschland zufiel und Süddeutschland als wehrlose Beute vor ihm lag.

Nunmehr aber zeigte sich, daß Gustav Adolf wohl der Arm, aber nicht das Haupt der schwedischen Ritterschaft war. Er verfiel allerlei abenteuerlichen Plänen, um die Fregatte Deutschland ins Schlepptau der Schaluppe Schweden zu nehmen; sein Kanzler Axel Oxenstierna mußte ihn ermahnen, keine „konfuse“ Politik zu treiben, derselbe Oxenstierna, der mit seiner melancholischen Ansicht, daß die Welt mit unglaublich geringer Weisheit regiert werde, doch noch keine übermäßig hohen Ansprüche an staatsmännische Begabung stellte. Für Gustav Adolfs Nachruhm war es ein Glück, daß sein früher Tod in der Schlacht bei Lützen (1632) einen wohlthätigen Schleier über seine letzten politischen Ziele breitete, falls er überhaupt welche hatte.

Das gleiche gilt nun freilich auch für Wallenstein, aber doch in dem wesentlich beschränkten Sinne, daß es sich nur fragt, ob er seinem politischen Ziel bis zuletzt treugeblieben ist oder nicht. Dies Ziel war kein abenteuerlicher Einfall, sondern die echt historische Erkenntnis, daß Deutschland nur gerettet werden konnte durch die Herstellung einer modernen Monarchie, wie sie gleichzeitig Richelieu in Frankreich schuf. Phantastisch waren die Pläne Wallensteins nicht an sich, sondern sie wurden es nur dadurch, daß die Vielherrschaft im deutschen Boden schon viel zu tief gewurzelt war, als daß sie noch hätte überwunden werden können. Der größte Kriegsfürst seiner Zeit, „des Heeres Abgott und der Länder Geißel“, war in erster Reihe Politiker und erst in zweiter Reihe Soldat. Er verstand sehr wohl, daß der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln ist, und wo er konnte, zog er die friedlichen den gewaltsamen Mitteln vor. Obgleich er den Tilly und Gustav Adolf als Organisator großer Heeresmassen weit überlegen war, hat er niemals eine Angriffsschlacht geschlagen. Seine halbe Niederlage bei Lützen war tatsächlich eine Probe seiner überlegenen Einsicht. Die schwedische Taktik, deren unumgängliche Voraussetzung die ökonomische Struktur der schwedischen Nation war, konnte er nicht nachahmen; er blieb mit seinem Heere an die spanische Taktik gebunden. Nachdem sich bei Lützen der Ansturm der Schweden an seiner festen Stellung gebrochen hatte, verzichtete er, zum Angriff überzugehen, da ihm auf freiem Felde das Schicksal Tillys bei Breitenfeld drohte; so räumte er am Abend des Schlachttages freiwillig das Schlachtfeld.

Eine neue Taktik läßt sich nicht im Handumdrehen improvisieren, am wenigsten in einem allgemeinen Bankrott des europäischen Kriegswesens, wie ihn der Dreißigjährige Krieg darstellt. Auch in ihm vollzog sich ein Fortschritt der Waffentechnik, indem die Muskete über die Pike siegte; galt im Anfange des Krieges der Pikener noch als das Muster des schweren Infanteristen, so sank er im Laufe des Krieges von dieser angesehenen Stellung herab; übertreibend, aber doch nicht unrichtig schrieb Grimmlshausen, der Verfasser des *Simplizissimus*: „Ein Musketer ist zwar eine wohlgeplagte arme Kreatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikener . . . Ich habe mein Lebtag viele scharfe Okkasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Pikener jemanden umgebracht hätte.“ Doch gewann durch diesen waffentechnischen Fortschritt wesentlich nur das schwedische Heer; sonst wurde er ein Hebel mehr zur Zerstörung

des Condottierewesens, dessen völliger Zusammenbruch das eigentliche Zeichen des Dreißigjährigen Krieges ist.

Ehe es von der geschichtlichen Bühne schied, spielte es noch einmal in allen Farben. Da war jener Graf von Mansfeld, der den Tod, als er ihn auf dem Schlachtfeld mied und im Bett überraschen wollte, stehend erwartete, gestützt auf zwei Waffengefährten, in vollem Waffenschmuck. Da war jener Christian von Braunschweig, der in die Schlacht ritt, am Hute den Handschuh der landflüchtigen Königin von Böhmen, mit dem Feldgeschrei: *Tout pour Dieu et tout pour Elle!* Dieser Wildling, den schon die Zeitgenossen den „tollen Herzog“ nannten, hat es noch im neunzehnten Jahrhundert der größten deutschen Dichterin angetan, der feinen und frommen Annette v. Droste-Hülshoff, die dem bösen und ach! so lieben Buben in einem schönen Gedicht eine milde Fürsprecherin geworden ist.

Reicher noch ist der dichterische Vorbeer, der die finstere Stirn des Friedländers kränzt. Wallenstein war der größte Bandenführer, aber er war auch — neben Richelieu — der größte Politiker seiner Zeit. Man kann heute nicht mehr mit seinem Dichter von ihm sagen, daß sein Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwanke. Ein besseres historisches Recht als Wallenstein hat damals niemand auf deutscher Erde verfochten; es war infamer Landesverrat, als ihn die deutschen Fürsten auf dem Reichstage von Regensburg (1630) stürzten und dadurch die Tore des Reiches dem schwedischen Eroberer öffneten, nur weil sie die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht fürchteten. Als die Schwedennot dann den Kaiser zwang, den Gestürzten wieder zu seinem General zu ernennen, hat Wallenstein versucht, kaiserliche Politik auch ohne den Kaiser und selbst trotz des Kaisers zu treiben. Er mußte damit scheitern, da in Deutschland unmöglich war, was sich in Frankreich nicht nur als möglich, sondern auch als notwendig erwiesen hatte. Ob Wallenstein in dem unausbleiblichen Mißlingen seiner großen Pläne zum gemeinen Bandenführer herabgesunken wäre oder auch schon herabgesunken ist, das allein bleibt ein Rätsel, dessen Lösung der feige Meuchelmord vereitelt hat, den der Kaiser an seinem General beging.

Ohne allen romantischen Flitter und ohne alle politische Einsicht war der kaltchnäuzige Hoch- und Landesverrat, den Bernhard von Weimar als Bandenführer im Dreißigjährigen Kriege trieb. Um sich ein parasitisches Dasein als Duodezdespot zu sichern, verkaufte er seine Söldner bald an die Schweden, um Franken, bald an die Franzosen, um den Elsaß zu gewinnen. Der Betrüger wurde bei Drenstierna wie bei Richelieu zum Betrogenen, und er hat nur die eine Spur in der Geschichte hinterlassen, daß seine Scharen nach seinem Tode von Frankreich gekauft und zum Grundstock des ersten stehenden Heeres wurden.

## Zur Literatur über finanzielle Mobilmachung und Kriegführung.

Von **Gustav Edstein.**

Nächst den eigentlich militärischen stehen hauptsächlich die finanziellen Vorgänge des jetzigen Krieges im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Man weiß, daß die Kosten dieses Krieges ungeheure sind, und ist sich der Wichtigkeit der Frage ihrer raschen Aufbringung bewußt. Neue Geldscheine überschwenmen

den Verkehr, während das Gold aus ihm verschwindet. Kriegsanleihen von nie geahnter Höhe werden aufgenommen. Kriegsdarlehnskassen geben Scheine aus, die als Geld zirkulieren. Man hört von Moratorien und liest von gerichtlicher Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkursverfahrens. Diese ganze verwirrende Fülle neuer Erscheinungen ist für das Wirtschaftsleben und dadurch auch für das Schicksal jedes einzelnen von größter Bedeutung. Man sucht sich daher nach Möglichkeit über sie in der vorhandenen Literatur zu orientieren.

Die meisten der Schriften, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, stehen direkt oder indirekt stark unter dem Einfluß einer Abhandlung, die der Direktor der Bayerischen Notenbank, Moritz v. Stroell, im Jahre 1899 unter dem Titel „Ueber das deutsche Geldwesen im Kriegsfall“ in Schmollers „Jahrbuch für Gesetzgebung“ erscheinen ließ. Hier zeigte der Verfasser, daß ein moderner Krieg ein ganz anderes Bild bieten würde als der letzte große Krieg auf europäischem Boden, der deutsch-französische von 1870/71. Er wies darauf hin, daß ein solcher Krieg unmittelbar zu einer Lahmlegung des ganzen Wirtschaftslebens führen, und wie zugleich das Stoen des Kredits die ungeheuersten Anforderungen an die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes stellen werde. Dazu komme aber noch der Realbedarf des Staates und der direkt beteiligten Kriegsindustrien und Kriegshandelszweige an Zahlungsmitteln. Stroell erwartete von der Ausschüttung des im Juliusturm aufbewahrten Kriegsschatzes in den ersten Tagen der Mobilisierung eine wesentliche Beruhigung der gesamten Volkswirtschaft, im weiteren Verlaufe der Ereignisse werde, besonders wenn der Krieg glücklich geführt werde, ein Rückstrom der von ängstlichen Gemütern in der ersten Panikzeit ausgeschöpften Geldmassen in den Verkehr erfolgen.

Die Befriedigung des gewaltigen Bedarfs an Zahlungsmitteln sollte, abgesehen von der ja nur für kurze Zeit durch den Kriegsschatz bewirkten Erleichterung, die Reichsbank vermitteln, die in Zeiten der Gefahr als Kriegsbank zu wirken habe. Stroell war der Ansicht, die Deutsche Reichsbank werde sich dieser Aufgabe vollauf gewachsen zeigen und berechne, daß sie im Kriegsfall wohl imstande sei, reichlich eine Milliarde Mark an Umlaufmitteln mehr in den Verkehr zu bringen als in Friedenszeiten, womit sie bei günstiger Kriegslage voraussichtlich das Auslangen finden werde, besonders wenn ihr Kriegsdarlehnskassen zur Seite träten, die die Bekehrung von Wertpapieren übernehmen.

Die Einrichtung dieser Kassen selbst ist übrigens keineswegs eine Erfindung v. Stroells. Sie bestanden in Preußen schon in den schweren Zeiten von 1848, 1866 und 1870.

Bei ungünstigem Verlauf des Krieges verlangte Stroell allerdings weitergehende Maßnahmen, vor allem Verleihung des Zwangsurfuges an die Banknoten und Darlehnskassenscheine sowie an eventuelles sonstiges Papiergeld, ferner Aufhebung der Bankpublizität, der periodischen Veröffentlichungen über den Stand der Reichsbank, und des Prinzips der Dritteldeckung, d. h. der gesetzlichen Forderung, daß mindestens ein Drittel der von der Reichsbank ausgegebenen Noten durch kursfähiges deutsches Geld, durch Reichskassenscheine, durch Gold in Barren oder durch ausländische Goldmünzen gedeckt sein müsse. In Zeiten schwerer Kriegsnot könne die Reichsbank ruhig das Vier- bis Fünffache des Betrages der gesetzlichen Deckung ausgeben. Auch die Erlassung eines Moratoriums zog Stroell in diesem Zusammenhang in den Kreis seiner Erwägungen. Um aber die Zirkulation von dem allzu starken Zustrom neuen Geldes zu entlasten, empfahl er die Aufnahme von Anleihen, die jeweils die Banknoten wieder in die Zentralkasse zurückströmen lassen, wo sie zu neuen Zahlungen verwendet werden können.

Obgleich Stroell den prinzipiellen Unterschied in den ökonomischen Rückwirkungen eines modernen europäischen Krieges gegenüber den früheren selbst betonte, lehnte er sich bei seinen Vorschlägen doch notwendigerweise an die einzigen großen Beispiele an, die die Geschichte bot, an die deutschen Kriege von 1866 und

1870, und stützte seine Argumentationen auf die damals gemachten finanziellen Erfahrungen.

Diese Abhandlung Stroells wurde, wie erwähnt, die Grundlage der meisten späteren Behandlungen dieses Gegenstandes. So übernahm Renauld<sup>1</sup> die Vorschläge Stroells vollständig und ohne Kritik, indem er in dem entscheidenden Abschnitt seiner Schrift Stroells Ausführungen in etwas gebrängterer Darstellung wiedergibt. Trotzdem ist diese Schrift auch heute noch als Einführung in das Studium der finanziellen Seite der Kriegführung zu empfehlen, insbesondere wegen der militärtechnischen Ausführungen des Verfassers, eines Oberst a. D., sowie der unmittelbaren Schlüsse, die er aus ihnen für die finanzielle Seite des Krieges zieht. Diese Abschnitte seiner Schrift sind denn auch auf die Nachfolger Renaulds von großem Einfluß geblieben. Auch über die finanzielle Kriegsgeschichte finden sich bei ihm schon viele Ausführungen, die bei den Späteren wiederkehren. Besonders auffallend ist das bei einer Behauptung, der wir bei fast allen Autoren begegnen, die in den letzten Jahren über den Gegenstand geschrieben haben, deren Richtigkeit aber mit vollem Recht bezweifelt werden kann. Ob sie schon vor Renaulds Schrift aufgestellt wurde oder erst von ihm, weiß ich nicht, jedenfalls wirkt sie bei ihm besonders auffällig. Renauld behauptet also auf Seite 52 seines Buches, „daß England von 1688—1857 in seinen großen Kriegen immer zu beiden Mitteln — Steuern und Anleihen —, und zwar in konstantem Verhältnis — Anleihe zwei Drittel, Steuer ein Drittel — gegriffen hat“. Zum Beweise dafür beruft er sich auf eine von Leroy-Beaulieu zusammengestellte Tabelle, die aber gerade zeigt, daß in der Tat die Deckung der Kriegskosten Englands durch Steuern und durch Anleihen annähernd im Verhältnis von 1:2 nur in den Kriegen mit Frankreich 1739—48 und 1756—63 sowie einigermaßen im Krimkrieg erfolgte. In den übrigen zahlreichen Kriegen dieser langen Epoche geschah sie in ganz anderer Weise, und zwar in der Regel mit noch viel stärkerer Heranziehung der Steuererträge. Bei den auch in finanzieller Hinsicht weitaus wichtigsten Kriegen dieser Epoche, den Antijacobinerkriegen von 1793—1815, wurden durch Anleihen 440 Millionen Pfund aufgebracht, durch Steuern aber 391 Millionen, also fast ebensoviel. Rechnet man die Beträge für alle Kriege zusammen, so ergibt sich, daß nur sieben Zwölftel, also kaum mehr als die Hälfte, der Kriegskosten in England durch Anleihen aufgebracht wurden, volle fünf Zwölftel aber durch Steuern. Trotzdem schleppt sich jene irriige Behauptung weiter von einem Buch zum andern. Heinrich Diegel hat übrigens in sehr interessanten Ausführungen<sup>2</sup> gezeigt, wie diese starke Heranziehung der Steuern zur Deckung der Kriegskosten in den eigenartigen ökonomischen, politischen und Steuerverhältnissen Englands begründet ist, und daß es daher nicht angeht, die Forderung zu erheben, daß dieses System auch in anderen Ländern allgemein eingeführt werde. Allerdings wird durch diese berechtigten Einwendungen die ungeheure Gefahr nicht beseitigt, die darin liegt, daß durch die Anleihen die ganze Zukunft eines Volkes, sein künftiges wirtschaftliches Leben mit den furchtbarsten Lasten belegt wird, ohne daß sich die Zeitgenossen in der Regel dessen sogleich voll bewußt werden.

Selbstverständlich sind die tatsächlichen Voraussetzungen, von denen Renauld vor 14 Jahren bei Abfassung seiner Schrift ausging, heute zum Teil überholt, ist seine Schrift schon aus diesem Grunde teilweise veraltet. Aber sie weist auch Irrtümer in den Grundauffassungen selbst auf, und diese sind um so wichtiger, als sie fast für diesen ganzen Literaturzweig typisch geworden sind. So sagt Renauld zusammenfassend (Seite 109):

<sup>1</sup> Dr. Joseph Ritter von Renauld, Edler von Kellenbach, Die finanzielle Mobilmachung der deutschen Wehrkraft. Leipzig 1901. Duncker und Humblot. 112 S.

<sup>2</sup> Heinrich Diegel, Kriegssteuer oder Kriegsanleihe? Tübingen 1912. J. C. B. Mohr. 65 S.

„Nicht die Zahl der Millionen von Streitern ist — wie so viele glauben — in einem künftigen Krieg für die Machtstellung eines Staates entscheidend, sondern — neben der qualitativen Stärke — in erster Linie seine finanzielle Leistungsfähigkeit. Das gesetzlich mögliche Aufgebot an Menschen bildet nur das Reservoir für die Machtentfaltung, das quantitative Maß derselben ist aber lediglich eine Geldfrage.“

Wie irrig diese Ueberschätzung der rein finanziellen Seite des Krieges, der „Geldfrage“, ist, lehrt gerade der jetzige Krieg mit furchtbarer Deutlichkeit. Wie stark sich die Erkenntnis dieses bisher so oft begangenen Fehlers jetzt vielfach durchsetzt, dafür sind z. B. die allerdings etwas übertreibenden Ausführungen kennzeichnend, die „Der Oesterreichische Volkswirt“ vom 10. Oktober 1914 enthielt:

„Die Weisheit eines Montecuculi ist längst überholt. Man kann heutzutage geradezu im Gegensatz zu dieser sagen, daß das, was heute zum Kriegführen am wenigsten fehlt, Geld ist, denn das stampft jeder Staat in unserer ausgebreiteten Kreditwirtschaft aus dem Boden. . . . Viel richtiger ist es, zu sagen, daß der Krieg, abgesehen von den Soldaten und ihren Führern, mit Gütern, mit Produkten wirtschaftlicher Arbeit geführt wird und daß die Menge der verfügbaren Güter in einem Lande für den Ausgang des Krieges mitbestimmend ist. Aber Geld, silberne Kugeln, entscheiden diesen Krieg nicht.“

Die üblen Folgen dieses „Aus-dem-Boden-Stampfens“ würden sich, meint der Verfasser, erst nach Beendigung des Krieges zeigen. Das ist aber keineswegs in allen Fällen richtig. Wenn es z. B. nicht mehr gelingt, das die Zirkulation belastende Papiergeld durch Anleihen zurückzusaugen, dann ist der Erfolg weiterer Papiergeldausgabe eine Entwertung der Valuta, die ihre bösen Folgen auch schon während des Krieges zur Geltung bringt.

Immerhin vergißt auch Renauld nicht ganz, daß die Finanzkraft eines Landes von seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit abhängt, und so betrachtet er wenigstens als „zweiten Weg“ zur Steigerung der Finanzkraft Deutschlands neben der Gewinnung von Auslandsstaaten zu einem „finanziellen Bündnis“ „die allgemeine Hebung des Volkswohlstandes“.

Ist schon diese Zusammenstellung der beiden Wege kennzeichnend für die flache Anschauungsweise des Autors, so noch mehr die Auffassung, die er von den Mitteln zur Förderung dieses Volkswohlstandes hat. Er erklärt nämlich, „daß das Kultur- und besonders das Wirtschaftsleben von zwei Momenten beherrscht wird: 1. der politischen und wirtschaftlichen Machtstellung durch Zusammenfassen der Kräfte des Landes durch eine Zentralverwaltung, 2. dem Welthandel“.

Da haben wir die Anschauungsweise des vulgärsten Imperialismus, der sich und andern einzureden sucht, daß man mit Kanonen den Weltmarkt erobern und verteidigen kann, und daß die wirtschaftliche Kraft eines Landes lediglich in der Beteiligung am Welthandel, in der Höhe des Exportes vor allem, ihren Ausdruck und ihr Maß finde; jene Auffassung, die den inneren Markt überhaupt vergißt und die ökonomische Eroberung fremder Märkte durch Industrie und Handel gleich setzt mit dem imperialistischen Streben nach Geltendmachung politischer Machtmittel für die Interessen und Zwecke des Finanzkapitals.

Ähnlich wie vor Jahren die von Marg mit verdienter Verachtung behandelten „Freihandelschauferburschen“ die bürgerliche ökonomische Wissenschaft zu monopolisieren trachteten, so heute jene imperialistische Schule, die besonders auch der Literatur über das Finanzwesen des Krieges ihren Stempel aufgedrückt hat.

Wie dieser Geist des rücksichtslosen Imperialismus in steigendem Maß auf das Denken des Bürgertums Einfluß gewonnen hat, dafür ist folgendes bezeichnend: Der Offizier Renauld glaubte vor 14 Jahren noch vor den furchtbaren Wirkungen

eines modernen Krieges auf die Volkswirtschaft warnen zu müssen. Nachdem er die Kriegskosten des Deutschen Reiches in einem Jahre auf 22 Milliarden Mark berechnet und deren Verzinsung somit auf jährlich 1100 Millionen Mark, meint er, es sei zweifellos, daß Deutschland, auch bei Anspannung aller seiner Finanzquellen, nicht einmal die Hälfte dieser Summen zu erschwingen vermag. (Seite 107.)

Die Finanzleute und Professoren, die später Untersuchungen über diese Fragen angestellt haben, werden von solchen Skrupeln nicht geplagt. Sie fragen nicht, ob und wie die deutsche Volkswirtschaft instande sein werde, die wahnsinnigen Kosten eines modernen Krieges aufzubringen, und welche Rückwirkungen der Krieg auf sie ausüben wird, sondern lediglich, in welcher Weise finanztechnisch die Geldmittel zur Mobilmachung und zur Fortführung des Krieges flüssig zu machen sind.

Unter diesen Autoren steht in erster Reihe der bekannte Bankfachmann Rießer, dessen Buch über finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegsführung<sup>3</sup> sicherlich auch auf die Maßnahmen Einfluß geübt hat, die bei Beginn des jetzigen Krieges eingeleitet wurden. In seinen Grundauffassungen lehnt sich Rießer ganz an Stroell und Renauld an, hat aber deren Gedanken besonders in der zweiten Auflage seines Buches weiter ausgebaut und die Darstellung durch neueres und wertvolles Material ergänzt und erweitert.

Vor allem werden die finanziellen Verhältnisse und Einrichtungen des Deutschen Reiches eingehend behandelt und daraufhin untersucht, wie weit sie den finanziellen Anforderungen eines Krieges gewachsen wären. Diese Erfordernisse selbst sucht auch Rießer aus einem Vergleich mit früheren Kriegen zu ermitteln und bespricht deshalb die Finanzen im deutsch-französischen, im Burenkrieg, im Krieg zwischen Rußland und Japan, die französischen Ausgaben für Marokko und die Kosten der italienischen Expedition nach Tripolis.<sup>4</sup>

Rießer bietet aber nicht nur wertvolle Zusammenstellungen statistischer Daten, sondern er zeigt zugleich, wie leicht diese Angaben in irriger und irreführender Weise gebraucht werden können, und warnt sehr zutreffend vor voreiligen Schlussfolgerungen aus solchen Gegenüberstellungen wie Daten über Staatsschulden, Rüstungsaufwendungen, Steuerbelastung, Kurse von Rententiteln usw. aus verschiedenen Ländern oder Zeiten, eine Warnung, die auch bei der Lektüre des Renauldschen Buches sehr zu beherzigen ist. Diese Mahnungen zur Vorsicht sind aber gerade heute von besonderem Wert, wo die Leidenschaftlichkeit der Beweisführung nur zu leicht dazu verführt, aus oberflächlichen Vergleichen Folgerungen zu ziehen und als bewiesen hinzustellen, die dem Autor gerade in den Kram passen.

<sup>3</sup> Dr. J. Rießer, *Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegsführung*. Zweite stark vermehrte und völlig neu bearbeitete Auflage. Jena 1913. Gustav Fischer. 213 Seiten. Preis 5 Mark.

<sup>4</sup> Gute Uebersichten über die Geschichte der Finanzen in den früheren Kriegen bieten Hauptmann Ludwigs Abhandlung „Kriegsführung und Geld“ im IV. Jahrgang der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde (1907) sowie der historische Teil in Reinhold Wagners „Grundlagen der Kriegstheorie“ (Berlin 1912). Ueber die sehr interessanten finanziellen Vorgänge im russisch-japanischen Krieg unterrichtet ausführlich Karl Helfferich, „Das Geld im russisch-japanischen Kriege“ (Berlin 1906). Verdienstvoll an diesem Buche ist besonders, daß der Autor die Finanzen der kriegführenden Staaten nicht völlig losgelöst von ihrer Wirtschaft betrachtet, wenn er auch über die inneren Zusammenhänge dieser Erscheinungen keine tieferen Untersuchungen anstellt. Sehr interessant ist die Darstellung der Rückwirkungen des Krieges auf den Geldmarkt und die wirtschaftlichen Verhältnisse Europas. Die weiteren ökonomischen Wirkungen des Krieges auf die beteiligten Länder selbst konnte Helfferich im Jahre 1906 noch nicht überblicken.

Eine kleine Schrift von Hartung<sup>6</sup> ist dafür ein sprechender Beweis. Man sieht ihr sofort an, daß sie erst nach Ausbruch des jetzigen Krieges verfaßt wurde. Denn obgleich Herr Hartung einige Male den Versuch macht, auch den Gegnern des Deutschen Reiches gerecht zu werden, und obwohl er selbst erklärt, daß zu einem erfolgreichen Kampfe die richtige Einschätzung der Kräfte des Gegners gehöre, ist bei ihm selbst von objektiver Beurteilung der Dinge nicht viel zu merken. Besonders kraß tritt das hervor, wenn man seine Darstellung der Verhältnisse in England mit der entsprechenden für Oesterreich vergleicht. Viel objektiver und nüchterner werden die heutigen finanziellen Vorgänge in diesen Ländern z. B. im „Bank-Archiv“ und in Conrads „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ geschildert.<sup>6</sup>

Tatsächlich hat die Bank von England in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch schwere Mängel gezeigt, bis die Bankakte, wonach die Bank nur etwa 17 Millionen Pfund Sterling metallisch ungedeckte Banknoten in Verkehr bringen darf, zwar nicht in aller Form, aber doch in der Praxis außer Wirksamkeit gesetzt war, indem dem Staat das Recht verliehen wurde, ungedecktes Papiergeld auszugeben. Aber die Suspendierung der Bankakte ist ein Vorgang, der sich noch bei jeder schweren Krise des englischen Geldmarktes wiederholt hat. Mit vollem Recht kann man deshalb schwere Vorwürfe gegen die englische Bankgesetzgebung erheben, aber gegen die finanzielle Kraft des Britenreichs lassen sich aus diesem Tatbestand keine Folgerungen ableiten. Es kommt dabei noch in Betracht, daß nach Hartungs Darstellung England in finanzieller Hinsicht überhaupt ungleich schlechter auf den Kriegsausbruch vorbereitet war als Deutschland. Hartung führt diese Tatsache darauf zurück, daß „die leitenden Staatsmänner in echt britischer Selbstzuversicht sich darauf verlassen hatten, daß ihr country auch ohne besondere Vorbereitung imstande sein werde, den Anforderungen des „wirtschaftlichen Krieges“ glatt gerecht zu werden“. Die Maßregeln, zu denen sich Bankverwaltung und Regierung in England durch die verfehlte Bankgesetzgebung genötigt sahen, bezeichnet Hartung als „unwürdig“, „ungeheuerlich“, „eine maßlose Abwehr mit erlaubten und unerlaubten Mitteln“.

Was an allen diesen Betrachtungen am meisten auffällt, ist, daß hier wie auch sonst meist in der einschlägigen Literatur die Staatsfinanzen ganz schematisch und vollständig losgelöst von den volkswirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Länder betrachtet werden. Nach Hartung ist für die Finanzkraft eines Landes vor allem der Goldbestand seiner Zentralbank maßgebend, und ohne weiteres werden da die Verhältnisse von kapitalistisch hochentwickelten Ländern wie Frankreich oder England mit ihrem ausgebildeten Kreditverkehr mit denen Rußlands auf eine Stufe gestellt, obgleich dieser Staat z. B. die vierfache Bevölkerungszahl aufzuweisen hat, und überall wird in gleicher Weise der Maßstab der Drittbedeckung angelegt.

Dieser Maßstab ist ja überhaupt zu einer Art absoluten Dogmas geworden. Rießer und Biermer<sup>7</sup> betrachten ihn ebenso als eine Selbstverständlichkeit wie

<sup>6</sup> Hugo Hartung, Die finanzielle Rüstung der kriegsführenden Staaten. Berlin 1914. F. Fontane u. Co. 30 Seiten. Preis 50 Pfennig.

<sup>6</sup> Vgl. Edgar Jaffé, „Die Bank von England und der Krieg“, E. v. Philippovich, „Allgemeine Lage der Finanzen und Volkswirtschaft in Oesterreich-Ungarn“ und Franz Klein, „Die wirtschaftlichen und finanziellen staatlichen Kriegsmassregeln in Oesterreich“, sämtlich in den Oktober-Nummern des „Bank-Archiv“, ferner „Der internationale Geldmarkt und die Entwicklung in den wichtigeren Ländern während des Monats August“ im Oktoberheft der „Jahrbücher“.

<sup>7</sup> Geh. Hofrat Professor Dr. Biermer-Gießen, Die finanzielle Mobilmachung. Zweite, aus dem Nachlaß herausgegebene und ver-

Hartung, und auch in anderen einschlägigen Schriften sowie in der Tagespresse wird er zumeist als Grundlage der Bewertung ohne weitere Kritik hingenommen. Es werden hier ganz verschiedene Probleme kritiklos zusammengeworfen. Die Frage, welche Menge von Umlauf- und Zahlungsmitteln für eine Volkswirtschaft in einem gegebenen Augenblick und unter bestimmten Verhältnissen notwendig ist, d. h. also auch, welche Papiergeldmenge vom Verkehr aufgenommen werden kann, ohne daß eine Entwertung eintritt, hat mit dem Vorrat an Hartgeld, das in den Kellern der Bank liegt, gar nichts zu tun. Der beste Beweis wird gerade jetzt in verschiedenen Ländern experimentell erbracht, wo das Papiergeld kein Disagio erleidet, obgleich die Einlösbarkeit der Noten aufgehoben ist. Noch deutlicher vielleicht spricht die Tatsache, daß die Bank von Frankreich im November 1873 für 3 Milliarden Franken Noten im Umlauf hatte, ihr Metallschatz aber nur 700 Millionen betrug. Trotzdem hatten die Noten kein Disagio. Eine ganz andere Frage, und zwar lediglich eine der Banktechnik, ist die, welche Menge von Hartgeld notwendig ist, um in normalen Zeiten einer Geldpanik gewachsen zu sein. Für diesen Zweck haben sich nun in verschiedenen Zeiten und Ländern gewisse Faustregeln der Erfahrung herausgebildet. In Deutschland die, daß es genügt, wenn ein Drittel der Noten metallisch gedeckt ist. Das ist aber selbstverständlich eine ganz rohe Annahme; denn die Kraft einer Panik läßt sich nicht vorherbestimmen, und diese Verhältnisse ändern sich mit der Zeit sehr wesentlich. Ueberdies gilt diese Regel nur für Friedenszeiten und solange der Wert der Noten unverfehrt ist. Denn sinkt deren Kurs nicht nur infolge einer augenblicklichen Panik, sondern infolge einer Ueberfüllung der Zirkulation mit Papier, dann fließt das Gold der Bank sofort ins Ausland ab, wenn nicht die Barzahlungen alsbald eingestellt werden; denn stets treibt das schlechte Geld das gute aus dem Lande. Bei einer schweren Niederlage wäre aber die Panik so groß, daß eine Dritteldeckung alsbald sich als viel zu gering erweisen würde. Solchen Anforderungen wäre kein Goldschatz gewachsen. Auch hier müßten sofort die Barzahlungen eingestellt werden.

Mit der Zeit hat aber das Lösungswort dieser Dritteldeckung in Deutschland geradezu suggestive Macht erlangt, so daß es jetzt auch auf Verhältnisse und zur Lösung von Fragen angewendet wird, für die es durchaus nicht paßt, so z. B. auf die des jetzigen Weltkrieges. Es wird dabei ganz übersehen, daß die Kategorien und Begriffe des gewöhnlichen kapitalistischen Lebens nur mit größter Vorsicht auf einen Zustand angewendet werden dürfen, dessen grundlegende Voraussetzungen von den normal-kapitalistischen fast vollständig abweichen. Das kapitalistische Preisgesetz gilt für Waren, die beliebig vermehrbar sind, und hat die freie Konkurrenz nicht nur im einzelnen Lande, sondern auch auf dem Weltmarkt zur Voraussetzung. Von alledem ist heute praktisch nicht mehr die Rede. Siehe heute irgendein Staat die kapitalistische Volkswirtschaft nach ihren eigenen Gesetzen frei fortwirken, griffe er nicht selbst regelnd in die Produktion, den Verkehr und die Verteilung ein, die unmittelbare Folge wären Hungersnot sowohl bei der Armee als im Volke, vollständige Anarchie und Ziellosigkeit der Produktion, die sich in den neuen Verhältnissen nicht mehr nach ihrem normalen Kompaß, den Preisen, orientieren kann, ungeheuere Arbeitslosigkeit, Versagen der Verkehrsmittel, kurz: vollständige Auflösung des wirtschaftlichen und staatlichen Verbandes.

Tatsächlich hat sich denn auch keine einzige Regierung auf die so hochgepriesenen Gesetze der freien Konkurrenz und des ungehinderten Strebens nach möglichst hohem Gewinn verlassen, durch die, wie z. B. Prof. Viefmann erst kürzlich wieder behauptete, die denkbar vollkommenste Bedarfsbefriedigung erzielt werden soll. Das freihändlerische England hat sich ebenso wie das kleinbürgerlich-individualistische Frankreich zu „staatssozialistischen“ Eingriffen in den Produktions- und Verteilungsprozeß entschließen müssen. Daß aber dadurch auch die Grundlagen des

mehrte Auflage, von Prof. Dr. Robert Viefmann bearbeitet. Gießen 1913. Emil Roth. 55 S. Preis 1,50 Mk.

ganzen Zirkulations- und Kreditwesens eine vollständige Aenderung erfahren, das kommt vielen Beobachtern noch recht wenig zum Bewußtsein.

Aus dieser Situation ergeben sich besondere Gefahren für den Augenblick, wo wieder „normale“ Zustände eintreten, d. h. wo die kapitalistische Produktionsweise wieder beginnt, die Versorgung des Marktes nach ihren eigenen Befehlen zu übernehmen. Dann wird sie vor ungeahnten Schwierigkeiten stehen, und wir dürfen mit Spannung, aber auch mit einem gewissen Grauen den Folgen entgegensehen, die diese Rückkehr in die Bahnen des Kapitalismus nach sich ziehen wird. Allerdings war ja der Hochkapitalismus vor dem Kriege auch schon etwas ganz anderes als das System der freien Konkurrenz, und insbesondere war die organisierte Macht der Banken, an ihrer Spitze die Reichsbank, immer mehr zu einer wirtschaftlichen Zentralinstanz geworden, und es ist anzunehmen, daß nach Friedensschluß diese Mächte noch energischere Versuche machen werden, die entfesselten Kräfte der kapitalistischen Produktion auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe zu meistern und einzudämmen.

Der Behandlung dieses so höchst wichtigen und interessanten Gegenstandes hat Plenge ein umfangreiches Buch gewidmet.<sup>8</sup> Er knüpft an die im Frühjahr 1912 von der Leitung der Reichsbank vorgeschlagenen Reformen an, die den Zweck verfolgten, die Wiederkehr von Finanzkrisen zu verhindern, wie die Marokkoaffäre sie über den deutschen Geldmarkt gebracht hatte, und die deutschen Banken für den Fall schwerer Krisen, besonders für den Kriegsfall, vorzubereiten, Vorschläge, die die Fragen der finanziellen Kriegsbereitschaft erst mit vollem Nachdruck auf die Tagesordnung setzten und der Finanzwelt den Ernst der Situation zum Bewußtsein brachten.

In diesen Reformen erblickte Plenge den Uebergang zu einem grundsätzlich neuen System der Marktbeeinflussung durch die Zentralbank, und in der Einleitung zu seinem Buche legt er auch in sehr interessanten Ausführungen die prinzipiellen Unterschiede zwischen der älteren Methode der Marktregulierung dar, die bloß durch Erhöhung oder Herabsetzung des Diskontsatzes vor sich ging, und der neuen Methode der individualisierenden Beeinflussung der großen Wirtschaftssubjekte. Die Erwartungen auf den Inhalt des Buches werden dadurch ziemlich hoch geschraubt. Um so größer ist dann die Enttäuschung. Denn von den möglichen und voraussetzlichen Wirkungen dieser neuen Politik, von dem Kräfteverhältnis zwischen Reichsbank und den Großbanken, von ihrem Einfluß auf Industrie und Handel, von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Regulierung des gesellschaftlichen Produktions- und Verteilungsprozesses durch die Banken und von den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgen dieser Regelung oder der Versuche, sie zu verwirklichen; von all dem ist in den langatmigen Auseinandersetzungen kaum mehr die Rede, sondern es werden fast ausschließlich die Maßregeln untersucht, die der Reichsbank eine größere Liquidität verbürgen, ihren Goldschatz erhöhen sollen, und der sehr langen Rede recht kurzer Sinn ist der, daß die Girogelder der Reichsbank erhöht (S. 112) und vor allem kleine Banknoten ausgegeben werden sollen (S. 143). Bei allen diesen Untersuchungen, die sich fast ganz auf banktechnischem Gebiet bewegen, läßt Plenge fast jedes tiefere Eingehen auf die Fragen des Zusammenhanges zwischen Wirtschaft und Finanzen vermissen. Wie oberflächlich er dabei vorgeht, zeigt sich z. B., wenn er (S. 135) behauptet, Gold könne vom Ausland nur durch Anleihen oder durch „dauernde Kapitalübertragung in das Ausland“ gewonnen werden. Es scheint, daß Plenge Warenausfuhr und Kapitalexport in einen Topf wirft, abgesehen davon, daß die Zahlungsbilanz auch noch durch andere Faktoren beeinflusst wird. Ebenso spricht es nicht gerade für tiefes Eindringen in die Probleme des fiktiven Kapitals, wenn Plenge (S. 177) den Gewinn bei Börsenspekulationen als eine Rückverwand-

<sup>8</sup> Dr. Johann Plenge, Von der Diskontpolitik zur Herrschaft über den Geldmarkt. Berlin 1913. Julius Springer. XXVI und 431 S.

lung von Kapital in Einkommen bezeichnet, wodurch eine „Verminderung der schon zurückgelegten nationalen Ersparnis“ bewirkt wird.

Vor allem aber erhebt sich auch Plenge nur recht wenig über das Niveau jener Finanzschriftsteller, die an die Dritteldeckung wie an einen Fetisch glauben. Allerdings spricht er sich selbst (S. 81) gegen das starre Festhalten an der Regel der Dritteldeckung aus; aber sein ganzes Buch wird von dem Gedanken getragen, daß für die Diskontpolitik der Reichsbank und für ihre Notenausgabe in erster Linie nicht die Bedürfnisse der Volkswirtschaft maßgebend sein sollen, sondern das Festhalten an einem bestimmten Verhältnis zwischen Notenausgabe und Bardeckung. Ja, er macht es der Reichsbankleitung gerade zum schweren Vorwurf (S. 82), daß sie sich nicht streng genug an diese Forderung binde.

Wo aber Plenge die finanziellen Verhältnisse im Kriegsfall bespricht, dort bekennet er sich plötzlich zu anderen Auffassungen, ohne daß auch nur versucht wird, diese mit dem Hauptinhalt seines Buches in Einklang zu bringen. So erklärt er (S. 322), im Kriegsfall brauche man sich nicht so ängstlich an die Dritteldeckung zu halten, da könne nicht nur der dreifache, sondern auch der sechsfache, ja der neunfache Betrag der Metalldeckung an Noten ausgegeben werden, „ohne daß das Vertrauen in die Zentralbank erschüttert wird“. Warum soll das dann aber im Frieden nicht möglich sein, wo doch dieses Vertrauen in die Zentralbank sicherlich weniger gefährdet ist als in Kriegszeiten? Plenge beantwortet diese Frage, ohne sie eigentlich klar zu stellen, folgendermaßen (S. 319):

„Aber in der Tat ist es möglich, daß diese so riesenhaft vermehrten Umlaufmittel ihren Wert behaupten. Es werden ja nicht neue Kaufmittel in die Volkswirtschaft hineingepreßt, denen keinerlei Angebot entspricht, sondern Geld wird verlangt als Kassennittel, weil größere Sicherheitsreserven gehalten werden sollen, und als Zahlungsmittel, weil durch den Fortfall privater Geldsurrogate Lücken im Zahlungsmechanismus entstanden sind, die durch zuschüssiges Zählgeld ausgefüllt werden müssen.“

Doch warum soll diese ganze Argumentation, die zwar nicht vollständig ist, aber doch den Kern der Frage berührt, nur im Kriegsfall Geltung haben und nicht auch im Frieden?

In Einzelfragen, besonders in der Bemessung des voraussichtlichen Geldbedarfs bei Ausbruch eines Krieges, übt Plenge an den Ausführungen Stroells und besonders Rießers eine recht scharfe, aber zum großen Teil berechtigte Kritik. Doch war der Wert all dieser Berechnungen schon zur Zeit ihrer Aufstellung ein recht bescheidener; heute hat sich die Unzulänglichkeit ihrer Voraussetzungen längst herausgestellt. In seinen Grundanschauungen steht aber Plenge doch auf dem gleichen Standpunkt wie die bisher besprochenen Autoren.

In einem grundsätzlichen Widerspruch zu ihnen steht Otto Neurath, der im Jahre 1910 eine trotz einiger Unklarheiten und eines gewissen Mangels an Uebersichtlichkeit doch sehr interessante und lesenswerte Abhandlung über Kriegsökonomie erscheinen ließ.<sup>9</sup>

Hier sowie in verschiedenen seither erschienenen Zeitschriftenartikeln betont Neurath mit Nachdruck, daß die Kriegsfinanzen erst zu verstehen sind auf Grund des Studiums der Kriegsökonomie, die sich in vielen sehr wichtigen Punkten von der Wirtschaft des Kapitalismus prinzipiell unterscheidet, vor allem darin, daß hier vorübergehend wieder die Deckung des Bedarfs zum Leitstern der Wirtschaft wird, statt der Erzielung eines Gewinnes.

„Der Kriegsfall“, heißt es bei Neurath (S. 53), „zwingt die Gesamtheit in stärkerem Maße als sonst, die zur Verfügung stehende Gütermenge im Gegensatz zur vorhandenen Geldmenge ins Auge zu fassen. Im Kriegsfall wird es weit

<sup>9</sup> Otto Neurath, Die Kriegswirtschaft. Im V. Jahresbericht der Neuen Wiener Handelsakademie. Wien 1910. Verlag der Akademie. S. 5—54.

offenbarer als im Frieden, daß die Ueberlegenheit an Waffen, Munition, Verpflegung, Transportmitteln entscheidend ist; womit nicht geleugnet werden soll, daß die finanzielle Ueberlegenheit militärische Niederlagen zuweilen kompensieren kann. Das Geld erscheint deutlicher nur als eines der vielen Mittel, um die Güterbeschaffung zu ermöglichen. Der Staat pflegt in Zeiten der Not dies Werkzeug mit mehr Energie als sonst zu formen und zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Erweist es sich als unbrauchbar, so scheut er nicht vor Umwandlungen der Wirtschaftsordnung zurück. Namentlich bleibt ihm eine letzte Möglichkeit bei vorhandenen produktiven Kräften, aber ungenügenden Geldverhältnissen — die *Naturalwirtschaft*."

In der Praxis fallen diese beiden Systeme, das der Wirtschaftsführung aus Profitinteressen und das der Naturalwirtschaft, im Kriegsfall nicht so scharf auseinander, sie durchdringen sich vielmehr. Das Verständnis dieser Dinge wird dadurch erschwert, daß sich die finanziellen Maßnahmen der Regierungen notwendigerweise auch in diesem Falle in die Formen des kapitalistischen Bankverkehrs kleiden, zum Teil aber dabei neuen Inhalt angenommen haben. Auf die sehr interessanten Probleme, die sich daraus ergeben, kann im Rahmen einer Buchbesprechung nicht eingegangen werden. Aber der Hinweis auf die Tatsache ist auch hier wichtig, weil erst auf dieser Grundlage der richtige Standpunkt zur Beurteilung der Frage gewonnen werden kann, wie weit die besonders von Rießer in seinem Buche in Vorschlag gebrachten finanziellen Maßnahmen in die Praxis umgesetzt worden sind und sich in ihr bewährt haben. Bezeichnend für die Umwertung finanzieller Tatsachen im jetzigen Kriege gegenüber dem angenommenen Kriegszustand, von dessen Betrachtung die Theoretiker bisher ausgingen, ist es ja schon, daß sowohl Rießer (S. 90, 200) als Biermer (S. 12) sowie auch Plenge (S. 300) den Besitz ausländischer Werte als großen Vorteil im Kriegsfall ansehen, während Hartung wohl mit Recht die Vermutung ausspricht (S. 12), daß die englischen Kapitalisten an ihren ausländischen Werten ungeheuere Verluste erleiden würden. In diesem Punkte sieht die Situation natürlich ganz anders aus, wenn nur zwei Staaten miteinander im Kampfe stehen und die Kapitalisten in jedem von ihnen Wertpapiere unbeteiligter neutraler Staaten besitzen, die durch den Krieg wenig leiden, als wenn, wie jetzt, die ganze Welt in Flammen steht. Auch in einem anderen wichtigen Punkt ist eine schwerwiegende Veränderung eingetreten: Nach 1871 konnte Frankreich die ungeheuere Kriegsentzückung verhältnismäßig leicht aufbringen, weil seine Kapitalisten im Besitz bedeutender englischer Werte waren, die nun an Deutschland übertragen wurden. Heute würde eine Niederlage des Dreiverbandes zugleich Frankreich und das Land treffen, dessen Anleihen einen großen Teil des französischen Reichthums bilden: Rußland. Mit berechtigter Sorge sieht deshalb Hartung der Möglichkeit entgegen, daß ein russischer Staatsbankrott Frankreichs Bourgeoisie den Verlust einer Jahreseinnahme von 450 Millionen Frank eintragen würde, und wirft die Frage auf, an wen sich Deutschland nach einem Siege wegen Ersatz seiner Kriegskosten wenden können.

So wichtig auch die Tatsachen sind, die in den hier angezeigten Schriften mitgeteilt werden, und so anregend auch viele der von den verschiedenen Autoren aufgestellten Behauptungen und Ansichten sind, die Benützung dieser Bücher wird nur dann erfpriehlich sein, wenn man nicht nur die von Rießer gegebenen Warnungen bei Benützung des statistischen Materials im Auge behält, sondern auch stets bedenkt, daß die Finanzen eines Landes in Abhängigkeit stehen von seiner Volkswirtschaft, daß diese sich aber im jetzigen Weltkrieg nicht nur in Einzelheiten, sondern in ihrer Wesenheit unterscheidet sowohl vom Zustand des Friedens, als auch von jenen Verhältnissen, die Siroell und Renault, Rießer, Biermer und Plenge bei Abfassung ihrer Schriften als die mutmaßlichen Zustände eines künftigen Krieges im Auge hatten.

## Literarische Rundschau.

Dr. Karl Helfferich, *Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913*. Vierte Auflage. Berlin 1914. Georg Stilke. 144 S. Preis 1 Mk.

Der nun zum Schatzsekretär ernannte bisherige Direktor der Deutschen Bank entwirft in den ersten beiden Abschnitten dieser frisch und populär geschriebenen Broschüre ein anschauliches und klares Bild des großartigen Aufschwunges, den die deutsche Volkswirtschaft in den letzten 25 Jahren genommen hat, eines Aufschwunges, der, wie Helfferich S. 6 feststellt, erst in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte und nicht, wie ein Passus auf S. 126 anzudeuten scheint, schon mit dem Sieg über Frankreich im Jahre 1870/71.

Diese Darstellung enthält eine Fülle gut und übersichtlich zusammengestellter statistischer Daten, die allerdings immerhin mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sind. So heißt es z. B. S. 56: „Durchweg schlägt Deutschland alle anderen Ackerbauländer hinsichtlich des Ertrages pro Hektar, und zwar zumeist mit sehr beträchtlichem Vorsprung.“ Zum Beweise dieser Behauptung werden lediglich die Zahlen für 8 Länder aus je einem Jahre angeführt, und zwar offenbar auf Grund der „Internationalen Uebersichten“ des „Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich“, Jahrg. 1914, S. 21. Nun ist es unstatthaft, derartigen Vergleichen nur ein einziges Jahr zugrunde zu legen, während gerade die Ernteerträge großen Schwankungen von Jahr zu Jahr ausgesetzt sind; weiter ist es nicht angängig, zu diesem Vergleich nicht einmal daselbe Jahr für alle Länder heranzuziehen (z. B. für Deutschland 1913, für Rußland, Frankreich usw. das Jahr 1912). Aber die von Helfferich gezogene Schlussfolgerung ergibt sich nicht einmal aus der von ihm benutzten Tabelle des Jahrbuchs. Denn bei ihrer Durchsicht findet man, daß der Hektarertrag an Weizen für Deutschland 23,6 Doppelzentner beträgt, für Belgien aber 26, für Irland 25,6 Doppelzentner. Ebenso ist der Roggenerttrag in Belgien mit 20,6 Doppelzentner höher als in Deutschland mit nur 19,1 Doppelzentner. Noch schlimmer steht es bei der Gerste. Hier sind die Zahlen: für Deutschland 22,2, für Belgien aber 27,1, für Irland 24,9. An Kartoffeln produzierte Deutschland pro Hektar 158,6 Doppelzentner, Belgien aber 211, Irland 161,2, England und Wales 164,4, die Niederlande 174,4 Doppelzentner usw. Dabei fehlen die Angaben für das auf dem Gebiet der Landwirtschaft so hoch entwickelte Dänemark in dieser Tabelle überhaupt.

Immerhin bietet aber die Darstellung Helfferichs in diesen ersten beiden Abschnitten ein recht brauchbares Hilfsmittel rascher Orientierung. Anders steht es dort, wo der Verfasser allgemeine Schlüsse zieht. Im dritten Abschnitt seiner Schrift behandelt er „Volkseinkommen und Volksvermögen“. Die Versuche, auf Grund der Angaben über Steuerveranlagung, über Feuerversicherung usw. zu Schätzungen des Vermögens und Einkommens eines ganzen Volkes zu gelangen, sind hinlänglich bekannt, und die Vergeblichkeit dieser Bemühungen, die Wertlosigkeit ihrer Ergebnisse sind schon oft nachgewiesen worden. Von wie schiefen und falschen Voraussetzungen Helfferich dabei ausgeht, sei nur an einem Beispiel dargestellt. S. 117 schreibt er: „Der Zuwachs des Volksvermögens tritt unmittelbar in Erscheinung in den Ziffern der Emission von neuen Wertpapieren, in der Statistik der Bankdepositen, in der Entwicklung der Einlagen bei Sparkassen und Genossenschaften.“ Auch abgesehen davon, daß alle diese Angaben den Zuwachs des Volksvermögens keinesfalls erschöpfen, was Helfferich selbst zugeben muß, ist die Behauptung von Anfang bis Ende falsch. Helfferich selbst räumt ein, daß „unter den Neu-Emissionen zahlreiche Werte enthalten sind, die durch die Umwandlung bestehender Privatunternehmungen in Aktiengesellschaften lediglich die Form von Effekten angenommen haben“. Er meint aber, dem stehe die Kapitalanlage in Effekten an ausländischen Plätzen und in nicht börsemäßigen Wertpapieren gegenüber, und ohne eine Spur von Beweis behauptet er, diese Posten dürften sich ausgleichen. Tatsächlich beweisen diese Anlagen im Auslande und in nicht börsemäßigen

Effekten nur nochmals die Wertlosigkeit dieser ganzen Statistik für die Zwecke des Verfassers. Nicht besser steht es mit den Bantdepositen. Wenn das fixe Kapital eines Unternehmens nach Verlauf mehrerer Jahre erneuert werden muß, müssen aus den laufenden Einnahmen während dieser Jahre Rücklagen gemacht werden, die nicht sofort in diesem Unternehmen neu investiert werden können und dürfen. Sie werden entweder einem anderen Unternehmen als Darlehen auf Personal-kredit gewährt oder zum Ankauf von Wertpapieren verwendet oder in einer Bank deponiert. In keinem Falle aber stellen sie einen „Zuwachs des Volksvermögens“ dar, sondern lediglich einen Ersatz für den Verschleiß fixen Kapitals. Was endlich die Einlagen bei Sparkassen und Genossenschaften betrifft, so ist es klar, daß es keinen „Zuwachs des Volksvermögens“ darstellt, wenn etwa ein Krämer sein Geschäft verkauft und den Erlös in die Sparkasse einlegt oder wenn ein alter Bauer die Ablösungssumme, die sein Sohn als hypothekarisches Darlehen auf den Hof aufgenommen hat, der Kreditgenossenschaft übergibt. In Helfferichs Statistik würde diese Summe aber sogar zweimal vorkommen.

Auch sonst würde sich reichlich Gelegenheit zu prinzipiellen Einwendungen gegen Helfferichs allgemeine Schlüsse finden, besonders gegen seine schönfärberische Darstellung der Lebensverhältnisse der deutschen Arbeiter. Diese Trugschlüsse sind ja schon oft widerlegt worden. An dieser Stelle sei ihnen gegenüber nur auf Kautskys Artikel „Arbeiterlöhne und Teuerung in Westeuropa und Deutschland“ in der Neuen Zeit, XX XI/2, S. 284 ff. verwiesen.

Daß der Direktor der Deutschen Bank für Kolonialpolitik eintrat, wird wohl niemand wundernehmen; und da die Schrift ursprünglich als Beitrag zu einem Jubiläumswerk anläßlich der 25jährigen Regierung des Kaisers erschien, macht man sich von vornherein auf einigen byzantinischen Streuzucker gefaßt.

Interessant sind die Vorworte zu den verschiedenen rasch aufeinander gefolgtten Auflagen der Schrift, von denen das letzte vom Juni v. J. datiert ist. Helfferich weist hier darauf hin, daß im Jahre 1912 seit langen Jahren zum ersten Male die Gesamtheit der industriellen Aktiengesellschaften eine beträchtlich größere Summe an Dividenden ausgeschüttet hat, als sie gleichzeitig in neuen Kapitalien investierte. Er schließt daraus sowie aus anderen Tatsachen, „daß Deutschland für ausländische Zwecke in fortschreitendem Maße größere Kapitalien zur Verfügung haben wird“, d. h. daß der deutsche Kapitalmarkt ziemlich gefättigt ist und daher besonders stark das Bedürfnis nach Kapitalexport, nach Expansion empfindet. O. E t s e i n.

F r i d t j o f N a n s e n. *Sibirien, ein Zukunftsland.* Leipzig. F. A. Brochhaus. X u. 383 S. Mit zahlreichen Abbildungen und drei Karten. 10 Mk.

Schon in seinem Buch über das „Estimoleben“ hat sich Fridtjof Nansen als ein verständnisvoller Beobachter primitiver Völker gezeigt, denen er mit wärmster Sympathie gegenübersteht. Auch sein neuestes Buch, das eine Reise durch Sibirien behandelt, wird nicht zum wenigsten durch seine Ausführungen über die Urbevölkerung des Landes zu einer fesselnden Lektüre.

Dem großen Polarforscher liegt die ökonomische Erkenntnis des modernen Sozialismus fern. Er steht ganz auf bürgerlichem Boden. Trotzdem hat er sich von der bürgerlichen Kulturphrase freizuhalten gewußt, die zur Beschönigung moderner gesellschaftlicher Zustände so sehr geeignet ist. Was ist Kultur? Wissen, Bildung. Wer möchte es wagen, den Segen des höheren Wissens zu bestreiten? Aber unvermerkt wird die moderne Kultur gleichgesetzt mit der modernen Gesellschaft, und die Kulturschwärmerei wird zur kritiklosen Verherrlichung des Kapitalismus. Um so größer dann freilich die Verdußtheit, wenn eine Erscheinung auftritt, wie der Weltkrieg, der sehr wohl dem Wesen des Kapitalismus entspricht, jedoch zur Phrase von unserer erhabenen Kultur paßt wie die Faust aufs Auge.

Nansen sieht deutlich, was die kapitalistische Ausbeutung den Naturvölkern bringt, wenn er auch an der Oberfläche der verschiedenen Kulturen haften bleibt und nicht zu den verschiedenen Produktionsweisen vordringt, die ihnen zugrunde

liegen. Er sieht die Hohlheit jener Anschauung, die die Kolonialpolitik als Verbreitung höherer Kultur feiert. So sagt er z. B. von den Samojuden:

„Auch die Samojuden gehören selbstverständlich zu den Naturvölkern, denen die Berührung mit der europäischen Zivilisation nicht gut bekommt, und die daher dem Untergang geweiht sind. Allerdings haben sich viele der in der Tundra hausenden Samojuden einigermaßen gut erhalten, und es gibt unter ihnen sogar reiche Leute, die an zwei- bis dreitausend Rentiere besitzen mögen. Ihr ganzes Leben aber hat die Kultur zur Voraussetzung, die sie selbst entwickelt und erlernt haben. Die europäische Zivilisation kann ihnen nichts von Wert bieten. Dagegen vermittelt sie ihnen neue Lebensgewohnheiten und neue Lebensbedürfnisse, die bei ihrer Lebensweise schwer zu befriedigen sind; daher versinken viele Samojuden in immer größer werdende Armut.“ (S. 74, 75.)

Von einem Häuptling der Juraken berichtet Nansen:

„Der Fürst klagte sehr über die hohen Steuern, für die sie gar nichts hätten. Und was können diese Nomaden auch dafür erhalten? Unterricht, Schulen, Geistliche, Ärzte, Kunststraßen und Verkehrsverbindungen haben sie nicht; das einzige, was ihnen zugute kommt, ist, daß die Dampfer den Jenissei hinab- und hinauffahren und ihnen die Kaufleute bringen. Deren Geschäft blüht, und sie tun das ihre, den Samojuden ihre Felle und damit ihre Reichtümer abzunehmen; sie verschaffen ihnen neue Lebensbedürfnisse, die ihnen früher unbekannt waren, und ohne die sie sehr gut leben konnten; ganz davon zu schweigen, daß die Kaufleute sie auch den Branntwein kennen gelehrt haben. (Auf S. 75 wird neben dem Branntwein noch die Syphilis als Ursache des Aussterbens der Eingeborenen erwähnt.)

Die für sie am meisten bemerkbare Wirksamkeit der Regierung außer den Steuerforderungen besteht darin, daß sie sich eines Teils der Fischereigerechtigkeit bemächtigte, die früher den Samojuden allein zustand . . .

Diese Eingeborenen haben also die erste Wirkung der Zivilisation kennen gelernt: Steuern und Abgaben.“ (S. 97, 98.)

So kommt Nansen dazu, mit Wegwerfung von „der sogenannten Kultur“ zu sprechen, die nach und nach die Eingeborenen ausrotten wird. (S. 312.)

Diese Kultur ist eben nichts als der Kapitalismus, der zu den Eingeborenen kommt, um sie zu expropriieren und in Proletarier zu verwandeln, auf die er seine Tendenzen der Degradierung und Verelendung mit voller Kraft wirken läßt.

Selbst in Europa war jahrhundertlang der Begriff des Proletariats gleichbedeutend mit dem schmutzigsten Verkommenheit. Nur langsam gelang einzelnen seiner Schichten ihr Aufstieg, unterstützt namentlich durch die Gegensätze innerhalb der herrschenden Klassen, des Feudaladels, des Handelskapitals, der Industriellen usw., die den Boden bereiteten, auf dem allmählich ein Teil des Proletariats nach dem andern sich so weit erheben konnte, daß es aus der tiefsten zur höchststehenden Schicht der arbeitenden Klassen geworden ist, höher stehend als Kleinbauern und Kleinbürger, und Anspruch auf die Beherrschung und Formung der Gesellschaft erheben kann.

In den Kolonien fehlen gegenüber den Eingeborenen diese Gegensätze innerhalb der herrschenden Klassen der gebietenden Nation. Dabei kommen Staat und Kapital dahin in ihren stärksten, ausgebildeten Formen und treffen auf eine Bevölkerung, die unter so einfachen Verhältnissen aufgewachsen ist, daß sie den neuen Anforderungen ebenso verständnislos wie widerstandslos gegenübersteht. Ein Widerstand, ein Aufsteigen dieser Bevölkerung innerhalb des Kapitalismus ist ausgeschlossen, ihr Untergang besiegelt.

Mit Wehmut, ja Zorn konstatiert Nansen dieses Ergebnis der „sogenannten Kultur“. Aber er ist kein Romantiker, der die Vergangenheit neu beleben möchte, sondern im Grunde bei allen Sympathien für die Waldurprünglichkeit doch voll Interesse für die Entwicklung des Kapitalismus. Diese Entwicklung zu fördern, nicht die Naturvölker zu studieren, war der Zweck seiner Reise, die er im Sommer

des vorigen Jahres unternahm. Sie galt dem Versuch, eine dauernde Handelsverbindung Sibiriens durch das nördliche Eismeer zu eröffnen und auf diese Weise die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus Sibirien nach Europa zu erleichtern, die bisher bloß auf den unzureichenden und kostspieligen Weg der sibirischen Eisenbahn beschränkt war.

Nansen kam zu dem Resultat, der Schifffahrtsweg sei unter bestimmten Bedingungen wohl gangbar, und er werde die Entwicklung Sibiriens mächtig fördern. Läßt sich dieses auch nicht an natürlichem Reichtum mit den Vereinigten Staaten vergleichen, da sein Klima ein viel ungünstigeres, so bietet es doch nicht bloß für den Bergbau, sondern auch für die Landwirtschaft noch praktisch unbegrenzte Möglichkeiten. Allerdings weniger für den Getreidebau als für die Viehzucht. Nansen zeigt uns auch eingehend, wie eifrig in den letzten Jahren daran gearbeitet wurde, Sibirien zu bevölkern und seinen Verkehr zu entwickeln — das war unmittelbar vor dem Kriege. Dieser hat ganz unerwartet einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Menschen und Mittel, die aus Sibirien ein reiches Land hätten machen können, werden jetzt auf den Schlachtfeldern Europas nutzlos vergeudet.

Mit Bitterkeit bemerkt Nansen in seinem Vorwort, das vom 24. Oktober 1914 datiert ist:

„Es ist jetzt bald ein Jahr her, seit unter dem überwältigenden Eindruck der endlosen Länderstrecken Ostasiens, die noch ungenutzt der Menschen harren, der größte Teil dieses Buches geschrieben wurde. Es gab mir Mut und Glauben an das Leben, mit eigenen Augen zu sehen, wieviel Raum noch die Erde birgt für Millionen Heimwesen glücklicher Menschen.“

Einen furchtbaren Gegensatz dazu gewährt das Bild des jehigen Weltbrandes, das sich von Tag zu Tag weiter vor unseren Augen aufrollt: Europa scheint den Völkern zu eng geworden zu sein, und sie bieten ihren äußersten Scharfsinn auf, um sich gegenseitig zu vernichten.

Welch eine unselige Verschwendung edler Kräfte! Welch ein unersehlicher Verlust für Europas Kultur! Was hätte sich alles schaffen lassen, wenn diese Summe von Kraft und organisatorischer Tüchtigkeit, diese Begeisterung und selbstlose Aufopferung, die sich in diesem Völkerkrieg so großartig entfalten, auf das eine Ziel wäre gerichtet worden, sich die Erde dienstbar zu machen — dort im Osten ist noch Raum in Fülle!

Man sollte sich doch der Worte Bacons über die drei Arten des Ehrgeizes erinnern. — Die erste Art Ehrgeiz will die eigene Macht im eignen Lande vergrößern — eine Niedertracht und Verirrung. Die zweite Art strebt danach, Macht und Herrschaft ihres Landes unter den Menschen zu vergrößern: sie ist zwar würdiger, aber nicht weniger habfüchtig. Will man aber Macht und Herrschaft der Menschheit über die Natur begründen und vergrößern, so ist dieser Ehrgeiz — wenn man ihn so nennen darf — ohne Zweifel nicht nur gesünder, sondern auch edler als die beiden andern.“

Dagegen wird theoretisch niemand etwas einwenden, zur praktischen Richtschnur wird es aber nur von den besitzlosen Volksklassen erhoben. Die Kapitalisten werden, freilich nicht durch Ehrgeiz, sondern durch ökonomische Bedürfnisse, gedrängt, immer wieder den eigenen Besitz, also auch die eigene Macht im eigenen Lande zu erweitern, wie auch „Macht und Herrschaft ihres Landes unter den Menschen zu vergrößern“. Dieser Drang kann ein Ende erst nehmen, wenn die besitzlosen Klassen den Staat beherrschen und als Mittel einer Neugestaltung der Gesellschaft anwenden.

Nansen ist kein Sozialist, überhaupt kein sozialer Theoretiker. So vermag er auch nicht den Widerspruch aufzuheben, der sein ganzes Werk durchzieht, indem er auf der einen Seite das äußerste Mißbehagen über die kapitalistische Kultur mit ihrer Herabdrückung des arbeitenden Menschen, besonders der wehrlosen Natur-

völker, empfindet und doch kräftig an der Ausdehnung dieses Kapitalismus mitarbeitet.

Aber er will auch kein Theoretiker sein, sondern nur ein unbefangener Beobachter, und als solcher hat er uns vieles und wichtiges zu zeigen. Er meint, erst nach dem Kriege werde seine Darstellung Sibiriens wieder auf Interesse rechnen können. Sie ist jedoch auch jetzt schon von Bedeutung durch das Licht, das sie auf die Wirkungen des Imperialismus im allgemeinen, aber auch auf die kapitalistische Entwicklung Rußlands und seine Hilfsmittel in Sibirien im besonderen wirft. Und schließlich kann man auch aus ihr entnehmen, welchen Widerfinn die heutigen Formen der imperialistischen Expansionsbestrebungen produzieren. Mit den Menschen und Milliarden, die Rußland der Krieg kostet, könnte es in Sibirien sich ein Absatzgebiet für seine Industrie und eine Quelle von Kraft und Macht schaffen, die hundertfach alles überstiege, was ihm der glänzendste Sieg bringen könnte. Selbst wenn Rußland triumphierte, was nicht zu erwarten, würde es zu Tode erschöpft den Kampfplatz verlassen, und es wird ihm lange an allen Mitteln mangeln, den so hoffnungsvollen Aufschwung Sibiriens fortzusetzen.

Es gilt jedoch nicht nur für Rußland, daß in diesem Kriege nicht viel zu gewinnen, sondern nur viel zu verlieren ist, selbst wenn wir rein kapitalistisch rechnen und die unermessliche Summe von Menschenglück für nichts achten, die er zertritt. Der Krieg bedroht den Unterliegenden wohl mit schweren Verlusten: und darum die verweirteste Anspannung der Kräfte in jeder der kriegführenden Nationen. Jedoch winkt dem eventuellen Sieger kein Preis, der für die ungeheuren Opfer des Kriegens auch nur einigermaßen entschädigen könnte.

K. K.

**Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine 1914.** Herausgegeben von H. Kaufmann.

Das Werk erscheint im 12. Jahrgang wieder in zwei starken Bänden mit zirka 1800 Seiten. Der Stoff ist wie bisher behandelt und eingeteilt. Das Jahrbuch ist in erster Linie ein Sammel- und Nachschlagewerk der deutschen Konsumvereinsbewegung, das über alle Einzelheiten bis auf den kleinsten der dem Zentralverbande angeschlossenen Vereine Auskunft gibt. Darüber hinaus wird in dem reichen Tabellenmaterial das Genossenschaftswesen im allgemeinen berücksichtigt und auch der Text bringt wichtige Erörterungen und Mitteilungen über die Verhältnisse, unter denen die Genossenschaften sich entwickeln und bestehen. — Das dem ersten Bande beigegebene Vorwort unterrichtet über die vielgestaltige Form und den Aufbau der Organisation der modernen deutschen Konsumvereinsbewegung. Wir finden hier bei aller Aktionsfreiheit der einzelnen Glieder eine geschickte Zusammenfassung der Kräfte, die dem Ganzen trotz aller Dezentralisation ein durchaus geschlossenes Bild nach innen und außen gibt, das im Zentralverband seinen Ausdruck findet. Was er für das Reich ist, das sind die neun Unterverbände für einzelne Staaten und Landgebiete des Reiches. Die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine ist die Zentrale für die Warenversorgung und -verteilung. Auch sie weist eine ähnliche Gliederung auf, während infolge personeller Einrichtungen beide Zentralen in der Lage sind, Hand in Hand zu arbeiten. Es kann nichts von der einen Seite geschehen, was auf der anderen nicht bekannt und gebilligt wäre. Neu geschaffen ist im Zentralverband seit einigen Jahren der Generalkrat, eine Mittelinstanz zwischen dem Genossenschaftstage und der Masse der dem Zentralverband angehörenden Vereine und Mitglieder. Er besteht aus Vertretern der Unterverbände, des Zentralverbandes, der Großeinkaufsgesellschaft, den Verbandssekretären und einer größeren Anzahl auf den Verbandstagen freigewählter Personen. Durch diese Körperschaft werden wichtige Angelegenheiten des Genossenschaftstages auf einen größeren Kreis zur Vorbereitung übertragen. Vorstand, Ausschuß des Zentralverbandes und Generalkrat tagen und beschließen gemeinschaftlich.

Der erste Band bringt wie üblich einige Aufsätze über spezielle genossenschaftliche Fragen, und zwar zunächst über den Warenbezug der Konsum-

vereine von landwirtschaftlichen Genossenschaften. Diese Frage wurde schon auf dem letzten Internationalen Genossenschaftstage behandelt und sie ist auch sonst öfter erörtert worden. Es wird ein wesentlicher Rückgang des Bezugs von landwirtschaftlichen Genossenschaften zugunsten der einzelnen Großbetriebe in der Landwirtschaft und der Verwertungsgenossenschaften festgestellt. Der Verkehr ist im Verhältnis zum Gesamtbedarf der Konsumvereine nicht bedeutend. Sie bezogen 1912 für rund 8 Millionen Mark Produkte direkt, dazu kommen noch etwa 2¼ Millionen der Großeinkaufsgesellschaft. Nicht selten dürften wohl auch politische Momente den Verkehr zwischen Konsumvereinen und Landwirtegenossenschaften erschweren. — Ein zweiter Aufsatz bespricht wirtschaftliche Kämpfe der Genossenschaften. Er behandelt einleitend die Leuerung als das Problem der inneren Politik Deutschlands. Statt einer Verbesserung ist eine Verschlechterung der Lage der Arbeiterklasse eingetreten, was die Konsumvereine um so nötiger macht. Trotzdem wurden sie nach wie vor von den verschiedensten Seiten lebhaft bekämpft. Der Artikel bringt in dieser Richtung eine Menge Material, das meist schon in den einzelnen Fällen in der „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau“ und auch in der Arbeiterpresse behandelt worden ist. Der Wert liegt aber gerade in der Sammlung des Tatsachenmaterials. — Auch der Besteuerung der Konsumvereine ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Es handelt sich dabei vornehmlich um die noch immer andauernden Bestrebungen gewisser Kreise, die Konsumvereine durch die Gesetzgebung des Reichs oder der einzelnen Bundesstaaten nach mittelstandsretterischen Methoden mit möglichst drückenden ungerechten Sondersteuern zu belasten. Den Verlauf und Erfolg dieser Bestrebungen von Zeit zu Zeit zusammenfassend darzustellen, ist sicher von erheblicher Wichtigkeit nicht nur für die Konsumvereine. Diese Uebersicht bringt der Aufsatz, gesondert für das Reich und die in Betracht kommenden Einzelstaaten.

Sehr interessant ist, was zahlenmäßig über die Entwicklung der deutschen Genossenschaftsbewegung berichtet wird. In der Zeit von 1880 bis 1913 wuchs die Zahl der Konsumvereine in Deutschland von 645 auf 2378. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß während dieser 24 Jahre nicht weniger als 2729 Vereine gegründet wurden und 1402 sich auflösten. Das Jahr 1900 steht mit 541 Gründungen und 413 Auflösungen oben an. Von da an fällt die Zahl der Gründungen stetig, sie erreicht mit 1913 die kleinste Ziffer von 66. Die Auflösungen fallen 1901 auf 55 und bewegen sich seitdem zwischen dieser Ziffer und 82. Es wäre höchst interessant, die Ursachen dieser Bewegung festzustellen, wozu es allerdings eingehender und schwieriger spezieller Untersuchungen bedürfte. — Für den gegenwärtigen Stand ist jedoch weniger die Zahl der Vereine, als die der Mitglieder entscheidend. Um so mehr, da gerade im Zentralverband seit einigen Jahren erfolgreiche Bestrebungen auf Verschmelzung kleiner Vereine zu größeren und großen im Gange sind. Diese Zentralisation führt zwar zu einer Verringerung der Zahl der Vereine, aber zu größerer Bedeutung und Leistungsfähigkeit der letzteren. Die mächtigen Genossenschaften in Leipzig, Dresden, Hamburg, Berlin und im Rheinland geben Zeugnis davon. — Für die organisatorische Zusammenfassung der deutschen Konsumvereine kommen nur zwei große Verbände in Frage: der Zentralverband und der Allgemeine Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, dessen Hauptstütze die Kreditgenossenschaften sind. Wie diese Entwicklung zeigt, verliert der Allgemeine Verband in dem Maße für die Konsumvereine an Bedeutung, in dem der Zentralverband wächst. Nach der Trennung vom Allgemeinen Verband in Kreuznach im Jahre 1902 konnte der Zentralverband bei seiner Gründung 1903 schon 585 Vereine mit 480 916 Mitgliedern umfassen, 1913 aber umfaßte er 1155 Vereine mit 1 483 811 Mitgliedern. Dem Allgemeinen Verband gehörten 1901 noch 693 Vereine mit 630 785 Mitgliedern an, nach der Spaltung 1903 sanken die Zahlen auf 272 und 284 004; im Jahre 1913 werden für den Allgemeinen Verband 290 Vereine mit 306 224 Mitgliedern verzeichnet. Für die ungeheuere Entwicklung der deutschen Konsum-

vereine in den letzten zehn Jahren kommt also lediglich der Zentralverband in Betracht, während der Allgemeine Verband Stillstand zeigt. Das beweisen noch viel mehr die Zahlen über geschäftliche Vorgänge, auf die hier jedoch nicht weiter eingegangen werden kann. Wir verweisen auf das Jahrbuch selbst. — Insgesamt gab es im Jahre 1912 in Deutschland 22450 Genossenschaften in vier großen Verbänden mit 4451515 Mitgliedern; ihre große Bedeutung erhellt ohne weiteres aus diesen Ziffern.

Der erste Band enthält außerdem noch Berichte: des Zentralverbandes, über den Bremer Genossenschaftstag 1914 und die Generalversammlungen der Großeinkaufsgesellschaft, der Verlagsgesellschaft und der Unterstützungskasse. Weiter berichtet das Tarifat über seine Tätigkeit, ebenso die Fortbildungskommission. Das Tarifat hat zu entscheiden in Arbeitsstreitfällen zwischen Geschäftsleitung und Angestellten der Konsumvereine. Die Fortbildungskommission veranstaltet genossenschaftliche Bildungskurse für Angestellte und Aufsichtsrat.

Der zweite Band enthält die Vorgänge in den Unterverbänden und — soweit Tabellen in Frage kommen — in den einzelnen Vereinen. Die Berichte über die Unterverbandstage sind nach dem Stenogramm wiedergegeben und enthalten eine Menge wertvolles Material, besonders in den Vorträgen über genossenschaftliche Spezialgebiete. Gute Inhaltsverzeichnisse erleichtern die Orientierung in beiden Bänden. Für das Studium der deutschen Konsumvereins- und Genossenschaftsbewegung ist das Werk unentbehrlich.

H. Fleißner.

Victor Cambon, Frankreich bei der Arbeit. Bilder aus dem französischen Wirtschaftsleben. Verlag der Technischen Monatshefte, Französische Verlagshandlung, Stuttgart 1914. Geh. 1,85 Mk., geb. 2,50 Mk.

Ein Buch über Frankreichs Wirtschaftsleben hat gerade jetzt für uns Interesse. Nicht nur steht Frankreichs Heer uns gegenüber, sondern nach dem Krieg werden Frankreich und Deutschland auch wirtschaftlich die Bilanzen ziehen müssen und werden festzustellen haben, was für bleibende Schädigungen der Krieg für den gegenseitigen Austausch an Wirtschaftsprodukten mit sich gebracht hat.

Die vorliegende Arbeit ist vor dem Krieg geschrieben worden. Das ist ein Vorzug. Von nationalen Streitfragen unberührt, gibt uns der Verfasser in ruhiger Darlegung Bilder aus dem Wirtschaftsleben seiner Heimat.

In sechs Kapiteln erhalten wir Einblicke in das Getriebe der französischen Industriewirtschaft. Mit der Yvoner Seidenindustrie wird begonnen. Anschaulich wird geschildert, wie die Seidenzüchter, Seidenwirner und Seidenweber im Yvoner Bezirk ihren Kampf mit der neuen Zeit führten. Die Konkurrenz des Auslandes, die Schwerfälligkeit in der Anpassung an den technischen Fortschritt, der Sieg des Großbetriebes und das Vordringen des modernen Industrieunternehmers charakterisieren auch hier die Wirtschaftsentwicklung.

Ein Abschnitt „Vom Kampf um die Rhone“ läßt erkennen, daß in Frankreich ebenso wie in Deutschland heftige Interessenkämpfe geführt werden, wenn es sich um wichtige Verkehrsfragen und um die Herrschaft über die Wasserstraßen handelt. Und an einem anderen Beispiel wird gezeigt, daß die „weiße Kohle“, die Ausnutzung der Wasserkraft (Südost-Frankreich gehört zu den an natürlichen Wasserkraften reichsten Gegenden Europas) neue Möglichkeiten der industriellen Entfaltung dort erschließt, wo sie bisher aus Mangel an Kohle nicht vorhanden waren. Ferner beginnt Frankreich sich auf dem Gebiete der elektrotechnischen Industrie wichtigen Produktionsaufgaben zuzuwenden, und was wir über die Schwereisenindustrie und von der Entwicklung der Kreuzot-Werke erfahren, zeigt Ansätze und zum Teil auch schon recht kräftige Reifformen moderner großindustrieller Entwicklung.

Das alles weiß Cambon interessant zu schildern. Der Verfasser ist Ingenieur und verkörpert einen Typ, den wir in Deutschland nicht allzuhäufig unter den schreibenden Fachleuten finden: er hat auch wirtschaftlich einen weiten Horizont,

bringt keine Nebensächlichkeiten, ist imstande, das Wesentliche der Entwicklungstendenzen klar herauszuarbeiten.

Die Arbeit ist zwar keine erschöpfende Darstellung (der Arbeiterfrage geht der Verfasser ganz aus dem Weg), aber eine lesbare Einführung und deshalb ein Friedensbuch im dem Sinne, daß es die industriellen Wirtschaftsfragen des französischen Volkes unserem Verständnis näher bringt. R. B o l d t.

## Notiz.

**Die Schweizerischen Aktiengesellschaften.** Kürzlich ist der Bericht des eidgenössischen statistischen Bureaus über die schweizerischen Aktiengesellschaften während des Jahres 1913 erschienen. Danach waren hier Ende 1913 nicht weniger als 5142 Gesellschaften mit 3542,16 Millionen Franken tätig. Seit 1901 hat sich ihre Zahl um 150 Prozent, nämlich von 2056 auf 5142 erhöht, das Kapital ist dagegen von 1,88 auf 3,54 Milliarden Franken oder bloß um 88 Prozent gestiegen. Es ist eine Menge von Handelsunternehmungen (202) und Hotels und Wirtschaften (103) in Aktiengesellschaften umgewandelt worden. Daher das Sinken des Durchschnittskapitals. Das Kapital der Aktiengesellschaften in der Urproduktion und in der Industrie ist dagegen rascher gestiegen als ihre Zahl.

So waren 1901 in der Urproduktion 142, 1913 aber 261 Gesellschaften tätig, die Zunahme macht also 184 Proz. aus; das Kapital ist in dieser Zeit von 78,9 auf 276,62 Millionen Franken oder um 351 Prozent gestiegen. 1901 zählte man in der Industrie 746 Gesellschaften, 1913 deren 1335; ihr Kapital betrug 462,79 und 905,21 Millionen Franken. Die Zunahme der Zahl betrug also 179, die des Kapitals 196 Prozent.

Unter den Industriegesellschaften nehmen die der Maschinenindustrie den ersten Platz ein: 1901 127 mit 120 Millionen Aktientkapital, 1913 326 mit 251,88 Millionen Franken. Dann folgen die Gesellschaften der Genuß- und Nahrungsmittelindustrien: 1901 255 mit 108,5 Millionen und 1913 30,1 mit 202,08 Millionen Franken; ferner die Gesellschaften der Textilindustrie: 1901 88 mit 113,7 Millionen und 1913 143 mit 185,5 Millionen Franken. Diese drei Industriezweige spielen tatsächlich die wichtigste Rolle in der schweizerischen Industrie.

Beachtenswert ist noch die Entwicklung der Zahl der Neugründungen. 1902/1904 wurden durchschnittlich 240 Gesellschaften neu gegründet, 1905/1907 271, 1908/1909 320, 1910 474, 1911 550, 1912 615 und 1913 455 Gesellschaften. Die letzten Jahre waren also besonders reich an Neugründungen. 1913 machte sich aber schon die Reaktion fühlbar. Sp.

## Anzeige.

Robert Danneberg, **Die Rekrutenschulen der internationalen Sozialdemokratie.** Die sozialistische und die bürgerliche Jugendbewegung in den Jahren 1910 bis 1913. Wien 1914. Jg. Brand u. Co. 144 Seiten. Preis 72 Heller (60 Pf.).

Die Schrift gibt, anknüpfend an den der Kopenhagener Jugendkonferenz von 1910 erstatteten Bericht des internationalen Jugendsekretariats, der unter dem Titel „Die Jugendbewegung der sozialistischen Internationale“ im gleichen Verlag erschien, einen Ueberblick über die Jugendbewegung in Deutschland, Oesterreich, Bulgarien, Dänemark, Finnland (besonders ausführlich), Frankreich, Griechenland, Italien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Schweden, der Schweiz, Spanien, Ungarn und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ueber Belgien, England, Rumänien, Argentinien und Australien konnten nur kurze Notizen beigebracht werden.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17

Ausgegeben am 29. Januar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Unsere Aufgaben nach dem 2. Dezember.

Von Gustav Hoch (Hanau a. M.).

Die 17 Wochen zwischen der ersten Kriegstagung des Reichstags am 4. August und der zweiten am 2. Dezember haben eine arge Enttäuschung den Kreisen gebracht, die von dem Kriege eine völlige Vernichtung der Gegner erwarteten.

Darüber kann niemand mehr im Zweifel sein, daß das deutsche Volk einmütig seine ganze Kraft einsetzt, um sein Land und dessen Unabhängigkeit zu verteidigen, und daß es dies mit um so größerer Latkraft und Opferfreudigkeit tut, je länger sich der Krieg hinzieht. Dasselbe gilt auch für alle anderen Völker. So stehen sich in diesem Kriege gewaltige Völkergruppen gegenüber, die, mit allen Mitteln unserer Zeit ausgerüstet, in der Verteidigung ihres Landes unbesiegbar sind. Der Krieg wird, nach seinem bisherigen Verlauf zu urteilen, nicht mit dem unbedingten Siege auf der einen Seite und der völligen Niederlage auf der anderen Seite enden; sondern er wird nur allen beteiligten Völkern um so mehr Opfer auferlegen, je länger er dauert.

Hieraus ergibt sich eine neue Aufgabe für die Sozialdemokratie: Sie hat nicht nur, wie bisher, dahin zu wirken, daß auch das arbeitende Volk mit seiner ganzen Kraft den Kampf für den Schutz und die Unabhängigkeit des Vaterlandes führt; sie hat nicht nur wie bisher im allgemeinen zum Frieden zu mahnen; sondern sie hat auch das arbeitende Volk aller Länder davon zu überzeugen, daß bereits die Zeit zum Abschluß eines wirklich segensreichen Friedens gekommen ist.

Aber — darauf muß ich zunächst Red' und Antwort stehen — dürfen wir schon jetzt auf diese Frage eingehen? Werden nicht unsere Gegner die Aussprache über den Frieden als einen Hilferuf nach dem Frieden auslegen? Wird dies nicht den Mut und die Siegeshoffnung der Gegner steigern, den Kampfesifer und die Ausdauer des eigenen Volkes verringern und dadurch den Abschluß des Friedens erst recht hinauschieben und überdies unsere Stellung gegenüber den Feinden erschweren?

Dieses Bedenken ist unbegründet. Eine genaue Kenntnis der wirklichen Stimmung bei dem Gegner hat für jede Regierung eine so große Bedeutung, daß sie keine Mühe und keine Kosten scheut, um sich darüber gründlich zu unterrichten. Sie benützt jede Möglichkeit, die militärische, politische und wirtschaftliche Entwicklung in den andern Ländern zu erforschen, und bildet sich hieraus ein eigenes Urteil. Durch die mehr oder weniger überlegten Wort eines Redners oder einer Zeitung läßt sich keine Regierung täuschen. Selbst bei der großen Masse der Zeitungsleser büßen

diese Mittel ihre Wirkung immer mehr ein. Wer von uns nimmt es noch ernst, wenn er die Versicherung dieses oder jenes Ministers oder einer Zeitung aus gegnerischem Lager hört, daß der Krieg bis zur völligen Niederwerfung der Deutschen geführt werde? Deshalb wäre es ein für uns durchaus ungefährliches Spiel mit Worten, wenn ein gegnerisches Blatt unsere Erörterung der Friedensfrage als ein Zeichen der Schwäche auslegte. Die Taten unseres Volkes, das unermüdlige Bestreben des ganzen Volkes, alle seine Kräfte für die Verteidigung seines Landes einzusetzen, unsere Kriegsmaßnahmen an den Grenzen und im Innern unseres Landes: sie machen alle Verdrehungskünste der Gegner zunichte.

Hätten wir nicht so viel Selbstbewußtsein, um uns hierauf zu verlassen; würden wir wirklich vor jeder Entstellung unseres Verhaltens Furcht haben, dann müßten wir ratlos alles über uns ergehen lassen. Denn wer die Erörterung der Friedensfrage als ein Zeichen der Schwäche hinstellt, der würde das Schweigen über diese wichtige und dringende Frage ebenso auslegen.

Schließlich aber ist das, was die Gegner aus einer Besprechung der Friedensfrage erfahren können, keinem aufmerksamen Menschen des In- und Auslandes unbekannt; die Hoffnungen und Meinungsverschiedenheiten, die bei uns in dieser Frage bestehen, sind nicht etwas Besonderes, sondern zeigen sich in allen Ländern. Daß ein segensreicher Friede möglichst bald erreicht werde, danach sehnt sich das arbeitende Volk in allen Ländern. Ebenso erstreben in allen Ländern die Großkapitalisten einen Frieden, der ihnen möglichst große und reiche Bezirke zur Ausbeutung ausliefert, während weite Kreise des arbeitenden Volkes in einem solchen Frieden nur den Vorboten neuer, um so schrecklicherer Kriege erblicken. Ob wir über diese Wünsche und Meinungen sprechen oder schweigen, die Gegner werden weder durch das eine noch durch das andere getäuscht. Daher haben wir keinen Grund, aus Furcht vor den Gegnern das zurückzuhalten, was wir glauben, mit Rücksicht auf uns selbst, auf unser eigenes Volk sagen zu müssen.

Und unserm Volke sind wir Klarheit über den von uns zu erstrebenden Frieden schuldig. Sie wird die Opferfreudigkeit und Tatkraft unseres Volkes in der Verteidigung unseres Landes nicht nur nicht schwächen, sondern bis aufs äußerste steigern. Denn da von kann keine Rede sein, daß das deutsche Volk den Krieg gedankenlos führt; daß es, ohne weiter zu denken, sein ganzes Sinnen und Trachten einzig und allein darauf richtet, den Feinden möglichst viel zu schaden. Nein, das Ziel des Kampfes, der zu erstrebende Frieden beschäftigt unser Volk stets und überall.

Uns, die wir daheim sind, ebenso wie unseren Brüdern und Söhnen auf dem Marsche und in dem Schützengraben drängt sich immer wieder die Frage auf, weshalb noch weiter in den furchtbaren Kämpfen, weshalb kann noch nicht Frieden gemacht werden?

Wehe uns, wenn der Gedanke aufkommen könnte, daß der Krieg mit allen seinen Schrecken nur deshalb fortgesetzt werde, damit schließlich doch noch die Großkapitalisten einen Vorteil erlangen, ihnen neue Bezirke zur Ausbeutung ausgeliefert werden. Das wäre in Wahrheit eine große Gefahr für uns; das könnte in der Tat die Ausdauer unseres Volkes lähmen.

Wie wichtig, ja unbedingt notwendig ist es daher, daß wir unserm Volke nachweisen: jene kapitalistischen Eroberungen können und dürfen gar nicht in Betracht kommen; sondern der Krieg dient nur dem Schutze unseres eigenen Landes; die Opfer, die er erfordert, werden nur unserer eigenen Unabhängigkeit wegen gebracht; der Frieden wird geschlossen, sobald er auf dem Boden der Freiheit und Gleichberechtigung möglich ist.

Dieser Nachweis kann nur in voller Deffentlichkeit geschehen, durch Rede und Gegenrede, durch Gründe und Gegengründe. Sie sind die einzig für alle Völker wirksame Widerlegung der törichten Vermutungen und Gerüchte, die am Hiertisch oder daheim zwischen den vier Wänden entstehen, weiter und weiter verbreitet werden und immer mehr Gläubige finden, zumal es auch bei uns nicht an Eroberungsschwärmern fehlt, die Stimmung für ihre Forderungen zu machen suchen.

Als der Reichstag am 2. Dezember zusammentrat, wurde jedem Abgeordneten das Dezemberheft der Monatschrift „Nord und Süd“ zugestellt. Hier legte der Herausgeber des Blattes, Herr Prof. Dr. Ludwig Stein, im ersten Artikel seine „Grundforderungen des Weltkrieges“ dar. Seine erste Grundforderung lautet: „bessere geographische Grenzen für das Deutsche Reich und seine Verbündeten“. Er faßt die Begründung der Forderung in die Worte zusammen:

„Eingeklemt zwischen den beiden Erbfeinden Frankreich und Rußland müssen wir unser Höchstes und Bestes daransehen, um als Ergebnis dieses Weltkrieges solche Grenzen zu bekommen, daß wir in absehbarer Zeit keinen neuen Ueberfall seitens dieser beiden Mächte zu befürchten haben.“

Die Grenzen allein können aber niemals einen genügenden Schutz gewähren. Nehmen wir den Gegnern zur Verbesserung der Grenze das eine Stück, dann bleiben noch immer genug andere Stellen, die für uns nicht günstig sind. Wo gibt es auf diesem Wege einen Abschluß?

Die natürliche Beschaffenheit der Grenze hat auch gar nicht mehr die große Bedeutung für die Sicherheit des Landes, die ihr Prof. Dr. Stein beilegt. Die jetzigen Kämpfe im Westen zeigen, daß eine geschickte Verteidigung mit den neuen gewaltigen Verteidigungsmitteln überall, selbst an scheinbar ungünstigen Stellen, dem Gegner fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen kann.

Aus diesem Grunde waren unsere jetzigen nach Prof. Dr. Stein so ungünstigen Grenzen nicht entscheidend für den Ausbruch des Krieges. Frankreich und Rußland hätten es nicht zu einem Kriege kommen lassen können, wenn nicht England sich auf ihre Seite geschlagen hätte.

Ebenso werden wir in der Zukunft unter allen Umständen — außer mit unseren nächsten Nachbarn — mit den anderen Völkern zu rechnen haben. Wie wir auch immer die Grenzen verbessern würden, je mehr Völker sich gegen uns vereinigen, um so größer ist die Gefahr eines für uns bedenklichen Krieges. Daher müssen wir bei dem Abschluß des Friedens darauf bedacht sein, uns in der Welt auf die Dauer Vertrauen und Achtung zu erringen.

Das ist unmöglich, wenn wir nach dem Rate der Männer von dem Schlage des Prof. Dr. Stein ohne Rücksicht auf Menschenblut und Menschen-gut dem unerreichbaren Ziele nachjagen, alle Völker, die uns gefährlich

werden können, so zu schwächen, daß sie gegen uns ohnmächtig sind. Nein, wir müssen vielmehr dieselbe Freiheit und Gleichberechtigung, die wir für uns selbst beanspruchen, allen andern Völkern zugestehen. Ein solcher Frieden ist keine Niederlage, keine Demütigung irgendeines Volkes, da jedem Volke seine Unabhängigkeit unangetastet bleibt und es nach seinen Versicherungen den Krieg nur um dieses Zieles willen führt. Ein solcher Frieden ist der Sieg aller Völker; denn sie alle haben die wirklichen oder vermeintlichen Gefahren abgewendet, die ihre Unabhängigkeit bedrohten.

Wenn wir uns auf eine solche Friedensforderung beschränken, dann sind wir — wie alle anderen Völker — in den jetzigen Grenzen stark genug, das Vaterland und seine Unabhängigkeit zu verteidigen, wie es der jetzige Krieg deutlich der ganzen Welt zeigt. Ja noch mehr! Dann werden nach dem Abschluß des Friedens die Völker sich sehr bald wieder im friedlichen Wettbewerb für die Wohlfahrt und Gesittung der ganzen Menschheit zusammenfinden, die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse werden sich günstiger entwickeln, die körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte des arbeitenden Volkes werden erstarken, jedes Volk wird tatkräftiger und opferfreudiger die Freiheit seines Landes verteidigen, und wir können dann darauf rechnen, daß ein Krieg wie der jetzige nicht mehr möglich ist.

Unsere Eroberungsschwärmer erstreben aber ganz besonders einen größeren Kolonialbesitz, einen maßgebenden Einfluß des Reiches auf die wichtigsten in absehbarer Zeit zu erschließenden Ausbeutungsgebiete. Wem würden diese Errungenschaften nützen? Nur einigen wenigen Großkapitalisten; die große Masse des arbeitenden Volkes würde wie bisher so auch in Zukunft mehr Schaden als Nutzen von derartigen Erfolgen haben. Wir müßten große Geldmittel aufwenden, wieder und wieder Vernichtungsfeldzüge gegen die Einheimischen unternehmen und hätten davon bei weitem nicht den Nutzen, wie wenn wir diese Arbeit und diese Geldmittel aufwenden würden, um im eigenen Lande die Arbeits- und Lebensverhältnisse des arbeitenden Volkes zu verbessern, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel zu fördern.

Die Zeit ist glücklicherweise vorüber, da weitere Kreise der Bevölkerung sich durch die Unterwerfung „wilder“ Völker bereichern konnten. Wo wirklich etwas zu holen ist, sind auch die „wildern“ Völker allmählich in den Strudel des Kapitalismus hineingezogen; auch bei ihnen bildet sich eine kapitalistische Oberschicht, und sie strebt danach, selbst den Profit aus der Ausbeutung ihres Landes zu erlangen, sich von der fremden Herrschaft freizumachen.

Dieser Entwicklung müssen wir Rechnung tragen, uns von der gefährlichen und für das arbeitende Volk in jeder Beziehung schädlichen Bahn der Kolonialerwerbungen fernhalten. Dann werden wir einen um so größeren Erfolg mit der Forderung haben, daß auf dem Weltmarke der friedliche Wettbewerb in gleicher Weise für alle Völker gesichert werde.

Wer sich aber über alle diese Erfahrungen hinwegsetzt, der möge einen Blick darauf werfen, wie sich die Verhältnisse dann gestalten müssen, wenn der Krieg nach den Wünschen der Eroberungsschwärmer verlaufen, wenn er unsere Gegner völlig zu Boden schlagen und uns große Eroberungen einbringen würde. Dann wäre es unvermeidlich, daß wir nach der Beendigung des Krieges unsere Waffengewalt möglichst stark wieder auf-

richten, um den gedemütigten Völkern und den anderen Völkern, die unsere Macht fürchten, zu zeigen, daß wir unsere Eroberungen uns auf die Dauer erhalten wollen und können. Die anderen Völker werden sich jedoch nicht ins Hintertreffen drängen lassen: sie bauen um so eifriger ihre Rüstungen aus und zwingen uns dadurch zu immer neuen Vermehrungen unseres Landheeres, unserer Flotte und unserer Luftschiffe. So würde nach dem Kriege das **W e t t r ü f t e n** der Völker von neuem beginnen, aber ein **v i e l s c h l i m m e r e s** Wettrüsten als vor dem Kriege: die Verteidigungsmittel sind durch den Krieg zerstört oder veraltet; die Erfahrungen des Krieges zwingen zu neuen Erfindungen, zu viel größeren Ausgaben als vordem. Der Militarismus erfordert immer gewaltigere Summen, die nur durch eine um so schlimmere Herrschaft des Großkapitals, durch eine um so rücksichtslosere Ausbeutung des arbeitenden Volkes aufgebracht werden könnten. Und das nach einem so furchtbaren Kriege, nach dem Verlust so vieler unserer kräftigsten und leistungsfähigsten Männer, nach der Verwüstung so weiter Bezirke, nach der Vernichtung so vieler Vermögen, nach der denkbar schlimmsten Erschütterung unseres ganzen Wirtschaftslebens: zu einer Zeit, da eine Unmasse von Geld und Arbeit notwendig wäre, um wenigstens einige der schlimmsten Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat!

Die Lasten des Militarismus waren bereits vor dem Kriege unerträglich geworden — wie sollen die Völker nach dem Krieg noch **v i e l g r ö ß e r e** Lasten des Militarismus ertragen?

Allerdings drängt der Kapitalismus auf seiner jetzigen Höhe immer stärker zur Sicherung der Auslandsmärkte mit Waffengewalt, also zum Imperialismus und zu immer schlimmerem Militarismus. Aber auch der Imperialismus ist doch nur **e i n e** Stufe der Entwicklung. Auch er muß sich schließlich sein eigenes Grab graben und hat es getan: er hat einen **e n t s c h e i d e n d e n** Kampf der Völker gegeneinander um die Auslandsmärkte **u n m ö g l i c h**, die Lasten des Militarismus **u n e r t r ä g l i c h** gemacht. Der Imperialismus muß abgelöst werden durch die **h ö h e r e** Stufe der Entwicklung: das **U e b e r** einander der großkapitalistischen Gruppen auf dem Weltmarkte muß weichen ihrem **N e b e n** einander; der freie friedliche Wettbewerb für **a l l e** Völker muß durchgeführt werden.

Dann können wir auch auf einen entscheidenden Erfolg der Bestrebungen rechnen, die alle Streitfragen zwischen den Regierungen in letzter Linie durch ein **S c h i e d s g e r i c h t** erledigen wollen. Dann muß auch ein Ende des unerträglichen Wettrüstens, eine Verständigung über die **A b r ü s t u n g** zu erreichen sein. Dann erst ist freie Bahn geschaffen für den **e n t s c h e i d e n d e n** Einfluß des arbeitenden Volkes auf unser wirtschaftliches und politisches Leben.

Ein dauernder segensreicher Frieden ist demnach nur unter den **B e d i n g u n g e n** möglich:

- keine** Eroberungen,
- keine** Vergewaltigung irgendeines Volkes,
- freier** Wettbewerb aller Völker im Ausland,
- Vereinbarungen** über die friedliche Regelung der Streitfragen zwischen **den** Regierungen,
- planmäßige** Einschränkung der Rüstungen.

Ein solcher Frieden entspricht so sehr dem Nutzen der großen Masse des Volkes in allen Ländern, daß er möglich sein muß, schon jetzt möglich sein muß.

Wer dies erkannt hat, wird mit uns verlangen, daß nicht der Krieg zwecklos weiter und weiter getrieben wird; daß nicht die furchtbaren Folgen des Krieges mehr und mehr vergrößert werden, und schließlich doch kein anderer Frieden zustandekommt als der, den wir schon jetzt erreichen müßten, wenn nur endlich mit ernsthaften Friedensverhandlungen begonnen würde.

Dies hängt jedoch nicht von dem guten Willen des deutschen Volkes allein ab. Nein, bei dem arbeitenden Volke aller Länder muß die Erkenntnis durchdringen, daß es jetzt endlich an der Zeit ist, Frieden zu machen auf der von uns vorgeschlagenen Grundlage. In diesem Sinne zu wirken, das arbeitende Volk im eigenen Lande aufzuklären und auch bei unseren ausländischen Gesinnungsgenossen, wo wir immer nur die Gelegenheit dazu haben, die Anregung zu geben: das ist die besondere Aufgabe der Sozialdemokratie.

Ueber den Abschluß des von uns zu erstrebenden Friedens werden wir auch gelegentlich der nächsten Kriegstagung des Reichstages — im März — mit den bürgerlichen Parteien und den Regierungen zu verhandeln haben. Wie dies jetzt am besten geschehen kann, das werden wir uns auf Grund der Erfahrung mit der zweiten Kriegstagung des Reichstags sorgfältig zu überlegen haben.

Einige Genossen haben gefordert, daß wir alles, was wir zu sagen haben, im Plenum des Reichstags in voller Deffentlichkeit sagen sollen. Das schließt nicht aus, daß wir vorher, wie es stets im Reichstag üblich war, den Haushaltsplan in einer Kommission beraten. Dort kann mancher Zweifel beseitigt, manches Mißverständnis aufgeklärt werden. Nachher sind wir noch immer in der Lage, im Plenum das vorzubringen, was wir für notwendig halten.

Dagegen hat sich die freie Kommission auch nach meiner Beobachtung nicht bewährt. Ihr Mangel ist, daß sie keine Beschlüsse fassen und daher nicht Anträge an das Plenum richten kann.

Es liegt auch gar kein Grund vor, bei der Beratung des Haushaltsplans von dem regelmäßigen Verfahren abzuweichen. Die Vorlage kann nach der ersten Lesung im Plenum an die Kommission verwiesen werden, und die zweite und dritte Beratung im Plenum finden erst statt, nachdem die Kommission ihre Arbeit beendet hat.

Auch bei diesem Verfahren kann sich und muß sich unsere Fraktion in der ersten Beratung im Plenum die größte Zurückhaltung auferlegen. Wie sie sich in der zweiten und dritten Lesung im Plenum zu verhalten hat, das hängt von dem Ergebnis der Kommissionsberatung ab.

Am wichtigsten muß für uns in diesen Verhandlungen sein — neben der Fortsetzung des Krieges, solange es zur Verteidigung unseres Vaterlandes notwendig ist — die Friedensfrage. Dann kommen in Betracht die Erfahrungen mit der Durchführung des Krieges und mit dem Kriegszustande, die Maßnahmen zur Vinderung der durch den Krieg verursachten Not. Hier muß angeknüpft werden an das, was bereits geschehen ist, sich aber als ungenügend herausgestellt hat.

Am meisten anzuerkennen sind wohl die Bemühungen der Reichsverwaltung, dem Volke die notwendigsten Gebrauchsgegenstände zu beschaffen. Die Vorräte müssen aber viel besser als bisher verteilt und der Wucher mit diesen Waren muß unbedingt vermieden werden. Für die neue Ernte muß die Reichsverwaltung beizeiten mit viel niedrigeren Höchstpreisen vorgehen, und dort, wo dies zu Härten gegenüber kleinen Produzenten führen könnte, müßte die Reichsverwaltung Zuschüsse zahlen.

Sehr weit zurück sind wir noch immer in der Unterstützung der Familien, die durch den Krieg ihres Ernährers beraubt worden sind.

Die Familienunterstützung für die Kriegsteilnehmer ist zu gering. Nur zu oft versagen hier die Gemeinden und leisten nicht die Zuschüsse, die die Lebenshaltung der Familien erfordert. Die Erfahrung zeigt, daß wir nicht mit den allgemeinen Vorschriften des Reichsgefetzes vom 28. Februar 1888 und 4. August 1914 auskommen, sondern daß sowohl für die Feststellung der zu unterstützenden Familien als auch für die Bemessung der Unterstützung genauere Bestimmungen notwendig sind.

Noch ungenügender ist die Unterstützung der Arbeitslosen. Hoffentlich wird die Reichsverwaltung dem Reichstage im März eine Zusammenstellung dessen vorlegen, was auf diesem Gebiete geschehen ist, welche Gemeinden eine Arbeitslosenunterstützung eingeführt haben und wie hoch die Unterstützungen sind. Danach werden wir unsere Verbesserungsanträge einzurichten haben.

Die Arbeitslosenunterstützung ist aber nicht nur während des Krieges, sondern auch nach dem Kriege zu gewähren. Müssen wir doch mit der Gefahr rechnen, daß dann, wenn nach der Beendigung des Krieges die Militärlieferungen aufhören, viele Arbeiter arbeitslos sein werden. Hierfür müssen wir Fürsorge treffen.

Ferner muß die Lücke ausgefüllt werden, die in der Wochenhilfe besteht. Sie wird nur den Wöchnerinnen der Kriegsteilnehmer gewährt, ist aber für die Wöchnerinnen der Arbeitslosen genau so notwendig.

Dazu muß — selbstverständlich ebenfalls auf Kosten des Reichs — die Krankenhilfe für alle diese Familien kommen.

Die Verhältnisse, wie sie sich nach dem Kriege gestalten werden, erfordern noch eine ganze Reihe von Verbesserungen.

Die Entschädigungen der Familien, deren Ernährer gar nicht oder arbeitsunfähig aus dem Kriege zurückkehren, entsprechen nicht mehr den jetzigen Ansprüchen. Sie müssen wesentlich erhöht und anders abgestuft werden.

Außerdem sei hervorgehoben die Frage, wie es mit den Familien werden soll, die ohne ihre Schuld einzig und allein infolge des Krieges die Miete nicht ganz bezahlen konnten oder sonst in Schulden geraten sind. Sollen sie schuldlos den Pfändungen rücksichtsloser Gläubiger preisgegeben werden?

Wahrlich, unsere Partei hat eine Fülle wichtiger und zum Teil recht schwieriger Anträge vorzubereiten und alles zu tun, um sie zur Annahme im Reichstag und im Bundesrat zu bringen. Hierzu muß unsere Partei ihre ganze Kraft einsetzen. Einigkeit, geschlossenes Vorgehen aller Parteigenossen ist jetzt notwendiger als je. Alles, was unsere Kraft zerpfittert, ist

jetzt ein um so größeres Verbrechen an der Partei, an der Arbeiterchaft und an der Gesamtheit.

Dabei ist anzuerkennen, daß es sich oft um die denkbar wichtigsten, folgenschwersten Beschlüsse handelt, bei denen der einzelne, wenn er sich gegen sein eigenes Urteil schließlich der Mehrheit fügen muß, gar leicht im Zweifel sein kann, ob er dieses Opfer noch bringen darf. Ich gestehe, daß ich selbst diesen Kampf habe durchmachen müssen.

Aber ich hoffe, daß wir alle aus den letzten Erfahrungen gelernt haben: gerade jetzt ist ein fester, unbedingter Zusammenhalt in der Partei das wichtigste Gebot dieser ernsten Zeit. Jeder von uns sollte für diesen Zusammenhalt eintreten und alles rücksichtslos bekämpfen, was die Einigkeit der Partei zu stören geeignet ist. In der Beratung soll jeder einzelne weiter seinen Mann stellen und die Genossen für das zu überzeugen suchen, was er für richtig hält. Dann aber hat sich jeder einzelne den Beschlüssen der Mehrheit zu fügen und das letzte Wort in der Sache dem Parteitage nach dem Kriege zu überlassen.

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

### VIII.

Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) bis zum Ausbruch der großen französischen Revolution (1789) stand das europäische Kriegswesen unter dem Zeichen der stehenden Heere dressierter Lohnsoldaten.

Zwar war das Kondottierewesen zunächst nur in seiner schroffsten Form verschwunden; militärische Großunternehmer sozusagen, die eigene Heerhaufen unterhielten, um sie bald dieser, bald jener Macht zu verkaufen, gab es seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr. Aber in seiner milderen Form, in der Beauftragung erprobter Kriegsleute durch die Regierungen, Regimenter zu werben, die dann bis zu einem gewissen Grade Eigentum dieser Kriegsleute blieben, von ihnen innerhalb desselben Staates gekauft und verkauft wurden, starb es erst nach und nach ab, wie sich denn in der Kriegsgeschichte so wenig wie in aller andern Geschichte die Entwicklung in schroffen Wechselln, sondern nur in allmählichen Uebergängen vollzieht.

Frankreich, das lange mit Spanien um die europäische Vorherrschaft gerungen hatte, war aus dem Dreißigjährigen Kriege als Sieger hervorgegangen. In konsequenter Entwicklung, deren einzelne Stufen durch die Namen Ludwigs XI., Heinrichs IV. und namentlich Richelieus gekennzeichnet werden, hatte es sich zu einer modernen Monarchie mit ausgebildeter Bureaucratie und ausgiebigem Finanzsystem emporgearbeitet. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges war diese Monarchie unter Mazarin, dem Nachfolger Richelieus, noch einmal dem heftigen Ansturm der Fronde ausgesetzt, in der sich der große Feudaladel zum letzten Male zusammenschloß, aber sie blieb siegreich; während der langen Regierungszeit Ludwigs XIV., der erst im Jahre 1715 starb, war sie die europäische Vormacht, deren Uebergewicht nur durch Koalitionen der anderen europäischen Mächte, namentlich Englands, Hollands und Oesterreichs, eingedämmt werden konnte.

In diesen Kriegen entwickelten sich die stehenden Heere, zuerst in Frankreich, und nach dessen Muster auch in den übrigen Staaten. Wie die Scharen der Landsknechte beruhten sie auf dem Prinzip der Werbung; sie als Waffenschule der Landeskinder zu betrachten, lag dem Gedankenkreis der Zeit vollkommen fern. Um volle Kassen zu bekommen, und ohne sie war an kein stehendes Heer zu denken, mußten die Arbeitskräfte der immer noch spärlich gesäten Bevölkerung sorgsam geschont werden; es war gar nicht daran zu denken, die „Bevölkerung“ des Landes, die immer eine Haupt Sorge der damaligen Regierungen blieb, dadurch zu stören, daß junge Bauern und Handwerker zum Heeresdienst herangezogen wurden.

Das erste Material zur Bildung der stehenden Heere lieferte die verwilderte Soldateska des Dreißigjährigen Krieges, sowie die Unmasse von Landstreichern und Verbrechern, die durch diesen Krieg herangezüchtet worden waren. Sie bedurften von vornherein einer eisernen Disziplin, und dies Menschenmaterial verschlechterte sich in dem Maße, als die Werbung sich ins Ausland richtete, um die einheimischen Arbeitskräfte zu schonen. Es bestätigte sich, was schon Machiavelli gesagt hatte: „Diejenigen, die sich, ohne eure Untertanen zu sein, freiwillig anwerben lassen, sind der Auswurf der Gesellschaft.“ Aber auch die freiwillige Werbung versagte, je geringere Aussichten der Heeresdienst selbst den ärgsten Taugenichtsen bot; es war nicht mehr wie in den Tagen Frundsbergs oder auch noch Wallensteins, wo wer dem Kalbsfell folgte auf Beute oder Ehre oder wenigstens ein ungebundenes Abenteuerleben rechnen konnte; was jetzt den Rekruten erwartete, nach dem kurzen Rausche, worin er sein Werbegeld vergeudet hatte, war ein lebenslängliches Einerlei von kärglichem Sold, knapper Nahrung und grausamer Mißhandlung. So griffen die Werbeoffiziere zur Gewalt und List, um Rekruten zu bekommen, die — so trieb ein Keil den anderen — wieder der härtesten Zwangsmittel bedurften, um militärisch etwas zu leisten. Der Dienst als gemeiner Soldat, der im sechzehnten Jahrhundert noch dem kleinen Adel als standesgemäß erschien, galt im achtzehnten Jahrhundert dem ärmsten Bauer nicht nur als ein Unglück, sondern auch als eine Schande.

Die Tapferkeit dieser Söldner beruhte nach einem treffenden Worte des preussischen Königs Friedrich darauf, daß der Soldat seinen Offizier mehr fürchtete als den Feind; „anders wird man es nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von dreihundert Kanonen, die ihn niederschmettern, zum Sturm zu führen“. Aber alle Disziplin zerbrach, wenn sie durch den Hunger angenagt wurde; ihre erste Vorbedingung war, daß für die Verpflegung des Soldaten rechtzeitig und regelmäßig gesorgt wurde. Es lag ohnehin im Interesse aller Staaten, daß mit dem wilden Raubsystem gebrochen wurde, wodurch sich die Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges ernährt und so grauenvolles Elend über einen so großen Teil des europäischen Festlandes gebracht hatten. Aber wenn man davon auch ganz absehen wollte, so durfte man die stehenden Söldnerheere, die sowieso jeden Tag durch massenhafte Desertion gelichtet wurden, nicht ihren Lebensunterhalt requirieren lassen, ohne die dringende Gefahr zu laufen, daß sie sich wie eine plündernde Räuberhorde nach allen vier Windrichtungen zerstreuten.

Aus dieser harten Notwendigkeit entstand die Magazinverpflegung der stehenden Heere. „In den niederländischen Kriegen Ludwigs XIV. wurde das Fünf-Märsche-System ausgebildet, das heißt: es wurde der Grundsatz aufgestellt, daß ein Heer sich nicht weiter als fünf Märsche von seinem Magazin entfernen dürfe. Dann wurde Halt gemacht und ein neues Magazin angelegt. In der Mitte, zwei Märsche von der Armee, drei von dem Magazin, befand sich die Bäckerei. Nur unter solchen Bedingungen befand sich die Verpflegung völlig gesichert. Denn neun Tage blieb das in der Feldbäckerei gebackene Brot nur genießbar. Zwei Tage gebrauchten die Wagen von der Armee zur Bäckerei, einen Tag Ruhe und Aufladen, zwei zurück: so gingen sie hin und her und ließen einigen Spielraum für unvorhergesehene Zwischenfälle, was durchaus nötig war in Zeiten ohne Chaussées, wo anhaltender Regen die Wege für Lastfuhrwerke zeitweilig unpassierbar machte.“ (H. Delbrück.) Nach diesem System ist 1792 noch der Herzog von Braunschweig in Frankreich eingerückt; in jeder Festung, die er nahm, verweilte er einige Tage, um ein Magazin einzulegen.

Die stehenden Heere wurden erst möglich und dann auch notwendig, als die modernen Monarchien eine bestimmte Höhe der Entwicklung erreicht hatten. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß diese Monarchien immer noch die feudalen Eierschalen an sich trugen. Die mittelalterlichen Gewalten hatten zwar kapituliert, aber keineswegs auf Gnade und Ungnade. Sie hatten sich einen erklecklichen Anteil an dem neuen Machtmittel des Absolutismus zu sichern verstanden. Sie stellten das Offiziercorps der stehenden Heere, deren Mannschaften sich aus dem Abschraum der Gesellschaft oder im günstigsten Fall aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung rekrutierten.

Die Tatsache springt schon sinnenfällig in die Augen, wenn man zur Zeit Ludwigs XIV. an der Spitze der französischen Heere die Turenne, Condé, Luxemburg sieht, dieselben Generale, die in der unmündigen Jugend dieses Königs an der Spitze der Fronde den letzten verzweifeltsten Versuch gemacht hatten, die moderne Monarchie zu stürzen. Waren sie immerhin noch militärisch leistungsfähig, so blieb es bei den adligen Befehlshabern auch dann, als der französische Adel seinen alten feudalen Trug gebändigt hatte und im höfischen Nichtstun vertam. Die französischen Marschälle des Siebenjährigen Krieges waren eine ganze Galerie unfähiger oder gar unsauberer Tunichtgute. Trotz der immer noch guten Ausrüstung ihrer Truppen ließen sie sich Jahr für Jahr von dem durchaus minderwertigen, aus englischen, hannoverschen, hessischen, braunschweigischen und anderen kleinstaatlichen Kontingenten bunt gemischten Heere des Herzogs Ferdinand von Braunschweig schlagen, der von seinem bürgerlichen Geheimsekretär Philipp Westphalen strategisch beraten wurde. Eine Enkelin dieses Westphalen ist später die Frau unseres Karl Marx geworden.

In demselben Kriege erwies sich für Oesterreich kaum minder verhängnisvoll das Händchen, das sich der feudale Adel in dem Heerbefehl gesichert hatte. Der Marschall Daun, dem Jahr für Jahr der Oberbefehl übertragen wurde, war zwar keineswegs ein unfähiger Heerführer; er hat sogar, außer bei Lorgau, wo er frühzeitig verwundet wurde und das Schlachtfeld verlassen mußte, allemal über den preußischen König gesiegt, wann immer er ihm in offener Feldschlacht gegenüberstand, und ihm auch sonst manchen

bösen Streich gespielt. Aber er war ein ewiger Zauderer ohne kriegerische Initiative, und sehr bald wurde es der Kaiserin Maria Theresia, ihrem Staatskanzler Kauniz und nicht zum wenigsten Daun selbst klar, daß er nun und nimmer dazu kommen würde, Schlesien zurückzuerobern, was doch eben der erste und letzte Zweck des Krieges war. In jedem Frühling erklärte Daun, daß er die Bürde los sein wolle, und in jedem Frühling wurde mit aller Bereitwilligkeit beraten, wer ihn ersetzen könne; auch hatte Kauniz längst den richtigen Mann in dem General Laudon gefunden, aber diesen Kandidaten durchzusetzen gelang ihm trotz all seiner sonstigen Allmacht nicht. Denn Laudon war von geringem Adel, dazu Ausländer und Protestant; er stand so tief auf der Anciennitätsliste, daß er eine Masse aristokratischer Hohlköpfe hätte überspringen müssen, um an die Spitze des Heeres zu gelangen. Eine solche Zumutung durfte der österreichischen Aristokratie nicht gestellt werden, und sie selbst konnte keinen Mann liefern, der auch nur entfernt an Daun heranreichte. Der Marschall selbst schrieb in seinem wunderlichen Stil an seine Kaiserin: „Le plus grand mal est, daß wir halt keine Männer haben“, und mußte ausharren bis zum trübseligen Ende. Im übrigen ist auch sonst aus der österreichischen Kriegsgeschichte bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein bekannt, wie oft und schwer die Tapferkeit der Truppen unter der Unfähigkeit der „hochgeborenen Esel“ gelitten hat, die sich durch ihre Geburt zu großen Kriegshelden berufen glaubten.

Auch im preußischen Heere hatte die Geburtsaristokratie einen festen Boden, aber doch wieder in mannigfach anderer Weise, als in Frankreich und Oesterreich. Bei genauerer Prüfung ergeben sich dabei manche lehrreichen Unterschiede.

## IX.

War Frankreich zur Zeit der stehenden Söldnerheere die erste Militärmacht Europas, so galt doch seit der Mitte und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Preußen als der militärische Musterstaat.

Um die Tatsache zu verstehen, muß man zunächst die Erklärung zurückweisen, die der neueste preußische Kriegshistoriker dafür gibt, nämlich weil die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich den „allerunumschränktesten Absolutismus errichtet“ hätten, der „irgendwo in der Welt bestanden“ habe. Das ist eine — wenn der paradoxe Ausdruck gestattet ist — echte Stuch-Legende, die von andern preußischen Historikern längst zerstört worden ist, aber wie es scheint immer von neuem aufgemuntert werden soll.

Begründer des stehenden Heeres war in Preußen der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der im Jahre 1640 als junger Mann von zwanzig Jahren zur Regierung kam. Noch tobte der Dreißigjährige Krieg, der die Mark Brandenburg grausamer verheert hat als irgendeine andere deutsche Landschaft, nicht zuletzt weil ihre Wehrverfassung so völlig verfallen war, wie nirgendwo sonst in Deutschland. Der junge Fürst war nahe verwandt sowohl mit dem oranischen wie dem schwedischen Hause. Als Kurprinz hatte er einige Jahre im holländischen Kriegslager gelebt; als seine jahrelange Bewerbung um die Hand der Königin Christine von Schweden, die mit ihm Geschwisterkind war, sich nicht verwirklichen ließ, heiratete er eine Oranierin. In enger Verbindung mit den beiden entwickeltesten Militärmächten der Zeit, kam er in noch engere Verbindung mit der nunmehr aufkommenden

Militärmacht Frankreich: beim Westfälischen Frieden setzte Mazarin reiche Entschädigungen des ohnmächtigen Kurfürsten durch, weil er sich an diesem ein starkes Gegengewicht gegen das Haus Habsburg schaffen wollte.

Dazu war aber ein stehendes Heer notwendig, und der junge Kurfürst hatte militärisches Verständnis genug, diese Notwendigkeit zu begreifen. Damit wäre aber sehr wenig getan gewesen, wenn der märkische Adel, der durch seine Ständetage den Daumen auf dem Geldbeutel hielt, nicht von der gleichen Notwendigkeit überzeugt gewesen wäre. Die brandschatzenden Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges hatten vor den Gutshöfen keineswegs haltgemacht; die erbuntertänige Bauernschaft war durch den Krieg in eine gewisse Gärung geraten und schwer zu behandeln; zahlreiche „Krippenreiter“, verarmte Junker, die in mehr oder weniger verschämter Weise den Straßenraub betrieben, lagen dem Adel schwer auf dem Halse, so daß ihm an ihrer standesgemäßen Versorgung viel gelegen sein mußte. Diese und andere Ursachen machten ihn der Errichtung eines stehenden Heeres sehr geneigt, und auf dem Landtage von 1653 bewilligten die Stände dem Kurfürsten die „Kontribution“, das heißt die ständige Steuer, die er brauchte, um ein Söldnerheer zu werben und zu unterhalten.

Dabei sicherten sie sich aber, entsprechend den Machtverhältnissen der Vertragsschließenden, den Löwenanteil des Vertrages. Die „Kontribution“ sollte nur von den Bauern und den Städten aufgebracht werden, und der Adel selbst steuerfrei bleiben; ferner sollte ihm die unbedingteste „Gutsherrlichkeit“ zustehen, ein vollständiges Herrenrecht über die bäuerliche Klasse, die damals die große Masse der Bevölkerung bildete, und endlich beanspruchte der Adel die Offiziersstellen des neuen Heeres, was ihm allein schon eine größere Macht sicherte, als er in seinen verfallenden Ständetagen preisgeben mochte. Dies neue Preußen entstand als junkerliche Militärmonarchie, die am ehesten noch in dem Schweden Gustav Adolfs ihr Vorbild hatte.

So wenig wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat sein Enkel, der König gleichen Namens, den „allerunumschränktesten Absolutismus zu errichten“ vermocht, obgleich er unter allen seinen Vorgängern und Nachfolgern am eifrigsten bemüht gewesen ist, diesen „rocher de bronze zu etablieren“. Es ist vielmehr die zerbrechlichste Stuck-Legende, von der man nur staunen kann, daß sie immer wieder zusammengeklittet werden soll, wenn diesem Könige nachgerühmt wird, er habe durch das Kantonreglement von 1733 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Ein solches Kantonreglement hat nie existiert; die allgemeine Wehrpflicht war damals in Preußen so unmöglich wie in irgendeinem europäischen Staat; dem König lag jeder Gedanke daran so fern, daß er schon gegen das Wort „Miliz“ einen Vernichtungskrieg führte und das Söldnerwesen des Heeres nicht scharf genug ausprägen konnte.

Was durch die Legende vom Kantonreglement auf den Kopf gestellt wird, ist vielmehr die Tatsache, daß sich das längst überlebte Kondottierwesen im stehenden Heere des preußischen Staates länger fortgeschleppt hat, als in irgendeinem anderen Heere, bis in die Katastrophe von 1806. Und zwar in der Form der berühmten Kompagniewirtschaft. Die Regierung streckte den Kapitänen bestimmte Summen vor, um Rekruten zu werben und zu besolden; die Kapitäne aber benutzten das Herrenrecht, das sie als Adel

über die bäuerliche Bevölkerung besaßen, um die erbuntertänige Jugend zum Heeresdienst zu pressen und nach notdürftiger Ausbildung dem Ackerwerk wieder zuzustellen. Dadurch war den Kapitänen die Möglichkeit gegeben, einen großen Teil der von der Regierung vorgeschossenen Summen in die eigene Tasche zu stecken, wobei sie sich obendrein mit gefälligen Listen in den Ueberlieferungen der Kondottierezeit hielten. Dieses „Rantonsystem“ ist der schlagendste Beweis nicht für, sondern gegen den preußischen Absolutismus; die Krone hat es nicht erfunden, sondern sich ihm erst nach langem Widerstreben anbequemt, weil der Adel mächtiger war als sie.

In einer ganz anderen Beziehung hatte sie es aber allerdings leichter, als der französische König oder der deutsche Kaiser, tüchtige Offiziere heranzubilden. In Preußen gab es keine mächtige und reiche Aristokratie, sondern nur ein armes und zahlreiches Junkertum, das aus jenen unfreien Ministerialen entstanden war, die einst im Dienste der kaiserlichen Markgrafen die ostelbischen Landschaften den Slawen entrisßen hatten. Dieser niedere Adel, den die großen Feudalherren außerhalb Preußens nur über die Achsel anfaßen, war als Klasse mächtig genug, und gegen seinen Willen konnte der König am letzten Ende nichts durchsetzen, aber über die einzelnen hatte er schon wegen ihrer Menge eine große Gewalt. Es gab eine Unzahl armer Teufel darunter, die bald dahinter kamen: „Königsbrot ist immer das beste Brot“, zumal da diesem protestantischen Adel die Möglichkeit geistlicher Versorgung fehlte oder doch die Sinekuren, die es noch bei säkularisierten Domstiftern gab, verdienten Offizieren vorbehalten wurden. Es ist eine unerlaubte Verallgemeinerung einer ganz vereinzelter Erscheinung, wenn erzählt wird, daß die preußischen Könige den Adel zwangsweise zum Militärdienst hätten pressen müssen. Das ist nur anfangs und nur in Ostpreußen geschehen, dessen Adel sich zunächst der preußischen Herrschaft nicht fügen wollte. Er hat sich aber sehr bald gegeben; schon der Neffe desselben Kalkstein, den der Kurfürst Friedrich Wilhelm als Hochverräter hatte enthaupten lassen, ist der militärische Erzieher des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich geworden.

Wenn man in diesem Könige den klassischen Vertreter des preußischen Militärstaats erblickt, so ist er vor allem darauf bedacht gewesen, das Offizierkorps aus dem niederen Adel zu rekrutieren. In der Schlacht bei Prag hat einmal ein Erbprinz von Schönau-Carolath die Reiterei befehligt, aber es ist zum ersten und zum letzten Male geschehen, daß ein Standesherr vom Könige Friedrich einen militärisch hervorragenden Auftrag erhalten hat. Selbst gegen den niederen Adel, wenn er einigermaßen wohlhabend war, hegte der König ein tiefes Mißtrauen; einem Grafen Schulenburg, der seinen Sohn zum Offizier befördert haben wollte, erwiderte er, daß er den Befehl gegeben habe, keinen Grafen in das Offizierkorps aufzunehmen. „Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu. . . . Im Falle einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an.“ In ähnlicher Weise hat der König oft seine Abneigung gegen reiche oder vornehme Offiziere ausgesprochen.

Eine besondere Vorliebe bekundete er dagegen für die sogenannten Pancken, den ganz kleinen kassubischen Adel an der polnischen Grenze, der

schon in halb polnischen Zuständen lebte, oft mehrere Familien auf derselben Sandbüchse. Für diesen Adel ließ er in Stolp und Kulm besondere Kadettenschulen errichten, um die „Herren Junkers“ im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, denn die Kenntnis dieser elementarischen Künste war für den Eintritt in das große Kadettenhaus in Berlin notwendig. Aus diesen Hinterwäldern hat der König auch manchen Kriegsmann gezogen, der sich unter ihm oder seinen Nachfolgern bewährt hat. Auf dem Dorf Groß-Gustkow bei Bütow im „blauen Ländchen“ hauste auf zahlreich zerplitterten Gutsanteilen die Familie v. Jorck. Einer davon, den die dürftige Parzelle nicht mehr nährte, wurde Prediger eines ärmlichen Stranddorfs, und der Enkel dieses „Hungerpastors“ sowie Sohn einer Handwerker-tochter war der General Jorck, der berühmte Mann von Taurroggen; seine offizielle Biographie feiert ihn freilich als Sprößling eines englischen Adelsgeschlechts, dessen einer Zweig als treuer Anhänger der Stuarts zu Cromwells Zeit ausgewandert sei, während der andere in der alten Heimat in den Carls von Hardwicke fortblühe. Was wieder einmal reiner Stuch ist.

Innerhalb des so rekrutierten Offizierkorps herrschte gewissermaßen eine demokratische Organisation. Wer eintrat, mußte eine frugale und harte Lehrzeit von etwa zwanzig Jahren durchmachen, bei einem Monatssolde von zehn bis vierzehn Talern; dann winkte die Kompagnie, die ihrem Inhaber gestattete, innerhalb eines Jahrzehnts ein kleines Vermögen zu ersparen, mit dem er ruhig an der Majorsecke scheitern konnte. Bis zum Major war Aufrücken nach dem Dienstalter unbedingter Grundsatz, an dem der König nicht rütteln konnte, doch blieb die Anciennität auch für die höheren Befehlsstellen eine nicht leicht zu überschreitende Regel. In den Räten des Siebenjährigen Krieges hat der König wohl einmal bei der Parole erklären lassen, bei den Ernennungen vom Obersten ab werde er sich nicht mehr an das Dienstalter binden; wenn er einen Fähnrich in seinem Heere wüßte, der die Qualitäten des Prinzen Eugen von Savoyen besäße, würde er ihn sofort zum Generalfeldmarschall ernennen. Aber in der Praxis fiel ihm doch sehr schwer, diesen Grundsatz durchzuführen. Als er gleich nach dessen Verkündung einem General, dem er besonders vertraute, den Befehl über andere Generale anvertrauen wollte, die in der Anciennität voranstanden, half er sich damit, ihn zu dem zu ernennen, „was ein Diktator bei der Römer Zeiten vorstellte“. Ob sich dieser Ausweg als probat erwiesen hätte, läßt sich nicht sagen, da der neue „Diktator“ innerhalb weniger Tage von den Russen aufs Haupt geschlagen wurde.

Ueberhaupt war die Generalität, wie der König selbst anerkannte, die schwache Seite dieses Offizierkorps, und das hatte seinen Grund in dessen geringer Bildung. Der jetzige Feldmarschall v. d. Goltz hat, als er noch Major im Generalstab war, den friderizianischen Offizier als den gebildeten Vertreter der deutschen Nation gefeiert, aber für diese kühne Behauptung seit einem Menschenalter nur e i n e n Gläubigen gefunden, und zwar in dem bürgerlichen Milizschwärmer Bleibtreu. Der alte Berenhorst, der als Zeitgenosse das preußische Heer durch und durch kannte, schildert in seinen berühmten „Betrachtungen über die Kriegskunst“ sehr drastisch, wie den Offizieren beim Regierungsantritt des Königs Friedrich selbst die militärische Kunstsprache noch ein Rätsel mit sieben Siegeln war. Als der Befehl erteilt wurde, in Kolonnen zu marschieren, tuschelten sich die wackeren Kriegsknechte

zu: Wat is denn nu Kolunnige?, und als sie nicht hinter das Geheimnis kamen, beruhigten sie sich: Eh wat, ik folge op min Boddermann, wo de hinarfchiert, ik och. Friedrich hat sich nun einigermaßen wenigstens um die militärische Ausbildung der Offiziere bemüht, aber doch nur mit einem Erfolge, der ihn selbst sehr wenig befriedigte.

Unzweifelhaft gab es in dem preußischen Heere einige höhere Offiziere, die im Sinne ihrer Zeit gebildet und selbst hochgebildet waren, wie den Feldmarschall Schwerin, aber ihrer waren ganz wenige. Selbst der General Winterfeldt, den man wohl den Generalstabschef des Königs genannt hat, gehörte zu denen, von denen es hieß: „Der Dorfschulmeister wurde gebraucht, ihm die ganze Fülle seiner Gelehrsamkeit beizubringen.“ Winterfeldt selbst bekannte, mehr von einem alten Sergeanten gelernt zu haben als von dem Predigamtstribunen, der ihn nach dem Willen seiner Eltern hatte unterrichten sollen. Die eigentlichen Muster der höheren Offiziere waren jener General Blandensee, von dem der König behauptete, es werde nicht zu merken sein, wenn er seinen Geist aufgebe, oder der Feldmarschall Moritz von Dessau, den sein Vater, der alte Dessauer, ohne allen Unterricht hatte aufwachsen lassen, in gespannter Erwartung, was die reine Natur aus diesem seinem Lieblingssohne machen werde. Da Schwerin und Winterfeldt schon im ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges gefallen waren, fehlte es bald an Generalen, denen ein selbständiger Heerbefehl anvertraut werden konnte; auch der berühmte Reitergeneral Seydlitz, geschweige denn der noch vollstümlichere Zieten, waren dieser Aufgabe nicht gewachsen.

Der Mangel an fähigen Generalen veranlaßte den König, die selbständigen Kommandos, die er selbst nicht führen konnte, den nachgeborenen Prinzen seines eigenen Hauses oder der von ihm abhängigen Fürstenhäuser, wie Braunschweig und Dessau, anzuvertrauen. Auch dieses Auskunftsmittel hatte seine Haken, denn ungeachtet sorgfältigster Auslese stieß er hier keineswegs immer auf geborene Helden und zudem war er noch stark von dem Argwohn beherrscht, der ehemals den spanischen Philipp gegen den eigenen Bruder mißtrauisch gemacht hatte. In der Tat hat Friedrich seinen ältesten Bruder und Thronfolger, der sich als selbständiger Heerführer nicht bewährt hatte, so unbarmherzig durch moralische Spießruten gejagt, daß der Prinz vor Kummer in noch frühen Jahren starb. Dies Beispiel wirkte abschreckend genug; ein anderer prinziplicher Heerführer, ein Herzog von Braunschweig-Bevern, der ebenfalls seine Sache verpaidelt hatte, beritt auf die Kunde vom Herannahen des Königs bei nächtlicher Weile, nur von einem Reitknecht begleitet — ein in aller Kriegsgeschichte einzig dastehender Fall —, die Vorposten seines Heeres, um sich von den Kroaten gefangen nehmen zu lassen. Am bezeichnendsten für dieses aus der Kondottierezeit überkommene Mißtrauen des Königs ist das von ihm erlassene Hausgesetz, wonach kein Prinz des königlichen Hauses die höchste militärische Würde erlangen dürfe; als der König Wilhelm im Herbst 1870 den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen ernannte, betonte er ausdrücklich, daß es „der erste Fall derart in Unserm Hause“ sei.

Dem damaligen preußischen Offizierkorps war es zu danken, daß der König den Siebenjährigen Krieg militärisch durchhalten konnte. Man ist fast versucht, es eine Art Mönchsorden zu nennen, woran äußerlich auch schon die Tatsache erinnert, daß der König, soweit seine Macht irgend

reichte, die Offiziere zur Ehelosigkeit zwang. Ohne eine farge und lange Novizenzzeit gelangte keiner zu den höheren Stellen, die unter solcher Vor- aussetzung für jeden erreichbar waren; es spricht doch für dieses frugale und harte Geschlecht, daß ein Mann wie Gotthold Ephraim Lessing gern in seinen Kreisen verkehrt, ja die frischeste und froheste Zeit seines Lebens darin ver- bracht hat. Arme Teufel zum großen Teil, die nichts als ihre Ehre, ihren Degen und ihr Leben besaßen, die ihr Leben täglich in die Schanze schlugen und manchenmal auch gegenüber den despotischen Launen des Königs lieber ihren Degen zerbrochen als ihre Ehre besteckten.

Aber der Siebenjährige Krieg ist nicht nur ihr Ruhm, sondern auch ihr Verhängnis gewesen. Ihrer viertausend waren auf dem Schlachtfelde ge- blieben, und nach dem Frieden gelang es nicht, die Lücken auszufüllen, zu- mal da das Heer beständig anwuchs. Der König verstand es nicht, die zer- störte Organisation des Offizierkorps wiederherzustellen; alle militärischen Neuerungen, die er nach dem Kriege einführte, wirkten dahin, aus den Offi- zieren eine Bande „wuchernder Krämer“ zu machen, wie sich Boyen, der spätere Reformator des Heeres, grob, aber treffend ausdrückte. Die Kompagnie- wirtschaft, das schwerste Leiden des Offizierkorps und eine gefährliche Quelle der Korruption, wurde durch die „Reformen“, die der König daran vor- nahm, zu einem fressenden Krebschaden, der die Kampffähigkeit des Heeres binnen weniger Jahrzehnte völlig untergrub.

Von allen Mißgriffen des Königs war der meist getadelte freilich in gewissem Sinne der erklärlichste. Auch von seinen bürgerlichen Bewunderern ist der „Philosoph von Sanssouci“ ziemlich grob angehaucht worden, weil er nach dem Siebenjährigen Kriege alle bürgerlichen Offiziere aus dem Heere vertrieb, die in den Räten des Krieges dahinein gelangt waren und sie, soweit der Bedarf an Offizieren durch den einheimischen Adel nicht gedeckt wurde, durch adlige Abenteurer aus der Fremde ersetzte. Es mag nur nebenbei be- merkt werden, daß die bürgerlichen Offiziere gemeiniglich auch nicht die besten Brüder waren. Wenn junkerliche Offiziere dem König lieber ihre Degen vor die Füße warfen, ehe sie seinen Befehl ausführten, ein kursächsisches Jagdschloß zu plündern, ein bürgerlicher Offizier diesen Befehl aber mit Wonne ausführte und dabei die eigenen Taschen bis obenauf füllte, während der königliche Anteil an dem Raube wenigstens den Lazaretten verschrieben wurde, so mußte Friedrich in seiner Auffassung bestärkt werden, daß nur der Adel Ehre im Leibe habe. Indessen man kann davon ganz absehen; bei der starren ständischen Gliederung des friderizianischen Staates konnte dem bürgerlichen Stande gar nicht der Offizierberuf geöffnet werden, ohne den Staat von Grund aus umzuwälzen. Das hat zwar die Schlacht von Jena vollbringen können, aber nicht der König Friedrich, selbst wenn er gewollt hätte.

Es ist das Pech der liberalen Geschichtschreibung, daß sie immer auf die unrichtige Fährte gerät, wenn sie einmal einen König zu tadeln wagt. Die persönliche Vorliebe des Königs für den Adel war nur der Reflex der altpreußischen Staatsräson, und deren Konsequenz war die Ueberflutung des preußischen Offizierkorps durch den ausländischen Adel, von dessen Werbung daselbe galt, was Machiavelli von der Werbung ausländischer Rekruten gesagt hat: man bekam nur Abhub und Auswurf. Es war eine völlige Rückbildung auf das Landsknechtswesen des Dreißigjährigen Krieges.

Im Jahre von Jena befanden sich unter den Stabsoffizieren des preußischen Heeres 19 Franzosen, 3 Italiener, 1 Grieche, 20 Polen, 3 Oesterreicher, 6 Holländer, 23 Kurländer und Russen, 15 Schweden, 5 Dänen, 13 Schweizer, dazu aus dem nichtpreußischen Deutschland 4 Bayern, 8 Württemberger, 39 Mecklenburger, 10 Anhalter, 12 Braunschweiger, 108 Sachsen und Thüringer, 8 Hannoveraner, 18 Hessen, aus sonstigen deutschen Kleinstaaten noch etwa 50. Eine noch bei weitem zahlreichere und mannigfaltigere Mischung fast aller europäischen Nationen (auch Engländer, Schotten und Portugiesen) fand sich unter den Subalternoffizieren. Offiziere von französischen Familien und Namen gab es in der Rangliste über tausend. Eine buntere Mischung von Nationalitäten haben auch die Hauptleute und Obersten der Wallensteinischen Heere nicht aufzuweisen gehabt.

Soweit es auf die Mannschaften ankam, war das preußische Söldnerheer insofern ein klassisches Muster, als in ihm die Disziplin der Entnervung bis in die äußersten Konsequenzen durchgeführt wurde. Während im französischen Heere wenigstens der Stoß verpönt war, wurde er im preußischen Heere vom Morgen bis Abend gehandhabt. Ungefähr die Hälfte des Heeres bestand zwar aus erbuntertägigen Bauernburschen, bei denen eine mildere Disziplin möglich gewesen wäre, aber immerhin waren auch sie gewaltfam gepreßt und vom Gutshofe her ans Prügeln gewöhnt; auch standen sie nur je einen Monat im Jahre bei der Fahne. Das ständige Heer mochte zum kleinsten Teil aus verführten Jünglingen bestehen, die in die Hände der Werber geraten waren, zum weitaus größten Teil bestand es aus Landstreichern, die des Handgelds wegen von einem Heere zum andern desertierten; es waren, sagte Scharnhorst, „Bagabonden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher aus ganz Deutschland“. Diese Gesellschaft war natürlich nur durch die furchtbarsten Zwangsmittel zusammenzuhalten.

Doch handelte es sich hierbei nicht nur um eine grausame Notwendigkeit, sondern — soweit es auf den König selbst ankam — um einen Grundsatz. Er glaubte an keine moralischen Antriebe in dem gemeinen Mann; es war ihm völlig gleichgültig, was diejenigen dachten und fühlten, die, Mann an Mann geschlossen, wohl abgerichtet, den feindlichen Kugeln entgegengeführt wurden. Aus dem Dreißigjährigen Kriege her hatte er sowohl eine gewisse Anhänglichkeit an das Rondottiersystem behalten, als auch von Gustav Adolf die — von ihm selbst nunmehr auf größtem Maßstabe betriebene — Neuerung gelernt, Kriegsgefangene ins eigene Heer unterzustecken. „Der König fand kein Args dabei, in der Weise des Mansfelders oder Friedländers Verträge mit Obersten abzuschließen, die sich erboten, ihm ein ganzes Regiment in der Fremde zu werben. Er nahm 1744 einen Teil der Truppen, die eben erst Prag gegen ihn beschirmt hatten, willig in seine Dienste auf; er nötigte die sächsischen Regimenter, die 1756 bei Pirna kapitulierten, seine Feldzeichen anzunehmen; er rekrutierte in den folgenden Jahren seine Regimenter aus gefangenen Oesterreichern; er hob viele Tausende in Mähren und Böhmen, Sachsen und Mecklenburg, Anhalt und Erfurt aus.“ (M. Lehmann.) Ähnliche Methoden sind auch sonst in den Söldnerheeren vorgekommen, aber nirgends sind sie so systematisch ausgebildet worden wie in dem friderizianischen Heere.

Was dabei schließlich herauskam, hat Scharnhorst so kurz wie treffend in den Worten zusammengefaßt: „Kein Soldat ist so erbärmlich gepeitscht worden wie der preußische, und keiner hat so wenig geleistet.“

## X.

Die Blütezeit der stehenden Söldnerheere war auch die Blütezeit der Ermattungsstrategie. Sie ergab sich ebenso notwendig aus der Heeresverfassung, wie sich die Heeresverfassung aus der jeweiligen ökonomischen Struktur der Gesellschaft ergibt.

In der militärischen Literatur pflegt die Niederwerfungsstrategie als eine höhere Art der Kriegskunst, ja als ihre klassische Regel aufgefaßt zu werden, neben der die Ermattungsstrategie nur als unvollkommenes Aus Hilfsmittel bestehen könne. Die Niederwerfungsstrategie erscheint so als ein Ergebnis höherer historischer Entwicklung. Jedoch ergibt sich die Verkehrt heit dieser Auffassung schon durch einen oberflächlichen Blick auf die antike Kriegsgeschichte. Die alten Athener führten die Perserkriege nach der Nieder werfungs-, den Peloponnesischen Krieg aber nach der Ermattungsstrategie, und doch wird niemand behaupten wollen, daß Athen in den Tagen des Miltiades und Themistokles auf einer höheren Stufe der historischen Ent wicklung gestanden habe als in den Tagen des Perikles. Die neuere Kriegs geschichte wieder begann mit der Niederwerfungsstrategie der nach halb barbarischen Schweizer, während der gegenwärtige Weltkrieg von Tag zu Tag mehr alle Kennzeichen der Ermattungsstrategie auszuprägen beginnt.

Will man einmal von aller geschichtlichen Bedingtheit absehen und einen allgemeinen Unterschied feststellen, so mag man sagen, daß die Nieder werfungsstrategie nicht zwar die höhere, aber die einfachere Form der Krieg führung ist. Napoleon, ihr größter Meister, sagt einmal: „Ich kenne nur drei Dinge im Kriege: täglich zehn Meilen marschieren, kämpfen und ruhen.“ Die Zertrümmerung des feindlichen Heeres durch die Schlacht ist das einzige Ziel der Niederwerfungsstrategie. Die Ermattungsstrategie dagegen ist eher geneigt, die Schlacht als ein Hilfsmittel schlechter Generale zu betrachten; jedenfalls kennt sie neben ihr und zieht ihr je nachdem vor, den Feind durch Abschneiden der Lebensmittel auszuhungern, ihn sich den Kopf an befestigten Stellungen einrennen zu lassen, einzelne seiner Festungen und Provinzen als Pfand für den Friedensschluß zu besetzen, ihn durch strategische Manöver zu überflügeln usw.

Nach dieser Methode sind die Kriege zur Zeit der stehenden Söldner heere geführt worden, manche davon, und auch solche, durch die beträchtliche Eroberungen gemacht wurden, ohne jede Schlacht: so der sogenannte Devolutionskrieg (1667), durch den Frankreich ein großes Stück Flanderns gewann, so der polnische Thronfolgekrieg (1734), durch den es Lothringen erwarb. Auch der bayerische Erbfolgekrieg (1778) hat keine Schlacht gesehen; König Friedrich zwang durch die Auszehrung Böhmens den Kaiser Josef, auf die Erwerbung Bayerns zu verzichten. Eine Ausnahme bildet das erste Jahr des Siebenjährigen Krieges, das vier Schlachten gesehen hat (Prag, Kollin, Rossbach, Leuthen), aber mit jedem folgenden Jahre des Krieges nahm die Zahl der Schlachten ab, und in den beiden letzten Jahren hat der preußische König so wenig eine Schlacht geliefert wie später im bayerischen Erbfolgekriege.

Diese Scheu vor der Schlacht, die die Zeit der stehenden Söldnerheere kennzeichnet, entsprang nun nicht irgendwelchen geistigen oder sittlichen Antrieben, sondern ergab sich ganz von selbst aus dem Wesen der Söldnerheere. In der Schlacht waren sie, nachdem die Musfete über die Pike gesiegt oder

genauer im Bajonett ein Kompromiß zwischen beiden Waffen geschlossen war, wandelnde Schießmaschinen. In drei Gliedern, Schulter an Schulter, in gleichmäßigem Tritt, rechts und links die Pelotonführer, hinten die schließenden Offiziere, die jeden weichenden Soldaten niederschossen oder niederstachen, so wurde vorgerückt, auf Kommando die Salve abgegeben und durch das feindliche Feuer weiter vorgerückt, bis wiederum Halt kommandiert wurde. Wich der Feind vor dem Feuer nicht, so sollte mit dem Bajonett nach ihm gestochen werden, „alsdann der König“ — wie Friedrich den „Burschen“ zur Ermunterung mitteilen zu lassen pflegte — „davor repondiret, daß sie nicht wieder stechen werden“.

Von dem Zusammenbrennen der Salven machte man sich die größte Vorstellung, nicht recht verständlicherweise, denn diese Massenfeuer war, da das Steinischloßgewehr erst auf zweihundert Schritt Entfernung wirkte und beim Schießen nicht gezielt wurde, nicht allzu gefährlich. Um so verheerender wirkten die Kanonen in den dichtgeschlossenen Reihen; die Artillerie mit ihrem Kartätschenfeuer machte die Schlachten dieses Zeitraums so überaus blutig. Die durchschnittliche Verlustziffer pflegte sich auf ein Drittel des Heeres zu belaufen; bei Rollin verloren die Preußen 37, bei Zornsdorf 33 (die Russen sogar 40), bei Kunersdorf 35, bei Torgau 27 Prozent. Ähnliche Verluste haben im Jahre 1870 einzelne preußische Regimenter bei Bionville und St. Privat erlitten, aber im neunzehnten Jahrhundert erschien als furchtbare und seltene Ausnahme, was im achtzehnten Jahrhundert die Regel war. Es kam dann noch der wesentliche Unterschied hinzu, daß den Söldnerheeren jede Möglichkeit eines Ersatzes oder Nachschubes fehlte. Sie konnten höchstens für den Feldzug des nächsten Jahres auf neue Werbungen rechnen.

Schon diese Gesichtspunkte würden genügen, um zu erklären, daß die Generale des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr der Not als dem eigenen Triebe gehorchten, wenn sie eine Schlacht anboten oder annahmen. Aber noch schwerer fiel ins Gewicht, daß der Vorteil, den eine Schlacht bringen konnte, in umgekehrtem Verhältnis stand zu dem Verluste, den sie bringen mußte. Entscheidend wird eine Schlacht nicht durch den Menschenverlust, der bei den Siegern ebenso groß sein kann und mitunter selbst größer ist als bei den Besiegten, sondern durch die militärische und mehr noch moralische Zerrüttung des feindlichen Heeres, und die ist gemeinlich nur durch eine nachhaltige Verfolgung zu erreichen. Niemand wußte das besser als der König Friedrich. Er sagte, nicht verfolgen heiße die durch die Schlacht erreichte Entscheidung wieder preisgeben; die Verfolgung sei „nötiger und nützlicher als die Schlacht“; sie müsse so nachdrücklich sein, daß jeder Heereskörper des Feindes aufgelöst würde. Aber der König wußte auch, daß er mit seinem Heere nicht verfolgen könne, teils wegen der Linear-taktik, teils wegen der Magazinverpflegung. Diese Grundsäulen des Söldnerheeres wären bei einer Verfolgung zusammengebrochen; die geschlossenen Reihen wären außer Rand und Band gekommen. Eine allgemeine Desertion hätte das siegreiche Heer aufgelöst, und zwar um so unaufhaltbarer, je weiter es sich von seinen Magazinen entfernte. Verfolgungen, wie nach den Schlachten bei Jena und Waterloo, ließen sich nicht einmal denken, geschweige ausführen.

Unter den Voraussetzungen der Söldnerheere war die Ermattungsstrategie eine logische Notwendigkeit und deshalb die stärkere Art der Krieg-

führung. Gelang es, dem Feinde rechtzeitig im Frühjahr — Winterfeldzüge waren nahezu unmöglich — seine Magazine zu zerstören, so war er gründlicher und länger lahmgelegt als durch eine gewonnene Schlacht. Besonders drastisch zeigt der Zweite schlesische Krieg, wie überlegen unter den gegebenen Verhältnissen das Manöver der Schlacht war. Im Jahre 1744 war der König Friedrich in Böhmen eingedrungen, wurde aber durch den österreichischen Marschall Traun ohne jede Schlacht so geschickt hinausmanövriert, daß sich das preußische Heer in einem Zustande völliger Zerrüttung befand, als es auf schlesischen Boden retririert war. Monatelang hing der König am Rande des Abgrunds.

Als dann die Oesterreicher im Sommer 1745 in starken Heersäulen über das Gebirge vordrangen, um sich Schlesiens zu bemächtigen, mußte es der König auf eine Schlacht ankommen lassen; in welcher Absicht und Stimmung es geschah, zeigt der Brief, worin er seinem Minister Podewils seinen Entschluß ankündigte: „Es bleibt mir kein Ausweg; eine Schlacht ist unter allen möglichen Dingen, die ich finden kann, das einzig passende. Dies Brechmittel (émétique) wird in wenigen Stunden über das Schicksal des Kranken entscheiden.“ In der Tat siegte der König am 4. Juni 1745 in vier Morgenstunden bei Hohenfriedberg, aber auf den Einspruch des Generals, der das Verpflegungswesen unter sich hatte, mußte jede Verfolgung unterbleiben, und das ganze Ergebnis dieses — nächst Leuthen — glänzendsten Sieges, den der König je erfochten hat, erschöpfte sich darin, daß die Oesterreicher einige Meilen nach Böhmen zurückwichen und sich beide Heere dann vier Monate lang untätig gegenüberlagen. Schließlich mußte der König sich wieder aus Böhmen zurückziehen, obgleich er bei Soor sogar eine zweite — völlig unfruchtbare — Schlacht gewonnen hatte.

Nach alledem ist es eine irreführende Behauptung, zu sagen, daß die Generale dieses Zeitraums der Ermattungsstrategie „gehuldigt“ hätten. Von „Huldigen“ war gar keine Rede, sondern sie mußten so tanzen, wie ihnen die damalige Heeresverfassung aufspielte. Wenn den beiden Königen, die zur Zeit der stehenden Söldnerheere namhafte Heerführer gewesen sind, dem preußischen Friedrich und dem schwedischen Karl, nachgerühmt worden ist, sie hätten der Niederwerfungsstrategie „gehuldigt“, so läuft diese Versicherung auf das zweifelhafte Kompliment hinaus, sie seien Tollhäusler gewesen. Bei dem schwedischen Karl wird, wenigstens in der deutschen Militärliteratur, diese Konsequenz in der Tat auch gezogen; der preußische Friedrich aber soll sich dadurch als ein seiner Zeit überlegener Genius erwiesen haben. Obgleich seine militärischen Schriften geradezu ein Lehrbuch der Ermattungsstrategie darstellen, ist er doch als ein Meister der Niederwerfungsstrategie gefeiert worden. Es wird darauf noch zurückzukommen sein, wie dieser Widersinn entstand und wie er unterging. Jetzt wird Friedrich, wiederum mit einer gewissen Uebertreibung, als Meister der Ermattungsstrategie gefeiert, während Karl XII. noch immer als ein närrischer Kauz fortlebt, der in den Tagen der Postkutsche mit der Lokomotive hat fahren wollen.

Das Kurze und Lange an all diesen abenteuerlichen Vorstellungen ist dies. Die Niederwerfungsstrategie kennt nur ein Ziel: die Schlacht, die Ermattungsstrategie aber deren zwei: das Manöver (im weitesten Sinne des Wortes) und die Schlacht. Das Manöver bot bei geringerem Wagnis die günstigeren Aussichten; umgekehrt wurde bei der Schlacht sehr viel aufs Spiel

gefehlt, auf die Gefahr, sehr wenig zu gewinnen. Daraus ergab sich, daß sich in Generalen, die sich vor einer höheren Instanz zu verantworten hatten, leicht eine übertriebene Vorliebe für das Manöver entwickelte, wie bei dem Marschall Daun, den der Wiener Hofkriegsrat gängette, während wieder Generale, die nur sich selbst verantwortlich waren, auch wohl einmal das „Brechmittel“ anwandten, wo gelindere Methoden ratsamer gewesen wären. Es ist kein Zufall, daß gerade die beiden Könige, die sich in diesem Zeitraum als Heerführer ausgezeichnet haben, in den Verdacht der Niederwerfungsstrategie geraten sind. Gut bekommen sind ihnen ihre Extratouren ebenso wenig wie dem Marschall Daun sein übertriebenes Zaudersystem: wie Karl XII. bei Poltawa, so ist Friedrich II. bei Rollin und Kunersdorf gewaltig in die Sümpfe geraten. Aber Ermattungsstrategie haben sie ebenso getrieben, wie Daun, dessen Methode sein Gegner Friedrich selbst als die „unzweifelhaft gute“ anerkannt hat.

Schließlich braucht nicht gesagt zu werden, daß, wenn Ermattungs- und Niederwerfungsstrategie sich nicht in eine höhere oder niedere Art der Kriegskunst unterscheiden, sondern sich je nach den gegebenen Voraussetzungen in der Geschichte abwechseln, diese Voraussetzungen nicht immer die gleichen zu sein brauchen oder gewesen sind. Die schweizerische Niederwerfungsstrategie des sechzehnten Jahrhundert hatte ganz andere Ursachen als die napoleonische Niederwerfungsstrategie des neunzehnten Jahrhunderts, und so hat natürlich die Ermattungsstrategie des zwanzigsten Jahrhunderts ganz andere Ursachen, wie die Ermattungsstrategie des achtzehnten Jahrhunderts hatte.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Umgestaltung der Industrie.

Die deutsche Industrie 1870 und 1914. — Verschiedenheit der Produktionsbedingungen. — Der Außenhandel Deutschlands 1870/71. — Produktionssteigerung während der Kriegszeit. — Keine Umbildung der Industrie 1870/71. — Exportvernichtung durch den jetzigen Krieg. — Technische Anpassungsfähigkeit. — Hineinfinden deutscher Industriearbeiter in neue Arbeitsmethoden. — Anpassungsfähigkeit als Schwäche.

Berlin, 24. Januar 1915.

Für das Verständnis des inneren Gefüges der kapitalistischen Wirtschaftsweise, wie sie sich während der letzten Jahrzehnte in Deutschland entwickelt hat, ist nichts lehrreicher als eine Betrachtung der Umgestaltung, die seit Beginn des jetzigen Weltkrieges das deutsche Wirtschaftsgetriebe, vor allem die Großindustrie, erfahren hat. Veränderungen und Verschiebungen, die zunächst im täglichen Leben wenig Beachtung fanden — genau wie wir die allmählichen Veränderungen der Physiognomie eines guten Bekannten kaum bemerken, mit dem wir täglich umgehen —, sie treten jetzt deutlich vor unsere Augen und beweisen, daß nicht nur die kapitalistische Wirtschaft Deutschlands insofern fortgeschritten ist, als sie sich ausgedehnt, gereicht und gestreckt hat, sondern daß mit der Ausdehnung und der steigenden Intensität zugleich Veränderungen der inneren Struktur verbunden waren.

Welche Verschiedenheit zeigt nicht das heutige unter Einfluß des Krieges stehende Wirtschaftsgetriebe im Vergleich zu der Kriegszeit 1870/71! Außerlich scheinen die Wirkungen des Krieges auf das Wirtschaftsleben zwar im wesentlichen gleichartig zu sein: massenhafte Herausziehung von Arbeitskräften aus Industrie und Handel, Unmöglichkeit der sofortigen Ersetzung dieser Kräfte und daher vorläufige Stillsetzung oder Einschränkung der Betriebe, infolgedessen Arbeiterentlassungen und schnelle Zunahme der Arbeitslosigkeit, Verschärfung dieser Lage durch das Versagen des Bahnverkehrs, da alle Bahntransportmittel für Truppenbeförderungen benützt werden, jähe Unterbrechung des Konsums, soweit es sich nicht um notwendige Lebensmittel handelt usw. usw. Dem Anschein nach alles daselbe, nach Ben Alibas weissem Ausspruch. Und auch im weiteren ein anscheinend ähnlicher Verlauf. Wie wir im vorigen Jahr, im September und Oktober, in den Zeitungen und Berichten wirtschaftlicher Vereine konstatiert finden, das Wirtschaftsleben beginne sich wieder zu beleben, das Vertrauen „hebe sich“, es „stelle sich wieder eine Nachfrage ein“, so sehen wir auch, wenn wir die Zeitungen aus dem Jahre 1870 durchblättern, daß damals Ende August und Anfang September sich immer bestimmter die Zuversicht und bald auch der Nachweis einstellte, die Wirtschaftsmechanik beginne wieder zu funktionieren, das Schwerkste sei überstanden.

Und doch besteht ein großer Unterschied zwischen der damaligen zunehmenden „Gesundung“ des Wirtschaftslebens unter dem Einfluß der Kriegsbedingungen und der heutigen: ein Unterschied, der sich am besten mit den Worten charakterisieren läßt, daß sich 1870/71 nach der vorübergehenden Störung in den ersten beiden Kriegsmonaten alsbald die alten Vorbedingungen und Verhältnisse für die Fortsetzung der Produktion in bisheriger Weise wieder einstellten, so daß der Betrieb, wenn auch zunächst nicht im vollen Umfang, auf der früheren Basis wieder aufgenommen werden konnte, während heute die Erholung der Industrietätigkeit nicht auf einer Wiederherstellung des alten Fundaments, der vor dem Krieg vorhandenen produktiven Bedingungen beruht, sondern auf einer Umschaltung, einer Anpassung an veränderte Produktionsbedingungen. Eine Tatsache, die freilich so mancher in alten überlieferten Theorien festgefahrene Wirtschaftstheoretiker noch immer nicht zu begreifen vermag.

Im Jahre 1870 wurde durch den Krieg mit Frankreich eigentlich nur der Handelsverkehr zwischen Deutschland und dem nicht von deutschen Truppen besetzten Teil Frankreichs aufgehoben, der Handel mit den übrigen Ländern, auch der Seehandel mit England und den überseeischen Ländern blieb offen. Durch die französische Blockade wurde zwar zeitweilig der Seeverkehr der deutschen Hafenstädte über die Nordsee nach den neutralen Staaten gestört, so daß manche Kolonialware und die englische Kohle, die damals in Norddeutschland noch eine ganz andere Rolle spielte als heute, beträchtlich im Preise stiegen; aber die von vornherein mangelhafte Blockade mußte schon im September 1870 aufgegeben werden. Von da ab blieb die neutrale Schifffahrt ungestört, und zur neutralen Flagge zählte damals auch die Handelsflotte Englands, durch die Deutschland, mochten auch die Frachttäge etwas höher sein, alles erhielt, was es an Rohstoffen, Lebensmitteln, Kolonialwaren brauchte.

Zudem hatte der Handelsverkehr Deutschlands mit Frankreich für die deutsche Industrie lange nicht jene wirtschaftliche Bedeutung wie heute, nicht nur, wenn man die absoluten Ein- und Ausfuhrziffern miteinander vergleicht, sondern auch relativ genommen, das heißt, wenn man die beiderseitigen Ausfuhrmengen in ihrem Verhältnis zur Gesamtausfuhr betrachtet. Selbst so kleine Nachbarstaaten wie Belgien und die Schweiz unterhielten mit Frankreich einen größeren Handelsverkehr als der deutsche Zollverein mit seinem welschen „Erbfeind“. Auf manchen industriellen Gebieten — auch einigen landwirtschaftlichen, z. B. der Zuckerproduktion — waren damals Deutschland und Frankreich noch ungleiche Konkurrenten, vornehmlich auf dem Gebiete der Textilindustrie, der Glaswaren- und Kurzwarenfabrikation usw., ungleich insofern, als Frankreich dem Auslandsmarkt meist die feineren und teureren, Deutschland ihm die gröberen und billigeren Artikel dieser Industriezweige lieferte. Dieses Konkurrenzverhältnis wurde für Deutschland in gewisser Beziehung zu einem Vorteil. Da Frankreich, und vor allem Paris, der Sitz der französischen Luxusindustrie und der sogenannten Damenkonfektion, infolge des schnellen Vordringens der deutschen Truppen bald nicht mehr ihre früheren ausländischen Absatzgebiete mit den begehrten Artikeln zu versorgen vermochten, übernahm teilweise die deutsche Industrie die Versorgung. Zwar die gleichen Artikel in gleicher Feinheit konnte damals die deutsche Industrie, obgleich sie ihr möglichstes tat, den Anforderungen nachzukommen, zunächst vielfach nicht liefern; aber da auch die anderen neutralen Länder die französischen Spezialartikel nicht zu fabrizieren vermochten, begnügte man sich mit Ersatzartikeln. Die Folge war, daß der deutsche Export mancher Artikel, z. B. in Konfektionswaren, Samt- und Seidenwaren, einzelnen Wollwaren, geschliffenen und gepreßten Glaswaren, feinen Holz- und Spielwaren, Metall-Kurzwaren, Parfümerien, Handschuhen, Strohhüten usw. ganz beträchtlich stieg, teilweise um das Zwei-, Drei- und Vierfache. Auch einzelne Zweige der Landwirtschaft wiesen gesteigerte Ausfuhrziffern auf, vor allem die Rübenzuckerproduktion, die im Jahre 1869 nur erst 113 736 Zentner exportiert hatte, im Jahre 1870 dagegen rund 293 000 Zentner ausfuhrte.

Interessante Angaben über diese Exportsteigerung unter dem Einfluß des Krieges, die ihrerseits wieder einen starken Anstoß zu Qualitätssteigerungen gab, bieten die Berichte kaufmännischer Korporationen für die Jahre 1870 und 1871. Der Bericht der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft meldete beispielsweise, daß das Aufhören der französischen Konkurrenz besonders die Herstellung von Lokomotiven, Wagen, Möbeln, Kurzwaren und Teppichen, ferner den Seidenhandel, die Berliner Konfektion und die Fabrikation künstlicher Blumen gefördert habe. Die Lücke, die das Aufhören der Handelsbeziehungen zu Frankreich gerissen hatte, wurde durch diese Gewinnung neuer Absatzmärkte größtenteils ausgeglichen.

Außerdem kommt ganz wesentlich in Betracht, daß 1870 Deutschland noch in weit größerem Maße als heute Agrarstaat war, also auch ein verhältnismäßig größerer Teil der im Felde stehenden Truppen der Landwirtschaft entnommen war, das heißt, daß das Wirtschaftsleben weit weniger unter der Entziehung von Arbeitskräften litt, denn bekanntlich kommt in den Wintermonaten die Landwirtschaft mit wenig Arbeitskräften aus, ohne daß ihre Produktion darunter leidet. Zweitens aber war die Heraus-

ziehung leistungsfähiger Arbeiter aus dem Produktionsprozeß überhaupt nicht so stark wie heute. Damals zählte Deutschland gut 40 Millionen Einwohner, wovon zur Zeit der höchsten Kraftanspannung etwa  $1\frac{1}{8}$  Millionen im Felde standen. Heute zählt Deutschland ungefähr 67 Millionen Einwohner, von denen aber mindestens 4 Millionen im Felde stehen dürften. Die Entziehung von Arbeitskräften ist daher weit beträchtlicher.

Die Besserung der Geschäftslage bestand denn auch im Jahre 1870 darin, daß nach der Störung im Juli und August im letzten Quartal die alten Produktionsbedingungen wiederhergestellt wurden. Teilweise wurden freilich, um den Anforderungen des Exports nach besseren Waren zu genügen, auch technische Neueinrichtungen getroffen; aber sie wurden nicht neu erfunden, sondern den französischen nachgebildet. Von einer „Rohstofffrage“ im heutigen Sinne war keine Rede und ebensowenig von einer Umschaltung des Produktionsverfahrens. Wohl erhielten damals ebenfalls manche Industrien Kriegsaufträge, wenn auch natürlich nicht in dem jetzigen Umfang (ob heute im Verhältnis zur normalen Gesamterzeugung der Kriegsbedarf wesentlich größer ist als 1870, läßt sich vorläufig noch kaum beantworten), vornehmlich die Lederindustrie, die Tuchfabrikation und Wollweberei. Aber eigentliche Veränderungen der Fabrikations- und Betriebsweise hatten diese Lieferungen für das Heer nicht zur Folge; sie hielten sich im Rahmen des Hergebrachten. Und was sich nicht in Deutschland herstellen ließ, das bezog man aus dem Ausland.

Ganz anders liegen heute die Verhältnisse. Der Krieg hat den größten Teil des deutschen Seehandels, ja überhaupt des Außenhandels zerstört. Die Zufuhr von Rohstoffen stockt, teilweise ist sie überhaupt kaum möglich; der gewaltige seit Jahrzehnten immer mehr gestiegene deutsche Export, dessen Wert im Jahre 1913 fast 11 Milliarden Mark betragen hat, darunter mehr als 60 Prozent fertige Industriewaren, sieht sich von fast allen seinen bisherigen Absatzmärkten abgeschnitten. In dieser ernsten Zwangslage gab es nur ein Mittel, die Fabrikation fortzusetzen: Anpassung an den veränderten Bedarf des Inlandsmarkts und an die von der Heeresverwaltung bei der Vergabung der Kriegsaufträge gestellten Anforderungen, Herstellung von Artikeln, die früher größtenteils vom Ausland bezogen wurden.

Diese schwere Aufgabe ist von der deutschen Industrie im ganzen gelöst worden. Genosse Kräßig hat jüngst in der „Neuen Zeit“ (Nummer 10 vom 11. Dezember 1914) geschildert, welche Wandlungen seit dem Kriegsausbruch in der Textilindustrie vor sich gegangen sind. Die „Umschaltung“ hat sich seitdem im Textilgewerbe noch vermehrt, produzieren doch z. B. heute selbst in Krefeld, dessen Fabrikanten sich zunächst vielfach gegen den Uebergang zu neuen Fabrikationsmethoden gesträubt haben, sogar Seidenwebereien Verbandstoffe, die Samtfabriken Zeltbahnstoffe, die Fabrikanten von Schirmstoffen wasserdichte Gewebe. Und eine noch erstaunlichere Umformung hat in manch anderen Industriezweigen stattgefunden: Fahrradfabriken liefern eiserne Lazarett- und Feldbettstellen, Nähmaschinenfabrikanen liefern Schrapnells, Fabriken für photographische Apparate machen Feldstecher und Beleuchtungskörper, Taschenlampen usw., Hut- und Filzfabriken fertigen Käppis, Filzdecken usw., Schirmfabriken stellen wasserdichte Armeelwesten für die in den Schützengraben liegenden Truppen her, Piano-fabrikanten fabrizieren Patronenhülsen, chemische Fabriken, die sonst

chemische Massenartikel für den Export herstellten, haben sich auf die Herstellung von pharmazeutischen Präparaten und Sanitätsmaterialien, Glasblüthen, die sonst Wein- und Bierflaschen herstellten, liefern teilweise Medizinflaschen — obgleich der Uebergang zur Fabrikation solcher Flaschen eine ganz andere Technik voraussetzt — usw.

Fast überall eine technische Anpassungsfähigkeit, eine Elastizität, die geradezu erstaunlich ist. Natürlich hat zuerst manches nicht geklappt und klappt auch heute noch nicht. Aufträge, die sich weit besser für eine bestimmte Nebenbranche eigneten, kamen an eine andere, die weit schlechter für die Fabrikation des betreffenden Artikels geeignet war, und an mancher Arbeit mag der Fachmann die gewohnte Sauberkeit vermisst haben, bis sich dann mehrfach Fachgesellschaften zur Uebernahme von Kriegsbestellungen bildeten, die die Aufträge nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe verteilten. Immerhin kommt in dieser ganzen Umformung ein Anpassungsvermögen zum Ausdruck, das — vielleicht abgesehen von der amerikanischen — in gleicher Weise keine Industrie irgendeines anderen Landes aufzuweisen vermag. Auch die anderen kriegsführenden Staaten haben große Kriegsaufträge erteilt, aber von einer gleichen Anpassung ist nichts zu spüren. England ist, da es eine Reihe verschiedener bisher aus Deutschland bezogener Chemikalien, besonders Farbstoffe, entbehrt, dabei, sich mit Unterstützung der Regierung eine große Anilinfarbenfabrik zu schaffen; aber die englischen Blätter äußern selbst allerlei Zweifel daran, daß in nächster Zeit das Experiment gelingen könnte, da es angeblich an den dazu nötigen Chemikern und intelligenten Arbeitern fehlt. Und die Tatsache, daß sich in einzelnen Hafenstädten, wie beispielsweise London, Liverpool, Cardiff, Newport, Swansea, die Frachtgüter in Massen aufhäufen, wird von englischen Blättern damit entschuldigt, viele der intelligenteren Arbeiter wären in den Krieg gezogen und unter den zurückgebliebenen Dockern fände sich nicht die genügende Anzahl von Leuten, die man mit der Leitung der Dampfkräne, Hebemaschinen usw. betrauen könne.

Kapitalistische Blätter führen diese Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie meist auf das größere Organisationstalent der deutschen Unternehmer zurück. Das ist höchstens bis zu einem gewissen Grade richtig. Alles Organisationstalent würde nichts nützen, wenn Deutschland nicht einen so bedeutenden Stab von wissenschaftlich-technischen Arbeitern: Ingenieuren, Technikern, Chemikern usw. hätte, und wenn es ferner nicht eine so intelligente und qualifizierte Arbeiterschaft besäße, die sich mit technischem Geschick in neue Arbeitsbedingungen und Arbeitsmethoden hineinzufinden wüßte: ein Erfolg, der allerdings zu einem wesentlichen Teil wieder unseren polytechnischen Hochschulen, technischen Lehranstalten, Fachschulen, zum Teil auch unseren gewerkschaftlichen Organisationen zu danken ist.

Einsichtige Fachleute geben diesen Anteil der deutschen Arbeiterschaft an dem Gelingen der Umformung auch bereitwillig zu. So schrieb Dr. Richard Freund, der Vorsitzende des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise und der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, jüngst in der „Frankfurter Zeitung“ (3. Morgenblatt der Nummer 3577):

„Die Großbetriebe, denen durch die Mobilmachung zahlreiche Arbeitskräfte aller Kategorien entzogen wurden, waren genötigt, eine Umgruppierung ihrer Arbeitskräfte vorzunehmen, die vielfach nicht leicht zu bewirken war und nur durch die Anstelligkeit und Energie unserer deutschen Arbeiterschaft ermöglicht wurde: Bäcker und Töpfer wurden Former, Holzdrehler wurden Eisenbrechler, Portefeuller, Schuhmacher und Buchbinder bildeten sich zu Sattlereiarbeitern aus, Tischler packten sich der Zimmererarbeit an, Ingenieure nahmen Stellung als Werkmeister, ja selbst als Arbeiter im Metallgewerbe an, Kaufleute, Straßenbahner und Buchdrucker bildeten sich im Postdienst aus. Die Bestrebungen der Arbeiter, sich umzubilden, fanden nachhaltige Unterstützung durch mannigfache Einrichtungen. So wurden besondere Kurse eingerichtet für Maschinisten und Heizer aus der Industrie zur Bedienung landwirtschaftlicher Kraftmaschinen, und in Offenbach hat der Verband der Lederarbeiter eine besondere Ausbildungswerkstätte eingerichtet, um Portefeuller für die Sattlerei heranzubilden.“

Bisher wurde der sozialistischen Forderung, die planlose kapitalistische Produktion für den Verkauf müsse durch die Produktion für einen vorher festgestellten Bedarf ersetzt werden, häufig entgegengehalten, der Bedarf wäre schwankend und wechselt oft schnell, so daß eine Anpassung an solchen Wechsel nicht möglich sei, sobald einmal die Produktion auf ein bestimmtes Schema zugeschnitten wäre. Die Erfahrungen der letzten Monate lehren, daß diese Anpassung schon heute möglich ist und noch mehr möglich sein würde, wenn die technische Ausbildung der Arbeiter eine noch vielseitigere wäre.

Dabei verhehle ich mir durchaus nicht, daß im weiteren Verlauf diese Anpassungsfähigkeit zum Anlaß einer neuen Krise werden kann, nämlich nach Beendigung des jetzigen Krieges, wenn wieder eine neue Umformung mancher Industriezweige nötig wird, die Masse der aus dem Heeresdienst Entlassenen nach Beschäftigung verlangt und nach der Verminderung und Einstellung der Kriegslieferungen zunächst die neuen Aufträge aus dem Kreise der früheren Abnehmer mehr oder weniger ausbleiben — doch lassen sich darüber heute nur Vermutungen aufstellen, da für diese spätere Lage der Industrie von entscheidender Bedeutung sein wird, wie der Krieg endet, welche Finanzkraft dann Deutschland besitzen wird, ob und in welcher Höhe ihm Kriegsschadigungen zufließen werden usw.

Aber deshalb ist es nicht minder seltsam, wenn einige Theoretiker dozieren, dieses Anpassungsvermögen wäre ein Symptom der wirtschaftlichen Schwäche — möglich, denn es kommt darauf an, was man unter wirtschaftlicher Schwäche versteht. Jedenfalls ist diese Schwäche eine sehr nützliche, denn ihren schnellen Aufschwung in den letzten Jahrzehnten, ihre großen Erfolge im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt verdankt nicht zum wenigsten die deutsche Industrie ihrer Anpassungsfähigkeit, wengleich diese sich bisher noch kaum in solcher Mannigfaltigkeit gezeigt hat, wie in den letzten Kriegsmonaten.

Heinrich Cunow.

## Die Arbeiterbewegung der Schweiz während des Krieges.

Von Alwin Rudolph (Zürich).

Die schweizerische Arbeiterbewegung hat trotz der strengen Neutralität des Landes einen schweren Schlag erlitten. Mitten in den Vorbereitungen zum Wahlkampf, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, brach in den Nachbarländern der Krieg aus, der mit seinen Erschütterungen alles andere in den Hinter-

grund stellte und der schweizerischen Arbeiterschaft einen großen Teil ihrer besten Kräfte raubte. Bekanntlich haben sich in der Schweiz eine große Anzahl Ausländer niedergelassen. Ihre Zahl wächst in solchem Maße, daß man wegen der ständig steigenden „Ueberfremdung“ für die fernere Selbständigkeit des Staatswesens fürchtet und bereits Maßnahmen zur Zwangseinbürgerung erwägt. Der Krieg rief die besten Kräfte dieser Fremden in ihr Heimatland zurück, und die Mobilisierung der schweizerischen Armee legte für einige Zeit jede gewerbliche Tätigkeit lahm. Unter diesem Zustande hatten alle Teile der Arbeiterbewegung erheblich zu leiden, viele haben einen bedeutenden Rückschlag erlitten und manches schon im Entstehen begriffene Unternehmen wurde für lange Zeit unmöglich gemacht. Für unser Parteiblatt in Zürich, das „Volksrecht“, war mit dem 1. Oktober eine bedeutende Erweiterung in Aussicht genommen und Vorbereitungen hierfür getroffen. Der Rückgang an Abonnenten und der Inserateneinnahmen zwang nicht nur zur Aufgabe dieser so bitter notwendigen Ausgestaltungen, sondern sogar zur Einschränkung. Ebenso erging es dem Bildungsausschuß, der sein in Aussicht genommenes Programm umgestalten mußte.

Das wird freilich auch in Deutschland so sein. Es ist aber zu bedenken, daß die Schweiz nicht das geringste mit dem Kriege gemein hat, nicht die kleinsten Interessen an den Krieg knüpft, von ihm keine Vorteile erwartet und keine zu erwarten hat. Die schweizerische Politik verfolgt keine imperialistischen Zwecke, verlangt nach keiner Gebietserweiterung; die Schweiz hat nicht einmal einen Verteidigungskrieg zu führen, ihre Maßnahmen sollten nur den Einbruch fremder Heere verhüten. Es kann ihr also keineswegs nachgesagt werden, sie habe ihr Geschick sich selbst bereitet oder habe es verdient. Die Schweiz ist so eingeschlossen, daß sie auch nicht einmal einen vorübergehenden Vorteil, die Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen auf Kosten der kriegführenden Staaten erlangen kann. Ihr Geschick ist, im Kriege wie im Frieden, eng mit dem ihrer Nachbarländer verbunden, ohne von ihnen auch nur mehr als kleine Vergünstigungen zu erlangen, die sie ohnedies ebenfalls erreicht hätte.

Lange vor Ausbruch des Krieges hatte die schweizerische Sozialdemokratie alle Vorjorge getroffen, um bei der Neuwahl zum Nationalrat mindestens einige weitere Sitze zu erobern und den Gegnern einen ehrenvollen Kampf zu liefern. Alle Anzeichen deuteten auf einen guten Erfolg, und es gehörte keine Prophetengabe dazu, ihn vorauszu sehen. Die Politik der schweizerischen Bewegung bewegte sich gerade in letzter Zeit so ausschließlich in der Interessensphäre der Kapitalistenklasse, daß unsere Genossen nur darauf hinzuweisen brauchten, um weite Kreise der arbeitenden Bevölkerung für sich zu gewinnen. Auch in der Schweiz schreit der Bauer seine Not der Regierung fortwährend in die Ohren, und der Bundesrat widmet diesem Notschrei seine besondere Fürsorge. Der Industrialismus reißt immer weitere Gebiete an sich, greift immer mehr um sich und macht die Bevölkerung zu willenlosen Ausbeutungsobjekten. Der Notschrei der ausgebeuteten Klassen verhallt ungehört, ihrer Selbsthilfe um Besserstellung ihrer Lebenslage setzt man immer engere Schranken. Die Kapitalistenklasse aber rief immer lauter nach einem Schutz der Arbeitswilligen, um jede selbständige Regelung der Arbeiterschaft zu knebeln. Der Schutz der Regierung dagegen galt der Landwirtschaft, denn sie bedeute die Grundlage der Volkswirtschaft. Diesem Schutz mußte sich alles unterordnen, vor allem die Lebenshaltung der Arbeiterschaft.

Bei Verfolgung so einseitiger Interessen ist es erklärlich, daß die Mißstimmung gegen die herrschende Klasse sehr deutlich im Resultat der Nationalratswahlen zum Ausdruck gekommen sein würde. Um den Ausfall der Wahl für die Partei möglichst günstig zu gestalten, und um überall ein bisher leider vermischtes, einheitliches Vorgehen zu sichern, den Wahlkampf ohne vorhergehende Verständigung mit bürgerlichen Parteien durchzuführen, hatte die Geschäftsleitung der Partei einen außerordentlichen Parteitag einberufen, der nur der Stellungnahme zu den

Nationalratswahlen galt. Alle Vorbereitungen waren getroffen: die Parteisektionen hatten ihre Abgeordneten gewählt und selbst in Versammlungen ihre Stellung dargelegt, da machte die Mobilisation alle diese Maßnahmen zunichte; die Arbeiter mußten zu den Waffen greifen und alle Hoffnung auf einen Wahlsieg aufgeben. Die Einberufung eines außerordentlichen Parteitages mußte zurückgezogen werden, und die allgemeinen Wahlen gingen im Zeichen des „Burgfriedens“ unter gegenseitiger Zusicherung des bisherigen Besitzstandes vor sich. Von einem Wahlkampf war keine Rede; kaum daß sich überhaupt öffentlich etwas von der Wahl bemerkbar machte. Auf Grund des bisherigen Besitzes gingen auch andere Wahlen vor sich. In St. Gallen machte sich jetzt anlässlich der Kantonratswahlen Opposition gegen ein solches Uebereinkommen geltend. Man wollte von dem „Burgfrieden“ nichts mehr wissen. Leider aber blieben die Genossen, die einem Eintreten in den Wahlkampf das Wort redeten, in der Minderheit.

Die Aufgabe der Parteiorganisationen beschränkte sich darauf, auf die allgemeine Notlage der Arbeiterschaft aufmerksam zu machen und Mittel zu fordern, um dieser Notlage zu steuern. Fabriken und Werkstätten hatten mit dem Lage der Mobilmachung geschlossen, und was nicht zu den Fahnen gerufen, war arbeitslos. Amtliche und private Hilfstätigkeit setzte ein, aber sie war dem großen Notstand so wenig angemessen, daß die Partei mehrmals die Arbeiter zum Protest aufrief, der sich hauptsächlich gegen die Kürzung der Wehrmännerunterstützung und deren unzulängliche Auszahlung richtete. Man wandte sich auch gegen die Art der Hilfe, die nur in Naturalgaben gewährt wurde, wodurch sich der bisher selbständige Arbeiter eine ganz unberechtigte Bevormundung gefallen lassen mußte, eine unzulängliche Ernährung erhielt und in seiner Gesundheit und Arbeitsfähigkeit geschädigt wurde. Von der Regierung wurden Maßnahmen verlangt gegen wucherische Ausbeutung der Notlage, gegen Lohnrückerei und Nahrungsmittelwucher. Doch war alles vergeblich. Die Lohnrückerei gewissenloser Kapitalisten feierte die höchsten Triumphe. Im Vertrauen auf die Regierung hatten auch die Vertreter der Arbeiterschaft der Regierung die erforderlichen Mittel für den Grenzschutz bewilligt und den außerordentlichen Vollmachten für die Regierung zugestimmt, durch die der Bundesrat alle ihm gut dünkenden Maßnahmen ohne Befragung des Parlaments durchführen konnte. Auf Grund dieser Vollmachten wurden Verordnungen erlassen, aber keine gegen die Herabsetzung der Arbeiterlöhne, die schon vordem nur den notwendigsten Lebensunterhalt gewährten. Wie mangelhaft dieser Lebensunterhalt ist, geht daraus hervor, daß jetzt bei den andauerndsten und schwersten Truppenübungen eine allgemeine Erhöhung des Körpergewichts der Soldaten verzeichnet wird.

Die Behörden versagten also, und die Gewerkschaften waren leider nicht stark genug, um sich gegen diese Lohnherabsetzungen wehren zu können. Die Arbeitslosigkeit lastete zu stark auf der Bevölkerung, die Gewerkschaften konnten mit Aussicht auf Erfolg den Kampf nicht aufnehmen. Ihre Mittel waren geschwächt und wurden durch den Notstand dermaßen in Anspruch genommen, daß sie andern Zwecken nicht genügen konnten. Gewerkschaften mit sicherem Mitgliederbestand erhoben Extrabeiträge, die auch von den in Arbeit stehenden Mitgliedern gern geleistet wurden. Andere Verbände mußten die Leistungen herabsetzen, um mit den vorhandenen Mitteln möglichst ausreichen zu können. Die Angestellten der Gewerkschaften verzichteten auf einen Teil ihres Gehalts, und die Zeitungen erschienen nur in der Hälfte des bisherigen Umfangs. Nach und nach nahmen die Betriebe die Arbeit wieder auf, meist aber in beschränktem Maße. Die Arbeiter waren der Ausbeutung ausgeliefert und die Abwehr der Gewerkschaften dagegen beschränkte sich darauf, gewissenlose Lohnrückerei rücksichtslos öffentlich zu brandmarken. Manche der Gewerkschaftsblätter konnten lange Listen solcher Patrioten bringen, die sich nicht scheuten, in dem Augenblick, da die Söhne des Volkes den Besitz mit ihrem Leben zu schützen gewillt waren, dem Volke den Lebensunterhalt noch mehr zu schmälern. Aber damit nicht genug: die Klasse der Besitzenden

wagt es auch noch, die Deckung der außerordentlichen Kosten der Mobilmachung der breiten Masse des arbeitenden Volkes aufzuerlegen durch Erhöhung von Zollgebühren und Durchführung des Tabakmonopols. Und während das Volk noch unter Waffen steht, bekommt es von den Besitzenden die Lasten dafür aufgebürdet. Alle Mahnungen und Warnungen, aller Appell an das Gewissen und die Gerechtigkeit, an den vaterländischen Sinn und die patriotische Pflicht, verhallten. All diese schönen Tugenden gehen auch in so ernster Zeit nicht über den Geldsack. Unsere Genossen aber, die sich solchem Gebaren gegenüber zur Wehr setzten, wurden all diese Tugenden abgesprochen und ihnen sogar vorgeworfen, sie gäben ihr Heimatland preis.

Einen schweren Stand hatten auch die in der Schweiz hoch entwickelten Konsumgenossenschaften. Sie konnten in den ersten Tagen den Anforderungen kaum gerecht werden. Die Magazine waren bald geleert, und die Ergänzung der Waren in den Ablagen bei der erheblichen Verminderung des Personals und der Transportmittel äußerst schwierig, so daß die Verkaufsstellen zeitweilig geschlossen werden mußten. Bei der allgemeinen Verwirrung und Aufregung, die das Publikum ergriffen hatte, wurde natürlich manch scharfes Urteil über die Verwaltung gefällt. Dieser Zustand wurde nicht besser, als die ersten Preiserhöhungen vorgenommen wurden, obwohl sie sich bei den Genossenschaften immer an die äußerste untere Grenze hielten und das Hauptnahrungsmittel, das Brot, immer um einiges billiger abgegeben wird als in den privaten Läden.

Immerhin scheinen die Konsumvereine diese Krise am ehesten überstehen zu sollen, sie sind in ihrer Entwicklung vielleicht aufgehalten worden, was sie aber gewiß bald überwunden haben werden.

Von den in der Schweiz bestehenden Arbeiterinnenvereinen läßt sich berichten, daß sie nach der Mobilmachung als erste die Initiative ergriffen und den veränderten Verhältnissen Rechnung trugen. Ihnen gebührt die Ehre, daß sie sich am wenigsten in den Strudel der Bestürzung reißen ließen, sondern frisch ans Werk gingen und den zurückbleibenden Frauen der Wehrmänner jeden Beistand leisteten, noch ehe andere Gesellschaften und die Behörden ihre Aufgabe begriffen. In zahlreichen Versammlungen wurden die Frauen zum Ausharren ermutigt, ihr Lebensmut gehoben, sie selbst ausgerüstet aus der Verzweiflung. Viele Auskunftsstellen wurden eröffnet, die jedem in allen Fällen unentgeltlich Rat und Hilfe gewährten, Schriftstücke anfertigten und Vertretungen in allen Angelegenheiten übernahmen. In den von Genossinnen verwalteten Auskunftsstellen zeigten die Arbeiterinnenvereine, was sie in der Tat zu leisten vermögen. Sie hatten eine der schönsten Aufgaben übernommen und auch erfüllt.

Gegen Ende des Jahres begannen langsam wieder normale Verhältnisse einzutreten. Ein Teil der schweizerischen Armee ist entlassen, die wirtschaftliche Lage bessert sich, wenn auch nicht gerade wesentlich. Der öffentliche Verkehr unterliegt noch vielfachen Beschränkungen. Doch sind Besserungen eingetreten, wodurch Handel und Wandel belebt wurden. Unter diesen Umständen hielt es die Parteileitung für geraten, den ordentlichen Parteitag abzuhalten, der denn nicht wenig dazu beitrug, die Organisationen zu erneuter Tätigkeit anzueisern, die Arbeiterschaft mit neuem Kampfesmut zu erfüllen und in ihr das alte Vertrauen in den sieghaften Sozialismus wieder zu festigen. In den Gewerkschaften beschäftigt man sich lebhaft mit der Frage, wie die gewerkschaftlichen Organisationen gestärkt und ausgestaltet und sie der ihnen gestellten Aufgabe gerecht werden können. Aus der durch die Weltlage geschaffenen Resignation hat sich jetzt überall ein ernstes Wollen gestaltet, der eiserne Troß, festzuhalten an dem ehernen Recht der Arbeiterklasse, nun erst recht den Weg zu bereiten zu Freiheit und Kultur.

## Notizen.

**Ueber Amerikas Sympathien gegenüber den Kriegsführenden** hat die amerikanische Zeitschrift „The Literary Digest“ eine Rundfrage an Zeitungsherausgeber im ganzen Lande ergehen lassen und teilt deren Ergebnisse in ihrer Nummer vom 14. November mit. Danach haben von 367 Zeitungsherausgebern, deren Antworten einliefen, 105 erklärt, auf der Seite des Dreiverbandes zu stehen, 242 bezeichneten sich als neutral und 20 nahmen für „die Deutschen“ Partei. (Von den Oesterreichern und den österreichischen Slawen, Magyaren, Rumänen und Italienern ist überhaupt nicht die Rede.) Von diesen 20 deutschfreundlichen Zeitungsmännern ist nur einer in den Oststaaten, 10 sind in den Zentralstaaten, 5 im Süden und 4 im Westen zu finden. Die Auskünfte über die vorwiegenden Sympathien der Bevölkerung in den einzelnen Städten ergaben, daß 189 die Partei des Dreiverbandes nahmen, 38 die der Deutschen und 140 neutral waren. Von den deutschfreundlichen Städten waren 2 im Osten, 29 im Zentrum, 4 im Süden und 3 im Westen gelegen.

Bei genauerer Prüfung der eingelaufenen Antworten kommt der Herausgeber des „Digest“ zu der Ueberzeugung, daß in erster Linie die Abstammung für die Haltung zu den Kriegsführenden bestimmend ist. Im allgemeinen entspricht die Parteinahme für Deutschland ziemlich genau dem Anteil der Deutsch-Amerikaner an der Bevölkerung. Doch geht aus verschiedenen Auskünften hervor, daß die deutsche Sache allmählich an Sympathie gewinnt. Was die Stimmung so sehr gegen die deutsche Seite einnahm, war vor allem die Verletzung der Neutralität Belgiens. Manche Berichterstatter behaupten auch, daß die etwas gar zu energische Art, mit der die Deutsch-Amerikaner für ihre frühere Heimat eintreten, den Verbündeten viele Sympathien eintrug. Diesen schadeten wieder von Anfang an die englischen Lügennachrichten, die das amerikanische Publikum erbitterten. Doch erklären viele Berichterstatter ausdrücklich, daß die deutschfeindlichen Gefühle sich nicht gegen die deutsche Nation richten, sondern gegen den „preussischen Militarismus“.

Stark ist das Gefühl verbreitet, das sich gegen keine der Parteien richtet, sondern gegen den Krieg selbst. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht z. B. die Aeußerung eines Zeitungsherausgebers in Buffalo: „Es gibt hier wenig Kriegsbegeisterung. Die große Mehrheit beklagt die Katastrophe des Krieges, sie betet um Frieden und hofft auf ihn. Der Krieg hat hier auch keine nationalen Feindschaften geschaffen. Unsere Franzosen, Briten, Deutschen und andere Nationen verstehen mit einander in bester Freundschaft und mit Wohlwollen.“ Aus San Francisco wird berichtet, daß über die vorherrschende Stimmung der Bevölkerung nichts bestimmtes gesagt werden kann, da diese ein Gemisch aus allen möglichen Nationalitäten ist. Die Deutschen geben ihrer Gesinnung energisch Ausdruck, während das starke irische Element scheinbar in seinen Sympathien geteilt ist.

Man braucht den Wert solcher Rundfragen und der auf sie aufgebauten Statistiken gewiß nicht allzu hoch einzuschätzen; aber heute, wo wir kein besseres Mittel besitzen, um uns über Fragen zu orientieren, die für uns in solchem Maße wichtig sind, müssen wir auch für solche Versuche dankbar sein. G. E.

**Die russische Landwirtschaft und der Krieg.** Nach den vorläufigen Berechnungen der russischen Regierungsbehörden beläuft sich die Ernte von 1914 in Rußland, mit Ausnahme Russisch-Polen, über das keine Angaben vorliegen, auf 3 420 Millionen Pud (1 Pud = 16 Kilogramm). Dies bedeutet gegenüber der guten Ernte von 1913 eine Abnahme um 1069 Millionen Pud oder 23,8 Proz. und gegenüber dem Mittel für das letzte Jahrfünft eine Abnahme um 440 Millionen Pud oder 11,4 Proz. Trotz dieses relativ ungünstigen Ausfalles der Ernte verfügt Rußland, laut den Berechnungen der Regierung, nach Deckung des gesamten inneren Bedarfs über einen Ueberschuß von 508 Millionen Pud Getreide.

Wie ersichtlich, ist Rußland überreich mit Lebensmitteln versehen, da an eine Ausfuhr der landwirtschaftlichen Produkte namentlich nach der Schließung der Dardanellen und dem Zufrieren des letzten freien Hafens Archangelsk nicht zu

denken ist. Dem russischen Handel fügt diese Sperrung der Lebensmittelausfuhr einen ungeheuren Schaden zu, denn von den insgesamt 1420 Millionen Rubel, auf die sich die gesamte russische Ausfuhr beläuft, entfallen 1113 Millionen auf die Erzeugnisse der Landwirtschaft. Wenn auch ein Teil dieser Produkte für den verstärkten Konsum der Armeen verbraucht werden wird, so bedeutet der Ausfall des übrigen Teiles einen harten Schlag für die Wirtschaften, die für den Markt produzieren.

Es ist nun von großer Wichtigkeit, zu untersuchen, wie diese Umwälzung im Handel auf die verschiedenen Typen der landwirtschaftlichen Betriebe zurückwirkt. Das Gros der bäuerlichen Eigenwirtschaften in Rußland, die fast ausschließlich Roggen anbauen, ist durch den Ausfall der Ausfuhr nur wenig betroffen, da Roggen nur 4 Proz. der russischen Getreideausfuhr ausmacht. Allerdings fügt das Sinken der Kornpreise auf dem inneren Markte und das sich besonders zu Kriegszeiten bemerkbar machende Treiben der Dorfwohner und Spekulanten auch ihnen beträchtlichen Schaden zu, und das um so mehr, als der fast fehlende Absatz für die übrigen Produkte der Wirtschaft die Bauern noch mehr als sonst zwingt, das Getreide zu jedem beliebigen Preise loszuschlagen (es gibt Gouvernements, wo die Bauern ihren Roggen zu 15 oder 20 Kopeken pro Pud verkaufen), um die Steuern bezahlen zu können. Das notwendige Ergebnis wird denn auch eine größere Verschuldung und Auflösung der kleinen bäuerlichen Eigenbetriebe und ein gewaltiger Zustrom neuer proletarischer oder halbproletarischer Elemente in die Städte sein.

In noch stärkerem Maße muß sich der Prozeß der wirtschaftlichen Degradierung bei der zweiten Gruppe der Bauernwirtschaften bemerkbar machen, die unter dem Ausfall der Lebensmittelausfuhr besonders stark zu leiden hat. Es sind dies die Wirtschaften, die zu einer höheren Kultur übergegangen sind und — außer Roggen — Weizen, Gerste, Hafer, Flachs anbauen, in größerem Maße Vieh- und Geflügelzucht treiben, Butter und Eier für den Markt liefern usw. Diese Artikel bilden die Hauptposten der russischen Ausfuhr. So wurden 1913 ausgeführt: Weizen für 270 Millionen Rubel, Gerste für 165 Millionen, Hafer für 55 Millionen, Flachs für 95 Millionen, Butter für 57 Millionen, Eier für 68 Millionen, Holz für 133 Millionen usw. Wenn nun auch als Hauptlieferanten von Weizen, Gerste und Holz die landwirtschaftlichen Großbetriebe in Betracht kommen, die den Ausfall der Ausfuhr verhältnismäßig leicht überstehen können, so wird doch ein beträchtlicher Teil der erwähnten Produkte von den bäuerlichen Mittelbetrieben produziert, die durch das Sinken der Preise und den Ausfall der Ausfuhr in ihrer ganzen Existenz bedroht sind. Diese Wirtschaften sind aber das Produkt der gesamten landwirtschaftlichen Entwicklung des letzten Jahrzehnts, die, zum Teil unter der direkten Einwirkung der sogenannten Stolypin'schen Agrarreform, die auf die Zerschlagung des Gemeinbesitzes und die Schaffung einer Schicht von Großbauern abzielte, eine Intensifizierung der bäuerlichen Landwirtschaft anstrebte. „Die ganze Agrararbeit der letzten Jahre,“ schreibt N. Dganowsky, ein guter Kenner der russischen Agrarverhältnisse, „droht nun zugrunde zu gehen.“

Zusammenfassend kann man sagen, daß der Krieg zwar — rein militärisch aufgefaßt — in dem landwirtschaftlichen Reichtum Rußlands eine starke Stütze findet, in seinen Nachwirkungen jedoch den kulturellen Aufstieg der bestehenden Wirtschaftsformen hemmt und die Mobilisierung des bäuerlichen Besitzes beschleunigt. Im Gegensatz zu Deutschland, wo die Landwirtschaft infolge der hohen Lebensmittelpreise am Kriege profitiert, ist die russische Landwirtschaft außerordentlich daran interessiert, daß der Krieg bald ein Ende nimmt.

A. S.

## Literarische Rundschau.

Gertrud Bäumer, *Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart*. Stuttgart und Berlin 1914, Deutsche Verlagsanstalt. 328 S. Preis 6,50 Mk.

Das Buch enthält sehr viel wertvolles Zahlen- und Tatsachenmaterial und verrät eine sehr gewissenhafte und verständnisvolle Durcharbeitung des Stoffes. Es behandelt die wirtschaftliche Lage der Frau in allen Altersstufen und Gesellschaftsschichten, in der Familie und im Erwerbsleben, wobei die Zustände in Deutschland besonders ausführlich behandelt werden.

Die Ausführungen über die Frau in der Landwirtschaft schildern, wie das Eindringen der Geldwirtschaft in die landwirtschaftlichen Betriebe aller Größen die sozialen Verhältnisse auf dem Lande umwälzt, uralte Gewohnheiten entwirrt und das Familienleben in einschneidender Weise verändert.

Auch die Stellung der Handwerkersfrau hat eine große Umwälzung erfahren. Aus der „Frau Meisterin“ mit ihren wichtigen hauswirtschaftlichen Funktionen wurde eine Buchhalterin und Kassiererin. Die bessere kaufmännische Schulung der Handwerkers- und Kleinkaufmannsfrau ist dadurch zu einem Programmpunkt der Mittelstandsretterei geworden.

In bezug auf die industrielle Frauenarbeit wird durch Gertrud Bäumers Studie neuerdings bestätigt, daß die Frauen und Töchter der Arbeiterschaft nicht mehr, so wie es einst die Regel war, nur eine Ergänzung zum Lohn des Gatten oder Vaters zu erwerben brauchen, sondern immer öfter mit ihrem Arbeitslohn nicht nur für die vollen Kosten ihres eigenen Unterhalts, sondern zum guten Teil auch für den noch nicht erwerbenden Familienmitglieder oder des erwerbslosen Mannes aufkommen müssen, so daß alleinstehende Arbeiterinnen zumeist besser wohnen, sich besser nähren und weniger häusliche Arbeit zu verrichten haben als solche, die in der Familie leben.

Ganz anders aber verhält es sich mit den weiblichen Handelsangestellten, die, wo sie als Masse in Betracht kommen, nicht mehr, sehr oft sogar weniger erwerben als Industriearbeiterinnen, denen aber zugleich nach einigen Richtungen hin eine erhöhte Lebenshaltung aufgezwungen wird, was eine um so niedrigere nach anderer Richtung hin zur Folge hat. Die Mehrzahl dieser hübsch gekleideten jungen Mädchen kann von ihrem Arbeitslohn nicht leben. Sie ist entweder auf Unterstützung durch die Familie oder auf Nebenerwerb nicht zweifelhafter Art angewiesen.

Die Zahl der häuslichen Dienstboten hat in dem letzten Jahrzehnt absolut zugenommen, ist aber im Verhältnis zur Zahl der Haushaltungen zurückgegangen, und zwar betrifft dieser Rückgang am meisten die in der breiten Schicht des kleineren Mittelstandes beschäftigten Dienstmädchen. Die Hausfrauen dieser Schicht lernen immer häufiger sich ohne Dienstmädchen behelfen, wofür die Ursache sowohl in der Abnahme der häuslichen Arbeiten zu suchen ist, wie sie durch den technischen Fortschritt herbeigeführt wurde, als auch in den wachsenden Ansprüchen der Dienstmädchen; Hausfrauen in beschränkten Verhältnissen können diese Aufwendungen nicht mehr leisten und besorgen daher ihren Haushalt allein oder mit Hilfe einer Arbeitskraft, die nur für bestimmte Stunden herangezogen wird.

Die Zahl solcher Arbeitskräfte ist auch dementsprechend in rapidem Wachstum begriffen. Sie rekrutieren sich aus den Reihen jener Arbeiterfrauen, die noch die eigene Hausarbeit als Hauptberuf betreiben, aber außerdem durch einen Nebenerwerb zu den Kosten des Familienhaushalts beitragen müssen.

Die Verfasserin gibt dann einen Ueberblick über die Tätigkeit der Frauen in Gemeinde und Staat, um im zweiten Teil des Buches die geistige Bewegung kritisch zu besprechen, welche durch die veränderte wirtschaftliche Stellung der Frauen hervorgerufen wurde und deren Entwicklung begleitet.

Iherese Schlegler.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 18

Ausgegeben am 5. Februar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Stimmungen und Meinungen.

Von Gustav Eckstein.

Mit berechtigter Bitterkeit bemerkte kürzlich die „Fränkische Tagespost“, niemand habe mit solcher Sicherheit diesen Krieg vorausgesagt, und niemand sei so wenig auf ihn vorbereitet gewesen, wie wir Sozialdemokraten. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich wohl dadurch, daß auch niemandem die ganze Furchtbarkeit und Widersinnigkeit eines Krieges, in dem sich die Arbeiter der verschiedenen Völker mit allen Mitteln der höchstentwickelten Vernichtungskunst gegenseitig zerfleischen, mit solcher Deutlichkeit und Klarheit zum Bewußtsein gekommen war, wie den Vertretern des Gedankens proletarischer internationaler Solidarität. So wenig wir daran zweifeln konnten, daß die Politik des Imperialismus sich immer mehr dem Abgrund des Weltkrieges näherte, daß die Aussicht, diesen zu vermeiden, immer geringer wurde, so schreckten wir doch unbewußt davor zurück, das Grauenhafte, das sich hinter dem Schleier der Zukunft verbarg, in all seinen Konsequenzen durchzudenken, uns die Möglichkeiten dieses Krieges mit jener Deutlichkeit auszumalen, die erforderlich ist, um die Entschlüsse vorher zu erwägen, die in dieser neuen Situation zu fassen sein würden.

Daß wir dieser Stimmung nachgaben, daß wir nicht diesen intellektuellen Abscheu überwandten und uns beherzt in das Studium des Krieges und seiner ökonomischen und politischen Möglichkeiten stürzten, das ist allerdings ein Fehler, der sich heute bitter an uns rächt.

Die bürgerlichen Parteien, die schon im Frieden stets für die militärischen Forderungen gestimmt hatten, stellte der Kriegsausbruch vor keine schwierigen politischen Entscheidungen. Für sie war es selbstverständlich, der Regierung die zur Kriegführung erforderlichen Mittel zu bewilligen. Anders aber lag die Frage für die Partei, die diese Militärkredite in Friedenszeiten stets prinzipiell abgelehnt hatte. Sie hatte das, wie unsere Fraktion im Reichstag und unsere Vertreter auf Parteitagen so oft erklärten, nicht getan, um das Land wehrlos zu machen. Den Gedanken des Militärstreiks im Sinne der Antimilitaristen hat die Sozialdemokratie stets abgelehnt. Es waren vielmehr vor allem innerpolitische Gründe, die sie zur grundsätzlichen Ablehnung aller Militärkredite bestimmten. Es war der Gegensatz gegen das militärische System, das durch das der Miliz ersetzt werden sollte, und es war die Betonung des Gegensatzes der Sozialdemokratie gegenüber der Politik der Regierung, der mit der freien Verfügung über das Militär das stärkste Machtmittel in die Hand gegeben wurde.

Der Ausbruch des Weltkrieges ließ das erste dieser beiden Motive für die Abstimmung der Fraktion zunächst ausscheiden; denn wie immer man

über das System der Miliz und seine Anwendbarkeit zur Landesverteidigung denken mochte, es war klar, daß eine grundlegende Aenderung der Heeresverfassung während der Kriegszeit mit den schwersten Gefahren verknüpft ist und deshalb auf keinen Fall verlangt werden kann. Es bestand nun für die Fraktion die Schwierigkeit, daß sie einerseits der Mißdeutung vorzubeugen hatte, als ob eine Ablehnung der Militärkredite die Bedeutung hätte, daß sie das Land in der Stunde der Gefahr wehrlos machen wolle, daß sie andererseits aber den prinzipiellen Gegensatz ihrer Politik zu jener hervorheben mußte, als deren mittelbare oder unmittelbare Folge der Krieg aufzufassen war.

Diese Situation und die Schwierigkeiten, die sich aus ihr ergaben, wären voranzusehen gewesen, und es wäre ein großer Vorteil für die Partei gewesen, wenn diese Frage schon in Friedenszeiten besprochen und eine Einigung über ihre Lösung erzielt worden wäre. Dann hätte man sich darüber verständigen können, ob es wichtiger sei, im Kriegsfall das staatsbürgerliche Motiv der Landesverteidigung, das uns mit den übrigen Parteien gemeinsam ist, zu betonen oder das Prinzip des Mißtrauens gegen die Regierung und der Ablehnung jeder Verantwortung für die Teilnahme an ihrer Politik.

Leider haben wir es verabsäumt, dieses Problem in ruhigeren Zeiten zu diskutieren, und so sah sich die Fraktion plötzlich und im wesentlichen unvorbereitet zu einer Zeit vor diese Frage gestellt, wo die ruhige Ueberlegung übertäubt wurde durch den Sturm der Gefühle, wo Ereignisse auf uns herniederprasselten, so ungeheuerlich, daß die Orientierung über die Tragweite jedes einzelnen weit mehr Zeit und Ruhe erfordert hätte, als damals überhaupt zur Verfügung stand.

Galt das selbst für unsere Parlamentsfraktion, so naturgemäß noch mehr für die große Masse der Parteigenossen, die von einem Tag zum andern plötzlich in eine ganz neue Welt versetzt waren. Die Erklärung des Kriegszustandes und die Verfügung des Burgfriedens machten jede öffentliche Diskussion der Fragen unmöglich, die sich jedem aufdrängten. Da ferner die Regierungen aller am Kriege beteiligten Staaten übereinstimmend erklärten, von den Gegnern angegriffen zu sein und bloß das eigene Land gegen feindlichen Ueberfall zu verteidigen, herrschte vollkommene Unklarheit über die Ziele, welche die Regierungen in diesem Kriege wirklich verfolgten, und da die ökonomischen und politischen Möglichkeiten von Sieg und Niederlage vorher wenig diskutiert worden waren, konnte es nicht ausbleiben, daß sich die wildesten Befürchtungen und ungereimtesten Erwartungen der Gemüter bemächtigten.

Dazu kam, daß das ungeheure Ereignis des Krieges selbst alsbald seine die Seelen mit sich reißende Wirkung ausübte, daß die Regierung plötzlich ihre bisher befolgte Politik der Nadelstiche gegenüber der Sozialdemokratie einstellte, vor allem aber, daß das Schicksal fast jedes einzelnen mittelbar oder unmittelbar mit dem des Heeres, mit dem der Kriegsteilnehmer aufs innigste verwoben wurde. Unter solchen Umständen versagten alle bisher gewohnten Begriffe, alle auf ganz andere Voraussetzungen begründeten Urteile gerieten ins Schwanken, jeder einzelne war plötzlich genötigt, ohne Hilfe seiner bisherigen Ratgeber, seiner Zeitung, seiner Organisationsleiter, seiner parlamentarischen Vertreter, die ja keine Gelegenheit mehr hatten, die Ereignisse im Reichstag zu erörtern, sich selbst ein Urteil über

Dinge zu bilden, die in ihrer Neuheit und in ihrer Wucht unerhört waren. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen allgemeine Unsicherheit eintrat, daß sich die meisten von augenblicklichen Stimmungen tragen ließen, daß diese oft für den Augenblick wichtiger wurden als gefestigte Ueberzeugungen, deren Anwendbarkeit auf die sich vordrängenden Fragen keineswegs leicht war, die durch die Ereignisse selbst zunächst erschüttert wurden.

Auch für den, der mitten in der Bewegung steht, ist es daher heute nicht möglich, sich über das Denken und Fühlen der großen Masse unserer Parteigenossen zuverlässig zu informieren. Denn die bisherigen Ausdrucksmittel ihres Willens und ihres Denkens, die Volksversammlung, die freie Diskussion in der Parteiversammlung, endlich die unbehinderte Erörterung in der Parteipresse, sind sämtlich während der Herrschaft des Burgfriedens abgeschnitten. Diejenigen Parteigenossen, die behaupten, die Masse der deutschen Arbeiterschaft sei mit der Haltung unserer Fraktion unzufrieden, können deshalb für ihre Auffassung ebensowenig den Beweis führen, wie die Verfechter der gegenteiligen Behauptung. Und das ist um so weniger möglich, als die Motive der einzelnen Fraktionsmitglieder bei der Abgabe ihrer Stimme schon sehr verschieden waren, noch verschiedenartiger aber die Auslegung ist, welche diese Abstimmung bei den Genossen gefunden hat, und weil auch deren Ansichten zum Teil mit den Stimmungen des Tages wechseln. Die verschiedensten Faktoren spielen da mit: persönliche Erfahrungen im Kriege, das eigene Schicksal und das naher Angehöriger, die Entfernung von den Kriegsschauplätzen, der Beschäftigungsgrad des Industriezweiges, dessen Arbeiterinteressen ihm besonders am Herzen liegen, die Diskussion mit Freunden, der Gang der Kriegsergebnisse, Nachrichten über die Haltung der Arbeiterparteien des Auslandes usw.

Gerade aber weil man so wenig über die wirkliche Stimmung und Meinung der Masse unserer Parteigenossen weiß, ist Mutmaßungen, Kombinationen, Vermutungen und kühnen Behauptungen ein um so breiterer Spielraum gewährt, der besonders lockend ist, weil einerseits über das Wesen der deutschen Sozialdemokratie vor dem Kriege vielfach sehr irriige Ansichten verbreitet waren, und weil andererseits jedem Beurteiler klar ist, welche entscheidende Bedeutung für das Schicksal des Deutschen Reiches nach dem Kriege das Verhalten seiner Arbeiterschaft haben wird.

Die Haltung der deutschen Sozialdemokratie und besonders ihrer Reichstagsfraktion während des Weltkrieges ist daher zum Gegenstand lebhafter Auseinandersetzungen in der Presse des In- und Auslandes geworden. Vor allem ist es die sozialistische Parteipresse des neutralen Auslandes, in der von den Kritikern und von den Verteidigern der Haltung unserer Fraktion interessante Argumente zur Unterstützung ihrer Auffassung herangeführt werden. Doch auch in der hürgerlichen Presse Deutschlands nehmen die Erörterungen über die gegenwärtige und zukünftige Stellung der deutschen Sozialdemokratie einen breiten Raum ein. In unserer eigenen Parteipresse ist allerdings eine ernsthafte Diskussion dieser Frage derzeit unmöglich.

Das zeigt das Beispiel des „Gothaer Volksblatts“; denn dessen Verbot wurde a m t l i c h unter anderem auch damit begründet, daß es „in neuerer Zeit insonderheit gegen die vaterländische Haltung der sozialdemokratischen Partei selbst scharf Stellung genommen“ habe.

Um so freier können heute die bürgerlichen Literaten sich in den tief-sinnigsten Betrachtungen über die Zukunft der Sozialdemokratie ergehen, und besonders eifrig geschieht das in jener Presse, die unserer Partei von jeher das größte Wohlwollen entgegengebracht hat unter der einzigen kleinen Voraussetzung, daß sie nicht sozialdemokratische, sondern liberale Politik macht. Bei diesen Herren ist der Wunsch der Vater des Gedankens, und so betrachten sie die bisherige prinzipielle Gegnerschaft der Sozialdemokratie gegenüber dem kapitalistischen Wirtschaftssystem, dem heutigen Staat und dem Militarismus als einen durchaus überwundenen Standpunkt, auf den man sogar schon mit einer gewissen wohlwollend-mitleidigen Geringschätzung zurückblicken kann.

Besonders deutlich tritt das in einer Broschüre hervor, die ein Herr F e n d r i c h in der von dem bekannten imperialistischen Schriftsteller Jaech herausgegebenen Sammlung politischer Flugschriften „Der deutsche Krieg“ soeben hat erscheinen lassen.<sup>1</sup>

„Im gemeinsamen Abbrüden der sozialistischen Arbeiterparteien zu den Regierungen ihrer jeweiligen Länder,“ meint Fendrich, „hat sich ein Naturgesetz offenbart, das die dünnen Verbindungsfäden internationaler Ideologie mit einem einzigen wuchtigen Hieb glatt durchschlug. Im Fortschritt der Menschheit auf dem Erdenbau hat sich als die Einheitszelle, als entscheidender Organismus nicht die Klasse, sondern das Volk erwiesen.“

Erstaunt fragt man sich, auf welches Tatsachenmaterial Herr Fendrich diese Erkenntnis über die treibende Kraft „im Fortschritt der Menschheit“ stützt. Welche Periode menschlichen Fortschritts hat er untersucht, um zu diesem Schluß zu kommen?

Was würde man von einem Arzt halten, der die Behauptung aufstellte, die normale Temperatur des menschlichen Körpers liege nicht zwischen 36 und 37 Grad Celsius, sondern zwischen 40 und 41 Grad, und der diese Behauptung durch den Hinweis auf einen schwer Fieberkranken beweisen wollte? Der stets so ungemein geistreiche Herr Sombart würde allerdings jedenfalls sofort ein entzückend geistreiches Feuilleton darüber schreiben, wie sehr doch für das künstlerische Empfinden die Delirien des Fiebernden den banalen Äußerungen seines gesunden Verstandes überlegen sind; weniger geistreiche Leute würden freilich meinen, daß man den normalen Zustand eines Menschen nicht nach einem vorübergehenden Krankheitsbild beurteilen dürfe. Der Krieg ist aber die schwerste Krankheit des gesellschaftlichen Organismus.

Oder glaubt Herr Fendrich, der Kriegszustand werde fortan der normale Zustand der Gesellschaft bleiben, der „Fortschritt der Menschheit“ werde sich nur mehr in kriegerischen Formen vollziehen? Für diese allein aber ließen sich allenfalls die Erfahrungen des jetzigen Krieges verallgemeinern.

Auf den letzten Seiten seiner Broschüre kommen Herrn Fendrich allerdings selbst Bedenken, ob die Zustände, wie sie sich jetzt im Kriege herausgebildet haben, auch nach seiner Beendigung fortauern werden. Aber er glaubt diese Bedenken mit einer leichten Handbewegung beseitigen zu können. Er meint, nach Friedensschluß werde das Betrüsten von neuem

<sup>1</sup> Anton Fendrich, Der Krieg und die Sozialdemokratie. Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jaech, Heft 25. Stuttgart und Berlin 1915. Deutsche Verlagsanstalt. 31 Seiten, Preis 50 Pfennig.

mit um so größerer Kraft einsetzen. Das erste Erfordernis der Wehrkraft aber sei eine kräftige Bevölkerung, deshalb werden die herrschenden Gewalten des Reiches auf Sozialreform bedacht sein.

Und auf diese Hoffnung hin erklärt er, schon dieser Krieg habe gezeigt, wie sehr es auch mit dem Dogma hapert, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein könne. Als gewaltige Reformpartei werde vielmehr die Sozialdemokratie innerhalb des staatlichen Organismus in den nächsten Jahren nationale Arbeiterpolitik treiben und das Eisen schmieden, solange es heiß ist.

Wie oft haben gerade die weisen Herren der bürgerlichen Gelehrsamkeit die Marxisten verspottet, die versuchten, die künftige Gestaltung der Dinge vorherzusehen, indem sie die Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung mit Hilfe eingehenden Studiums ihres historischen Verlaufs und ihrer einzelnen Erscheinungen und Tendenzen zu enträtseln trachteten. Ein Blick in die bürgerliche Presse genügt aber heute, um zu sehen, wie ungemein schmal und schwankend die Grundlagen sind, auf denen die Herren selbst die kühnsten Gebäude ihrer Zukunftshoffnungen aufbauen.

Gewiß wird dieser Krieg auch an dem Innenleben unserer Partei, an der Denk- und Urteilsweise ihrer Mitglieder nicht spurlos vorübergehen. Der schroffe Gegensatz zwischen der Partei des Proletariats und den bürgerlichen Parteien und der Regierung, wie er in Preußen-Deutschland bisher bestand, war nicht nur der Schärfe der Klassengegensätze geschuldet, er wurde gesteigert und vergiftet durch die Art, wie dieser Kampf gegen die Arbeiterschaft geführt wurde, und durch den völligen Mangel gegenseitigen Verstehens, wie er in keinem andern Lande der Welt zu finden war. Sollte der jetzige Krieg ein besseres persönliches Verständnis zwischen den Schichten der Gesellschaft vermitteln, die der Krieg heute nötig, Schulter an Schulter zu kämpfen, sollte die Regierung dauernd auf jene Politik der kleinlichen Benachteiligungen, der Schikanen und Nadelstiche verzichten, die sie früher gegen uns anwandte, dann werden auch sicherlich die *F o r m e n* sich ändern, in denen die Sozialdemokratie ihre Kämpfe führt.

Ueber deren *I n h a l t* aber entscheiden andere Faktoren. Der Friede wird uns vor ungeheure neue Probleme stellen, und von deren Gestaltung, von der Stellung, die Regierung und Parteien zu ihnen einnehmen, wird vor allem auch abhängen, wie ihr Verhältnis zur Sozialdemokratie und deren Verhältnis zu ihnen beschaffen sein wird. Mit einigen allgemeinen Phrasen über diese ungemein schwierigen Probleme hinwegzuvoltigieren, deren tatsächliche Voraussetzungen uns heute noch größtenteils fehlen, mag ein anmutiges und unterhaltsames Spiel sein, das aber auf ernsthafte Berücksichtigung nicht rechnen darf.

Ueber Einzelheiten mit Herrn Fendrich zu rechten, erübrigt sich wohl. Nur zwei Irrtümer des Autors mögen hier noch richtiggestellt werden. Seite 18 seiner Schrift stellt er es so hin, als ob erst die Abstimmung auf dem Amsterdamer internationalen Kongreß der Dresdener Resolution Geltung für Deutschland verschafft hätte, eine sonderbare Umkehrung des Tatbestandes. Ein leichter verzeihlicher Irrtum Fendrichs ist es, daß er Seite 14 noch immer den Aufruf „An das deutsche Volk“ als eine Erklärung der „*Internationale*“, soll wohl heißen des Internationalen Sozialistischen Bureaus, bezeichnet, obgleich nachgewiesen wurde, daß diese Erklärung von den

Vertretern der französischen und der belgischen Partei unterzeichnet ist, als welche allerdings die Mitglieder des internationalen Bureaus fungierten.<sup>2</sup>

Doch solche Irrtümer spielen keine Rolle gegenüber der Leichtfertigkeit, mit der ein Außenstehender heute nach einigen oberflächlich beobachteten Symptomen über den künftigen Werdegang der deutschen Sozialdemokratie glaubt urteilen zu dürfen.

## Die Demokratisierung der Diplomatie.

Von Eduard Bernstein.

### I.

#### Was G. B. Shaw wirklich sagt.

Zu Beginn des Krieges konnte man bei uns aus bürgerlichem Munde recht scharfe Worte über unsere Diplomatie vernehmen, und zwar um so schärfere, mit je größerer Betonung der Sprecher seine Begeisterung für den Krieg kundgab. Der Tadel dieser Leute galt nämlich nicht dem Umstand, daß die Diplomaten den Krieg nicht verhindert hatten, sondern lief auf das Umgekehrte hinaus. Man muß sich in der Tat hüten, die an die Adresse der Diplomaten gerichteten Vorwürfe unterschiedslos und unbesehen als gute Ware anzunehmen. Unsere hochgebildeten Europäer des 20. Jahrhunderts unterscheiden sich in politischen Dingen nicht viel von den Wilden oder Halbwilden, die ihre Götter züchtigen, wenn sie ihnen nicht das Wetter machen, das sie gerade brauchen oder zu brauchen glauben. In einer Sitzung der Budgetkommission des Reichstags wurden vor einiger Zeit von bürgerlicher Seite schwere Vorwürfe gegen den diplomatischen Vertreter Deutschlands in irgendeinem Lande erhoben, dem bedeutungsvolle Vorgänge, die sich dort abgespielt hatten, völlig entgangen seien, während ein nicht diplomatischer Vertreter des Reiches am Platze sie rechtzeitig beobachtet und auch sofort auf sie aufmerksam gemacht habe. Aber siehe da, das Auswärtige Amt konnte in seiner Antwort auf die Vorhalte mit Berichten des angegriffenen Diplomaten über jene Vorgänge aufwarten, die ausführlicher, genauer und erheblich früheren Datums waren als die Berichte des vermeintlich früher aufgestandenen Nicht-Diplomaten.

Es hat zu allen Zeiten Diplomaten und Diplomaten gegeben, und es wird auch unter allen Systemen so sein. Selbstverständlich werden mit den Aufgaben, welche die Diplomaten zu erfüllen haben und die sich mit der sozialen Entwicklung der Staaten ändern, auch die Ansprüche an ihre Ausbildung und die Grundsätze für ihre Rekrutierung andere werden müssen. Das haben unsere bürgerlichen Parteien längst begriffen. In seiner schon erwähnten Abhandlung „Menschenverstand und Krieg“ — vgl. den Artikel „Demokratie und auswärtige Politik“ (Neue Zeit XXXIII/1, S. 426) — fordert G. Bernard Shaw für England unter anderem,

„daß das heutige Reglement, das für eine Stelle im diplomatischen Dienst ein privates Einkommen von mindestens 400 Pfund im Jahr nötig macht, durch ein neues Reglement ersetzt wird, wonach mindestens der halbe Stab aus Personen bestehen muß, die nie bei Leuten von höherem Rang zum Essen geladen waren, als Alltags-Merzte oder Anwälte“.

<sup>2</sup> Vergl. den Nachweis dafür in der Januar-Nummer 1915 des „Kampf“.

Er verlangt damit nur etwas grundsätzlich, wofür im Deutschen Reichstag die bürgerlichen Parteien schon mit Erfolg sich ins Zeug gelegt haben, und wofür selbstverständlich auch die Sozialisten stimmten. Aber es läuft nur erst, soweit es geht, auf eine Verbürgerlichung der Diplomatie hinaus, die von Demokratisierung noch weit entfernt sein kann, und verspricht als Sicherung gegen Kriege gar keine Wirkung. Wir haben es zur Genüge erfahren, daß die bürgerliche Klassenzugehörigkeit noch lange nicht den Friedensdiplomaten macht.

Auch Shaw weiß letzteres, und darum gerade sein Kunstgriff, den Engländern, welche das preußische Junkertum als Hauptschuldigen am jetzigen Krieg hinstellen, durch Zurückgreifen auf die Etymologie des Wortes Junker vorzuhalten, daß ihre eigenen Politiker ja auch nur „Junker“ seien. Ein Quiproquo, das sich durch den sehr lobenswerten Zweck, daheim vor der Lüge zu lehren, zweifelsohne rechtfertigt. Aber ebenso unzweifelhaft wird dieser Witz armseliges Gut, wenn ihn Leute hier aufstischen, die sehr gut wissen, welcher Begriff bei uns in der Politik mit dem Ausdruck Junker verbunden wird. Ueberhaupt wird man gegen das irreführende Spiel Verwahrung einlegen dürfen, das in einem Teil unserer Presse mit den Reden und Aufsätzen der Shaw, Macdonald, Keir Hardie und anderer britischer Gegner der gegenwärtigen Politik Englands dadurch getrieben wird, daß ihre Aufsätze über die auswärtige Politik Englands nur gerade so weit zitiert werden, als sie Kritik an der dortigen Regierung üben. Es ist recht und gut, daß wir diese Kritik zu hören bekommen. Aber wenn man denen, die sie geübt, Einfluß und Urteilsfähigkeit zuerkennt — und andernfalls hätte es keinen Sinn, ihrer überhaupt zu gedenken —, dann ist man es ihnen und unserem Publikum schuldig, ihr Urteil ganz wiederzugeben — wenn nicht wortgetreu, so wenigstens dem Sinne nach.

Shaw macht für den Krieg die Diplomatie Sir Edward Greys verantwortlich. Aber dies in einem ganz anderen Sinne, als es bei uns auf Grund halber Zitate aus Shaw aufgefaßt wird. Da die Sache zu unserem Thema gehört, lohnt es sich, bei ihr zu verweilen, zumal Shaw ein Mann ist, der heute in der ganzen Welt gelesen wird und vor allem das Ohr des Publikums der Vereinigten Staaten hat.<sup>1</sup>

Als die Mitteilung von Oesterreichs Ultimatum an Serbien nach Petersburg gelangte, rief, wie man jetzt weiß, Rußlands Minister des Auswärtigen Sazonow die Botschafter Frankreichs und Englands zusammen und erklärte ihnen, Rußland könne unter keinen Umständen dem Vorgehen Oesterreichs gegenüber passiv bleiben. Das Ultimatum werde den Krieg herbeiführen, wenn nicht Rußland, Frankreich und England ohne weiteres von Oesterreich, hinter dem Deutschland stehe, vereint Mäßigung der an Serbien gestellten Forderungen verlangten. Der französische Botschafter glaubte die Mitwirkung Frankreichs unbedingt zusagen zu können. Dagegen erklärte der britische Botschafter, Sir George Buchanan, er glaube nicht, daß seine Regierung für eine solche Aktion zu haben sein werde, und erhielt von Grey, nachdem er ihm dies gemeldet, die Antwort, er habe ganz in seinem Sinne gesprochen. Es müsse eine friedliche Vermittelung versucht und dazu die Mitwirkung

<sup>1</sup> Die „New York Times“ hat den eine ganze Broschüre ausmachenden Aufsatz Shaws durch drei Nummern an der Spitze ihres Blattes im vollen Wortlaut veröffentlicht.

Deutschlands erlangt werden. Zu welchem Zweck Grey mit seinen verschiedenen Vorschlägen an Deutschland und Oesterreich quasi bittend herantrat. Diese Bittgänge erklärt Shaw für den verhängnisvollen Fehler Greys. Sfasonow ist nach ihm der einzige Staatsmann gewesen, der in jenem Zeitpunkt den Tatsachen ins Gesicht gesehen, die Situation richtig erkannt und den richtigen Weg bezeichnet habe. Unter Zugrundelegung der im englischen Blaubuch abgedruckten Korrespondenz läßt Shaw den russischen Minister dem Sinne nach Grey in folgender Weise die Politik des „Was ist“ predigen:

„Sie wissen sehr gut, daß Sie bei einem europäischen Krieg nicht draußen bleiben können. Sie wissen, daß Sie verpflichtet sind, Deutschland zu bekriegen, wenn Deutschland Frankreich angreift. Sie wissen, daß Ihre Abmachungen für den Kampf schon getroffen sind, daß die britische Armee schon von einem franko-britischen Kriegsrat befehligt wird, daß es für Sie keinen ehrenvollen Rückzug gibt. Sie wissen, daß der alte Mann in Oesterreich . . . entschlossen ist, Serbien zu bekriegen. . . . Sie wissen, daß er den Hurramob Wiens hinter sich hat. Sie wissen, daß, wenn er Krieg anfängt, Rußland mobilisieren muß. Sie wissen, daß Frankreich ebenso gebunden ist, mit uns zu gehen, wie Sie gebunden sind, mit Frankreich zu gehen. Sie wissen, daß in dem Augenblick, wo wir mobilmachen, Deutschland, des alten Mannes Bundesgenosse, nur eine verzweifelte Aussicht auf Sieg hat, nämlich unsern Bundesgenossen Frankreich vermittels eines großartigen Ansturms mit seinen Millionen zu überwältigen und dann zurückzukaufen und uns an der Weichsel die Stirn zu bieten. Sie wissen, daß nichts dies aufhalten kann, außer wenn Deutschland Oesterreich ins Gebet nimmt und darauf besteht, daß der Fall Serbien durch ein internationales Tribunal und nicht durch einen Krieg behandelt wird. Sie wissen, daß Deutschland das nicht zu tun wagt, weil sein Bündnis mit Oesterreich seine Stütze gegen das franko-russische Bündnis ist, und daß es auf keinen Fall es zu tun wünscht, weil der Kaiser naturgemäß ein starkes Klassenvorurteil dagegen hat, daß fürstliche Persönlichkeiten von unverantwortlichen Revolutionären in die Luft gesprengt werden, und nach der Ermordung des Erzherzogs nichts zu schlecht für Serbien hält. Es gibt nur eine Möglichkeit, ein Weltgemetzel zu vermeiden — sie ist schwach, aber des Versuches wert. Sie haben bei der Algeciraskrise und dann bei der Agadirkrise den Krieg dadurch abgewendet, daß Sie erklärten, Sie würden andernfalls losgehen. Versuchen Sie es wieder. Der Kaiser ist stelnackig, weil er nicht glaubt, daß Sie diesmal kämpfen werden. Wohlan, überzeugen Sie ihn, daß Sie es tun werden. Die Möglichkeiten werden dann so stark gegen ihn sein, daß er es vielleicht doch nicht darauf ankommen läßt, Oesterreichs Ultimatum an Serbien um diesen Preis zu unterstützen. Und wenn Oesterreich so gezwungen wird, verständlich gegen Serbien vorzugehen, werden wir Russen befriedigt sein, und es wird keinen Krieg geben.“

In wieviel Einzelheiten diese Gegenüberstellung auch fehlgehen mag — von der drastischen Form, wie Shaw sie liebt, ganz abgesehen —, so glaube ich sie in einem als zutreffend bezeichnen zu können: war der Krieg überhaupt jetzt zu umgehen, so hatte wahrscheinlich Herr Sfasonow recht, als er am 25. Juli 1914 dem englischen Botschafter erklärte (ich zitiere nach des letzteren Bericht):

„Er (Sfasonow) glaube nicht, daß Deutschland wirklich den Krieg wolle, aber dessen Haltung würde durch die unsrige bestimmt werden. Wenn wir fest zu Frankreich und Rußland stehen würden, so würde es keinen Krieg geben. Ließen wir sie jetzt im Stich, so würden Ströme Blutes fließen, und wir würden schließlich doch in den Krieg hineingezogen werden.“ (Blaubuch, Dokument Nr. 17: Telegramm Sir George Buchanan an Grey.)

Daß Grey darauf nicht einging, schiebt Shaw dessen Rücksichtnahme auf die linksliberale Presse — „Manchester Guardian“, „Daily News“ usw. — zu. Diese Rücksichtnahme auf die Parteipresse sei der Jammer liberaler englischer Diplomaten:

„Bergebens wiederholte Sjasonow: Aber wenn Sie kämpfen werden, wie Sie wissen, daß Sie es tun werden, warum es nicht sagen? Da Sir Edward Sir Edward ist und nicht Winston Churchill oder Lord George, so konnte er nicht zugeben, daß er kämpfen werde. Er hätte dem sterbenden Papst und dessen christlich edlem „Ich segne den Frieden“ mit einem ebenso edlen, wenn auch heidnischen „Ich bekriege den Krieg“ zuvorkommen können. Statt dessen machte er uns alle glauben, daß er in keiner Weise verpflichtet sei zu kämpfen. Er machte Deutschland glauben, daß er nicht die geringste ernsthafte Absicht habe zu kämpfen. Sir Owen Seaman veröffentlichte im „Punch“ ein belustigendes und witziges Nicht-Einmischungsgebiß. Sportmäßig denkende Liberale boten jede Wette an, daß es für England keinen Krieg geben werde. Und so ließ Deutschland, das überzeugt war, daß es, wenn England beiseite blieb, mit Oesterreichs Hilfe Frankreich mit der einen Hand und Rußland mit der andern zerbrechen könne, Oesterreich das Zündholz in das Pulvermagazin werfen.“

Da erst habe das Londoner Auswärtige Amt, „stets durch sein lebenswürdiges und populäres, aber konfusees Werkzeug Sir Edward handelnd“, die junkerhaft militärische Batterie demaskiert. Plötzlich habe nunmehr Grey angekündigt, daß England beim Krieg mitmachen müsse. Aber nicht dem englischen Volk habe er das gesagt, „da es gegen die diplomatische Ueberlieferung ist, ihm (dem Volk) irgend etwas zu sagen, bevor es für dieses zu spät ist, Einspruch zu erheben“, sondern dem deutschen Botschafter, und habe auf diese Weise ihn in eine tödliche Falle gesetzt. Mochte der Fürst Lichnowsky noch so eindringlich um Frieden zwischen Deutschland und Großbritannien plädieren, Grey habe, wie dies das Dokument Nr. 123 des Blaubuchs zeige, auf alle Anerbietungen Deutschlands nur ein Nein gehabt. Lediglich die eine Aussicht habe er freigelassen, daß, wenn die Neutralität Belgiens nicht verletzt werde, die Liberalen wahrscheinlich nicht für den Krieg zu haben sein würden. Und dieser Aussicht habe er dadurch vorgebaut, daß er am Tage, bevor er im Parlament die Frage aus dem Saal ließ, England zum Krieg verpflichtete. So sei Deutschland nichts übriggeblieben, als den Kampf mit dem ganzen Dreiverband aufzunehmen:

„Und als die Deutschen mit einem Vers des Dichters, den sie „unsern Shakespeare“ nennen, sagten:

„So komme nur die ganze Welt in Waffen,  
Wir woll'n sie schütteln!“,

so war das vom romantisch-militaristischen Standpunkt aus fein. Was von Junkern geführte Leute tun können, haben sie seitdem getan, dieses thrafonische Selbstlob zu verdienen.“

Die scharfe Kritik der britischen Diplomatie gilt jedoch bei Shaw keineswegs deren Ziel, Frankreich zu decken, sondern nur der gewundenen Art, wie Grey es nach ihm vertrat. In der Sache, schreibt Shaw und drückt darin nur die Meinung von fünf Sechsteln der außerdeutschen Demokratie aus, hätten „die deutschen Junker den englischen Junkern nichts vorzuwerfen“. Gleich jenen hätten sie auf „den Tag“ getrunken<sup>1</sup>, und darum hätten sie

<sup>1</sup> Anspielung auf die vielfach aufgestellte Behauptung, daß in deutschen Kasinos jahrelang auf „den Tag“ des Krieges mit England angestoßen worden sei.

England nicht diesen „Tag“ wählen lassen dürfen, nachdem sie es so viele Jahre lang gereizt hatten.

„Und darum ward Sir Edward eine große Ueberraschung zuteil, als er endlich im Parlament mit der Sprache herausrückte. In dem Augenblick, wo er sagte, wir könnten „nicht mit gekreuzten Armen dabeistehen und zusehen“, wie unser Freund und Nachbar Frankreich „bombardiert und zusammengehauen“ werde, erhob sich die ganze Nation, ihm zu applaudieren. All das Mißtrauen des Auswärtigen Amtes gegen die öffentliche Meinung, die Verheimlichung des anglo-französischen Feldzugsplans, das Verstecken der Entente in einen Quäkerhut, das Hintersichtführen des britischen Publikums und des deutschen Kaisers mit ein und denselben Herumredereien waren völlig unnötig und unpopulär, wie die meisten dieser Spitzfindigkeiten, welche von den Diplomaten für Feinheiten und machiavellistisch gehalten werden. Das britische Publikum hatte die ganze Zeit über hinter Mr. Winston Churchill gestanden. Es wollte, daß Sir Edward gerade das tue, was Esafonow von ihm verlangt hatte. . . . Wir waren durchaus bereit, dem Kaiser den Kopf abzuschlagen, bloß um ihm beizubringen, daß, wenn er glaube, er werde hoch zu Ross über Europa einschließlich unserer neuen Freunde, der Franzosen, und der kleinen mutigen Belgier hinwegreiten, er ohne das alte England rechne. Und für diese kampfhahnmäßige, aber durchaus gerade und menschliche Haltung brauchte die Nation keine Entschuldigung, weil die Nation ehrlicherweise nicht mußte, daß der Kaiser im Nachteil war, als wir Wien machten ihn anzugreifen, daß das franko-russische Bündnis eine genau so große Bedrohung des Friedens gewesen war wie das deutsch-österreichische Bündnis.“

Aber das Auswärtige Amt habe das gewußt, und daher seine vielen „überflüssigen, unehrlichen und Erbreichen verurfachenden“ Entschuldigungen.

\* \* \*

Machen wir hier einen Augenblick halt. Der Leser wird aus der Mischung von gesundem Menschenverstand und Uebertreibung, von Scharfsinn und Begriffsspielerei, als welche die Ausführungen Shaws sich kennzeichnen, selbst die Spreu vom Weizen zu sondern wissen. Aus dem Ganzen geht so viel hervor, daß Shaw weder Weiß- noch Schwarzmalerei betreibt, sondern bestrebt ist, Licht und Schatten so zu verteilen, wohin sie von Rechts wegen gehören. Er wirft Grey nicht vor, nicht den Frieden gewollt zu haben, sondern behauptet von ihm, sich und andere über die wahre Sachlage hinweggetäuscht zu haben, er stellt den britischen Staatssekretär des Außern nicht als einen Falschspieler, sondern als einen falsch handelnden Politiker hin, was unter dem Gesichtspunkt der diesem gestellten Aufgabe sicher der schwerere Vorwurf ist. Trifft er aber in letzter Hinsicht das Richtige?

Hierin gerade kann ich Shaw nicht zustimmen. Mein erster Eindruck, als ich das englische Weiß-Blaubuch las, war allerdings auch der, daß, wenn der Krieg überhaupt abzumenden war, dies nur dadurch geschehen konnte, daß Grey gemäß dem Vorschlag Esafonows nach Bekanntwerden von Oesterreichs Ultimatum rückhaltlos mit Frankreich an die Seite von Rußland trat und das letztere in die Lage versetzte, Oesterreich und dem diesem verbündeten Deutschland ohne weiteres ein Entweder—Oder zuzurufen. Aber vor genauerer Prüfung hält das nicht stand. Denn wenn im besten Falle durch solches Verhalten Englands allenfalls der unmittelbare Ausbruch des Krieges hätte vermieden werden können, so wäre dagegen mit Sicherheit die ganze internationale Situation außerordentlich ver-

schlimmert worden. Die in Deutschland maßgebenden Kreise hätten diese Stellungnahme Englands nicht weniger feindselig aufgenommen als seine jeßige Haltung, sie hätten für den Deutschland-Oesterreich aufgenötigten Rückzug nur England verantwortlich gemacht, und ein zweites 1911 in verschärfter Auflage wäre die Folge gewesen. Ueberzeugend geht das aus der Schrift des Nationalsozialen Rohrbach über den Krieg hervor, die Rautsky in dieser Zeitschrift besprochen hat („Neue Zeit“, XXXIII/1, Seite 317 ff.). Greys Politik war aber — das stellen selbst Rohrbach und Jäck fest — auf eine Entspannung des deutsch-englischen Gegensatzes gerichtet. Durch Greys ganzen Depeschenwechsel mit Berlin, Wien, St. Petersburg zieht sich als roter Faden die immer wiederkehrende Erklärung: „Wir haben kein direktes Interesse mehr am Balkan, wir wollen in keinen Krieg wegen einer Balkanfrage hineingezogen werden.“ Eine Erklärung, der man darum Glauben schenken kann, weil sie der Tendenz nach mit der schon fertigen, erweiterten und nur noch der Paraphierung harrenden deutsch-englischen Abmachung über die Bagdadbahn übereinstimmte. Berücksichtigt man, daß es sich bei dem, was Shaw für das Richtige erklärt, doch immer nur um eine schwache Möglichkeit handelte, durch einen Gegenbluff — denn etwas anderes wäre es nicht gewesen — Deutschland-Oesterreich zum Zurückweichen zu veranlassen, daß aber ebenso leicht gerade diese Bluffpolitik die Explosion herbeiführen konnte, dann wird man das Sträuben Greys gegen die Aufforderung Sazonows von seiten eines liberal-demokratischen englischen Staatsmannes sehr begreiflich finden.

Es ist der letzte Vorwurf, der Grey gemacht werden kann, daß er es vorzog, zuerst eine die Empfindlichkeiten schonende Vermittelung zu versuchen. Auch war dieser Weg nicht so erfolglos, wie Shaw es erscheinen läßt. Wer die zwischen London und Berlin gewechselten Depeschen aus den Julitagen nachliest, wird finden, daß sie bis zum 29. Juli zunehmend freundschaftlicher wurden und dahin führten, daß an diesem Tage Berlin endlich Wien gegenüber „auf den Knopf“ drückte, und daß dies auch nicht ohne Wirkung blieb. Welche anderen Vorgänge am 31. Juli den Rückschlag brachten, der den Krieg herbeiführte, hat mit der von Shaw aufgeworfenen Frage nichts mehr zu tun und kann daher hier unerörtert bleiben.

Shaw verfällt in den Fehler, die brutalere Politik — brutal im Sinne von grobkörnig — für die radikalere erscheinen zu lassen. Aber Offenheit in der Politik und die Politik der geballten Faust sind zwei sehr verschiedene Dinge. Schließlich wußte man in der Wilhelmstraße in Berlin genau so gut wie am Newsky Prospekt und im Palais Bourbon, daß, wenn es zum Äußersten kam, England bei Frankreich stehen und, weil dieses mit Rußland ging, dann auch mit diesem gehen würde. Als Grey am 29. Juli es für nötig hielt, dem deutschen Botschafter über diesen Punkt seine Seele zu offenbaren, kam aus Berlin die Antwort, man vernehme die Kunde „mit Bedauern, wenn auch nicht gerade mit Ueberraschung“ und würdige Greys „Offenheit und Loyalität“. Aus den deutschen Geheimberichten, welche die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ am 16. Oktober 1914 veröffentlicht hat, wissen wir überdies, daß Berlin schon im März 1913 den Text des französisch-englischen Marineabkommens in Händen hatte, das Grey erst am 3. August 1914 der Welt kundgegeben hat, und sehr genau über die Bearbeitung Greys durch Paris und Petersburg orientiert war.

Ebenso wenig kann ich Shaw zustimmen, wenn er, von seiner Abneigung gegen alle Sentimentalität verleitet, sich über Greys Rücksichtnahme auf die für den Frieden eintretende liberale Presse Englands lustig macht. Hatte diese Presse die Nation nicht hinter sich, dann war ihre Haltung in den verhängnisvollen Julitagen um so anerkannterwerter. Wir wissen, was in solchen Krisenzeiten nur zu leicht als „Stimme der Nation“ erscheint. Indes weiß Shaw bei anderer Gelegenheit die Bedeutung der gefühlsmäßig demokratischen Instinkte im Volke besser einzuschätzen. Wo er auf den Krieg selbst zu sprechen kommt, erklärt er es für einen Fehler Deutschlands, durch den es sich unnötig geschädigt habe, daß es den Krieg mit einem Angriff auf den Westen begann. Und warum? Hören wir ihn noch einmal:

„Die Sache ist einfach genug. Es (Deutschland) hätte die Sicherheit seiner Westgrenze der öffentlichen Meinung Westeuropas und Amerikas anvertrauen, von Rußland angegriffen, mit keiner anderen Verteidigung im Rücken sofort gegen dieses kämpfen sollen. Die militaristische Meinung ist, daß dann wir, Frankreich und England, von hinten auf es losgesprungen wären. Aber die militaristische Theorie bringt ihre Gläubigen gerade dadurch in Schwierigkeiten, daß sie Europa für ein Schachbrett hält. Europa ist kein Schachbrett, sondern ein bevölkerter Erdteil, auf dem nur sehr wenige Leute sich mit militärischem Schachspiel abgeben, und selbst diese wenigen haben auf viele andere Dinge neben der Gefangennahme des gegnerischen Königs Bedacht zu nehmen. Nicht nur würde es für England unmöglich gewesen sein, Deutschland unter solchen Umständen anzugreifen, sondern es würde, wenn Frankreich dies getan hätte, sogar leicht von der öffentlichen Meinung gezwungen worden sein, durch einen gemeinsamen Protest Englands und Amerikas oder selbst mit den Waffen für Deutschland einzutreten, wenn dieses von beiden Seiten mörderisch bedrängt gewesen wäre.<sup>2</sup> . . . Im schlimmsten Falle hätte Deutschland Rußland und Frankreich zu bekämpfen, die Sympathien aller andern Mächte aber auf seiner Seite und dazu die Aussicht gehabt auf den aktiven Beistand einiger von ihnen, besonders derjenigen, welche seine Feindschaft gegen die russische Regierung teilen.“

Diese Bemerkung ist unter verschiedenen Gesichtspunkten beachtenswert. Für unsere Frage sind besonders zwei Sätze daraus von Interesse.

„Nicht nur würde es für England unmöglich gewesen sein, Deutschland unter solchen Umständen anzugreifen.“ „ . . . es würde England leicht von der öffentlichen Meinung gezwungen worden sein, . . . mit den Waffen für Deutschland einzutreten.“ Shaw spricht damit etwas aus, was auch ich an anderer Stelle entwickelt habe. Wie sollte es aber zustandekommen ohne jenes vorerwähnte gefühlsmäßige demokratische Urteil oder, um einen hier passenden andern Ausdruck zu brauchen, ohne das Aufwallen des demokratischen Rechtsgefühls? Man kann den Widerwillen Shaws gegen die Verbrämung irgendwelcher Interessenpolitik mit ethischen Schlagworten sehr nachfühlen. Aber die Möglichkeit des Mißbrauchs ethischer Begriffe ist kein genügender Grund, sie nicht als Tatsache und wirkende Kraft anzuerkennen. In unserer Zeit, wo sich immer mehr die Tendenz vordrängt, die Völkerbeziehungen so auszulegen, als ob die wirtschaftlichen Interessenfragen und Machtbedürfnisse bestimmter kapitalistischer Klassen sie zu bestimmen hätten, können die Rechtsgedanken der Demokratie nicht energisch genug betont werden, wenn den Völkern nicht

<sup>2</sup> Der Artikel ist Anfang November geschrieben, als die Kriegslage für Deutschland ziemlich ungünstig zu sein schien.

alles Gefühl für Recht und Unrecht in der Staatenpolitik verloren gehen soll. Der Mißbrauch von Rechtsgrundsätzen ist nicht das größte Uebel, denn er bedeutet immer noch ihre Anerkennung, die Verbeugung der Gewalt vor der Rechtsidee. Schlimmer ist es, durch eine betörende Dialektik sie als bloßen Zierat hinzustellen, mit dem man sich schmückt, wenn es einem paßt, und den man ablegt, wenn er einem unbequem wird.

Wenn Shaw die Rede, mit der Minister Asquith am 6. August 1914 im Hause der Gemeinen Englands Beteiligung am Krieg begründete, als ein auf den Effekt berechnetes Advokatenspiel bezeichnet, so unterschreibe ich das durchaus. Diese Rede steht tief unter den Reden Greys vom 3. August und Bethmann Hollwegs vom 4. August. Der deutsche Reichskanzler und der englische Staatssekretär des Aeußeren entwickelten jeder in seiner Weise die großen Fragen des nationalen Interesses, welche nach ihrer Auffassung die Stellungnahme der Regierung bestimmten, für die sie sprachen, beider Reden bleiben im wesentlichen politisch. Herr Asquith aber suchte alles politische Interesse in das Moralische einzukleiden und ließ England bloß in den Weltkrieg eintreten, um die Heiligkeit der Verträge und die Unabhängigkeit der kleinen Staaten Europas sicherzustellen. Was beides im gegebenen Falle wohl ein Nebenmotiv, aber keineswegs der ausschlaggebende Beweggrund für Englands Beteiligung am Kriege war und ist. Als diesen hat Grey in seiner erwähnten Rede vom 3. August unumwunden bezeichnet das Interesse Englands an der Erhaltung des sogenannten europäischen Gleichgewichts oder, in anderen Worten ausgedrückt, die Furcht Englands vor der ungeheuren Machtstellung, die ein Sieg des mit Oesterreich-Ungarn verbündeten Deutschen Reiches über Frankreich und Rußland dem ersteren verschaffen würde.

Feststellen, daß dieses Interesse oder diese Furcht das Motiv waren, welches Englands Leiter zur Teilnahme am Kriege bestimmte, heißt jedoch noch nicht zugeben, daß die Fragen, die Herr Asquith hervorgehoben hat, nun für Europas demokratische Entwicklung gleichgültig sind. Sie bergen einen Kern, den zu hüten niemand mehr Grund hat, als die proletarische Demokratie. Der Vertrag ist das Grundrecht moderner Demokratie, an dessen Geltungskraft sie nicht rütteln lassen kann, ohne sich selbst preiszugeben. Ebenso der Grundsatz der Unabhängigkeit der Nationen gegenüber jeder Macht außer dem internationalen Gesetz, das für alle Nationen gleich ist. An diesen Grundsätzen darf die Demokratie nicht rütteln lassen. Indem sie das advokatorische Spiel mit ihnen verwirrt, muß sie zugleich auf das schärfste gegen die hier und dort sich zeigende Tendenz Stellung nehmen, sie zugunsten von Eroberungsgelüsten irgendwelcher Art unter dem Vorschreiben angeblich ökonomischer Notwendigkeiten in ihrer Bedeutung zu verkleinern.

Von einer andern Seite her kommt Shaw zum gleichen Schlufsergebnis. Und in bezug auf Englands Eintreten für Frankreich geht er sogar soweit auszuführen, daß, als Deutschland sich entschlossen zeigte gegen Frankreich das Schwert zu ziehen, für England gar nichts übriggeblieben sei, als Frankreich zu Hilfe zu kommen. So sympathisch er sonst den deutschen Reichskanzler beurteilt, hat er für dessen Erklärung, daß der von Deutschland aufgenommene Kampf ein „Kampf um Leben und Tod“ sei, nur die kühle Bemerkung: „Diese militaristischen Staatsmänner glauben wirklich,

Nationen könnten durch Kanonen getötet werden.“ Und die Annahme der deutschen Staatsmänner, England könne veranlaßt werden sich bei Deutschlands Krieg gegen Frankreich abseitszuhalten, tut er mit der Bemerkung ab: „Ob die Deutschen uns für strupellose Militaristen oder für gewissenhafte Demokraten hielten, immer mußten sie zu der gleichen Folgerung kommen, nämlich, daß wir gegen sie losgehen würden, wenn sie Frankreich angriffen. Ihre Annahme, daß wir nicht einschreiten würden, muß daher auf der Meinung beruht haben, wir seien ‚verächtlich‘“. Von allen Gesichtspunkten aus sei es für England „unmöglich“ gewesen, „sich nicht mit Mann, Roß und Geschütz in die Kauferei zu stürzen“.

Folgendes Shaws Begründung dieser „Unmöglichkeit“:

„Vom demokratischen Standpunkt aus würde es (das Abseitsbleiben Englands) Hinnahme des Anspruchs heißen haben, . . . in militaristischer Weise über die Welt zu verfügen. Vom internationalen sozialistischen Standpunkt aus würde es die Anerkennung der extrem nationalistischen Anschauung heißen haben, daß die Angehörigen anderer Länder Fremde sind und es uns nichts angeht, wenn sie dazu übergehen, einander die Kehlen abzuschneiden. Unsere militaristischen Junker schrien: „Wenn wir Deutschland Frankreich überwältigen lassen, kommen das nächste Mal wir an die Reihe.“ Unsere romantischen Junker setzten hinzu: „Und es wird uns Recht geschehen; wer wird, falls wir uns jetzt drücken, Mitleid mit uns haben, wenn unsere Stunde schlägt?“ Selbst die Weisen, die den Krieg an sich hassten und ihn als solche Schmach und Schande betrachteten, daß alle seine Lorbeern sein Kalnsmal nicht verstecken können, mußten zugeben, daß Polizeidienst nötig ist und daß gegen einen solchen Krieg, wie Deutschland ihn mit seinem Angriff auf Frankreich in dem eingestandenem Versuch gemacht hat, die Hegemonie der Kanone an die Stelle des Rechts der Nationen zu setzen, Krieg gemacht werden muß. Es gab da keine Wahl. Wäre das Internationale sozialistische Bureau das Auswärtige Amt, ein Laurès an der Stelle von Sir Edward Grey, Ramsay Macdonald Premierminister und Rußland Deutschlands und nicht unser Verbündeter gewesen, so würde das Resultat doch das gleiche gewesen sein: wir hätten das Schwert ziehen müssen, um Frankreich zu retten und Potsdam zu zerschmettern.“

Genug. Es ist selbstverständlich, daß der Wirklichkeit gegenüber diese letztere Deduktion Shaws in dem Augenblick zusammenbricht, wo der Beweis erbracht wird, daß Deutschland nur formell und nicht faktisch den Krieg eröffnet hat. Indes ist die Frage der objektiven Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Shaws Annahme für den Gegenstand unserer Betrachtung und Shaws Hauptthese von keiner ausschlaggebenden Bedeutung. Wir führen seine vorstehenden Ausführungen hier an, weil auch sie zu dem Thema gehören: „Was Shaw wirklich sagt.“ Shaws Gesamturteil bleibt, daß der Krieg eine Niederlage dessen ist, was er die geheime Junkerdiplomatie nennt — der englischen nicht weniger als der der Gegner Englands. Eine der Hauptforderungen müsse daher sein, „den Staatssekretär des Äußeren auf den Stand eines simplen Premierministers oder sogar eines konstitutionellen Monarchen herabzusetzen, der nicht die Macht hat, ohne die Erlaubnis des Hauses der Gemeinen einen einzigen Schuß abzufeuern oder einen Vertrag zu unterzeichnen“, und daß das ganze diplomatische Geschäft im Lichtstrom der Deffentlichkeit geführt werde.

Dies ist im Verein mit der Forderung einer anderen Rekrutierung des Personals des diplomatischen Dienstes Shaws Vorschlag zur Demokratisierung der Diplomatie. Untersuchen wir nun, ob seine Durchführung

Besserung erwarten ließe. Hier sei nur eines noch gesagt. Wenn Shaw den Staatssekretär des Aeußeren mehr Macht haben läßt als den Premierminister und den konstitutionellen König, so ist das kein bloßer Witz. Es ist nur eine drastische Art einen Uebelstand zu kennzeichnen, über den schon viele geklagt haben, welche Gelegenheit hatten in die Hegenküche der Diplomatie Einblicke zu tun. Es steckt da eine Schwierigkeit, die ein sehr Eingeweihter dem Schreiber dieses gegenüber als die härteste Nuß des Problems „Demokratisierung der Diplomatie“ bezeichnet hat.

## II.

### Die Vorschläge zur Besserung.

Wie wenig die soziale Herkunft eines Diplomaten eine Bürgschaft für den Geist seiner Politik ist, kann man beim Studium der zur Veröffentlichung gelangten Dokumente zur Geschichte des gegenwärtigen Krieges verfolgen. Wir sehen da Angehörige des Feudaladels, des Titularadels und des titelfreien Bürgertums am Werk. Aber wenn wir die Persönlichkeiten nach der an den Tag gelegten Weite ihres Horizonts, der Schärfe der Beobachtungsgabe und Stärke des politischen Verantwortlichkeitsgefühls gruppieren wollen, so werden wir eine recht bunte Mischung der Klassen oder Stände erhalten. Richtig ist nur, daß, solange es überhaupt Diplomatie gibt, die Verleihung des Amtes auf Grund von bestimmten Fähigkeiten, Kenntnissen und der Bürgschaften erfolgen muß, die der zu Ernennende in bezug auf den politischen Geist darbietet, mit dem er an die Erfüllung der ihm obliegenden Aufgaben herantritt. Wie die Kenntnisse und Fähigkeiten festgestellt werden sollen, ist eine mehr technische Frage, die uns hier nicht zu beschäftigen braucht. Für uns handelt es sich um die Feststellung und Kontrollierung jener andern Bürgschaften, und die ist heute unmittelbar Sache der jeweiligen Regierung und der von dieser eingesetzten Leitung des Amtes für die Auswärtigen Angelegenheiten, die politische Kontrolle aber fällt weiterhin zugleich der Volksvertretung zu, die im parlamentarisch regierten Land das letzte Wort zu sagen hat. Diese Kontrolle durch die Volksvertretung nun ist aber selbst in parlamentarisch regierten Ländern noch ein großes Fragezeichen.

Im „Berliner Tageblatt“ vom 20. Januar (Morgenausgabe) hat Professor E. Sieper-München einen Artikel veröffentlicht über die Frage, wer die Schuld am Kriege zwischen England und Deutschland trage. Er stellt in Übereinstimmung mit den englischen Kritikern Sir Edward Grey diesen als den Geschobenen hin, dem es verhängnisvoll geworden sei, daß ihm „die Hemmungen eines allseitig unterrichteten Menschen“ fehlten. Auf Grey aber wieder habe sich der Premierminister Asquith vollständig verlassen. „Es ist Asquiths Eigenart, den Ressortministern freien Spielraum zu lassen.“ So hätten denn tatsächlich Leute, die hinter Grey die Drähte zogen, die auswärtige Politik Englands gemacht. Nicht nur das Parlament, sondern auch das Kabinett seien über Maßnahmen, deren „automatische“ Folge der Krieg ward, ununterrichtet gewesen. Aus dem Brief eines genauen Kenners Englands zitiert Sieper den Satz: „Diejenigen, die geglaubt haben, England würde unter Kontrolle der breitesten Öffentlichkeit regiert, sind grausam enttäuscht worden.“ Ich könnte mit einem ähnlichen Ausspruch aus dem Munde eines sehr Unterrichteten aufwarten: „Auch in

England bestimmt Ein Mann schließlich die Politik.“ Ist dem so, hatte Grey infolge der vorbezeichneten Asquithschen Eigenschaft als Staatssekretär des Auswärtigen freie Hand, so versteht man in der Tat, worauf G. B. Shaw anspielt, wenn er den Staatssekretär des Aeußeren auf den Stand eines simplen Premierministers oder konstitutionellen Monarchen „herabzusetzen“ verlangt. Indes war es nicht immer so in England. Oft genug hat vielmehr der Premierminister entweder selbst das Auswärtige verwaltet oder es jemand übergeben, der völlig unter seinem Einfluß stand. Und wenn es auf die eine oder andere Weise geschah, daß ein einzelner Mann die auswärtige Politik des Landes bestimmte, so lag das nicht daran, daß dem Parlament die Macht fehlte es zu ändern, sondern daß ihm der genügende Antrieb fehlte, von seinem Recht der Aenderung Gebrauch zu machen. Eine Erscheinung, die man gewiß als erklärlich bezeichnen kann. Zwar hat es an Anlässen, mit der Führung der auswärtigen Politik unzufrieden zu sein, in Englands Geschichte nicht gefehlt. Auch nicht an stürmischen Ausbrüchen der Unzufriedenheit. Aber die Opposition hielt sich bisher immer noch in solchen Fällen an die Person des Leiters der auswärtigen Politik oder an die Partei, der dieser angehörte, ließ aber das System unangetastet. Die Möglichkeit, die ganze Regierung zu stürzen, ließ es nicht zu einem ernsthafteren Streben kommen, das Amt zu reformieren und besonderer Kontrolle zu unterwerfen. England ist überhaupt bisher nach dem Grundsatz der Befohlung gemäß dem Resultat regiert worden.

In Deutschland haben wir die Formen für ein besseres System: die Budgetkommission des Reichstags und den Ausschuß des Bundesrats für die Auswärtigen Angelegenheiten. Aber der ersteren fehlt die Macht, als wirksame Kontrollinstanz für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten sich zu betätigen, und der Bundesratsausschuß blüht im Verborgenen als eine bloße Dekoration. In den Fragen, die Krieg und Frieden bedeuten, hat auch hier Eine Person oder deren Beauftragter die Entscheidung in der Hand, hier aber von Verfassungen wegen. Hell springt es in die Augen im letzten Satz der vom Grafen Pourtales der russischen Regierung übergebenen Kriegserklärung, die den Weltkrieg zur Tatsache machte: „Seine Majestät der Kaiser, mein erhabener Gebieter, nimmt im Namen des Reiches die Herausforderung an und betrachtet sich als im Kriegszustand mit Rußland.“

Eine Demokratisierung der Diplomatie würde bei uns ohne Verfassungsänderung nicht möglich sein, und in den bürgerlichen Klassen Deutschlands wenigstens ist zurzeit auch nicht einmal die Spur eines Wunsches nach solcher Aenderung zu bemerken. Man ist zufrieden damit, wenn die Regierung gelegentlich in der Budgetkommission des Reichstags vertrauliche Aufklärungen über die Beziehungen des Reiches zu anderen Ländern gibt. Wie viel Aufklärung sie geben und welche Tatsachen sie für sich behalten will, ist vollständig Sache des eigenen Ermessens. Wenn also Shaw in Uebereinstimmung mit der von Norman Angell, John Burns, J. A. Macdonald, J. Morell und Ch. Trevelyan gegründeten „Union für demokratische Kontrolle der Politik“ die Forderung aufstellt, daß das Auswärtige Amt und die Regierung in Zukunft keinen diplomatischen Vertrag und keine Abmachung sollen abschließen dürfen, ohne dazu von der Volksvertretung ausdrücklich ermächtigt zu sein, und daß das ganze diplomatische Geschäft in einem Flammeuschein von Deffentlichkeit geführt werden soll,

so weist das zwar ganz zutreffend auf die Stellen hin, wo der Hebel für die Demokratisierung der Diplomatie angelegt werden müßte, ist aber für uns in Deutschland auf absehbare Zeit ein aussichtsloser Vorschlag zur Bollenkommenheit. Desgleichen in Oesterreich-Ungarn und Rußland. Und wenn im republikanischen Frankreich und dem parlamentarisch regierten England verfassungsrechtliche Hindernisse seiner Verwirklichung nicht im Wege stehen, so ist's in diesem Punkt wie mit den Rüstungen: was die einen tun oder lassen, veranlaßt die anderen, es gleicherweise so zu halten. Solange die Gegenüberstellung zweier Mächtegruppen in Europa andauert, ist auf Verwirklichung dieser Forderung nicht zu rechnen, so sehr sie für Sozialdemokraten selbstverständlich ist oder sein sollte.

Mehr noch. Auch wenn sie heute verwirklicht wäre, wäre damit immer nur erst ein erster Schritt zur Demokratisierung der Diplomatie vollzogen, in der Sache selbst aber, um die es sich hier handelt, blutwenig erreicht. Denn eine Bestimmung, welche etwa vorschriebe, daß keine diplomatischen Verträge oder Abmachungen Gültigkeit hätten, die nicht der Volksvertretung vorgelegen und ihre Genehmigung erhalten hätten, würde doch immer nur das treffen, was formgerecht schriftlich fixiert ist. Und das ist meistens das Unschuldige oder sieht wenigstens unschuldig aus. Immer bezeichnen die Verträge Verteidigung gegen Angriffe als den Zweck der Abmachung; das Gefährliche dieser Abmachungen ist das Unausgesprochene, manchmal selbst Unausgedachte, das zwischen den Zeilen seinen Spuf treibt.

Ein Schulbeispiel hierfür ist das britisch-französische Marineabkommen, von dem Sir Edward Grey am 3. August 1914 dem Haus der Gemeinen Mitteilung gemacht hat, nachdem es erst sechs Jahre als mündliche Verabredung und sodann gegen zwei Jahre als schriftliche Abmachung bestanden hatte. Es tritt zur Zeit der Marokkokrise von 1906 als Zusage der englischen an die französische Regierung ins Leben, dieser letzteren im Fall eines ihr wegen Marokko aufgezwungenen Krieges materiellen Beistand zu leisten. Sehr schön, sagte damals die französische Regierung, die vor der englischen den Vorzug voraus hat, die Dinge zu Ende zu denken. „Aber wenn ihr uns wirksam helfen wollt, kann das bei der heutigen Natur der Eröffnung von Kriegen nur dann mit Erfolg geschehen, wenn unsere beiderseitigen Marine- und Heeresfachverständigen sich vorher schon miteinander ins reine gesetzt haben“. Grey anerkannte, wie er ausführte, das Zwingende dieser Logik und erlaubte nach Rücksprache mit einigen Kollegen die Zusammenkünfte. Bei der Marokkokrise von 1911 wiederholte sich die Geschichte und führte zu den bekannten Szenen vom Sommer jenes Jahres. Was sich damals hinter den Kulissen zwischen den beiden Regierungen und im Schoße des britischen Kabinetts abgespielt hat, ist nur gerüchtweise bekannt. Doch kann man als zugegeben betrachten, daß einem Teil der Mitglieder des britischen Kabinetts die Abmachung in ihrer formlosen Natur zu weit ging oder zu weit gehender Auslegung fähig war, und so ward sie denn im November 1912 in dem Briefwechsel zwischen Grey und dem französischen Botschafter Paul Cambon schriftlich abgesteckt, der im englischen Weiß-Blaubuch unter Nr. 105 bekanntgegeben ist, aber der deutschen Regierung, wie sie am 15. Oktober 1914 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ die Welt hat wissen lassen, schon im März 1913 von einem ihrer diplomatischen Vertrauensmänner im Ausland wortgetreu überliefert wurde.

„Immer enger werden die Maschen des Netzes, in die es der französischen Diplomatie gelingt, England zu verstricken“ — beginnt der Brief des Ubersenders. Er schildert die Entstehungsgeschichte des Abkommens und sagt von dessen nun fixierter Form:

„Die Fassung der Vereinbarungen trägt mit feiner Berechnung der englischen Mentalität (Denkungsart) Rechnung. England übernimmt formell keinerlei Verpflichtung zu militärischer Hilfeleistung. Es behält dem Wortlaut nach die Hand frei, stets nur seinen Interessen entsprechend handeln zu können.“

In der Tat liest man es in den zwischen den beiden Regierungen ausgetauschten Briefen, jene Beratungen der Sachverständigen sollten „keine der beiden Regierungen darin beeinträchtigen, zu irgendeiner späteren Zeit frei zu entscheiden, ob sie die andere mit Waffengewalt zu unterstützen habe oder nicht“, die Kabinette seien übereingekommen,

„daß eine Beratung zwischen Sachverständigen nicht als eine Verpflichtung anzusehen sei noch angesehen werden solle, welche die beiden Regierungen für eine Eventualität, welche nicht eingetreten ist und nie eintreten mag, zu Handlungen bindet.“

Auf Grund dieses Wortlautes konnte daher Sir Edward Grey die wiederholt im Haus der Gemeinen an ihn gerichteten Anfragen, ob zwischen der englischen und der französischen Regierung Abmachungen beständen, wonach die erstere der letzteren in bestimmten Fällen zu Wasser oder zu Lande Hilfe zu leisten habe, mit nein beantworten, ohne damit eine direkte Unwahrheit auszusprechen. Der Berichterstatter der deutschen Regierung dagegen schreibt:

„Daß sich aber durch diese Vereinbarungen in Verbindung mit den getroffenen militärischen Abmachungen England de facto dem französischen Revanchegeanken bereits rettungslos verschrieben hat, bedarf kaum einer besonderen Ausführung.“

Ob rettungslos, mag dahingestellt bleiben. Die Briefe selbst sprechen im weiteren nur von etwaiger Gegenwehr oder Vorbeuge gegen einen „unprovokierten Angriff“ oder einen „Vorgang, der den allgemeinen Frieden bedroht“, wobei das englische Gewissen offenbar durch das Beiwort unprovokiert beruhigt werden sollte. Für unsere Untersuchung sind zwei Punkte von Bedeutung.

Erstens, daß die geheime Abmachung, sobald sie schriftliche Gestalt erhalten hatte, nur knapp vier Monate der Regierung geheim blieb, gegen die sie gerichtet war.

Zweitens, daß die Abmachung vor ihrer schriftlichen Festlegung eine nicht weniger starke moralische Verpflichtung für die englische Regierung gebildet hat, der französischen bei einem nicht von dieser provokierten Kriege Beistand zu leisten, als sie der Briefwechsel ihr beilegt.

Unter dem Gesichtspunkt des Ziels, das mit Demokratifizierung der Diplomatie erstrebt wird, muß danach gefordert werden, daß mündliche Verabredungen genau so zu behandeln sein sollen, wie schriftliche Abkommen.

Es liegt jedoch auf der Hand, daß dies erheblich schwerer zu erreichen sein würde, als die Verpflichtung, alle schriftlichen Abkommen der Volksvertretung und weiterhin der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Irgendwo müßte ja da eine Grenze gesteckt werden in bezug auf Art und Inhalt der bekanntzugebenden Verabredungen. Es werden sich aber immer wieder Mittel und Wege finden lassen, eine solche Form für sie zu wählen, die ihnen einen Raum

jenseits jener Grenze offen läßt. Solange zwischen den Staaten Gegensätze bestehen, für die der Krieg als letzter Richter betrachtet wird, und mehr als ein Staat andere Staaten als den oder die ihnen gemeinsamen Gegner betrachten, mit denen sie eines Tages jenen Handel durch den Anruf der Waffen werden austragen müssen, so lange heißt es von ihren Regierungen das Unmögliche zu erwarten, wenn man glaubt, daß sie dazu zu haben sein werden, alle Verabredungen, die sie miteinander treffen, an die große Glocke zu hängen.

Ja, selbst wenn ein solches Gebot sich durchführen ließe, würde damit noch wenig für das besagte Ziel erreicht sein.

Nehmen wir wieder den Fall England-Frankreich. Kann irgend jemand im Ernst glauben, daß, nachdem einmal England und Frankreich vor aller Welt Freundschaft geschlossen hatten, England Frankreich im Stich gelassen hätte, wenn jenes Marineabkommen nicht getroffen worden wäre? Aus der Rede Greys vom 3. August geht aufs deutlichste hervor, daß es auf die Entscheidung der englischen Regierung nur insofern einen Einfluß ausgeübt hat, als es ihr das Eintreten für Frankreich erleichterte, daß aber der maßgebende Grund für jenes Eintreten das Interesse Englands an der unverminderten Machtstellung Frankreichs in Europa war. In seiner die starken Worte meidenden Weise hatte Grey das schon am 29. Juli dem deutschen Botschafter Fürst Lichnowsky auseinandergesetzt (Nr. 89 des Blaubuchs) und in voller Deutlichkeit es am 30. Juli durch den englischen Botschafter in Berlin dem deutschen Reichskanzler als Antwort auf dessen „starkes Angebot“ für Englands Neutralität ausrichten lassen.<sup>1</sup>

Der wahre Grund der Teilnahme Englands am Krieg ist nicht in irgendwelchem Abkommen zu suchen, sondern in der wirklichen oder vermeintlichen Interessensolidarität Englands und Frankreichs und Frankreichs und Russlands im weiland europäischen Konzert. Nicht Abkommen, sondern Beziehungen sprechen das entscheidende Wort. Anders ausgedrückt, die politische Gravitation bestimmt das Zustandekommen der Koalition, und am Walten der Gravitation ändert man durch Verbote von Verabredungen gar nichts. Treten die Bedingungen für seine Betätigung ein, dann wirkt es mit der elementaren Gewalt einer Naturkraft.

Der Bund für demokratische Kontrolle hat darauf Rücksicht genommen und fordert daher außerdem:

„Die auswärtige Politik Englands darf nicht auf die Gewinnung eines politischen Gleichgewichts durch Abschluß von Bündnissen gerichtet sein. Das Ziel muß vielmehr ein Zusammengehen aller europäischen Staaten sein, die einen gemeinsamen obersten Rat zu errichten haben, dessen Beratungen und Beschlüsse öffentlich sein sollen.“

Es braucht keiner besonderen Beweisführung, daß hier der leitende Gedanke angezeigt ist, auf Grund dessen allein eine demokratische auswärtige Politik heute möglich ist. Die Politik des europäischen Gleichgewichts ist bei der heutigen Gegenüberstellung der Staaten notwendig undemokratisch, wenn nicht antidemokratisch. Sie kann immer nur im besten Falle als kleineres

<sup>1</sup> „Vom materiellen Gesichtspunkt aus ist dieser Vorschlag unannehmbar, da Frankreich, auch ohne daß ihm weiteres Gebiet in Europa genommen wird, so zermalmmt werden kann, um seine Stellung als Großmacht zu verlieren und unter die Botmäßigkeit der deutschen Politik zu kommen.“ (Blaubuch Nr. 101.)

Uebel gelten, denn ihrer Grundidee nach ist sie die Politik des latenten Krieges — sobald das Gleichgewicht gestört oder bedroht ist, ist der casus belli gegeben. Nicht minder antidemokratisch ist die heute verschiedentlich propagierte Idee der Stellung Europas unter die Leitung irgendeiner tonangebenden Vormacht. Denn ihre Verwirklichung ist nur unter Verhältnissen und Formen möglich, die den Keim neuer Kriege in sich tragen.

Nur eine auf Errichtung des europäischen Staatenbundes gerichtete auswärtige Politik kann noch eine demokratische auswärtige Politik sein. Die Aussichten für eine solche erscheinen heute freilich gering. Aber das ist kein Grund, das Ziel nicht festzustellen, denn in ihm ist der Kompaß gegeben für das geistige Verhalten der Sozialdemokratie zum gegenwärtigen Kriege, hier allein der Ausweg aus dem Dilemma Zarismus — Militarismus, den so viele nicht finden können. Der Sieg des Zarismus wird dem Militarismus, der Sieg des Militarismus dem Zarismus kein Ende machen, weil Militarismus und Zarismus in einem und demselben Boden wurzeln.

Und wenn, wie wir gesehen haben, die Diplomatie eines Landes nur der Ausdruck seiner auswärtigen Politik ist, dann haben wir jetzt auch den Weg gefunden, die Diplomatie von Grund aus zu demokratisieren. Wie heute schon diejenigen Zweige des diplomatischen Dienstes, die auf die sachlichen, allen Nationen gemeinsamen Interessen sich beziehen, sich in ihrem Wesen den Einrichtungen der Demokratie am meisten nähern, so wird auch die politische Diplomatie in dem Maße sich demokratisieren können, als ihre Aufgaben von jenem Ziel des Bundes der Staaten bestimmt sind. Wobei allerdings bemerkt werden muß, daß die ganze Art des auswärtigen Verkehrs der Staaten in dem Maße, als der Bund der Staaten durch Ausbau des internationalen Rechts zur Verwirklichung heranwächst, auch die spezifischen, aus der Zeit der höfischen Politik übernommenen Eigenschaften abstreifen wird, die wir mit dem Begriff Diplomatie verbinden. So daß man auch sagen kann, die Demokratisierung der Diplomatie ist nur ein anderes Wort für Abschaffung der Diplomatie.

## Die Wirkungen des Krieges in der Glas- und Porzellanindustrie.

Von Emil Girbig.

Der Krieg mit seinen ungeheuren Wirkungen auf das Wirtschaftsleben hat auch auf die Glasindustrie bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wurden doch beim Ausbruch des Krieges fast alle Betriebe sofort stillgelegt und die Arbeiter entlassen, trotzdem die vierzehntägige Kündigungszeit bestand, die auch durch den Ausbruch des Krieges nicht aufgehoben werden konnte. Diese Industriellen kümmerten sich aber nicht um die Kündigungsfrist, sie gestatteten nur den Arbeitern, in den Werkwohnungen zu bleiben, da dies den Industriellen keine weiteren Unkosten verursachte, andererseits dadurch den Arbeitern das gesetzliche Einspruchsrecht der Klage genommen wurde, denn wenn die Arbeiter die Entschädigung für den entgangenen Lohnverlust von 14 Tagen einklagen wollten, bestand die Gewißheit, daß sie die Werkwohnungen sofort verlassen mußten. Diese Drangsalierung hatten die Glas-

industriellen bei allen früheren Kämpfen der Arbeiter diese fühlen lassen und sicher hätten sie ihre Macht auch diesmal angewandt, wenn die Arbeiter die Klage eingereicht hätten.

Ein großer Teil der Glasindustriellen, besonders diejenigen der Lausitz und des Königreichs Sachsen, waren leider gezwungen, ihre Betriebe wenigstens teilweise einzuschränken, denn die Zufuhr der Braunkohle, besonders der böhmischen, stockte sofort, so daß es nicht möglich war, die Öfen zu heizen, das Glas zu schmelzen und zu verarbeiten. Dieser Umstand mag teilweise für die Industriellen als Entschuldigung gelten, aber trotzdem hätte sich die so bedeutende Stilllegung der Betriebe wesentlich einschränken lassen.

Die deutsche Glasindustrie ist hauptsächlich auf den Export angewiesen, während die Einfuhr nur ganz gering ist und fast ausschließlich aus Belgien und Frankreich stammt. Dagegen ist die Ausfuhr ganz gewaltig und es ist erklärlich, daß durch den Ausbruch des Krieges sich eine Stockung in der Glasindustrie vollzog. Die **E i n f u h r** von Glaswaren aller Art betrug in den letzten 5 Jahren:

Jahr	Menge in Doppelzentner	Wert in Mark	Wert pro Doppel- zentner in Mark
1909 . . . . .	203 382	17 996 000	88,84
1910 . . . . .	260 146	20 480 000	78,73
1911 . . . . .	253 196	20 064 000	79,24
1912 . . . . .	200 599	19 625 000	97,83
1913 . . . . .	166 212	17 820 000	107,21

Dieser Einfuhr steht eine recht bedeutende **A u s f u h r** gegenüber, die sich besonders in den letzten Jahren ganz gewaltig gehoben hat. Sie betrug in den Jahren 1909—1913:

Jahr	Menge in Doppelzentner	Wert in Mark	Wert pro Doppel- zentner in Mark
1909 . . . . .	1 490 374	89 500 000	60,05
1910 . . . . .	1 806 320	99 735 000	55,21
1911 . . . . .	1 935 398	108 400 000	56,01
1912 . . . . .	2 116 343	118 409 000	55,94
1913 . . . . .	2 458 050	146 024 000	59,41

Ganz besonders erstreckte sich unser Handel nach denjenigen Ländern, mit denen wir uns jetzt im Kriege befinden. Frankreich und Großbritannien sind neben den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Hauptabnehmer unserer Produktion. Die beiden erstgenannten Staaten schieden nach Ausbruch des Krieges sofort als Abnehmer aus, während nach den Vereinigten Staaten nur über das neutrale Ausland geliefert werden konnte. Aber auch diese Ausfuhr wurde bald durch die Sperrung der Nordsee fast völlig unterbunden.

Einzelne Abteilungen der Glasindustrie sind besonders stark von der Stockung des Außenhandels betroffen und liegen noch heute vollkommen still. Diese Abteilungen dürften sich auch nur langsam erholen, selbst wenn der Krieg einen für uns günstigen Ausgang nimmt; denn Amerika macht alle Anstrengungen, um den Absatz an sich zu reißen und aus dem Daniederliegen der deutschen Glasindustrie ein gutes Geschäft zu machen.

Die *Ausfuhr* der verschiedenen Gruppen der deutschen Glasindustrie stellt sich folgendermaßen: Gewöhnliches, naturfarbiges, weißes und halbweißes Hohlglas wurde im Jahre 1913 ausgeführt 1 452 712 Doppelzentner im Gesamtwert von 32 512 000 Mk. Den vierten Teil der Ausfuhr gaben wir allein an Großbritannien ab, dann erst folgten die Niederlande und Frankreich sowie die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Deutschland ist besonders groß in der Produktion von Beleuchtungs-glas. Die Ausfuhr im Jahre 1913 betrug 238 326 Doppelzentner, die einen Wert von 17 199 000 Mk. darstellten. Der vierte Teil der Ausfuhr ging nach Großbritannien. Die großen *Beleuchtungs-glashütten* der Lausitz und Sachsens werden durch den Krieg bedeutenden Schaden erleiden und sich auch den Markt nicht so bald zurückerobern können. Dieser Umstand allein bedeutet für die Arbeiter dieser Industrie auch nach Beendigung des Krieges *große Arbeitslosigkeit!* Und nicht anders steht es mit dem *Preß-glas*, das sich ebenfalls nur schwer seinen Platz auf dem Weltmarkt zurückerobern wird!

Die Ausfuhr von *Augen-gläsern*, *Ferngläsern* und *Fern-rohrobjektiven* ist ganz bedeutend; hier sind besonders Rußland, Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika Abnehmer unserer Produktion. Der Export betrug im Jahre 1913: 11 308 Doppelzentner, die einen Wert von rund 31 Millionen Mark besaßen. Dabei müssen wir immer wieder feststellen, daß vor allen Dingen diejenigen Staaten als Abnehmer gelten, mit denen wir im Kriege stehen und daß demnach auch selbst nach einer günstigen Beendigung des Krieges die Glasindustrie noch schwer leiden wird.

Die *Thermometerindustrie*, die ihren Sitz hauptsächlich in Thüringen hat, ist ebenfalls völlig auf den Export angewiesen. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1913: 3576 Doppelzentner, die einen Wert von 3 088 000 Mk. aufweisen. Auch die Thermometerarbeiter waren mit einem Schläge nach Ausbruch des Krieges zur Arbeitslosigkeit verurteilt. Diese Abteilung erholte sich jedoch sehr bald, da ärztliche und Fieber-Thermometer im Kriege noch reichlicher gebraucht werden als im Frieden und so erhielten die Fabrikanten von der Heeresleitung reichliche Aufträge.

Sehr traurig stehen auch die Verhältnisse in der *Spiegelglas-industrie*. Beim Ausbruch des Krieges wurden fast alle Glashütten, die Fenster- und Spiegelglas herstellen, geschlossen. Die Bautätigkeit war zum Stocken gekommen und der Export für Spiegel unterbunden. In den Rohglas-, in den Spiegelschleifereien und Facettieranstalten Bayerns war eine vollständige Stockung eingetreten und sämtliche Arbeiter wurden entlassen. Die *Arbeitslosigkeit* hält heute noch an und rund 5000 Arbeiter, die in den Schleifereien und Beleganstalten beschäftigt waren, sind seit dem Ausbruch des Krieges vollständig arbeitslos. Die Spiegelglasindustrie liegt seit dem Ausbruch des Krieges still und auf eine Veränderung der Verhältnisse ist kaum zu rechnen.

Nicht anders steht es mit der *Glasperlenindustrie* des Fichtelgebirges. Beim Ausbruch des Krieges wurden sämtliche Arbeiter entlassen und erst Anfang Dezember haben zwei Betriebe mit der Aufnahme der Arbeit begonnen.

Die Flaschenindustrie weist die Mehrzahl der in der Glasindustrie beschäftigten Arbeiter auf und ist ebenfalls vornehmlich auf den Export angewiesen. Wurde schon durch die Einführung der Owens-Maschine ein recht bedeutender Teil der Flaschenmacher aus der Industrie gedrängt, so entstand beim Ausbruch des Krieges eine vollständige Umwälzung. Einer der bedeutendsten Flaschenindustriellen, Herr Kommerzienrat Heze in Gerresheim, schreibt: „Wir waren gezwungen, von den acht Owens-Maschinen sechs stillzulegen und die Produktion für den Handbetrieb bedeutend einzuschränken. Unsere frühere Gesamtproduktion belief sich täglich auf 550 000 Flaschen, während wir jetzt einen täglichen Versand von 60 000 Flaschen aufweisen.“ — Diese Ausführungen bestätigen, was wir im allgemeinen über die gesamte Glasindustrie gesagt haben.

Daraus geht also hervor, daß der Krieg eine ganz gewaltige Veränderung in der Glasindustrie verursachte. Wie groß die Arbeitslosigkeit war, geht aus den statistischen Angaben der Organisation der Glasarbeiter hervor. An einer Statistik vom 24. August 1914 beteiligten sich von 194 Zweigvereinen 153. Von den 15 290 festgestellten Mitgliedern waren 3018 zum Militär eingezogen, während 8 249 Mitglieder völlig arbeitslos waren. Rechnet man die zum Heere Eingezogenen ab, so waren am 24. August 67,22 Proz. der Mitglieder arbeitslos! — Die zweite Statistik wurde am 1. Oktober aufgenommen. Es berichteten wieder 153 Zweigvereine mit 11 971 Mitgliedern, von denen 7582 = 63,2 Proz. im 3. Quartal arbeitslos waren. Wie trübe es nach dem Ausbruch des Krieges in der Glasindustrie aussah, ergibt sich, wenn man die Verhältnisse vom 3. Quartal 1913 heranzieht. Dort berichteten 17 786 Mitglieder; davon waren im ganzen Quartal nur 1116 arbeitslos, am letzten Sonnabend im September 1913 nur 240 oder 1,35 Proz. gegen 41,53 Proz. am letzten Sonnabend im September 1914. — Die dritte Statistik, die am 31. Oktober 1914 aufgenommen wurde und an der sich 144 Zweigvereine mit 11 522 Mitgliedern beteiligten, zeigt, daß 3651 = 19 Proz. der Mitglieder zum Heere eingezogen waren. Von den 11 522 vorhandenen Mitgliedern waren 2824 oder 24,51 Proz. ganz arbeitslos, während 3833 oder 33,27 Proz. der Mitglieder sich mit einer teilweisen Beschäftigung und geringerem Verdienste zufrieden geben mußten. Nur 4865 oder 42,22 Proz. der Mitglieder waren voll beschäftigt.

Der Krieg hat große Anforderungen an die Organisation und den Opfermut der deutschen Glasarbeiter gestellt und bedeutende Summen wurden zur Unterstützung der Arbeitslosen aufgewandt. An der Statistik vom 31. Oktober beteiligten sich von den vorhandenen 182 Zweigvereinen<sup>1</sup> 144. In diesen 144 Zweigvereinen wurde vom 3. August bis 31. Oktober die Summe von 1 628 78 M. f. für die Arbeitslosen ausgegeben! An die Familien der Kriegsteilnehmer wurden 1 391 8 M. a. r. k. gezahlt, so daß die gesamte Summe, die zu Unterstützungszwecken in den 144 Zweigvereinen aufgewandt wurde, den Betrag von 1 782 34 M. f. erreichte!

<sup>1</sup> In der Zeit seit August hatten sich 12 Zweigvereine infolge militärischer Einberufung ihrer Funktionäre oder aus ähnlichen Gründen auflösen müssen.

In manchen Betrieben wurde die Notlage der Arbeiter durch *S e r a b -* *j e g u n g* der *L ö h n e* auszunützen versucht. Trotz bestehender Tarifverträge haben Lohnherabsetzungen von 10 bis 20 Prozent stattgefunden. Die Industriellen erklärten ganz einfach, daß sie die Betriebe nicht früher öffnen, bevor die Arbeiter nicht in die Lohnherabsetzungen willigen. Durch die Not gezwungen, nahmen die Arbeiter die Abzüge an und es wird schwerer Kämpfe bedürfen, um das Verlorene zurückzuerobern.

Aber auch das *K o a l i t i o n s r e c h t* der Arbeiter wird nicht überall beachtet. In keineswegs versteckter, sondern in offener Form wird erklärt, daß Arbeiter, die der sozialdemokratischen Partei oder der Gewerkschaftsorganisation angehören, nicht eingestellt werden.

Der Krieg hat also für die in der deutschen Glasindustrie beschäftigten Arbeiter bedeutende Nachteile gebracht. Wohl kaum ein zweiter Industriezweig dürfte so gewaltige Störungen im Wirtschaftsleben erfahren haben. Dabei ist zu erwarten, daß sich die Glasindustrie auch nach einem günstigen Ausgang des Krieges nur langsam erholen wird. Die deutsche Glasindustrie stand vornehmlich mit denjenigen Ländern in geschäftlicher Verbindung, mit denen wir im Kriege stehen, und da ist es ganz begreiflich, daß man Deutschland auch nach dem Kriege mit scheelen Augen ansehen wird. Dann aber ist zu befürchten, daß besonders die starke und leistungsfähige Glasindustrie Amerikas den für Deutschland verlorenen Markt erobern wird. Arbeitslosigkeit, Not und Elend wird also auch nach Beendigung des Krieges für die deutsche Glasarbeiterchaft weiter bestehen!

Auch die Porzellanindustrie gehört zu den Industriegruppen, die durch den Krieg stark beeinträchtigt wurden. Die Betriebe wurden *f a s t* *o h n e* *A u s n a h m e* nach Ausbruch des Krieges stillgelegt, so daß die Arbeiter infolge der Arbeitslosigkeit bedeutende Opfer zu tragen hatten. Auch die deutsche Porzellanindustrie ist hauptsächlich auf den Export angewiesen. Die Ausfuhr überflügelt die Einfuhr ganz bedeutend und da der Außenhandel stillgelegt war, so schlossen die Industriellen ihre Betriebe, unbekümmert darum, was mit der Arbeiterchaft werden sollte. Die Statistik über Ein- und Ausfuhr von 1913 zeigt uns folgendes Bild:

**Einfuhr und Ausfuhr von Porzellan und Steingut nebst Rohmaterial im Jahre 1913.**

Warengattung	Einfuhr		Ausfuhr	
	in Tonnen	in Mark	in Tonnen	in Mark
Waren aus Steingut, einfarbig . .	1 294	634 000	12 206	5 903 000
Waren aus Steingut, mehrfarbig .	186	112 000	19 046	11 383 000
Isolatoren, Isolationsglocken aller Art	13	8 000	9 686	6 440 000
Porzellan und porzellanartige Waren, farbig und weiß . . . . .	694	850 000	35 217	31 918 000
Porzellan-Lugusgegenstände . . . .	80	145 000	7 176	11 946 000
Porzellanerde (Kaolin) . . . . .	301 306	10 847 000	42 058	1 403 000

Welch bedeutenden Umfang die *A r b e i t s l o s i g k e i t* hatte, geht aus einer Statistik hervor, die vom Verbandsvorstand veröffentlicht wurde und in der es heißt, daß gleich nach Kriegsbeginn ungefähr 8000 Mitglieder arbeitslos waren. Dies sind 67 Proz. der nach Abzug der zum Militär einberufenen

nach verbliebenen Mitglieder. In der letzten Woche im August war diese Ziffer auf 54 Proz. zurückgegangen. Die Prozentziffer der Arbeitslosen ging dann weiter zurück und betrug am 4. September 49,4, am 11. September 42,2, am 18. September 38,5, am 25. September 37,0 und am 3. Oktober ebenfalls 37,0 Proz. Am Schluß jeder der Wochen vom 5. September bis 3. Oktober waren völlig Erwerbslose vorhanden: 4941, 4533, 4501, 4433. Die Zahlen der beschränkt Arbeitenden waren in derselben Zeit: 4262, 5300, 5824, 5626.

Aus diesen Zahlen geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Porzellanindustrie völlig daniederliegt und die Arbeiter und deren Organisation ganz gewaltige Opfer zu tragen haben.

## ◆ ◆ ◆ Feuilleton ◆ ◆ ◆

### Die Kriegslyrik der ersten Wochen.

Von Fritz Elsner.

Der gegenwärtige Krieg unterscheidet sich von allen früheren Kriegen der Weltgeschichte durch die Zahlengröße aller seiner Erscheinungen. Noch nie sind solche Massen von Menschen unmittelbar durch die Vorgänge auf dem Schauplatz des Kampfes selbst oder mittelbar durch seine Wirkungen betroffen worden. Die Folge ist eine ungeheuerliche Erregung der Massen, und diese seelische Spannung namentlich der Daheimbleibenden sucht zum Teil einen Ausweg in künstlerischer, vor allem dichterischer Produktion. So erleben wir eine Hochflut der Kriegslyrik, die rein ihrer Masse nach ein beachtenswertes Zeichen der Zeit ist.

Im „Literarischen Echo“<sup>1</sup> schätzt Julius Bab auf Grund von Zeitungsnachrichten die Zahl der täglich seit Ausbruch des Krieges verfertigten Gedichte auf mindestens 50 000, wovon etwa  $\frac{1}{5}$  Prozent gedruckt würden. Sicher ist das nicht zu hoch gegriffen; gibt doch die „Tägliche Rundschau“ in den ersten Septembertagen einmal an, ihr seien seit dem 1. August gegen 2000 poetische Einsendungen zugegangen.

Ueber die formale Seite dieser kriegsgeborenen Lyrik kann man sich kurz fassen. Etwas nach dieser Seite Neues ist bisher nicht hervorgetreten. Für das Gros der „Dichter“ reimt und denkt unsere Sprache selbsttätig, was in dieser Zeit, da jeder sich als Stimme des Volkes fühlt, von den Verfassern wohl noch weniger als sonst empfunden wird. Schließlich stellt sich eine Art verzweifelten Humors ein, wenn man zum aberhundertsten Male Ahnen auf Fahnen, Sieg auf Krieg, Not auf Tod, Franzosen auf Hosen gereimt liest, wenn überall die „Opferflammen lodern“, der „Kriegsbrand entfacht“ ist, die „Welt in Erz starrt“, die Krieger sich zur blutigen Ernte — gerne sagt der Dichter dafür „Mahl“ — oder zum Tanze anschicken und noch immer wie zur Zeit des gehörnten Stegfried die Schwerter schwingen.

<sup>1</sup> 17. Jahrgang, Heft 1.

Die Strophenbildung steht gleichfalls im ganzen unter der Herrschaft der alten Vorbilder, unter denen die Weise vom „Prinz Eugen“ obenan steht. Vielfach sind die alten Nationalgesänge umgedichtet worden, wie fast immer, ohne daß die neue Fassung sich durchsetzt. Da das eigene Erlebnis im Anfang des Krieges naturgemäß zurücktritt, so beherrschen den Stil viel mehr Körner und Geibel als Villenron. Am trübsten hinsichtlich der Ursprünglichkeit ist's jedenfalls mit dem Humor bestellt. Es liegt im Wesen der komischen Poesie, daß sie noch weniger als ihre SchwesterGattungen formale Nachahmung verträgt. Wie traurig berührt es, den alten Hofmann in Breslau sich an einem neuen Kutschke-Liede abquälen zu sehen, das nun so beginnt: „Was traucht dort an der Weichsel rum — Mit beutegierigem Gebrumm?!“ Da hat Hussong als jüngerer Schartenmeyer doch etwas mehr weg — sein Gedicht „Brüsseler Spizen“<sup>2</sup> ist wirklich recht spaßhaft („Is das nich eine verkehrte Welt? Mein dicker Friße wird ein Held.“) — nur scheint sein wöchentlich strapazierter Gaul naturgemäß lahm zu werden. Leo Leipziger in den „bunten Kriegsbilderbogen“<sup>3</sup> ist wenigstens formal erträglich, sein Wiß ist nach der Art von Wilhelm Busch stilisiert, während Ganghofer sich in seinen „Deutschen Flugblättern“<sup>4</sup>, mit denen er die Welt wöchentlich beglückt, wie ein Tertianer gebärdet, der den Krieg als Versuchsanstalt für böse Buben auffaßt. Ueberhaupt wird wohl der Haken in dem Umstande liegen, daß ein katastrophales Ereignis wie das gegenwärtige Völkerringen die humoristische Behandlung schwer erträgt; das Komische wird entweder brutal oder kindisch.

Von den Größen unserer Literatur ist zu sagen, daß sie im ganzen ihren Ton gewahrt haben. Auch hier kann man mit dem Bobbielski des Krieges von 1870 sagen: „Vor Paris nichts Neues.“ Im einzelnen wird weiter unten einiges zu erwähnen sein. Nur zwei Dichter scheinen mir, soweit ich sehe, der Stunde gerecht zu werden, wenn man von glücklichen Treffern bisher Unbekannter<sup>5</sup> absieht, die die Zeit hat reden machen: Walter Heymann<sup>6</sup> und Ernst Vissauer<sup>7</sup>.

Die Absicht dieser Zeilen ist aber mehr auf psychologische als auf ästhetische Würdigung gerichtet: Welcher seelische Zustand offenbart sich in diesen Liedern?

Zunächst eine Feststellung: Wir hören gewiß nicht alle Stimmen. Ganz abgesehen von der Zensur liegt es in der Natur der Sache, daß die innerlich Schwankenden, die mit dem Phänomen des Krieges nicht so presberisch oder fudermännisch einfach fertig werden, sich zurückhalten. Der Krieg übt die ungeheuerste Massensuggestion aus, und wer wagt es, wider den Strom zu schwimmen? Die kritischen Stimmen werden in der eigenen Brust aus

<sup>2</sup> „Tägliche Rundschau“, Unterhaltungsbeilage 195.

<sup>3</sup> „Verlag der Vereinigung der Kunstfreunde“, Troisdorf, Berlin-Schöneberg. 10 Pfennig.

<sup>4</sup> Verlag „Neue Kunst“, Hans Holz, München. 10 Pfennig.

<sup>5</sup> Ein famoses „österreichisches Reiterlied“ dichtete H. Zudermann. Abgedruckt in „1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“. Ausgewählt von Julius Bab. Verlag Morawe u. Scheffelt, Berlin S. 19.

<sup>6</sup> „Ostpreussischer Landsturm“ und „Den Hinterbliebenen“ (Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage 179 und 218) mögen sein Talent bezeugen.

<sup>7</sup> „Worte in die Zeit.“ Flugblätter 1914 von Ernst Vissauer. Verlag Otto Hapke, Göttingen.

dem Gefühl sozialer Anpassung heraus unterdrückt. Und endlich druden die Zeitungen und Zeitschriften nur, was die einheitliche Stimmung nicht stört. Das Ganze des Stimmungskomplexes wird sich erst geraume Zeit nach dem Kriege übersehen lassen.

Freilich, von den Literaturgrößen fehlt kaum ein oder der andere Name in der Reihe der nationalen Barden. Die Einheitlichkeit in der Auffassung von Wesen und Ziel dieses Krieges ist überraschend groß, es ist, als ob auch die diversen Begabnisse von Kriegs wegen requiriert seien, und mit Berücksichtigung sieht man die Dichter des Simplizissimus, ja selbst Arno Holz und Karl Hendell unter Verleugnung ihrer Vergangenheit in die Reihe der Lauff und Rudolf Herzog einschwenken. Von Gerhart Hauptmann und Richard Dehmel haben wir allerdings nichts anderes erwartet.

Natürlich kommt darin zum Ausdruck, daß der Krieg für die bürgerliche Gesellschaft im Zeitalter des Imperialismus seinen guten Sinn hat. Das Bekenntnis zu wuchtigem, mit äußerster Energie geführtem Gegenstoß gegen den als perfid empfundenen Angriff der Gegner ist jedenfalls echt, und ebenso die Bereitschaft zu den größten Opfern. Daraus entstehen dann so geschlossene und schlichte Gedichte wie Alfred Kerrs Verse zur Mobilmachung.<sup>8</sup>

„Wir wollen in den Tagen  
Der steilsten Lebensfahrt  
Nicht säumen — und nicht fragen:  
Wie alles ward“;

oder der „Soldatenabschied“ eines Kesselschmiedes aus München-Bladbach:<sup>9</sup>

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.“

Wäre die Mehrzahl der Gedichte auf solchen Ton harter Notwendigkeit gestimmt, so könnte auch der sozialistische Kritiker von bürgerlichen Dichtern nicht mehr verlangen. Aber bei der überwiegenden Masse überschreitet der glatte Verzicht auf eine halbwegs ruhige Beurteilung der Kriegslage, auf jede Neigung zur Gerechtigkeit alles Maß und muß für die Zukunft der Völker mit tiefster Besorgnis erfüllen, um so mehr, als es aus allen sonstigen Rundgebungen des Bürgertums ähnlich schallt.

So läßt Gerhart Hauptmann<sup>10</sup> in einem sehr langen, den Kriegsausbruch nach bekannter Manier im Zwiegespräch zwischen Bürger und Vaterland erörternden Gedicht Deutschland auf die Frage, was denn das Gewitter des Krieges hervorgerufen habe, antworten:

„Das tat mein' Ehr', die untadlig war,  
Das tat mein unbeflecktes Ehrenkleid.“

Auf derselben Gedankenhöhe bewegt sich etwa auch das „Kriegsmärchen“ des waderen Ludwig Fulda<sup>11</sup>: Deutschland ist ihm Siegfried und Schneewittchen, die von der eifigen Stiefmama Marianne und dem bösen Geizhals John Bull — natürlich vergeblich — umgarnt worden.

Von da bis zur sinnlosen Beschimpfung des moralisch verdorren Gegners ist nur ein Schritt. Um der deutschen Kultur willen geben wir zur Selbstbefinnung eine kleine Blütenlese solcher Schimpferelen.

<sup>8</sup> Zuerst im „Tag“, 2. August 1914.

<sup>9</sup> Oft gedruckt, z. B. in der Sammlung von Bab (siehe Anmerkung 5). S. 6.

<sup>10</sup> „Schlesische Zeitung“ Nr. 564.

<sup>11</sup> „Vossische Zeitung“ Nr. 465.

Leo Sternberg gebe den Auftakt mit seinem „Gedicht“ „Deutsche Heerfahrt“<sup>12</sup>: „Die Völker sind reif zum Tod — sie fühlen kein Verbrechen!“, es gilt den Kampf „gegen Sodom, die vertierte Welt“, „sie wollen in kanni-balischem Rasen mit Pestkeimen, Bomben und Giften und Königsmord einen feigen Krieg anstiften.“

Frankreich, als relativ ungefährlich, wird mit einer Art herablassenden Mitleids behandelt. Ostini<sup>13</sup> spricht von den „Narren im Frankenlande“, Gustav Schüler<sup>14</sup>, jetzt ein gewaltiger Rufer im Streit, schon gröber von den „gallischen Gauklern“. Richard Boß<sup>15</sup>, der von Frankreichs „ewiger Schande“ bei Sedan spricht, verkündet: „Des Mittelalters ägyptische Nacht dämmert noch jenseits vom Rhein.“ Mit Bedauern müssen wir hier auch Avenarius nennen. Unter den Kriegsflugblättern des Dürerbundes<sup>16</sup> hat er auch ein „Deutsches Soldatenlied“ von J. G. Fischer abgedruckt, in welchem die Franzosen als Diebe bezeichnet werden, die an den Galgen gehören.

Uebler noch gebärdet sich Ludwig Ganghofer, das ewige Kind; bei ihm liest man, daß:

„Oelle Franzosen den deutschen Honig lecken  
Und russische Säue das deutsche Glück bedrecken.“

Am wildesten tobt der Furor teutonicus gegen England. Für Ostini rangiert es in dem oben angeführten Gedicht „weit unter dem Tier“, und er bittet sein „reinliches Papier“ um Verzeihung, daß er den Namen darauf geschrieben! Von den englischen Krämerseelen reden jetzt unterschiedslos alle deutschen Dichter, ob sie nun Dehmel oder Avenarius oder Vissauer heißen. Der Haß gegen England soll nach dem Wunsche vieler den Krieg überdauern. „Und dieser Haß“, liest man bei Ganghofer, „soll nie verwehen.“ Vissauers<sup>17</sup> „Haßgesang gegen England“ spricht das mit un-erhörter Deutlichkeit aus:

„Dich werden wir hassen mit langem Haß  
Wir werden nicht lassen von unserm Haß,  
Haß zu Wasser und Haß zu Land,  
Haß des Hauptes und Haß der Hand,  
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,  
Drosselnder Haß von siebzig Millionen,  
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,  
Sie haben alle nur einen Feind:  
England.“

So könnten wir noch lange fortfahren, aber es wird genügen zur Kennzeichnung. Zusammenfassend lassen wir Richard Dehmel<sup>18</sup> sprechen,

<sup>12</sup> „Kriegs-Lese“ (Kriegsausgabe der Zeitschrift „Lese“) Nr. 6.

<sup>13</sup> „Jugend“ im August.

<sup>14</sup> „Wider die Welt ins Feld.“ Deutsche Kriegslieder. 1914. Verlag Martin Warnerf. 15 Pfennig. S. 24.

<sup>15</sup> „Tag“, 30. August: „Zum 2. September 1914.“

<sup>16</sup> „Heimatgrüße für Heer und Flotte“, ausgesandt vom Dürerbund. I. Folge, 2. Gruß. Wie reimt sich das zu Avenarius' Ausruf „Besinnen wir uns“ im „Kunstwart“, 2. Septemberheft, der zur Gerechtigkeit dem Gegner gegenüber mahnt? Man komme uns nicht etwa mit der poetischen Lizenz!

<sup>17</sup> „Worte in die Zeit“ (siehe Anmerkung 7).

<sup>18</sup> „Empor mein Volk!“ Kriegslieder aus unsern Tagen. Verlag Eugen Diederich, Jena. 25 Pfennig. S. 12.

der sich in jedem Sinne geradezu jauchzend in den Taumel des Krieges gestürzt hat; in dem „Gebet ans Volk“ tituliert er Deutschlands Gegner kurz und bündig als:

„Alles Schlimme, alles Schlechte,  
Räuber, Söldner, Schufte, Knechte.“

In dieser Verachtung der Gegner bekundet sich zugleich eine grenzenlose Ueberhebung, ein weiteres Merkmal des seelischen Befundes. In dem eben angeführten „Gebet ans Volk“ versteigt sich Dehmel zu den Versen:

„Volk, drum fühlst du hingerissen,  
Daß dein Geist unsterblich bleibt,  
Geist von Gott.“

Und wer bisher der bescheidenen Meinung war, „Deutschland über alles“ bedeute, daß dem Patrioten sein Vaterland über alles gehe, wird von Dehmel tiefer geführt:

„Freu dich, Volk, wir woll'n beweisen,  
Daß du wert bist, dich zu preisen  
Ueber alles in der Welt.“

Man darf wohl in der Bedeutungsverschiebung dieses Nationalgesanges ein Symbol für die Entwicklung Deutschlands aus einem nach der Einheit strebenden Volke zum imperialistischen Kaiserreich sehen.

An den „Böfewichtern“, den „Schakalen und Hyänen“, dem „Gesinde“ vollzieht Deutschland in Gottes Auftrag das Strafgericht. Dieser Gedanke wiederholt sich immer wieder, bei Lauff und Herzog ebenso wie bei Rithard-Stahn und Hauptmann. Ein frommer Immanuel Heyn<sup>19</sup> sieht den Engel des Gerichts auf die Gegner einschlagen, bis sie für ihre Sünde Buße tun. Otto Ernst sagt in einem Gedicht „An mein Vaterland“ im roten „Tag“:

„Morde den Teufel und hol dir vom Himmel  
Sieben Kränze des Menschentums,“

(— sieben notabene wegen der Zahl unserer Gegner!)

Eine Zeit von ungeahnter Herrlichkeit wird nach dem Kriege erwartet, freilich ohne daß das Bild feste Umrisse zeigt. Da soll nach einem Gedicht von Carl Streckler<sup>20</sup> der deutsche Geist wie ein Phönix aus des Westbrands Flammen hervorgehen, oder Ganghofer fordert Wilhelm II. auf:

„Bringe Lust und zünde Licht auf Erden,  
Daß die Tiere wieder Menschen werden,“

oder Richard Schaukal<sup>21</sup> verkündet eine neue große Zeit für Oesterreich. Wir gehen sicher nicht in der Annahme fehl, daß imperialistischer Machtzuwachs und Beseitigung der inneren Gegensätze die realen Bestandteile dieser überschwenglichen Hoffnungen sind.

„Was in der Seele Urstoff ist, vertiert“, so drückt sich Fritz Engel, mehr der Sache als der Grammatik nach richtig, im „Uff“<sup>22</sup> aus, „Regt sich und will nicht mehr gebunden sein“. Bei vielen sogenannten Kulturträgern hat man geradezu die Empfindung, als schüttelten sie mit Wonne den lästigen

<sup>19</sup> „Vossische Zeitung“, 16. September.

<sup>20</sup> „Wider die Welt ins Feld.“ S. 20.

<sup>21</sup> „Kunstwart“, 1. Oktoberheft: „An meine Völker“.

<sup>22</sup> Nr. 35.

Kulturaufpuß ab. Der Ekel über die Welt der jehigen kapitalistischen „Kultur“, der keinen Ausblick in eine bessere Zukunft kennt, macht sich in dieser Verherrlichung des Krieges Luft, der wenigstens die stickige Atmosphäre dieser Welt durchbricht. „So stumpf, ach so stumpf war der Friede“, heißt's bezeichnend in einem kräftigen Kriegslied von Hans Gerd Haase.<sup>23</sup> Und siehe da, Rudolf Alexander Schröder<sup>24</sup>, der freilich auch jetzt in allen seinen Liedern so glatt und blutleer wie früher bleibt, verkündet skrupellos seine Freude über die Kriegserklärung:

„Gottlob, es ist erschollen,  
Das Wort, darauf wir lang geharrt.“

Der von der „Täglichen Rundschau“ begonnene Walter Fleg nimmt die graufige Katastrophe von Tannenberg zum Anlaß für eine Variation des Kinderliedes: „Auf unserer Wiese geht etwas, wadet durch die Sümpfe.“ Der robuste Herr Joseph von Lauff<sup>25</sup> schildert die Einnahme Lüttichs durch General Emmich als eine Notzüchtigung — in Anlehnung an alte Soldatenlieder, ohne Spur von poetischem Takt: „Half kein Sträuben und kein Bäumen, Emmich stellte seinen Mann.“ Richard Nordhausen<sup>26</sup> aber hat einen Triumphgesang auf den 42-Zentimeter-Mörser, die „faule Grete“, fertig gebracht, der selbst in dieser Zeit ungewöhnlich ist:

„Krieg! Nun ist sie kein Vorwelttier  
Wehr, nun ist sie die Göttin der Menge;  
Gebete und Trompetenlänge  
Flehen zu ihr,  
Daß sie den Weg in die Zukunft sprengt.“

„Schicksal“ nennt er sie, „Löwin des Rechts“, „Herrin der Welt!“

Mitunter wird der Krieg gepriesen als Rettung vor Blasiertheit. In einem Gedicht „Deutsche Jugend“ verkündet Ina Seidel<sup>27</sup>:

„Wir wußten nicht, wozu wir blühten,  
Und Jugend schien uns Fluch und Last,  
Ein Fest, an dem wir nicht erglühten,  
Man trank, man ging, ein satter Gast.“

So wird der Krieg zum Erlöser. Wieder findet Dehmels<sup>28</sup> überspannte Seele den entsprechenden Ausdruck:

„Jetzt auf einmal fühlen alle,  
Was uns einzig selig macht —  
Jetzt kommt die Not,  
Die heilige Not!“

Daß dieser Dichter, der als Sprecher des Volkes geradezu unerträglich wird, sich einmal sogar dazu versteigt, Pferde und Hunde den Ernst der großen Gottesstunde empfinden zu lassen, sei doch auch im Vorbeigehen erwähnt.<sup>29</sup>

<sup>23</sup> „Wider die Welt ins Feld.“ S. 9.

<sup>24</sup> „Tägliche Rundschau“, Unterhaltungsbeilage 179.

<sup>25</sup> „Empor mein Volk!“ Nr. 13.

<sup>26</sup> „Tag“, 26. August.

<sup>27</sup> „Tägliche Rundschau“, Unterhaltungsbeilage 181.

<sup>28</sup> „Lied an Alle“, bei Bab (und öfter) S. 11.

<sup>29</sup> „Alldeutschlands Erweckung“, „Berliner Tageblatt“ Nr. 417.

Freilich, für das Bürgertum ist in der Tat der Krieg in mancher Hinsicht ein Erlöser; daß das nicht recht passen will zu der oben besprochenen Beherrschung Deutschlands, wie es vor dem Kriege war, bekümmert unsere Vorden weiter nicht.

Die Aufrichtung des Burgfriedens mit der Sozialdemokratie wird als ewiger Friede gedeutet. Oft genug begegnet man dem Roten, der den Wandel seiner Gesinnung verkündet.<sup>30</sup> Dazu kommt dann noch die stauende Freude an der durch die Not erzwungenen sozialen Gesinnung, und die Wiedergeburt ist vollendet.

„Da warf der gnädige Gott dich in den Tiegel  
Des Kriegs und schmolz herunter in den Flammen  
Die Schlacken von des Deutschen Wesens Gold.“<sup>31</sup>

So hat auch Sudermann<sup>32</sup> in endlosen, übrigens sehr nachlässigen Versen die Läuterung des deutschen Volkes durch den Krieg gefeiert, die Beseitigung des Konkurrenz- und Klassenkampfes, die Rückkehr zur Religion und — Keuschheit. Der Krieg als Arzt der kranken Zeit<sup>33</sup>, das ist nicht die Unterstellung böser Sozialisten.

Immer wieder begegneten wir bereits religiösen Wendungen und Bildern. Ohne Anruf Gottes geht es kaum bei irgendeinem der Dichter ab, und man ist glücklich, einmal bei Hermann Stehr<sup>34</sup> zu lesen, „daß jeder Schlag, daß jeder Hieb mit Eisen als Frevel gilt am Weltallsgeisterbau“. Der Edle steht allein mit dieser Scheu, das Göttliche mit dem Kriege zu vermischen. Die Phrase von dem „heiligen Krieg“ ist ganz allgemein, und Kriegsgebete sind zahlreich wie Sand am Meer. Gustav Schüler<sup>35</sup> hat ein Gedicht im Stile eines alten Kirchenliedes verbrochen, in dem er versichert, der Kampf gehe um das Reich Christi, und Karl Kosner<sup>36</sup> zeigt Christus selbst, wie er übers Schlachtfeld geht und unter den Sterbenden allein des Deutschen Denken versteht, ein Gedicht, das sehr viel Beifall gefunden hat.

Auch hier also wieder dieselbe Ueberhebung. „Zu uns Dich bekenne!“, ruft einer dieser Frommen in bezeichnender Umkehr des religiösen Verhältnisses Gott zu.<sup>37</sup> Joseph von Lauff<sup>38</sup> vergleicht in langen schwülstigen Versen allen Ernstes das Schlachtfeld mit Gottes Hochaltar, und Rudolf Herzog<sup>39</sup> zeigt den deutschen (!) Erzengel St. Michael, wie ihn Gott selbst „zwischen Meß und den Vogesen“ zu seinem Fahnenjunker macht! Wahrlich, da kehrt man mit einem Gefühl der Erleichterung bei der alten guten Frida Schanz<sup>40</sup> ein, die schlicht und einfach gepreßten Herzens betet:

<sup>30</sup> So: Otto Anthes: „Der Kaiser“, „Kunstwart“, 1. Oktoberheft.

<sup>31</sup> Heyn: „Weltgericht“. „Vossische Zeitung“. 16. September.

<sup>32</sup> „Berliner Tageblatt“ Nr. 413.

<sup>33</sup> So wörtlich Walter Harlan: „Der gute Arzt“. „Tägliche Rundschau“, Unterhaltungsbeilage 198.

<sup>34</sup> „Berliner Tageblatt“, „Zeitgeist“ vom 12. Oktober.

<sup>35</sup> „Wider die Welt ins Feld.“ S. 16.

<sup>36</sup> „Tag“, 27. September.

<sup>37</sup> Hermann Walthari: „Weihgebet“. „Wider die Welt ins Feld.“ S. 12.

<sup>38</sup> „Deutsches Hochamt“. „Woche“ Nr. 33.

<sup>39</sup> Im „Türmer“, 1. Oktoberheft.

<sup>40</sup> „Wider die Welt ins Feld.“ S. 7.

„Herrgott! Herrgott! Die Seele schreit!  
Die Ernte steht in Flammen.  
Herrgott der Zeit und Ewigkeit,  
Schütze uns alle zusammen!

Es hat ein wirrer, wilder Bahn  
Uns diesen Krieg geschaffen!  
Herr Gott, Du Lenker der Weltenbahn,  
Hilf unsern deutschen Waffen!“

Zur religiösen Primitivität gesellt sich die politische. In Berlin gelangte kürzlich ein Lied von Sudermann zum Vortrag mit folgendem Refrain:

„Der freie Mann, der deutsche Mann  
Liebt seinen Kaiser wie er kann  
Und hält ihn hoch und wert.  
Und haut die Feinde feste man,  
Er ist und bleibt der beste Mann,  
Denn er schliß unser Schwert.“

Die nervöse Ueberreiztheit läßt nur ganz selten reine Stimmungen aufkommen. Wenn nicht die Frauen<sup>41</sup> wären, die Not des Krieges käme kaum zu Worte. Selbst die einfache Situationschilderung ist bisher wenig hervorgetreten, was sich aber vielleicht mit dem Fortgang des Krieges ändern wird. Die „weiße Fahne“<sup>42</sup> von Maria Passarge mag als gutes Beispiel genannt sein.

Ueberblicken wir zum Schluß das Ergebnis der ersten Kriegswochen, so mag gewiß vieles Ueberspannte auf Kosten der ersten Bewegung zu schreiben sein, und ein gewisses Abflauen ist bereits zu merken. Aber die beiden wesentlichen Momente — die nationallistische Ueberhebung und der Zug zum Irrationalen, Primitiven — sind nicht Symptome nur des Kriegsausbruches. Im Gegenteil, beides war in der deutschen Ideologie seit langem vorbereitet und ist nur mit dem Kriege noch stärker, jede andere Stimme übertäubend, ans Licht getreten — nicht nur, das sei ergänzend betont, in der Lyrik. Das Alldeutschum, der teutonische Chauvinismus regte sich bereits mächtig und begann die gesamte Jugendbildung zu durchtränken. Und was die Hinneigung zum Irrationalen betrifft, so sei nur an Gerhart Hauptmann und Arno Holz, an Reinhardts Mysterienspiele und an die allermodernsten Richtungen in der Malerei erinnert.

Eine Parallele drängt sich auf: Dem Zeitalter der furchtbaren Erschütterungen durch Revolution und Napoleons Kaisertum folgte vor hundert Jahren die Romantik, die Todfeindin des Rationalismus und Kosmopolitismus. Die Vermutung liegt nahe, daß die bürgerliche Welt jetzt einer ähnlichen Entwicklung entgegengeht. Um so notwendiger wird es dann für das Proletariat sein, sich auch auf dem Gebiet der Kunst immer mehr von bürgerlicher Vormundschaft zu befreien.

<sup>41</sup> Wir nennen: Frida Schanz: „Stille“, „Tägliche Rundschau“, 17. August. — Maria Fuß-Weitmann, „Kriegslese“ Nr. 6. — Auguste Supper: „Wider die Welt ins Feld.“ S. 17.

<sup>42</sup> „B. Z. am Mittag“, 9. September.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19

Ausgegeben am 12. Februar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

JUN 21 1915

## Befreiungslegenden.

Von Wl. Kossowsky.

Wollte man den Erklärungen Glauben schenken, mit denen heute Ausbruch und Führung des Krieges auf den verschiedensten Seiten motiviert werden, dann müßte man annehmen, nach dem Kriege stehe der Welt eine Ära der größten und ungehemmtesten Freiheit bevor. Denn jede Kriegspartei erklärt heute, ihr wesentlichstes Kriegsziel sei neben der Verteidigung des eigenen Landes die Befreiung der unterdrückten Völker, gegen deren Regierung der Krieg geführt wird.

Gleich im Beginn des Krieges wurde bekanntlich auch in der sozialdemokratischen Presse Deutschlands der Versuch gemacht, die in der Erklärung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion formulierte *negative Aufgabe* der Abwehr des russischen Ueberfalls in eine *positive Aufgabe* der Befreiung des russischen Volkes vom Joche des Zarismus umzuwandeln.

Ebenso erklärten aber auch französische und englische, ja sogar auch ein Teil der russischen Parteigenossen, es sei Aufgabe und Ziel der Kriegführung, das deutsche Volk von der Herrschaft des Imperialismus und Militarismus, vom Joche des Junkertums zu befreien.

Der volle Widersinn dieser ganzen Auffassungsweise ergibt sich schon aus der Tatsache allein, daß unter diesen sonderbaren Antimilitaristen sich der russische Zarismus befindet, der mit einem Schlage zum Weltbefreier proklamiert wurde. Nicht nur die russischen Liberalen, sondern sogar die russischen Diplomaten, das russische Militär, die russischen Popen schwören, daß sie nicht ruhen und nicht rasten werden, solange der deutsche Militarismus nicht endgültig zerschmettert worden ist.

Das offizielle Rußland, das gegen den Militarismus wettet, ist wohl ein derartig seltsames Schauspiel, daß es sich gewiß lohnen wird, einige darauf bezügliche öffentliche Erklärungen anzuführen: „Unsere Diplomatie“ — so wurde offiziell in der Petersburger Presse mitgeteilt — „werde keinerlei Verhandlungen über einen Friedensschluß zulassen, solange das Nest des Militarismus in Deutschland nicht restlos vernichtet ist.“ Noch energischer äußerte sich die offizielle Kriegszeitung „Der Heeresbote“: „Nicht gegen die Völker Deutschlands und Oesterreich-Ungarns wird der Krieg von Rußland und seinen Verbündeten geführt, nicht ihre Unterjochung oder den Raub ihrer Selbständigkeit streben wir an, sondern einzig und allein die Vernichtung, die völlige und unbedingte Vernichtung des bössartigen Geschwürs, das bisher den Organismus des friedlichen und arbeitssamen Europa zerfraß — der hohenzollernschen gepanzerten Faust.“ Von der Volks-

liebe der russischen uniformierten Antimilitaristen weiß das unglückliche Baltizien jetzt ein Lied zu singen!

Den Rekord der Freiheitsliebe geschlagen hat jedoch das Organ des heiligen Synods, die berühmte „Glocke“: „Der gegenwärtige Krieg wird für Freiheit, Gerechtigkeit und überhaupt für die hehrsten Ideale der Menschheit geführt. Die vandalisch-deutschen Ideale müssen vom Erdboden verschwinden!“

Erstaunlich ist es, daß auch Sozialdemokraten diese sonderbaren Befreiungslegenden für bare Münze nehmen, am erstaunlichsten, daß auch viele russische Genossen sich zu ihnen bekannten. Sie wurden dabei unvermeidlich vor die sehr heikle Frage gestellt: Wie mag das despotische Rußland mit den freien Staaten England und Frankreich unter ein und denselben „Befreiungs“fahne sechten? Da fand man einen Ausweg, eine Art Arbeitsteilung: „Objektiv“ kämpfen England und Frankreich mit Belgien für den „Fortschritt“, Rußland — für die „ökonomische Entwicklung“. Rußland sei durch den objektiven Gang der Geschehnisse dazu berufen, Sorge zu tragen, daß nicht nur es selbst, sondern daß auch ganz Europa nicht in eine „deutsche Kolonie“ verwandelt werde.<sup>1</sup> Also rettet jetzt die imperialistische Dreivereinigung mit Hilfe des Zaren die ganze Zivilisation: den kulturellen, politischen und ökonomischen Fortschritt.<sup>2</sup>

Es muß dabei bemerkt werden, daß die russischen sozialistischen Patrioten in ihren Befreiungsideen keineswegs originell sind. Die russische Befreierei ist in Wirklichkeit die Vereinigung zweier Gedankenrichtungen: einer fremdländischen, die dem Kriege das Ziel anhängt, den Militarismus und Feudalismus zu vernichten und im europäischen Staatsleben den Prinzipien der „Freiheit und Gerechtigkeit“ Geltung zu verschaffen, und einer einheimischen, die dem Kriege die Aufgabe stellt, Rußland von der „wirtschaftlichen Zwangsherrschaft“ Deutschlands zu befreien und Rußland sowie ganz Europa vor der Gefahr zu behüten, in deutsche „wirtschaftliche Gefangenschaft“ zu geraten. Die erste Richtung entstand ursprünglich in Frankreich und gelangte dort zur vollkommensten Entfaltung. Sie wirkt auch heute noch besonders in der blanquistischen Richtung der französischen Partei stark nach. Sie wird von den großen Erinnerungen an die gewaltige französische Revolution getragen, deren Waffen die Throne der europäischen Despoten zertrümmerten. Am deutlichsten tritt diese romantische Auffassungsweise heute in den Äußerungen des alten Blanquisten Baillant hervor, der der bürgerlichen Republik des heutigen Frankreich eine Rolle zuschreibt, die einst der revolutionäre Konvent für sich in Anspruch nahm, als er Freiheitsdichter des Auslandes zu französischen Ehrenbürgern machte und die unterdrückten Völker zum Kampf gegen ihre Tyrannen aufrief. Von Frankreich aus drang diese Ideologie auch in gewisse russische sozialistische Kreise. Die andere bildete sich in den Kreisen der russischen Bourgeoisie, und ihr Einfluß wirkte

<sup>1</sup> Diese Befürchtungen äußerte z. B. Mañlow im Moskauer Blatte „Russkija Wjedomosti“.

<sup>2</sup> Es ist nicht uninteressant, daß auch während des Deutsch-Französischen Krieges 1870 das Verderben Europas von der „germanischen Hegemonie“ prophezeit wurde. So schrieb W. Bakunin einem seiner französischen Freunde: Gewinnt Preußen die Oberhand, ist es aus mit der europäischen Menschheit mindestens auf 50 Jahre.

ansteckend auf einen Teil der russischen Sozialisten. Betrachten wir diese letztere Gedankenrichtung etwas näher.

Zwischen Deutschland — einem hochindustriellen Lande — und Rußland — vornehmlich einem Agrarstaat — hatten sich bekanntlich die wirtschaftlichen Beziehungen notwendigerweise derartig gestaltet, daß Deutschland aus Rußland Nahrungsmittel und Rohstoffe bezog und dahin Industrieprodukte ausführte. Die deutsche Einfuhr nahm in Rußland den ersten Platz ein. Nach Angaben des Departements für Zolleinnahmen gestaltete sich der Barenaustausch Rußlands mit den übrigen europäischen Großmächten im letzten Jahrfünft folgendermaßen: Im Durchschnitt wurde jährlich eingeführt: aus Deutschland für 497 Millionen Rubel, aus Großbritannien für 150 Millionen Rubel, aus Frankreich für 56 Millionen Rubel, aus Oesterreich für 33 Millionen Rubel. Ausgeführt: nach Deutschland für 435 Millionen Rubel, Großbritannien 307 Millionen Rubel, Frankreich 94 Millionen Rubel, Oesterreich 63 Millionen Rubel.<sup>2</sup> Auf diese Weise waren die Handelsbeziehungen Rußlands mit Deutschland besonders lebhaft; außerdem hatte es mit Deutschland eine passive Handelsbilanz, mit den übrigen Ländern eine aktive. Die Passivität der Bilanz mit Deutschland war besonders in den letzten Jahren gewachsen. Immer mehr überstieg die Einfuhr aus Deutschland die russische Ausfuhr nach diesem Lande.

In den Köpfen der Ideologen der russischen Bourgeoisie spiegelte sich dieses Verhältnis als „wirtschaftliche Minderwertigkeit“ Rußlands ab, das, wie es bei ihnen heißt, zu einer „deutschen Kolonie“ degradiert sei, als „wirtschaftliche Zwangsherrschaft“ der Deutschen in Handel und Industrie. Man strebte danach, sich vom deutschen „wirtschaftlichen Joch“ zu befreien. Um aber diese Unabhängigkeit wirklich zu erzielen, dazu müßte in Rußland das Verhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft ein ganz anderes werden, Rußland müßte sich in bedeutend höherem Maße industrialisieren. Dies ist aber ein wirtschaftlicher Prozeß, der sich nicht mit einem Schlage verwirklichen läßt. Und da kam man auf den Gedanken, die ökonomische Entwicklung mit Hilfe des Bajonetts zu beschleunigen: man hofft, wenn es gelingen sollte, die deutsche Militärgewalt zu zertrümmern, dem Deutschen Reiche einen Handelsvertrag aufzuzwingen, der für dieses Land nicht gerade sehr günstig sein müßte, um so günstiger aber für die russische Bourgeoisie. Die russischen Industriellen formulieren diesen Wunsch in einer Ausdrucksweise, die an Energie nichts zu wünschen übrig läßt: Der Sieger (Rußland) wird sein wirtschaftliches Programm dem Besiegten (Deutschland) diktieren. Die Organisation des deutschen Handels, der auf Vermittlung und Ausbeutung gestellt ist, muß vernichtet werden, schrieb das Organ des Kongresskomitees für Handel und Industrie (Nr. 18, 1914).

Kein Wunder daher, daß unter den Ideologen der russischen Bourgeoisie der Haß gegen Deutschland immer stärker und der Gedanke an einen Krieg mit Deutschland immer populärer wurde. Sehr bezeichnend schrieb zwei Monate vor dem Kriege ein russischer Professor in den Preussischen Jahrbüchern, daß in Rußland der Krieg gegen Deutschland „von allen Seiten“ verlangt werde. (Zitiert nach Mehrings Artikel, „Neue Zeit“ vom 20. November 1914.)

<sup>2</sup> „Reich“, 4./17. November 1914.

Nun muß aber bemerkt werden, daß diejenigen, die das Problem der „Emanzipation Rußlands vom deutschen wirtschaftlichen Joch“ durch Waffengewalt lösen wollen, diese Aufgabe sich allzu einfach und leicht vorstellen. Sie lassen gänzlich außer acht, daß Rußland nicht nur mehr als die Hälfte seiner eingeführten Waren aus Deutschland bekommt, sondern auch dorthin ein Drittel seiner eigenen Waren ausführt, darunter 40 Prozent seiner gesamten Ausfuhr an Brotgetreide.

Ist es möglich, derartige Beziehungen zu liquidieren? Und eine Liquidation bedeutet hier einen Bruch mit Deutschland nicht nur als Lieferanten bestimmter Produkte, sondern auch als einem Abnehmer russischer Waren, vor allem und hauptsächlich russischen Getreides; denn es erhofft doch wohl niemand einen derartig „günstigen Handelsvertrag“ mit einem sogar völlig zerschmetterten Deutschland, daß russische Waren ungehindert nach Deutschland eingeführt werden dürften, während für deutsche Erzeugnisse die russischen Grenzen gesperrt sein würden. Es könnte sich für diesen Zweck ja tatsächlich nur um ein Einfuhr *verbot* handeln, denn wie der rege Handelsverkehr zwischen dem schutzzöllnerischen Deutschland oder Frankreich mit dem freihändlerischen England zeigt, würde eine bloße einseitige Erhöhung der russischen Einfuhrzölle das Ziel der Verhinderung deutscher Importe noch keineswegs verwirklichen. Trotzdem gedenken die Industriellen und die Regierung die Liquidation der besagten Beziehungen durch die Erhöhung der Einfuhrzölle zu erreichen, die, wie sie meinen, nach dem Siege über Deutschland leichter durchzuführen wäre. Nun sind aber die Zollgebühren in Rußland schon ohnehin beispiellos hoch veranlagt, und es dürfte kaum möglich sein, sie noch weiter in die Höhe zu schrauben: die Einfuhrverzollung beläuft sich in Rußland durchschnittlich auf 38,9 Prozent des Warenwerts, während sie in Frankreich 8 Prozent ausmacht, in Deutschland 8,4 Prozent, in Italien 9,6 Prozent, in Spanien 13,4 Prozent und sogar in den hoch protektionistischen Vereinigten Staaten Nordamerikas bloß 23,2 Prozent. Für einzelne Artikel ist die Verzollung geradezu ungeheuerlich: für Eisenwalzen, Gußeisen und Maschinen 100 Prozent, für Soda 230 Prozent usw.

Noch wichtiger ist dabei folgendes: die Befreiung vom „deutschen Joch“ hat zur Voraussetzung, daß an Stelle Deutschlands andere Länder treten und es vollkommen ersetzen würden, nicht nur hinsichtlich der Einfuhr, sondern auch als Abnehmer. Aber der geringe Umfang der Handelsbeziehungen Rußlands mit den gedachten Ländern ist keineswegs eine zufällige oder vorübergehende Erscheinung, genau so wie es durchaus kein Zufall ist, daß Deutschland fast das einzige Land ist, mit dem die Handelsbilanz Rußlands passiv ist. Zur Illustration folgende kurze Angaben: Auf England entfallen 22 Prozent der russischen Ausfuhr, auf Holland 10 Prozent, auf Frankreich 6 Prozent, Oesterreich-Ungarn 5 Prozent, Belgien 4 Prozent, Italien 3 Prozent, Dänemark 2,7 Prozent, auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas 1,2 Prozent. Von der russischen Einfuhr entfallen auf England 18 Prozent, Holland 7 Prozent, Frankreich 6 Prozent, Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten Nordamerikas je 3 Prozent, Belgien und Italien je 2 Prozent, Dänemark 1,8 Prozent. Im einzelnen wird vom Brotgetreide, dem Hauptartikel des russischen Exports, nach Frankreich bloß 6 Prozent ausgeführt, nach England 18 Prozent (wobei dort die

Tendenz einer beständigen Verringerung vorliegt, weil das russische Getreide durch das argentinische auf den englischen Märkten verdrängt wird). Die Frage der Liquidation der russisch-deutschen wirtschaftlichen Beziehungen, die jetzt in Rußland als Aufgabe einer „Grenzperre für deutsche Waren“ aufgefaßt wird (siehe Nachrichten der Freien Oekonomischen Gesellschaft, Nr. 9—10, 16. November 1914, Petersburg), kann also wohl kaum auf mechanischem Wege — durch Waffengewalt — gelöst werden. Und was hätten schließlich die russischen Industriellen gewonnen, wenn der russische Markt wirklich statt von deutschen dann von englischen und französischen Industrieprodukten überschwemmt würde? Um den russischen Bedarf selbst decken und die Konkurrenz mit dem Westen aufnehmen zu können, dazu bedürfte die russische Industrie noch einer mächtigen eigenen Entwicklung, die durch die Verwüstungen eines Weltkriegs wahrlich nicht gefördert wird.

Daß es notwendig ist, die deutsche wirtschaftliche „Bevormundung“ von sich abzuschütteln, „mündig“ zu werden und eine wirtschaftliche „Selbständigkeit“ zu erlangen, das ist schon seit langem das Lieblingslied der Ideologen der russischen Bourgeoisie, der Struve, Tugan-Baranowsky und anderer, sowie auch der europäisierten Herren aus den Petersburger und Moskauer Fabrikantenvereinen.

Es ist wohl ohnehin klar, daß hinter diesem patriotischen Wortschwall die rohe Profitgier der russischen Kapitalisten lauert, die man durch erhabene Phrasen zu mastieren sich Mühe gibt. So sagte z. B. auf einer literarischen Abendunterhaltung in Petersburg am 22. November 1914 Professor Tugan-Baranowsky: „Deutschland erstrebt durch diesen Krieg nichts anderes als wirtschaftlichen Gewinn, die Verbündeten dagegen kämpfen um ideale Güter.“

Was das für „ideale Güter“ sind, für welche der russische Zarismus — unter dem Wutgeheul der russischen Industriellen: „Wir wollen den Krieg bis ans Ende!“ — jetzt alles aufzubieten bereit ist, ist sehr leicht aus der Bewegung gegen die deutsche „wirtschaftliche Uebermacht“ zu ersehen, die jetzt in Handel und Industrie rasch um sich greift. Ganz ungeniert wenden sich die Moskauer Kaufleute in einem speziellen Aufruf an die russische Bevölkerung (31. Oktober/13. November 1914): „Kein Russe soll jetzt deutsche Waren kaufen, deutsche und österreichische Firmen müssen boykottiert werden. Dadurch befreien wir unsere Heimat von der deutschen industriellen Uebermacht, und das wird unsere vaterländische Industrie neu beleben und kräftigen, zum Wohle Rußlands.“ Dies ist der wahre Sinn des Boykottparole treten die groben Profitinteressen der russischen Bourgeoisie auf dem idealistischen Fonds des „Wohles des Vaterlandes“ deutlich genug hervor.

Die russische Bourgeoisie will aber nicht nur Rußland aus der deutschen „wirtschaftlichen Schlinge“, vom „ausländischen (= deutschen) Fabrikat befreien, um dieses durch ein einheimisches zu ersetzen“, wie dies auf dem im November stattgefundenen Kongresse der Bergbauindustriellen ein Berichterstatter zum Ausdruck brachte, sondern auch den näheren Osten von der deutschen „Gewaltherrschaft“ befreien.

Die russische Regierung hat bekanntlich ein gewaltiges Programm äußerer Eroberungen entworfen: die Einverleibung Galiziens und der Bu-

tomina sowie auch einiger ostpreußischer Gebiete, die Befestigung ihres politischen Vorranges auf dem Balkan und endlich — der verheißende Traum des Zarismus! — die Annexion der Meeresengen, Konstantinopels, des türkischen Armenien und überhaupt aller Ufergebiete, der europäischen sowie der asiatischen, des Schwarzen Meeres. Diese weitangelegten Raubzugspläne entsprechen nicht nur den Interessen der am Staatsruder befindlichen Bürokratie, sie befriedigen auch in hohem Maße die Gelüste der russischen Handels- und Industriellenkreise und werden von diesen in jeder Weise unterstützt, indem die russische Bourgeoisie, anstatt an der Hebung der inneren Märkte zu arbeiten, die die Beseitigung des herrschenden politischen Regimes zur unbedingten Voraussetzung hat, es vorzieht, der Linie des geringsten Widerstandes zu folgen und auf leichte Art auf ihre Kosten zu kommen. Und deshalb richtet sie ihr Augenmerk auf die Auslandsmärkte, und zwar auf die in industrieller Hinsicht rückständigen Territorien wie das okkupierte Nordpersien und solche, die infolge des gegenwärtigen Krieges noch annektiert werden können.

Besonders verlockend ist für die russische Bourgeoisie der Gedanke an eine Teilung der Türkei, im einzelnen die Besitzergreifung der Meerengen, die für den russischen Außenhandel von großer Bedeutung sind, indem zwei Drittel der russischen Ausfuhr durch die südlichen Häfen und weiter durch den Bosphorus und die Dardanellen befördert werden. Die Teilung der Türkei widerspricht aber entschieden den Interessen des deutschen Kapitals, das nach der Hegemonie in Kleinasien strebt und infolge der geographischen Lage Deutschlands außerstande ist, dort eine Politik territorialer Aneignungen zu führen und daher im eigenen Interesse für die Unversehrtheit und politische Unabhängigkeit des Ottomanischen Reiches eintritt.

Der Zusammenprall der Interessen Rußlands und Deutschlands im nahen Osten ist die andere Seite des russisch-deutschen Antagonismus.

Bei der Beurteilung der Ideologie des „Befreiertums“ muß noch in Betracht gezogen werden, daß sie für ihre Anhänger sehr bedenkliche Folgen haben kann.

Wer seiner Taktik eine Befreiungsmission zugrunde legt und dabei folgerichtig handeln will, muß daraus praktische Konsequenzen ziehen, wie man sich sie gefährlicher gar nicht denken kann. Eine Taktik mit dieser Grundlage ist eine schiefe Ebene, auf der man bis zu einer „zeitweiligen“ Ausöhnung mit der Regierung hinabgleiten und dabei unvermeidlich ihre Expansionspläne gutheißen muß.

Die „nationale Existenz“ Rußlands ist, wie auch die russischen Liberalen zugeben müssen, in diesem Kriege keinerlei realer Gefahr ausgesetzt; aber das innere Leben Rußlands wird immer mehr und mehr vom Zarismus bedroht. Das beginnen die Arbeiter sich klarzumachen mit ihrem unmittelbaren gesunden Empfinden von Menschen, denen die Schrecken der zaristischen Willkürherrschaft sich am meisten fühlbar machen. Es ist daher kein Wunder, daß in ihrer Mitte eine Reaktion gegen den Patriotismus mancher sozialistischer Führer entsteht und daß sie sich immer mehr abwenden von den sozialistischen Patrioten und Anhängern der Befreiungsmission, bei denen die Meinung herrscht, daß ein für Rußland siegreiches Ende des Krieges zum Ausgangspunkt einer Neugestaltung des russischen Lebens werden kann — ein Gedanke, der zuerst von den Liberalen in Umlauf ge-

setzt wurde und mit besonderem Eifer von der „Reich“, dem Zentralorgan der „konstitutionell-demokratischen“ („Kadetten-“) Partei propagiert wurde.

Während bei den weniger entwickelten Massen primitive patriotische Stimmungen herrschen, gewinnt in der klassenbewußten Vorhut der Arbeiterschaft immer mehr eine Kerntruppe an Bedeutung, die sich in hohem Maße vom Patriotismus und den mit ihm zusammenhängenden Befreiungsillusionen emanzipiert hat.

Und das ist begreiflich genug. Der Patriotismus kann für sich unter klassenbewußten Arbeitern keinen Boden finden in einem Lande, in welchem es an den elementarsten rechtlichen Möglichkeiten zum Klassenkampfe mangelt, in welchem von der Regierung der Krieg dazu benutzt wird, die letzten Reste der auch ohnehin so geringen Eroberungen zu zerstören, für welche das Proletariat die größten Opfer gebracht hat.

Ein beträchtlicher Teil der russischen Sozialisten — verschiedener Fraktionen und Richtungen — ist von Anfang an ganz entschieden gegen die Befreiungslegende aufgetreten. Während sie in der Abschätzung der von der Sozialdemokratie Deutschlands, Frankreichs usw. in diesem Kriege angewendeten Taktik verschiedentlich auseinandergehen, sind sie darin einig, daß die Sozialdemokratie keine Ziele einem Kriege vorschreiben kann, den sie nicht führt; das Verfügungsrecht über die Militärgewalt des Landes und die Leitung des Krieges liegen in den Händen der Regierungen. Die Befreiung der Völker Rußlands und Deutschlands ist deren innere Angelegenheit, die sie mit eigenen Kräften durchführen werden, ohne die Hilfe ungebeter „Befreier“ von außen.

## Elektrizitätsmonopol.

Von Adolf Braun.

Es gibt vielleicht keine politische, wirtschaftliche oder religiöse Gruppe im Deutschen Reiche, die nicht einen neuen Anstoß zu kräftiger Entwicklung von den Nachwirkungen des Krieges erwartet. Wir wissen aus mancherlei verfrühten Äußerungen, daß von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten Hoffnungen gesetzt werden auf eine Neugestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland, die den Idealen der einzelnen Richtungen, Parteien und Wirtschaftsgruppen Rechnung tragen soll. Von einer politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, religiösen Regenerierung des deutschen Volkes hört man sprechen, wobei zu beachten ist, daß all diese Regenerierungen mit durchaus verschiedenen Tendenzen erhofft werden, je nach der Partei, der der Hoffende angehört; die extremsten, sich durchaus widersprechenden Hoffnungen kommen da zum Ausdruck. Daß sie sich widersprechen und auseinanderstoßen werden, gegenseitig miteinander ringen müssen und sich vielfach ausgleichen dürften, kann ruhig auch von denjenigen behauptet werden, die nicht so glücklich sind, den Schleier von der ganz dunklen Zukunft wegzuziehen. Nicht nur der Widerstreit der sich entgegengesetzten Hoffnungen und erwarteten Neuorientierungen schafft die Unsicherheit über die Ausichten dieser nach bestimmter Richtung erhofften Neugestaltung; diese Unsicherheit wird verstärkt durch die völlige Unmöglichkeit, den Zustand Deutschlands klar zu umschreiben, wie er nach dem jetzt noch nicht einmal in den Hauptzügen festzustellenden Kriegsergebnisse sein wird.

Ist die Zukunft ungewiß, verschwimmen ihre Umriffe im Nebel, sind die Machtfaktoren dieser Zukunft schon wegen der Veränderungen, die sie quantitativ und auch qualitativ während des Krieges erfahren können, nicht meßbar, so bleibt doch für den Realpolitiker in dem Gewoge der Phantastereien die Notwendigkeit und die Bestimmtheit einer Neuorientierung unzweifelhaft: die Neuorientierung der Reichsfinanzen. Sie ist eine unumgängliche Notwendigkeit nach Beendigung dieses Krieges.

Das einzige, was man mit unbedingter Sicherheit heute voraussagen kann, ist die Notwendigkeit, die Einnahmen des Reiches nach Abschluß dieses Krieges zum mindesten zu verdoppeln. Das Finanzproblem des Krieges interessiert leider während des Krieges nur einen kleinen Teil von Bank- und Finanzspezialisten, während die Politiker, Parlamentarier und Journalisten ebenso wie die zivile und militärische Bureaucratie das Finanzproblem des Krieges ganz nebensächlich werten. Nicht einmal theoretisch wurde in Deutschland das die englische Finanzpolitik stets kennzeichnende Streben erörtert, die außerordentlichen Ausgaben durch außerordentliche Steuern, vor allem durch die Beweglichkeit der Einkommensteuer — die dem Reiche freilich fehlt — zu befriedigen. Allerdings konnte in Großbritannien bei diesem Weltkriege, in dem es ihm an Kostgängern nicht fehlt, dieses Prinzip nicht durchgesetzt werden. Aber neben der 500-Millionen-Pfund-Sterling-Anleihe hat Großbritannien eine Reihe wichtiger Steuererhöhungen durchgeführt. Die etwas kritische Stimmung gegen den Krieg, die im Lande dieses bedeutsamsten wirtschaftlichen Feindes Deutschlands zu beobachten ist, hängt sicherlich mit diesen neuen Einnahmequellen zusammen. Ganz anders wurde in Deutschland verfahren. Von den Kriegszuschlägen, die einige städtische Gemeinden erheben, abgesehen, haben Reich, Einzelstaaten und Gemeinden unter den mannigfachen und überaus tief einschneidenden wirtschaftlichen Maßnahmen während der Kriegszeit jede Steuererhöhung vermieden, ja die größte Milde bei der Eintreibung der bestehenden Steuern walten lassen, wie sich ja die Bureaucratie überhaupt seit Kriegsausbruch möglichst entgegenkommens befeizigt hat. Rein auf dem Wege der Anleihe wurde die Deckung der gewaltigen Kosten der Kriegführung wie auch der Kriegsmobilisierung vorgenommen. Man wird hieran kaum etwas ändern, solange der Krieg finanzielle Opfer heischt. Diese Anleihen werden innerhalb des Deutschen Reiches aufgelegt, und man wird ohne Schwierigkeiten all die Kriegskosten auf dem inneren Anlehensmarkt decken. Die ununterbrochene Erhöhung der freilich nicht offiziellen Notierungen unserer Reichskriegsanleihen läßt auf eine wachsende Menge freien Kapitals schließen, die während der Kriegsdauer aller Voraussicht nach ununterbrochen wachsen wird. Die Steigerung des Kurses der ersten Reichskriegsanleihe ist um so bedeutsamer, als man allgemein annimmt, daß binnen kurzem in ähnlicher Weise wie die erste Reichsanleihe eine zweite auf den Markt gebracht werden wird. An einem Fehlen des zur Kriegführung erforderlichen Kapitals wird in Deutschland die Kriegführung sicherlich nicht scheitern. Finanzsorgen spielen also während des Krieges gar keine Rolle. Jedoch ergeben sich nach dem Kriege desto dringlicher die finanziellen Aufgaben.

Nach dem Kriege wird sich die Notwendigkeit zeigen, die infolge einer langen Dauer des Krieges selten gewordenen überseeischen und sonst aus-

ländischen Nahrungs- und Genußmittel, Roh- und Hilfsstoffe neu zu beschaffen, und dadurch wird ein starker Goldabfluß nach dem Auslande, vor allem nach Uebersee notwendig werden. Nach dem Kriege wird auch eine — wie wir fürchten, nur kurzfristige — Prosperitätsperiode eintreten zur Erneuerung der durch den Krieg zerstörten Bauten und Güter, zur Deckung eines lange zurückgehaltenen Bedarfs und zur Füllung der erschöpften Läger.

Aber weit wichtiger als die Beeinflussung des Kurfes unserer Reichsriegsanleihen durch die massenhafte Lombardierung, die nach Eintritt des Friedens voraussichtlich zum Zwecke der Kapitalbeschaffung erfolgen wird, ist das Problem der Verzinsung dieser gewaltigen Anleihe summen, die die Reichsschuld vervielfachen dürften. Zu dem Problem der Verzinsung kommt das gewaltige Fürsorgeproblem der Versorgung der infolge des Krieges erwerbsunfähig gewordenen Soldaten und der Witwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen. Diese beiden großen Pflichten schaffen eine Verdoppelung der Reichsausgaben, denen neue Einnahmen entgegengestellt werden müssen.

Dieser großen Aufgabe gegenüber verfügen die kleinen Mittel der bisherigen Steuerpolitik; schon der Militarismus in seiner höchsten Entwicklungsform, aber vor allem der Krieg haben mit Stumpf und Stiel das Bismarcksche Steuerprinzip der Deckung der Reichsausgaben durch Zölle und Verbrauchssteuern vernichtet.

Die Frage, wie die ungeheuren Kosten dieses Krieges in anderer Weise gedeckt werden können, welche finanziellen Maßnahmen zu diesem Zwecke werden ergriffen werden müssen, ist für die Zukunft des ganzen deutschen Volkes und insbesondere auch für seine künftige innere Politik von entscheidender Bedeutung. Es wird sich daher vor allem darum handeln, wie die Ausgaben des Reiches nach Möglichkeit verringert werden können. Für diese Frage wird es in erster Linie entscheidend sein, ob es Europa später möglich sein wird, die eiserne Rüstung abzulegen oder doch zu erleichtern, die schon vor dem Krieg die freie Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens gehemmt hat, deren noch gesteigertes Gewicht aber den durch den Krieg schon so sehr geschwächten Organismus unseres Wirtschaftslebens zu erdrücken drohen würde. Doch kann diese Frage jetzt noch nicht erörtert werden. Um so notwendiger ist es aber, daß wir uns schon heute wenigstens mit dem Studium der Frage befassen, wie die durch den Krieg ganz gewaltig erhöhten finanziellen Erfordernisse des Reiches so aufgebracht werden können, daß sie in möglichst geringem Maße zur Belastung der Volkswirtschaft und des arbeitenden Volkes führen, daß sie Deutschlands wirtschaftliche Zukunft und das Wohl seiner werktätigen Bevölkerung nur so weit belasten, wie es eben der Zwang der Deckung der Kriegskosten und -schäden erfordert.

Mit den Mitteln der bisherigen Steuerpolitik des Deutschen Reiches kann man der gewaltigen Finanzprobleme, die der Krieg gezeitigt hat, nicht Herr werden.

Es ist deshalb anzunehmen, daß die Finanzverwaltung den Weg der Monopole beschreiten wird. Hier bieten sich weite Möglichkeiten. Aber der Charakter der Monopole ist sehr verschieden. Manche sind nur Verkleidungen von indirekten Steuern, von Verbrauchsabgaben. Andere können, wenn sie nach rein fiskalischen Gesichtspunkten verwaltet werden, zur schweren Last

für Industrie und Landwirtschaft werden. Bei manchen Industriezweigen aber würde ein staatliches Monopol bei entsprechender Anlage bewirken, daß ungeheure Gewinne, die bisher kleinen Kreisen des Finanzkapitals zufließen, nunmehr für die Staatsfinanzen nutzbar gemacht werden.<sup>1</sup>

\*

Die Berufung des Direktors der Deutschen Bank Dr. Helfferich ist ein Programm. Freilich noch ein unausgesprochenes, aber doch in seinen Umrissen leicht zu zeichnendes. Wenn es von einem unserer Nationalökonomien gilt, daß er ein praktischer Ökonom ist, so gilt das von Dr. Helfferich. Er ist trotz seiner umfassenden Berufsaufgaben stets ein fruchtbarer Schriftsteller gewesen, aber merkwürdigerweise hat der neue Reichsschatzsekretär niemals etwas über Steuern geschrieben. Man wird ihn keinen Fachmann auf diesem Gebiete nennen können. Er ist besonders eifrig gewesen auf dem Gebiete der Geldpolitik, und auch die Probleme des Notenumlaufes haben ihn als wissenschaftlichen Ökonomen stark angezogen. Als praktischen Bankmann erkennen wir in ihm einen der großzügigen Kapitalexporteure und einen Kapitän des Finanzkapitals. In der Direktion der Deutschen Bank hat er sich die tiefsten Einblicke in die Struktur, in die Lebensbedingungen und in die Entwicklungsmöglichkeiten, vor allem aber auch in die Zusammenhänge der deutschen Großindustrie erworben. Greift man zur Monopolpolitik, um der finanziellen Schwierigkeiten Herr zu werden, die der Weltkrieg gezeitigt hat, so ist ein Mann, der in weit höherem Maße als ein Beamter die Industrie in ihren Tatsachen und Möglichkeiten erkannt hat, der gegebene Mann für die Durchführung dieser großen Aufgaben.

Es gibt zwei wichtige Voraussetzungen für die Monopolisierung. Die bekannteste ist der hohe Grad von Zentralisation in dem betreffenden Erwerbszweige; sie erleichtert die privatwirtschaftliche Durchführung sowohl in technischer wie organisatorischer Hinsicht. Die zweite Voraussetzung, durchaus unabhängig von der ersten, ist die der weitgetriebenen Beunruhigung einer Industrie oder eines Handelszweiges, dem eine annehmbare Ablösung als eine Erlösung aus einer unsicheren Gegenwart und aus einer vielleicht noch schwierigeren Zukunft gilt.

Betrachten wir zuerst diese zweite Voraussetzung. Da sehen wir in der Tabak-, Bier- und Zündhölzchenindustrie eine ununterbrochene Unruhe, die durch wechselnde Steuermethoden und Steuererhöhungen, durch steuerpolitische, gewerbepolitische und sozialpolitische Kontrollen hervorgerufen wird und die gerade deshalb Voraussetzungen für die Monopolisierung schafft. Diese Voraussetzungen können gesteigert werden, wenn der Sieg des Großbetriebs über den Kleinbetrieb wie in der Bierbrauerei und in der Zündhölzchenindustrie in Erscheinung tritt, was bei der freilich am meisten unter der Steuerpolitik leidenden Tabakverarbeitung nicht der Fall ist. In ähnlicher Weise kann übrigens auch die Zollpolitik wirken, und deshalb kann erwogen werden beziehentlich ist vielfach schon erwogen worden, ob nicht der Handel mit Petroleum, überseeischem Dünger und Futtermitteln, vielleicht auch mit Metallen, Kaffee und Tee, als monopolreif erachtet werden kann.

<sup>1</sup> Ueber die prinzipielle Stellung der Sozialdemokratie zu den Fragen der Verstaatlichungen und der Monopole vgl. Rudolf Hilferding, Organisationsmacht und Staatsgewalt. Neue Zeit, XXXII/2, besonders S. 152 ff.

Endlich kommen die stark zentralisierten Industrien in Betracht, vor allem dort, wo Kartelle und trustartige Bildungen zu beobachten waren oder wirksam sind. Hierzu gehört die Elektroindustrie mit ihren vielen Abzweigungen, Kohlen- und Kalibergbau, Roheisengewinnung, ferner der Rohspiritus. Auch das private Versicherungswesen ist in hohem Maße zentralisiert und in ausgiebiger Weise von Reichs wegen beaufsichtigt. Im Verlaufe der Monopolisierungsvorbereitung kann sich die Notwendigkeit ergeben, Industriezweige zu monopolisieren, die sich als Konkurrenz schon der Monopolisierung verfallener Industriezweige, als Hemmung des Monopolzweckes ergeben könnten. So kann sich als Folgeerscheinung einer Monopolisierung der elektrischen Kraft- und Lichtversorgung wie des Petroleumhandels die Notwendigkeit ergeben, die Gaswerke gleichfalls in Reichsbetrieb überzuführen.

\*

Scheinbar am reifsten für die Monopolisierung ist die deutsche Elektroindustrie. Zwei gewaltige Konzerne, die Konzerne der S. S. W. (Siemens-Schudert-Werke) und der A. E. G. (Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft) beherrschen nicht nur den größten Teil der elektrischen Fabrikation, sondern auch einen sehr großen Teil des fast vollkommenen Netzes der großen Ueberlandzentralen, die für die deutsche Industrieentwicklung ganz neue Bahnen eröffnet haben. Neben diesen Konzernen sind einzelne halbunterjochte Werke vorhanden, so die Bergmann-Elektrizitätsgesellschaft, mit den Konzernen verknüpfte Unternehmungen wie die Akkumulatorenfabrik A. G. Berlin-Hagen, unabhängige Werke wie die von der A. E. G. schon abhängig gewesenen deutschen Brown-Boveri u. Co.-Werke und eine ganze Reihe von Spezialfabriken, von denen auch die allermeisten schon auf hoher und höchster Stufenleiter angelangt sind. Wenn man von den für unsere Betrachtung weniger wichtigen Installationsbetrieben absteht, die übrigens zum großen Teile durch die Konzerne niederkonkurriert werden, so ergibt sich das Bild einer aufs höchste konzentrierten Industrie. Betrachten wir nun neben den Vorteilen dieser Monopolisierung auch die Einwendungen, die dagegen erhoben werden können.

Die höchste Konzentration in der Industrie tritt wohl in der Elektrotechnik zutage. Jedenfalls sind die Tendenzen zur höchsten Konzentration dort am stärksten vorhanden, ja die Elektrizitätsindustrie in Deutschland ist das klassische Beispiel für die Konzentrationstendenzen in der Industrie. Einige wenige Zahlen werden das beweisen. Zuerst einige Jahreszahlen: 1844 der erste Telegraph im Betriebe, 1877 die erste Telephonanlage. Dies die beiden wichtigsten Daten für die Entwicklung der Schwachstromindustrie. 1867 der Beginn der Starkstromtechnik. Doch erst zu Beginn der 80er Jahre wird mit der größeren praktischen Bedeutung der Dynamomaschine der Weg zur elektrischen Beleuchtung und zur elektrischen Kraftübertragung geebnet.

Zwei gewaltige Großkonzerne, die A. E. G. und S. S. W., beherrschen die elektrotechnische Fabrikationsindustrie; sie sind auch stark in der Installation, sie haben fast eine Monopolstellung beim Bau und bei der Finanzierung elektrischer Unternehmungen, sie nehmen einen ersten Rang ein, wenn auch freilich vielfach nicht unmittelbar, beim Betriebe der elektrischen Unternehmungen. Sie haben in ihrem gewaltigen Ausdehnungsdrange nicht nur die meisten nicht spezialisierten elektrotechnischen Betriebe auf-

gesaugt, sich eingegliedert oder in mehr oder minder große Abhängigkeit gebracht, sie haben weit über ihren eigentlichen Aufgabenkreis hinaus andere Produktionszweige in sich entwickeln lassen, von der Schreibmaschine bis zum Automobil, ja ihren elektrischen Kräftezeugern machen sie zum Teil Konkurrenz, zum Teil liefern sie freilich damit die Schöpfer elektrischer Kraft, indem sie Dampfturbinen und Dieselmotoren herstellen. Freilich tritt deshalb die Elektrotechnik nicht in voller Reinheit in diesen wichtigsten elektrotechnischen Betrieben in Erscheinung. Es ist schwer, ja eigentlich unmöglich, Arbeiterzahl und Kapitalanlage in diesen Betrieben zu scheiden, je nachdem sie der elektrotechnischen Fabrikation oder anderer Produktion dienen. Für die Frage der Monopolisierung ergibt das naturgemäß Schwierigkeiten.

Schwierigkeiten ergeben sich ferner aus dem Umstande, daß ein großer Teil dieser Konzerne auch in nur scheinbar selbständigen Auslandsfabriken produziert. Freilich, die Selbständigkeit dieser Betriebe ist, je nach dem Produktionszweige, oft sehr verschieden. Oft sind sie durchaus selbständige Warenhersteller, oft werden alle Teile von den Fabriken im Deutschen Reiche geliefert, von den angeblich selbständigen Werken im Auslande nur zusammengestellt.

Wohl weiß man, daß in den Werken von Siemens u. Halske und in den Siemens-Schudert-Werken Ende November 1913 rund 83 000 Personen beschäftigt waren; wie viele davon aber in Deutschland, wie viele in den auswärtigen Betrieben, ist nicht zu ersehen. Auch aus der Zahl der 70 000 Arbeiter, die für die A. E. G. Ende 1913 angegeben wird, ist nicht auszuscheiden, wie viele für die inländischen und wie viele für die ausländischen Fabriken dieses Weltunternehmens arbeiten. Ihr Aktienkapital ist von 1885 bis 1913 von 5 auf 155 Millionen angewachsen und das des ganzen Konzerns und der von ihm kontrollierten Unternehmungen auf über 2000 Millionen Mark gestiegen. Freilich in dem Aktienkapital von 155 Millionen Mark ist nur die deutsche Unternehmung, sind aber nicht die abhängigen Unternehmungen kapitalistisch umschrieben. Bei Siemens-Schudert ist die Feststellung besonders schwierig. Als G. m. b. H. arbeitet sie mit einem eigenen Kapital von 90 Millionen Mark und mit 130,4 Millionen Mark Anleihen und Darlehen. Dazu kommt die Siemens u. Halske Aktiengesellschaft, deren Produktion durchaus nicht völlig von Siemens-Schudert aufgesaugt wurde, was für die Elektrizitätsaktiengesellschaft vorm. Schudert u. Comp. vollkommen gilt. Das deutsche Geschäft — von den ausländischen Filialen wollen wir ganz schweigen — zu umschreiben, ist kaum einem Fachmann, vielleicht auch nicht einmal jedem in scheinbar leitender Stellung dieser Gesellschaften stehenden Direktor möglich.

Wir wollen nur den Siemens-Schudert-Konzern kurz zu charakterisieren versuchen. Erwachsen ist er aus einem Teil der Siemens u. Halske-Gesellschaft und aus der Elektrizitätsaktiengesellschaft vormals Schudert u. Comp. Im Aufsichtsrat wirken neben Vertretern dieser Firmen die Leiter großer Maschinenfabriken, wie der Maschinenbau-Aktiengesellschaft Nürnberg-Augsburg, Raffe und Raffel-Schwarzkopff, dann die Deutsche Bank, die Commerz- und Diskontobank in Hamburg, die Bayerische Vereinsbank. Neben den eigentlichen Siemens-Schudert-Werken und Siemens u. Halske und der zur reinen Finanzierungs- und Betriebsgesellschaft heruntergesunkenen Schudertgesellschaft gehören hinzu die Aktiengesellschaft Siemens elek-

trische Betriebe, die Kontinentale Gesellschaft elektrischer Unternehmungen, die Rheinische Schuckertgesellschaft für elektrische Industrie, die Dresdener Aktiengesellschaft Elektra, die Thüringischen Elektrizitäts- und Gaswerke, das Zwickauer Elektrizitätswerk und Straßenbahnaktiengesellschaft, die Elektrizitätswerke Betriebswerke Aktiengesellschaft Riesa, die Bogtländische Elektrizitätswerk-Aktiengesellschaft, die Elektrische Licht- und Kraftanlagen-gesellschaft Berlin, die Aktiengesellschaft für Elektrizitätsanlagen Berlin, die Bayerischen Elektrizitätswerke Aktiengesellschaft Landshut. Vom Siemens-Schuckert-Konzern sind gepachtet Werke in Grünhainichen; die gleichfalls gepachteten Werke in Achaffenburg sind der Ueberlandzentrale Dettingen angeschlossen worden. Weiter sind gepachtet die Werke der Allenzal-Aktiengesellschaft Oberndorf und Rodenhäusen. An 16 Elektrizitätswerken hat der Siemens-Schuckert-Konzern ausschlaggebende Beteiligung, weiter ist er beteiligt an einer Reihe gemischt-wirtschaftlicher Unternehmungen, auch an Unternehmungen, an denen die A. E. G. mit interessiert ist.

Diese Fäden zwischen A. E. G. und S. S. W., die in gemeinsamen großen Unternehmungen in Südamerika stark in Erscheinung treten, sind in Deutschland wenig zu erkennen. Doch ist es bekannt, daß in Hamburg und in Thüringen ein derartiges Zusammenwirken stattfindet. Man erinnert sich auch noch an das große Aufsehen, das die niemals bestrittene Enthüllung von E. H. Geist, dem früheren Inhaber der nicht mehr bestehenden Firma Elektrizitätsaktiengesellschaft vorm. E. H. Geist in Köln, gemacht hat, daß ein Geheimsubmissionskartell zwischen den S. S. W., A. E. G. und der damals noch bestehenden Firma Felten-Guilleaume-Lahmeyer A.-G. bestanden hat, um jede Konkurrenz bei Ausschreibungen unter diesen Firmen auszuschalten. Wohl offerierten immer die drei Firmen, aber immer schützten zwei die dritte, die den Auftrag bekommen sollte. Die öffentliche Agitation führte damals dazu, daß dieses Submissionskartell, wenn man es so nennen darf, aufgelöst wurde. Trotzdem glaubt man stark, daß in einer nicht faßbaren Weise zwischen dem S. S. W.- und A. E. G.-Konzern ähnliche Abmachungen bestehen, wie sie übrigens lange vor Schaffung des Siemens-Schuckert-Konzerns zwischen Schuckert u. Co. und Siemens u. Halske bestanden haben. Offenkundig ist das Eindringen des Siemens-Schuckert-Konzerns in den Bergmann-Konzern, das zwar noch nicht zu einer Fusionierung, aber zu einer starken Beschränkung der Bergmann-Werke in ihrer Fabrikation und in ihrer Betätigung als Konkurrenten geführt hat. Der Siemens-Schuckert-Konzern hat durch von ihm abhängige Werke eine ganze Reihe Elektrizitätswerke errichtet, neu erworben, gepachtet oder sich an gemischt-wirtschaftlichen Unternehmungen beteiligt. Auf 1200—1300 Millionen Mark wird der S. S. W.-Konzern in seiner ganzen Ausdehnung geschätzt. Bei all diesen mannigfachen Verzweigungen wirkt natürlich das Finanzkapital mit. Bis in alle Verzweigungen eines derartigen Konzerns, bis in j e d e n Aufsichtsrat muß man nachspüren, wenn man die gesamten Bankbeziehungen eines dieser Konzerne feststellen will. Gerade durch die enge Verflechtung der Banken und der zahlreichen angegliederten Unternehmungen wird Undurchsichtigkeit geschaffen.

Was uns besonders interessiert, ist die merkwürdige Tatsache, daß die Bankengruppen des A. E. G.- und des S. S. W.-Konzerns zum Teil übereinstimmen. So finden wir nach Rießer (Die deutschen Großbanken und

ihre Konzentration) in den Bankengruppen der beiden Konzerne die Deutsche Bank, die Berliner Handelsgesellschaft, die Discontogesellschaft, die Dresdner Bank, die Darmstädter Bank, Delbrück, Schidler u. Co., S. Bleichröder. Neben diesen Banken, die ja die wichtigsten in Deutschland sind, finden wir beim A. E. G.-Konzern bloß noch die Nationalbank für Deutschland, die Rheinische Diskontogesellschaft und vier große Privatbankiers, beim S. S. W.-Konzern nur noch die Mitteldeutsche Creditbank und drei Privatbanken. Wir verzichten darauf, bis ins einzelne diese Bankbeziehungen zu verfolgen. Für unsere Zwecke genügt die Feststellung, daß die größten deutschen Banken an den beiden Elektrokonzernen entscheidend beteiligt sind, daß also für die Annahme starker Beziehungen zwischen diesen Hauptgruppen der deutschen Elektrotechnik sehr viel spricht, dagegen sehr wenig, daß sie sich jemals zu ernstlichem Wettbewerb versteigen könnten. Bevor der gegenwärtige Weltkrieg ganz neue wirtschaftliche Notwendigkeiten geschaffen hat, nahm man an, daß lediglich Personenfragen die Zusammenschweißung der beiden großen Elektrokonzerne zu einem Elektrottrust bisher verhindert haben. Heute wird man freilich annehmen, daß das drohende Monopolgespenst vor einer zu offensichtlichen Fusionierung warnen wird.

Freilich ist die deutsche Elektrizitätsindustrie durch die beiden weltbeherrschenden Konzerne nicht allein gekennzeichnet. Neben diesen Konzernen, von denen jeder in allen Zweigen der Elektrotechnik und der Verwertung der Elektrizität zu wirken sucht und darüber hinaus immer neue Produktionsmöglichkeiten ins Auge faßt, gibt es noch eine Reihe elektrotechnischer Spezialfabriken. Sie unterscheiden sich im wesentlichen dadurch, daß sie nicht im ganzen Gebiet der Elektrotechnik, sondern nur auf einigen Gebieten oder nur auf einem zu wirken suchen. Dr. Fasolt, der Syndikus der Vereinigung elektrotechnischer Spezialfabriken, schätzt deren Zahl, von kleineren Betrieben abgesehen, auf 300—400 mit rund 85 000 Arbeitern und Angestellten. Eine ganze Reihe dieser Firmen sind Aktiengesellschaften oder Gesellschaften m. b. H. Soweit man in die Beziehungen der Aktiengesellschaften hineinsieht, findet man merkwürdigerweise zum Teil die gleichen großen Banken, die bei den Konzernen wirken, in den Aufsichtsräten der Spezialfabriken vertreten. In der außerordentlichen Generalversammlung der Dr. Paul Meyer-Aktiengesellschaft, die am 22. Januar 1915 stattfand, war ein Kapital von 1 593 000 Mark vertreten, und zwar — mit Ausnahme von 55 000 Mark — durch die Deutsche Bank und durch die Elektrische Licht- und Kraftanlagen-Aktiengesellschaft, die zum Siemens-Schuckert-Konzern gehört und die von der Siemens u. Halske-Aktiengesellschaft gegründet wurde. Dabei soll aber auch der Loewe-Konzern, der mit der A. E. G. Verbindungen pflegt, sehr lebhaftes Interesse an der Dr. Paul Meyer-Aktiengesellschaft haben. Man müßte ein Buch und nicht eine Abhandlung schreiben, wollte man alle Verflechtungen der Spezialfabriken mit den beiden großen Konzernen und den hinter ihnen stehenden Bankengruppen nachweisen. Aber selbst den Fall angenommen, daß alle diese elektrischen Spezialfabriken durchaus selbständig wären, so würde ihr Bestand nichts sagen gegen unsere Behauptung, daß die deutsche Elektrotechnik und Elektrizitätsversorgung auf höchster Stufenleiter der Konzentration angefangt ist und die meisten anderen Industrien auf niederen Sprossen der Leiter zurückgelassen hat. Nach Dr. Max Levy (Die Organisation und Be-

deutung der deutschen Elektrizitätsindustrie — Gewerbliche Einzelvorträge der Handels-Hochschule Berlin; 8. Reihe) beschäftigt eine große Reihe der elektrischen Spezialfabriken 1000 bis 2000 und noch mehr Arbeiter. Wohl gibt es auch Klein- und Mittelbetriebe in der Elektrotechnik, vornehmlich Installationsfirmen. Aber diese letzteren, soweit sie wirklich selbständig sind, werden auf das schwerste niederkonkurriert, ja durch ganz besondere, hier nicht im einzelnen darzulegende Maßnahmen ausgeschaltet durch das Installationsgeschäft der beiden Elektrokongzerne, während die Spezialfabriken, deren Abnehmer ja zum Teil die Installateure sind, sich vom Installationsgeschäft streng fernhalten müssen. (Schluß folgt.)

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

### XI.

Nach der ganzen Art der stehenden Söldnerheere ist nichts begreiflicher als der allgemeine Sturm, den die bürgerliche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts gegen sie richtete. Ich habe mich darüber ausführlich verbreitet in den Aufsätzen, die ich vor Jahr und Tag an dieser Stelle über „Miliz und Stehendes Heer“ veröffentlichte, und muß, um mich nicht zu wiederholen, darauf verweisen. Ebenda habe ich mich auch über die Umwälzung des europäischen Heerwesens durch die große französische Revolution ausgelassen und darf hier höchstens noch einmal die entscheidendsten Gesichtspunkte flüchtig berühren.

An die Stelle der Werbung trat die allgemeine Wehrpflicht. Sie ermöglichte, die Lineartaktik und die Magazinverpflegung aufzugeben, dadurch aber die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit der stehenden Heere in unberechenbarem Maße zu steigern. „Die Menge seiner Truppen erlaubte einem Napoleon stets, seinen Sieg bis aufs äußerste zu verfolgen und ganze Reiche zu okkupieren. Seinen stinken Voltigeurs gegenüber gab es keine unangreifbaren Stellungen, und wenn der Feind wirklich einmal eine solche Stellung finden sollte, so war es Napoleon, der durch keine ängstliche Rücksicht auf seine Verpflegung gefesselt war, leicht, eine solche Stellung zu umgehen, und wenn der Feind ihm auch so nicht schußgerecht kommen sollte, so war seine Armee so zahlreich, daß er an ihm vorbeimarschieren und so viel von seinem Lande okkupieren konnte, daß jener endlich herbeieilen mußte, um nicht alles zu verlieren.“ (H. Delbrück.) So bekam Napoleon den Feind stets nach seinem Willen vor die Klinge und konnte dessen Streitkräfte nicht nur schlagen, sondern bis zur völligen Vernichtung verfolgen, womit er unumschränkter Herr der Lage wurde. Aus der neuen Heeresverfassung ergab sich die Niederwerfungsstrategie ebenso als logische Folge, wie sich die Ermattungsstrategie aus den Söldnerheeren ergeben hatte.

Man muß dabei freilich immer im Auge behalten, daß sich auch diese große Umwälzung des Kriegswesens nur allmählich vollzog. Die allgemeine Wehrpflicht wurde alsbald durch das Loskaufsrecht der besitzenden Klassen beschränkt; selbst in Preußen, wo sie sich grundsätzlich durchsetzte, blieb sie aus volkswirtschaftlichen Gründen lange nur auf dem Papier. Die Massen-  
desertion verschwand mit den Söldnerheeren, und die Lineartaktik wurde

durch die ihr unendlich überlegene Tirailleurtaktik, der Kampf in starren Linien durch das zerstreute Gefecht ersetzt, aber im Jahre 1813 hat doch das Napoleonische Heer schwer durch die Fahnenflucht der blutjungen Konfribierten gelitten, wie auch die preussischen Landwehren dieses Jahres noch massenhaft von der Fahne gewichen sind. Endlich hatte auch das Requisitionsystem seine Tücken. An ihm in erster Reihe ist das französische Heer im Jahre 1812 auf dem russischen Feldzuge umgekommen; obgleich Napoleon im Hinblick auf das ausgedehnte und menschenleere Land sorgsame Vorkehrungen für die Verpflegung getroffen hatte, so reichten sie nicht entfernt aus. Freiwillig gab die feindselige Bevölkerung nichts her, und die gewaltsame Eintreibung der Lebensmittel führte zu einer gewerbsmäßigen Plünderung, die die Disziplin des französischen Heeres völlig zerrüttete. Ähnliche Verhältnisse drohten im Winterfeldzuge von 1814 auch die preussischen Landwehren nach dem zornigen Wort eines ihrer Generale in eine „Räuberbande“ zu verwandeln.

Wenn also in diesem, wie in allen Fällen, die Gegensätze der Kriegsgeschichte nicht absolut, sondern nur relativ genommen werden durften, so stießen sie in den Jahren von 1792, dem Beginn der französischen Revolutionskriege, bis 1815, wo diese Kriege in der Schlacht bei Waterloo ihren endgültigen Abschluß fanden, doch so schroff aufeinander, daß die Napoleonische Strategie eine unendliche Ueberlegenheit entwickeln konnte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie nicht von dem Mann erfunden worden ist, dessen Namen sie trägt. Wenn eine neue Strategie eine neue Heeresverfassung, und eine neue Heeresverfassung eine ökonomische Umwälzung der Dinge zur unumgänglichen Voraussetzung hat, so kann niemals ein noch so genialer Kopf eine neue Strategie erfinden. In dem vorliegenden Falle ist sie, wie Engels in seiner Streitschrift gegen Dühring trefflich ausgeführt hat und übrigens auch von den bürgerlichen Kriegshistorikern anerkannt wird, zunächst unter den amerikanischen Farmern, die ihre Unabhängigkeit gegen die englischen Unterdrücker verteidigten, vor allem aber in den Massen entstanden, die die französische Revolution aufboten mußte, um sich des feudalen Europas zu erwehren. Sache des genialen Kopfes ist immer nur, rechtzeitig zu erkennen, was aus den Dingen selbst hervorwächst, und dies Wachstum dann freilich mächtig zu fördern, indem er aus der Praxis die Theorie schöpft, aus dem unbewußten Instinkt ein bewußtes Handeln macht.

Daraus ergibt sich auf der anderen Seite, daß, wo die praktischen Vorbedingungen fehlen, auch die einleuchtendste Theorie auf stumpfe Sinne stößt. Es ist eine fast unbegreifliche, aber völlig unbestreitbare Tatsache, daß noch im Jahre 1813 — also nachdem die Napoleonische Niederwerfungsstrategie so gut wie ununterbrochen hundert Siege gefeiert hatte — fast alle namhaften Generale der gegen Frankreich verbündeten Heere noch an der friderizianischen Ermattungsstrategie klebten: die Russen Barclay und Toll, die Oesterreicher Schwarzenberg und Radetzky, die Preußen Bülow und York, ja sogar die Franzosen Bernadotte und Jomini, die früher selbst unter den Napoleonischen Fahnen gekämpft hatten, ganz zu geschweigen des Engländers Wellington, bei dem sich der Zusammenhang am ehesten erklärte, da das englische Heer noch durchaus ein Söldnerheer nach dem Zuschnitt des achtzehnten Jahrhunderts war. Die einzigen Ausnahmen bildeten

die paar preußischen Heeresreformer, und eigentlich nur Gneisenau, da Scharnhorst schon in der ersten Schlacht die Todeswunde empfing und Bogen in dem Punkte der Strategie auch nicht ganz taktfest war. Aber gleichviel — die Gewaltkur, die Napoleon am preußischen Staate vorgenommen hatte, wie an keinem anderen europäischen Staate sonst, hatte gerade hingereicht, etwa ein halb Duzend Köpfe des preußischen Heeres darüber aufzuklären, was es mit der neuen Strategie auf sich habe.

Von Grund aus ist sie erst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeklärt worden, und zwar von Clausewitz, dem Lieblingschüler Scharnhorsts und dem nächsten Freunde Gneisenaus. Er gehörte noch ganz der vorjenaischen Generation der preußischen Offiziere an, hatte bis zum zwölften Lebensjahre die Stadtschule in Magdeburg besucht und war dann als „Junker“ in ein Infanterieregiment eingetreten; über die Schwierigkeiten des mit und mich ist er sein Lebtag nicht hinweggekommen. Es ist etwas zuviel gesagt, wenn seiner Darstellung Goethische Schönheit nachgerühmt worden ist, obgleich seine Sprache etwas von jener Bildkraft besitzt, die sich durch prachtvolle Gleichnisse zu erklären weiß. Viel mehr erinnert seine Art an einen anderen Großen des Geistes, an Hegel, obgleich Clausewitz ohne alle philosophische Schulung war und von der philosophischen Schulsprache nichts ahnte. Bezeichnend ist, wie sich Engels zu Clausewitz gestellt hat. Bei der ersten Bekanntschaft wollte ihm dies „Naturgenie“ trotz mancher hübschen Sachen nicht „recht zusagen“; dann entdeckte er an Clausewitz eine „sonderbare, aber der Sache nach sehr gute Art zu philosophieren“; endlich nannte er ihn kurzweg einen „Stern erster Größe“ auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft.

Wie alle preußischen Heeresreformer wurde Clausewitz nach der Schlacht bei Waterloo kaltgestellt; bis zum Jahre 1830 stand er an der Spitze der Allgemeinen Kriegsschule, in einer Stellung, die ihm selbst auf das Bildungswesen des Heeres nur geringen Einfluß gewährte. In dieser Zeit verfaßte er seine Schriften, ohne sie herauszugeben: eine Reihe kriegsgeschichtlicher Untersuchungen, namentlich über die Feldzüge Friedrichs und Napoleons, und ein großes, leider nicht vollendetes Werk über die Theorie des Krieges. Als im Jahre 1830 an der polnischen Grenze einige Armeekorps zusammengezogen wurden, unter dem Oberbefehl Gneisenaus, wählte sich dieser Clausewitz zum Generalstabschef; beide wurden alsbald von der Cholera dahingerafft.

In seinem Hauptwerk weist Clausewitz, ganz im Geiste, wenn auch nicht in der Sprache Hegels, den Krieg als einen dialektischen Prozeß nach, der sich in Widersprüchen vollzieht, die sich beständig in einer höheren Einheit auflösen. Die harte und rauhe Natur des Krieges schützte ihn dabei vor jeder ideologischen Entgleisung. Und noch mehr schützte ihn davor sein echt historischer Sinn, obgleich seine historischen Kenntnisse weder sehr tief gingen, noch sehr weit reichten. Freilich war ihm die Napoleonische Strategie die eigentliche, die echte, die klassische Kriegführung; faßte er den Krieg im allgemeinen als eine Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln auf, und setzte er ihm somit politische Zwecke, so war ihm der militärische Zweck der Kriegführung doch die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, die Schlacht also das entscheidende Ziel aller Strategie. Das Gefecht ist für ihn im Kriege, was die bare Zahlung im Handel ist; so selten sie in der Wirklichkeit

vorzukommen braucht, so zielt doch alles darauf hin, und am Ende muß sie erfolgen und entscheiden.

Aber trotz dieser theoretischen Voreingenommenheit ließ sich Clausewitz nicht zu einem geringschätzigen Mißurteil über die Strategie eines Gustav Adolf oder Friedrich verleiten, sondern suchte in jedem einzelnen Falle die sachlichen Gründe zu erkennen, weshalb sie so und nicht anders gehandelt hatten, wobei er die herrschenden Ideen ihrer Zeit als mitwirkende Ursachen ihres Handelns einzuschätzen mußte. Daß die Strategie der Gustav Adolf und Friedrich nicht durch die herrschenden Ideen sozusagen abgelenkt, sondern in letzter Instanz durch die ökonomischen Zustände ihrer Zeit bestimmt wurde, konnte Clausewitz bei dem damaligen Stande der historischen Forschung nicht erkennen; ob er bei der von ihm beabsichtigten nochmaligen Durcharbeitung seines Werkes wenigstens zu einer ganz klaren Unterscheidung zwischen Ermattungs- und Niederwerfungsstrategie gelangt wäre, muß dahingestellt bleiben.

Sein Werk war aber nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine militärische und in seinem Sinne politische Tat. Als nach dem Kriege von 1866 ein deutscher Professor auf die echt professorenhafte Gescheitheit verfiel, zu sagen, bei Königgrätz habe der preußische Schulmeister gesiegt, antwortete ihm ein preußischer General mit derbem Mutterwitz: Jawohl, und dieser Schulmeister heißt Clausewitz. Was eine Theorie für die praktische Kriegführung überhaupt leisten kann, das hat die Theorie vom Kriege, die Clausewitz entwickelt, für die siegreichen Feldzüge des preußischen Heeres von 1866 und 1870/71 geleistet. Jeder preußische Offizier hatte sie sich zum geistigen Eigentum gemacht, und es ist leicht einzusehen, wie sehr „die Friction in der Maschine“, das vorher Unerkennbare und im Augenblick Unerwartete, das im Kriege jeden Tag eintritt, in seinen gefährlichen Wirkungen herabgemindert und selbst aufgehoben wird, wenn alle Offiziere eines Heeres voneinander wissen, was jeder von ihnen in jedem gegebenen Falle tun wird.

Vierzig Jahre, nachdem Clausewitz gestorben war, begann dieser „Stern erster Größe“ in seinem vollen Glanze zu strahlen. Aber seine geblendeten Bewunderer verfielen nunmehr in den Fehler, den er selbst doch immer sorgsam vermieden hatte: sie legten ihren Clausewitz aus, wie der Orthodoxe die Bibel, und weil alle seine Schlußfolgerungen im Schlachtprinzip gipfelten, so wurde ihnen jede Kriegführung zur unbegreiflichen Torheit, die nicht auf dies Prinzip hinauslief. Man gewöhnte sich, über die Generale des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts abzusprechen als über unverbesserliche Dummköpfe, die nicht einzusehen vermocht hätten, was am Ende selbst dem Verständnis eines Schulknaben zugänglich gewesen wäre. Freilich kam dabei auch der König Friedrich in die Brüche, und das ging doch nicht an. Aber — so half man sich — der hatte ja doch als bahnbrechender Genius über seiner Zeit gethront; der hatte sich schon auf jene Kriegführung verstanden, die Napoleon erst nach ihm entdeckt hat; er ist der eigentliche Begründer der Niederwerfungsstrategie gewesen. Den Gipfel erreichte diese Beweisführung in dem zweibändigen Werk, das der ältere Bernhardi im Jahre 1878 über „Friedrich den Großen als Feldherrn“ veröffentlichte. Bernhardi war ein kriegslundiger Mann; im Jahre 1866 ist er von Moltke als Militärbevollmächtigter ins italienische Hauptquartier ge-

sandt worden. Auch ist sein Buch über den König Friedrich im einzelnen keineswegs arm an trefflichen Beobachtungen, aber der Grundgedanke, der sich wie ein roter Faden durch seine Blätter zieht, ist einfach sinnlos.

Gegen ihn und die große Schar derer, die ihm zustimmten, darunter auch manche Generalfüßler, machte dann Hans Delbrück im Jahre 1881 mobil mit seiner Antrittsvorlesung als Dozent an der Berliner Universität „über den Kampf Napoleons mit dem alten Europa“. Um einiges erweitert, ist sie später als besondere Abhandlung „über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons“ im Druck erschienen. Auf kaum so vielen Bogen, wie das Werk Bernhardis Bände umfaßt, löste er dessen breitspurige Beweisführung reinweg in blauen Dunst auf, indem er aus der völligen Verschiedenheit der ökonomischen Voraussetzungen, unter denen Friedrich und Napoleon kämpften, überzeugend nachwies, wie dem einen die Ermattungs- und dem anderen die Niederwerfungsstrategie aufgezwungen wurde. In seinen späteren Arbeiten, in einer ganzen Reihe kriegsgeschichtlicher Abhandlungen, seiner Biographie Gneisenaus und namentlich seinem großen Werke über die „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte“, von dem bisher drei starke Bände vorliegen, hat Delbrück die beiden grundlegenden Arten der Kriegführung vollkommen ins Klare gebracht, wie er denn auch zeitig genug vorhergesagt hat, daß ein Weltkrieg unter den heutigen Verhältnissen zu den Grundsätzen der Ermattungsstrategie zurückführen würde. Natürlich beschränken sich hierauf seine Schriften nicht, sondern enthalten auch sonst eine Fülle des reichsten kriegsgeschichtlichen Stoffes; so daß Delbrück heute als der bedeutendste Vertreter der Kriegswissenschaft gelten darf. Den bürgerlichen Historikern ist er durch seine technische Kenntnis des Kriegswesens überlegen und den militärischen Schriftstellern durch seine historische Schulung; in wie erschreckendem Maße selbst den geachtetsten Größen der Militärliteratur oft die einfachsten Begriffe historischer Methode fehlen, zeigt ein Blick in die Schriften des Feldmarschalls v. d. Goltz.

Sein Gespenst hat freilich auch Delbrück im Hause, und das ist sein ausbündiger Haß gegen den historischen Materialismus. Darüber könnte man sich insofern wundern, als jedes tiefere Graben auf kriegswissenschaftlichem Gebiete, wie auch die Schriften Delbrücks zeigen, auf die ökonomischen Grundlagen der geschichtlichen Entwicklung führt. Jedoch das Boot, das sich nicht aufs Meer getraut, rudert um so heftiger gegen den Strom, je schneller er es ins Meer zu führen droht. Die historisch-materialistische Theorie ist nicht von Marx oder Engels als Hirngespinnst erfunden worden; wäre diese geistreiche Behauptung richtig, so wäre jene Theorie am Morgen nach ihrer Geburt wie eine Seifenblase zerplatzt und würde keinen biedern Bürgersmann mehr erschrecken. Die Sache des Genies ist auch in diesem Fall nicht das Erfinden, sondern das Erkennen gewesen; aus einer Praxis, die vor ihnen da war und nach ihnen sich immer weiter entwickelt hat — man braucht nur die bürgerliche Geschichtsliteratur von heute mit der Geschichtsliteratur etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu vergleichen, um zu sehen, wie unaufhaltsam, auch abgesehen vom historischen Materialismus, die ökonomische Grundauffassung durchdringt —, haben Marx und Engels ihre historische Theorie geschöpft. Nicht als eine fertige Schablone, die sich vermischt, die unendliche Bedingtheit alles historischen Lebens zu

meistern, sondern als einen leitenden Faden der historischen Untersuchung. Mit diesem Ariadnesfaden gelangt man aus dem Labyrinth der geschichtlichen Ereignisse wohl zu einem Ausgange, der bürgerliche Geister erschrecken mag, aber ohne ihn irrt man mehr oder weniger ratlos in den verschlungenen Gängen, tappt auf Seitenpfaden in manche Sackgasse oder dreht sich auch wohl im Kreise, um an demselben Punkt anzulangen, von dem man ausgegangen ist.

Um nur ein schlagendes Beispiel anzuziehen, so hat Delbrück seinen wissenschaftlichen Ruf als Kriegshistoriker durch den Nachweis begründet, daß der König Friedrich nur die Ermattungsstrategie habe verfolgen können. Seit einiger Zeit verfißt er aber die Ansicht, daß Friedrich den Siebenjährigen Krieg, allerdings bedroht durch eine feindliche Koalition, aber doch auch mit dem freiwilligen Entschluß begonnen habe, das Kurfürstentum Sachsen für sich zu erobern und den entthronten Kurfürsten mit dem Königreich Böhmen zu entschädigen, das den Habsburgern nicht abgenommen werden konnte, ohne ihre Macht völlig zu zertrümmern. Mit dieser Auffassung übertrumpft Delbrück noch weit seinen alten Gegner Bernhardt, der, so hoch er von der angeblichen Niederwerfungsstrategie Friedrichs dachte, doch stets den Gedanken abgewiesen hat, als habe der König daran gedacht oder daran denken können, einen Frieden auf den Wällen Wiens zu diktieren.

Ohne den historischen Materialismus als leitenden Faden der historischen Untersuchung ist eine folgerichtige und geschlossene Geschichtsauffassung unmöglich. Nur so sind auch die kriegsgeschichtlichen Probleme zu lösen, die der gegenwärtige Weltkrieg in den Vordergrund geschoben hat, die Fragen des Angriffs- oder Verteidigungskrieges, das Wesen der Koalitionskriege usw., an die wir demnächst heranzutreten gedenken, nachdem wir nunmehr durch einige kriegsgeschichtliche Streifzüge die Grundlinien eines tieferen Verständnisses zu ziehen versucht haben.

## Arbeiterbewegung und Wehrkraft.

Von Adolf Wuschid.

Nach einem Ausspruch des Marschalls Moritz von Sachsen werden die Kriege mit den Beinen der Soldaten gewonnen, das heißt das Land, das über die kräftigsten Männer verfügt, die alle Strapazen mit der größten Ausdauer ertragen, wird Sieger bleiben. Das gewaltige Ringen, das jetzt vernichtend über weite Teile der Erde dahinbraust, führt uns die Wahrheit dieses Ausspruches deutlich vor Augen. Ungeheure Leistungen werden von unseren Soldaten verlangt und auch vollbracht.

Diese außergewöhnliche körperliche und geistige Tüchtigkeit unseres Volkes ist eines der großen Verdienste der deutschen Arbeiterbewegung. Um dies richtig würdigen zu können, muß man sich einmal die furchtbare Wirkung vor Augen führen, die der Einzug der Industrie in alle kapitalistischen Länder ausübte. Säh zertrümmerte sie die alten Wirtschaftsformen, erbarmungslos machte sie den Menschen zum Sklaven der Maschine und verwandelte lebendige Wesen in die Ware Arbeitskraft. Die Geschichte der englischen und deutschen Industrie in der Zeit, als noch keine Sozialdemokratie und keine Gewerkschaften ein Gegengewicht gegen die rücksichtslose

Ausbeutung bildeten, zeigt entsetzliche Zustände: Frauen und Kinder wurden gleich den Männern zu den entsetzlichsten Arbeitsleistungen gezwungen und langsam zugrunde gerichtet. Beim schlesischen Weberaufstand im Jahre 1845 drang folgender Schmerzensschrei aus der Textilindustrie des Wuppertales:

„Da bei den jetzigen Lohnsätzen das ungestört fortgehende Weben höchstens das tägliche Brot gewährt, so ist der Weber genötigt, durch Ueberarbeit die Ausfälle zu decken, welche durch die vielen Störungen, Hemmnisse und Pladereien entstehen, die wir hier mitteilen werden. — Er muß daher morgens auf den Hahnruf aufstehen und bis Mitternacht und wohl darüber arbeiten; seine Kräfte werden schnell verbraucht, seine Sinne vor der Zeit abgestumpft. Seine Brust kann dem ununterbrochenen Zusammenhocken nicht widerstehen; die Lungen werden krank, Blutpeien stellt sich ein. Auch seine anderen Glieder erschlaffen und erlahmen. So wird seine ganze physische Person eine frühe Kirchhofsblume. Der hohen unerschwinglichen Miete wegen wohnt der Arbeiter in den entlegensten Gassen, in armseligen Höhlen, ohne Luft und Sonne. Der Hausrat, die Bettung, die Kleidung, die Kost eines Bettlers, eine Unreinlichkeit, ein Qualm, eine Ausdünstung, die kaum zu atmen erlauben.“

Ähnlich lauteten die Berichte aus allen Teilen Deutschlands: Elend und körperliche Degeneration als Begleiterscheinung der Industrie.

Das Bestreben der Arbeiter, aus diesem Elend herauszukommen, hat die großartigste Erscheinung der Gegenwart, die heutige Arbeiterbewegung, geboren. In mühsamem Kampf, getragen von einem geradezu vorbildlichen Opferfinn und Idealismus, kämpfen heute die Arbeiter mit Hilfe ihrer großen Organisationen um ihre Befreiung aus körperlichem und geistigem Verfall. Noch bleibt ein gewaltiges Stück Arbeit zu leisten, ehe die der körperlichen und geistigen Gesundheit der Arbeiterschaft drohenden Gefahren überwunden sind. Die zerrüttende Wirkung, die eine lange Arbeitszeit auf den Körper ausübt, ist durch die gewaltigen Fortschritte der Technik, die außerordentlich vervollkommenen Arbeitsmaschinen und bis ins kleinste durchgeführte Arbeitsteilung noch verschlimmert worden. Die Tätigkeit des Arbeiters ist auf wenige Handgriffe reduziert, er muß tagaus tagein dieselben Bewegungen machen, was seine Gesundheit schwer schädigt und seine körperlichen und geistigen Kräfte verkümmern läßt. Dabei fordert die rastlos tätige Maschine eine stete Aufmerksamkeit und wirkt schließlich abstumpfend auf Körper und Geist des Arbeiters. Nur wenn die Arbeitszeit auf ein vernünftiges Maß verkürzt wird, ist es möglich, diese schweren Schäden zu mildern und schließlich gänzlich zu beseitigen.

Fast immer geht mit langer Arbeitszeit niedriger Lohn Hand in Hand und dadurch wird es dem Arbeiter unmöglich gemacht, die übermäßig verbrauchten Kräfte durch kräftige und zweckmäßige Nahrung zu ersetzen. Erschwert wird eine gesunde Ernährung noch durch die unablässige Steigerung der Lebensmittelpreise und durch den Umstand, daß der Arbeiter meist im Gegensatz zu den besitzenden Klassen eine recht zahlreiche Familie hat. Die Folge davon ist, daß nicht nur die Erwachsenen einem frühen Siechtum verfallen, sondern daß auch die Kinder schwächlich, eine leichte Beute aller möglichen Krankheiten und oft eines frühen Todes, aufwachsen. Verschlimmert werden diese Zustände noch durch die Wohnungsverhältnisse. Durch das dichte Zusammenwohnen, Mangel an Luft, Licht und Reinlichkeit wird die Ausbreitung der furchtbaren Volkskrankheit, der Tuberkulose, ganz besonders begünstigt. Lange Arbeitszeit und niedriger Lohn und dadurch be-

dingt schlechte Ernährung und Wohnung sind auch die Hauptschädiger der Volksgesundheit, wie der enorme Verbrauch an Arbeitskräften in der Industrie beweist. Die leider nicht immer vollständigen Feststellungen der Gewerbeinspektoren ergeben ein sehr trübes Bild. Am günstigsten liegen hiernach noch die Verhältnisse in der Textilindustrie. Hier waren von 100 Beschäftigten 35,3 über 40 Jahre und 16,9 über 50 Jahre. In den übrigen Gewerbebezügen sinkt dieser Anteil herab bis zu 20,5 über 40 Jahre und 8,0 über 50 Jahre, und in der Maschinen- und Grobisenindustrie wird mit 21,7 über 40 Jahre und 7,9 über 50 Jahre der Tiefstand erreicht. Ähnlich schlimm liegen die Verhältnisse in der chemischen Industrie, obwohl sie riesenhafte Gewinne abwirft.

Dieser Raubbau an der Volkskraft wird grell dadurch beleuchtet, daß Arbeiter, die das 40. Lebensjahr erreicht haben, kaum noch in einer Fabrik eingestellt werden, obwohl doch sonst der Mensch in diesen Jahren eigentlich auf der Höhe seines Schaffens steht. Zwei Dokumente aus vielen mögen hier für sich selbst sprechen!

Ein Arbeitssuchender erhielt von der Firma Krupp folgenden Brief:

Friedrich Krupp, Aktiengesellschaft  
Bureau für Arbeiterangelegenheiten.  
J.-Nr.

Gußstahlfabrik, Essen/Ruhr, den 16. August 1914.

Herrn .....

In Erledigung Ihrer bez. Anfrage teilen wir hierdurch mit, daß Sie auf hiesigem Werk in den Zünderwerkstätten Arbeit erhalten können, wenn Sie

1. noch nicht 40 Jahre alt sind,
2. von dem mit der Untersuchung neu anzunehmender Arbeiter betrauten Arzt gesund befunden werden,
3. gute Zeugnisse über Leistung und Verhalten beibringen.

Ausländer werden nicht eingestellt.

Meldung hat unter Vorzeigung dieses bei der Arbeiterannahme behufs persönlicher Vorstellung bei dem Betriebsführer Herrn de Bionko zu erfolgen.

Reisekosten werden nicht vergütet.

J. N.: ..... (Name unleserlich.)

Anm. Falls Sie schon früher auf hiesiger Gußstahlfabrik oder innerhalb der letzten Jahre auf einem anderen Krupp'schen Werke beschäftigt waren, so können Sie nur mit Zustimmung ihres früheren Betriebes hier eingestellt werden.

Der zweite Brief lautet:

F. Schichau  
Eisen- und Stahlgießerei, Maschinen-  
und Lokomotivfabrik. Schiffswerft.

Elbing, den 17. März 1914.

An den Schloffer .....

Auf Ihre Karte vom ... d. M. wird Ihnen die Mitteilung, wenn Ihre Papiere in Ordnung und der hiesige Krankenkassenarzt Sie für gesund befindet, Ihre Einstellung in meiner Lokomotivfabrik hier erfolgen kann. Ferner ist Bestimmung, daß Sie nicht über 40 Jahre alt sind.

Gezeichnet: F. Schichau.

Also — die Industrie weiß, daß Arbeiter über 40 Jahre nicht mehr die volle Arbeitsfähigkeit besitzen!

Kann es nun etwas Größeres und Erhabeneres geben, als ein Volk vor dieser furchtbaren Gefahr frühzeitiger Verelendung zu bewahren und es gesundheitlich und geistig zu kräftigen? Dies zu erreichen hat die deutsche Arbeiterbewegung ihr möglichstes aufgeboten.

Um die Arbeiterschaft vor körperlicher und geistiger Verelendung zu retten, war es notwendig, zuerst eine Verkürzung der meist überlangen Arbeitszeit herbeizuführen. Eine Aufgabe, die von den immer mehr erstarkenden Gewerkschaften mit der größten Energie durchgeführt wird; sie werden in diesem ihrem Streben in der nachdrücklichsten Weise von den Vertretern der Sozialdemokratie in den Parlamenten unterstützt. Fast jeder solcher Versuch stieß aber bei den Unternehmern auf den erbittertsten Widerstand und in sehr vielen Statuten der Unternehmerorganisationen wird es den einzelnen Mitgliedern geradezu verboten, ihren Arbeitern eine Verkürzung der Arbeitszeit zuzugestehen. Man geht eben von der schon längst als irrig festgestellten Ansicht aus, daß durch eine möglichst lange und ununterbrochene Arbeitszeit die Geschäftsergebnisse günstig beeinflusst werden und bezeichnet darum jede Verkürzung der Arbeitszeit als eine schwere Bedrohung der Konkurrenzfähigkeit der Industrie, trotzdem durch die Praxis bisher stets das Gegenteil festgestellt werden konnte. Die Erfahrung hat eben gelehrt, daß durch kurze Arbeitszeit der Gesundheitszustand der Arbeiter aufs günstigste beeinflusst und damit auch ihre Leistungsfähigkeit gesteigert wurde. In der treffendsten Weise wurde das von dem Professor Abbé, der nicht nur ein bedeutender Gelehrter, sondern auch einer der hervorragendsten Industriellen war, in seinem bekannten Vortrag „Der achtstündige Arbeitstag in der Deutschen Gesellschaft für Mechanik und Optik“ und durch das praktische Beispiel in dem von ihm gegründeten Zeißwerk in Jena nachgewiesen. Neben der Gesundheit gewinnt aber auch das Familienleben des Arbeiters. Von dem vielgerühmten deutschen Familienleben konnte bei dem Arbeiter kaum geredet werden, machten es ihm doch die viel zu lange Arbeitszeit und der oft stundenlange Weg von und nach der Arbeitsstätte unmöglich. Mit Recht kann daher gesagt werden, daß er der Arbeiterbewegung nicht nur die Möglichkeit körperlicher Erholung und damit Gesundheit verdankt, sondern daß sie ihn auch der Familie wiederzugeben sucht. Und noch ein weiterer Segen erblüht dem Arbeiter aus einer kürzeren Arbeitszeit, die Möglichkeit geistiger Weiterbildung. Auch der entragierteste Verteidiger unserer Volksschule wird wohl kaum behaupten wollen, daß diese auch nur in den Großstädten den an sie zu stellenden Ansprüchen genügt, wieviel weniger ist das erst in den kleinen Städten oder gar auf dem Lande der Fall. Kaum das Notwendigste wird hier den Schülern beigebracht; viel Religion, etwas Rechnen und ein nur mühsames Lesen und Schreiben ist das Ergebnis des „Bildungsganges“. Wenn trotzdem heute von der breiten Masse des deutschen Volkes gesagt werden kann, daß sie an intellektueller Bildung mit an der Spitze der Völker steht, so ist das wiederum der deutschen Arbeiterbewegung zu danken. Durch sie ist erst der Bildungstrieb in der Arbeiterschaft geweckt und gestillt worden. Systematisch wird an der geistigen Hebung der Arbeiterklasse gearbeitet und mit großen Opfern sind Einrichtungen zur Durchführung dieser Aufgabe geschaffen worden, hierdurch wurde es erreicht, daß auch die großen geistigen Kulturgüter unserer Nation nicht mehr Besitz einer kleinen Schicht bleiben, sondern immer mehr Allgemeingut werden.

Der moderne Krieg stellt auch ganz andere geistige Anforderungen an den Soldaten als jeder frühere; die heutige Form des Kampfes verlangt von dem einzelnen eine viel größere Selbständigkeit und Entschlußfähigkeit, als es sonst der Fall war. Daß hier der deutsche Soldat wohl von keinem Soldaten der Welt übertroffen wird, hat die Nation zum großen Teil der Bildungsarbeit der Arbeiterorganisationen zu danken. Jede Verkürzung der Arbeitszeit ist daher ein Gewinn für die körperliche und geistige Kraft des Volkes und damit für die Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes. Das gleiche gilt auch für jeden Pfennig Lohnerhöhung, den sich die Arbeiter erkämpfen.

Großes ist auch von den Gewerkschaften auf dem Gebiete der Arbeitslosenfürsorge geleistet worden. Reich und Staat haben hier gänzlich versagt und auch in den Gemeinden sind bisher erst vereinzelt schwache Anfänge vorhanden. Und gerade hier wäre es im allgemeinen Interesse geboten, daß das Reich Einrichtungen schaffe, die die Schrecken der Arbeitslosigkeit gründlich beseitigen, ohne damit zugleich die wenigen Rechte der Arbeiter zu schmälern. Nicht nur, daß die Arbeitslosigkeit große Schichten zur Unterernährung zwingt und dadurch die Volkswirtschaft durch die damit verbundene Einbuße an Arbeitskraft schädigt, auch schwere seelische Qualen sind für den davon Betroffenen meist damit verbunden. Bisher ist auch hier nur von den Gewerkschaften mustergültiges geleistet worden und Tausende von Arbeitern wurden dadurch vor wirtschaftlichem und geistigem Untergang bewahrt. Um das richtig würdigen zu können, braucht man sich nur der Tatsache zu erinnern, daß seit Kriegsausbruch allein von den Gewerkschaften rund 13 Millionen Mark an Arbeitslosenunterstützung gezahlt wurden. Daß auch die Krankenfürsorge in großem Umfange von den Gewerkschaften gepflegt wird, sei nur nebenbei erwähnt.

Aber auch eine Schule der Opferwilligkeit und der Disziplin sind die modernen Arbeiterorganisationen.

Die Erfahrungen dieses Krieges haben ferner bewiesen, daß die sozialpolitische Gesetzgebung nicht, wie die Scharfmacher behaupten, die Arbeiter verweichlicht, sondern im Gegenteil sie erst kampffähig gemacht hat — und diese sozialpolitischen Gesetze sind, wie ja auch Bismarck zugab, durch die Sozialdemokratie erkämpft worden. Noch sind sie bei weitem nicht ausreichend, noch sind sie auszubauen und zu ergänzen. Aber daß sie überhaupt da sind, und daß sie nicht nur auf dem Papier stehen, sondern auch durchgeführt werden, dieses Verdienst darf die deutsche Sozialdemokratie in vollem Maße für sich in Anspruch nehmen.

## **Die Verlängerung der Kriege durch die Errungenschaften der modernen Technik.**

Von Rudolf Krafft.

Alle Erscheinungen des jetzigen Krieges weisen darauf hin, daß die Hoffnung, die gewaltigen Mittel der modernen Technik würden zur Verkürzung der Kriege beitragen, vergeblich war. Im Gegenteil verursachen sie ihre Verlängerung.

Insbesondere fällt im jetzigen Kriege die große Zunahme der Kraft der Defensive auf. Sie ist aber nicht eine direkte Folge

der modernen Waffenwirkung, sondern eine indirekte Konsequenz derselben. Die Wirkung der heutigen Waffen zwingt die Armeen zur möglichsten Ausnützung des Terrains als Deckungsmittel auch gegen Schüsse. Dadurch hat die Feldbefestigungskunst einen früher nicht gekannten Aufschwung genommen. Dieser Vorgang erhöhte die Kraft der Defensivse wesentlich.

Nachdem aber infolgedessen der Verteidiger nicht mehr schnell aus seinen Stellungen geworfen werden kann, findet er Zeit, sie noch immer mehr zu befestigen, so daß eine Art Kreislauf entsteht: Die Feldbefestigung verstärkt die Defensivse und die dadurch bewirkte Zunahme der Defensivkraft schafft Zeit zur neuerlichen Verstärkung der bisherigen Positionen. Es treibt also sozusagen ein Keil den anderen. Nur auf diese Weise ist die Herstellung der Schützengräben möglich, die in dem jetzigen Kriege angewendet werden. Der Kriegsberichtersteller der „Köln. Volkszeitung“ beschrieb z. B. die Schützengräben der Verbündeten bei Digmuiden wie folgt: „Es sind festgefügte, meist betonierte Schützengräben, verstärkt durch die dahinterliegenden Sandbrustwehren, eingebaute Stände für Maschinengewehre und kleine Revolverkanonen, aus denen kleine Schrapnells auf kurze Entfernungen geschossen werden können. Weiterhin sind Unterstände für Munition und Lebensmittel sowie Lagerstätten zum Schlafen vorgesehen. Diese Art Schützengräben durchziehen an der Küste kilometerweise das ganze Land, und sobald ein solcher von unseren Truppen genommen wird, ziehen die Feinde sich sofort in den nahen dahinterliegenden zurück.“

In derartigen Feldbefestigungsanlagen können natürlich auch minderwertige Soldaten langen und heftigen Widerstand leisten. Das kommt in diesem Kriege namentlich den afrikanischen und asiatischen Truppen, die gegen Deutschland fechten, zugute.

Die moderne Waffenwirkung hat es so weit gebracht, daß der Stellungskrieg, der früher die Ausnahme war, zur Regel wurde. Daher trägt sie ganz besonders zur Verlängerung der Kriege bei. Welche Dimensionen der Stellungskrieg annehmen und wie hartnäckig er werden kann, lehren die Ereignisse auf dem französischen Kriegsschauplatz.

Ferner wird im modernen Kriege das Erringen durchgreifender, den weiteren Verlauf des Feldzuges wesentlich beeinflussender Siege durch die in den letzten Jahrzehnten eingetretene große Verbesserung der Rekognoszierungs mittel und durch die Zunahme der Schnelligkeit der Meldungserstattung und der Befehlsübermittlung sehr erschwert. In den früheren Kriegen wurde die Aufklärung der feindlichen Maßnahmen großen Stils durch Kundschafter, auch durch die Sammlung von Zeitungsnachrichten und vor allem durch die Reiterei betrieben. Zuverlässig waren diese Mittel nicht. Die Spione waren nur in beschränktem Maße zu verwenden, das Herausfischen von Zeitungsnachrichten, die wirklich von Wert waren, gelang nicht oft und beruhte auf Zufällen. Und der Kavallerie konnte der Gegner bei einiger Wachsamkeit den Einblick sehr sauer, vielleicht sogar unmöglich machen. Infolge dieser Verhältnisse herrschte bei jeder der Kriegsparteien fast immer eine mehr oder minder große Ungewißheit über die Maßregeln der anderen. Auf der Seite, die den schlechteren Aufklärungsapparat hatte, war sie natürlich am größten. Jetzt aber besitzt die Rekognoszierung in den Fliegern ein hervor-

ragendes Hilfsmittel. Sie sehen allerdings bei Nebel und in der Dunkelheit nichts, aber in diesen Fällen ist die Reiterei in der gleichen Lage. Dafür sehen die Flieger bei sogenanntem sichtigen Wetter viel mehr als die beste Kavallerie auskundschaften kann. Außerdem sind sie viel schneller als diese. Eine Strecke, zu deren Erledigung ein gutes Pferd einen Tag braucht, legt ein Flieger unter normalen Verhältnissen in einer Stunde zurück.

Aber nicht genug damit, daß die Rekognoszierungsmöglichkeit gegen früher viel größer wurde, ist auch die Schnelligkeit des Meldewesens und der Befehlsübermittlung enorm gewachsen. 1870 waren die Kavallerie und der Telegraph die Hauptbeförderungsmittel für Meldungen und Befehle. Der Telegraph war aber nicht ganz zuverlässig. Deshalb wurden auf der deutschen Seite wichtige Meldungen und Befehle, die zunächst durch den Telegraphen mitgeteilt worden waren, auch noch durch Kavallerie befördert. Außerdem gab es 1870 sehr primitive optische Signale zur Erstattung von Meldungen und Nachrichten, z. B. das Stehenlassen von Windmühlensflügeln, Beleuchtung von Fenstern mit farbigen Lichtern, Hin- und Herbewegen der Zeiger von Kirchturmuhren. Jetzt aber stehen zur Weiterleitung von Befehlen und Meldungen eine Reihe von Mitteln zur Verfügung, die viel schneller sind als die Reiterei und dabei auch noch den Vorteil größerer Verlässlichkeit für sich haben. Mit dem Automobil und dem Motorrad kann man auch schriftliche Befehle und Meldungen auf größere Entfernungen sehr rasch befördern. Ferner sind die Radfahrer zu erwähnen, die wenigstens in ebenem Terrain viel schneller sind als die Kavallerie. Die optischen Signale wurden wesentlich vermehrt und systematisch ausgebaut. Besonders zu nennen sind noch die drahtlose Telegraphie und das Telephon. Die Telefone, die in den Kellern und den Betten französischer Bauern gefunden wurden, sind hier sehr charakteristisch.

Die kurz skizzierte Zunahme und Verbesserung der Rekognoszierungsmittel sowie der Mittel zur Meldungserstattung und Befehlserteilung erschweren aber gerade die Ausführung der Operationen, mit denen der Gegner am wichtigsten getroffen werden kann, nämlich die Ueber-  
r a s c h u n g des Feindes mit Maßnahmen großen Stiles ungeheuer. Ja, sie machen sie nahezu unmöglich, weil der Teil, dem die Ueberraschung zugebacht ist, fast ausnahmslos die gegnerischen Bewegungen so schnell erfährt, daß er seine Gegenmaßregeln rechtzeitig treffen und auch seine Anordnungen den Unterführern noch zur rechten Zeit zukommen lassen kann. Es ist jetzt freilich noch möglich, eine Infanteriebrigade überraschend in die Flanke des Feindes zu werfen, denn hier kommt ein relativ kleiner Truppenkörper in Betracht, der Frontänderungen rasch vornehmen kann. Aber mit einer Infanteriebrigade kann man keine großen Schlachten entscheiden. Dazu braucht man mehrere Armeekorps. Die Bewegungen derartig großer Truppenmassen sind aber auch bei der besten Führung, der vorzüglichsten Marschfähigkeit und Organisation so langwierig, daß sie unter den heutigen Umständen vom Gegner sehr bald entdeckt werden. Auch die Erschwerung der militärischen Unternehmungen, mit denen man den Gegner ins Mark treffen kann, verursacht eine Verlängerung der Kriege. Selbst wenn eine Kriegspartei der anderen in jeder Hinsicht wesentlich nachsteht, kann sie jetzt viel länger wehren als früher.

Erwägt man, daß bei einigermaßen gleich starken Kräften schon jetzt auch die beste Armee entscheidende Siege nur sehr schwer erringen kann,

ermägt man ferner, daß die Technik die Kriegführung mit immer stärker werdenden Hilfsmitteln versehen wird, so ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß in nicht allzuferner Zukunft im Kriege zwischen Militärstaaten ungefähr gleicher Größe kein nennenswertes Resultat mehr zu erzielen sein wird.

## Notiz.

**Ledigen Genossenschaften.** Die Konsumgenossenschaften sind heute ein wirtschaftlicher Stützpunkt der Arbeiterklasse. Durch planmäßige Organisation des Konsums bewahren sie ihre Mitglieder vor den größten Ausbeutungsmöglichkeiten, ohne allerdings, was nicht oft genug betont werden kann, ein Allheilmittel zur Lösung der sozialen Frage sein zu können. Eine nicht minder beachtenswerte Tätigkeit entfalten ja auch die Baugenossenschaften dadurch, daß sie einwandfreie Arbeiterwohnungen beschaffen. Auch sie sind kein Allheilmittel. Vor allem aber ist es derartigen Genossenschaften bis heute nicht gelungen, nennenswerte Erfolge unter den Ledigen zu erringen. Der ganze Konsumvereinsbetrieb ist zum großen Teil auf das Bedürfnis der Verheirateten zugeschnitten.

Um die Befriedigung der Bedürfnisse der ledigen Konsumenten hat man sich überhaupt recht wenig bekümmert, obwohl sich bürgerliche Sozialpolitiker damit seit Jahren beschäftigen und inländische wie ausländische Gemeinden durch Schaffung von Einrichtungen dieser Art den Bedürfnissen der unverheirateten Konsumenten Rechnung zu tragen suchen.

Nach der letzten statistischen Aufnahme des Reiches entfallen auf 13 238 237 Haushaltungen 1 192 261 Einmieter! In den Großstädten Berlin und Hamburg stellt sich das Verhältnis folgendermaßen: In Berlin entfallen auf 498 537 Haushaltungen 97 819, und in Hamburg kommen auf 228 312 Haushaltungen 47 726 Einmieter. Also ein Viertel dieser großstädtischen Bevölkerung ist auf das Altermietwesen angewiesen! Nicht viel anders dürfte sich das Verhältnis in anderen Orten mit industriellem Einschlag gestalten. Die meisten dieser Altermieter finden nicht nach des Tages Last und Arbeit, was sie suchen: ein gemütliches Heim, vielfach haben sie nur billige Schlafstellen. Daher ist der Ruf nach Schaffung von Ledigenheimen begreiflich. In Stuttgart, Charlottenburg, Straßburg i. E., Düsseldorf, Essen und Hamburg ist man zum Teil mit Hilfe der Stadtverwaltungen zum Bau solcher Heime geschritten: in Stuttgart hat der Deutsche Metallarbeiterverband ein Ledigenheim geschaffen, das sich recht vorteilhaft von den bürgerlichen Unternehmungen abhebt.

Wilhelm Weitling gebührt das Verdienst, als erster den Gedanken der genossenschaftlichen Nahrungsvorsorgung für die Ledigen durch Errichtung von Speisewirtschaften in die Tat umgesetzt zu haben. Allerdings blieben diese Speisegenossenschaften nur auf die Schweiz beschränkt, dort aber leisteten sie in Verbindung mit den Arbeiterbildungsvereinen Vorbildliches.

Seit zwei Jahren sind auch in Deutschland Genossenschaften von Ledigen vorhanden, die sich die Aufgabe gestellt haben, die Wohnungs- und Nahrungsvorsorgung der Ledigen auf genossenschaftlichem Wege zu regeln. Ihr Werdegang ist nicht uninteressant. Die eigentlichen Gründer dieser Genossenschaftsart in Deutschland waren Mitglieder der „Gesellschaft für genossenschaftliche Kultur“, die sich aus der zu Grabe getragenen Ernst-Abbe-Gesellschaft entwickelte, zumeist Ideologen. Die Genossenschaft in München war der erste Versuch. Die Schwierigkeiten, die nicht ausblieben, wurden überwunden, und zuletzt arbeitete die Münchener Genossenschaft mit einem Umsatz von nahezu 20 000 Mark. Auch in anderen Städten wurde dieser Gedanke aufgegriffen, und so entstanden Genossenschaften in Jena, Berlin und Hamburg. Diese letztere Genossenschaft schloß sich der Gesellschaft für

genossenschaftliche Kultur nicht an. Ihre Gründer, organisierte Arbeiter, standen von Anfang an auf dem Standpunkt, daß die Ledigengenoossenschaften unabhängig sein müßten. Der Einfluß der Gesellschaft für genossenschaftliche Kultur wurde immer geringer, und kurz vor Ausbruch des Krieges trug man sich bereits mit dem Gedanken der Schaffung einer selbständigen Zentrale und einer Presse.

Man muß zugeben, daß es immerhin eine gewagte Sache war, Genossenschaften zu errichten, in denen Ledige den Ausschlag geben sollten. Die große Fluktuation der unverheirateten Elemente, die an keine Scholle gebunden sind, ist immerhin ein beachtenswertes Moment. Aber die bisherigen Erfahrungen erwiesen das Gegenteil pessimistischer Befürchtungen. Zunächst schritt man zum Betrieb eigener Speisewirtschaften zur Beschaffung guter und preiswerter Speisen und sonstiger Lebensmittel. Die weiteren Ziele dieser Genossenschaften, wie Errichtung von Versammlungsräumen, Bibliotheken usw. sowie der Bau von Ledigenheimen nach den Grundsätzen der Gartenstadtbewegung liegen ebenso wie der Gedanke der Eigenproduktion für den genossenschaftlichen Bedarf vorläufig noch in weiter Ferne. Zunächst gilt es vor allen Dingen, die ledigen Konsumenten aus den Zwerg- und Ausbeutungsbetrieben der Restaurants, Wirtschaften und Privatmittagstische herauszuziehen und sie den Genossenschaften zuzuführen. Freilich ist es nicht ein leichtes, solche Genossenschaften ins Leben zu rufen, sie rentabel zu gestalten. Aber wie sich Studentengenossenschaften, die von Dr. Wilbrandt-Lüdingen ins Leben gerufen wurden, durchgeführt haben, so können auch Arbeiterledigenheime mit Erfolg bestanden und zur Kräftigung der Ausgebeuteten unter den Arbeitern, den auf Schlafstellen und Gasthäuser Angewiesenen, Nützliches leisten, das der gesamten Arbeiterbewegung zugute kommt.

Johann Bauer-Hamburg.

### Literarische Rundschau.

J. Müller-Uyer, **Phasen der Liebe.** Eine Soziologie des Verhältnisses der Geschlechter. (V. Band der „Entwicklungsstufen der Menschheit“.) München 1913, Albert Langen. 254 S.

J. Müller-Uyer hat seinem Buch „Die Familie“ als Ergänzung eine Darstellung des Entwicklungsganges der Geschlechtsliebe folgen lassen, in der er die Wandlungen der Liebesgefühle, die Verschiedenartigkeiten der Ehemotive auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschheit, die Formen der Frauenerwerbung und die damit zusammenhängende Stellung der Frau im gesellschaftlichen Leben darzulegen sucht. Dem, der sich nicht mit der Völkerkunde beschäftigt hat, mag eine solche Geschichte der Liebesgefühle zunächst ein gar sonderbares Unternehmen dünken. Eine Geschichte der Geschlechtsliebe? — Waren denn nicht zu allen Zeiten die Liebesgefühle die gleichen, nur verschieden zwischen Mann und Weib, entsprechend ihren verschiedenen Geschlechtscharakteren? — Die Ethnologie und die Soziologie, die ja in ihren heutigen Hauptrichtungen völlig auf der Ethnologie beruht, verneinen diese Ansicht. Wie die vergleichende Betrachtung der Natur- und Halbkulturvölker lehrt, sind wohl die für die Fortpflanzung der Art notwendigen sogenannten „primären“ Gefühle, wie der Begattungstrieb und die Mutterliebe, allen Völkern als Elementartriebe gemeinsam, nicht aber jene höheren „sekundären“ Liebesgefühle, wie die Eifersucht, die Keuschheit, das geschlechtliche Schamgefühl, die personale Liebesleidenschaft usw. Wurzeln die ersteren, wie Müller-Uyer unter Hinweis auf das Liebesleben der Naturvölker nachweist, in der physischen Natur des Menschen, seiner sexualbiologischen Veranlagung, so sind die letzteren etwas erst allmählich im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung geworden: ein Produkt der Kultur. Zunächst befriedigt der primitive Mensch, lediglich einem impulsiven Drange folgend, seinen Geschlechtstrieb wie das Tier, ohne Schamgefühl, ohne geschlechtliche Eifersucht, ohne irgendwelche Wertschätzung

der Keuschheit. Erst allmählich entwickeln sich aus den sozialen Lebensverhältnissen heraus die neueren sekundären Liebesgefühle, und zwar als das letzte die personale oder romantische Liebe: jene persönliche Liebessehnsucht und Liebeschwärmerei, die sich auf eine ganz bestimmte Person des anderen Geschlechts konzentriert und in dieser das Ideal alles Sehnsens erblickt.

Und diese Entwicklung der Liebesgefühle hängt, wie Müller-Lyer näher ausführt, aufs strengste mit der wirtschaftlichen Entwicklung und der durch sie bestimmten Art des familialen und sexuellen Zusammenlebens zusammen, wie denn auch auf den untersten Stufen das Motiv, das den Mann zur Eingehung einer Ehe bewegt, nicht die Geschlechtslust ist, sondern vor allem das Begehren der Arbeitskraft des Weibes, dann auf höherer Stufe das Verlangen nach legitimen Erben (bei den Völkern mit Ahnenkult sind bekanntlich die Kinder und Erben oft zur Opferpende an die Seele ihres abgestorbenen Erzeugers verpflichtet), bis allmählich in mannigfacher Ausgestaltung die persönliche Liebe zur Ehepartnerin wird.

Demgemäß nimmt auch die Erwerbung der Frauen zur Ehe im Laufe der Zeiten ganz verschiedene Formen an. Aus der losen Paarungsehe zwischen männlichen und weiblichen Horde mitgliedern entwickelt sich mit der zunehmenden Ausschließung der Blutsverwandten vom geschlechtlichen Verkehr die Raubehe, Tauschehe, Dienstehē, Kaufehē, Mitgiftēhe, Reigungsehe. Und gleichzeitig mit dem Wechsel der verschiedenen Arten der Frauenerwerbung und der Eheschließung vollzieht sich eine Verschiebung der rechtlichen Stellung des Weibes im sozialen Leben.

Die neue Schrift Müller-Lyers bietet eine wertvolle Ergänzung des dritten Bandes über die „Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft“ und des vierten Bandes über „Die Familie“. Enthält dieser fünfte Band der Müller-Lyerschen Gesellschaftslehre auch manche Wiederholungen des in den vorausgegangenen beiden Bänden Gesagten, so wird doch durch die Betrachtung von neuen Gesichtspunkten aus manche ethnologische Tatsache erst jetzt in ihrer entwickelungsgeschichtlichen Bedeutung völlig klar. Deutlicher noch als bisher erkennt man, wie alle verschiedenen Formen des Ehe-, Familien- und Geschlechtslebens im engsten Zusammenhang miteinander und mit der Wirtschaftsweise stehen.

Heinrich Cunow.

**H. Kaufmann, Theorie und Methoden der Statistik.** Tübingen 1913, J. C. B. Mohr. 540 Seiten. Gebestet 16 Mark.

**Siegmund Schott, Statistik.** (Aus Natur und Geisteswelt. 442. Bändchen.) 1913, Verlag von B. G. Teubner. 130 Seiten. Gebunden 1,25 Mark.

Zur ersten Einführung in die Statistik ist für Arbeiter das Heft des Genossen Adolf Braun „Statistik“ (Wien, Volksbuchhandlung, 1912, 70 Pfennig) die empfehlenswerteste unter den zahlreichen Schriften dieser Art. Auch die an Umfang größere Arbeit des Direktors des Städtischen Statistischen Amtes Mannheim, Professor Dr. Schott, vermag sie nicht zu ersetzen. Schott bemüht sich zwar, populär zu sein; aber ein paar mehr oder weniger gelungene Scherze bringen noch nicht die Allgemeinverständlichkeit im ganzen. Trotzdem möchten wir denen, die in der gewerkschaftlichen oder politischen Organisation selbst Statistik „machen“ müssen, den dritten bis sechsten Abschnitt über die Technik und Deutung statistischer Erhebungen empfehlen. Die Erkenntnis, daß die Gruppierung von Zahlen ohne wissenschaftliche Methodik noch keine Statistik ist, bedarf nicht selten auch in unseren Reihen noch der Vertiefung. Die Kenntnis der höheren Mathematik wird deshalb noch nicht zur Vorbedingung gemacht. Auch Schott betont, daß „die Arbeit, die auf eine Verbesserung der Zählergebnisse verwandt wird, bedeutungsvoller für die Ergebnisse der Statistik ist als die weitestgehende Verfeinerung der Rechenmethoden“ (S. 73). Unsere volle Zustimmung findet auch die Forderung Schotts, an den (absoluten) Zahlen des Tabellenwertes nichts zur Abrundung zu ändern, während die weitere Verwertung der Originalzahlen (Berechnung von Prozentzahlen usw.) sehr wohl des Ballastes der letzten Stellen entbehren kann. Es ist ein fast regelmäßig

wiederkehrender Fehler privater und vereinstatistischer Arbeiten, daß die Grundzahlen „abgestimmt“ oder irgendwie ergänzt werden, daß die weitere rechnerische Verarbeitung aber mit unnötiger Genauigkeit bis auf mehrere Dezimalstellen durchgeführt wird. Natürlich dürfen relativ einfache mathematische Hilfsmittel nicht ungenutzt bleiben, wie auch Schott fordert (S. 65). So werden hinter dem „Durchschnitt“ (dem ungewogenen arithmetischen Mittel) ungebührlich das gewogene Mittel, der Zentralwert und der dichteste Wert vernachlässigt (vergleiche den fünften Abschnitt der Schott'schen Arbeit).

Underechtig erscheint mir Schotts Urteil, daß von der statistischen Zentralbehörde des Reiches nicht zu befürchten ist, es könne ihr an dem nötigen methodischen Geschick fehlen. Die völlige Unbrauchbarkeit der Streifstatistik sollte auch einem bürgerlichen Statistiker bekannt sein, ebenso wie die Mängel laufender statistischer Arbeiten (Zoll-, Preis-, Erwerbsgesellschaften-Statistik). Einer der bösesten Mißgriffe war die öffentlich weniger, aber jedem Statistiker von Fach sehr gut bekannte Bearbeitung der Berufsstatistik, die sogar zur Zurückziehung eines unter von der Borghts Regime erschienenen Bandes aus dem Buchhandel führte.

In der Grundauffassung neigt Schott denen zu, die der Statistik die bescheidenere Rolle einer Methode, nicht einer eigenen Wissenschaft zuerkennen: „Völlig neues, unerhörtes Wissen produziert die Statistik kaum jemals, sie berichtet nur und figiert unbestimmte Vorstellungen.“ (S. 94.)

In dem großen „Lehr- und Lesebuch für Studierende und Praktiker“ des Petersburger Professors Kaufmann findet diese Auffassung eine noch schärfere Formulierung: „Die statistische Methode liefert an sich nie etwas anderes als empirische Gesetze . . . , welche erst außerhalb der statistischen Sphäre, im Gebiet der verschiedensten Spezialwissenschaftszweige eine definitive Erklärung finden. . . . Als Regel . . . gehört sowohl die definitive Erklärung der auf statistischem Wege gefundenen Gesetzmäßigkeiten und Kausalzusammenhänge, als noch mehr die Ausnützung derselben zum Zwecke der weiteren Fortbildung der betreffenden Wissenschaften.“ (S. 139.) Trotzdem nimmt Kaufmann, wie das wünschenswert ist, bei seiner Darstellung vornehmlich auf die Bedürfnisse der Sozialstatistik Rücksicht. Das geschieht bereits im ersten Teil seines umfangreichen Wertes („Die theoretischen Grundlagen der statistischen Methode“). Dieser Teil ist leider ohne größere mathematische Kenntnisse nicht verständlich, wenn der Verfasser auch stets eine nicht-mathematische Formulierung gibt und diese sogar bevorzugt. Kaufmann bezeichnet die statistische Methode als systematische zahlenmäßige Massenbeobachtung, die zum Zwecke der Feststellung von Gesetzmäßigkeiten und ursächlichen Zusammenhängen angewendet wird. Die Untersuchung der theoretischen Voraussetzungen für die Brauchbarkeit und Anwendungsmöglichkeiten der Massenbeobachtung wird dabei von Kaufmann regelmäßig an einzelnen praktischen Beispielen erläutert.

Der zweite Teil („Die Praxis der Sozialstatistik“) beschäftigt sich mit der Technik bei der Aufnahme und Ausbeute statistischer Erhebungen. In Rußland angewandte Methoden finden dabei eingehende Berücksichtigung. Der Wert des Kaufmann'schen Buches beruht überhaupt darin, daß er die bisher in der statistischen Literatur oder durch die statistische Praxis aufgeworfenen Probleme zusammenfaßt. Das Werk macht daher weniger den Eindruck der Originalität als die älteren bekannten Lehrbücher. Aber die Systematik und Gründlichkeit in der Behandlung der Fragen helfen über diesen Ektetizismus hinweg.

Resultate der Statistik (aus der Bevölkerungs- oder Wirtschaftsstatistik) findet man in dem Kaufmann'schen Werke überhaupt nicht; Tabellen oder sonstige Ergebnisse werden stets nur als Beispiele für methodische Fragen gegeben.

Ernst Meyer.

## Anzeigen.

Wir müssen es uns jetzt verjagen, zu den Veröffentlichungen von Parteigenossen, welche die Frage der Haltung der Sozialdemokratie im und zum Kriege behandeln, kritisch Stellung zu nehmen. Wir beschränken uns zunächst darauf, den wesentlichsten Inhalt dieser Schriften rein referierend anzugeben.<sup>1</sup> Die Redaktion.

**W. Keil, Das deutsche Volk im Kriege.** Öffentlicher Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1914 in Ulm. Ulm 1914, Volksbuchhandlung. 20 Seiten. 15 Pf.

Genosse Keil hebt hervor, daß die Sozialdemokratie zwar theoretisch die Möglichkeit eines Weltkrieges erörterte, daß dieser sie aber doch vollkommen überraschend traf. Die Völker sind für diesen Krieg nicht verantwortlich, der als Produkt wirtschaftlicher Interessenkämpfe zwischen kapitalistischen Staaten anzusehen ist, wobei das wirtschaftlich aufstrebende Deutsche Reich in seiner Entwicklung durch andere Staaten gehemmt wurde. Das Deutsche Reich darf sich aber nicht aus dem Rate der Völker zurückdrängen lassen, die über die Geschicke der Welt glauben entscheiden zu dürfen. Wir wollen nicht verzichten auf wirtschaftliche Verbindungen mit anderen Teilen der Welt, von denen wir wichtige Bedarfsgegenstände beziehen. Die Sozialdemokratie lehnt jeden Eroberungskrieg ab, will aber die Selbständigkeit und Geschlossenheit des Deutschen Reiches unter allen Umständen erhalten wissen; sie tritt daher für die Verteidigung des Landes rüchhaltlos ein. Der Klassenkampf läßt sich nicht beseitigen, solange es Klassen in der Gesellschaft gibt; aber während des Krieges müssen die inneren Kämpfe schweigen, wie ja auch die Regierung ihre frühere Feindseligkeit gegenüber der Sozialdemokratie eingestellt hat. Keil wendet sich sodann gegen die Beschränkung der Pressefreiheit, soweit jene nicht durch militärische Rücksichten geboten ist. Nach dem Krieg werden wir vor riesige Aufgaben gestellt werden. Die Kriegsschäden müssen nach Möglichkeit ausgeglichen, das Wirtschaftsleben neu geregelt werden. Unsere nächste Sorge ist aber ein voller Sieg der deutschen Waffen.

**Wolfgang Heine, Kultur und Nation.** Chemnitz, Landgraf u. Co. 16 S. 15 Pf.

Das Wesen der Kultur besteht in dem Streben nach Erhöhung der menschlichen Art. Das Ziel dieses Strebens sei uns heute das Reich der starken, freien, edlen und schönen Menschheit. Der konsequenteste Ausdruck dieses Strebens ist der Sozialismus. Der „Klassenkampf“ wird von der gesamten Arbeiterbewegung in diesem kulturellen Sinne aufgefaßt. Die Kultur hat zur Voraussetzung eine Gesellschaft gemeinsamen Kulturstrebens, die Nation; geistiges Streben und Wirken wird erst zur „Kultur“, wenn die Nation es ergreift und sich einverleibt.

Die deutsche Arbeiterbewegung ist in ihrem Kern durchaus deutsch. Ueber allen inneren Gegensätzen besteht etwas Gemeinsames zwischen den Deutschen: das Bewußtsein, daß wir Teilnehmer an einer nationalen Kultur sind, die wir erhalten müssen. Dies der Inhalt der Abstimmung vom 4. August. Es sei heute selbstverständlich für uns, im Heer das Volk in Waffen zu erkennen, in ihm unsern Schutz und Schirm, in seinen Kämpfern und Führern Helden zu erkennen. Die gemeinsame Gefahr zwingt uns, hinter der Verteidigung des Landes alles andere zurücktreten zu lassen, unsere Feindschaft gegen andere Parteien, das Mißtrauen gegen die Regierung. Viele unserer alten Gegner haben jetzt eine bessere Einsicht in das Wesen der Sozialdemokratie gewonnen. Das erweckt für die Agitation der Partei nach dem Krieg ganz neue Ausichten. Ziel und Preis dieses Ringens soll ein Friede sein, der die Nationen näher zueinander führt und aneinander schließt.

**Leo N. Trotzky, Der Krieg und die Internationale.** Zürich, Verlag „Borba“ (Fritz Platten). 60 Seiten. Preis 50 Centimes.

Als Kern des gegenwärtigen Krieges betrachtet der Autor den Aufruhr der Produktionskräfte, die den Kapitalismus erzeugten, gegen ihre nationalstaatliche

<sup>1</sup> Vergleiche auch die Anzeige über „Imperialismus und Demokratie“ von Laufenberg u. Wolffheim in Nummer 11/12 dieses Bandes.

Ausbeutungsform. Die Rationalität muß auch weiter eine kulturelle, ideologische, psychologische Tatsache bleiben, die ökonomische Basis ist ihr unter den Füßen weggezogen. In ihren historischen Zusammenbruch ziehen aber die nationalen Staaten die nationalen sozialistischen Parteien mit hinein. — Das versucht der Autor besonders an dem Beispiel der deutschen Sozialdemokratie nachzuweisen, gegen deren Politik während der Kriegszeit schwere Vorwürfe erhoben werden. Trotz sucht sie daraus zu erklären, daß die ganze vielseitige Tätigkeit der deutschen Partei zwar unermesslich historische Bedeutung besitze, aber seit Jahren ganz vom Geist des Possibilismus beherrscht gewesen sei, sich immer mehr den bestehenden Verhältnissen angepaßt habe. Die Partei sei so in den Gegenwartsstaat hineingewachsen, nicht dieser in den Zukunftsstaat. Die deutsche Sozialdemokratie sei damit auf das Niveau der bloßen Arbeitspartei im Sinne der englischen Labour Party herabgesunken. Dies sei dadurch gefördert worden, daß die unmittelbaren beruflichen Interessen einzelner Schichten der Arbeiter sie den grundsätzlichen Interessen entfremdet und sie in imperialistisches Fahrwasser gedrängt habe.

Außerdem bespricht die Broschüre die Balkanfrage, das österreichisch-ungarische Problem, den Kampf gegen den Zarismus, sowie insbesondere die voraussichtlichen Folgen des Weltkrieges für die Arbeiterschaft.

**Hugo Heinemann, Die sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit.** Chemnitz, Landgraf u. Co. 16 Seiten. Preis 15 Pfennig.

Die Gesetzgebung des 4. August habe zwar nicht alle unsere Wünsche befriedigt, sie habe aber entschlossen mit dem Prinzip von den wohlverworbenen Rechten des Individuums, mit dem Phantom der Unantastbarkeit des Eigentums gebrochen. In ihr komme der Grundsatz zum Ausdruck, daß das Wohl des einzelnen dem des Staates untergeordnet sei, von dem er seine Rechte ableitet. Es gebe zwar „beggabenswerte Leute, in deren Herzen das zum erstenmal ganz Deutschland erfüllende Gefühl vollster nationaler Einigkeit keinen Widerklang zu erwecken vermochte“, und die darauf hinweisen, daß der Kriegssozialismus die Dauer des Krieges nicht überleben werde; daß aber der gesetzliche Grundgedanke der neuen Gesetzgebung Wurzel gefaßt habe in dem Rechtsbewußtsein der Gesamtheit, sei ein unverlierbarer Gewinn. Die Stellung und Einschätzung der Gewerkschaften im öffentlichen Leben werde künftig infolge des Anteils der Gewerkschaften an den deutschen Siegen eine ganz andere sein. Der Partei werde zugute kommen, daß in Zukunft niemand mehr wird ihren Patriotismus bezweifeln können, da sie jetzt „zu ihrem Vaterland steht und mit eiserner Rücksichtslosigkeit durchzuhalten entschlossen ist“.

**Julian Borchardt, Vor und nach dem 4. August 1914.** Hat die deutsche Sozialdemokratie abgedankt? Berlin-Lichterfelde 1915. Verlag der Lichtstrahlen. 31 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Der Verfasser stellt Äußerungen sozialdemokratischer Autoren, Resolutionen und Erklärungen der Partei vor und nach dem 4. August einander gegenüber und kommt dabei zu dem Schluß, daß die deutsche Sozialdemokratie nach diesem Tage in ihrem Wesen etwas anderes sei als vorher, daß sie abgedankt habe. Den jetzigen Standpunkt der Partei charakterisiert er durch die von Haase in der Reichstagsfraktion vom 4. August verlesene Fraktionserklärung und durch einen in der „New Yorker Volkszeitung“ veröffentlichten Brief Scheidemanns. Als maßgebendsten Grund für die Haltung der Fraktion und des Parteivorstandes betrachtet er die Sorge um die Erhaltung der in die Parteiministerien gesteckten Kapitalien. Die deutsche Sozialdemokratie habe besonders in Berlin in der Zeit vom 27. Juli bis zum 4. August fast nichts für die Erhaltung des Friedens getan. Für den Krieg verantwortlich seien nicht einzelne Diplomaten usw., sondern die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Wer die Sicherung der Ausdehnungsmöglichkeiten des Kapitals als im Interesse der Arbeiter selbst liegend bezeichnet, setzt voraus, daß keine Ausbeutung der Arbeiter stattfindet.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 20

Ausgegeben am 19. Februar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Gustav Bang.

Von Marinus Kristensen (Kopenhagen).

Die dänische Sozialdemokratie hat in Gustav Bang, dessen Namen den deutschen Genossen durch seine langjährige Mitarbeiterschaft in der „Neuen Zeit“ in Erinnerung stehen wird, ihre vornehmste theoretische Kraft verloren.

Gustav Bang wurde am 26. September 1871 in der Stadt Storehedinge auf der dänischen Insel Seeland als ältester Sohn eines hervorragenden Geschichtsforschers, Pastor Wilhelm Bang, geboren.

Als Kind kam er durch die Verheiratung seines Vaters nach Jütland, wo er seine Kindheit in der Heidegegend zwischen Kolding und Ribe verlebte. Sein Vater war ein eifriger konservativer Politiker, der seinerzeit von der konservativen Partei als Gegenkandidat gegen den Demokraten Jens Buxb. aufgestellt wurde.

Der stille, aber aufgeweckte Knabe erhielt seine erste Erziehung von seiner milden, verständigen Mutter, die ihn überlebt hat und ebenso wie ihre Kinder der Sozialdemokratie angehört.

Von seinem Vater erbt Gustav Bang eine lebendige Liebe für Geschichtsforschungen und schon ehe er noch konfirmiert worden war, wurde er seinem Vater ein wertvoller Mitarbeiter. Noch nicht 18 Jahre alt, ehe er noch die Lateinschule verlassen, begann er bereits die Ausarbeitung der Beantwortung der von der Kopenhagener Universität im Jahre 1889 aufgestellten geschichtlichen Preisaufgabe, für welche ihm, dem neugeborenen Studenten, der zweite Preis zuerkannt wurde — ein Ereignis, welches nur sehr selten vorkommt.

Als Studienfach wählte er selbstredend die Geschichte; hier traf er als Studienkameraden seine nachmalige Gattin, Cand. mag. Nina Bang, die Schwester eines bekannten konservativen Führers, Prof. Ellinger.

Nachdem er den Magistergrad erhalten und während er an seiner Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde: „Ueber den Verfall des Adels“, arbeitete, begann er eine Reihe statistischer und ökonomischer Studien. Und bei dieser Arbeit wurde er ein begeisterter Anhänger von Karl Marx und Karl Kautsky. Seine Gemahlin wurde ihm ein treuer Kamerad bei diesen Studien, und beide bekamen sich offen und bestimmt zu den Lehren der Sozialdemokratie, was zur damaligen Zeit, in der Akademie in den Reihen der Sozialdemokratie eine große Seltenheit waren, großes Aufsehen erregte.

Am 12. Oktober 1897 verteidigte er auf der Universität seine Dissertation, und seine gründliche Arbeit erntete allgemeine Anerkennung. Kurz vorher hatte er dem damaligen Redakteur des „Social-Demokraten“ in Kopenhagen, E. Wiinblad, ein Schreiben zugestellt, in dem er diesen ersuchte, der

Oeffentlichkeit mitzuteilen, daß der Verfasser der Dissertation „Ueber den Verfall des Adels“ ein erklärter Sozialdemokrat sei. Wiinblad hatte reiche Erfahrung, daß weit öfters die Akademiker verschwanden, ehe sie überhaupt gekommen waren, und er schrieb deshalb an Gustav Bang, dieser möge sich seinen Schritt ernsthaft überlegen. Er veranschaulichte ihm alle die Schwierigkeiten und Enttäuschungen, welche einem jungen, tüchtigen Akademiker, der den herrschenden Klassen den Krieg erklären wolle, zuteil werden würden. Dänemark befand sich damals gerade unter dem „Estrupiat“, einem konservativen Konfliktministerium, dessen oberster Chef, der Rittergutsbesitzer E s t r u p, Bismarck zum Vorbild genommen hatte, ohne es aber weiter als zu einer miserablen Nachäffung zu bringen.

Gustav Bang antwortete auf diesen Brief, daß er seine Ueberzeugung nicht zu verbergen wünsche, daß er alle Schwierigkeiten erwogen und nichts lieber wolle, als mit offenem Visier für die Sache der Sozialdemokratie kämpfen zu können.

Späterhin unternahm er Reisen nach dem Ausland, wo er sich eine beträchtliche Summe von Erfahrungen sammelte, die er dann in einer Reihe nationalökonomischer Werke verwertete.

Als Mitarbeiter am Kopenhagener „Social-Demokraten“ war er der fleißige Lehrer der gesamten dänischen Sozialdemokratie, der er auch eine Reihe größerer Schriften schenkte wie: „Der Durchbruch des Kapitalismus“, „Der sozialistische Zukunftsstaat“, eine illustrierte Kulturgeschichte, ferner „Kirchenbuchstudien“, „Unsere Zeit“, eine Streitschrift gegen Henry George, eine Schrift über Zollpolitik, eine Studie über Karl Marx und andere.

Man konnte seiner Schreibweise, welche sich nicht durch eine starke persönliche Färbung hervortat, dagegen stets einfach und klar und deutlich war, anmerken, daß es ihm, dem Mann der Wissenschaft, sehr oft schwer fiel, volkstümliche Ausdrücke für seine Gedanken zu finden. Aber es gelang ihm stets. Und gerade hierin liegt die große Bedeutung, welche Gustav Bang für die Arbeiterbewegung in ganz Scandinavien gehabt hat: Er wollte sich nicht mit einem engeren Kreis begnügen — er wünschte zu der gesamten Arbeiterklasse zu sprechen.

Gustav Bang war überzeugter Marxist und war sich wohl bewußt, daß sich die Theorie den Tatsachen anpassen muß und nicht den Ereignissen ihren Weg vorschreiben wollen darf, daß daher die Sozialdemokratie in den einzelnen Ländern auf Grund der in jedem Lande vorherrschenden speziellen Bedingungen arbeiten müsse. Aber durch seine klare Erkenntnis der tiefsten Grundlage des Klassenkampfes war gerade er von unzweifelhaftem Ruhen in einem Lande, dessen politische Entwicklung — die am besten dadurch charakterisiert wird, daß der König mit dem Führer der Sozialdemokratie Unterhandlungen einleitet und ihm den Eintritt in das Ministerium anbietet — Anlaß zum O p p o r t u n i s m u s geben könnte. Gustav Bangs streng-wissenschaftliche Auffassung, die sich nie von plötzlichen Eingebungen oder vom Temperament überrumpeln ließ, zwang ihn zur gründlichsten Untersuchung, ehe auch die geringste Kursveränderung vorgenommen wurde. Aus diesem Grunde war er auf allen unseren Parteitagungen das selbstverständliche Mitglied aller bedeutungsvollen Kommissionen.

Am 10. Januar 1910 wurde Gustav Bang im Kopenhagener 10. Wahlkreis als Mitglied des dänischen Reichstages gewählt; dieses Mandat war

dadurch erledigt worden, daß der alte, jetzt verstorbene, Führer der Sozialdemokratie, P. Knudsen, zum Armen-Bürgermeister in Kopenhagen erwählt worden war. Vorher hatte Bang schon zu verschiedenen Malen in Odense auf Fünen gegen einen der großsprecherischsten Anhänger der Konservativen, Kapitän Halsted, kandidiert.

Im Laufe der 5 Jahre, während deren er im Reichstage saß, entfaltete er eine bedeutende Tätigkeit als der Wortführer seiner Partei in einer Reihe von wichtigen Sachen, so z. B. bei der Behandlung eines großen Steuer-gesetzesentwurfs.

Bangs schwache Gesundheit war den Anstrengungen auf die Dauer nicht gewachsen, die er sich durch die Vereinigung von wissenschaftlicher mit agitatorischer Arbeit und durch die Tätigkeit im Reichstag zumutete. Im letzten Sommer zog er sich deshalb zu längerer Erholung in ein Sanatorium zurück. Der Krieg ließ ihn aber nicht zur Ruhe kommen. Es waren nicht nur die furchtbaren Aufregungen jener Zeit, die Befürchtungen für den Fortbestand der Internationale, ja des sozialistischen Denkens selbst in manchen der in den Kriegsstrudel mit hineingerissenen Länder, die Bang mächtig erschütterten. Er fühlte sich vor allem verpflichtet, sein Teil dazu beizutragen, daß die Stellung der Sozialdemokratie seines Landes nicht durch Gefühle und Schlagworte bestimmt werde, sondern durch klare Erkenntnis der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zusammenhänge. Deshalb veröffentlichte er im „Social-Demokraten“ mehrere Artikelreihen, in denen er, gestützt auf umfassende Studien, die Vorgeschichte des Krieges, seine ökonomische Bedeutung und Tragweite sowie seine voraussichtlichen Folgen behandelte. Unter diesen Verhältnissen konnte die so dringend notwendige Erholung, der Ersatz der in Arbeit und Agitation für das dänische Proletariat verausgabten Kräfte nicht erfolgen, und so erlag Gustav Bang am 31. Januar einem Lungenleiden. Die dänische Sozialdemokratie hat sein Tod um so schmerzvoller getroffen, als gerade jetzt der weitsehende Blick des historisch und ökonomisch durchgebildeten Theoretikers ihr um so unentbehrlicher gewesen wäre zur Orientierung in einer neuen Welt, wie sie aus dem Feuer dieses Krieges hervorgehen wird.

In seinen Arbeiten hat Bang sich ein bleibendes Denkmal gesetzt als ein Mann der Wissenschaft, als ein selbständiger Denker und als ein warmherziger Sozialdemokrat. In der gesamten internationalen Sozialdemokratie wird es mit tiefster Trauer empfunden werden, daß dieser Mann uns so jung — nur 43 Jahre alt — durch den unerbittlichen Tod entrisfen wurde.

## Die Agrarfrage in England.

Von J. Röttgen.

### Vorbemerkung.

Die Fragen der Agrarpolitik, insbesondere die Fragen der vergleichswweisen Ergiebigkeit von Groß- und Kleinbetrieb in den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft, sowie die Probleme der inneren Kolonisation, die schon vor Ausbruch des Weltkrieges infolge der wachsenden Teuerung erhöhte Bedeutung erhalten hatten, werden durch die Kriegsergebnisse noch mehr in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion gedrängt; insbesondere werden aber alle diese Fragen nach Beendigung des Krieges die größte Rolle spielen. Es ist daher um so notwendiger,

ihnen schon jetzt wieder volles Interesse zuzuwenden. Wir veröffentlichen deshalb in folgendem einen Artikel, der zwar schon vor dem Kriege geschrieben ist, dessen tatsächliche Voraussetzungen daher in manchen Punkten vielleicht überholt sind, dessen Ausführungen aber, gerade weil sie durch die Kriegsergebnisse noch nicht beeinflusst wurden, heute in vielen Hinsichten um so lehrreicher sind.

\* \* \*

Die Redaktion.

Die Landfrage, deren vornehmster Teil die Agrarfrage ist, fängt in den letzten Jahren an, in der englischen Politik eine wichtige Rolle zu spielen. Es sind nicht die Landwirte oder Grundbesitzer, die nach Reformen oder gar nach einer Umwälzung schreien; ihnen ist es seit der Agrarkrise nie besser gegangen als in diesen Zeiten der Teuerung; namentlich den Grundbesitzern, die den Löwenanteil von der Zunahme der Lebensmittelpreise eingestekt haben. Es sind auch nicht allgemeine nationale Interessen, die die Triebkraft der Parteikämpfe über die Agrarfrage bilden. Ein gut verstandenes nationales Interesse würde die Schaffung von Zuständen verlangen, die es unmöglich machen, daß England im Kriegsfall der Gefahr der Hungersnot ausgesetzt ist und im Frieden in bezug auf die Hauptnahrungsmittel — Fleisch und Brot — immer mehr den Welttrutz in die Hände geliefert wird. Anstatt aber Vorschläge zur Hebung der Eigenproduktion von Brot und Fleisch zu machen, verlegen sich die Parteien vielmehr auf die künstliche Züchtung von Kleinpächtern und Kleinbauern, von denen niemand ernsthaft erwartet, daß sie für den Körnerbau oder die Viehzucht etwas leisten werden. Im Mai 1914 sagte nach der „Times“ ein Landmann: „Es ist unvernünftig, anzunehmen, daß das Land die Aufteilung der Weidestflächen in kleine landwirtschaftliche Parzellen dulden wird, wenn das Fleisch sehr teuer wird. Wir werden unsere Weiden für unser Vieh brauchen.“<sup>1</sup>

Es sind rein politische Gründe, die die liberale Partei bewogen haben, die Landfrage aufzurollen. Durch das Wachsen der Arbeiterpartei, durch die bevorstehende Reduzierung der irischen Vertreter im Reichsparlament auf zwei Fünftel der heutigen Stärke nach der Annahme der Homerule und durch die Lockerung der Bande, die die irischen Nationalisten und die in Großbritannien zahlreichen irischen Wähler an die liberale Partei fesseln, kommt sie immer mehr ins Gedränge und muß nun versuchen, einen Ersatz für die erlittenen oder bevorstehenden Verluste zu finden, sei es durch Abschaffung der Pluralwähler, durch Gewinnung der Stimmen der Pächter und Landarbeiter oder durch die Förderung der Interessen der Hausbesitzer, Geschäftsinhaber und Fabrikanten<sup>2</sup> gegenüber den Grundbesitzern. Die

<sup>1</sup> Die Einfuhr von lebendem Vieh nach England ist in den letzten Jahren gewaltig zurückgegangen — von 318 000 Stück im Jahre 1909 auf nur 11 000 im Jahre 1913. Der Ausfall wird zwar durch gefrorenes und gekühltes Fleisch ersetzt, das wegen des heißen Kampfes, der bisher zwischen den englischen und amerikanischen Viehkäufern in Argentinien um den englischen Markt tobte, verhältnismäßig niedrig im Preise stand, das aber bald mit dem voraussichtlichen Siege der Amerikaner sehr teuer werden wird, wie der oben erwähnte Landmann befürchtet.

<sup>2</sup> Als zweiter Teil der Landfrage wird in England die städtische Bodenfrage angesehen. Das Bürgertum muß seine Gebäude meist auf gepachtetem Boden auführen. Nach 99 Jahren verfällt meist die Pacht, und dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Grundbesitzer den Pächter tüchtig schröpfen kann. Gegen diese Beutelschneiderel und die unzulängliche kommunale Besteuerung des Grundbesitzes will der Liberalismus die Bourgeoisie schützen.

Grundlage zu dem geplanten Landfeldzuge lieferte das berühmte Budget des Jahres 1909 mit seinem neuen Kataster, der jetzt ziemlich fertig ist. Dann folgte die Einsetzung des offiziellen liberalen Landunterforschungsausschusses (Land Enquiry Committee), der Ende 1913 Bericht über die Agrarfrage erstattete. Und gleich darauf versuchte Lloyd George durch einige mit großer Reklame angekündigte Reden, die Landfrage zum Hauptthema der Tagespolitik zu machen. Es gelang ihm jedoch nicht; die Konservativen wollten nicht anbeißen. Die „Times“ erklärten: „Miser ist die Hauptfrage, und wir werden uns mit dem liberalen Landprogramm nicht eher befassen, bis die Gefahr des Bürgerkrieges beseitigt ist.“ Bald fristete die Landfrage in der Tagespolitik nur noch ein kümmerliches Leben trotz der zahlreichen Bücher und Schriften, die seitdem über den Gegenstand veröffentlicht worden sind und noch beständig veröffentlicht werden. Mit der Landreform als Kampftruf hofft der englische Liberalismus noch manche Siege zu erringen und gedenkt er die verschiedensten Interessen unter sein Banner zu vereinigen. Weit hat er seine Netze ausgeworfen: der Landarbeiter soll einen höheren Lohn und bessere Behausung bekommen; das wird seine Arbeitsfähigkeit vermehren und dem Pächter mehr Profit bringen; dem Pächter wird die Sicherheit der Pacht gewährleistet und er soll die höheren Löhne wenigstens teilweise auf den Grundbesitzer abwälzen können. Aber auch der letztere wird anscheinend nicht leer ausgehen. Der Marquis of Lincolnshire, ein früherer liberaler Ackerbauminister, schrieb am 6. Januar 1914 in der „Daily News“:

„Kein solventer und vernünftiger Grundbesitzer hat von den Regierungsvorschlägen etwas zu befürchten . . . Die Pächter haben von der versprochenen größeren Sicherheit der Pacht alles zu gewinnen, und die Landarbeiter werden einer weitgehenden Versorgung mit guten Häusern und Gärten und der Einführung eines wirksamen Systems zur Hebung ihrer heute gewöhnlich so elenden Löhne entgegensehen können.“

Das Mittel, womit Wohlstand und Zufriedenheit aller Klassen auf Kosten keiner von ihnen verschafft werden kann, wäre also endlich gefunden.

Die Vorschläge der verschiedenen englischen Parteien zur Agrarreform weisen in vielen Punkten eine merkwürdige, doch nicht schwer zu erklärende Übereinstimmung auf. Weder Liberale, noch Konservative, noch Arbeiterparteiler haben ihr Programm definitiv festgelegt. Doch in den Hauptzügen sind die Vorschläge der drei parlamentarischen Parteien bekannt. Sie alle sind der Ansicht, daß das Land unter eine viel größere Zahl Kleinpächter, als es heute der Fall ist, verteilt werden muß, um die intensive Kultur zu fördern und das flache Land wieder zu bevölkern. Man ist sich auch darüber einig, daß die Löhne der Landarbeiter durch Lohnämter erhöht und die Existenzbedingungen des ländlichen Proletariats im allgemeinen gebessert werden müssen; daß mit Staatshilfe Landarbeiterwohnungen gebaut werden sollen, deren Miete vom ländlichen Proletariat erschungen werden kann; daß der Landwirtschaft durch die Verbreitung wissenschaftlicher Betriebsmethoden und durch die Einführung billigerer Eisenbahnfrachten Hilfe geschafft werden muß. Der Hauptunterschied zwischen der liberalen und der konservativen Agrarpolitik besteht darin, daß die Liberale die Kleinpächter auf öffentlichem Boden ansiedeln wollen, während die Konservativen die Kleinpächter mit Hilfe des Staatskredits zu Klein-

bauern machen wollen. Die irischen Grundbesitzer haben den irischen Pächtern ihr Land in dieser Weise zu den ihnen selbst vorteilhaftesten Bedingungen verkauft, und man kann leicht begreifen, weshalb ihre britischen Vettern, die in der konservativen Partei ihre Vertretung sehen, einem ähnlichen einträglichen Geschäft nicht abgeneigt sind. Die Arbeiterpartei befindet sich in dieser Frage ganz im Schlepptau des Liberalismus. Sie bekennt sich zwar zu der sozialistisch klingenden Taktik, alle Reformvorschläge zu unterstützen, die geeignet sind, die Verstaatlichung des Grund und Bodens näherzubringen; aber in demselben Atemzug legt sie sich mit Feuer und Flamme für die künstliche Züchtung von Kleinpächtern ins Zeug. Im Grunde genommen verfolgt sie damit dieselben Ziele wie die bürgerlichen Singletagers, die die Verstaatlichung des Bodens nur in einer besonderen Weise, nämlich durch die Besteuerung des Bodenwertes bis zur gänzlichen Aufsaugung der Grundrente durch den Staat, erreichen wollen und die sehr wohl wissen, daß die Verstaatlichung des Bodens sehr gut mit dem Bestande der kapitalistischen Gesellschaft vereinbar ist.

In sehr eingehender Weise befaßt sich der liberale Landbericht mit der Landarbeiterfrage. Er zeigt, daß über 60 Prozent der gewöhnlichen Landarbeiter ein wöchentliches Einkommen (Geldlohn und Naturalien) von weniger als 18 Schilling die Woche haben und daß der Reallohn in den Grafschaften mit niedrigeren Löhnen trotz der unbestrittenen zunehmenden Prosperität der englischen Landwirtschaft seit 1907 zurückgegangen ist. Nach den Aufzeichnungen des englischen Handelsamts stiegen die Geldlöhne der Landarbeiter in England und Wales vom Jahre 1900 bis 1912 allmählich um 9 Prozent. Vergleicht man damit die viel schnellere Zunahme der Lebensmittelpreise, die im Kleinhandel amtlich für 88 Städte von 1905 bis 1912 mit 13,7 Prozent angegeben wurde, und die auf dem flachen Lande auch nicht wesentlich anders gewesen sein kann, so kann man sich ein besseres Bild von der zunehmenden Verelendung der englischen Landarbeiterschaft machen. Größere Naturalleistungen und Nebenverdienste können die Lage der Landarbeiter nicht verbessert haben, denn das sind abnehmende Faktoren. Der verstorbene Genosse Quersch<sup>3</sup> bemerkt zu diesem Punkte in einer 1907 veröffentlichten Broschüre über die Agrarfrage:

„Die Nachlese ist auf den meisten Farmen verboten, während dort, wo sie noch gestattet ist, die Menge des gesammelten Kornes auch nicht annähernd so groß ist wie früher, da im allgemeinen der Pferderechen benutzt wird und mit der Anwendung anderer Maschinen die Felder zur Erntezeit wirksamer geräumt werden. Unter dem alten System konnten viele Familien genug Korn einsammeln, um für den größten Teil des Winters Brot zu haben. Die Erlaubnis, Holz zu sammeln, und die Versorgung mit Holz für den Winter, waren früher ganz allgemein anzutreffen, und so stand es auch mit der Freiheit, Wurzeln und Grünzeug als Nahrungsmittel zu nehmen. Außerdem sind die Mieten allgemein höher, und während die Anwendung von Maschinen allgemein den Betrag des Ernteverdienstes verringert hat, ist die verlorene Zeit größer, und lange Perioden Arbeitslosigkeit sind häufig, abgesehen von den Fuhrleuten und Biehwärtern.“

Die von Quersch gekennzeichnete Wirkung der technischen Entwicklung auf die Lebenshaltung der Arbeiterklasse ist zweifelsohne ein wichtiger Punkt, der von der Lohnstatistik sehr häufig nicht berücksichtigt wird.

<sup>3</sup> Harry Quersch, der seine Laufbahn als Landarbeiter begann, war ein guter Kenner der Verhältnisse auf dem Lande.

Doch um die Notwendigkeit einer Lohnerhöhung für die Landarbeiter zu beweisen, braucht man nicht derartige peinlich genaue Forschungen anzustellen. Das Elend der Landarbeiter ist zu sinnfällig.<sup>4</sup> Um das Los dieser Klasse zu verbessern, schlägt der liberale Bericht vor, auf dem Wege der Einführung von Lohnämtern den Landarbeitern einen gesetzlichen Mindestlohn zu verschaffen. Der Lohn soll so hoch bemessen sein, daß sich ein Landarbeiter mit seiner Familie in physischer Tauglichkeit (physical efficiency) erhalten kann — das klingt fast, als handelt es sich um einen Gaul oder ein anderes Zugtier — und für seine Wohnung eine Miete zahlen kann, die die Errichtungs- und Unterhaltungskosten deckt — eine sogenannte „commercial rent“. Um aber dem Pächter nicht auf die Hühneraugen zu treten, wird außerdem in Vorschlag gebracht, daß dem Pächter das Recht zustehen soll, bei einem zu errichtendem Landgerichtshof unter Hinweis auf die höheren Löhne eine Ermäßigung des Pachtzinses zu beantragen. Diese Vorschläge, denen jeder Sozialdemokrat zustimmen kann, erschöpfen jedoch nicht die Versprechungen, die der Liberalismus dem ländlichen Proletariat macht. Er befürchtet, daß sich der Landarbeiter mit der ihm zugewiesenen Rolle des eben genügend ernährten und behausten Arbeitstieres nicht zufrieden geben wird. So hat er ihm denn eine Leiter zurechtgezimmert, auf der er von Stufe zu Stufe steigen soll, bis er als wohlbestallter Pächter mit seinem Automobil nach London fahren kann. Zuerst soll dem Landarbeiter ein Gärtchen, eine Parzelle verschafft werden, auf der er wahrscheinlich die dem Pächter nicht abgelieferte höhere Arbeitsfähigkeit anwenden und den ihm von den Lohnämtern verschafften freien Samstagnachmittag verbringen kann. Hat er sich von seinem Mindestlohn, der in dem Bericht verschiedentlich mit 18, 20 und 22½ Schilling die Woche angegeben wird, genug gespart, so kann er ein kleines Pachtgut (small holding)<sup>5</sup> übernehmen und in die Klasse der Kleinpächter (small holders) übertreten, für die so viele Liberale schwärmen. Wie sich die Entwicklung vollziehen soll, wie sich der Landarbeiter das zur Inangriffnahme der intensiven Kultur nötige Geld sparen soll, wird nicht verraten. In einem kürzlich erschienenen praktischen Handbuch für Kleinpächter (Small holdings, by James Long) ist zu lesen:

„In bezug auf die Kosten der Ausrüstung eines Acre ist zu erwähnen, daß viel von der Erfahrung und den Mitteln des Produzenten abhängt. Ein Mann, dem 1000 Pfund Sterling zur Verfügung stehen, würde die Summe nicht zu viel zur Deckung der Kosten eines Betriebes von 3 Acres finden, ganz abgesehen von den Kosten des Landes.“ (Es handelt sich hier um eine besonders intensive Kultur, die man in England „French gardening“ nennt.)

<sup>4</sup> Am 4. Juni 1914 beschloß z. B. der Stadtrat von Glasgow auf Antrag der Arbeitervertreter, den Mindestlohn seiner Arbeiter, also auch der Landarbeiter, von 25 auf 27 Schilling zu erhöhen und begründete diese Maßnahme mit der Steigerung der Kosten der Lebensbedürfnisse und mit der Notwendigkeit, daß die Stadtverwaltung den privaten Unternehmern mit gutem Beispiel vorangehe.

<sup>5</sup> Small holdings nennt man in England landwirtschaftliche Betriebe von 1 oder auch 5 bis zu 50 Acres (1 Acre = 0,40677 Hektar), für die ein Pachtzins von höchstens 50 Pfund Sterling bezahlt wird. — Allgemein rechnen die englischen Landwirte den durchschnittlichen Pachtzins des landwirtschaftlich benutzten Bodens zu 1 Pfund Sterling den Acre.

Um Kleinpächter zu werden, dazu gehört auch unter den günstigsten Verhältnissen ein Betriebskapital, das dem Landarbeiter nur äußerst selten zur Verfügung steht. Die in den letzten Jahren von den Liberalen künstlich geschaffenen Kleinpächter sind denn auch meist Angehörige einer wirtschaftlich höher stehenden Schicht der Landbewohner oder Städter, die einen Nebenerwerb suchten oder der Lohnsklaverei durch die Flucht aufs Land zu entinnen gedachten. Viele der Städter, die ihren Landhunger befriedigt haben, mußten den Kelch des Elends bis zur Reize leeren. Man bekommt wohl die Statistik über angesiedelte Kleinpächter, nicht aber die Ziffern über die gebrochenen Existenzen, die auf dem „small holding“ die Ersparnisse eines Lebens eingebüßt haben. Die Fabische Gesellschaft hat kürzlich einen Band über die Agrarfrage herausgegeben\*, der eine Schilderung der Leiden der 1905 von dem kürzlich verstorbenen Landreformer Fels in Mayland in der Grafschaft Essex gegründeten Kleinpächterkolonie enthält. Bittere Armut und grenzenloses Elend sind das Los der 21 Leute, die damals mit je 100 Pfund (2000 Mark) in der Tasche nach dem wonnigen Mayland auszogen, um die von dem amerikanischen Millionär sorgfältig ausgerüsteten Heimstätten zu beziehen. Von einem der tatkräftigsten und intelligentesten Kolonisten, der mich zum Besuch der Gegend aufforderte, hörte ich, daß er sich während seiner ganzen Kleinpächterzeit an Kleidungsstücken nur zwei Hemden hat anschaffen können. Der fabische Bericht führt das Mißlingen dieses Versuches auf den schlechten Boden und ähnliche Dinge zurück und stellt gewisse ideale Grundzüge auf, die man bei der Einführung von Kleinbetrieben berücksichtigen müsse. Die Schwäche des fabischen Arguments liegt darin, daß wir nicht in einer idealen, sondern in einer sehr realen Welt leben, in der man das Schlechte mit dem Guten hinnehmen muß. Nach dem ganz sachlichen Vergleich, den die Fabier zwischen den Vorteilen des Großbetriebes und des Kleinbetriebes ziehen, und der wohl nach dem Urteil der meisten Leser sehr zugunsten des Großbetriebes ausfällt, ist es sonderbar, zu finden, daß sich der fabische Untersuchungsausschuß dennoch für den Kleinbetrieb erwärmt. Das Rätsel findet vielleicht seine Lösung in der Tatsache, daß man sich zurzeit in England so sehr für die dänische Landwirtschaft begeistert. Man trachtet danach, das System der dänischen Kleinbetriebe, deren Lage man dem Publikum in den rosigsten Farben schildert, auch in England einzuführen. Daß sich der dänische Kleinbetrieb in der Landwirtschaft behaupten und zunehmen kann, ist wohl hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß der dänischen Landwirtschaft der große freie und leicht zu erreichende englische Markt offen steht. Was würde aus den dänischen Kleinpächtern werden, wenn ihnen in England ein Heer von Konkurrenten entstände oder wenn die englischen Konservativen mit ihrer Schutzollpolitik ans Ruder kämen? Man hat die Idee der künstlichen Züchtung des Kleinpächtertums auch damit zu popularisieren versucht, daß man behauptet, daß ein Kleinpächterstand der Landarbeiterschaft eine starke Stütze im Kampfe um bessere Löhne und Arbeitsbedingungen sein würde. Dies ist jedoch die reine Theorie, die nicht mit Beispielen aus dem Leben aufwarten kann. Die Tatsachen scheinen gerade das Gegenteil zu beweisen. Die Grafschaft Norfolk ist der Landesteil, wo das Kleinpächtertum am

\* The Rural Problem. Es ist dies die Arbeit eines fabischen Untersuchungsausschusses, dessen Vorsitzender der Redakteur des Berichts, Henry D. Harben, ist.

meisten floriert; sie ist aber auch nächst Oxfordshire die Provinz, wo die Landarbeiter die niedrigsten Löhne haben. Norfolk hat von allen englischen Grafschaften die meisten Kleinpächter gezüchtet und alle liberalen Berichte sind voller Lob über diese Tätigkeit des Norfolkter Grafschaftsrats.

In seinem Bestreben, ein Kleinpächtertum einzuführen, stößt der Liberalismus jedoch auf den entschlossenen Widerstand der mittleren und großen Pächter. Im Jahre 1907 schuf die liberale Regierung das Gesetz über kleine Pachtgüter und Parzellen. Das Gesetz ermächtigte die Grafschaftsräte, Land zwangsweise zu pachten oder zu kaufen, um darauf Kleinpächter anzusiedeln. Nach dem Regierungsbericht haben die Grafschaftsräte bis Ende 1912 105 000 Acres für diesen Zweck gekauft und 50 000 Acres gepachtet und bis dahin 9937 Kleinpächter auf 131 016 Acres angesiedelt. Die durchschnittliche Größe der Betriebe betrug mithin etwas über 13 Acres. Bis zum Jahre 1908, mit dem das Gesetz in Wirkung trat, war die Zahl der Kleinpachtungen (1—50 Acres) in England und Wales beständig zurückgegangen; von 299 378 im Jahre 1895 auf 287 176 im Jahre 1908. Dann stieg sie wieder infolge der Tätigkeit der Grafschaftsräte. Man hüte sich aber die Zahl der Kleinpächter mit der der Kleinbetriebe zu verwechseln. Ein Farmer bewirtschaftet oft ein halbes Duzend und mehr „small holdings“, die aber in der Statistik alle einzeln angeführt werden. Die Zahl der Kleinpächter ist in England und Wales nur gering; leider ist sie nicht genau bekannt. Mit der Züchtung von Kleinbetrieben geht es nun nur langsam vorwärts. In den Grafschaftsräten herrschen die Farmer und Grundbesitzer und namentlich die Farmer wollen von den Kleinbetrieben nichts wissen. Ueber die Gründe dieser Haltung werden verschiedene Angaben gemacht. Es heißt, die Farmer befürchten, daß ihnen die Kleinbetriebe die besten Arbeitskräfte rauben, die sich selbständig machen und mit ihnen konkurrieren würden; daß die Landarbeiter unabhängig werden und mehr Lohn und bessere Behandlung verlangen würden; daß der Pächterstand seine Vorherrschaft in den Gemeinde- und in den Grafschaftsräten verlieren würde; daß die Unternehmungen der Kleinpächter fehlschlagen würden, was der Grafschaft pekuniäre Verluste und der Gemeinde höhere Armenlasten bringen könnte. Doch die Hauptursache des Widerstandes der Farmer ist wohl die nicht unbegründete Furcht, daß man ihnen ihr Wirtschaftsgebiet zerschneiden und gerade das beste Stück Land — das „Auge“ der Farm — dem Kleinpächter geben könnte. „Die Betriebe der großen Mehrheit der Kleinpächter,“ heißt es in einer Broschüre der konservativen „Landkonferenz“, die sich als Konkurrent und Kritiker des liberalen Landuntersuchungsausschusses etabliert hat, „bestehen in England wenigstens aus gutem oder mittlerem Boden. Es wäre auch grausam, dem Manne (d. h. dem Kleinpächter) etwas anderes zu geben.“ Die Tatsache, daß ein Kleinpächter vor allen Dingen guten Boden haben muß, hat denn auch selbstverständlich zur Folge, daß für Land, auf dem Kleinpächter angesiedelt werden, hohe Preise bezahlt werden müssen. Der liberale Bericht will diesem Uebelstand durch die einzuführenden Landgerichtshöfe abhelfen, die alle möglichen Wunder zu verrichten haben. Der passive Widerstand der meisten Grafschaftsräte gegen das Kleinpächtergesetz soll gebrochen werden, indem der Staat seine Zuschüsse den widerspenstigen lokalen Behörden vorenthält.

Den Farmern will der Liberalismus namentlich mit der Herstellung der Sicherheit der Pacht und der Abschaffung der mittelalterlichen Jagdgesetzgebung dienen. Der Pachtzins soll von den Landgerichtshöfen geregelt werden, die sich namentlich in Schottland, wo es sich allerdings nur um unter ganz eigentümlichen Verhältnissen lebende Kleinpächter, die die Landwirtschaft nur als Nebenberuf betreiben, handelte, gut bewährt haben sollen. Ob die englischen Pächter unter der Unsicherheit ihrer Lage und den Wildschäden wirklich so viel leiden, wie es von liberalen Rednern hingestellt wird, ist eine Frage, die von vielen verneint und von dem liberalen Landbericht nicht in überzeugender Weise bejaht wird. Den englischen Farmer binden keine Gefühle an die Scholle; er betrachtet als Kapitalist den Boden als sein Ausbeutungsobjekt, aus dem er so viel, wie es ihm sein Pachtvertrag nur eben erlaubt, herauszuschinden bestrebt ist. Die jetzt allgemein übliche einjährige Pacht, die ihn instand setzt, günstige Gelegenheiten wahrzunehmen und sein Glück anderswo zu versuchen, wird von der Mehrheit der Farmer wohl kaum als ein Uebel empfunden. Daß vom nationalen Standpunkt aus die Landwirtschaft unter diesen Verhältnissen leiden muß, ist klar. Doch unter der Privatwirtschaft wird das nationale Interesse stets zu kurz kommen, welche Mittel zur Abhilfe man auch erfinden mag. Viel mehr als die Länge der Pacht interessiert den englischen Farmer die Frage, wie er Kapital aufreiben kann, das er in den Boden stecken kann, ohne sich mit Leib und Seele dem Händler und Geldwucherer zu verschreiben. Aber gerade hier versagen die Liberalen, die zu diesem Punkte keine bestimmten Vorschläge zu machen haben. Daß die Genossenschaftsbewegung in der englischen Landwirtschaft so geringe Fortschritte zeigt, ist nicht etwa, wie manche oberflächliche Beurteiler behaupten, dem Nationalcharakter zuzuschreiben, sondern eben der Tatsache, daß sich die Farmer, denen die Bewegung am meisten nützen könnte, in den Händen von Gläubigern befinden, die ihnen keine Bewegungsfreiheit lassen. Ob ferner die Einschränkung des Jagdrechts der Grundbesitzer bei einem großen Teil der Landbevölkerung große Begeisterung auslösen wird, ist problematisch. Vielen Dorfbewohnern und kleineren Farmern geben die häufigen Jagdgesellschaften Gelegenheit zu einem unentbehrlichen Nebenverdienst.

Wenn die liberale Landreform in Schwung kommt, kann man sicher darauf rechnen, daß es weniger der Farmer als der Landarbeiter sein wird, dem die liberalen Redner den Hof machen werden. Man wird ihm die Leiter vorgaukeln, an der er in die höheren Gesellschaftsschichten hinaufklettern könne, — nur fehlen die wichtigsten, die ersten Sprossen daran. Und dem städtischen Arbeiter wird man einreden, die liberale Partei ziehe aus, um den Drachen des Grundbesitzes zu erschlagen, der, im Grunde genommen, an allem Elend schuld sei. Die Zweifel der Ungläubigen werden wie früher durch den religiösen Refrain des Landliedes übertönt werden: „Gott hat das Land für das Volk gemacht.“

Die Arbeiterpartei läuft große Gefahr, mit in den Strudel hineingerissen zu werden und ihre Selbständigkeit zu verlieren. Ihr Landprogramm unterscheidet sich nicht von dem liberalen. Im Herbst des Jahres 1912 setzte sie ein Komitee ein, das ein Agrarprogramm entwerfen sollte. Dieses Komitee besuchte Irland und Dänemark, um das System der Kleinbetriebe zu studieren, und veröffentlichte Mitte 1913 einen vorläufigen Bericht, der fol-

gende Forderungen enthielt: einen gesetzlichen Mindestlohn für Landarbeiter; Landgerichtshöfe zum Schutze der Landpächter; staatliche Hilfe für den Wohnungsbau auf dem Lande; Veränderung und Erweiterung des Kleinpächtergesetzes vom Jahre 1907; Errichtung von Kreditanstalten unter Staatsoberrhoheit; Förderung des Genossenschaftswesens. Das Programm verrät auch nicht die Spur eines Versuchs, die Agrarfrage in einer dem Ziele des modernen Proletariats entsprechenden Weise zu lösen. Und doch bietet kaum ein anderes Land in der Welt so günstige Bedingungen für die unmittelbare Inangriffnahme einer sozialistischen Agrarpolitik wie gerade England. Es fehlt auch nicht an Ansätzen zu einer solchen Politik. Genosse Quetch führte in seiner schon erwähnten Broschüre (A Socialist View of the Agricultural Question) vor 7 Jahren aus:

„Die unmittelbar praktischen Vorschläge der S. D. P. sind: Munizipallandwirtschaft zur Versorgung der Städte mit Nahrungsmitteln, die auf Märkten direkt unter der Kontrolle der Gemeinden zu verkaufen sind, und die Bildung von Kolonien unter Staatskontrolle, ausgerüstet mit den nötigen Maschinen, mit Anwendung der besten Betriebsmethoden, die bekannt sind, und mit Werkstätten und den nötigen Anlagen, um diese Kolonien mittels der Arbeit der jetzt arbeitslosen Personen selbsterhaltend zu machen. Aller Ueberschuß an landwirtschaftlichen Produkten ist zum Verkauf nach den städtischen Märkten zu schicken.“

Daß die städtische Landwirtschaft unmittelbar durchführbar ist, beweisen die prächtigen Farmen der schottischen Stadt Glasgow und mancher englischer Städte. Glasgow, das sein Sanitätswesen sehr sinnreich mit seiner Landwirtschaft verbunden hat, zahlt seinen Landarbeitern einen Mindestlohn von 25 Schilling die Woche, was bei weitem der höchste Landarbeiterlohn in ganz Großbritannien ist, und hat während der letzten Krisis vielen Arbeitslosen auf seinen Farmen nützliche Beschäftigung gegeben. Quetch, der die Agrarfrage mit dem Arbeitslosenproblem in Verbindung bringt, stützt sich viel auf Higgs<sup>7</sup>, den sozialistischen Farmer, dessen Ansichten hier schon erörtert wurden. Higgs hat in der Nähe von Dover 500 Acres Regierungsland gepachtet, und es wird wohl die Unsinnigkeit seiner Lage gewesen sein, die ihn zuerst auf die Notwendigkeit der kollektivistischen Landwirtschaft aufmerksam machte. Weshalb, wird sich der denkende Landmann gesagt haben, verpachtet mir die Regierung Land und kauft auf hundert Umwegen und mit einem ganz unnötigen Aufwand von geistiger und physischer Kraft die großen Mengen Nahrungsmittel und Rohstoffe, die sie selbst produzieren und verbrauchen könnte? — Die ganze wirtschaftliche und politische Entwicklung treibt in England zur kollektivistischen Landwirtschaft. Die Beschüzung des Landes vor der Hungersnot im Kriegsfalle, vor der Teuerung in Friedenszeiten, vor den Preistreibereien der Trusts, vor den Folgen der immer stärker werdenden industriellen Entwicklung von Ländern wie Kanada und Amerika, die ihre Produktion an Lebensmitteln immer mehr selbst verbrauchen, vor dem Gespenst der periodisch wiederkehrenden Arbeitslosigkeit, vor dem Treiben der Regierungslieferanten drängt zur Inangriffnahme der staatlichen wie städtischen Landwirtschaft. Die Agrarpolitik des Liberalismus stellt nur einen Versuch dar, die Uhr

<sup>7</sup> „Ein englischer Farmer über die Agrarfrage.“ J. Köttgen. Neue Zeit Nr. 13, 23. Jahrgang, Band I.

zurückzustellen und dabei dem ländlichen Proletariat das Leben in der kapitalistischen Produktionsanarchie etwas erträglicher zu machen. Doch der kommende Landfeldzug wird einen Kampf zwischen dem liberalen und dem sozialistischen Ideal der Landwirtschaft sehen.

## Elektrizitätsmonopol.

Von Adolf Braun.

(Schluß.)

Nach dieser Struktur der elektrotechnischen Industrie könnte man also sagen, daß diese Industrie durchaus reif wäre zur Ueberführung in einen öffentlichen Betrieb. Und doch stehen dieser Einführung starke Gegengründe entgegen. Ich will mich durchaus nicht gegen die vollständige Monopolisierung der ganzen Elektrotechnik in Deutschland aussprechen, aber ich glaube, daß es heute notwendig ist, die Gründe für und wider in Erwägung zu ziehen. Die Gründe für brauchen wohl nicht mehr näher erörtert zu werden: die höchste Konzentration der Industrie, ihre reichen Erträge, ihre Unentbehrlichkeit, ihre Entwicklungswahrscheinlichkeit und endlich die hohe Leistungsfähigkeit der Konsumenten elektrotechnischer Fabrikate und elektrischen Stromes.

Gelangen wir nun zu den Einwendungen. Vorerst möchte ich diejenigen erörtern, deren Widerlegung mir leicht scheint. Man behauptet, daß die glänzende Entwicklung der Elektrotechnik auf das innigste zusammenhänge mit dem Wettstreit innerhalb der elektrotechnischen Industrie, der ein Wettstreit war zwischen den sich bekämpfenden, nach und nach niederkonkurrierten, beziehentlich aufgesaugten Firmen und den heute zu großen Konzernen zusammengeschweißten, und der noch immer ein Wettstreit ist zwischen den Konzernen und den ihre Unabhängigkeit bewahrenden Spezialfabriken, und der endlich ein Wettstreit bleibt zwischen der deutschen und der mit ihr konkurrierenden ausländischen Industrie. Niemand wird die große Bedeutung der Versuchsanstalten, der technischen Erprobungen und der praktischen Prüfungen in der deutschen Industrie für die Entwicklung der Elektrotechnik bestreiten, aber ausschließlich ihr diese Verdienste zuzuschreiben, wäre durchaus ungerecht. Hier kommen noch in Frage die wissenschaftlich-physikalische Durchforschung, die mannigfachen Ergebnisse der Laboratoriumsarbeit an den Universitäten und technischen Hochschulen. Die technischen Probleme wären ohne die wissenschaftlichen Voraussetzungen niemals aufgeworfen worden, wohl aber kann man sich vorstellen, daß bei dem heutigen Stande der Elektrotechnik jede Weiterentwicklung denkbar ist auch ohne Fortbestand der privaten Industrie. Die gleichen Menschen, die in der Privatindustrie wirken, würden ja in der monopolisierten Industrie auch noch weiter wirken. Wir wissen nur zu gut, daß, von Ausnahmen abgesehen, nicht die Ausnützer der Erfindungen es sind, die die Erfindungen auch tatsächlich machen. Wir wissen ferner, daß, soviel Scharfsinn, Ueberlegung, Kenntnisse und praktischer Sinn auch für die Erfindung notwendig ist, besonders wichtig bei der systematischen Erfindungsarbeit die Fragestellung, die Klarstellung bestimmter Notwendigkeiten ist. Diese Fragestellung wird sich aber ebenso in einem monopolisierten Betriebe wie in einem privaten Betriebe ergeben. Bei der heutigen systematischen Art der Erfindungsarbeit ist diese Fragestellung, wenn auch vielleicht nicht immer, so doch häufig das Ent-

scheidende. Ein Ausbau der physikalisch-technischen Reichsanstalt zu Charlottenburg, eine reichliche Zuwendung von Geldern für Versuchsanlagen und Versuchszwecke, Ausschreibung von Prämien für die Erfindungen, die durch bestimmte Fragestellung umschrieben werden, können da ganz außerordentlich viel wirken. Natürlich darf da keine kleinliche Kontrolle einer obersten Rechnungskammer befürchtet werden, man muß auch mit der Begabung der Arbeiter und mit der Möglichkeit der Steigerung ihres Interesses am Produktionsprozeß rechnen, die in Deutschland leider wenig angeregt wird. In einer Darstellung der Organisation der berühmten amerikanischen Kontrollkassensfabrik in Dayton habe ich gelesen, daß die ununterbrochenen Verbesserungen an diesen Maschinen dem durch Prämien angeeiferten Erfindungsgeiste der Arbeiter und der systematischen Prüfung jedes Verbesserungsvorschlages der Arbeiter zu danken sind, die ohne Nennung des Namens, aber mit selbstgewählten Zeichen in Kästen in jedem Fabriksaale niedergelegt werden können.

Wenn man das Monopolproblem in der Elektrotechnik erörtert, tauchen alle Einwendungen auf, die man bei der nun vor einem Menschenalter zur Ruhe gekommenen Erörterung der Frage: Staats- oder Privatbahnbetrieb gehört hat. Heute kommt man mit diesen Einwendungen nicht mehr weit. Wir wollen dem Einwand durchaus keinen Widerspruch entgegensetzen, daß es der staatlichen Bureaucratie vielfach an Elastizität und Weitsichtigkeit fehle. Jeder weiß aber, daß sich auch in der großen Industrie die Bureaucratie sehr fest eingenistet hat. Es ist bekannt, daß die meisten Verbesserungen im Eisenbahnwesen den Eisenbahnbeamten zu danken sind und daß in den großen Militärwerkstätten und Marinebauanstalten sehr bedeutende Erfindungen gemacht wurden. Es ist also durchaus nicht notwendig, zu befürchten, daß mit der Ueberführung des privaten Betriebs in den des Reichs die technische Entwicklung leiden müsse.

Die Entwicklung der Industrie hängt ja auch durchaus nicht in so hohem Maße, wie viele meinen, von der privaten Initiative der Kapitäne der Industrie ab. Es ist ja ein bedeutender Teil der Elektrizitätsverwertung heute schon zum Reichs- und Staatsmonopol geworden: Telegraphie und Telephonie. Nach einer Abhandlung des Generalsekretärs des Verbandes deutscher Elektrotechniker in Berlin, G. D e t m a r, über die technische Entwicklung der deutschen Elektrotechnik<sup>1</sup> ist von 1888 bis 1913 die Zahl der Telegraphenanstalten von 10 000 auf 33 000, die Zahl der Orte mit Fernsprechanlagen von 175 auf 32 000, die Gesamtlänge der Telegraphen- und Fernsprechleitungen von 345 000 auf 7 000 000 Kilometer, die Zahl der beförderten Telegramme von 22 auf 60 Millionen, die Zahl der vermittelten Gespräche von 150 auf 2200 Millionen, die Zahl der den Fernsprechanstalten angeschlossenen Teilnehmer von 30 000 auf 700 000, die Zahl der Telephonapparate von 39 000 auf 1 100 000, die Gesamteinnahme im Reichspostgebiet aus Telegraphen- und Fernsprechverkehr von 26 auf 230 Millionen Mark gestiegen. Diese Zahlen allein beweisen, daß die Elektrotechnik nicht unbedingt der Privatindustrie vorbehalten bleiben muß.

So jung die Elektrotechnik ist, so ist sie doch eine überaus mannigfaltige Industrie, und nicht nur eine Industrie, sondern auch neben der Fabrikation

<sup>1</sup> „Die deutsche Industrie“, Festgabe zum 25. Regierungsjubiläum Wilhelms II. Berlin 1913.

elektrotechnischer Maschinen, Instrumente, Apparate und Hilfsmittel eine ganz eigenartige Vermittlerin von Licht und Kraft. In dieser gewaltigen Mannigfaltigkeit und in den Veränderungen, die trotz der hohen Bervollkommnung doch überall und ständig vor sich gehen, liegt ein Einwand gegen die Monopolisierung. Vor mir liegt ein 160 Seiten starkes Buch „Bezugsquellen für Erzeugnisse elektrotechnischer Spezialfabriken“, in dem über 400 verschiedene Gegenstände und diese wieder fast jeder einzelne in einer großen Mannigfaltigkeit angeboten werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese große Mannigfaltigkeit zwar die Monopolisierung nicht ausschließt, aber sie in hohem Maße erschwert. Sicherlich ist diese Mannigfaltigkeit in dieser extremen Gestalt, wie wir sie in der deutschen elektrotechnischen Produktion besitzen, keine Notwendigkeit. Bei einer Monopolisierung würden vielfache Vereinfachungen und damit Ersparnisse von *faux frais de production* (falschen Kosten der Warenherstellung) sich schaffen lassen, wie ja das bei der Ueberführung der noch weit zersplitterten Tabakverarbeitung zu einem Reichstabakmonopol selbstverständlich wäre. Aber was in der Tabakindustrie nach den Erfahrungen der Tabakmonopole möglich, wenn auch den Deutschen nicht leicht schmachhaft zu machen, so doch praktisch wohl durchführbar ist, die Reduktion einer mannigfaltigen Warenproduktion auf eine geringe Anzahl von Einzeltypen für jede in Betracht kommende Preislage, das ist in der Elektrotechnik nicht möglich, wenn auch eine starke Verminderung der Mannigfaltigkeit sehr wohl denkbar wäre. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß ich eine Monopolisierung der elektrischen Fabrikation für unmöglich erachte, aber wohl, daß für die Monopolisierung die Voraussetzung weitgehender Vereinfachung der Produktion im heutigen Entwicklungsstadium der Elektrotechnik nicht gegeben ist. Wohl ist aber deutlich sichtbar eine Tendenz zur Normalisierung der Fabrikate, die heute schon von vielen Fabriken in ganz gleichen Qualitäten und in ganz gleicher Art, also als Typen hergestellt werden. Sie tragen damit einem Bedürfnisse der Anwender Rechnung und arbeiten ganz wider Willen der Bergesellschaftlichung ihrer Betriebe vor.

Ein anderer Einwand, der der Monopolisierung der Fabrikation in der Elektrotechnik entgegengesetzt wird, ist die wichtige Tatsache, daß ein großer Teil unserer Fabrikation nicht für den Inlandabsatz, sondern für das Ausland bestimmt ist. Die elektrotechnischen Großfirmen haben im Auslande, wie Dr. F a s o l t, der Syndikus des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen Wirtschaftsinteressen der deutschen Elektrotechnik, in einer Abhandlung über die wirtschaftliche Entwicklung in der deutschen elektrotechnischen Industrie (a. a. O.) klarlegt, eigene Zweigniederlassungen zum Teil in der Form besonderer Gesellschaften und technischer Bureaus an allen großen Plätzen der Welt errichtet, während die Spezialfabriken das europäische Ausland durch eigene Vertreter, das überseeische Ausland durch die Exporteure mit ihren Fabrikaten versorgen. Die Gesamtausfuhr elektrotechnischer Erzeugnisse steigt ununterbrochen. Im Jahre 1907 war sie noch nicht 200 Millionen, im Jahre 1913 fast 300 Millionen. Dr. M a x L e o y schätzt die gesamte Produktion der elektrischen Industrie im Jahre 1913 auf zirka 1000 Millionen Mark, wovon für 290 Millionen Mark ausgeführt wurde. Dazu kommt noch die Bedeutung des Kapitalexports für die Wirksamkeit der deutschen Elektrotechnik im Auslande.

Der Export ist freilich auch für eine monopolisierte Industrie durchaus nicht ausgeschlossen. Wir brauchen ja nur auf die lange Reihe der Salzlieferungsverträge der Salzmonopolländer an das Ausland, die zum Teil in Friedensverträgen verbrieft sind, auf die Weltstellung der österreichischen Birginiagigarren und Sportzigaretten, auf den Export französischer Monopolzigaretten und italienischer Monopolzigarren hinzuweisen. Aber so leicht kann man natürlich nicht vergleichen. Die deutsche Elektrotechnik exportiert eine gewaltige Mannigfaltigkeit von Maschinen, Instrumenten und Apparaten, sie sammelt diese Aufträge, paßt die Fabrikate den Bedürfnissen des ausländischen Bestellers an. Sie lieferte auch an fremde Heeres- und Marineverwaltungen. Es ergeben sich also für den Export eines Monopols elektrotechnischer Fabrikation mancherlei ernste Schwierigkeiten, die man auch nicht damit umgehen kann, daß man auf diesen Export ganz oder teilweise verzichtet.

So sprechen also eine Reihe sehr bedeutsamer Einwendungen gegen die Monopolisierung der elektrischen Fabrikationsindustrie, die wir, wenn auch nicht für immer maßgebend, doch für den Augenblick als Hemmungen sehr bedeutsamer Art betrachten müssen.

Aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß die deutsche Elektrotechnik kein Feld für Monopolisierungen abgeben würde. Wir sehen ja schon mannigfache Kommunalisierungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik. Die Licht- und Kraftversorgung durch elektrische Zentralen ist heute vielfach kommunalisiert, wenn man auch nach sehr erfolgreichen Kommunalisierungen vom Jahre 1911 an leider der privaten Ausbeutung der elektrischen Kraft- und Lichtversorgung durch die Schaffung und rasche Verbreitung der gemischt-wirtschaftlichen Betriebe die Tore weit geöffnet hat. Damit wurde fast kapituliert vor der privaten Elektrotechnik, vor allem vor den beiden übermächtigen Konzernen. Großkraftwerke, Ueberlandzentralen sind überall geschaffen worden, ein Siegeszug der Elektrotechnik hat wieder begonnen. Ganz Deutschland ist in offener und noch mehr in versteckter Art neu erobert worden von den beiden großen Konzernen. Die Städte, Kreise und Provinzen gaben dieser modernen Entwicklung sehr nach und die meisten Regierungen, mit Ausnahme vor allem der sächsischen, haben dieser Entwicklung der privaten Industrie keinen ernsthaften Widerstand entgegen gestellt. Selbst die Staatsgewalt schien bereit zu sein, von privaten Werken Kraft und Licht zu beziehen, statt sich selbst der Erzeugung zu widmen. A. E. G. und S. E. W. haben sich zu Herren der deutschen Elektrizitätsversorgung gemacht. Wohl sitzen in den Aufsichtsräten der Großkraftwerke und Ueberlandzentralen Vertreter der Städte und der Kreise, aber sie sind doch machtlos gegenüber den Fachleuten, die, von den großen Konzernen in die Aufsichtsräte entsendet, dort ihren Einfluß nicht nur während der Aufsichtsratsitzungen, sondern durch Direktoren und Beamte, die ihren Betrieben entnommen wurden, ununterbrochen ausüben. Am 1. April 1909 waren im Besitz und Betriebe von Staats- und Reichsverwaltungen, Gemeinden, Kreisen und Provinzialverbänden 44,6 Prozent des Gesamtanschlußwertes aller deutschen Elektrizitätswerke. Diese Zahl wuchs bis zum 1. April 1911 auf 45,1 Prozent, sie sank infolge der Entwicklung der Ueberlandzentralen bis zum 1. April 1913 auf 38,9 Prozent. Absolut freilich wuchs der Anschlußwert der staatlichen und kommunalen elektrotechnischen

Kraftanlagen — ausschließlich der Bahnmotoren — in Kilowatt von 727 886 auf 1 019 066 und von da auf 1 489 775 vom 1. April 1909 bis zum gleichen Tage 1911 und 1913. Die Werke, auf die die Konzerne einen bestimmenden, und die wenigen, auf die sie einen geringeren Einfluß ausübten, hatten am 1. April 1909 28,1 Prozent, am 1. April 1911 28,7 Prozent und am 1. April 1913 33,2 Prozent des Anschlußwertes aller Elektrizitätswerke. Wir sehen hier eine ununterbrochene Steigerung. Die Anschlußwerte der Privatwerke, auf welche die Konzerne keinen wahrnehmbaren Einfluß ausüben, sanken in jener Periode von 17,3 auf 16,4 und dann auf 16,3 Prozent des Anschlußwertes aller Elektrizitätswerke. Endlich sei darauf hingewiesen, daß in der Zeit vom 1. April 1909 bis zum 1. April 1913 der Gesamtanschlußwert — ausschließlich der Bahnmotoren — in Kilowatt wuchs von 1 630 931 auf überreichlich das Doppelte, auf 3 829 253; dabei stieg die Zahl der stromerzeugenden Werke erheblich langsamer, noch nicht um die Hälfte, von 2123 auf 2937. Auch hierin zeigt sich also ebenso das rasche Wachstum wie die deutlich sichtbare Tendenz der Konzentration, die aber bei einer Monopolisierung unverhältnismäßig rascher möglich wäre.

Da der Kräfteverlust bei der heutigen Kraftübertragung außerordentlich verringert wurde, könnte mit einigen wenigen Riesenwerken ganz Deutschland, wie mir ein Fachmann sagte, ganz Bayern mit zwei Werken, nach dem heutigen Stande der Technik leicht versorgt werden. Hier könnten also große Ersparnisse an Produktionskosten erzielt werden, hier würde das Monopol einen großen technischen Fortschritt, gewaltige Kostenersparnisse und damit ohne oder nur mit geringfügigen Tarifierhöhungen sehr ansehnliche Erträge für die Reichskasse schaffen können. Schon die Erhöhung des Preises der Kilowattstunde um einen Pfennig könnte, ganz abgesehen von den großen Ersparnissen durch die Konzentration des Betriebes, der Reichskasse überaus große Einnahmen schaffen. Allein im elektrochemischen Prozesse werden 450 Millionen Kilowattstunden im Jahre gebraucht. Für die Berliner Stadtbahn rechnet man 350 Millionen Kilowattstunden Jahresverbrauch. Diese Beispiele zeigen, welcher gewaltiger Verbrauch durch eine Statistik der in Deutschland konsumierten Kilowattstunden festzustellen wäre. Dabei ist zu beachten, daß die Ausdehnungsfähigkeit der Elektrizitätsanwendung unabsehbar ist, es braucht nur hingewiesen zu werden auf das technisch größtenteils gelöste Problem der Elektrifizierung der Hauptbahnen und auf die großen Probleme der Elektroagrikultur.

Hier erkennen wir also ein großes Gebiet der Elektrizität — nicht die Fabrikation, wohl aber die Anwendung der Elektrizität oder richtiger gesagt, die Zuführung der elektrischen Kraft und des elektrischen Lichts — als durchaus monopolreif. Die beiden großen Elektrokonzerne haben durch ihren Wettstreit bei der Schaffung von Ueberlandzentralen eine wichtige Vorarbeit für die Monopolisierung geschaffen; freilich gerade infolge des Wettbewerbes und infolge ihres Wettstreites bei den Verwaltungskörperschaften haben sie kleinere Zentralen geschaffen und kleinere Gebiete für die Zentralen versorgt, als das nach dem Stande der heutigen Technik notwendig war. Das Reich kann mit viel weniger Zentralen auskommen, kann jede für ein viel größeres Gebiet wirken lassen und bedarf gegen Störungen nicht der vielen Reserveeinrichtungen, die die verhältnismäßig kleinen

Ueberlandzentralen notwendig haben, weil sich die großen Reichszentralen gegenseitig ausbilden könnten und damit außerordentliche Ersparnisse an Reserveeinrichtungen ermöglichen würden.

Kein Einwand, der gegen die Uebernahme der Fabrikation in der Elektrotechnik erwoogen werden mußte, kommt überhaupt in Betracht bei der Prüfung der Monopolfreiheit der elektrischen Licht- und Kraftversorgung. Wohl aber kann auf diese Einwendungen jetzt zurückgegriffen werden.

Das Reich würde der weitaus größte Abnehmer elektrischer Großmaschinen, ja fast der einzige Abnehmer von Kabeln, Isolatoren und Elektrizitätszählern werden. Es könnte also in diesem Zusammenhange die Frage auftauchen, ob nicht für bestimmte Fabrikate wenn auch noch nicht für die gesamte elektrotechnische Fabrikation, Monopole nun geschaffen werden sollten. Hier kämen in Betracht Kabelmonopole, Kupferdrahtmonopole, Isolatorenmonopole.

Das Monopol der elektrischen Licht- und Kraftversorgung würde zur Erwägung führen, ob man nicht die Einfuhr der in Deutschland nicht vorhandenen und für die Elektrotechnik wichtigen Metalle monopolisieren sollte, erstens weil man ihrer selbst bei der Kraft- und Lichtversorgung stark benötigt und dann, weil das Reich durch den alleinigen Besitz der für die Elektroindustrie unentbehrlichen Metalle auf diese Industrie und auf die geforderte Ablösung ihrer Anteile an den Großkraftwerken und Ueberlandzentralen gesteigerten Einfluß nehmen könnte.

Neben diesen Monopolfragen käme aber noch das überaus wichtige Problem in Frage: soll ein Reichsmonopol elektrischer Kraft- und Lichtversorgung in dauernder Abhängigkeit von Elektrokonzernen oder von dem etwa kommenden Elektrotrust und einigen Außenseitern bleiben und diesen für die Erhaltung ihrer privaten Erwerbstätigkeit noch überdies einen Tribut zahlen, oder soll das Reich unter vorläufiger Belassung der privaten Fabrikation für seine Kraft- und Lichtzentralen, Transformatoren und Verteilungsnetze dem Prinzip der Selbstversorgung Rechnung tragen durch Schaffung eigener Fabriken? Daß dadurch auch eine Einengung der privaten Industrie in der Elektrotechnik und die Vorbereitung einer umfangreicheren Monopolisierung angebahnt werden könnte, sei nur nebenbei zur Diskussion gestellt.

Das Arbeiterproblem in dieser monopolisierten Industrie müßte natürlich von unserer Partei bei der Frage der Monopolisierung in den Vordergrund gestellt werden. Soweit sich die Monopolisierung auf die Kraft- und Lichtversorgung allein beschränken würde, wäre die Zahl der in Betracht kommenden Arbeiter überaus niedrig. Die größten Elektrizitätswerke überraschen beim Besuche durch den Umstand, daß man fast keine Arbeiter sieht. Der automatische Betrieb feiert da seine Triumphe, die Kohlenbeschickung geschieht, ohne daß sich eine menschliche Hand rührt, am Schaltbrette sieht man einen Arbeiter, dann und wann im Turbinenraume vielleicht einen Maschinisten. Trotz der heutigen relativ starken Zersplitterung der öffentlichen Elektrizitätsversorgung rechnet man für ganz Deutschland nur mit 40 000 in den öffentlichen Elektrizitätswerken beschäftigten Personen. Da mindestens 1200 kleine Zentralen wegfallen würden, so müßte eine starke Verminderung dieser Arbeiterzahl eintreten.

Neben den Arbeiterinteressen müßten natürlich auch die Konsumenteninteressen aufs ernstlichste berücksichtigt werden. Eine Verteue-

zung der elektrischen Kraft und des Lichts, die zur Störung und Minderung des Konsums, zur Abschwächung der Unternehmungslust führen würde, müßte man verurteilen. Man könnte selbstverständlich auch nicht einfach der Monopolverwaltung die Tariffestsetzung überlassen. Endlich ist es selbstverständlich, daß man schon aus konstitutionellen Erwägungen eine so gewaltige und sicherlich ununterbrochene Einnahmequelle nicht der parlamentarischen Kontrolle entziehen darf. Die Tarife müßten also von der Zustimmung des Reichstages abhängig gemacht werden. Es wird ein Vorteil sein, wenn die gewaltige Mannigfaltigkeit der Tarife mit ihrer vielen Willkür und ihrer mannigfachen Künstelei bei aller notwendig bleibenden Differenzierung doch in der Richtung der Vereinheitlichung reformiert werden würde.

Ein Reichsmonopol für Kraft und Licht würde selbstverständlich zwingende Kraft haben, im Gegensatz zu den meisten heute bestehenden Kommunalisierungen, die die Eigenversorgung der Konsumenten zulassen, wenn diese sich verpflichten, keinen Strom abzugeben. Das Reichsmonopol würde aus fiskalischen Tendenzen eingeführt werden und deshalb zwingende Gewalt haben.

Ein wichtiges Problem wird das Verhältnis von Staat und Gemeinde sein. So sehr mit Recht die Gemeinden darüber klagen, daß sie von Reich und Staat mit Ausgaben und Pflichten überlastet werden, während ihre Einnahmen sehr schwer zu steigern sind, so dürfte doch für ein Reichsmonopol an Elektrizität die Ausschaltung der Gemeinden und der Zweiverbände bei der Produktion von elektrischer Kraft und bei ihrer Verteilung notwendig werden. Man wird nach Formen und einem ausreichenden Maß von Entschädigungen für die Gemeinden zu suchen haben. Jedes Zugeständnis an das Prinzip des gemischten Betriebes sollte bei der Durchführung des Reichsmonopols ausgeschaltet werden. Man soll außer Diskussion stellen den sicherlich von den Großkonzernen vertretenen Gedanken ihres Zusammenwirkens mit dem Reiche bei der Durchführung des Elektromonopols oder der Verpachtung des Elektromonopols an diese großen Konzerne, ebensowenig kann meines Erachtens das Reich den Gemeinden ein Mitbestimmungsrecht an dem Reichsmonopol zugestehen. Das Reichsmonopol muß nach dieser Richtung unbedingt sein.

Unzweifelhaft werden sich partikuläre Interessen dem Reichsmonopol entgegenstellen. Die Einzelstaaten haben sich in den Besitz von Wasserkraften gesetzt, das Großherzogtum Baden hat ein großzügiges Projekt zum Bau und Betrieb eines Murgwerkes vor einigen Jahren in Angriff genommen. In Bayern ist das Walchenseeprojekt allerdings sehr langsam weitergediehen, in anderen Einzelstaaten sind Wasserkraften in öffentlichen Besitz übergegangen. Dazu kommt weiter, daß die Eisenbahnen vielfach daraufhin untersucht worden sind, ob beziehentlich wann mit ihrer Elektrifizierung begonnen werden soll. Die Inbesitznahme der Wasserwerke und der Bau von Landeszentralen ist unter Berücksichtigung des Bedarfes von Eisenbahnen geschehen. Die Einzelstaaten werden sich also in ihren Interessen und Zukunftsabsichten geschädigt sehen, wenn das Reich mit seinem unbedingten Monopol eingreift. Dazu kommt noch, daß eine der wichtigsten Einnahmen der Eisenbahnen der Kohlentransport ist; 40 Proz. der Güterbeförderung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft ist den Kohlen

gewidmet, 28 bis 30 Proz. der Einnahmen verdanken die preußisch-hessischen Eisenbahnen im Güterverkehr der Kohlenbeförderung. Der Bedarf an Kohlen wird gemindert werden, die Frachtgewinne der Eisenbahnen werden nach Einführung des Reichselektrizitätsmonopols für Kraft- und Lichtversorgung sinken. Vor einer Wiederholung des großen Fehlers, der bei der Ablehnung des Reichseisenbahnprojektes geschehen ist, muß auf das entschiedenste gewarnt werden. Eher könnte man annehmen, daß sich vielleicht gerade durch die infolge des Krieges auftauchenden Monopolisierungstendenzen des Reiches die Notwendigkeit und die Möglichkeit ergeben könnte, an die man früher im Frieden gar nicht gedacht hat, die preußisch-hessischen Eisenbahnen und auch die anderen Staatsbahnen in den Reichsbefitz oder mindestens in die Reichsverwaltung überzuführen. Wenn das Reich Kohle und Wasserkräfte, elektrische Kraft- und Lichtversorgung und manches andere wird monopolisieren müssen, so wird sich als Ergänzung dieser ganzen neuen gewaltig gewachsenen Wirtschaftsaufgaben des Reiches die Ueberführung sämtlicher Eisenbahnen in den Reichsbetrieb als zwingend ergeben.

Das sicherlich überaus interessante Problem der Ablösungskosten der elektrischen Kraft- und Lichtübertragung wage ich nicht zahlenmäßig zu erörtern. Aber sicherlich wird die Frage der Ablösung weit weniger Schwierigkeiten zeitigen und in weit geringerem Maße Uebervorteilungen des Reiches befürchten lassen, als das bei anderen Monopolisierungen wohl möglich sein könnte.

\*

Das Monopolproblem suchte ich an einem der kompliziertesten Beispiele zu erörtern. Sicherlich habe ich damit nicht mehr als eine — wie mir scheint, sehr wichtige — Diskussion eröffnet. Ich glaube, daß wir uns mit den Monopolproblemen sehr ernsthaft beschäftigen müssen, weil sie bei der finanziellen Neuordnung des Reichs eine große Rolle spielen werden. Diese Probleme sind an sich außerordentlich wichtig, sie leiten uns auf die Erörterung sehr ernster Fragen und sie bewahren uns auch vor manchen Illusionen. Sie eröffnen uns den Blick auch für eine fernere Zukunft, für die das Interesse abzunehmen schien dank der großen Hoffnungen, die an die allernächste Gegenwart von Hoffungsfuligen geknüpft werden.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Ueberall Brotteuerung.

Die Bundesratsverordnung vom 25. Januar. — Die Durchführung der Beschlagnahme der Getreide- und Mehlorräte. — Die Kriegsgetreidegesellschaft. — Weder Monopol noch Verstaatlichung. — Steigende Weizenpreise in England. — Der Verbrauch von Kartoffeln in Irland und England. — Die Vereinigten Staaten von Amerika als Weizenbezugsland für England. — Argentiniens Export. — Steigen der Weizenpreise in Frankreich, Italien und der Schweiz. — Kriegsozialismus oder nicht?

Berlin, den 14. Februar 1915.

Die Versorgung ihrer Einwohnerschaft mit Brotgetreide und anderen notwendigsten Lebensmitteln ist zu einem der wichtigsten Probleme fast aller am Krieg beteiligten Staaten geworden — und nicht nur diesen allein, auch

einzelnen neutralen Ländern bereitet die Getreide- und Mehlbeschaffung schwere Sorgen. In Deutschland ist dieses Problem jetzt endlich mit einer Energie angefaßt worden, die einen gewissen Erfolg verbürgt, wenn auch von einer Lösung der gestellten Aufgabe noch lange nicht gesprochen werden kann. Es ist genau gekommen, wie ich in der Nummer 15 der „Neuen Zeit“ (vom 15. Januar d. J.) in Aussicht stellte. Als die Kriegsgetreidegesellschaft ernstlich an die Erfüllung ihrer Aufgabe ging, Getreide und Mehl für die letzten Monate vor der neuen Ernte aufzuspeichern, da stellte sich bald heraus, daß man mit dem sogen. freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte nicht weiter kam und, wenn man nicht auf den Zweck verzichten wollte, zu dem die Kriegsgetreidegesellschaft gegründet worden ist, mit festerer Faust in das Konkurrenztreiben eingegriffen werden mußte. Die Beschlagnahme der Massenvorräte und ihre Stellung unter staatliche Aufsicht stellte sich als unumgängliche Notwendigkeit heraus. Wirtschaftliche Fragen haben eben ihre eigene Logik, die auf Profit Schmerzen und Staatsbedenken wenig Rücksicht nimmt. Nachdem erst am 5. Januar der Bundesrat seine bekannte Verordnung zur Streckung der Getreidevorräte erlassen hatte, erfolgte am 25. Januar die Verfügung, daß die im Privatbesitz befindlichen Weizen- und Roggenvorräte, soweit sie zwei Zentner übersteigen, von der Kriegsgetreidegesellschaft, die Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenmehlsvorräte aber von den Gemeindeverbänden, in deren Bezirk sie sich befänden, beschlagnahmt würden.

Im wesentlichen handelt es sich um folgende Maßnahmen:

Vom 1. Februar an wird der größere Teil der in Deutschland vorhandenen Getreide- und Mehlvorräte beschlagnahmt und an die Gemeindeverbände nach ihrer Größe verteilt. Jeder Gemeindeverband hat Anspruch auf einen der Kopfszahl seiner Einwohnerschaft entsprechenden „Bedarfsanteil“, und zwar werden zunächst auf Grund der vorgenommenen Vorratsfeststellungen im Durchschnitt 225 Gramm, also beinahe  $\frac{1}{2}$  Pfund Mehl pro Tag auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet. Zur Ermittlung des jedem Gemeindeverbande zukommenden Anteils und Bewirkung einer gleichmäßigen Verteilung ist eine „Reichsverteilungsstelle“ geschaffen, an deren Spitze der Präsident des Statistischen Amtes, Delbrück, steht. Hat ein Gemeindeverband in seinem Bezirk mehr Mehl beschlagnahmt, als dem ihm zukommenden festgestellten Bedarfsanteil entspricht, so hat er den Ueberschuß der Kriegsgetreidegesellschaft zur Verfügung zu stellen; deckt hingegen die beschlagnahmte Menge seinen Anteil nicht, so muß ihm die Kriegsgetreidegesellschaft nach und nach das fehlende Quantum nachliefern.

Das ausgedroschene wie auch das noch nicht ausgedroschene Brotgetreide kann allein die Kriegsgetreidegesellschaft beschlagnahmen. Hat ein Gemeindeverband bereits größere Getreidemengen für seine Einwohnerschaft angekauft, so kann er diese entweder gegen entsprechende Vergütung der Kriegsgetreidegesellschaft überlassen oder auch in den Mühlen seines Bezirks selbst ausmahlen lassen. Das sich ergebende Mehlquantum wird ihm jedoch auf seinen Bedarfsanteil angerechnet. Ebenso haben die Kommunalverbände, die in ihrem Bezirk leistungsfähige Mühlen aufweisen, das Recht, zu verlangen, daß die in ihrem Bezirk beschlagnahmten Getreidemengen auch in ihrem Bezirk ausgemahlen und gelagert werden — jedoch nur insoweit, als die

Gesamtmenge (mit Einschluß der beschlagnahmten Mehlsquanten usw.) nicht den berechneten Bedarfsanteil übersteigt.

Die Kriegsgetreidegesellschaft liefert das Mehl nur an die Gemeindeverbände. Die weitere Verteilung an Händler, Bäcker, Konditoren usw. bleibt diesen Verbänden je nach den örtlichen Verhältnissen überlassen. Sie haben auch das Recht, ein bestimmtes Einheitsbrot vorzuschreiben, das heißt die Herstellung von anderen als bestimmten Brotsorten in bestimmten Qualitäten und Gewichten zu verbieten, das Baden von Kuchen einzuschränken oder ganz zu versagen, sowie die Abgabe und Entnahme von Mehl und Brot in ihrem Bezirk auf bestimmte Mengen, Abgabestellen und Zeiten zu beschränken, z. B. anzuordnen, daß in ihrem Bezirk das Brot nur gegen Brotkarten oder andere Ausweise vom Bäcker ausgehändigt werden darf.

Es ist eine gewaltige Organisierung des Verbrauchs, die hierdurch eingeleitet wird; denn bei der Zerplitterung des landwirtschaftlichen Betriebes in Deutschland muß aus vielen Hunderttausenden von Einzelwirtschaften das Getreide herausgezogen, geprüft, gewogen, berechnet, gelagert, nach anderen Orten transportiert und den Mühlen zugeführt werden — kommen doch, da jetzt nach den neueren Verordnungen das Ausmahlen des beschlagnahmten Getreides nicht nur den Groß- und den mittleren Mühlen, sondern auch den kleinen Mühlenbetrieben übertragen werden soll, soweit sie gewissen Bedingungen in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit zu genügen vermögen, allein über 40 000 Mühlenbetriebe in Betracht. Dazu kommt, daß der Kriegsgetreidegesellschaft die Aufgabe gestellt ist, die ganze Beschlagnahme und Verteilung im wesentlichen bis zum 31. März durchzuführen, und während anfangs nur beabsichtigt war, ungefähr  $2\frac{1}{2}$  Millionen Tonnen Getreide aufzukaufen, will jetzt die Kriegsgetreidegesellschaft das Einkaufsquantum auf über 3 Millionen Tonnen, also über 60 Millionen Zentner, bringen.

Eine Riesearbeit, von deren Umfang man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß außer den vielen Tausenden, die zerstreut im Lande als Kommissionäre, Kontrolleure usw. für die Kriegsgetreidegesellschaft tätig sind, allein in der Berliner Zentralführung ein Beamtenpersonal von ungefähr 250 Angestellten beschäftigt ist und dort täglich mehrere tausend Briefe ein- und auslaufen. Hat doch der Direktor der Gesellschaft nach vorläufiger Schätzung der zu transportierenden Getreide- und Mehlmengen herausgerechnet, daß zu der Beförderung, wenn sie bis zum April durchgeführt werden soll, täglich 150 Eisenbahnzüge zu je 40 Waggons nötig sind. Daß dabei Störungen nicht ausbleiben können: Transporte nicht rechtzeitig eintreffen, An- und Ablieferungen sich verzögern, Abschätzungen und Berechnungen sich als unrichtig herausstellen, ist selbstverständlich. Besonders im Osten suchen sich vielfach die Großgrundbesitzer der Beschlagnahme ihrer Getreidevorräte durch allerlei Ausflüchte zu entziehen, und sogar manche Kommunalverbände halten dort, wie in der Budgetkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses am 12. Februar mitgeteilt wurde, ihre Bestände widerrechtlich zurück.

Vielfach wird im Inlande und noch mehr im Auslande die Kriegsgetreidegesellschaft als eine staatliche Organisation, als eine Behörde betrachtet. Das ist sie rechtlich nicht, sondern eine private Gesellschaft mit be-

schränkter Haftung, an der allerdings die deutschen Bundesstaaten und großen Gemeinden finanziell beteiligt sind und der zur Durchführung ihres Zwecks besondere Vollmachten verliehen sind. Sie hängt auch nicht, wie häufig angenommen wird, mit der „Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung“ zusammen. Hat diese die Aufgabe, die Militärverwaltung mit allerlei Lebensmitteln für das Heer — nicht nur mit Mehl oder Getreide — zu versorgen, so hat die Kriegsgetreidegesellschaft, wie schon gesagt, die Aufgabe, Getreide bis zu einer bestimmten Menge (ca. 3 Millionen Tonnen) aufzukaufen, es ausmahlen zu lassen, zu lagern und an die Gemeindeverbände zur Deckung ihres festgesetzten Bedarfs zu verteilen, d. h. natürlich nicht umsonst, sondern die Gemeinden haben die erhaltenen Mengen zu festgesetzten Preisen zu bezahlen. Nun kann man vielleicht sagen: „Da ja doch alles beschlagnahmt wird, ist das im Grunde genommen ganz gleich.“ Tatsächlich hört man derartige Rasonnements. Sie sind jedoch unrichtig. Nicht alles Getreide wird beschlagnahmt. Die Vorräte der Heeres- und Marineverwaltung dürfen nicht von der Kriegsgetreidegesellschaft beschlagnahmt werden, auch dann nicht, wenn sie noch gar nicht formell in den Besitz der Streitmacht übergegangen sind, sondern noch zur Erfüllung vertragsmäßig übernommener Verpflichtungen bei Händlern und Mühlen lagern. Hat z. B. eine Mühle die Verpflichtung übernommen, im Februar der Marineverwaltung wöchentlich soviel Mehl zu liefern und zu diesem Zweck Getreide angesammelt, so darf die entsprechende Menge nicht beschlagnahmt werden.

Zweitens wird zur Ausfaat bestimmtes Getreide nicht beschlagnahmt und ebenso nicht das in landwirtschaftlichen Betrieben vorhandene Getreide, das zur Ernährung aller zum Betrieb gehörenden Personen dient. Drittens können auch Händler und Handelsmühlen (nicht sogen. Lohnmühlen), die größere Vorräte haben, weiter Mehl verkaufen, wenn auch in erheblich beschränktem Maße. Die Verkaufsmenge darf nämlich pro Monat nur 50 Prozent des Quantums, das der Händler oder Müller in der ersten Hälfte des Monats Januar verkauft hat, betragen, also nur ungefähr ein Viertel des früheren monatlichen Verkaufsquantums. Zudem aber unterliegt das vom Auslande eingeführte Getreide und Mehl nicht der Beschlagnahme. In § 45 der Verordnung vom 25. Januar heißt es zwar, daß das aus dem Auslande eingeführte Getreide und Mehl nur an die Kriegsgetreidegesellschaft, die Zentralstelle oder die Gemeindeverbände weiterverkauft werden darf; aber diese Bestimmung ist schon wenige Tage danach wieder aufgehoben worden. Gelingt es einem Großhändler, größere Mengen von Getreide aus einem neutralen Staat hereinzubringen, so kann dieses vorläufig nicht beschlagnahmt werden.

Demnach ist es denn auch ganz irreführend, wenn die Kriegsgetreidegesellschaft einfach als eine staatliche Behörde und die Beschlagnahme als eine „Verstaatlichung“ oder als „Staatsmonopol“ bezeichnet wird. Die Kriegsgetreidegesellschaft ist einfach eine Einkaufsgesellschaft mit 50 Millionen Mark Grundkapital, ausgestattet mit der bedingten Vollmacht einer beschränkten Beschlagnahme der vorhandenen inländischen Getreidevorräte. Beteiligt sind an ihr die Bundesstaaten mit 21 Millionen Mark, eine Anzahl Großstädte mit 20 und verschiedene private gewerbliche Unternehmungen mit 9 Millionen Mark. Da nach vorläufiger Berechnung

zur Durchführung der geplanten Maßnahmen zeitweilig ein Kapital von vielleicht 600 Millionen Mark erforderlich sein dürfte, so soll sich die Kriegsgetreidegesellschaft das erforderliche Geld teils durch Lombardierungen größerer Vorräte bei der Darlehnskasse, teils durch kurze Anleihen gegen gute Bürgschaften bei der Zentralgenossenschaftskasse beschaffen, die ihrerseits wieder Rückendeckung bei der Reichsbank findet.

An den Einzelbestimmungen der Verordnung vom 25. Januar läßt sich sicherlich manches mit Berechtigung tadeln, z. B. daß nicht vor dem Erlaß eine Festsetzung der künstlich hochgetriebenen Mehlspreise erfolgt ist. Infolgedessen müssen jetzt die Gemeindeverbände bei ihrer Beschlagnahme von Mehlvorräten den Durchschnittspreis vom 1. bis 15. Januar zahlen, und dieser Durchschnittspreis ist ein sehr hoher. Nach den Berliner Notierungen dürfte er sich z. B. in Berlin für Weizenmehl auf 40 Mark, für Roggenmehl auf ungefähr 32 Mark pro Doppelzentner stellen. Selbst zu diesen relativ hohen Preisen werden die Großhändler kaum freiwillig der Stadt ihre Vorräte ausliefern. Ferner ist vor allem zu tadeln, daß den Gemeindeverbänden einfach die Weiterverteilung der Mehlvorräte überlassen bleibt, ohne daß dafür besondere Regeln aufgestellt wurden und ohne daß für die verschiedenen Gegenden ein einheitlicher Brotpreis nach Gewicht festgesetzt wurde, denn heute gelten vielfach in nahe beieinander gelegenen Orten ganz verschiedene Preise. Aber alles in allem ist entschieden die jetzige Verbrauchsregelung trotz ihrer reichlich späten Durchführung eine anerkennenswerte Tat — zumal wenn man bedenkt, wohin wir treiben würden, wenn die Brotbeschaffung und Preisfestsetzung einfach dem kapitalistischen Konkurrenzspiel überlassen bliebe. Frankreich, England und verschiedene neutrale Länder, die keineswegs wie Deutschland fast ganz von der Getreidezufuhr abgeschlossen sind, liefern dafür interessante Beispiele.

England hat heute tatsächlich ebenso hohe Getreidepreise wie Deutschland, das es auszuhungern unternommen hat. Der Höchstpreis für Weizen, zu dem die Kriegsgetreidegesellschaft in Mitteldeutschland die Vorräte übernimmt, beträgt jetzt ca. 263 Mark pro Tonne mit Einschluß des Reports. In London kostete in letzter Zeit sofort greifbarer amerikanischer Weizen mittlerer Qualität 60—62 Schilling pro Quarter. Ein Quarter beträgt 290 $\frac{3}{4}$  Liter; rechnet man dieses Maß in Gewicht und den sich ergebenden Preis in deutsche Währung um, so erhält man einen Preis von ungefähr 268/270 Mark pro Tonne. Das vierpfündige Weizenbrot in London kostet denn auch bereits 8 und 9 Pence (68—76 Pfennig), wobei aber zu berücksichtigen bleibt, daß vier englische Pfund nur ungefähr 1800 Gramm ausmachen, und doch kommt in diesem Brotpreis der gestiegene Weizenpreis noch nicht voll zum Ausdruck, da die Bäcker teils noch Mehlvorräte haben, teils ihnen noch die Händler kontraktmäßig das Mehl zu früheren niedrigeren Preisen liefern müssen. Prozentuell ist die Preissteigerung sogar eine noch weit beträchtlichere als in Deutschland, denn England hat in normaler Zeit viel niedrigere Weizenpreise. In London betrug z. B. der Börsenpreis für englischen weißen Weizen im Durchschnitt der drei Jahre 1911/13 nur 162, in Liverpool für feinen amerikanischen Manitobaweizen 174 Mark.

Innerhalb der englischen Arbeiterschaft erhebt sich denn auch bereits ein energischer Protest gegen die Brotverteuerung. Sehr erklärlich, denn in

England ist auch die Arbeiterfamilie viel mehr Brot als in Deutschland, während der Genuß von Kartoffeln verhältnismäßig gering ist. Irland produziert und konsumiert zwar im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl ungefähr ebensoviel Kartoffeln wie Deutschland, nicht aber das eigentliche England mit Wales, wo durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung nur ungefähr ein Achtel jenes Kartoffelquantums kommt, das in Deutschland die einzelne Person konsumiert.

Viel nützen wird allerdings der Protest nicht; denn die Vereinigten Staaten, aus denen, da Kanada eine schlechte Ernte hatte, England den größten Teil seiner Weizeneinfuhr bezieht, haben selbst enorm hohe Preise. In der letzten Woche notierte in New York z. B. Lokoweizen Rot Nr. 2 — eine der gangbarsten besten Sorten — zwischen 173—178 Cents per Bushel, ungefähr um 65 Prozent höher als im Januar/Februar vorigen Jahres. Dazu kommt die ungeheure Steigerung der Schiffsfrachten: für Weizen nach London jetzt 12 Cents, nach Liverpool 11 Cents, sonst gewöhnlich 2—3 Cents. Und doch sind, wenn nicht die neue Ernte in Argentinien ganz besonders gut ausfällt, später weitere Preissteigerungen auf dem nordamerikanischen Markte zu erwarten, denn die starke Weizenausfuhr hat trotz des sehr guten Erntergebnisses den amerikanischen Bestand sehr erleichtert, so daß schon Ende Januar die sogen. „sichtbaren“ Vorräte von den Sachverständigen um ca. 5 Millionen Bushel niedriger eingeschätzt wurden als zur gleichen Zeit des vorigen Jahres.

Viel kommt darauf an, wie Argentinien's Ernte ausfällt und was es dem Ausland zu liefern vermag. Nach den telegraphischen Meldungen nehmen infolge der starken Nachfrage seit drei Wochen die Verschiffungen beträchtlich zu, zugleich steigen aber auch im raschen Tempo die Weizenpreise und die Frachtraten. Die Getreidefracht ist in letzter Woche von ungefähr 70 Mark pro Tonne auf 75 Mark gestiegen. Vor dem Kriegsausbruch, im Juli vorigen Jahres, betrug sie 12—13 Mark. Doch auch Argentinien's Ausfuhr wird die weitere Steigerung des Weizenpreises in Europa wahrscheinlich nur auf kurze Zeit unterbrechen, aber nicht aufhalten, es müßte denn tatsächlich die Ernte sich als weit größer herausstellen, als die letzten Berichte erkennen lassen. Im Jahre 1913 hat Argentinien 2,8 Millionen Tonnen, 1912 ungefähr 2,7 Millionen Tonnen Weizen exportiert; viel mehr dürfte Argentinien auch diesmal kaum dem Ausland liefern können.

Vielleicht wäre Südrußland imstande, dem englischen Markt auszuweichen, denn dort sollen nach russischen Angaben — wie weit diese richtig sind, läßt sich schwer kontrollieren — über 200 Millionen Pud Weizen (1 Pud = 16,38 Kilogramm) „überflüssig“ sein, aber der Weg durch den Bosporus und die Dardanellen ist versperrt und der Weg über Archangelsk und das Weiße Meer nicht eisfrei, ganz abgesehen davon, daß die russischen Bahnen durch Kriegstransporte so in Anspruch genommen sind, daß sie in Rußland selbst die notwendigsten Getreidetransporte kaum zu bewältigen vermögen.

Eine seltsame Ironie der Geschichte! Deutschland sollte ausgehungert werden, und nun steht England selbst vor einer enormen Verteuerung seiner notwendigsten Lebensmittel, denn außer Brotgetreide sind auch die Preise für Milch, Eier, Zucker, Fische, Fleisch usw. ganz beträchtlich emporgeschossen.

Nicht viel besser steht es in Frankreich. Obgleich die französische Regierung die Getreideeinfuhrzölle aufgehoben hat, notierte in der vorigen Woche an der Lyoner Getreidebörse amerikanischer Weizen 36—38 Frank ab Marseille, sofort lieferbarer mittlerer französischer Weizen 34—35 Frank pro Doppelzentner. Für Roggen wurden 23—25 Frank bezahlt. Französischer Weizen kostet demnach auch hier ungefähr 280 Mark pro Tonne, während besserer amerikanischer Weizen sich noch um 15—20 Mark höher stellt, und zwar ab Marseille. Es kommt also die hohe Fracht hinzu.

Ebenso steigen in Italien die Weizenpreise noch fortgesetzt, so daß die Regierung sich genötigt gesehen hat, den schon vorher auf  $3\frac{1}{2}$  Litre pro Doppelzentner ermäßigten Weizenzoll jetzt ganz aufzuheben und die Bahnfracht auf die Hälfte herabzusetzen. Und selbst die Schweiz leidet unter Brotteuerung, denn der Preis für Weizen ist auf ca. 40, für Weizenmehl auf 49 Frank pro Doppelzentner gestiegen, während sich der Weizenpreis vor dem Krieg auf ungefähr 24—25 Frank stellte. Also auch hier kostet Weizen jetzt ca. 320 Mark pro Tonne.

In unserer Parteipresse ist die ziemlich müßige Streitfrage aufgetaucht: Ist die vom Bundesrat verfügte Beschlagnahme und Verteilung der Getreidevorräte als eine sozialistische Maßregel aufzufassen oder nicht? — Ist sie ein Stück Kriegssozialismus? — Bei der Beantwortung kommt es darauf an, was man unter Sozialismus versteht; denn der Begriff „Sozialismus“ und „sozialistisch“ ist weder zu allen Zeiten des vorigen Jahrhunderts noch in allen Ländern derselbe gewesen und geblieben. In der politischen Literatur Frankreichs während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutet meist „sozialistisch“ das, was wir heute als „sozial“ und „sozialpolitisch“ bezeichnen. Unter sozialistisch wird vielfach eine Maßnahme verstanden, die zur Förderung des gesellschaftlichen Wohls dient im Gegensatz zum individuellen Interesse, wie denn auch unter dem Worte Sozialismus einfach der Gegensatz zum Individualismus begriffen wurde, während die Bergesellschaftung und der Produktionsmittel als Kommunismus bezeichnet wurde. Und diese ältere Bedeutung hat die Bezeichnung sozialistisch noch heute häufig in Frankreich und England, wo sich nicht selten liberal-demokratische Radikale, die wir als Sozialliberale und Sozialreformer bezeichnen würden, Sozialisten nennen.

Anders in Deutschland, wo das Wort sozialistisch dieselbe Bedeutung wie sozialdemokratisch erlangt hat und das bezeichnet, was man früher „kommunistisch“ nannte: die Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung vermittelt der Bergesellschaftung (Sozialisierung) der Produktionsmittel und die Herstellung einer durch und für die Gesellschaft betriebenen kommunistischen Wirtschaft. In diesem Sinne aber kann man die zwangsweisen Aufkäufe und die kommunale Verteilung des Getreides bzw. Mehls wohl eine sozialpolitische oder soziale Maßregel nennen, wie z. B. auch die Alters- und Invalidenversicherung, nicht aber eine „sozialistische“, denn sie bezweckt durchaus keine Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise und ihre Ersetzung durch eine kommunistische, sondern weit eher eine Erhaltung der kapitalistischen Wirtschaft durch Regelung einiger ihrer Funktionen in einer durch die Kriegführung gebotenen Weise. Selbst die Bezeichnung „Verstaatlichung“ und „Staatsmonopol“ ist, wie vorhin schon erwähnt wurde, unrichtig.

Es liegt hier vielfach die weitverbreitete verkehrte Ansicht zugrunde, daß jeder Eingriff in das Spiel der freien Konkurrenz bzw. jede Berengung dieser Konkurrenz schon an sich eine sozialistische Handlung sei; aber die völlig freie Konkurrenz ist nicht die kapitalistische Wirtschaft selbst, sondern nur eine der historisch bedingten, bereits teilweise überholten Formen, in welcher der Kapitalismus auftritt. So wird denn auch die freie Konkurrenz durch Staatsbetriebe, private, kommunale und staatliche Monopole, durch Kartelle, Syndikate, Trusts usw. mehr oder minder beschränkt, ohne daß deshalb diese ohne weiteres als „sozialistische“ Einrichtungen gelten können.

Damit ist nichts gegen die soziale Nützlichkeit der vom Bundesrat erlassenen Verordnung unter den heutigen Verhältnissen gesagt. Auch die französische sozialistische Partei muß diese Verordnung wohl für nützlich halten, denn das Aktionskomitee der sozialistischen Verbände Frankreichs hat, wie die „Humanité“ berichtet, eine Adresse an die französische Regierung gerichtet mit der Aufforderung, alle Getreidevorräte in Frankreich zu beschlagnahmen, den Preis für Mehl und Getreide nach Maßgabe der letztjährigen Ernte festzusetzen, die bis zur nächsten Ernte fehlende Getreidemenge durch Einfuhr zu decken und den Verbrauch in den Bäckereien zu überwachen.

Heinrich Cunow.

### Eine Richtföstellung.

In einem Artikel des „Hamburger Echo“, betitelt: „Zur Klärung unserer Parteidebatten“, legt Konrad Haenisch dar, daß die Meinungsverschiedenheiten, die in unserer Partei seit Ausbruch des Krieges auftauchten, nicht zusammenfallen mit den bisherigen Scheidungslinien; „daß sie mit der alten Streitfrage: Revisionismus oder Radikalismus, nur in sehr losem Zusammenhang stehen“.

Das ist ganz richtig, leider aber beruft sich dabei Genosse Haenisch in einer Weise auf mich, die einen falschen Eindruck erwecken muß. Er weist zuerst auf Parvus hin, der die Haltung unserer Partei seit dem 4. August rückhaltlos gebilligt habe. Dann heißt es weiter: „Auch Karl Kautsky . . . hat . . . die Haltung des internationalen Proletariats beim Kriegsausbruch (sogar den Eintritt von Sozialisten in ein Ministerium der nationalen Verteidigung) grundsätzlich durchaus gebilligt. . . . Soll ich weiter noch an die seit langem in der Partei als gute und radikale Marginalisten bekannten Genossen Paul Vensch und Max Brunwald erinnern, die in ganz ausgezeichneten Artikeln im „Hamburger Echo“ sich gleichfalls rückhaltlos zu der angeblich revisionistischen Politik der Partei seit dem 4. August bekannt haben?“

Und dann beruft sich Haenisch noch auf Wendel, Heinrich Schulz, Max Cohen.

Wer diese Ausführungen liest, kann leicht zu dem Glauben kommen, daß ich mich in den inneren Differenzen, die in unserer Partei seit dem Kriegsausbruch auftraten, auf jene Seite gestellt hätte, der sich Genosse Haenisch mit so vielen anderen zugesellt hat. In der Tat ist die obige Äußerung Haenischs mehrfach so verstanden worden.

Die Deutung, die Genosse Haenisch einzelnen meiner Ausführungen gibt, entspringt einem Mißverständnis. Als nach dem Kriegsausbruch die Massen wie die sozialistischen Parteien in ihrer Mehrheit nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und vielfach auch in England eine andere Haltung einnahmen, als allgemein erwartet worden war, erstanden drei wichtige Probleme: 1. Wie ist diese Wandlung zu erklären? 2. Bedeutet sie einen Abfall von unseren Grundfögen? 3. Ist sie richtig? Diese drei Fragen werden sehr oft miteinander verwechselt, und doch zielt jede auf etwas ganz anderes hin. Wenn ich eine Handlung aus den Verhältnissen erkläre, ist sie damit noch lange nicht gerechtfertigt und nicht als richtig

erwiesen. Alles in dieser Welt muß zu erklären sein, der Irrtum ebenso wie die Wahrheit. Es kann aber auch eine Handlung aus Beweggründen entspringen, die mit unseren Grundsätzen vereinbar sind, und doch verkehrt sein, wenn sie z. B. einer falschen Einschätzung der Situation oder des Eindrucks, den sie machen wird, entspringt. Wenn sie aus richtigen Motiven, aber falscher Erkenntnis hervorgeht.

Als wir nach den ersten Wochen des Kriegslärms dahin kamen, uns mit ruhigem Blute Rechenschaft über das Vergangene abzulegen, waren es vornehmlich die ersten zwei Fragen, die ich untersuchte. Zu einer erschöpfenden öffentlichen Beantwortung der dritten, ob und inwieweit wir richtig gehandelt, schien mir die Zeit noch nicht gekommen, das Material nicht ausreichend, aber auch die Unmöglichkeit gegeben, alle Richtungen und Argumente ausreichend zum Wort kommen zu lassen, endlich war die Situation der Partei nicht eine derartige, daß sie eine Polemik zweckmäßig erscheinen ließ. So schrieb ich schon am 8. August:

„Wir sind eine Partei der Selbstkritik, aber unter dem Kriegszustand muß diese verstummen. . . Wir begreifen es sehr wohl, wenn manchem dieser oder jener Schritt unserer Partei falsch erscheint, aber noch weit falscher, geradezu verhängnisvoll wäre es, aus irgendeiner Meinungsverschiedenheit jetzt einen inneren Zwiespalt zu entfesseln.“ („Neue Zeit“, XXXII, 2, S. 846.)

Und bald darauf:

„Ob die Bedingungen für die Bewilligung der Kriegskredite tatsächlich gegeben und die Abstimmung objektiv richtig war, wird erst eine genaue historische Untersuchung nach dem Kriege zeigen können.“ („Neue Zeit“, XXXII, 2, S. 881.)

Endlich im November sagte ich über die Beschuldigung, viele aus unseren Reihen hätten wesentliche Grundsätze unserer Partei nach dem Ausbruch des Krieges preisgegeben:

„Darüber müssen wir die Diskussion bis nach der Beendigung des Krieges verschieben, soweit sie die einzelnen konkreten Fälle betrifft.“

Ich habe mich also im Interesse der Partei jeder Polemik enthalten, mich aber wohl gehütet, mich mit allem Vorgekommenen zu identifizieren.

Meine Untersuchungen galten nur den ersten beiden Fragen, wie das Handeln der Masse und der Parteien zu erklären sei und ob es einen Abfall von unsern Prinzipien bedeuten müsse. Diese Fragen erschienen mir höchst wichtig, denn die Art ihrer Beantwortung entscheidet über die Aussichten unserer Bewegung. Haben die Massen und die sozialistischen Parteien beim ersten Anstoß sofort alle unsere Grundsätze über Bord geworfen oder wurden sie selbst dort, wo sie etwa irrten, von sozialistischen Motiven getragen? Von der Antwort auf diese Fragen hängt ab, was wir von der Masse zu erwarten haben und die Masse von uns.

Ich sah wohl, daß seit dem 4. August eine Reihe Genossen tatsächlich sich fortschreitend gewandelt hat und immer mehr dem Imperialismus verfallen ist, glaube aber doch, darin nur Ausnahmen zu sehen und in optimistischem Sinne antworten zu dürfen. Ich legte Wert darauf, dies den Genossen zu sagen, um ihre Zuversicht zu kräftigen und dem Pessimismus entgegenzuwirken. Nicht minder wichtig erschien es mir, die Genossen zur Toleranz zu mahnen — dem Beispiele folgend, das Liebknecht 1870 gegeben.

Natürlich ist sie den auswärtigen Genossen gegenüber heute noch weit mehr geboten, als gegenüber denen im Inland. Jene können auf Angriffe noch weniger selbst antworten, können falsche Darstellungen noch weniger selbst richtigstellen als diese. Und für fremde Verhältnisse unter völlig neuen Umständen gilt noch weit mehr als für einheimische, besser bekannte, daß das Begreifen wichtiger ist als die Kritik, auf jeden Fall ihr vorauszugehen hat. Gerade von ihnen gibt das bloße Zittern einiger aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze nur einseitige und deshalb vielfach irreführende Information. Die Mitteilung solcher Sätze ist schlimmer als wertlos, wenn sie nicht das Entscheidende gibt, was heutzutage meist nicht gegeben werden kann, ihren Zusammenhang und ihre Begründung.

Ferner nimmt die Kritik einen ganz verkehrten Charakter an, wenn sie sich bloß gegen bestimmte Erscheinungen im Ausland richtet und die gleichen oder noch schlimmere Erscheinungen im Inland unbeachtet lassen muß oder gar preist.

Die heute so viel angefeindete Zurückhaltung, wie sie z. B. der „Vorwärts“ übt, erscheint mir unter diesen Umständen dringend geboten. Mir widerstrebt auch heute noch jede Parteipolemik vor der Öffentlichkeit, so lange der jetzige Zustand dauert. Um so mehr muß ich mich dagegen verwahren, daß man mich zu polemischen Zwecken für Anschauungen ins Feld führt, die ich ablehne. R. K a u t s k y.

## Literarische Rundschau.

Dr. A. Millner (Pirna), *Die politischen Ideen und die politische Arbeit Diesterwegs*. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne. (Heft 572 von Friedrich Manns Pädagogischem Magazin.) 58 Seiten. 0,75 Mf.

Zu den Kreisen der bürgerlichen Intelligenz, die sich im letzten Jahrzehnt in wachsendem Maße aus politischer Gleichgültigkeit zu befreien und zu irgendwelchem politischen Denken und Handeln zu entwickeln suchen, gehören besonders die deutschen Lehrer. Neben anderen Anzeichen erkennt man dieses erfreuliche Steigen des politischen Interesses daran, daß sie die führenden Pädagogen der Vergangenheit nicht nur wie sonst lediglich nach pädagogischen Gedanken und Anregungen, sondern auch nach ihrer Stellung zu den sozialen und politischen Problemen ihrer Zeit durchforschen. Bei Comenius ist man damit noch nicht weit gekommen. Er liegt den Lehrern von heute mit seiner kommunistischen Grundrichtung noch zu fern. Um so mehr und eifriger hat man sich mit dem Revolutionär Pestalozzi beschäftigt. Man sieht in ihm nicht nur den gütigen „Vater“ armer und heimatloser Kinder und den Begründer neuer Lehrmethoden, man hat auch den großen und wertvollen Schatz seiner sozialpolitischen und sozialistischen Gedanken entdeckt und ist fleißig bemüht, ihn zu heben. Ein Hauptverdienst daran trägt der bekannte Warburger Pestalozziforscher Ratorp.

Neuerdings wendet sich das Interesse pädagogischer Forscher auch dem jüngsten der drei großen Pädagogen der Vergangenheit, Diesterweg, zu. Als Anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Anlaß des 100. Geburtstages Diesterwegs eine Flut von Schriften über ihn erschien, war das politische und soziale Interesse der deutschen Lehrer allerdings noch zu gering, als daß ihnen der knorrige politische Draufgänger Diesterweg etwas zu sagen gehabt hätte. Wohl war das einige Jahre später anläßlich des 150. Geburtstages Pestalozzis auch noch nicht viel anders. Wenn trotzdem die Pestalozziforschung schneller einsetzte und tiefer schürfte, so lag das einmal daran, daß Pestalozzi der ursprünglichere und reichere Geist war, andererseits daran, daß der Revolutionarismus Pestalozzis innerlicher und theoretischer ist als der Diesterwegs, so daß er für die mit den Begriffen der Sozialpädagogik und der Arbeitsschule zusammenhängenden Gedankenketten ergiebiger und unbedenklicher auszuschöpfen ist als Diesterweg. Diesterweg ragt mit seinem Denken und Tun noch zu sehr in unsere Zeit hinein. Er war weniger ein Theoretiker als ein Mann der unmittelbaren, schnell zupackenden und furchtlosen Tat. Er hat deshalb Zeit seines Lebens inmitten heftiger Kämpfe gestanden. Bis an seinen Tod hat er unbeugsam die preußische Schulpolitik bekämpft, nicht nur gegen die Regierung, auch gegen den Liberalismus und gegen die wenig tapferen und aufrechten preußischen Lehrer seiner Zeit. Durch seine scharfen Worte dürfte sich daher bis jetzt mancher führende Schulpolitiker getroffen fühlen. Kein Wunder deshalb, daß man das heiße Eisen der politischen Ideen Diesterwegs nicht gern anfaßte. Erst neuerdings darf man aus vereinzelten Anzeichen die Hoffnung schöpfen, daß sich in der Lehrerschaft ein neuer Geist zu regen beginnt, der sich auch von der überlieferten Hörigkeit der Lehrer zum politischen Liberalismus zu befreien versucht.

Vielleicht ist es darauf auch zurückzuführen, wenn neuerdings häufiger Schriften und Aufsätze erscheinen, die den politischen Kämpfer Diesterweg mehr als früher würdigen. Vor einigen Jahren habe ich an dieser Stelle die von H. Rebhuhn herausgegebenen Briefe Diesterwegs besprochen (1908/09, 1. Bd., S. 169 f.), die ein außerordentlich wertvolles Material zur Beurteilung dieses Mannes bilden. Der Schulpolitiker muß oft nach diesen Urkunden greifen. Sie sind fast zwanzig Jahre lang von der Veröffentlichung zurückgehalten worden. „Jetzt sind die damals vorhandenen Bedenken beseitigt,“ so sagt der Herausgeber im Vorwort mit lakonischer Kürze, die aber dem Wissenden viel sagt oder doch zu deuten berechtigt.

Das Schriftchen, das ich heute den Lesern der „Neuen Zeit“ anzeigen möchte, ist nicht wie die Briefe eine Urkundensammlung, sondern ein Wegweiser zu den Quellen und Urkunden über den Politiker Diesterweg, wie sie in dem reichen Material der Diesterweg'schen Schriften, Aufsätze, Briefe und Reden in reichlicher Fülle verstreut vorhanden sind. Der Verfasser kennt allem Anschein nach das Material sehr genau. Seine Schrift hat aber eigentlichen Wert nur für den, dem dieses Material durch eigenen Besitz oder durch Bibliotheken zugänglich ist. Der Verfasser nimmt zu den von ihm bloßgelegten politischen Ideen Diesterwegs selbst kaum Stellung, zieht daraus auch keine Schlüsse, weder für die Vorgänge der Vergangenheit noch für die Gegenwart, ihm kommt es nur darauf an, unbekannte oder weniger bekannte Tatsachen aus dem Leben und schriftstellerischen Wirken Diesterwegs mitzuteilen und zu ihren Belegstellen hinzuführen.

Diese Selbstverleugnung des Verfassers ist keineswegs ein Nachteil für das Büchlein. Bei den „Zensur“schwierigkeiten, die für beamtete Lehrer auch außerhalb der Kriegszeit bestehen, würde bei einer gegenteiligen Haltung des Verfassers zu befürchten gewesen sein, daß er entweder sich selber oder Diesterweg Gewalt angetan hätte. Das erhellt schon aus einer gelegentlichen harmlosen Bemerkung über Diesterwegs organisatorische Bestrebungen: „Was Diesterweg wollte und zum Teil auch verwirklichte, ist daselbe, was später Schulze-Delitzsch, Max Hirsch, Franz Dunder auf dem Gebiete der Arbeiterorganisation voll erreichten.“ Man darf zur Ehre Diesterwegs hier verbessernd bemerken, daß Diesterweg in seiner stürmenden und drängenden Kampflust in den Organisationen vermittelnder und kampffreier „Harmonie“ ganz gewiß nicht sein Ziel gesehen hätte.

Aber abgesehen von solchen Nebenächlichkeiten, die jeder Schulpolitiker, der einen eigenen Standpunkt besitzt, beiseite schiebt oder einrenkt, ist die fleißige Zusammenstellung ein wertvolles Hilfsmittel für die bessere Erkenntnis der politischen Stellung Diesterwegs und für die Beurteilung der preussischen Schulpolitik im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts.

Heinrich Schulz.

**The Double Edge of Labors Sword.** Discussion and Testimony on Socialism and Trade-Unionism before the Commission on Industrial Relations by Morris Hillquit, Samuel Gompers and Max J. Hayes. New York. Socialist Literature Company. 192 p., price 25 Cents. (**Die zwei Schneiden des Schwerts der Arbeit.** Diskussion und Zeugenaussage über Sozialismus und Gewerkschaftsbewegung vor der Kommission zur Untersuchung der sozialen Beziehungen in der Industrie von Morris Hillquit, Samuel Gompers und Max J. Hayes.)

Am 23. August 1912 beschloß der Kongreß der Vereinigten Staaten die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der Arbeitsverhältnisse in den wichtigsten Industrien und der Landwirtschaft des Landes, der Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, des Wachstums der Organisationen auf beiden Seiten sowie der Erfolge dieser Organisationen und ihrer Einwirkungen auf das gegenseitige Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Vor dieser Kommission, die berechtigt war, in allen Teilen des Landes Untersuchungen anzustellen und Zeugen zu vernehmen, fand in den Tagen vom 21. bis 23. Mai 1914 das Verhör statt, dessen stenographisch aufgenommenes Protokoll in der angezeigten Publikation im Drucke vorliegt. Weggelassen sind hier nur die Aussagen der Vertreter der I.W.W., die, wie das Vorwort der Broschüre behauptet, nichts Wesentliches zur Frage der Be-

ziehungen zwischen Sozialismus und Gewerkschaftsbewegung in den Vereinigten Staaten enthielten. Die Auslassung erscheint bedauerlich, da diese Auslagen jedenfalls das Bild der amerikanischen Arbeiterbewegung vervollständigt hätten, und auch weil die Industrial Workers nun behaupten werden, die Sozialistische Partei habe es nicht gewagt, die syndikalistische Heilswahrheit ihren Anhängern mitzuteilen.

Sieht man davon ab, so erhält der Leser der Broschüre ein sehr lebhaftes Bild von den gegenseitigen Beziehungen der beiden Hauptzweige der amerikanischen Arbeiterbewegung. Denn Hillquit und Gompers entwickeln hier nicht nur vor der Kommission die Prinzipien der von ihnen vertretenen Bewegungen und werden von Kommissionsmitgliedern über Einzelheiten befragt. Die Kommission ist in diesem Falle vom sonstigen Brauch englischer, und amerikanischer parlamentarischer Kommissionen abgewichen und hat jedem der beiden Redner erlaubt, an den anderen Fragen zu stellen.

Von diesem Rechte haben denn auch beide ausgiebigen Gebrauch gemacht, und so erfahren wir ziemlich alle Vorwürfe, die die Vertreter einer der beiden Organisationen gegen die der anderen zu erheben haben, sowie die Antworten, die auf diese Vorwürfe erteilt werden. Das geschieht in den Formen des „Kreuzverhörs“ des englischen Gerichtsverfahrens, das besonders Hillquit meisterhaft gebraucht, um den Gegner in die Enge zu treiben.

Dieses gegenseitige „Schrauben“ der beiden Wortführer von Formen der Arbeiterbewegung, die aufs innigste zusammenarbeiten müßten, um den Kampf mit den übermächtigen Gegnern aufnehmen zu können, würde einen recht peinlichen Eindruck hinterlassen, wenn nicht die Aussage Hayes' bewiese, daß ungeachtet dieser Streitigkeiten der Führer unter der Mitgliedschaft der beiden Bewegungen viel bessere und innigere Beziehungen herrschen. Hayes selbst spielt in beiden Bewegungen eine Rolle und kann daher aus eigener Erfahrung über das Zusammenarbeiten im täglichen Kleinkampf und dessen Ersprießlichkeit berichten. Allerdings, solange der kleinliche und engherzige Geist in der American Federation of Labor herrschend bleibt, dem Gompers auch in seinem Verhör Ausdruck gibt, ist wenig Hoffnung, daß dieser Verband eine großzügige Politik einschlagen und mit der Sozialistischen Partei Hand in Hand gehen wird. Doch bereiteten sich schon wesentliche Veränderungen in dem bunten Gemisch von Vereinen vor, die in der Federation verbunden sind, und die schwere, durch den jetzigen Krieg herbeigeführte Krise des amerikanischen Wirtschaftslebens wird diese Entwicklung voraussichtlich wesentlich beschleunigen.

G. E d s t e i n.

## Anzeigen.

**Der Krieg und die Sozialdemokratie.** Zürich 1914. Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grüttvereins. 24 S.

Es sei irreführend, stets zu fragen: wer ist an dem Krieg schuld? oder wer führt den Krieg barbarischer? Schuld an dem Krieg trägt der Kapitalismus, und der Krieg bringt Greuel auf allen Seiten mit sich. Für den Sozialdemokraten, der bisher geglaubt, er könne einzig auf dem Boden des Klassenkampfes eine Organisation schaffen, die imstande wäre, dem Kriegswillen Einhalt zu gebieten, für den seien heute alle Hoffnungen zerbrochen. Nur wenn die Arbeiter der verschiedenen Länder nicht mehr an dem Gedeihen des Kapitalismus in ihrem Lande interessiert sind, sondern gemeinsame Interessen haben, sei der Friede verbürgt. Das geschehe durch die Ausbreitung der Genossenschaft. — Die Realisierung des Profits sei mit der Ausbeutung der Arbeiter im Produktionsprozeß nicht vollendet. Es sei noch der Verkauf der Waren nötig, in denen sich der Profit darstellt. Indem sich die Arbeiter als Konsumenten organisieren, vereiteln sie diesen Verkauf und damit die Realisierung des Profits. Durch die allmähliche Sozialisierung des Wirtschaftslebens auf dem Wege der Vergenossenschaftung werde die eigentliche Kriegsursache,

die Konkurrenz der Kapitalmächte, beseitigt. Nur so könne die Gefahr künftiger, noch verheerenderer Kriege vermieden werden.

**Eduard Bernstein, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg.** Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Tübingen 1915. Zweites Kriegsheft. S. 267 bis 322.

Der Verfasser bringt hauptsächlich eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Dokumente, welche die Stellung der Internationale und der sozialdemokratischen Parteien in den einzelnen Ländern vor und nach Ausbruch des Krieges zum Krieg erkennen lassen. Insbesondere werden charakteristische Äußerungen der Parteivorstände und führender Politiker und Blätter der Parteien zum serbisch-österreichischen Konflikt, zum Kriegsausbruch und zur Fortführung des Krieges mitgeteilt. Der diese Dokumente verbindende Text dient hauptsächlich dazu, ihr Verständnis, aber auch das Verständnis ihrer Wirkung auf die Bruderparteien des Auslandes zu erleichtern, wobei sich der Verfasser bemüht, selbst objektiv zu bleiben und nicht Stellung zu nehmen.

**Ronrad Haenisch, Krieg und Sozialdemokratie.** Hamburg 1915. Auer u. Co. 23 Seiten. Preis 25 Pfennig.

Der Verfasser will in den drei Artikeln des „Hamburger Echo“, die hier in einer Broschüre zusammengefaßt sind, die Frage untersuchen, ob es wahr sei, daß die Partei ihre ganze Vergangenheit, alle ihre Grundsätze über Bord geworfen habe. Richtig sei, daß der Krieg eine viel größere Widerstandskraft der bürgerlichen Gesellschaft offenbart hat, als die meisten radikalen Sozialdemokraten erwartet hätten. Auch die revolutionäre Zuspitzung der Klassengegenätze, die wir erwarteten, sei ausgeblieben. — Für die Haltung der Sozialdemokratie seien zwei Maßstäbe bestimmend: das proletarische Klasseninteresse und das Interesse des Sozialismus. Gerade diese beiden Maßstäbe aber hätten der deutschen Partei geboten, alles an die Sache des Sieges der deutschen Waffen zu setzen, und zwar, weil die nationale Unabhängigkeit Deutschlands mit für seine demokratische Entwicklung notwendig sei, weil die sozialen Gegenwartsinteressen der deutschen Arbeiter den Sieg der deutschen Waffen erforderten, und weil endlich die Gefährdung des deutschen Kapitalismus die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung und damit den Kern der Internationale in Frage stelle.

Tatsächlich habe die Sozialdemokratie überall die gleiche Stellung eingenommen, überall habe sich gezeigt, wie unauf löslich die Arbeiterparteien aller Länder heute innerlich verknüpft sind mit dem Leben der nationalen Staaten. Die Formen der Internationale seien heute allerdings zerbrochen, aber ihr Geist sei nur scheinot. Die neue Internationale werde am besten vorbereitet, wenn man ihr Fundament, die deutsche Arbeiterbewegung, durch alle Stürme dieser Zeit hindurchsetze.

Auch während der Dauer des Krieges habe die deutsche Sozialdemokratie nicht zu existieren aufgehört, sie hat weder ihre Waffen noch etwas von ihrem Programm aufgegeben. Nur die Formen und Methoden des Kampfes seien freiwillig im Interesse des Burgfriedens geändert worden. An die Stelle der äußeren Organisations- und Agitationsarbeit sei in hohem Maße das getreten, was man gern die „positive Arbeit“ nenne.

**Wolfgang Heine, Gegen die Quertreiber!** Dessau, Verlag Volksblatt für Anhalt. 40 Seiten.

Eine Streitschrift gegen eine Anzahl meist namentlich angeführte Parteigenossen und gegen die Redaktion des „Vorwärts“.

Als die Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ihre Entschlüsse bildeten, hätten bereits die Heere Rußlands und Frankreichs mobilisiert an der Grenze gestanden, während die Reichsregierung ihre letzten Versuche gemacht habe,

den Frieden zu erhalten. Unter diesen Verhältnissen habe die Abstimmung über die Kriegskredite nicht zu Demonstrationen benutzt werden dürfen. Die Ablehnung der Kredite wäre allgemein aufgefaßt worden als eine Demonstration gegen die Verteidigung des Vaterlandes.

Die „Quertreiber“ würfen der deutschen Partei Verrat an der Internationale vor. Dieser Vorwurf richte sich aber immer noch eher gegen Franzosen und Engländer. Zu einem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wäre es überhaupt nicht gekommen, wenn die französische Regierung ihn nicht gewollt hätte. Deutschland habe sich bemüht, den Krieg zwischen Oesterreich und Serbien auf diese beiden Länder zu beschränken und hätte, als das nicht gelang, natürlich viel lieber sich nur nach einer Front verteidigt. Trotzdem erkläre die französische Partei, der Krieg müsse fortgesetzt werden bis zur Niederwerfung Deutschlands. Dagegen seien die deutschen Sozialdemokraten, die an dem Standpunkt der Fraktionsmehrheit festhalten, der Ausartung der Kampfesstimmung zum Völkerverhaß und der nationalistischen Ueberhebung entgegengetreten. Wer etwas anderes behauptete, sei ein Verleumder.

Der Krieg sei auf deutscher Seite kein imperialistisches Unternehmen. Nur die Franzosen, dann auch die Russen und Engländer hätten Eroberungsabsichten. Daß es sich in diesem Kriege um die Existenz des deutschen Wirtschaftslebens handle, darüber sei kein Zweifel möglich. Das Interesse, das der deutsche Kapitalist anderen Nationen gegenüber hat, seine Ausfuhr zu entwickeln, habe in noch höherem Maße auch der deutsche Arbeiter. Unter Imperialismus seien „alle Bestrebungen zu verstehen, die auf eine Ausdehnung einzelner Staaten zur Stellung gebietender Weltmächte auf Kosten der übrigen abzielen“. (Seite 27.) Selbst wenn Deutschland heute eine soziale Republik wäre, müßte es aus dem Ausland Güter kaufen und dafür „einen Exporthandel, wenn nicht eine direkte Expansionspolitik treiben. Also müßte auch diese Republik „imperialistisch“ werden.“ (Seite 29.)

„Alle, die sich in dem Kampfe, den Deutschland jetzt um seine Existenz führt, gegen das Vaterland und gegen seine Unterstützung durch die Sozialdemokratie wenden,“ fährt Heine fort, „drapieren sich neuerdings sehr geschickt als Freunde des Friedens.“ Der Friede hänge aber jetzt noch nicht von Deutschland ab, denn der Sieg sei noch nicht errungen. Jede Agitation für den Frieden und jede Erörterung über ihn sei daher nur schädlich.

Alle Schwierigkeiten, die der Sozialdemokratie in den letzten 20 Jahren erwachsen, hätten auf dem Glauben beruht, sie stünde dem Vaterland gleichgültig gegenüber. Nun sei diese Beschuldigung durch die Tat widerlegt, und damit eröffneten sich für die Partei, besonders aber für die Gewerkschaften, ganz neue Möglichkeiten und Ausichten. Aber alles würde verdorben werden, wenn es der Quertreibergruppe gelänge, den stolzen und großen Eindruck zu zerstören, den die bisherige Haltung der Partei und der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland gemacht hat. Es sei die höchste Zeit, daß die Genossen diesen Versuch ein Halt gebieten. Die Zeit sei nicht dazu angetan, sich mit langmütiger Vertuschung zu helfen.

## Briefkasten.

Seit Dezember 1911 schreibt unter dem Namen *Spectator* ein bewährter Genosse für die „Neue Zeit“. Die Artikel, die jetzt mit dem gleichen Pseudonym gezeichnet in verschiedenen deutschen Partei- und Gewerkschaftsblättern erscheinen, rühren nicht von diesem unserem Mitarbeiter her, sondern von einem Schriftsteller, der sich das ihm sicher nicht unbekanntes Pseudonym angeeignet hat.

Die Redaktion.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21

Ausgegeben am 26. Februar 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Dem Andenten Dimitrij Tušovits.

Gefallen am 24. November 1914 bei Lazarevaz in Serbien.

Von J. Topalovits.

Die serbische Arbeiterklasse wird vom Unglück verfolgt. Wieder hat sie einen Mann von historischer Größe verloren. Genosse D. Tušovits, der am 24. November 1914 bei Lazarevaz in Serbien fiel, war nicht bloß einer aus der Reihe der Vorkämpfer, die ihre Partei auf im großen ganzen festgelegten Bahnen weiterführten. Die geschichtliche Bedeutung eines Mannes liegt gerade darin, daß er vor seinen Zeitgenossen neu sich eröffnende Wege klar erkennt und die noch unsicher tastenden Kräfte in diese Bahnen lenkt. Solche Männer erscheinen, indem sie dem blinden Drang der materiellen Kräfte eine klare und bewußte Form geben, als Bahnbrecher, als Ideenschöpfer, als schaffende Macht der geschichtlichen Entwicklung. Sie sind das in der Tat insofern, als sie die Menschen lehren, bewußt und zielklar ihre eigene Geschichte zu machen.

Die serbische Arbeiterklasse hat in ihrer geschichtlichen Entwicklung drei solcher Männer als Führer gehabt. Der erste von ihnen war vor 40 Jahren Svetozar Markovits, der erste Sozialist auf dem Balkan. Ihm fehlten noch die geschichtlichen Voraussetzungen einer proletarischen Klassenbewegung in Serbien, die kapitalistische Wirtschaft und eine Klasse von Lohnarbeitern. Obgleich er ein eifriger Kommunist und mit der marxistischen Lehre sehr wohl vertraut war, vermochte er unter diesen Umständen nicht eine Sozialdemokratie im heutigen Sinne ins Leben zu rufen; er begründete eine, allerdings von sozialistischen Tendenzen durchsetzte, kleinbürgerliche, demokratische Bewegung. Er stattete diese mit einer glänzenden, geistreichen Theorie der Volksherrschaft aus, wie sie bis heute noch nicht überholt wurde. Von seinem Geist waren die innerpolitischen Kämpfe des neuen Serbien beherrscht. Die Gefängnisse, in die ihn die Polizeiwillkür so oft trieb, zermürbten seine Gesundheit, so daß er uns in seinem 28. Lebensjahre entrißen wurde. Die von ihm ins Leben gerufene radikale Partei mit dem heutigen Ministerpräsidenten Paschits an der Spitze verließ bald ihre anfänglichen, sozialistischen Bahnen, führte aber 30 Jahre lang einen überaus heftigen Kampf für die Volksrechte und befreite den Staat von der Willkürherrschaft einer korrupten Bureaucratie. Sie schuf dadurch die Grundlage für die Herrschaft der bürgerlichen Klasse. Seit 10 Jahren führt sie das Staatsruder und bestimmt die Geschehnisse des Landes.

Die innerliche Umwandlung der radikalen Partei aus einer sozialistisch-demokratischen und kleinbürgerlichen hat Schritt gehalten mit der ökonomischen Entwicklung Serbiens, mit der Beherrschung des Landes durch den ausländischen und einheimischen Kapitalismus, mit dem sich die radikale

Partei verbunden hatte, der sie zum innerpolitischen Siege führte und mit dem im Bunde sie das Land in die Balkan- und Weltabenteuer stürzte.

Im Gefolge dieser ökonomischen Entwicklung entstand in Serbien auch eine Lohnarbeiterschaft, die von den politischen Kämpfen mitgerissen wurde. Sie befand sich zunächst im Schlepptau der radikalen Partei und bewahrte in ihr die sozialistischen Tendenzen ihres Begründers Markovits. Ein Klassenbewußtsein besaß diese Arbeiterschaft noch nicht.

Gerade aber zu der Zeit, als die radikale Partei ihre Verhandlungen mit der Krone führte, regierungsfähig wurde und ganz offen ihr bürgerliches Gesicht zeigte, vollzog sich in der serbischen Arbeiterklasse eine historische Wandlung: sie kehrte den Radikalen den Rücken und bildete eine neue, selbständige Klassenpartei, die heutige serbische Sozialdemokratie.

Zwei ganz junge Männer waren es, die zu diesem Umschwung den Anstoß gaben: der Tischlergehilfe Radovan Dragovits und der Universitätsstudent Dimitrij Lujkovits. Aus der radikalen Partei selbst gesellte sich zu ihnen deren bester Journalist D. Laptševits.

R. Dragovits und D. Lujkovits wurden fast zur gleichen Zeit beide in der Stadt Uzike geboren. Als ganz junge Schüler begannen sie die deutsche sozialistische Literatur zu lesen. Die Kommentare, durch die Kautsky die marxistischen historischen und ökonomischen Lehren auch Anfängern verständlich gemacht hat, übten auf die zwei jungen Seelen den größten Einfluß aus. Als Dragovits das Gymnasium im sechsten Jahrgang verließ, waren beide Freunde überzeugte Sozialisten geworden. Schon vorher hatte Dragovits seine Studien nur dadurch fortsetzen können, daß er sich seinen Lebensunterhalt durch Dienstleistungen in wohlhabenden Familien verdiente. Nun aber zwang ihn bitterste Armut, die Schule zu verlassen, und er erlernte das Tischlerhandwerk. Als Gehilfe zog er in die weite Welt hinaus und durchwanderte Oesterreich und Deutschland. Da er am Tage arbeiten mußte, blieb ihm zum Lesen keine andere Zeit als die Nacht. Gerade in dieser Zeit machte er seine schwierigsten ökonomischen Studien. Nach zwei Jahren kam er in seine Heimat zurück, ausgerüstet mit einer umfassenden sozialistischen Bildung, mit klaren Vorstellungen von den Formen des proletarischen Kampfes und seiner Organisationen und entschlossen, in Serbien eine moderne Arbeiterbewegung auf marxistischer Grundlage zu begründen. Leider brachte er als Folge der Ueberanstrengungen und des überstandenen Elends ein schweres Lungenleiden mit nach Hause. Er wurde nun vom Tischlergehilfen zum Journalisten und jetzt trat sein Jugendfreund Lujkovits an seine Seite. Dieser absolvierte damals gerade seine juristischen Studien an der Universität Belgrad. Sohn eines Priesters, in dessen Familie sich die Priesterschaft als Familienüberlieferung schon seit 300 Jahren erhalten hatte, wurde er von seinem Vater in die Priesterakademie gesteckt, während seine beiden Brüder die Militärschule besuchten. Er flüchtete aber aus der Akademie und weigerte sich, Geistlicher zu werden. Dem Vater blieb daher nichts übrig, als den Sohn die Universität besuchen zu lassen. Dort wurde Lujkovits alsbald der führende Geist des sozialistischen Universitätsklubs, der Führer vieler politischer Straßendemonstrationen und mußte wegen eines blutigen Zusammenstoßes mit der Polizei das Land für einige Monate verlassen, die er in Oesterreich verbrachte.

Nach dem Sturz der Dynastie Obrenovits war der Sieg der radikalen Partei unbedingt und vollständig. Die neue Verfassung gewährte Preß-

Versammlungs- und Vereinsfreiheit und schuf damit die rechtliche Voraussetzung für eine freie sozialistische Propaganda. Dragovits und Lujkovits ließen diese Möglichkeit nicht unbenutzt vorübergehen.

Noch im Jahre 1901 gründeten sie die „Arbeiterzeitung“, das heutige Tagblatt der serbischen Partei, das erste marxistische Blatt Serbiens. Die Verfolgungen der Polizei ließen zuerst nur ein unregelmäßiges Erscheinen des Blattes zu. Trotzdem gewann dieses steigenden Einfluß auf die damaligen Sozialisten und brachte sie zur Ueberzeugung, es sei unbedingt nötig, die Arbeiterklasse von den bürgerlichen Parteien zu trennen und den politischen und ökonomischen Kampf selbständig zu führen.

Das war keine leichte Aufgabe. Zu fest waren die Arbeiter an die bürgerliche Demokratie gebunden. Als sich nun eine starke Gruppe von der offiziellen radikalen Partei losriß und eine besondere jungradikale Partei gründete, die mit großem Geschrei die politische Bühne betrat, da waren mehrere sozialistische Intellektuelle der Ueberzeugung, die Gründung einer besonderen Arbeiterpartei, die Abtrennung der Arbeiter von der bürgerlichen Demokratie sei ein Verbrechen an der Demokratie selbst, sei mindestens für Serbien verfrüht. Und selbst als im Jahre 1903 die sozialistische Partei und die Gewerkschaften gegründet wurden, gehörten ihnen Männer an, die nach einer politischen Kooperation mit der bürgerlichen Demokratie strebten.

Die neugegründeten Organisationen zu erhalten und zu entwickeln, sie lebensfähig zu machen, sie durch die Entwicklung des Klassenbewußtseins und durch die Führung des Klassenkampfes zur Selbständigkeit zu führen, das war eine Aufgabe von historischer Bedeutung, deren Lösung auch den Wendepunkt im Leben der serbischen Arbeiterklasse bedeutet.

Nur zwei Jahre blieb Dragovits mit seinen Freunden an dieser Arbeit tätig. Als er gerade soweit gekommen war, endlich einmal in einer ordentlichen Bettstelle schlafen zu können, warf ihn die Schwindsucht im dreißigsten Lebensjahre ins Grab.

Nach dem Verlust seines älteren Freundes bemühte sich der junge Lujkovits, ihn in der geistigen Führung der serbischen Sozialdemokratie zu ersetzen. Nach Beendigung seiner Studien widmete er sich ganz der Partei. Als Parteisekretär arbeitete er durch volle 8 Jahre Tag und Nacht an der inneren Entwicklung der Partei und prägte allen Institutionen der serbischen Arbeiterbewegung Züge seines starken Geistes auf. Was er in dieser kurzen Zeit errungen und geleistet hat, ist ungeheuer.

Da wir gezwungen waren, uns in erster Linie der kleinbürgerlichen Demokratie gegenüber zu behaupten, mußte das Problem der Eigenart der proletarischen Demokratie in Rede und Schrift viel erörtert werden. Die Arbeiten Lujkovits' über diese Frage, Hunderte von Reden, Zeitungsartikeln und kleinen Broschüren kommen für Serbien an Bedeutung der epochemachenden Kritik des bürokratischen Systems durch Markovits gleich. So wie diese Kritik vor 40 Jahren der bürgerlich-demokratischen Bewegung ihre Richtlinien vorschrieb, wiesen die Arbeiten Lujkovits' der Klassenpolitik des Proletariats die Bahn.

Eine weitere Frage von entscheidender Bedeutung war die des Verhältnisses zwischen Partei, Gewerkschaften und Genossenschaften. Zwei Parteitage und zwei Gewerkschaftskongresse beschäftigten sich eingehend mit ihr, und jedesmal war Lujkovits Referent. Er ließ sich dabei nicht durch

die große Autorität der Praktiker des Auslandes bestimmen. Er betrachtete die Sozialdemokratie als einheitliche und unteilbare, allgemeine Bewegung der Arbeiterklasse zum Zweck der Ueberwindung des Kapitalismus und der Begründung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Die verschiedenen Zweige dieser Bewegung, die politische Partei, die Gewerkschafts- und die Genossenschaftsbewegung, die wissenschaftlichen, künstlerischen und sportlichen Organisationen unterscheiden sich wohl nach ihrem nächsten Kampfziel und nach ihren Methoden, sie vereinigen sich aber in dem gemeinsamen Streben nach der Verwirklichung des Sozialismus, sie müssen sich also gegenseitig unterstützen und im wesentlichen von einer Stelle aus geleitet werden. Die allgemeine Form der sozialistischen Organisation hat die politische Tätigkeit zur Aufgabe. Sie kämpft nicht nur für das praktisch Notwendige, sondern erhebt ihren Kampf zum allgemeinen Klassenkampf und ringt unmittelbar um die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Deshalb ist der Parteitag und die aus ihm hervorgehende Parteileitung die oberste Spitze der ganzen Arbeiterbewegung und hat die allgemeinen Direktiven für den proletarischen Klassenkampf zu geben.

Diese theoretischen Erwägungen boten die Grundlage für die Organisation der serbischen Sozialdemokratie. Der Parteitag setzt sich aus den Delegierten der politischen Organisationen und der gewerkschaftlichen Zentralverbände zusammen. Die Parteileitung entsendet zwei ihrer Mitglieder in die Gewerkschaftskommission und umgekehrt. Die beiden Organisationen besitzen ein gemeinsames Zentralorgan, dessen Redaktionsführung von der Parteileitung beaufsichtigt wird. Alle anderen Organisationen, Genossenschaften, wissenschaftliche, literarische, künstlerische, propagandistische Vereinigungen dürfen nur mit Einwilligung der Parteileitung gegründet werden und müssen in ihrer Tätigkeit mit ihr stets in engster Fühlung bleiben. Dieses innige Zusammenarbeiten der verschiedenen Zweige der Arbeiterbewegung ist zum großen Teil ein Erfolg der Lebensarbeit Dimitrij Tuhovits'.

Seit den Tagen Markovits' hat sich um die politische Bildung der Volksmassen in Serbien niemand so verdient gemacht wie Tuhovits. Die Arbeiterchule, die er zusammen mit Dragovits gegründet hatte und an der vor allem er als Lehrer wirkte, schuf die erste Arbeiterintelligenz, in deren Händen heute die praktische Tätigkeit aller Organisationen liegt. Zwei seiner Gründungen sind von besonderem Wert: die wissenschaftliche Parteizeitschrift „Borba“ („Kampf“) mit der von ihr herausgegebenen Bibliothek und die besondere wissenschaftliche Bibliothek der Partei. Seit vier Jahren redigierte Tuhovits unsere Zeitschrift, die sich im ganzen Südosten Europas großes Ansehen erworben hat. In dieser Zeitschrift wurden unter Anregung Tuhovits' die allgemeinen Kulturprobleme des Balkans und des europäischen Südens, ihre Wirtschafts-, Finanz- und Militärpolitik, ihr innerpolitischer Kampf, ihr sozialer Zustand und ihre nationalen Bestrebungen mit solchem Ernst und solcher Tiefe bearbeitet, wie es sonst nirgends bei uns geschah. Das, was Tuhovits selbst über diese Fragen schrieb, war immer das beste, das originellste und das weitblickendste. Sein Buch: „Der sozialistische Agitator“ ist die populärste politische Broschüre. Es ist eine Sammlung seiner Vorlesungen in der Arbeiterchule zu Belgrad über Wirtschafts- und Finanzpolitik Serbiens. Unter seiner Redaktion wurden gegen 20

Bücher ersten Ranges aus der internationalen sozialistischen Literatur in das Serbische übersetzt und von der Parteibuchhandlung herausgegeben. Die besten Mitarbeiter der „Neuen Zeit“ aus der ganzen Welt sind dem serbischen Publikum durch die Uebersetzung ihrer Artikel in der „Borba“ wohlbekannt. Es gehört zur Eigenart Ljuchovits', daß er zugleich ein Mann der Wissenschaft, ein glänzender Journalist und ein unübertrefflicher Redner war. Unter seinem Einfluß und unter seiner ununterbrochenen Mitarbeit hat sich die serbische sozialistische Journalistik, besonders aber sein Lieblingskind, die Arbeiterzeitung, entwickelt. Es gab aber auch keine wichtige politische Kundgebung, bei der er nicht in erster Reihe berufen war zu sprechen. Im Parlament saß er nicht, weil er bei den letzten Wahlen noch nicht das gesetzlich erforderliche Alter von 30 Jahren erreicht hatte. Gerade vor Ausbruch des Krieges wurde er in drei Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt, und seine Wahl war vollständig sicher. In der politischen Welt betrachtete man es allgemein als bedeutungsvoll, daß eine so hervorragende Kraft ins Parlament einziehe. Der Krieg hat den Wahlkampf unterbrochen und das serbische Parlament wird Ljuchovits nicht unter seinen Mitgliedern sehen.

Vor allem aber muß die unermüdliche Tätigkeit Ljuchovits' für die Entwicklung des internationalen Bewußtseins und des Gefühls der Zusammengehörigkeit der Balkanvölker bei der Arbeiterklasse Serbiens betont werden. Markovits lebte in der Zeit der Pariser Kommune, er war der einzige serbische Journalist, der eifrig die Kommunarden und die internationale Verbrüderung der Demokratie verteidigte. Die Idee der föderativen Balkanrepublik fand in ihm ihren Urheber und ihren eifrigen Propagandisten. Ljuchovits ist noch einen Schritt weiter gegangen. Seit der Gründung der serbischen Partei war er Mitglied des Internationalen Bureaus und der beste Vorkämpfer der Internationale auf dem Balkan. Unter seinem Einfluß hat sich bei den serbischen Sozialisten die unerschütterliche Ueberzeugung gebildet, daß man in allen Fragen, die die internationale Politik berühren, vom Standpunkt und vom praktischen Interesse der sozialistischen Internationale ausgehen muß, und daß, sollten einmal die rein serbischen oder die rein balkanischen engeren Interessen mit den großen Interessen des internationalen Proletariats in Widerspruch geraten, dann jene unbedingt fallen zu lassen sind.

Als nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina durch Oesterreich die Balkanfrage brennend wurde, mußten die Sozialisten der Balkanländer zu diesen Fragen Stellung nehmen und sich auf ein einheitliches Programm zu einigen suchen. Der Gedanke, eine Konferenz der Parteileitungen der beteiligten Länder nach Belgrad einzuberufen, rührt von Ljuchovits her. Unter seiner geistigen Führung kam die bekannte Resolution dieser ersten sozialistischen Balkankonferenz zustande, die eine freie republikanische Föderation der Balkanstaaten befürwortete.

Kurz vor dem Kriege erschien Ljuchovits letztes Buch „Die albanische Frage“, das zugleich eine bedeutende wissenschaftliche Leistung darstellt und eine zerschmetternde Kritik ist an der eroberungsfüchtigen Politik, die die serbische Regierung Albanien gegenüber eingeschlagen hat.

Daß Ljuchovits in der Internationale nicht in dem Maße bekannt wurde, wie es seiner hervorragenden Bedeutung entsprochen hätte, rührt wohl außer

von seinem bescheidenen Auftreten hauptsächlich daher, daß er seine ganze rege Tätigkeit ausschließlich seinem Heimatland widmete. Wer aber mit dem inneren Bau und Leben der Internationale vertraut ist, weiß auch, welchen Verlust sie durch den Tod dieses Mannes erlitten hat. Sicherlich bedeutet dieser nach Saurès den größten Verlust, den der Krieg der proletarischen Internationale gebracht. Wie Markovits und Dragovits ist auch er der Arbeiterbewegung seines Landes in jugendlichem Alter entrissen worden. Er hatte kaum sein 32. Lebensjahr erreicht, als ihn die Kugel traf.

\* \* \*

Mir selbst ist es nicht möglich, an Tuhovits mit der kühlen Ruhe des Historikers zu denken. Denn ich schätze in ihm nicht nur den Mann, der auch mir das geistige Auge geöffnet, ich liebe ihn als den Lebensgefährten und teuren Freund. Das furchtbare Schicksal von vier Feldzügen, an denen wir teilnahmen, in denen wir jeder für das Leben des anderen fürchteten und uns sorgten, hat uns noch näher zusammengeführt.

An dem entscheidenden Nachmittag, an dem das Ultimatum der österreichisch-ungarischen Regierung von der serbischen abgeschlagen wurde, war es uns klar, daß der Weltkrieg unausbleiblich war. Wir waren darin einig, daß der Krieg aufs entschiedenste zu bekämpfen ist. Doch wußten wir allerdings zugleich, daß keine Macht der Welt, auch nicht die sozialistische Internationale, den Krieg werde verhindern können. Tuhovits war der Meinung, daß der Krieg doch große Umwälzungen nach sich ziehen und den Herrschenden klarmachen werde, wie schwankend der Boden ist, auf dem sie stehen. Im Laufe der ersten 4 Monate des Feldzuges haben wir uns nicht gesehen. Ich schrieb ihm, erhielt aber keine Antwort. Als ich nach einer schweren Verwundung in unsern gemeinsamen Geburtsort ins Spital kam, hörte ich von seinen Eltern, daß er sich wohl befinde. Nach meiner Rückkehr aufs Schlachtfeld geschah es, daß mein Regiment der Division zugeteilt wurde, in der Tuhovits diente. Er stand in der Feuerlinie, während wir an diesem Tage in der Reserve blieben. Während der Schlacht eilten wir dem schwer bedrängten Regiment zu Hilfe, in dem er als Oberleutnant focht, und vom Abend bis zum Morgen tobte in Schnee und Eis ein überaus heftiger und erbitterter Kampf. Wir konnten die verlorenen Stellungen nur zum Teil wieder nehmen.

Am nächsten Morgen habe ich meinen Freund endlich wieder gefunden. Er war tot. Sein Herz war von einer Kugel durchbohrt. Seine Züge trugen noch den Stempel der Entschlossenheit und Latkraft. Die Soldaten hatten aus zwei Gewehren ein Kreuz errichtet und umstanden weinend die Leiche. Sie verehrten in ihrem gefallenen Kompagniekommandanten, wie sie sagten, „den besten, den klügsten und den tapfersten Offizier der serbischen Armee, dessen Bild sie in ihren Häusern neben das Heiligenbild stellen würden“.

Tuhovits' Leiche wurde aus der Feuerlinie getragen und in einem kleinen Friedhof bestattet. Mir war es nicht vergönnt, sein Grab zu besuchen. Nach sechstägigem Kampfe wurde ich ebendort, wo er gefallen war, gefangen genommen.

Uns obliegt es nun, nicht über den Verlust zu klagen, sondern das Vermächtnis des Toten zu vollstrecken und weiterzubauen an dem großen Werk, dem er seine besten Kräfte gewidmet.

## Der englische Handelskrieg.

Von Anton Hofrichter.

Soweit auch im allgemeinen, selbst in den Reihen der Sozialdemokraten, die Ansichten über Ursachen, Vorbedingungen, Anlässe und Ziele des jetzigen Krieges auseinandergehen, in einem Punkte sind die meisten Beurteiler einig, daß nämlich dieser Krieg in seinem Wesen eine Auseinandersetzung zwischen den Lebensinteressen der englischen und denen der deutschen Volkswirtschaft oder doch des englischen und des deutschen Kapitalismus darstelle, daß also dieser Krieg in seinem Wesen ein Handelskrieg sei. Das wird so sehr als selbstverständlich betrachtet, daß die Voraussetzungen dieser Auffassung meist gar nicht näher geprüft werden. Hat man doch in den letzten Jahren soviel von der Altersschwäche der englischen im Gegensatz zum stürmischen Jugenddrang der deutschen Industrie gehört und gelesen! Und ein flüchtiger Blick in die Statistik zeigt ja offenbar daselbe Bild.

Dabei wird zunächst als selbstverständlich betrachtet, daß ein Krieg das geeignete Mittel sei, um eine handelspolitische Konkurrenz niederzuzwingen. Es werden dabei die Unterschiede zwischen Wareneport und Kapitalausfuhr, zwischen friedlicher Ausdehnung des Handels und imperialistischer Expansion des Finanzkapitals völlig außer acht gelassen. Doch auf diese Frage wollen wir uns hier zunächst nicht einlassen. Aber die andere Voraussetzung dieser Argumentation, daß nämlich Deutschlands Konkurrenz Englands Industrie in ihren Lebensinteressen bedroht hätte, so daß England dadurch in den Krieg getrieben wurde, bedarf ebenfalls einer gründlicheren Prüfung, als ihr meist zugewendet wird.

Die Legende, England führe gegen Deutschland einen Handelskrieg, kann mit einem einzigen Argument zerstört werden. Die kommerzielle Weltherrschaft Englands sei, sagt man, durch Deutschland bedroht; aber warum schließt England Deutschland nicht von seinen Märkten mit denselben Mitteln aus, die Deutschland gegen England anwendet, die dem englischen Fiskus und dem durch die Rüstungslasten schwer bedrückten englischen Bürgertum so ungemein vorteilhaft wären? Warum bekennt sich das bedrohte, altersschwache England zum Prinzip der offenen Tür, obwohl das schutzgebwehrte Deutschland durch sie auf seinen Markt kommt?

Die Antwort ist verblüffend einfach: Weil sich England gar nicht von Deutschland bedroht fühlt. Die alarmierende Schutzzollkampagne, die der kürzlich verstorbene Joseph Chamberlain mit vielem Geld und großer persönlicher Bravour 1903 unternommen hatte, hat mit einem kompletten Fiasko geendet.<sup>1</sup> In drei Wahlschlachten geschlagen, haben die Konfer-

<sup>1</sup> Die Vorzugszölle, die von den sich selbst verwaltenden Kolonien dem Mutterlande gewährt werden, können nicht zum Gegenbeweise angeführt werden. In ihnen offenbart sich nicht ein enthusiastisches Bekenntnis zur Reichseinheit, sondern der handelspolitische Gegensatz der Farmer gegenüber den Industriellen. Die Industriellen verlangen hohe Zölle und opponieren jeder Vorzugsbehandlung des Mutterlandes; die Farmer sind so rabiate Freihändler, wie es die preußischen Junker vor 1875 waren. So wurde dem kanadischen Parlamente im Dezember 1910 durch den nationalen Landwirtschaftsrat eine Petition unterbreitet, in der es heißt: „Wir wünschen, daß Freihandel zwischen Großbritannien und Kanada in einer möglichst kurzen Zeit eingeführt wird, ohne daß diese Aenderung ungebührlich die Geschäftsinteressen störe. Wir verlangen auf den englischen Märkten keine

nativen das Vertrauen zu dem Allheilmittel „Schutz Zoll“ verloren. In den konservativen Organisationen und auf den konservativen Parteitagungen machte sich allmählich eine wahrhaft verzweifelte Stimmung breit. Am 9. Januar 1913 veröffentlichte der konservative „Einheitscher“ die Mitteilung, daß zahlreiche Fraktionsmitglieder ein Memorandum an die Führer gerichtet haben, in dem ein klares Wirtschaftsprogramm verlangt wurde und das von der 265 Mann starken konservativen Fraktion des Unterhauses 229 Mitglieder

Vorzugsbehandlung für unsere Produkte, da wir den Freihandel zwischen Kanada und Großbritannien der Entwicklung Kanadas am förderlichsten halten; auch legen wir kein Gewicht darauf, daß Großbritannien fremde Nahrungsmittel höher besteuert als unsere eigenen (!).“ Dagegen erzählt der Londoner „Economist“ vom 4. November 1911: „Auf einer neulichen Versammlung des kanadischen Industriellenverbandes lohten stürmische Bravorufe einem Delegierten, der erklärte, daß von einer Ausdehnung der Vorzugsbehandlung gar keine Rede sein könne.“ Die höchsten Zölle erhoben die Kolonien naturgemäß auf jene Waren, die sie am leichtesten selbst zu produzieren hoffen dürfen, auf Tuch, Wäsche, Papierwaren usw., also gerade auf jene Artikel, die England am meisten exportiert. Die kanadischen Einfuhrzölle belasten daher die Einfuhr aus England stärker als die aus den Vereinigten Staaten. Bei der Revision des australischen Zolltarifs im Jahre 1907 ist der Durchschnittszoll auf zollpflichtige Importartikel aus England von 22,15 auf 29,85 Prozent, der auf Waren aus fremden Ländern dagegen von 32,57 auf 36,42 Prozent erhöht worden. Die England gewährte Vorzugsdifferenz ist also von 10,42 auf 6,57 Prozent gesunken. Die Zollsteigerung auf britische Waren ist größer als auf die nichtbritischen. Der Einfluß der Vorzugszölle auf die Steigerung der Ausfuhr Englands in seine selbstverwaltenden Kolonien ist sehr gering. Die Vorzugszollgesetzgebung hatte höchstens den Effekt, England seinen kommerziellen Besitzstand in den sich selbst verwaltenden Kolonien zu erhalten. Im Jahre 1897 gingen von seiner Gesamtausfuhr 15 Prozent nach Kanada, Australien, Neuseeland, Natal und Kapland, 1910 15,8 Prozent. Es ist wahrscheinlicher, daß diese geringe Steigerung durch den enormen Bevölkerungszuwachs dieser Länder, als durch die Vorzugszollgesetzgebung veranlaßt worden ist. Vergleiche E. Erner Todd, *The case against tariff reform*. London 1911. Zu allem Ueberfluß findet sich in den Berichten der englischen Trade Commissioners der klare Nachweis, daß England in den sich selbst verwaltenden Kolonien, die eine ungleich größere Zukunft haben als die tropischen Länder, nicht von Deutschland, sondern von den Vereinigten Staaten bedroht ist. So heißt es in dem Report to the Board of Trade on the Trade of Canada for the year 1912: „Der so (von Großbritannien in Kanada) verlorene Handel wurde nicht von mehreren anderen Ländern erobert, sondern fast gänzlich von den Vereinigten Staaten absorbiert.“ Der Report to the Board of Trade on the Trade of New Zealand for the year 1912 sagt: „Die einzig wirklich ernste Konkurrenz für den Import nach Neu-Seeland kommt von den Vereinigten Staaten“, und in dem Report to the Board of Trade on the Trade of the Union of South Africa for the year 1912 wiederholt sich die Klage. Der Handelsberichterstatter Sir R. Sothorn Holland sagt ausdrücklich: „Ich lege größere Bedeutung dem Wettbewerb der Vereinigten Staaten als dem Deutschlands bei, obwohl daran erinnert werden muß, daß abgesehen von den konkurrierenden Fertigwaren die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten beträchtlich durch die Verschiffung von Rohprodukten und nicht konkurrierenden Waren, wie Paraffinöl, Benzin, unbehauenes Holz, vergrößert worden ist. Es ist kein Zweifel, daß die Vereinigten Staaten einen beträchtlichen Vorteil dadurch genießen, daß ihre Fabrikanten im eigenen Lande ähnliche Absatzbedingungen zu erfüllen haben, wie sie in Südafrika existieren.“

unterzeichnet hatten. Die Zahl der Protestler wäre noch größer gewesen, wären nicht einige Konservative krank oder verreist gewesen und hätten sich die front bench leaders (die führenden Parteimänner, die auf der ersten Bank den Ministern gegenüber sitzen) nicht geweigert, in die Bewegung einzugreifen.

In dem Memorandum wird verlangt, daß, wenn die Unionisten zur Regierung kommen und es nach Beratungen mit den Kolonien rätlich erscheint, Zölle auf Nahrungsmittel einzuführen, solche Zölle nur dann eingeführt werden sollten, wenn sie von dem Volke in neuen allgemeinen Wahlen gebilligt worden sind. Am 24. Januar figierte der konservative Führer Bonar Law in einer Edinburger Versammlung das neue konservative Wirtschaftsprogramm:

1. Die Konservativen werden auf ausländische Fertigwaren einen Tarif legen, niedriger als er in irgendeinem industriellen Lande der Welt besteht.
2. Die Konservativen wollen den Kolonien den denkbar größten Markt geben, ohne Zölle auf Nahrungsmittel zu erheben.
3. Die Konservativen wünschen, daß alle Glieder des Reiches wirtschaftlich und militärisch zusammenarbeiten. Sie werden darüber mit den Kolonien Verhandlungen pflegen und das beste System ausarbeiten, um dieses Ziel zu erreichen, es den Wählern vorlegen und ihren Beifall zu erreichen suchen.

Was aber hatte Chamberlain vorgeschlagen?

In seiner Rede auf dem Handelskammerkongreß am 9. Juni 1896 hatte Chamberlain den Vorschlag der Handelskammer in Toronto aufgegriffen, die verlangte, daß Großbritannien für die kolonialen Vorzugszölle auf Fertigwaren niedrige Zölle auf Fleisch, Wolle, Zucker, Getreide und andere Massenkonsumartikel mit einer Vorzugsdifferenzierung zugunsten der Kolonien lege. Von diesem Plane hat Chamberlain in seiner Rede gesagt: „Es können Ausnahmen von diesem Prinzip gemacht werden, aber das Prinzip muß erhalten werden, wenn überhaupt ein Fortschritt erzielt werden soll.“ Das Prinzip der Preferentialzölle (Vorzugszölle) blieb tatsächlich der politische Leitgedanke Chamberlains, der in ihnen das einzige Mittel sah „zu der Verwirklichung des höchsten Ideales, das jemals Staatsmänner in irgendeinem Lande oder zu irgendeiner Zeit erfüllt hat — zur Schaffung eines Imperiums, wie es die Welt noch nicht gesehen hat“!<sup>2</sup>

Dieses stolze Programm hatte zum Ziele, den Kolonien im Mutterlande einen begünstigten Markt zu schaffen und der Industrie des Mutterlandes in den Kolonien, die Chamberlain nicht müde wurde als die Länder der Zukunft zu preisen, ebenfalls durch Vorzugszölle ein großes Absatzgebiet

<sup>2</sup> Mr. Chamberlain's Speeches 1903. Second Edition, London 1910. Seite 22. In einer anderen Rede sagte Chamberlain: „Ich habe diese Fragen (Schutzzoll) nicht als eine politische Frage betrachtet. Der Schutzzoll ist eine wirtschaftliche Frage, er ist eine Geschäftsfrage, er ist eine nationale Frage. Sie berührt jeden Mann, jede Frau, jedes Kind in diesem Lande, aber sie sollte keine Parteifrage sein. Für meinen eigenen Teil hoffe ich, daß viele Liberale an diesem Abend hier anwesend sind und daß, was immer sie von mir in Gegenwart und Zukunft in jeder rein politischen Frage scheiden mag, es kein Hindernis für sie gibt, zum mindesten ein williges Gehör einer Sache zu leihen, von der ich sagte, daß sie über jeder Partei und über allen Personen steht.“ Seite 46.

zu sichern. Chamberlain glaubte, daß die Schaffung der wirtschaftlichen Einheit des größeren Britanniens unbedingt zu seiner politischen und militärischen Einheit führen müsse.

Dieses Chamberlainsche Programm ist in der Edinburger Fassung Bonar Laws bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Es fehlt der Vorzugszoll zugunsten der Kolonien, der nur möglich ist bei einem Zoll auf Lebensmittel. Chamberlain hat selbst auf dem Handelstammerkongreß 1896 in seiner zitierten Rede gesagt, daß das Prinzip der Vorzugszollgesetzgebung aufrechterhalten werden muß. Dieses Prinzip ist von Bonar Law aufgegeben worden. Das umgemodelte schutzöllnerische Programm der Konservativen verspricht vor Einführung von Lebensmittelzöllen die Wähler zu befragen, verschiebt sie also bei der herrschenden Volksstimmung auf den St.-Nimmerleins-Lag und erklärt sich lediglich für niedrige Zölle auf ausländische Industriewaren.

Das ist zwar auch noch Protektionismus, aber kein Schutz der nationalen Arbeit, wie ihn Bismarck erfunden und Chamberlain proklamiert hatte. Auch die Verwirklichung des konservativen Wirtschaftsprogramms würde dem ausländischen Konkurrenten weder den heimischen noch den kolonialen Markt sperren. Kann ein Deutscher, der den Hochschutzzoll im eigenen Lande hat, selbst die englischen Protektionisten, die einen Zoll auf Industriewaren, „niedriger als in irgendeinem anderen Lande“, verlangen, mit einigem moralischen Recht anfragen, daß sie die Freiheit des Handels aufheben wollen? Nein und tausendmal nein! Von dem, der es tut, gilt das böse Wort, daß er den Splitter im Auge des Nächsten, nicht den Balken im eigenen sieht.<sup>3</sup>

Aber auch eine gründliche Prüfung der Ziffern der Handelsstatistik ergibt dasselbe Resultat: daß England weder auf dem eigenen noch auf dem kolonialen Markt von Deutschland bedroht ist.

Die folgende Studie vereinigt Bruchstücke einer im Sommer 1913 geschriebenen Arbeit, deren volle Veröffentlichung in diesen Blättern durch widrige Umstände verzögert und durch den Krieg unmöglich geworden ist. Daher ist die jüngste Vergangenheit nicht berücksichtigt, in der aber auch keine neuen Tendenzen auftreten. Die verglichenen Jahre 1901 und 1911 eignen sich zu Vergleichen besonders gut, weil in ihnen keine extremen Preisbewegungen das Bild der Handelsstatistik verzerren.

Zugrunde gelegt wurden die Angaben des „Statistical Abstract for the United Kingdom 1912“ und des „Statistical Abstract for the

<sup>3</sup> Chamberlain hat seine Idee überlebt. Aber wenn ihm nicht die Entwicklung der britischen Länder zum Einheitsstaat auf der Basis kommerzieller Gemeinschaft gelungen ist, so ist die Reichsidee nicht verloren. Auf den ägyptischen und flandrischen Schlachtfeldern entsteht das neue britische Reich, dessen Bildung nur durch die Vernichtung der englischen Seeherrschaft gehemmt werden kann. Kanada, Australien und Neu-Seeland wissen wohl, warum sie ihre Jungmannschaft dem Mutterlande opfern. Indem sie seine Macht stärken, erhalten sie sich den Schutz seiner Flotte, die die Rüstungskosten für ihre jungen Volkswirtschaften mindert. Für die Beurteilung der politischen Lage sind diese in Deutschland fast unbeachteten Wandlungen im inneren Aufbau des britischen Reiches von derselben fundamentalen Bedeutung wie die Bildung eines Staatsgeföhles in den Bourgeoisien fast aller Nationen Rußlands.

Principal and other Foreign Countries 1913“, die am leichtesten internationale Vergleiche ermöglichen.

\* \* \*

Die Handelsstatistik führt ihren Namen zu Unrecht; denn sie umfaßt nicht den Gesamthandel eines Staates; sie sagt nichts über den dem Umfange und der Wertsumme nach ungleich bedeutenderen Teil, den *Binnenhandel*, sie registriert nur den Verkehr der über die Grenzen gehenden Güter, den *Gesamtaußenhandel*.

Wer aus dem Außenhandel auf den Wohlstand eines Staates schließt, sieht die Welt mit dem Auge des Kaufmanns an und nicht vom kapitalistischen Gesichtspunkt schlechthin. Er urteilt nach den Grundsätzen des frühen Kapitalismus, der nur Wareneport trieb, und nicht nach denen des Hochkapitalismus, der den Kapitaleport organisiert und der das Kapital fern von seiner Heimat seine wunderbare Kraft entfalten läßt, fruchtbar zu sein und sich zu vermehren. Die Früchte genießen die Eigentümer des Kapitals, die fern der Stätte seiner produktiven Tätigkeit sich jedes Luxus erfreuen. England hat seinen Kapitalüberschuß seit Jahrzehnten in Länder mit höherer Profitrate gesandt, sein Außenhandel ist deshalb nur einer der Faktoren, die seine Zahlungsbilanz beeinflussen. Sir Robert Giffen vergleicht anschaulich ein Kapitaleportland mit einem fashionablen Kurort, in dem enorme Summen verzehrt werden, ohne daß der Ort einen lebhaften Warenverkehr mit anderen Städten unterhält.<sup>4</sup> In einem solchen Lande erfährt das Kunsthandwerk jene Pflege, die nur der Reichtum erlaubt, und werden feinste Qualitätswaren produziert.<sup>5</sup>

Nach den internationalen Uebersichten des Statistischen Jahrbuchs entwickelte sich der Außenhandel im Spezialhandel<sup>a</sup> wie folgt:

<sup>4</sup> Sir Robert Giffen, *Economic Inquiries and Studies*, London 1904. Seite 19.

<sup>5</sup> Vergleiche Schulze-Gävernich, *Britischer Imperialismus und englischer Freihandel*, Leipzig 1906. Nach diesem Buche sei auch die folgende interessante Zusammenstellung der Handelskammer in Bradford zitiert:

Jahr	Die britische Ausfuhr von Wollen und Kammgarnwaren in Millionen Pfund Sterling	Der britische Verbrauch an heimischer, fremder und kolonialer Wolle in Millionen Pfund Sterling
1877 . . . . .	17,3	373
1882 . . . . .	17,9	356
1887 . . . . .	20,6	392
1892 . . . . .	18,5	467
1897 . . . . .	17,9	470
1902 . . . . .	14,2	518 (1901)

Die Statistik zeigt ein Doppeltes: erstens, daß der Außenhandel ein höchst unvollkommener Maßstab der Produktivität eines Landes ist, und zweitens, daß die Kaufkraft des englischen Marktes stark steigt. Diese steigt sogar in einer Art, daß der Sekretär der Handelskammer und des Fürberamtes in Bradford, Mr. F. R. Hooper, in einer Vorlesung am 12. Februar 1903 an der Birminghamer Universität die Einfuhr von Textilfabrikaten nach England in folgender Weise erklären konnte: „Es ist bemerkenswert, daß wir jährlich von Belgien, Deutschland und Frankreich Woll- und Kammgarne im Werte von über 2 000 000 Pfund Sterling beziehen. Das ist aber eine Garnsorte, die jetzt in Bradford nicht gesponnen wird oder die zu spinnen sich nicht lohnen würde.“

<sup>a</sup> Der „Spezialhandel“ umfaßt in der deutschen Statistik: die Einfuhr in den freien Verkehr aus dem Ausland, von Zollauschlüssen, von Freibeirten, Nieder-

	Wert in Millionen Mark			
	Einfuhr		Ausfuhr	
	1901	1911	1901	1911
Großbritannien . . . .	9246,6	11778,9	5712	9264
Vereinigte Staaten . . . .	3392,6	6417,4	6133,9	8456,9
Deutschland . . . . .	5421,2	9705,7	4431	8106,1
Frankreich . . . . .	3495,4	6529,5	3210,4	4937,7
Oesterreich-Ungarn . . . .	1404,7	2686,4	1602,6	2025,6
Belgien . . . . .	1776,8	3468,4	1462	2742,9
Italien . . . . .	1347,8	2685,5	1099,6	1735,4
Japan . . . . .	537,5	1067,9	523,8	930,3

Englands Ausfuhr stieg also zwischen 1901 und 1911 um 3552 Millionen Mark oder um 62 Prozent, während sie in den Jahren 1891/1901 nur von 5051 Millionen auf 5712 Millionen Mark, das ist um 661 Millionen Mark oder um 13 Prozent zunahm. Schon diese ganz rohe Ziffer zeigt klar, daß der englische Handel seit einigen Jahren neue Bahnen wandelt und, angestachelt durch die Konkurrenz seiner Mitbewerber um fremde Märkte, die Energie wiedergewinnt, die ihn groß und berühmt gemacht hat.

Bis zu dem Jahre 1905 ist die Steigerung der englischen Ausfuhr sehr gering, aber in diesem Jahre steigt sie um rund 600 Millionen Mark, 1906 gerade um eine Milliarde — eine Rekordziffer. Und dieser Aufschwung konnte auch durch die Krise der Jahre 1908 und 1909 nicht dauernd unterbrochen werden.

Die geringe Zunahme der amerikanischen Ausfuhr (38 Prozent) ist dem scharfen Rückgang des Exportes von Nahrungsmitteln geschuldet. Am raschesten wächst der deutsche Handel (82 Prozent), der mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsstürmt und einzuholen sucht, was er in der unglückseligen Zeit der Kleinstaaterei versäumte. Aber keinesfalls sind die Zölle die Ursache dieses rapiden Aufschwunges, denn Frankreich, das dem Schutz Zoll noch fanatischer huldigt als das Deutsche Reich und das unter günstigeren Umständen als das Deutsche Reich, mit alten Industrien und einem gewaltigen nationalen Reichtum, um die Palme des industriellen Wettstreits startete, hat seine Ausfuhr nur um 54 Prozent zu erhöhen vermocht, also um weniger als das freihändlerische England.

Allerdings ist die deutsche Ausfuhrsteigerung auch absolut größer als die englische. Von Jahr zu Jahr verringert sich der Vorsprung, den England durch seine Industrialisierung vor Deutschland gewonnen hatte. Das mag schmerzlich für Englands königliche Kaufleute sein. Aber die Interessen des Kaufmanns sind nicht identisch mit denen der Nation, ja nicht einmal mit denen der Industrie. Daß die deutsche Konkurrenz dem englischen Kaufmann in steigendem Maße unbequem wurde, ist sicherlich richtig; aber damit ist nicht gesagt, daß sie für die englische Industrie verhängnisvoll, bedrohlich oder überhaupt schädlich geworden ist.

lagen, Kontoren usw.; die Einfuhr zur Veredelung (einschließlich der Be- oder Verarbeitung im Freihafen Hamburg) auf inländische Rechnung; die Ausfuhr aus dem freien Verkehr nach dem Ausland und die Ausfuhr nach der Veredelung auf inländische Rechnung.

Der Anteil Englands an dem Gesamtaußenhandel der wichtigsten Länder der Erde ist allerdings gesunken. 1901 betrug er 19,1 Prozent, 1910 nur 16,9 Prozent. Aber nichts wäre törichter, als aus dieser Tatsache kühne Schlüsse auf Englands Niedergang zu ziehen. Denn diese Zahlen hängen gar nicht von der Größe des englischen Handels, sondern von dem Wachstum des Handels der anderen Länder ab. Und je vollständiger der triumphale Siegeszug des Kapitalismus um die Erde ist, desto mehr Nationen werden aus der weltabgeschiedenen Einsiedelei der Naturalwirtschaft heraus- und in den internationalen Handelsverkehr hineingerissen. Der Anteil dieser Nationen an dem Weltleben war früher Null oder wenig mehr. Nun wächst er und muß beim Eindringen des Kapitalismus in die Wirtschaft relativ unentwickelter Nationen rascher wachsen als in den kapitalistischen Ländern, die ihren Sättigungspunkt erreicht haben oder sich ihm nähern. Und folglich muß der Handel der Nationen, die als erste die goldenen Äpfel der Hesperiden pflückten, im Verhältnis sinken. An den Nationen wiederholt sich eben, was im täglichen Leben zu den gewöhnlichsten Gewöhnlichkeiten gehört: daß das Einkommen eines Menschen von der glücklichen Säuglingszeit bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr relativ schneller wächst als das seines Vaters vom dreißigsten bis zum sechzigsten Lebensjahr; aber niemand wird daraus folgern, daß der Vater bankrott geht.<sup>7</sup>

Die folgende Statistik (Statistisches Jahrbuch 1907 und 1912) zeigt, daß Englands Monopolstellung nicht nur von Deutschland bedroht wird, sondern fast in demselben Maße von den Vereinigten Staaten, sie zeigt aber auch, daß nicht nur England, sondern auch Deutschland, die Vereinigten Staaten und Frankreich demselben Entwicklungsprozeß unterliegen, daß bei ihnen allen der Anteil am Welthandel von einem gewissen Punkt an stobt oder sogar zurückgeht. Der Anteil der folgenden Länder am Gesamtaußenhandel der Erde betrug in Prozenten:

	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910
Deutschland . . . . .	12,1	11,3	11,4	11,4	11,7	12,0	12,5	12,7	12,3	12,3	12,0
Frankreich . . . . .	10,0	9,3	9,4	9,1	8,7	8,8	8,9	9,0	8,9	9,3	9,4
Großbritannien . . . . .	19,5	19,1	18,6	18,0	17,9	17,6	17,5	17,7	17,2	16,9	16,9
Vereinigte Staaten . . . . .	10,3	10,4	10,0	10,0	9,8	9,8	10,4	10,4	10,3	9,4	9,5

Es ist eben das allgemeine Schicksal aller kapitalistischen Länder, durch ihren eigenen Export von Waren und Kapitalien zugleich den Kapitalismus zu exportieren und dadurch ihre ökonomische Vormachtstellung auf dem Weltmarkt selbst zu untergraben. Wollte England diesen Gang der Entwicklung mit Kanonen bekämpfen, dann müßte es sie zuerst gegen seine eigenen Fabriken und Handelsschiffe richten.

\* \* \*

<sup>7</sup> Ueber den Mißbrauch mit den relativen Zahlen schreibt Zahn in der Einleitung zu dem Sammelwerk „Die Statistik in Deutschland“: „Wo die Grundelemente der Statistik außer acht gelassen werden, wo man mit ein paar herausgegriffenen Zahlen als Beweismaterial oder mit Prozent- oder Durchschnittsberechnungen ohne gebührende Berücksichtigung der ihnen zugrunde liegenden absoluten Größen operiert, treibt man alles andere, aber keine auf Massenbeobachtung beruhende Statistik.“

Doch diese allgemeinen Angaben über die Aus- und Einfuhr der Staaten geben noch kein richtiges Bild von den Verhältnissen. Es ist zunächst notwendig, wenigstens diese Angaben etwas zu spezialisieren, sie nach den wichtigsten Produktionsgebieten zu gruppieren.

Nach dem „Statistical Abstract for the Principal and other Foreign Countries 1913“ entwickelte sich der Spezialhandel Großbritanniens von dem dreijährigen Durchschnitt 1900/02 bis zu dem dreijährigen Durchschnitt 1909/11 wie folgt:

Warenkategorie	Jahre	Einfuhr		Ausfuhr	
		Wert in 1000 Pfund Sterling	Proz.-Anteil	Wert in 1000 Pfund Sterling	Proz.-Anteil
Nahrungsmittel, Getränke, Tabak . . . . .	1900/02	211 152 + 33 439 (16 %)	46 - 2,7	15 551 + 10 594 (69 %)	5,4 + 0,8
	1909/11	245 591	43,3	26 145	6,2
Rohmaterialien und kaum bearbeitete Waren . . . . .	1900/02	133 610 + 50 294 (37 %)	29,1 + 3,5	39 062 + 13 671 (39 %)	13,7 - 1,1
	1909/11	183 904	32,6	52 733	12,6
Fertig- oder Fastfertigwaren . . . . .	1900/02	111 344 + 18 560 (17 %)	24,3 - 1,1	226 120 + 107 830 (48 %)	79,3 + 1,1
	1909/11	129 904	23,2	333 950	79,3
Verschiedenes, Postpakete . . . . .	1900/02	2 360	0,5 - 0,1	4 147	1,5 + 0,4
	1909/11	2 315	0,4	8 060	1,9

Deutschland hat seit dem 1. März 1906 seinen Erhebungsmodus geändert; wir vergleichen daher nach dem „Statistical Abstract for the Principal and other Foreign Countries 1913“ den deutschen Außenhandel in den Jahresdurchschnitten 1900/02 und 1909/11, die letzteren berechnet nach den vor 1906 geltenden Grundfäßen:

Warenkategorie	Jahre	Einfuhr			Ausfuhr		
		Wert in Millionen Mark	Wert in Millionen Pf. Sterl.	Proz.-Anteil	Wert in Millionen Mark	Wert in Millionen Pf. Sterl.	Proz.-Anteil
Nahrungsmittel und lebendes Vieh . . . . .	1900/02	1880	92,3 + 33,4 + 41 %	33,5	466	22,9 + 13,4 + 59,5 %	10,2 - 0,3
	1909/11	2650	130,7	29,3	733	36,3	9,9
Rohmaterialien * . . . . .	1900/02	2607	128,2 + 98,2 + 77 %	46,5	1120	55,7 + 26,7 + 48 %	24,5 - 1,8
	1909/11	4606	226,4	50,9	1675	82,4	22,7
Fabrikate . . . . .	1900/02	1122	55,2 + 32,9 + 60 %	20	2988	146,9 + 98,1 + 66 %	65,3 + 2
	1909/11	1791	88,1	19,8	4986	245	67,3

\* Als Einfuhr im Spezialhandel Großbritanniens gilt der Gesamtimport abzüglich der Wiederausfuhr, als Ausfuhr im Spezialhandel der Export der Produkte.

\* Rohmaterialien mit Einschluß gewisser selbstverarbeiteter Waren zur Weiterverwendung in der Eisen- und Holzindustrie.

## Die Vereinigten Staaten entwickelten ihren Handel wie folgt:

Warenkategorie	Jahre	Einfuhr			Ausfuhr		
		Wert in 1000 Dollar	Wert in 1000 Pfd. Sterl.	Proz.-Anteil am Gesamtimport	Wert in 1000 Dollar	Wert in 1000 Pfd. Sterl.	Proz.-Anteil am Gesamtexport
Unbearbeitete Nahrungsmittel und Tiere zum Konsum <sup>10</sup> . . .	1902/04	123 569	25 809 + 8 221 + 30 %	12,76 - 1,63	168 614	35 128 - 10 847 - 31 %	12,1 - 5,5
	1909/11	163 361	34 030	11,23	116 308	24 231	6,6
Nahrungsmittel teilweise oder ganz bearbeitet . . . . .	1902/04	110 065	22 930 + 13 131 + 57 %	11,25 + 0,6	320 304	66 730 - 8 131 - 12 %	23 - 7,22
	1909/11	173 091	36 061	11,85	281 277	58 599	15,88
Rohmaterialien zum Gebrauch in Fabriken . . . . .	1902/04	318 096	66 270 + 39 910 + 64 %	32,71 + 2,05	414 664	86 488 + 38 502 + 45 %	29,69 + 3,74
	1909/11	509 664	106 180	34,75	599 954	124 990	33,43
Fabrikate zur Weiterverarbeitung . . . . .	1902/04	167 880	33 975 + 21 225 + 62 %	17,2 + 0,83	148 966	31 035 + 25 084 + 80 %	10,63 + 4,41
	1909/11	265 009	55 200	18,03	269 368	56 119	15,04
Fertigwaren . . . . .	1902/04	247 312	51 530 + 19 876 + 39 %	25,44 - 2,09	332 725	69 318 + 37 475 + 53 %	23,86 + 4,73
	1909/11	342 750	71 406	23,33	512 604	106 793	28,59
Verschiedenes . . . . .	1902/04	6 088	1 268 2 394	0,7 0,8	9 022	1 879 1 629	0,65 0,34
	1909/11	11 489	2 394	0,8	7 825	1 629	0,34

## Nun noch die entsprechenden Ziffern für den französischen Handel:

Warenkategorie	Jahre	Einfuhr			Ausfuhr		
		Wert in 1000 Franken	Wert in 1000 Pfd. Sterl.	Proz.-Anteil am Gesamtimport	Wert in 1000 Franken	Wert in 1000 Pfd. Sterl.	Proz.-Anteil am Gesamtexport
Nahrungsmittel . . . . .	1900/02	807 133	32 285 + 26 186 + 81 %	18 + 1,9	740 600	29 624 + 2 625 + 9 %	18 - 4,6
	1909/11	1 461 767	58 471	19,9	806 233	32 249	13,4
Rohmaterialien . . . . .	1900/02	2 882 266	115 291 + 57 830 + 50 %	64 - 3,3	1 091 100	43 644 + 29 085 + 66 %	26,4 + 3,8
	1909/11	4 328 033	173 121	60,9	1 818 300	72 729	30,2
Fertigwaren . . . . .	1900/02	797 600	31 904 + 23 973 + 71 %	17,8 + 1,4	2 292 900	91 716 + 43 689 + 48 %	55,6 + 0,4
	1909/11	1 371 900	54 877	19,2	3 385 133	135 405	56

Betrachten wir nun die Entwicklung der Ein- und Ausfuhr der vier Vergleichsländer etwas näher:

Der Import von Nahrungsmitteln wächst in England langsamer als in Deutschland, Frankreich oder den Vereinigten Staaten. Während

<sup>10</sup> Der „Statistical Abstract“ gibt nur die Zahlen von 1902 an; das amerikanische Fiskaljahr schließt am 30. Juni.

diese Länder erst industrialisiert werden und ihre Nahrungsmiteleinfuhr deshalb viel schneller als ihre Bevölkerung steigt, hat England diesen Prozeß schon überwunden und einen gewissen Sättigungsgrad erreicht. Die Einfuhr dieser Warenkategorien in die Vereinigten Staaten mit ihren großen landwirtschaftlichen Hilfsquellen steigt sogar rascher als die nach England. Auffallend ist die starke Zunahme des englischen Exportes in dieser Warenkategorie, die die der englischen Gesamtausfuhr übertrifft. Das erklärt sich aus der rapid wachsenden Ausfuhr von Artikeln wie Bier, Biskuits, Fischen, Delen, Konfitüren, Spirituosen usw. Weit größer ist die deutsche Ausfuhr von Nahrungsmitteln, die auch absolut eine stärkere Steigerung aufzuweisen hat als die englische (13 000 000 gegen 7 600 000 Pfund Sterling), obwohl ihr Anteil am Gesamtexport um eine Kleinigkeit, nämlich 0,3 Prozent zurückgegangen ist. Der französische Export ist fast stationär. Die Vereinigten Staaten haben ihre Ausfuhr von Nahrungsmitteln sehr stark eingeschränkt.

Ungleich wichtiger ist die zweite Rubrik, die Rohstoffe und kaum bearbeitete Waren enthält. Hier aber wie bei allen anderen Kategorien ist ihr Inhalt zu berücksichtigen; denn die verschiedenen Staaten stellen sehr verschiedene Artikel unter demselben Namen zusammen.

Die Einfuhr Englands an Rohmaterialien und kaum bearbeiteten Waren stieg von 133 610 000 um 50 294 000 Pfund Sterling oder 37 Prozent auf 183 904 000 Pfund Sterling und um 3,5 Prozent auf 32,6 Prozent der Gesamteinfuhr. Diese Zunahme ist verhältnismäßig gering im Vergleich mit der Deutschlands, die von 128 200 000 um nicht weniger als 98 200 000 Pfund Sterling oder 77 Prozent stieg, oder selbst der Frankreichs, welche von 115 291 000 um 67 830 000 Pfund Sterling oder 59 Prozent auf 173 121 000 Pfund Sterling stieg. Der Unterschied ist zum guten Teil dem einfachen Faktum geschuldet, daß England praktisch keine Kohleneinfuhr hat, die in den beiden anderen Ländern eine sehr wichtige Rolle spielt. Aber man hüte sich, die Bedeutung der Rohstoffeinfuhr zu überschätzen! Denn sie hängt nicht allein von der industriellen Entwicklung eines Landes, sondern auch von seinen natürlichen Schätzen ab. Ein Rückschluß von ihr auf die industrielle Entwicklung ist daher gewagt. Die Einfuhr eines Rohstoffs kann sogar sinken einfach deswegen, weil der Staat die eigene Produktion dieses Rohstoffs entwickelt. So ist die französische Eisenerzeinfuhr von 23 280 000 auf 13 508 000 Franken gesunken; aber nicht, weil die französische Eisenindustrie zurückgegangen ist, sondern im Gegenteil, weil sie durch die Erschließung der ausgedehnten Minette-Erzfelder im Norden an der Grenze Deutschlands und Luxemburgs überreiches Rohmaterial gefunden hat; die französische Eisenerzproduktion stieg von 4 791 000 Tonnen im Jahre 1901 auf 16 500 000 Tonnen im Jahre 1911. Einen verlässlicheren Maßstab bietet bis zu einem gewissen Grade in Frankreich, Deutschland und England die Einfuhr von Rohbaumwolle. Ihr Import nach England ist im Spezialhandel von 35 148 577 Pfund Sterling im Jahre 1901 auf 60 433 261 im Jahre 1911, nach Deutschland von 315 786 000 Mark auf 618 397 000, nach Frankreich von 238 692 000 Franken auf 551 667 000 gestiegen; mit anderen Worten: Großbritannien hat seine Einfuhr um einen Betrag gesteigert, der der deutschen Gesamteinfuhr an Rohbaumwolle im Jahre 1911 fast gleichkommt, die Frankreichs aber übertrifft.

Doch auch hier ist der Verbrauch kein unbedingt verlässlicher Maßstab. Das erhellt klärlieh aus folgendem Widerspruch:

1909/10 konsumierten Großbritannien 3 053 000 Ballen Rohbaumwolle, die Vereinigten Staaten 4 707 000, Deutschland 1 664 426 und Frankreich 920 172.

Die Zahl der Spindeln betrug am 1. März 1910 in Großbritannien 53 729 982, in den Vereinigten Staaten 28 500 000, in Deutschland 10 299 577 und in Frankreich 720 000.

Das heißt: in Amerika verspinnen 6, in England 17 Spindeln im Durchschnitt einen Ballen. Man wird bei der bewunderungswürdigen technischen Entwicklung der englischen Textilindustrie keineswegs etwa in der Rückständigkeit ihres Fabrikbetriebs die Ursache dieser Erscheinung suchen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Eben weil die englische Textilindustrie technisch sehr hoch steht, verarbeitet sie weniger Baumwolle. Sie hat in der letzten Zeit die Produktion feiner und feinsten Garne zu ihrer Spezialität gemacht und wurde in dieser Tendenz durch den Uebergang ihrer früheren Kunden zur Eigenproduktion grober Garne und durch die infolge der steigenden Wohlhabenheit wachsende Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes für Qualitätsware bestärkt. Die Industrie von Lancashire hat ihre Weltmarktstellung auf dem Garn- und Baumwollwarenmarkt schlechthin wohl verloren. In Deutschland, Rußland, den Vereinigten Staaten, auf der ganzen Erde schnurren heute Millionen von Spindeln, die dank der Industrialisierung der naturalwirtschaftlichen Staaten mit den ungezählten Millionen von Einwohnern und der Verdrängung des Handwebstuhles durch den mechanisch getriebenen einen großen Markt finden. Aber die Industrie von Lancashire hat sich heute dank ihrer weitgehenden Arbeitsteilung, ihrer hochwertigen Arbeitskräfte und ihrer ausgebauten Verkaufsorganisation, begünstigt von dem Klima des Landes, eine zweite Weltstellung erkämpft, so daß Eliza Selin seine Vorlesung über die britische Baumwollindustrie an der Birminghamer Universität mit den Worten schließen konnte:

Die englische Baumwollindustrie beherrscht die offenen Weltmärkte. Fremder Wettbewerb hat ihren Fortschritt gehindert, aber nicht aufgehalten, und es gibt kein Zeichen von Stillstand oder Rückgang. Sie hat den Vorteil des überaus günstigen Klimas von Lancashire, einen eingearbeiteten Arbeiterstamm, dirigiert durch eine erfahrene und überaus geschickte Leitung und unterstützt durch eine bewunderungswürdige kaufmännische Organisation, die alle Weltmärkte umschließt. Sie erfreut sich jetzt einer Volkswirtschaftspolitik, die sie instand setzt, alle notwendigen Materialien zu den denkbar billigsten Preisen zu kaufen — in der Tat billiger als ihre Mitbewerberinnen in den anderen Ländern. Was deshalb künftig auch geschehen mag, um ihre Entwicklung zu fördern oder zu hindern, es ist kein Grund, an ihrem ständigen Fortschritt zu zweifeln oder gar zu verzweifeln, solange sie die Vorteile des Freihandels genießt.<sup>11</sup>

Nun zu der *Ausfuhr von Rohmaterialien!* Für die, deren Ideal der merkantilistische Handelsstaat ist, der möglichst viele Fertigwaren und möglichst wenig Rohstoffe verkauft, ist sie ein Greuel vor dem Herrn. Diese guten Leute können das Grundprinzip des Kapitalismus nicht verstehen, daß jeder Profit so wenig stinkt wie die Abtrittsteuergelder Kaiser Bepasians. Die

<sup>11</sup> „The British Industries“, Vorlesungen an der Birminghamer Universität, herausgegeben von J. W. Ashley, London 1907.

Ausfuhr Englands an Rohmaterialien stieg zwar, aber nur um 13 671 000 Pfund Sterling oder 39 Prozent von 39 062 000 auf 52 733 000 Pfund Sterling, die deutsche dagegen um das Doppelte, nämlich um 26 700 000 Pfund Sterling oder 48 Prozent von 55 700 000 auf 82 400 000 Pfund Sterling. Die größere deutsche Ausfuhr wächst also noch bedeutend rascher als die kleinere englische. An dem Gesamtexport der vier Länder partizipiert die Rohstoffausfuhr im Jahresdurchschnitt 1909/11 wie folgt: England mit 12,6 Prozent, Deutschland mit 22,7, Frankreich mit 30,2, die nordamerikanische Union im Durchschnitt beider Rubriken mit 24,2 Prozent.

Es ist sehr wichtig zu wissen, daß von der englischen Ausfuhr 18,8 Prozent, von der deutschen aber 32,6 Prozent auf Nahrungsmittel und Rohstoffe entfallen. England exportiert aber mehr Arbeit als Deutschland. Besonders bedauern seine Neomertantilisten den Kohlenexport, der das Ausland mit industrieller Munition versieht. Nun, die Ausfuhr von Kohle und Koks aus Deutschland steigt rascher als die aus England!

Entgegen den trügerischen Prophezeiungen der Bessimisten hat sich die englische Industrie trotz der gerade in den letzten Jahren einsetzenden sozialen Gesetzgebung und trotz der „industriellen Unruhe“ ohne Schutz Zoll der Invasions ausländischer Fertigwaren besser zu erwehren gewußt als die der drei schutzöllnerischen Länder. Dabei ist besonders zu beachten, daß die englische Statistik viele Halbfertigwaren, die von den anderen Staaten unter die Rohstoffe für Industriezwecke oder unter einer selbständigen Rubrik zusammengefaßt werden, unter die Fertigwaren einreicht.

Und gerade von diesen Waren führt England eine sehr tüchtige Portion ein. Diese statistischen Unterschiede beeinflussen sowohl seine Einfuhr von Rohmaterialien, die sie verringern, als auch die von Fertigwaren, die sie vergrößern. Daneben importiert Großbritannien auch Fabrikate grober Qualität, deren Erzeugung sich für die auf feine Sorten eingerichtete englische Industrie nicht rentiert. Die Vergleichsländer rangieren bei der absoluten Einfuhrsteigerung: Deutschland mit 32 900 000 Pfund Sterling, Frankreich mit 22 973 000, die Vereinigten Staaten mit 19 876 000, England mit 18 560 000 Pfund Sterling; bei der relativen Steigerung: Frankreich mit 71 Prozent, Deutschland mit 60, die Vereinigten Staaten mit 38 und England mit 17 Prozent.

Trotz der bewunderungswürdigen Entwicklung der deutschen Eisen-, Elektrizitäts- und chemischen Industrie, die alle in hervorragendem Maße Exportindustrien sind, ist die Ausfuhrsteigerung Englands an Fertigwaren absolut größer als die des Deutschen Reiches: sie stieg von 226 120 000 um 107 830 000 oder um 48 Prozent auf 333 950 000 Pfund Sterling, die deutsche dagegen um 98 100 000 oder 65 Prozent auf 245 000 000 Pfund Sterling.

Gerade hier zeigt es sich, wie falsch es ist, aus den relativen Zahlen Offenbarungen herauslesen zu wollen. Obwohl England schon eine gewaltige Ausfuhr aufweist, hat es seinen Export von Fertigwaren mehr als Deutschland zu steigern gewußt. Das ist für das Land, das nur zwei Drittel der Einwohner Deutschlands zählt, zweifellos eine Kraftprobe allerersten Ranges, die um so höher angeschlagen werden muß, als ihm zum guten Teile die natürlichen Bodenschätze fehlen, auf die die deutschen Industrien ihre Blüte gründen: die phosphorhaltigen, leicht schmelzbaren, an Eisen reichen Erze und die Abraumfalze. Nach den relativen Zahlen dagegen ist England im

Vergleich mit Deutschland dem wirtschaftlichen Marasmus verfallen; darüber freilich, daß die relative Ziffer gar nicht von der Ausfuhrsteigerung Deutschlands, sondern von seiner Ausfuhr 1900/02 als der Berechnungsbasis abhängt, schweigen die düsteren Auguren in allen Tonarten.

Frankreich hat seinen Export in demselben Verhältnis wie England gesteigert, nämlich um 48 Prozent; absolut kann seine Zunahme natürlich mit der Englands keinen Vergleich aushalten. Sie beträgt weniger als die Hälfte der englischen, nämlich 43 689 000 Pfund Sterling, übertrifft aber noch die Ausfuhrsteigerung der Vereinigten Staaten, die ihren Export von 69 318 000 um 37 575 000 auf 106 793 000 Pfund Sterling erhöhten. Unter den Fertigwaren exportierenden Staaten steht das kleine England an der Spitze. Es führte im Jahresdurchschnitt 1909/11 für 333 950 000 Pfund Sterling Fabrikate aus; in nicht allzu weitem Abstand folgt das Deutsche Reich mit 245 000 000 Pfund Sterling. Dann kommt lange nichts. Frankreich steht mit einer Ausfuhr von 135 405 000 Pfund Sterling im Hintertreffen; die nordamerikanische Union endlich führt für 106 793 000 Pfund Sterling Fertigwaren aus. Bei der absoluten Ausfuhrsteigerung ist die Reihenfolge: England 107 830 000, Deutschland 98 100 000, Frankreich 43 689 000, die Vereinigten Staaten 37 475 000 Pfund Sterling; bei der relativen Ausfuhrsteigerung: Deutschland 65, die Vereinigten Staaten 53, England und Frankreich 48 Prozent.

(Schluß folgt.)

## Die Situation in der Metallindustrie während des Krieges.

Von Adolf Cohen.

Wie wohl! in allen anderen Industriezweigen, so hat der Kriegsausbruch auch auf die Situation in der Metallindustrie eine gewaltige Wirkung ausgeübt. Das Jahr 1913 und auch die erste Hälfte des Jahres 1914 war eine Zeit matten Geschäftsganges für die Metallindustrie, ja wir dürfen sogar sagen, daß das Jahr 1914 — immer nur bis Kriegsausbruch gerechnet — noch schlechter war als das Jahr 1913.

Der Metallarbeiterverband hat beispielsweise im ersten Quartal 1913 an Arbeitslosenunterstützung 697 424 Mark ausgezahlt, im zweiten Quartal 1913 606 654 Mark. Demgegenüber zahlte der Verband im ersten Quartal 1914 1 436 983 Mark, im zweiten Quartal 1914 992 330 Mark an Arbeitslosenunterstützung.

Auch die Arbeitslosenzahlen zeigen das gleiche Bild. So hatte zum Beispiel die Verwaltungsstelle Berlin des Deutschen Metallarbeiterverbandes in der letzten Juliwoche 1913 3713 Arbeitslose, in der letzten Juliwoche 1914 5001 Arbeitslose.

Es stand zu erwarten, daß für das Jahr 1914 dieser matte Geschäftsgang in der Metallindustrie anhalten würde. Da kam der Kriegsausbruch und damit eine vollständig veränderte Situation.

Zunächst trat allerdings eine noch stärkere Arbeitslosigkeit in allen Zweigen der Metallindustrie ein. Nach wenigen Wochen aber änderte sich die Situation, wie aus nachfolgender Tabelle, die vom Vorstand des Metallarbeiterverbandes zusammengestellt ist, ersichtlich.

Kriegs- woche	Mitglieder zu Anfang der Woche	Mitglieder- abgang überhaupt	Davon zum Militär	Davon be- zugs- berechtigte Arbeitslose	Mitglieder am Schluß der Woche	Ausgaben für Arbeitslosen- unterstützung Mk.
1 u. 2	505 998	121 550	110 198	72 446	384 448	336 771
3	408 377	25 839	21 693	75 407	382 538	436 752
4	392 468	14 712	11 452	73 895	377 756	463 567
5	375 498	7 971	5 207	68 329	367 527	483 808
6	369 704	5 490	3 163	63 284	364 214	408 018
7	364 463	6 877	4 236	56 302	357 586	394 553
8	356 834	5 030	2 785	50 431	351 804	338 700
9	364 706	7 024	3 447	45 335	357 682	311 259
10	361 294	5 354	3 006	39 640	355 940	271 173
11	358 582	4 757	2 764	36 466	353 825	240 705
12	354 764	4 266	2 126	32 078	350 498	195 656
13	352 412	4 141	2 125	27 727	348 271	179 876
14	350 337	4 989	2 810	24 154	345 348	137 164
15	347 784	4 158	2 093	21 352	343 626	126 222
16	345 111	3 839	1 877	18 636	341 272	96 681
17	342 996	4 524	2 570	16 793	338 472	94 106
18	339 911	4 818	2 942	15 185	335 093	67 505
19	337 062	4 484	2 197	13 886	332 578	67 807
20	333 640	4 137	2 354	13 045	329 503	51 071
21	329 897	4 418	2 027	13 020	325 479	62 422

Insgesamt wurden in den ersten 21 Kriegswochen an Arbeitslosenunterstützung 4 763 816 Mark ausgezahlt.

Die manchmal unterschiedlichen Zahlen der Mitglieder zu Beginn der Woche gegenüber den Zahlen am Ende der vorhergehenden Woche rühren daher, daß verschiedene Verwaltungsstellen in mancher Woche ihren Bericht nicht einsandten. Das Gesamtergebnis wird nur unwesentlich dadurch beeinträchtigt, da nur kleine Verwaltungsstellen nicht pünktlich waren.

Das Sinken und Steigen der Arbeitslosenziffern war aber durchaus nicht gleichmäßig auf alle Teile des Deutschen Reiches verteilt. Im Gegenteil, es war sehr unterschiedlich. So hatte zum Beispiel der 6. Agitationsbezirk des Deutschen Metallarbeiterverbandes, das ist der Bezirk, in dem die Werkorte Wilhelmshaven, Bremen, Bremerhaven, Hamburg, Flensburg, Kiel und Lübeck liegen, in der 3. Kriegswoche nur 8,1 Prozent Arbeitslose, gegenüber 31,2 Prozent im 10. Bezirk, das ist Bayern mit seiner großen Spielwarenindustrie, 27,9 Prozent im 8. Bezirk, das ist Hessen und das südliche Rheinland mit der Bijouteriewarenindustrie in Hanau und Birkenfeld, und dem 9. Bezirk, das ist Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, mit seiner Bijouteriewarenindustrie in Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd mit 26,8 Prozent.

Auch in der späteren Zeit, als die Arbeitslosenzahlen sich senkten, sind diese Unterschiede in den Bezirken noch deutlich erkennbar. So hatte der 6. Bezirk in der 13. Kriegswoche 2,7 Prozent Arbeitslose, der 10. Bezirk 19,9 Prozent, der 8. Bezirk 11,5 Prozent und der 9. Bezirk 18,5 Prozent.

Sehr günstig schneidet im allgemeinen Rheinland und Westfalen, das ist der 7. Agitationsbezirk des Deutschen Metallarbeiterverbandes, mit seiner

so bedeutenden Eisen- und Metallwarenindustrie ab. In der 3. Kriegswoche zählte der 7. Agitationsbezirk 17,6 Prozent Arbeitslose. In der 13. Kriegswoche sank die Arbeitslosenziffer auf 4,4 Prozent, und in der 21. Kriegswoche, also am Jahresluß, waren im 7. Bezirk nur noch 1 Prozent Arbeitslose.

Kurze Zeit nach Kriegsausbruch kamen riesige Bestellungen der Heeresverwaltung für viele Zweige der Metallindustrie. Es war starker Bedarf an Automobilen und sonstigem Wagenmaterial sowie an Luftfahrzeugen, ganz besonders hoch aber gingen die Aufträge für Waffen, Munition usw. Auch die Werften hatten äußerst starken Geschäftsgang.

Alles, was nur irgendwie verwendbar, wurde in den Dienst der Fabrikation für oben angeführtes Material gestellt. Die Erledigung von Privataufträgen stockte sehr stark, und zwar aus den verschiedensten Gründen. Erstens mangelte es an Rohmaterial, da verschiedene Arten von Rohmaterial für die Herstellung von Heeresbedarf festgehalten wurden, zum anderen fehlte Transportmöglichkeit von Rohmaterial, so daß selbst in den Betrieben, die noch einigermaßen mit Privataufträgen versehen waren, die Möglichkeit drohte, die Fabrikation einstellen zu müssen.

Schließlich sind aber auch Zweige der Metallindustrie vorhanden, die mit Beginn des Krieges ihre ganze Fabrikation einstellen mußten und bis heute ihre eigentliche Fabrikation noch nicht wieder aufgenommen haben.

Da ist die Bronze- und Beleuchtungsindustrie, die Bijouteriewarenindustrie, die Spielwarenindustrie, die fast ganz ruht. Und auch die Elektroindustrie sowie die Fabrikation von Glühlampen stockt ganz gewaltig.

In der deutschen Bijouteriewarenindustrie, die gleich der Bronze- und Spielwarenindustrie zum größten Teil auf Export angewiesen ist, hat die Stockung durch den Kriegsausbruch geradezu verheerend gewirkt. Am Hauptfabrikationsort dieser Industrie, in Pforzheim und Umgegend, ist fast die gesamte erwerbstätige Bevölkerung in der Bijouteriewarenindustrie beschäftigt. Die fast vollständige Stilllegung dieser Industrie brachte deshalb auch die fast vollständige Arbeitslosigkeit der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung in Pforzheim und Umgegend. In den anderen Hauptorten dieser Industrie, so in Hanau und Schwäbisch-Gmünd, ging es nicht besser. In all diesen Orten hat es monatelang gedauert, bevor es einigermaßen gelang, wenigstens einen nennenswerten Teil der Arbeitslosen anderweitig unterzubringen.

Nicht besser ging es in der Spielwarenindustrie, deren Hauptsitz Nürnberg ist. Auch hier gab es geradezu einen Zusammenbruch.

Am Hauptsitz der deutschen Bronzewaren- und Beleuchtungsindustrie in Berlin gab es zunächst auch in dieser Gruppe eine fast vollständige Lahmlegung der Fabrikation, doch konnte sehr bald der Arbeitslosigkeit der in dieser Industrie beschäftigten Arbeiter abgeholfen werden, da sich die Möglichkeit bot, die Arbeiter der Bronze- und Beleuchtungsindustrie in den Betrieben der Metallindustrie unterzubringen, die Arbeiten für die Heeresverwaltung herstellten. Allerdings hat es hier eine ganze Reihe von Wochen gedauert, ehe der Stand der Arbeitslosigkeit wieder ein normaler genannt werden konnte.

Wie stark die Elektroindustrie und Glühlampenfabrikation durch die Ereignisse des Jahres 1914 getroffen wurde, geht auch aus den Beschäftigungs-

zahlen des größten Betriebes dieser Industrie, der zugleich auch einer der größten Betriebe der Metallindustrie Deutschlands ist, hervor. Es ist die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, die

am 31. Dezember 1913 . . . . .	44 226	Personen
„ 31. Juli 1914 . . . . .	42 599	„
„ 31. August 1914 . . . . .	32 454	„
„ 30. September 1914 . . . . .	31 688	„
„ 31. Oktober 1914 . . . . .	31 736	„
„ 30. November 1914 . . . . .	31 854	„
„ 31. Dezember 1914 . . . . .	32 089	„

beschäftigte.

Die Elektroindustrie sowie die Glühlampenindustrie haben sich bis zum Schluß des Jahres 1914 nicht erholt, und daß der starke Rückgang der Beschäftigten der A. E. G. lediglich auf den Krieg zurückzuführen ist, geht aus den Zahlen für Juli und August 1914 ganz unzweideutig hervor. Ebensovienig haben die anderen oben angeführten Industriezweige sich erholt, und es würde heute noch die gleiche Arbeitslosigkeit herrschen wie zu Anfang des Krieges, wenn nicht durch den starken Bedarf der Heeresverwaltung es möglich geworden wäre, viele Arbeiter dieser Industriegruppen in anderen Zweigen der Metallindustrie unterzubringen.

Hierbei kam uns noch zugute, daß die große Zahl der zum Heeresdienst Eingezogenen große Lücken riß, so daß gegen Jahreschluß 1914 der Stand der Arbeitslosigkeit verhältnismäßig minimal genannt werden kann.

Sehr stark sind unter den am Jahreschluß Arbeitslosen die Arbeiterinnen vertreten, die in der Beleuchtungsindustrie, in der Bijouteriewarenindustrie und auch in der Elektroindustrie sonst gute Arbeitsgelegenheit fanden, jetzt mit arbeitslos geworden waren und in Betrieben, die Arbeiten für die Heeresverwaltung machen, wenig Verwendung fanden.

Es ist deshalb auch nicht recht zu verstehen, daß es von den Behörden zugelassen wird, daß Arbeiterinnen 12 und 13 Stunden pro Tag beschäftigt werden, dazu noch nachts und auch Sonntags, trotzdem ausreichend arbeitslose Arbeiterinnen zur Verfügung stehen. Alle seitens der Organisation bisher auf diesem Gebiete gemachten Anstrengungen sind so gut wie erfolglos geblieben.

Erwähnt mag an dieser Stelle auch werden, daß bei dem starken Bedarf an männlichen Arbeitskräften in den Betrieben für Fabrikation von Heeresbedarf und den gleichzeitigen Einberufungen von Militärpflichtigen es möglich war, in der Metallindustrie Zehntausende von Arbeitslosen aus anderen Berufen, besonders der Holzindustrie und dem graphischen Gewerbe, unterzubringen.

Vielen Betrieben der Metallindustrie, besonders den kleinen und mittleren Betrieben, zum Teil auch den Großbetrieben, würde es wohl auch wenig nützen, wenn sie viel Privataufträge hätten, denn soweit die Verarbeitung bestimmter Metalle dabei in Frage kommt, macht es ungeheure Schwierigkeiten, die für ihre Fabrikation benötigten Rohmaterialien zu erhalten. Zum Teil ist dies überhaupt nicht möglich.

In Erkenntnis dieser Tatsache haben sich deshalb auch ein großer Teil Betriebe der Maschinenindustrie, der Bronzewareindustrie usw. darauf eingerichtet, Aufträge der Heeresverwaltung ausführen zu können. Es handelt sich da besonders um die Herstellung von Munition. Der größte Teil der

Betriebe, die zu Beginn des Krieges ganz oder teilweise geschlossen haben, sind wieder geöffnet, nur betreiben sie eben nicht ihre frühere Fabrikation, sondern sind im oben angedeuteten Sinne tätig. Es geht die Herstellung von Heeresbedarf sogar noch über den Kreis der Metallindustrie hinaus, indem Betriebe aus anderen Industrien sich ebenfalls auf die Herstellung von Granaten und dergleichen eingerichtet haben und so tatsächlich auch ihr Fortkommen finden.

Ein sehr wichtiges Kapitel ist bekanntlich die noch vollständig ungeregelte Frage der Arbeitsvermittlung in der Metallindustrie. Dieser bedauerliche Zustand ist auch wohl den Behörden jetzt während des Krieges klar vor Augen getreten. Nach allem, was sich auf diesem Gebiete bis jetzt gezeigt hat, darf angenommen werden, daß bei den Behörden die Erkenntnis wohl allgemein durchgedrungen ist, wonach die Arbeitsnachweisfrage dringend einer Regelung bedarf.

Zu Beginn des Krieges war es ja die Beschaffung von Armierungsarbeitern, die Schwierigkeiten machte, wenn auch diese Schwierigkeiten schließlich beseitigt sind, nicht zum wenigsten dadurch, daß die Gewerkschaften aus verschiedenen Gründen heraus ihre Arbeitslosen veranlaßten, diese Arbeit anzunehmen.

Als aber später überall qualifizierte Arbeiter für die Betriebe, die den Bedarf der Heeresverwaltung zu decken hatten, verlangt wurden (Dreher, Schmiede, Werkzeugmacher, Schlosser usw.), wurde es kritisch. Im großen Durcheinander ging alles auf die Suche nach den für die verschiedenen Arbeiten benötigten Arbeitskräften. Selbst die Staatsbetriebe, die Werften, Gewehr- und Munitionsfabriken machten da keine Ausnahme.

Die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Arbeitsnachweiswesens hat ja auch bekanntlich zu der Errichtung der Reichszentrale für Arbeitsnachweis mit dem Sitz im Reichsamt des Innern geführt. Diese Einrichtung soll der Verteilung der vorhandenen Arbeitslosen auf die Betriebe dienen, die Arbeitskräfte bedürfen. Durch regelmäßige Meldung im Arbeitsnachweis soll die Reichszentrale einen Ueberblick über den Stand des Arbeitsmarktes erhalten. Zum Zweck der Information wird dann auch noch ein besonderes Organ „Der Arbeitsmarktanzeiger, Sonderausgabe des Reichsarbeitsblattes“ vom Kaiserlichen Statistischen Amt herausgegeben.

Beide Einrichtungen, sowohl die Arbeitsvermittlung selbst als auch der Versuch, durch die Zeitung einen zutreffenden Ueberblick über den Arbeitsmarkt zu gewinnen, haben vollständig versagt, mußten versagen bei der Mangelhaftigkeit der gesamten Organisation.

Bezüglich der Vermittlung von Arbeitskräften bestand die Tätigkeit der Zentrale darin, Offerten der Betriebe, und zwar staatliche und private, entgegenzunehmen und an die verschiedenen Arbeitsnachweise weiterzuleiten. Die Angebote der Betriebe, einschließlich der staatlichen, waren aber so mangelhaft, daß es einfach nicht möglich war, wenigstens soweit Metallarbeiter in Frage kamen, darauf besonderen Wert zu legen.

Auf die Einzelheiten der großen Mängel hier weiter einzugehen, würde zu weit führen. Das wird wohl an anderer Stelle möglich sein.

Bezüglich der Berichterstattung über den Stand des Arbeitsmarktes gibt die Behörde selbst zu, daß die Sache nicht klappert. (Siehe Reichsarbeitsblatt vom August 1914, Seite 625.)

All den Mängeln, die der Reichszentrale für Arbeitsnachweis anhaften und die ihre Wirksamkeit vollständig lahm legten, ist unseres Erachtens abzuhelfen durch eine wirklich durchgreifende Organisation des Arbeitsnachweises. Durch Glückwerk, das von der Not des Augenblicks geboren ist, kann auf diesem Gebiet sicher nichts Zureichendes geschaffen werden. Eine einheitliche reichsgesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises auf sachlicher Grundlage mit paritätischer Verwaltung und zusammengefaßt durch Arbeitsämter erscheint uns nach Lage der Sache als der einzige Weg, um die Schwierigkeiten in solchen Zeiten wie gegenwärtig zu beheben.

Auch über diese Angelegenheit wird noch sehr eingehend gesprochen werden müssen. Die Möglichkeit der Durchführung ist über alle Zweifel erhaben, es fragt sich nur, ob der Wille vorhanden ist, um eine solche durchgreifende Organisation zu schaffen, denn mit der Schaffung dieser Organisation ist verbunden die Beseitigung von Einrichtungen, die von sehr einflußreichen Kreisen verteidigt werden.

Es ist ja möglich, daß die Behörden sich auf Grund der schlechten Erfahrungen, die sie auf diesem Gebiet in den letzten Monaten gemacht haben, dazu entschließen, wirklich einen ganzen Schritt vorwärts zu tun. Möglich ist auch, daß man sich dazu nicht entschließt. Nun, dann wird eben fortgewürfelt.

Wenn wir nun die Gesamtsituation in der Metallindustrie zusammenfassen, dann kann gesagt werden, der Beschäftigungsgrad in der Metallindustrie ist besser, als vor Beginn des Krieges. Die Arbeitgeber haben sich den gegenwärtigen Bedürfnissen angepaßt und ihre Betriebe entsprechend umgeändert.

Wie allerdings die Dinge sich gestalten, wenn die Aufträge der Heeresverwaltung nachlassen oder nach Beendigung des Krieges vollständig aufhören, das steht auf einem anderen Blatt. Es wird dann zweifellos aus den verschiedensten Gründen eine große Stockung geben, denn selbst wenn sofort große Bestellungen von Privatauftraggebern da wären, was sehr unwahrscheinlich ist, wird die Rückbildung der Betriebe zu ihrer früheren Fabrikationsweise wieder große Änderungen in den Betrieben notwendig machen. Zu dem kommt als Drittes der zunächst dann sicher noch bestehende Mangel an Rohmaterial. Erst mit Behebung dieser drei Schwierigkeiten wird man wieder von normalen Verhältnissen sprechen können.

Die Arbeiterschaft wird nicht zum wenigsten unter der Stockung, die bei Behebung dieser Schwierigkeiten entsteht, zu leiden haben.

## Kriegsgeschichtliche Streifzüge.

Von Fr. Mehring.

XII.

Seitdem die „Kriegsgeschichtlichen Streifzüge“ an dieser Stelle zu erscheinen begannen, ist mir von einzelnen Parteigenossen, vor allem aber von Parteibibliothekaren der Wunsch nach einer Uebersicht über die kriegsgeschichtliche Literatur ausgesprochen worden, soweit sie namentlich in Arbeiterbibliotheken gehört. Unbeschadet jeder Vollständigkeit will ich wenigstens einige Fingerzeige geben.

Wie billig, beginne ich mit der Parteiliteratur, obgleich sie sich just kein Ruhmesblatt auf diesem Gebiete erworben hat. Sie hat sich mehr als billig von den kleinbürgerlichen Milizschwärmereien einfangen lassen und ihren Kampf gegen

den Militarismus dadurch nicht gestärkt, sondern geschwächt; kann man doch heute noch einen so unglaublichen Konfusionsrat, wie Herrn Bleibtreu, in großen Parteiblättern als militärische Autorität auftauchen sehen. Umgekehrt hat die Parteiliteratur, was sie Gutes an kriegsgeschichtlicher Literatur besitzt, ungebührlich mißachtet, wie in erster Reihe die Schriften Bürklis erfahren haben.

Bürkli begann seine kriegsgeschichtliche Tätigkeit nach einem wohlüberlegten Plane. Anknüpfend an die Halbjahrtausendfeier der Schlacht ob Sempach im Jahre 1885, schilderte er zunächst diese Schlacht und wies in der Auflösung der Winkelried-Legende die Taktik der Urschweizer auf. Danach wollte Bürkli die Schlachten am Morgarten und bei Laupen, sowie einige andere Schweizer Schlachten behandeln und danach, in einem Vergleich zwischen dem urwüchsigen Wehrwesen der alten und dem nachgeäfften Militarismus der heutigen Eidgenossen, sich über diejenige Heeresverfassung verbreiten, die ein demokratisches Gemeinwesen haben mußte, das nicht auf Eroberungen ausginge.

In seiblicher Ausstattung ist von alledem nur die erste Schrift ans Tageslicht gekommen, und auch sie nur im Kommissionsverlage von J. Schabelitz: „Der wahre Winkelried. Die Taktik der alten Urschweizer.“ Die Darstellung der Schlacht am Morgarten brachte Bürkli sechs Jahre später nur noch in der „Züricher Post“ unter; Abzüge dieser Artikel, nicht einmal in der richtigen Reihenfolge, sind dann als besondere Abhandlung erschienen unter dem Titel: „Die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft aus der Marktgenossenschaft und die Schlacht am Morgarten.“ Damit hat es dann ein Ende gehabt. Bürkli stieß bei seinen kriegsgeschichtlichen Forschungen auf die heftigsten Widerstände, ein dreifach Gezeichneter als Autodidakt, als Sozialdemokrat und als keckerischer Zweifler an der schweizerischen Legende. Selbst schweizerische Bibliotheken haben ihm die Tore geschlossen, und Bürkli hatte allen Anlaß zu dem vermutlich von ihm selbst gereimten Stoßseufzer:

Fahr' zu, mein Sohn! im alten Trott, tußt besser,  
Sonst wirst, kannst zählen drauf, du nicht Professor.

Schließlich ist es aber doch der Professor Delbrück gewesen, der unserem alten Genossen in der kriegswissenschaftlichen Literatur den verdienten Ehrenplatz gesichert hat, und unsere Parteiliteratur hat allen Anlaß, Bürklis Andenken zu ehren, indem sie seine kriegsgeschichtlichen, ganz vergriffenen und halb schon vergessenen Schriften von neuem verbreitet. Sie enthalten reichlich viel schweizerische Lokalpolemik, was sich für Bürkli von selbst ergab, sind aber in einem urfrischen Tone geschrieben: gegenüber dem abfälligen Urteil, das Engels und andere über die Kämpfe der Urschweizer gefällt haben, malt Bürkli sie auch keineswegs ins Weiße. Im Gegenteil schildert er die Urschweizer mit unverkennbarem Behagen als höchst ungemütliche Gesellen und sieht die „blutigste Beleidigung“, die „größte Schmach“ für die „kernhaften und kriegstüchtigen Waldstätter“ darin, daß die Tellfage ein schafsgebudiges Volk aus ihnen gemacht habe, das durch einen „Helden“ gerettet werden mußte. Aber er hebt doch auch gebührend die Rehrseite der Medaille hervor: erst die feigen und räuberischen Eingriffe namentlich des von den Habsburgern beschützten Klosters Einsiedeln in die gemeine Mark der Schwyzer, die dadurch in ihren innersten Lebensinteressen bedroht wurden, haben sie gezwungen, auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen.

Auch die kriegsgeschichtlichen Arbeiten, die Engels veröffentlicht hat, sind von der Partei noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Zum Teil erklärt sich das sehr natürlich daraus, daß sie vielfach noch in amerikanischen und englischen Enzyklopädien und Zeitungen vergraben sind; zum Teil liegen sie aber doch schon seit Jahrzehnten in deutscher Sprache vor, und ein besonderer Unstern will, daß die einzige dieser Schriften, die noch nicht verschollen ist, sich am ehesten und leichtesten anfechten läßt. Ich meine die Broschüre: Kann Europa abrüsten? Ich habe mich auch darüber schon in meinen Aufsätzen über „Miliz und Stehendes

Heer“ geäußert. Soweit ich die militärischen Schriften unseres Altmeisters kenne, sind sie ungemein anregend und eröffnen fruchtbare Ausichten, die man in der sonstigen Kriegsliteratur vergebens suchen würde, aber sie sind nicht frei von Widersprüchen und oft auch mißverständlich, zumal wo ihr Urteil auf zunächst noch unvollständigen oder gar unzuverlässigen Tagesnachrichten beruht. Ihre Sammlung und Herausgabe wäre eine sehr verdienstliche, aber auch sehr schwierige Arbeit, und wenn sie in unrechte Hände fielen, könnte sie mehr Schaden als Nutzen stiften. Meines Wissens war vor dem Kriege Hugo Schulz damit beschäftigt, und unter den lebenden Parteischriftstellern wäre er ohne Zweifel der weitaus berufenste für diese Aufgabe.

Hugo Schulz selbst hat die Kriegsgeschichte bis zum Schluß der Napoleonischen Kriege in „Blut und Eisen“ und von da bis zur Gegenwart in „Welt in Waffen“ — beide im Vorwärtsverlage — für Arbeiterleser geschrieben. Das erste Werk habe ich nach seinem Erscheinen eingehend in diesen Blättern angezeigt (26. Jahrgang, 1. Band, S. 374) und kann auch für das zweite nur wiederholen, was ich damals schrieb: „Genosse Schulz wäre ganz der Mann, eine Kriegsgeschichte vom historisch-materialistischen Standpunkt aus zu schreiben und die Parteiliteratur um ein wertvolles Werk zu bereichern. Nichts wäre wünschenswerter, als wenn ihm hierfür ein paar Jahre Muße geschaffen werden könnten.“ Die beiden vorliegenden Schriften sind, entsprechend den Zwecken der Sammlung, als deren Bestandteile sie erschienen, etwas zu sehr auf den agitatorisch-populären Ton angelegt, wie ja auch schon ihre Titel verraten; sie sind auch nicht ganz gleichmäßig durchgearbeitet, aber trotz mancher Fehler und Lücken, die man bei Anlegung eines strengen Maßstabes an ihnen entdecken mag, doch eine vortreffliche Einführung in die Geschichte des Kriegswesens, so daß sie in keiner Arbeiterbibliothek fehlen sollten.

In der bürgerlichen Literatur steht Clausewitz als erster klassischer Theoretiker des Krieges an der Spitze. Sein Hauptwerk: „Vom Kriege“ ist auch in billigen Ausgaben zu haben. Zum Teil überholt und veraltet, namentlich in seinen historischen Beispielen, ist Clausewitz immer noch sehr lesenswert, da er die Psychologie des Krieges so fein und sicher handhabt, wie kaum ein anderer. Die Werke Delbrücks sind wegen ihres hohen Preises und ihres gelehrten Beiwerths für Arbeiter und selbst für Arbeiterbibliotheken schwer zugänglich; seine „Geschichte der Kriegskunst“ habe ich im vierten „Ergänzungshefte zur Neuen Zeit“ ausführlich besprochen, freilich ohne den reichen Inhalt irgend zu erschöpfen. Neben seiner Biographie Sneysenaus steht mindestens ebenbürtig die Biographie Scharnhorsts von Mag Lehmann; sie ist vielleicht sogar das schönste Lebensbild unserer geschichtlichen Literatur, würdig ihres Helden, der menschlich anziehendsten Gestalt unter allen Kriegsmännern alter und neuer Zeit. Auch sonst hat Lehmann große Verdienste um die Aufhellung namentlich der preußischen Heeresgeschichte; er hat mehr als eine Legende aus ihr geschpecht, das famose Kantonreglement von 1733 mit der allgemeinen Wehrpflicht und manches andere.

Wenn die Schriften Delbrücks und Lehmanns für Arbeiter zum Teil auch schwer verständlich sind, so hat neuerdings Emil Daniels eine allgemeine Geschichte des Kriegswesens in sieben Bändchen der Sammlung Bötschen veröffentlicht, die trotz mancher starken Vorbehalte bei ihrem niedrigen Preise (alle sieben Bändchen gebunden 6,30 Mk.) wohl der Anschaffung durch Arbeiterbibliotheken empfohlen werden kann. Daniels ist ein Schüler Delbrücks und in vielen wichtigen Partien ist seine Darstellung eine nahezu wörtliche Wiederholung von Ausführungen Delbrücks, ohne äußerlich als solche gekennzeichnet zu sein. Das gereicht ihr jedoch nicht zum Schaden, im Gegenteil, es ist ihr größter Vorzug. Geschädigt wird sie vor allem dadurch, daß Daniels nicht nur ein Schüler, sondern auch schon ein Epigone Delbrücks ist. Ist dieser von einem ausbündigen Haß gegen den historischen Materialismus befeelt, so ist Daniels von demselben Haße geradezu besessen. Vor wenigen Jahren vermöbelte er das Buch des Genossen Cunow über die französische

Revolution in den „Preußischen Jahrbüchern“ mit einer Leichtfertigkeit, die an einem wissenschaftlich gebildeten Schriftsteller kaum zu begreifen war. Die Ueberlegenheit des historischen Materialismus zeigt sich auch darin, daß seine Anhänger mit aller Unbefangenheit anerkennen, was die ideologische Geschichtsschreibung bei alledem noch leistet, während deren Befenner nur — sagen wir milde — räsionieren und schelten können, wenn sie auf den historischen Materialismus zu sprechen kommen.

So darf die Darstellung des Kriegswesens durch Daniels trotz ihrer mannigfachen und großen Schwächen doch empfohlen werden. Sie gibt eine im allgemeinen gute Uebersicht, die neben den Werken von Hugo Schulz bestehen kann und gewissermaßen deren Gegenbild darstellt. Es läßt sich immerhin vieles aus ihr lernen, und ihre ideologischen Seitenprünge sind, wenigstens zum Teil, nicht besonders gefährlich. Ueber die „transzendente Riesenkraft der modern-sittlichen Ideen“, die den Wohlstand der Niederlande im sechzehnten Jahrhundert geschaffen haben soll, läßt schließlich jeder geschulte Arbeiter, und für die Wieberaufmunterung der preußischen Kriegslegende ist in unserer Parteiliteratur längst das Gegengift bereitet.

Nur in einem Punkt ist ein ausdrücklicher Vorbehalt notwendig, wenn diese Schrift in einem Arbeiterblatt empfohlen werden soll: ein Vorbehalt gegen die geradezu ungläubliche Art und Weise, in der sie unsern alten Parteigenossen Bürkli totschweigt und — was noch schlimmer ist — dessen bahnbrechende Forschungen auf den Kopf zu stellen sucht.

Wogegen sich Bürkli erhob, war „die verfälschte, mit fingierten Helden ausgeschmückte Schweizergeschichte“, die die wichtigsten Tatsachen durch „Wunder“ erkläre, das heißt unerklärt lasse. Die angebliche Personalität Winkelrieds sei zur *W i s s e n s t a t* geworden an der *W o l k s t a t* der alten Urschweizer, der Erfindung und Ausgestaltung einer eigentümlichen Kriegstaktik und der dazu geeigneten Waffen. Gegen diesen Kern dessen, was Bürkli beweisen wollte, erhebt nun schon Delbrück einen gewissen Einwand. Indem er die Darstellung übernimmt, die Bürkli von der Schlacht am Morgarten gegeben hat, fügt er hinzu, „direkt unrecht“ habe Bürkli aber doch, wenn er diese Schlacht als „unmittelbare *W o l k s t a t*“ auffasse. Die Schwyzler müßten einen Führer gehabt haben, der ihren Kriegsplan erdacht habe; das hätte weder eine allgemeine Kriegerversammlung noch ein beliebig gewählter Kriegshauptmann leisten können. Nur durch ihre Führung hätte die Demokratie am Morgarten gesiegt, und dieser Führer wäre Werner Stauffacher gewesen.

Gegen Bürkli ist damit zunächst insofern nichts bewiesen, als dieser alte Landwehrhauptmann natürlich wußte, daß im Kriege und in der Schlacht kommandiert werden muß. Er sagt über diesen Punkt wörtlich: „Bei den alten Urschweizern waren auch die Führer im Kriege ihre ersten Staatsmänner, die obersten Hauptleute waren zugleich ihre Vöndammänner. Die Waldstätten waren Militärrepubliken, wo das politische Amt das militärische deckte, oder eigentlich eher umgekehrt, denn es wurde keiner zum Vöndammann gewählt, der sich nicht zum Hauptmann, zum Kriegsführer eignete und die nötige Kriegserfahrung nicht schon praktisch gezeigt hätte. Es verstand sich das so von selbst, daß man die Namen der Heerführer nicht einmal nannte. Daher kommt es auch, daß man die Namen der Hauptleute der Schlachten am Morgarten, bei Laupen und ob Sempach gar nicht kennt.“ Am Morgarten ist nach Bürklis Ansicht die Demokratie von den Vöndammännern der Urkantone geführt worden, unter denen sich auch wahrscheinlich ein Werner Stauffacher befunden hat.

Also daß die Demokratie einer Führung bedarf, hat Bürkli mit vollen Händen zugegeben. Er meint, die Führung sei notwendig, um den Willen der Demokratie zu vollstrecken, während Delbrück meint, sie sei notwendig, um diesen Willen zu bestimmen. Das ist freilich ein gewaltiger Unterschied. Aber wer sich dabei auf dem Holzwege befindet, ist nicht Bürkli, sondern Delbrück, und das läßt sich ihm mit seinen eigenen Worten beweisen.

Er sagt sehr richtig, der urschweizerische Landammann sei dasselbe wie der urgermanische Hunno, so genannt als Haupt einer Hundertschaft, eines Dorfs oder Geschlechts; noch im dreizehnten Jahrhundert ist dieser Name auch in der Schweiz gebräuchlich gewesen. Was sagt nun Delbrück über den Hunno als Heerführer? Genau dasselbe, nur in breiterer und gelehrterer Ausführung, was Bürkli — und zwar fünfzehn Jahre früher — über den Landammann als Heerführer gesagt hatte. Man höre: „An der Spitze jeder Gemeinde steht ein gewählter Beamter, der entweder Altermann oder Hunno genannt wird. . . . Die Altermänner oder Hunni sind die Vorsteher und Leiter der Gemeinden im Frieden und Anführer der Männer im Kriege. Aber sie leben in und mit dem Volke; sie sind sozial Gemeinfreie, wie alle anderen.“ Der Hunno war ein „Führer, dessen Autorität sich in täglicher Lebensgewohnheit über das ganze Dasein im Frieden wie im Kriege erstreckte; der Zusammenhalt einer solchen germanischen Hundertschaft unter ihrem Hunno war von einer Festigkeit, wie sie selbst die strengste Disziplin einer römischen Legion nicht übertreffen konnte. . . . Die Germanen erzürnten nicht, der Hunno hatte schwerlich eine bestimmte, jedenfalls keine sehr wesentliche Strafgewalt, selbst der Begriff des eigentlichen militärischen Gehorsams war den Germanen fremd. . . . Jeder Ruf des Hunno, das Wort „Befehl“ lassen wir ganz beiseite, wurde befolgt, weil jeder wußte, daß jeder andere ihn befolgen würde. . . . Nicht umsonst haben wir zunächst die Identität von Hunno und Altermann . . . festgestellt; es handelt sich dabei nicht um eine formalrechtliche Streitfrage, sondern um die Auffindung eines großen und wesentlichen Elements in der Weltgeschichte. Mit Händen ist es hier zu greifen, daß der Hunno nicht ein von Fall zu Fall ernannter Anführer einer wechselnd und zufällig zusammengesetzten Kompagnie, sondern geborener Führer einer Natureinheit war. Er hat denselben Namen und übt im Kriege dieselbe Funktion wie der römische Centurio, aber er unterscheidet sich von ihm wie die Natur von der Kunst. Ein Hunno, der nicht als Geschlechts-Altermann kommandierte, hätte im Kriege so wenig ausrichten können, wie ein Centurio ohne Disziplin; da er aber der Geschlechts-Altermann ist, so erreicht er ohne Fahneid, Kriegsrecht und Fuchtel denselben Zusammenhalt und einen analogen Gehorsam, wie ihn sein römischer Namensvetter nur durch die Mittel der höchsten Strenge erzielte.“ Und endlich stellt Delbrück fest, daß die Urgermanen, dank ihrem inneren Zusammenhalt, „das Fehlen einer eigentlichen Befehlsführung“ ertragen konnten, ohne auseinanderzulaufen oder auch nur an der Energie der Befehlsführung einzubüßen.

So schön und treffend schildert Delbrück das Kriegswesen der Urgermanen, an dem die antike Kriegskunst zerschellte, als „unmittelbare Volkstat“, aber den Urschweizern, an denen die mittelalterliche Kriegskunst zerschellte, billig sein zu lassen, was den Urgermanen recht ist, das geht seiner bürgerlichen Voreingenommenheit wider den Strich. An der Spitze der neueren Kriegsgeschichte muß nun schon ein „großer Mann“ stehen.

Wie kommt nun aber Werner Stauffacher zu dieser Ehre? Der Heereszug des Herzogs Leopold von Oesterreich, der am Morgarten schmählich endete, sollte die Schwyzer für ihre räuberischen Ueberfälle des Klosters Einsiedeln strafen, die ihrerseits veranlaßt waren durch die räuberischen Eingriffe des Klosters Einsiedeln in die gemeine Mark der Schwyzer. Man muß nun anerkennen, daß die Schwyzer sich dabei keineswegs in den Grenzen der Notwehr hielten, wie es sich für „ein frommes Volk von Hirten“ geziemt hätte, sondern dem Kloster mit Zins und Zinseszinsen heimzahlten, trotz des kirchlichen Bannes und der kaiserlichen Acht. Aus dem halb Duzend Jahre vor der Schlacht am Morgarten verzeichnet der Klagrodel des Klosters nicht weniger als 46 Anklagen wegen der Ueberfälle und Raubzüge, die einzelne Hundertschaften der Schwyzer Landsgemeinde unter Führung ihrer Landammänner unternommen haben.

Während nun aber der Landammann Konrad Abenberg mit dreihundert Landleuten einmal im Alptal und ein andermal im Münsfertal heerte und der Sohn

des Landammanns Rudolf Stauffacher sich sogar begnügte, fünf Rosse von einer Klosterweide zu rauben, ging der Landammann Werner Stauffacher gleich aufs Ganze, überfiel am 6. Januar 1314 das Kloster Einsiedeln selbst an der Spitze von drei Hundertschaften. Er ließ Keller und Wohnräume erbrechen, Altäre zerreißen, die Gebeine der Heiligen zerstreuen; tranken von den Weinen des Klosters, besudelten die Schwyzer das Gotteshaus, zündeten Holzstöße an, um die Urkunden des Klosters zu verbrennen und führten neun Chorherren in die Gefangenschaft ab. Dies ist die einzige Tat gewesen, die urkundlich von Werner Stauffacher berichtet wird; die Tatsache, daß er nach der Schlacht am Morgarten noch als Schwyzer Landammann erwähnt wird, macht es wahrscheinlich, daß er an dieser Schlacht teilgenommen hat, aber auch nicht die leiseste Spur deutet mittelbar oder unmittelbar darauf hin, daß er sich dabei vor den übrigen Landammännern der Urkantone hervorgetan hat.

Immerhin „nimmt“ Delbrück nur „an“, daß Werner Stauffacher kraft seines strategischen Genies die Schlacht am Morgarten gewonnen habe, und seine Darstellung ist sachlich genug, um alle Elemente zu enthalten, aus denen ein aufmerksamer Leser die Haltlosigkeit seiner Vermutung erkennen kann. Nun aber Daniels! Er beginnt gleich mit dem berauschenden Satz: „Männer machen die Geschichte und schlagen die Schlachten.“ Diese Behauptung ist gewiß von einer niederschmetternden Wucht für die Unglücklichen, die des Glaubens leben sollten, daß die Geschichte von Mondkälbern gemacht oder die Schlachten von Seeschlangen geschlagen würden, obgleich auch diese Armen im Geiste noch einwenden könnten, daß die erste Hälfte des wuchtigen Satzes doch nur halb wahr sei. Frauen „machen“ auch „Geschichte“; die Zarln Katharina II. zum Beispiel hat mehr „Geschichte gemacht“ als irgendein männlicher „Geschichtemacher“ des achtzehnten Jahrhunderts.

Nach diesem stimmungsvollen Anschlag erzählt dann Daniels auf sieben Seiten (Seite 10 bis 16 des dritten Bändchens) die Schlacht am Morgarten, ziemlich wörtlich nach Delbrück, wie sie Delbrück, unter ehrlicher Angabe seiner Quelle, nach Bürkli erzählt, nur mit dem Unterschied, daß Daniels alles, was am Morgarten geschehen ist, auf die Rechnung Werner Stauffachers setzt. Er beginnt: „Der Landammann der Schwyzer, Werner Stauffacher, besaß militärische Erfahrung und strategischen Sinn genug, um seinen Operationsplan nicht bloß auf die Hilfe toter Steine zu bauen“, und er schließt: „In Werner Stauffacher erwuchs der Masse ein Führer, welcher ihr seine große Seele einhauchte. Die rettende Tat, zu welcher der Landammann von Schwyz seine in ihrer Freiheit bedrohten Landsleute fortriß, leitete — den Siegern sowie ganz Europa unbewußt — eine neue Epoche der Weltgeschichte ein.“ Von den Perlen, die dazwischen verstreut sind, sei nur hervorgehoben, daß sich in diesem Werner Stauffacher „eine Art von monarchischer Spitze“, „eine starke, relativ unabhängige Obrigkeit“, durch die allein der Sieg am Morgarten möglich geworden sei, verkörpert haben soll, wozu die Ausführungen Delbrücks über den urgermanischen Hunno nachzulesen sind.

Das hat Bürkli nun davon. Um die „Missetat“ zu sühnen, die der schweizerischen Geschichte durch „fingierte Helden“ zugefügt worden ist, deckt er den wirklichen Hergang der Schlachten am Morgarten und ob Sempach auf. Die bürgerliche Geschichtsschreibung erkennt seine Leistung an und übernimmt sie, bezeugt ihre Dankbarkeit aber dadurch, daß sie flugs einen neuen „Helden fingiert“, um die Taten des schweizerischen Volkes zu verkleinern. Dabei weiß Daniels, was er dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität schuldet. Die Legende vom Winkelried hat einige Jahrhunderte gebraucht, um sich auszubilden; die Legende vom Stauffacher ließ sich aus dem Bürkli-Delbrückschen Text in einigen Stunden fabrizieren.

„Langeweile“, „Großsprecherei“, „Gedankenarmut“, „Geistlosigkeit“, „lederne Ausgeburt eines wissenschaftlich ganz unfruchtbaren, engherzigen Parteigeistes“ — das sei nicht von Daniels gesagt — wie käme unsereins zu solcher Bewegtheit? —, aber Daniels sagt es in seiner Verdammerung von Cunos Buch der historisch-materialistischen Literatur nach. Und das ist der Humor davon.

Die Auflösung der Winkelried-Legende entnimmt Daniels wieder ziemlich wörtlich aus Delbrück, der sie aus Bürkli übernimmt; nur Delbrücks Äußerung, daß diese Auflösung eine „wahrhaft köstliche Frucht“ von Bürklis „unbefangenen Forscherfinne“ sei, übergeht Daniels. Weder im Text noch in den Quellennachweisen wird der Name Bürklis erwähnt.

Diese an unserem alten Genossen versuchte „Missetat“ durfte nicht ungegähnt bleiben, wenn im übrigen anerkannt werden soll, daß Daniels — unbeschadet seiner ideologischen Mißgriffe — in seinen sieben Bändchen die neuesten Forschungen über die Geschichte des Kriegswesens nicht ungeführt zusammengefaßt hat.

## Die Volksernährung im Kriege.

Von Emanuel Wurm.

Bei den jetzt im Vordergrund stehenden Erörterungen über die Volksernährung in Deutschland während des Krieges wird vielfach auf ein vor kurzem erschienenenes Buch von Elzbacher<sup>1</sup> hingewiesen, das von der bisher üblichen Art der Behandlung seiner Aufgaben wesentlich abweicht. In der Vorrede sagt Elzbacher, er habe nach Ausbruch des Krieges die Frage sich vorgelegt, ob Deutschland in der Lage sei, abgeschnitten von seiner gewaltigen Einfuhr an Nahrungs- und Futtermitteln, auch während eines sehr langen Krieges durchzuhalten und ob nicht durch eine zielbewußte Umgestaltung seiner Gütererzeugung und Lebenshaltung es fertig bringen könne, unabhängig vom Ausland beliebig lange zu wirtschaften. Die Beantwortung der Frage sei aber sehr schwer, weil das zu berücksichtigende Material einer großen Reihe von Stoffgebieten entnommen werden muß und nur durch gemeinsame Arbeit vieler Fachleute bewältigt werden kann, die aber nicht einen Kreis von Fragen nur äußerlich zur Bearbeitung unter sich verteilen — was, wie Elzbacher meint, nur auf eine Steigerung und Verschlimmerung des Spezialistentums hinauslaufe —, „sondern im Sinne eines wirklichen Mit- und Zusammenarbeitens, bei dem jeder sich in den Gedankenkreis der andern einlebt, bis schließlich, wie von einem Menschen geschaffen, der das Wissen aller vereinigt, ein Werk aus einem Gusse vorliegt“.

Das von Elzbacher herausgegebene Werk, an dem 16 Mitarbeiter tätig waren, zeigt, daß der Weg gangbar ist, wenn alle Mitarbeiter von denselben Grundanschauungen aus an die Bearbeitung ihres Sondergebiets herangehen, also eine allen gemeinsame Tendenz zum Ausdruck bringen wollen. Und diese Tendenz ist hier: zu zeigen, daß auch mit den noch vorhandenen Nahrungsmitteln bis zur nächsten Ernte gereicht werden könne.

Zunächst wird in der Denkschrift der Nahrungsbedarf des deutschen Volkes berechnet, dabei wird aber nicht die bisher allgemein geltende, von Voit aufgestellte Norm von 118 Gramm Roh-Eiweiß (106 Gramm verdauliches Eiweiß) täglich für notwendig erachtet, sondern auf die — wissenschaftlich noch sehr angefochtenen — Versuche des Amerikaners Chittenden Bezug genommen, der nur 80 Gramm für den erwachsenen Mann und 68 Gramm für die erwachsene Frau fordert, und dann der Bedarf des erwachsenen Mannes mit 96 Gramm, der der Frau mit 81 Gramm normiert, der der jüngeren Personen aber verhältnismäßig noch niedriger, so daß durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung 73½ Gramm Eiweiß entfallen.

<sup>1</sup> Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan. Eine Denkschrift von Friedrich Vereboe, Karl Ballod, Franz Benjtschlag, Wilhelm Caspari, Paul Elzbacher, Hedwig Heyl, Paul Krusch, Robert Kuczynski, Kurt Lehmann, Otto Lemmermann, Carl Oppenheimer, Max Rubner, Kurt von Rümker, Bruno Tacke, Hermann Warmbold und Nathan Jung. Herausgegeben von Paul Elzbacher. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 196 Seiten, 1 Mark.

Demgemäß wird als Jahresbedarf des deutschen Volkes 1,6 Millionen Tonnen Eiweiß berechnet, während nach der Voitschen Norm etwa 25 Prozent mehr in Rechnung zu stellen wären. Der Gesamtverbrauch betrug vor dem Kriege jährlich 2,26 Millionen Tonnen Eiweiß, von denen 625 600 Tonnen = 28 Prozent vom Ausland bezogen wurden.

Auf den Kopf der Bevölkerung betrug der tägliche Verbrauch von Eiweiß demnach 92,9 Gramm, was also fast 25 Prozent höher als der in der Denkschrift berechnete Bedarf von 73½ Gramm pro Kopf, so daß der wirkliche Verbrauch mit dem von Voit geforderten übereinstimmt.

Der Verbrauch für 1914 wird auf 2,3 Millionen Tonnen Eiweiß angesetzt. Das ist gegenüber dem in der Denkschrift berechneten Bedarf von 1,6 Millionen Tonnen, denen ungefährr der berechnete Vorrat entspricht, ein Mehrverbrauch von 44 Prozent oder ein Mindervorrat von 33 Prozent Eiweiß. Bei der Nahrung im ganzen (also Eiweiß, Fett und Kohlehydrate) beträgt das Defizit nur 25 Prozent des wirklichen Verbrauchs, übersteigt aber den in der Denkschrift berechneten Verbrauch um 19 Prozent, während das Eiweiß um 3 Prozent dahinter zurückbleibt. Daraus folgert die Denkschrift: bei den Nährwerten im ganzen haben wir nur ein Defizit gegenüber unserem bisherigen Verbrauch; unser Bedarf ist immer noch gedeckt, nur beim Eiweiß haben wir auch ein Defizit gegenüber dem Bedarf.

Nun ist aber dieser berechnete Bedarf weit niedriger angesetzt als nach den Voitschen Normen und nach dem wirklichen Verbrauch sich ergab, und bei letzterem ist noch zu beachten, daß er zwar im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung an die Voitsche Norm heranreicht, daß in Wirklichkeit aber die überwiegende Masse der Bevölkerung nicht in der Lage ist, diesen durchschnittlichen Eiweißbedarf zu decken, da ihr Einkommen hierzu bei weitem nicht ausreicht, während dagegen die wohlhabenden Schichten viel mehr als 93 Gramm Eiweiß verzehren. Nach unseren Berechnungen kostet die Voitsche Norm jezt täglich pro Kopf mindestens 1 Mark für Rohmaterial der Nahrung. Das gäbe für eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern = 3 Personen etwa 1100 Mark jährlich, ohne Genußmittel und ohne Kosten der Zubereitung. Da mindestens 40 Prozent des Einkommens einer Familie für Nahrungsmittel zu rechnen sind, so müßten etwa 2750 Mark jährliches Einkommen zur Verfügung stehen, um ein solches Budget zu decken — im Deutschen Reich haben aber von den Steuerzahlern etwa 88 Prozent noch nicht dieses Einkommen.

Die Denkschrift folgert nun ganz richtig: „unser Defizit muß sich mit jedem Tage vergrößern, an welchem wir auf die bisherige Weise weiterleben“. Und deshalb fordert sie: Aenderung der Lebenshaltung, und zwar zunächst mehr Pflanzenkost, zumal viel zu viel Fleisch gegessen werde. Nun ist allerdings der Fleischverbrauch jezt im Verhältnis doppelt so groß als vor fünfzig Jahren. Aber in dieser Zeit hat auch die Industrialisierung Deutschlands sich gewaltig gesteigert und beim Industriearbeiter wird nicht nur die Muskelstätigkeit in Anspruch genommen, sondern ganz besonders Nerven und Gehirn, da er gespannteste Aufmerksamkeit bei seiner Arbeit braucht. In allen Nationen streben daher die Industriearbeiter nach Fleischnahrung, wie u. a. aus den vom Institut Solvan in Brüssel herausgegebenen Studien hervorgeht. (Vgl. Gustav Eckstein, Proletarische Ernährungsverhältnisse. „N. Z.“, XXXI, 1, S. 359, A.)

Von einem Uebermaß an Fleischnahrung kann bei den hohen Fleischpreisen und niedrigen Löhnen der Arbeiter nicht gesprochen werden, weit mehr aber von einer Unterernährung schon im Frieden. Wenn nun auch eine Steigerung derselben jezt nicht zu vermeiden ist, so ist es doch nicht wissenschaftlich, dies als eine gesundheitlich heilsame Entziehungskur für die bisher zu üppig lebenden Arbeiter hinzustellen.

Das Weißbrot muß durch Roggenbrot ersetzt werden — deutsche Arbeiter werden dies nicht als besonderen Eingriff in ihre bisherige Lebenshaltung empfinden, denn für die meisten von ihnen ist Weißbrot bisher schon ein Luxus gewesen, obwohl das Weißbrot reicher an Eiweiß und verdaulicher ist, weshalb es vor

dem Roggenbrot den Vorzug verdient. Auch die Streckung mit 10 Prozent Kartoffeln muß hingenommen werden, obwohl dadurch der Eiweißgehalt des Brotes um fast ebensoviel herabgesetzt wird. Aber ein Zusatz von 20 Proz. Kartoffeln wäre doch schon sehr bedenklich, mindestens für Bevölkerungsschichten, die schon bisher unterernährt waren und nun sich erst recht nicht den vollen Nährstoffbedarf beschaffen können. Auch die stärkere Ausmahlung des Getreides, die durch Bundesratsverordnung bei Roggen auf 72 Prozent, bei Weizen auf 75 Prozent erhöht wurde, verringert den Nährwert des Brotes, weil es nun noch mehr Kleie enthält als früher, wo das Getreide mit etwa 65 Prozent ausgemahlen wurde. Die Denkschrift gibt zu, daß reichliche Mengen Kleie im Brot die Ausnutzung desselben herabsetzen, meint aber trotzdem, „man wird gut tun, über dieses Maß der Ausmahlung noch etwas hinauszugehen“. Dadurch würde doch gerade die arbeitende Bevölkerung, die am meisten auf Brot angewiesen ist, am schwersten getroffen!

Von wirtschaftspolitischen Maßnahmen empfiehlt die Denkschrift zunächst die Notwendigkeit der Ausfuhrverbote. Für Getreide kamen sie ja bald, obwohl, wie Elsbacher bedauert, noch nach Ausbruch des Krieges „aus freundschaftlicher Rücksicht auf die Schweiz“ gestattet wurde, dorthin 2500 Waggons (zu 100 Doppelzentner) Getreide auszuführen. Für Zucker, das einzige Nahrungsmittel, das wir im Ueberfluß besitzen, da wir sonst jährlich 11 Millionen Doppelzentner exportierten, war auf Wunsch der Zuckerproduzenten geplant, ihn zum Teil nach dem Auslande zuzulassen. Doch ist im letzten Augenblick die dadurch unserer Ernährung drohende Gefahr, auf die ich bereits Ende Oktober in Nr. 3 dieses Jahrgangs hingewiesen habe, noch verhindert worden. Wie in der Denkschrift mitgeteilt wird, haben ihre Mitarbeiter durch Eingaben an die Regierung ebenfalls auf Verbot der Ausfuhr hingewirkt. Aber auch Parteivorstand und Generalkommission haben dies in ihrer Eingabe vom 4. November v. J. verlangt.

In der Denkschrift fehlt dagegen die wichtigste Forderung, die von Parteivorstand und Generalkommission bereits am 13. August v. J., also gleich nach Ausbruch des Krieges, erhoben wurde: „Verpflichtung der Landwirte zum Verkauf ihrer Produkte an öffentliche Institute (Reich, Land, Gemeinde) und Regelung des Umsatzes durch die Gemeinden.“ Die Denkschrift zeigt, daß der Mangel an Futtermitteln dazu zwingt, den Bestand an Schweinen und Milchkühen zu verringern. Aber sie fordert nur: „Mindestpreise für Vieh, um einer Schädigung der Landwirte und einem übermäßigen Fleischverbrauch entgegenzuwirken.“ Die armen Landwirte! Trotzdem die Viehmärkte überfüllt sind, haben die Preise für Schweine seit Ausbruch des Krieges eine Steigerung von fast 90 Prozent erfahren! Wenn die Gemeinden, wie die Denkschrift fordert und der Bundesrat jetzt beschlossen hat, Vorräte an Dauerwaren von Fleisch beschaffen sollen, wird die Preistreiberei noch größer und infolgedessen die Unterernährung der ärmeren Bevölkerung noch gesteigert, wenn nicht gleichzeitig Festsetzung von Höchstpreisen und die Beschlagnahme alles Viehs gesetzlich festgelegt wird. Bis jetzt hat der Bundesrat nur Höchstpreise für Getreide und Kartoffeln festgesetzt, die Beschlagnahme aber nur für Getreide ausgesprochen, und für Vieh noch immer „das freie Spiel der Kräfte“ walten lassen, das, wie wir zeigten, zu unglaublichen Preistreibereien geführt hat. Und da die Höchstpreise für Kartoffeln nur beim Verkauf durch den Produzenten gelten, so ist die Folge, daß viele Landwirte ihre Kartoffeln nicht auf den Markt bringen und auf weitere Preiserhöhungen warten — die zweite ist ja jetzt eben erfolgt —, die Großhändler aber fordern können, was sie wollen, und der Kleinhändler, dem durch Generalkommando Höchstpreise für den Detailhandel vorgeschrieben sind, keine Ware hat, so daß die auf Kartoffeln jetzt mehr wie je angewiesene ärmste Bevölkerung in die größte Notlage kommt!

Es ist, wie gesagt, der größte Fehler der einflussreichen Verfasser der Denkschrift, daß sie nicht Beschlagnahme und Höchstpreise gefordert haben!

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22

Ausgegeben am 5. März 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Zur Frage der Steuern und Monopole.

Von K. Kautsky.

### 1. Steuern.

Genosse Adolf Braun hat mit Recht darauf hingewiesen (in seinem Artikel über das „Elektrizitätsmonopol“, „Neue Zeit“, Heft 19 und 20), daß für den Realpolitiker eines der wichtigsten Probleme nach dem Kriege in der „Neuorientierung der Reichsfinanzen“ bestehen werde, das heißt in dem Kampf um neue Steuern. Und ebenso ist es unzweifelhaft, daß die Finanzverwaltung dabei versuchen wird, den Weg der Monopole zu beschreiten.

Wir haben alle Ursache, uns heute schon darüber klar zu werden, wie wir uns zu diesen Plänen zu stellen haben, und es ist sehr dankenswert, daß Braun mit seiner instruktiven Arbeit einen kräftigen Anstoß zur Diskussion darüber gegeben hat.

Einen weiteren Anstoß möchte ich mit den vorliegenden Ausführungen geben, die den Gegenstand von einer anderen Seite aus beleuchten. Braun stellte sich sofort auf den Boden eines besonderen Spezialgebiets, das er nach allen Seiten durchforschte. Ich möchte dagegen nur ganz allgemein erörtern, welche Anwendung die Grundsätze sozialdemokratischer Steuerpolitik auf die Frage der Monopole finden. Die eine wie die andere Art der Untersuchung sind gleich berechtigt, ja gleich notwendig, eine allein genügt nicht.

Auf die politische Seite der Frage komme ich hierbei nicht zu sprechen, obwohl sie die wichtigste ist. Die Steuer ist die materielle Grundlage jeder Regierung, jedes Regierungssystems im kapitalistischen Staat. Die bürgerliche Opposition sah daher in früheren Zeiten, solange sie noch revolutionär war, in der Verweigerung der Steuern ein Mittel zur Bekämpfung einer ihr feindlichen Staatsgewalt. Für eine proletarische Opposition kommt dieses Mittel nicht mehr in Betracht, denn die vom Proletariat bezahlten direkten Steuern sind im Verhältnis zur Gesamtsumme der Steuern zu geringfügig, als daß ihr Ausbleiben eine kapitalistische Regierung merklich schwächen könnte.

Wohl aber hat die proletarische Opposition von der bürgerlichen die Ablehnung des Gesamtbudgets als ein Mittel des parlamentarischen Kampfes übernommen, das sie gegen jede bürgerliche Regierung bisher grundsätzlich in Anwendung brachte. Die deutsche Sozialdemokratie im besonderen ist durch eine Reihe von Parteitagbeschlüssen — besonders energisch 1908 in Nürnberg — zu diesem Vorgehen verpflichtet worden.

In der Zustimmung zu den Kriegskrediten vom 4. August und 2. Dezember haben unsere Gegner und ein Teil unserer Genossen eine Durchbrechung dieses Beschlusses und das Versprechen gesehen, künftighin das Budget zu bewilligen.

Ob das richtig ist, hängt davon ab, wie man die Kriegskredite auffaßt. Betrachtet man ihre Bewilligung als eine Vertrauensstundgebung für die Regierung, dann liegt darin allerdings ein Präjudiz für die Budgetbewilligung. Dann würde aber auch der Vorwurf des Disziplinbruchs gegen Karl Liebknecht hinfällig, denn Parteitagsbeschlüsse stehen höher als Fraktionsbeschlüsse.

Man kann jedoch die Kriegskredite als bloße Notstandskredite betrachten. Einen solchen darf man auch einer entschieden bekämpften Regierung bewilligen, sogar einer Regierung, deren Politik selbst den Notstand verschuldet hat. Wenn sie einen Damm vernachlässigte und der Deichbruch eine Ueberschwemmung verursachte, wird man die Unterstützung der Bewohner des heimgesuchten Gebiets nicht deshalb ablehnen, weil man zur Regierung kein Vertrauen habe. Die Abstimmung über das Gesamtbudget bleibt davon unberührt.

Faßt man also die Kriegskredite als Notstandskredite auf, dann bedeutet ihre Bewilligung wohl keine Verletzung eines Parteitagsbeschlusses, aber eben deshalb ist damit auch seine weitere Gültigkeit nicht angefochten.

Man könnte meinen, daß vom Standpunkt der prinzipiellen Budgetverweigerung jede theoretische Untersuchung des Steuerwesens für uns nur akademische Bedeutung hätte.

Indes kommt hier doch der Gesichtspunkt des kleineren Uebels in Betracht, ein Gesichtspunkt, der immer wichtiger für uns wird, je stärker wir werden. Der letzte Jenaer Parteitag mußte sich daher ausführlich mit der Steuerfrage beschäftigen.

Vom Standpunkt des kleineren Uebels aus ist eine Unterscheidung der verschiedenen Steuerarten von großer Bedeutung.

Die Unterschiede in der Wirkung der Steuern können wieder doppelter Art sein, politischer und ökonomischer.

Nur die ökonomische Seite beschäftigt uns hier.

Die allgemeinen Grundsätze der sozialdemokratischen Steuerpolitik gehen von der Forderung aus, die Steuern sollen nur vom Mehrwert bezahlt werden, nicht vom Arbeitslohn, und zwar nicht von jenem Teil des Mehrwerts, der akkumuliert, zur Erweiterung der Produktion benutzt wird, sondern nur von dem Teil, den die Kapitalistenklasse dem Konsum zuführt.

Von diesem Standpunkt sind die besten Steuern progressive Steuern auf das Einkommen in ihren verschiedenen Formen und den Besitz, unter Freilassung der kleinen Einkommen und Vermögen. Alle Verbrauchssteuern, die den Arbeitslohn oder die Produktion belasten, sind verwerflich.

Für die ökonomische Wirkung der Steuern kommt auch die Art ihrer Verwendung in Betracht, ob sie zu produktiven Zwecken geschieht, zu unproduktiven oder zur Zahlung der Zinsen von Staatsschulden. Im allgemeinen kann man sagen, die unproduktive Verwendungsart ist ökonomisch schädlich, die Zinszahlung ökonomisch gleichgültig, wenn sie durch Besteuerung des Mehrwerts erfolgt. Dann gibt sie der Kapitalistenklasse ebenso viel, wie sie ihr nimmt. Anders steht es dort, wo die Steuer zur Bezahlung der Schuldenzinsen dem Arbeitslohn entnommen wird. Sie bedeutet dann eine Verminderung des Lohnes zur Bereicherung des Kapitals. Doch gilt dies, wie gesagt, nur im allgemeinen. Eine nähere Untersuchung zeigt, daß

unter manchen Umständen das Ergebnis ein anderes sein kann. Darauf kann jedoch hier nicht eingegangen werden.

Von dem Begriff der produktiven Anwendung des Steuerertrags ist endlich zu sagen, daß hier die Produktivität nicht in dem Sinne zu fassen ist, wie sie vom Standpunkt des technischen Arbeitsprozesses oder des kapitalistischen Verwertungsprozesses erscheint. In ersterem Sinne ist jede Arbeit produktiv, die ein Produkt liefert. In letzterem jede, die einen Mehrwert einbringt.

Neben dem Standpunkt des Arbeiters oder des Kapitalisten kommt in Betracht der der Gesellschaft. Er ist der entscheidende dort, wo es sich um die Verwendung der Steuer handelt.

Von diesem Standpunkt aus kann man als produktiven Aufwand einen jeden bezeichnen, der die Produktivkräfte des Gemeinwesens vermehrt. Unproduktiv einen jeden, der sie einschränkt oder ihre Entfaltung hemmt. Das ist tatsächlich gemeint bei jeder Unterscheidung zwischen produktiver oder unproduktiver Anwendung von Steuereinnahmen, doch wird es in der Regel nicht streng auseinandergehalten von der kapitalistischen Auffassung, nach der nur jeder Aufwand produktiv ist, der einen Profit abwirft. Demgemäß betrachtet man auch oft nur jene staatlichen Einrichtungen als produktiv, die einen Profit abwerfen, wie Staatseisenbahnen, fiskalische Monopole und dergleichen.

Nun ist es richtig, daß der Kapitalist die Produktivkräfte zu entwickeln sucht, jedoch nur aus Sucht nach einem Extraprofit, also auch nur insoweit, als sie ihm einen Extraprofit zuschanzen können. Jene Produktivkräfte, die ihm solchen Profit nicht bringen können, interessieren ihn nicht, er scheut sogar nicht davor zurück, sie zu schädigen, ja zu vernichten, wenn ihm ein Extraprofit daraus erwächst. Zu solchen Produktivkräften gehören alle jene, die er sich nicht als Privateigentum aneignen kann, darunter vor allem die menschliche Arbeitskraft, das vornehmste Produktionsmittel. Wo er einen Extraprofit machen kann durch Verlängerung der Arbeitszeit, Verkürzung des Arbeitslohnes, Abräderung von Frauen und Kindern, also durch Verwüstung der Produktivkräfte der Gesellschaft, da tut er es. Daran kann ihn neben der Arbeiterklasse selbst nur der Staat hindern, wenn in ihm die dauernden Interessen der gesamten bürgerlichen Gesellschaft stärker sind als die Augenblicksinteressen einzelner Kapitalisten oder Kapitalistenkategorien.

Schon gar nicht kümmert sich der einzelne Kapitalist als solcher — als Philanthrop mag er es tun — um die Ausbildung und Entwicklung der Produktivkräfte der Arbeit in der heranwachsenden Jugend. Das Schulwesen fällt dem Staat und der Gemeinde zu.

Wie die Entwicklung der geistigen kümmert auch die der körperlichen Arbeitskraft des Arbeiters den Kapitalisten nicht. Er überläßt die Sorge für die Gesundheitspflege der Massen der Öffentlichkeit, dem Staat und der Gemeinde.

Auch materielle Produktionsmittel zu verschwenden, um einen vorübergehenden Extraprofit zu ergattern, liegt dem Kapitalisten sehr nahe. So verschwendet er z. B. die Produktivkräfte der Waldungen, wo ihn der Staat nicht dran hindert. Eine richtige Waldwirtschaft gehört zu den produktiven Funktionen des Staates.

Endlich fällt es dem Kapitalisten nicht einmal ein, die Verkehrswege zu bauen und instand zu halten, deren seine eigene Produktion dringend bedarf. Allerdings, soweit sie Privateigentum werden können, wie Eisenbahnen, baut er sie, jedoch natürlich nur dort, wo sie sofortigen Profit versprechen. Der Bau von Straßen und vielfach auch von Kanälen blieb dem Staat und den Gemeinden überlassen.

Die Entwicklung der Produktivkräfte, also auch der Begriff der produktiven Arbeit gewinnt demnach ein ganz anderes Ansehen, vom Standpunkt des Staates aus betrachtet, als vom Standpunkt des Kapitalisten aus. Die Förderung oder Erhaltung der gesellschaftlichen Produktivkräfte kann unter Umständen eine Hemmung einer im kapitalistischen Sinne produktiven Arbeitsanwendung bedeuten, indem sie z. B. die Arbeitszeit in Fabriken oder das Abholzen von Wäldern beschränkt. Sie braucht auch dort, wo sie nicht einschränkend, sondern positiv wirkt, neue Produktivkräfte erzeugt, nicht immer einen Mehrwert zu produzieren. Das gilt z. B. vom Schulwesen.

Es ist klar, daß eine Steuer, aus welcher Quelle immer sie stammen mag, ganz anders dort wirkt, wo sie produktiv, als dort, wo sie unproduktiv angewandt wird.

Der Begriff der produktiven und unproduktiven Arbeit hat aber noch eine andere Beziehung zur Steuer.

Die Arbeit der Steuererhebung ist auf jeden Fall unproduktive Arbeit. Sie vermehrt weder die Menge der Produkte noch die Produktivkräfte im Staat. Die dafür aufgewandte Arbeitskraft wird von der Summe der Arbeitskräfte abgezogen, die für produktive Zwecke verfügbar sind.

Das ist ein Gesichtspunkt, der bei jeder Steuer in Betracht kommt. Unter sonst gleichen Umständen ist eine Steuer um so schädlicher, je größer die Kosten ihrer Erhebung. Sie können bei mancher Steuerart einen relativ hohen Grad erreichen und bilden einen kräftigen Einwand gegen manche Luxussteuer, die grundsätzlich wohl berechtigt wäre.

Bei Zöllen werden die Erhebungskosten um so größer, je kleiner der Staat, da im Verhältnis die Zollgrenze um so ausgedehnter. Dies war eines der Uebel der deutschen Kleinstaaterei, die durch den Zollverein vermindert wurden. Die Zolllinie Preußens betrug 1819 1073 Meilen, der Inhalt des Zollgebiets 5045 Quadratmeilen, der der deutschen Mittelstaaten 3456 Quadratmeilen, ihre Zolllinie dagegen 1564 Meilen. Der Zollverein umfaßte 1833 7729 Quadratmeilen mit einer Zolllinie von 1206 Meilen. 1873 war diese Linie auf 1127 Meilen heruntergegangen, indes sich der Inhalt des Zollgebietes auf 9858 Quadratmeilen erhöht hatte — 1872 war ihm Elsaß-Lothringen einverleibt worden.

Die Erhebungskosten der Steuern könnten weit geringer sein, wenn nicht so viele Leute den Staat als eine (juristische) Person betrachteten, die zu betrügen ein jeder das Recht habe. Bei der Erhebung der Steuern hat der Staat sich nicht gegen die relativ kleine Verbrecherwelt, sondern gegen eine ungeheure Masse höchst „anständiger“ Leute zu wehren. Man kann im Geschäftsleben und persönlichen Verkehr von der peinlichsten Korrektheit und Gewissenhaftigkeit sein und doch es für selbstverständlich halten, daß man eine Reise ins Ausland zum Schmuggeln irgendwelchen Lands benutzt und die Höhe seines Einkommens falsch angibt. Der Kampf gegen Schmuggel und Steuerhinterziehung erfordert zahlreiche Kräfte, die ganz

unproduktiv bleiben. Je höher die Steuern oder der Zoll, desto größer die Verführung, sich ihnen zu entziehen, desto schwieriger und kostspieliger die Kontrolle und Erzwingung der Einnahmen. Auch das ist eines der Momente, die die Steuer ökonomisch um so schädlicher machen, je höher sie ist — immer unter sonst gleichen Umständen — und die es erschweren, sie über ein gewisses Ausmaß zu erhöhen.

## 2. Monopole.

Ein Mittel, die Erhebungskosten zu verringern, die Kontrolle zu erleichtern, bildet das **Monopol**.

Will der Staat eine hohe Verbrauchssteuer erheben, dann erreicht er dies am sichersten und billigsten dadurch, daß er den betreffenden Verbrauchsgegenstand selbst erzeugt und jede anderweitige Herstellung sowie seine Einfuhr verbietet. Dabei kann er auch die Steuer höher schrauben, als ihm dies sonst möglich wäre.

Der Tabak, der Branntwein, auch Salz sind in fast allen Staaten Objekte starker Besteuerung geworden. Der Tabak und das Salz, später der Branntwein, wurden auch in vielen Staaten Objekte der Monopolisierung.

Die Besteuerung dieser Objekte trifft vorwiegend den Arbeitslohn, nur in geringem Maße den Konsumtionsfonds der Kapitalisten. Die Form der Einhebung durch das Monopol ändert nichts daran. Im Gegenteil, sie ist besonders gefährlich, da sie dazu verleitet, die Steuer höher zu bemessen, als es sonst geschähe.

Nun sucht man uns mit den Monopolen dadurch zu versöhnen, daß man sie als das kleinere Übel hinstellt, da beim Monopol der Reinertrag der Steuer höher ist als bei dem freien Verkehr. Bei gleicher Belastung der Bevölkerung erhält also der Staat ein größeres Einkommen. Das ist vielfach richtig, namentlich beim Tabak. Durch den Großbetrieb in wenigen Fabriken und die Beschränkung der Produktion auf wenige Typen gestaltet sich die Herstellung der Ware billiger. Noch mehr der Vertrieb, weil zahlreiche Verkaufsstellen, Geschäftsreisende, Zwischenhändler, Reklamepesen in Wegfall kommen. Diese Erwägungen können wohl entscheidend werden dort, wo das Monopol besteht. Da wird seine zweckmäßige Gestaltung durch Druck auf die Staatsverwaltung wichtiger erscheinen als seine Abschaffung. Aber anders steht die Sache dort, wo es sich um die Frage der Einführung handelt. Man darf in Steuerfragen überhaupt nicht ohne weiteres den gleichen Maßstab bei der Einführung wie bei der Aufhebung einer Steuer anlegen. Manche Steuer kann bei ihrer Einführung eine schwere Belastung der Volksmasse darstellen und daher zum äußersten Widerstand auffordern. Hat sie aber einmal lange bestanden, ist das wirtschaftliche Leben auf sie eingerichtet, dann kann ihre Aufhebung ein bloßes Geschenk an einen kleinen Kreis bedeuten, der direkt dabei profitiert.

Für die Abschaffung eines Monopols kämen auch andere Gesichtspunkte in Betracht, wie für seine Einführung.

Die ökonomischen Vorteile, die es bei einzelnen Verbrauchsgegenständen mit sich bringen kann, nehmen bedenkliche Formen an bei seiner Einführung. Will man alle die Arbeitskräfte ausreichend entschädigen, die das Monopol überflüssig macht, dann verschwindet sein finanzieller Gewinn für längere Zeit, es sei denn, daß es zu einer Erhöhung der Steuer benutzt würde, was

es erst recht unannehmbar machte. Entschädigt man sie nicht, so heißt das die Expropriierung und Arbeitslosigkeit zahlreicher kleiner Existenzen. Der Gewinn wird gezogen durch direkte Ruinierung einer Arbeiterschicht von Staats wegen.

Wir sehen da ganz ab von den politischen Konsequenzen, die daraus entstehen, daß die Arbeitskräfte, die bei der Produktion und dem Vertrieb des Verbrauchsgegenstandes beschäftigt bleiben, aus mehr oder weniger politisch unabhängigen Leuten in sehr abhängige verwandelt werden. Die Arbeiter in den Fabriken mögen unter günstigen Umständen durch Organisation eine gewisse Selbständigkeit behaupten. Für die isolierten Arbeiter der Verkaufsstellen ist das kaum möglich. Solche Verkaufsstellen sind in Monopolländern ein beliebtes Mittel, politische Dienste zu belohnen, direkt oder indirekt, durch Vermittlung von Parlamentariern.

Neben rein fiskalischen Monopolen dieser Art bilden sich im Laufe der kapitalistischen Entwicklung die Bedingungen für eine andere Art von Monopolen. Der Prozeß der kapitalistischen Konzentration und Zentralisation führt dahin, daß manche Produktionszweige im Staate den Charakter privater Monopole annehmen. Hier lautet die Frage ganz anders als bei den ersterwähnten Monopolen. Es ist weder die Frage, ob Verbrauchsteuer oder nicht, noch die Frage, ob freie Konkurrenz oder Monopol, sondern die Frage, ob privates oder staatliches Monopol.

Hier neigt sich die Waage erheblich zugunsten des Staates.

Indessen wäre es auch da voreilig, sofort und unter allen Umständen zugunsten des Staates zu entscheiden. Es kommt dabei sehr auf den Charakter des bestimmten Staates an und auf die Situation, in der er zur Verstaatlichung des privaten Monopols schreitet.

Mancher meint, weil wir Sozialisten, also für Verstaatlichung der Produktion seien, müßten wir jede Verstaatlichung begrüßen. Nichts irriger als das. Als Sozialisten, als Vertreter des Proletariats, streben wir seine Emanzipation an. Das ist unser Endziel — natürlich nur das unsere, nicht das der gesellschaftlichen Entwicklung. Ihr ein Endziel zu setzen, ist unmöglich. Sie geht weiter, nachdem unser Ziel erreicht, wird neue Probleme vorfinden, von denen wir uns heute noch nichts träumen lassen.

Die Emanzipation des Proletariats erheischt die Aufhebung seiner Trennung von den Produktionsmitteln. Verschiedene Methoden zur Aufhebung dieser Trennung sind möglich — die Besitzergreifung von Produktionsmitteln durch Genossenschaften, Kommunen, Staaten, in denen das Proletariat dominiert. Dieser letztere Satz ist entscheidend. Nicht jede Genossenschafterei und nicht jede Verstaatlichung trägt sozialistischen Charakter. Entscheidend für diesen Prozeß wird allerdings das Eingreifen des Staates werden, der größten Kraft in der heutigen Gesellschaft. Aber damit ist doch noch lange nicht jedes Eingreifen des Staates als sozialistisch proklamiert. Wir haben freilich zu unserer Verwunderung sehen müssen, daß es Genossen gibt, die im Namen des Marxismus auch den Belagerungszustand als einen Vorhof des Sozialismus proklamieren.

Im allgemeinen kann man jedoch allerdings sagen, daß gegenüber den privaten Monopolen das staatliche erhebliche Vorteile bietet. Wir haben gesehen, daß der Staat, seiner Anlage und seinen Funktionen nach, gegenüber den Augenblicks- und Sonderinteressen der einzelnen Schichten der

besitzenden Klassen ihr dauerndes Interesse vertritt, freilich stets sehr unvollkommen, weil manche dieser Schichten ihn mehr beherrschen als andere.

Die privaten Monopole werden nur durch das Verlangen nach Profit und Extraprofit bewegt. Um ihn zu erlangen, scheuen sie nicht davor zurück, unter Umständen die industrielle und landwirtschaftliche Entwicklung zu hemmen, wie es z. B. durch eine Ausnutzung der Monopolstellung zur Erhöhung der Kohlen- und Eisenpreise geschieht, durch Einschränkung der eigenen Produktion, Lahmlegung mancher Betriebe usw. Ebenso beeinträchtigen die privaten Monopole die Produktivkraft der Nation, indem sie die Löhne der Arbeiter oder ihre Zahl oder die Kraft ihrer Organisationen mehr herabsetzen oder mehr am Steigen verhindern, als bei freier Konkurrenz der Unternehmungen der Fall wäre.

Diesen Tendenzen kann der Staat durch Verwandlung der privaten in staatliche Monopole sehr wirksam entgegenreten und dadurch die Produktivkraft der Nation heben. Ob er dies auch wirklich tut, hängt im wesentlichen davon ab, inwieweit er politisch und ökonomisch von den Schichten unabhängig ist, die an dem privaten Monopol interessiert sind. Und nicht minder hängt es ab von der allgemeinen Situation, in der er sich befindet.

Ist die Schicht der Inhaber des privaten Monopols ökonomisch gesichert, der Staat dagegen in bedrängter Finanzlage, dann kann die Verwandlung des Monopols in ein staatliches sehr wohl dahin wirken, daß Konsumenten und Arbeiter stärker bedrückt werden, als früher der Fall war. Das wird um so leichter eintreten, je unabhängiger von der Volksmasse die Staatsverwaltung ist. Demokratie und günstige Finanzlage sind die Vorbedingungen, soll die Verstaatlichung eines privaten Monopols einen Fortschritt für die Entwicklung der Produktivkräfte und die Lage der Arbeiterschaft gewährleisten. Aber auch dann wird es notwendig sein, die Verstaatlichung an bestimmte Bedingungen zu knüpfen.

Unter den privaten Monopolen selbst sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die einen kann man natürliche Monopole nennen, d. h. ihre Monopolstellung ergibt sich aus der Natur der Verhältnisse.

Eine Reihe von Industrien, namentlich der extraktiven, die Rohmaterial aus der Erde holen, sind an bestimmte, beschränkte Produktionsstätten gebunden. In dem Maße, in dem die Zentralisation und Konzentration des Kapitals wächst, mehren sich die Gelegenheiten für einzelne Kapitalistengruppen innerhalb eines Staates, alle oder doch die entscheidenden unter seinen Produktionsstätten jenes Industriezweiges in Besitz zu nehmen und damit den ganzen Produktionszweig zu beherrschen, seine Produktionsweise, die Ausdehnung seiner Produktion, die Höhe der Preise, die Arbeitsbedingungen für alle Produktionsstätten despotisch vorzuschreiben.

Ist das Produkt ein unentbehrliches Produktions- oder Konsummittel, etwa Kohle oder Petroleum, dann kann das private Monopol unerträgliche Zustände erzeugen, so daß in den Reihen der Konsumenten, mitunter auch der Arbeiter jenes Produktionszweiges die Idee auftaucht, der Staat müsse das Joch der kapitalistischen Herren des Privatmonopols brechen, indem er dieses in ein Staatsmonopol umwandelt.

In welcher Weise kann aber das geschehen? Will man nicht zur Konfiskation schreiten, was unter den gegebenen Verhältnissen ausgeschlossen,

dann bleibt nichts übrig als Ablösung, Ankauf der Produktionsstätten zu ihrem sogenannten „Werte“. Mit einem Kapital verhält es sich aber anders als mit einer Ware. Sein Preis wird nicht bemessen nach der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, die seine Herstellung kostet, sondern nach der Mehrwertmasse, die es seinem Besitzer liefert. Daher das stete Schwanken des Kurses von Wertpapieren auf der Börse, das ganz anderen Gesetzen unterliegt als das Schwanken der Preise von Waren auf dem Markte. Hier spielt nicht nur der Wechsel von Angebot und Nachfrage, sondern auch der des Ertrages des Wertpapiere sowie des durchschnittlichen Zinsfußes eine Rolle.

Je mehr etwa die Grubenherren die Preise der Kohle und damit ihre Extraprofite hinaufschrauben, desto höher der Wert der Gruben, auch wenn der Kapitalsaufwand nicht wächst, der in sie hineingesteckt ist.

Werden die Gruben zu ihrem Werte abgelöst, so übernimmt also der Staat die Verpflichtung, ihren Besitzern Geld oder Wertpapiere in einem solchen Ausmaße zu geben, daß ihr Einkommen das gleiche bleibt. Es wird eher noch steigen. Denn bei der Bemessung des Wertes eines Kapitals oder eines Grundstücks spielt der erwartete Ertrag eine größere Rolle als der wirklich. In Zeiten steigender Grundrenten ist darum der Preis eines Grundstücks höher, als seiner zum durchschnittlichen Zinsfuß kapitalisierten Rente entspricht.

Die Verstaatlichung der Kohlengruben würde dem Staat also wohl die gesamten Einnahmen zuführen, die jetzt den Grubenbesitzern zufließen, aber dafür hätte er ebenso viel oder noch etwas mehr an sie in der Form von Schuldzinsen zu zahlen.

Wollte er Verbesserungen zugunsten der Arbeiter oder der Konsumenten einführen, dann hätte er sie aus seiner Tasche zu bestreiten, das heißt, da er ja nichts besitzt, durch eine Steuererhöhung.

Aus diesen Gründen habe ich auch vorgeschlagen<sup>1</sup>, wenn es zu einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues kommen sollte, sie nicht als Vorbedingung von Reformen zu betrachten, sondern die Reformen als Vorbedingungen der Verstaatlichung. Zuerst also ausgiebige Arbeiterschutzgesetze, die Fixierung eines auskömmlichen Arbeitslohnes und niedriger Höchstpreise für das Produkt. Diese Maßregeln sind möglich und durchführbar, wenn der Staat entschlossen ist, die Bergwerke an sich zu nehmen, zu dem Preise natürlich, den sie dann wert sind. Andererseits bietet nur eine Staatsgewalt, die vom Großkapital unabhängig genug ist, eine solche Politik zu wagen, die Gewähr, daß die Verstaatlichung zugunsten der Arbeiter und der Konsumenten und nicht zugunsten der Kapitalisten ausfällt.

Anderer Art als die natürlichen Monopole sind die künstlichen, die nicht von selbst aus der Natur der Verhältnisse entspringen, sondern auf einem Vertrag mit dem Staat oder der Gemeinde beruhen, der ihnen für ein bestimmtes Gebiet eine privilegierte Stellung einräumt.

Im vorigen Jahrhundert machte die technische und ökonomische Entwicklung eine Reihe von Unternehmungen notwendig, die als öffentliche

<sup>1</sup> Vergl. „Der Kohlenwucher und die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues“. Neue Zeit XIX, 1. Band, Seite 173 ff.

Dienste eigentlich in das Bereich des Staats oder der Gemeinde fielen. Sie waren aber äußerst kostspielig, dabei noch unerprobt, auch lange, nachdem alle technischen Bedenken geschwunden waren. Unerprobt in ihren finanziellen Leistungen, dabei dem damaligen Verwaltungsapparat des Staats und der Gemeinde wenig angepaßt. Diese zogen es daher zunächst vor, derartige Unternehmungen privaten Händen durch besondere Verträge zu übergeben, die ihnen ein Monopol verliehen. Solche Unternehmungen waren von vornherein zu ausgedehnt, um von einzelnen ausgeführt werden zu können. Der Einzelunternehmer spielte dabei nie eine Rolle, sie waren alle Aktiengesellschaften. — Die wichtigsten unter ihnen waren die Fernbahnen, dann Gasgesellschaften, später Straßenbahnen, schließlich Gesellschaften zur Lieferung elektrischen Stromes. In England gab es daneben auch Gesellschaften zur Versorgung von Städten mit Wasser.

Je mehr diese Unternehmungen sich ausbreiteten, um so mehr wurden sie ein unentbehrliches, allgemeines Bedürfnis, um so unerträglicher die private Ausbeutung, die nur das Profitinteresse der Aktienbesitzer, nicht das des Landes oder der Stadt im Auge hatte, z. B. unprofitable Eisenbahnlinien vernachlässigte usw.

Die staatliche und kommunale Bureaucratie selbst wurde immer vertrauter mit der Aufgabe der Leitung solcher Unternehmungen, die Notwendigkeit ihrer Verstaatlichung oder Verstadtlung wird immer allgemeiner erkannt, ausgenommen natürlich jene Kreise, die an dem betreffenden Aktienbesitz direkt interessiert sind.

Wo nicht außergewöhnliche Bedenken vorliegen, etwa Mißtrauen gegen eine korrupte oder unfähige Staats- oder Stadtverwaltung, wird man also mit Recht die Verstaatlichung oder Kommunalisierung derartiger Betriebe anstreben und natürlich erst recht neue nicht als private Unternehmungen entstehen lassen.

Dabei sind jedoch wieder Unterschiede zu machen. Die privaten Monopole der oben erwähnten Art beruhen auf Verträgen. Sobald diese erlöschen, ist ihre Weiterführung von vornherein aufgehoben. Unter verhältnismäßig billigen Bedingungen, meist bloß der Erwerbung des vorhandenen Eigentums der Gesellschaft, kann dann ihr Monopolgewinn dem Staat oder der Gemeinde zugeführt werden. Das wird in der Gemeinde in der Regel ein gesellschaftlicher Vorteil sein, da sie ja vorwiegend produktiven Zwecken dient. In den Händen der privaten Kapitalisten diente ein Teil des Monopolgewinnes ihrem Konsumtionsfonds. Er fließt jetzt produktiven Zwecken zu. Der andere vermehrte ihren Akkumulationsfonds. Der vergrößerte zumeist die Produktivkräfte der Gesellschaft, aber in einseitiger Weise; er förderte nur solche, die sofortigen Gewinn brachten. In den Händen der Gemeinde verspricht er zweckmäßiger verwendet zu werden.

In den Händen des Staates ist diese Anwendung weit weniger wahrscheinlich. Vielfach wird da der Monopolgewinn zur Deckung der Verzinsung von Staatschulden dienen. Insofern ist seine Verausgabung ökonomisch indifferent. Er kann aber auch zu ganz unproduktiven Zwecken verwendet werden und wirkt dann ebenso schädlich wie irgendeine Besteuerung des Mehrwerts in gleicher Höhe.

Anders wieder steht es, wenn das bisher private Unternehmen nicht durch Vertragsablauf in die Hände des Staates oder der Gemeinde kommt,

sondern vorher, durch freie Vereinbarung. Dann gilt davon daselbe, was oben von den Bergwerken gesagt wurde. Wenn man zuerst verstaatlicht und dann erst Arbeiterschutz und Tarifreformen einführt, statt umgekehrt, kann die Verstaatlichung (und ebenso die Kommunalisierung) zu einer vermehrten Belastung des Staates oder der Gemeinde, zu neuen Steuern führen. Trotzdem können Umstände sozialer oder politischer Natur einen solchen Schritt wünschbar machen. Aber einen Vorteil für die Finanzen darf man von ihm zunächst auf keinen Fall erwarten.

**Zunächst!** Mit der Zeit kann er freilich kommen und wird er auch kommen. Und das ist einer der Gründe, die auch dort, wo nicht die Verträge bald ablaufen, eine vorherige Verstaatlichung oder Kommunalisierung eines privaten Monopols wünschenswert machen können, selbst wenn sie auf der Grundlage des gegebenen Wertes erfolgt.

Alle diese Unternehmungen erfordern ein großes konstantes Kapital, einen einmaligen Aufwand in Bauten und anderen Anlagen, der der gleiche bleibt oder sich doch in geringem Maße steigert, wenn die Benutzung der Anlagen zunimmt, was durch das Wachstum der Bevölkerung, ihre Zusammendrängung in einzelnen Zentren, die Ausdehnung der Produktion und des Verkehrs von Waren usw. naturnotwendig eintritt. Ihr Ertrag steigt daher im Laufe der Jahre rascher, als ihre Betriebs- und Erhaltungskosten. Er steigt um so rascher, je schneller der ökonomische Fortschritt vor sich geht. Alle derartigen Unternehmungen können daher, auch wenn sie zu ihrem kapitalistischen „Werte“ erworben werden, sich mit der Zeit zu glänzenden Geschäften entfalten, die ohne jede neue Belastung der Bevölkerung dem Staat oder der Gemeinde große Geldsummen zuführen, die freilich nur dann ökonomisch vorteilhaft wirken, wenn sie zu produktiven Zwecken verausgabt werden. Die preußischen Eisenbahnen sind ein derartiges glänzendes Geschäft geworden.

Eine Verstaatlichung der bestehenden Elektrizitätswerke, mit der das Elektromonopol zu beginnen hätte, wird ein ebensolches Geschäft werden können — aber wahrscheinlich ebensowenig wie die verstaatlichten Eisenbahnen sofort.

Und hier liegt die Schwierigkeit. Das Elektromonopol wird ja nach dem Kriege nicht in Aussicht genommen, um die Monopolgewinne späterer Zeiten dem Reich zu sichern, sondern um ihm sofort große Einnahmen zuzuführen, größere, als durch gewöhnliche Steuern erreichbar wären. Wo sollen die herkommen, wenn das Reich ebenso viel, wie es Gewinn macht, zur Verzinsung einer eventuellen Monopolanleihe zu zahlen hat?

Ich stimme Braun darin zu, daß das Reichsmonopol, das an Stelle einer Reihe zerstreuter lokaler Monopole tritt, schließlich den Strom billiger erzeugen kann, aber doch erst nach dem Bau einer Reihe großer Neuanlagen, die zunächst neue Ausgaben erheischen, die man natürlich wieder mit Anleihen decken wird. Also Anleihen über Anleihen und erst Jahre danach neue Einnahmen.

Will man aus einem Monopol, das durch Ablösung bei vollem Werte (kapitalistisch gerechnet) eingeführt wird, sofort erhöhte und noch dazu erheblich erhöhte Einnahmen ziehen, so bleibt nichts übrig als der Weg, zu dem das Monopol förmlich drängt: Erhöhung der Preise für die

Abnehmer über die Säge hinaus, die bereits die heutigen privaten Monopole erreicht haben. Darauf weist ja auch Genosse Braun hin.

Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Das private Elektromonopol in einer Stadt oder einer Ueberlandzentrale kann seine Preise nicht willkürlich hoch stellen, da es mit der Konkurrenz anderer Kraft- und Lichtquellen zu rechnen hat. Für das staatliche Monopol ist es nicht schwer, diese Konkurrenz auszuschalten. Die private Erzeugung billiger Elektrizität wird verboten, ein Petroleum- und ein Gasmonopol eingeführt. Dann gibt es keine Grenze mehr für das Wachstum der Preise, solange sie nicht so erdrückend sind, daß sie die Konsumtion einschränken und dadurch den Monopolertrag vermindern. Diese Konsumtion ist aber bei der Elektrizität vielfach eine produktive. Ihre Einschränkung heißt Hemmung der Produktion.

Eine derartige Preiserhöhung würde nicht anders wirken, als eine gewöhnliche Verbrauchssteuer, auf ein unentbehrliches Konsumtions- oder Produktionsmittel gelegt. Sie müßte von uns ebenso entschieden abgelehnt werden wie eine jede Verbrauchssteuer dieser Art. Vor den anderen Verbrauchssteuern hätte die durch das Monopol auferlegte bloß den zweifelhaften Vorteil voraus, daß die Verbraucher sich der Besteuerung weniger leicht entziehen können; vor den direkten Steuern den Vorteil für die Regierung, daß die Belastung weniger leicht gemerkt wird.

Gerade die finanzielle Situation am Schlusse des Krieges wird eine solche sein, die alle gefährlichen Seiten des Staatsmonopols vergrößert und seine guten Seiten nicht zur Geltung kommen läßt. Wir müssen sicher mit Versuchen rechnen, Staatsmonopole einzuführen, werden dabei aber unsere ganze Kraft aufwenden müssen, dahin zu wirken, daß, wenn sie unvermeidlich sind, ihre arbeiter- und konsumentenfeindliche Seite möglichst eingeschränkt wird.

Nach staatlichen Monopolen zu drängen haben wir gerade jetzt keine Veranlassung — anders steht es immer mit der Gemeinde. Mehr als je müssen wir unsere Forderung der progressiven Einkommen- und Besitzsteuer in den Vordergrund stellen. Natürlich müssen wir uns über die Wirkungen und Möglichkeiten der anderen Steuerarten auch klar werden. Die Arbeiten des Genossen Braun sind eine dankenswerte Vorbereitung für uns, wenn es heißt, zwischen dem größeren und kleineren Uebel zu wählen.

Die eigentliche Aufgabe der Sozialdemokratie in der jetzigen Situation besteht in bezug auf die neue „Finanzreform“ darin, den Betrag der Neubelastung des Volkes möglichst zu verringern durch Einschränkung der unproduktiven Ausgaben. Darüber sind wir Sozialdemokraten wohl alle einig.

Keine neue Steuer vermehrt die Menge der Produkte oder Produktivkräfte im Lande. Jede wird durch einen Abzug von der gegebenen Produktenmasse gewonnen. Und wird sie unproduktiv verausgabt, dann bedeutet sie eine Verringerung dieser Masse, bedeutet eine ökonomische Schädigung des Landes und seiner Produktivkräfte.

Keine Steuerform kann daran etwas ändern. Auch das Monopol nicht.

## Der englische Handelskrieg.

Von Anton Hofrichter.

(Schluß.)

Ein Blick auf die englische Einfuhr der einzelnen Fertigwaren im Spezialhandel bestätigt den allgemeinen Eindruck der summarischen Ziffern über die Einfuhr von Fertigwaren. Trotz des Freihandels hat fast jede englische Industrie verstanden, den inneren Markt zu behaupten. Kein Posten zeigt eine so starke Zunahme, daß man von einer Gefährdung des englischen Marktes ernstlich reden könnte. Betrachten wir zum Beispiel die Einfuhr von Eisen, Stahl und Waren daraus, die relativ sehr groß ist. Sie beträgt 1911 im Spezialhandel 10 705 299 Pfund Sterling oder 214 104 980 Mark und ist von 1901 bis 1911 um 3 649 905 Pfund Sterling (72 998 100 Mark) oder um 33 Prozent gestiegen, wobei die Einfuhr der noch weiter zu verarbeitenden Produkte, die also für die englische Industrie Rohstoffe bilden, am raschesten in die Höhe ging (von 1 106 365 auf 3 894 859 Pfund Sterling). Der Import der Kurzwaren stieg dagegen von 3 793 943 um ganze 85 638 (1 712 760 Mark) oder um 2,5 Prozent auf 3 879 581 Pfund Sterling, der der Maschinen von 2 442 331 um 2 183 518 (43 670 360 Mark) oder um 87 Prozent auf 4 625 849 Pfund Sterling. Hat sich aber in dem schutzöllnerischen Deutschland, auf das Chamberlain seine Anhänger als auf das Land der Verheißung verwies, wo Milch und Honig fließt, die Einfuhr dieser Waren vermindert? Es importierte 1911 um 43 774 000 Mark oder um 120 Prozent mehr Eisenwaren als 1901! Die Maschineneinfuhr nach Deutschland ist ebenfalls gestiegen, wenn auch weder absolut noch relativ in demselben Verhältnis wie nach England, nämlich um 12 678 000 Mark oder um 22 Prozent. Es steht fest, daß die deutschen Schutzzölle eine sehr starke Einfuhr von Eisenwaren nicht hindern konnten, deren Zunahme 120 Prozent beträgt, und die also viel rascher wächst als die englische Zunahme (33 Prozent). Und das, obwohl Deutschland der Eisenindustrie größere Entwicklungsmöglichkeiten und bessere Produktionsbedingungen bietet als England.

Dabei wäre es aber sehr falsch, zu sagen: 1911 war ein Jahr der aufstrebenden Konjunktur; kein Wunder, daß in ihm die Importe niedrig waren, da Deutschland und die Vereinigten Staaten nicht wie zu Krisenzeiten zu schleudern brauchten. Das ist falsch aus dem einfachen Grunde, weil die Importe von Eisen-, Stahl- und Kurzwaren 1911 die größten waren, die England bis dahin zu verzeichnen hatte.

Und nun noch einige Details über die Fertigwarenausfuhr. Obwohl die englische Eisenindustrie sich nicht in derselben sprunghaften Weise wie die der Vereinigten Staaten oder Deutschlands entwickelt, hat sie doch an dem englischen Gesamtexport von 454 119 000 Pfund Sterling im Jahre 1911 den sehr beträchtlichen Anteil von 43 730 000 Pfund Sterling oder 9,4 Prozent; im Jahre 1901 partizipierte sie an einer Gesamtausfuhr von 280 022 000 mit 25 008 757 Pfund Sterling oder 8,9 Prozent; ihr Anteil an der Ausfuhr von Fertigwaren betrug 1901 11,2, 1911 aber 12,1 Prozent. Die Ausfuhr an Eisen, Stahl und Waren daraus ist also schneller gewachsen als die Gesamtausfuhr und auch schneller als die Ausfuhr an Fertigwaren.

Im ganzen stieg die englische Eisen- und Stahlausfuhr 1901—1911 um 18 721 535 Pfd. St. gleich 394 430 700 Mark oder um 76 Proz. Hauptfäch-

lich betrifft dieses Mehr die Ausfuhr von Blechen, Platten, Röhren und Draht. Der Export von Kurz- und Messerwaren und Instrumenten ist um die respectable Summe von 3 219 643 (64 392 860 Mark) oder um 80 Prozent auf 7 395 084 Pfund Sterling gestiegen. Auch der Export von Maschinen hat weitere große Fortschritte gemacht; er betrug 1901 17 812 344, 1911 30 960 678, die Differenz 13 148 334 Pfund Sterling (262 966 680 Mark) oder 82 Prozent. Der Anteil von Textilmaschinen sank von 26 auf 22 Prozent, der der elektrischen Maschinen stieg von 2,4 auf 6 Prozent, der von landwirtschaftlichen von 7,5 auf 8,8 Prozent. Endlich ist nicht zu vergessen, daß mit dem englischen Schiffsexport Hand in Hand ein gewaltiger Export englischen Eisens und englischer Maschinen geht.

Freilich hat die englische Eisenindustrie auf dem Weltmarkt ihre einst übermächtige Stellung eingebüßt; begünstigt durch natürliche Vorbedingungen und gefördert durch technische Erfindungen, die die Ausnutzung dieser Vorbedingungen erlauben, hat sich die deutsche und amerikanische Eisenindustrie den ersten Platz in der Welt erobert. Deutschland hat seine Eisen- und Stahlausfuhr um 572 897 000 Mark oder um 110 Prozent auf 1 090 156 000 Mark gesteigert. Am stärksten ist die Ausfuhr jener Waren gestiegen, die nach der englischen Statistik zwar als Fertigwaren betrachtet werden, die aber richtiger unter die Rohstoffe zum Zwecke der Weiterverarbeitung eingereicht werden, und deren Ausfuhr nach der merkantilistischen Ideologie genau so schädlich wirkt wie der Kohlenexport. Die Ausfuhr von Roheisen und Stahl, die im Ausland weiterverarbeitet werden, stärkt die Industrie des Auslandes, die sie mit unentbehrlichem Rohstoff alimentiert. Das gilt natürlich von der deutschen wie von der englischen Ausfuhr. Aber bei der englischen Ausfuhrsteigerung entfällt das Mehr weniger auf fast unbearbeitete als auf schon bearbeitete Artikel wie Bleche, Röhren oder Draht. Der Export von Roheisen ist um nur 1 258 000 Pfund Sterling (25 160 000 Mark) oder 48 Prozent gewachsen. Aus Deutschland wurde dagegen 1911 um 44 645 000 Mark mehr Roheisen ausgeführt als 1901. Ueber der durchschnittlichen Exportsteigerung stand die von Schienen, Barren, Stabeisen und Rädern; unter ihr Platten und Bleche, Eisendraht, grobe und feine Eisenwaren, Kurz- und Messerwaren. Die Steigerung dieser letzten Kategorie betrug 9 771 000 Mark oder 51 Prozent, in England dagegen 64 392 000 Mark oder 80 Prozent.

Dabei ist aber ein Unterschied in der statistischen Rubrizierung wohl zu beachten, der gewöhnlich übersehen wird: England subsumiert im Gegensatz zu Deutschland Kurz- und Messerwaren nicht unter „Eisen, Stahl und Waren daraus“, sondern reiht sie in eine eigene Rubrik ein. Nach der „Times“ vom 30. Juli 1912 betrug der Vorsprung Englands über Deutschland auf Grund wirklich vergleichbarer Statistiken 3 200 000 Pfund Sterling. Im Jahre 1908 war der englische Export von Eisenwaren auf 38 200 000 Pfund Sterling gestiegen. Deutschland führte in diesem Jahre für 35 200 000 Pfund Sterling Stahl und Eisen aus. Nach einer Publikation des „Board of Trade“ wären aber davon 6 500 000 Pfund Sterling abzugiehen, so daß der dem englischen entsprechende deutsche Stahl- und Eiseneport 28 700 000 Pfund Sterling betrüge. Im Jahre 1911 betrug die deutsche Ausfuhr 49 800 000 Pfund Sterling; nach den vom „Board of Trade“ aufgestellten Grundzügen wären davon mindestens 8 000 000 Pfund Sterling abzugiehen.

Deutschlands Export hätte dann 41 800 000 Pfund Sterling betragen. In demselben Jahre führte England für 44 000 000 Pfund Sterling Eisen und Stahl aus, um 2 200 000 Pfund Sterling mehr als Deutschland. Daraus gehe hervor, daß der Ruhm Deutschlands, im Jahre 1910 England im Eisenezport überholt zu haben, auf einem Flüchtigkeitsfehler beruht.

Sehr groß ist das Wachstum des deutschen Maschinenexports; er betrug 1901 184 796 000 Mark, 1911 aber 604 865 000 Mark, die Differenz 419 069 000 Mark oder 210 Prozent; er hat fast den englischen eingeholt, seine absolute und relative Steigerung übertrifft diesen bedeutend. Landwirtschaftliche Maschinen führte Deutschland 1901 für 9 270 000 Mark, 1911 für 26 644 000, elektrische Maschinen 1901 für 19 935 000 Mark, 1911 für 54 945 000 Mark aus.

Wie die wichtigste Exportindustrie des Deutschen Reiches heute die Eisenindustrie ist, wie sie den Export aus allen anderen Ländern weit übertrifft und dem Gesamtexport des ganzen Landes ihren Stempel aufdrückt, so ist dies in Großbritannien die Textilindustrie. Es geht daher nicht an, nur die Eisenindustrie als Vergleichsmaßstab für die industrielle Entwicklung der beiden Länder heranzuziehen. Dieser Maßstab würde das Bild ebensosehr zugunsten Deutschlands fälschen, wie die ausschließliche Betrachtung der Textilindustrie es zugunsten Englands täte. Diese steigert von 1901 bis 1911 ihren Absatz an Baumwollgarnen um 7 685 403 (153 608 060 Mark) auf 15 663 435 Pfund Sterling oder um 96 Prozent, an Baumwollstückgut um 34 011 215 (680 224 300 Mark) auf 90 512 899 Pfund Sterling oder um 60 Prozent, an anderen Baumwollwaren um 3 219 627 (64 392 540 Mark) auf 12 426 525 Pfund Sterling oder um 35 Prozent, an Baumwollwaren überhaupt um 46 377 741 Pfund Sterling (927 554 820 Mark) oder um 61 Prozent.

Die deutsche Ausfuhr an Baumwollgarn stieg um 30 652 000 Mark auf 59 189 000 Mark, an Stückgut um 56 105 000 Mark, an Baumwollwaren überhaupt um 171 208 000 auf 391 513 000 Mark. Das sind gewiß sehr stattliche Ziffern, aber sie verschwinden vor den englischen ungleich mehr als die Ausfuhrzahlen des englischen Eisenhandels vor den deutschen. Die ganze deutsche Ausfuhr an Baumwollwaren beträgt in der Tat nur 42 Prozent der Steigerung der englischen Ausfuhr an Baumwollwaren, in der Zeit von 1901 bis 1911, die ihrerseits nur um ungefähr 100 000 000 Mark niedriger ist als der Wert des Gesamtexports der deutschen Eisen- und Stahlindustrie.

\* \* \*

Der Handel Englands blüht und gedeiht; seine Wirtschaft entwickelt sich mächtig. Neue Fabrikationen entstehen, und das Konjunkturrisiko verteilt sich besser als bei dem Vorherrschen einzelner weniger Industrien.

An der Gesamtausfuhr partizipierten:

	Kohlen	Baumwollwaren	Wollwaren	Eisen und Stahl
1901 . . .	10,3 Prozent	26,4 Prozent	7,5 Prozent	8,9 Prozent
1911 . . .	8,5 „	26,4 „	8 „	9,4 „

Die Behauptung, daß England seinen Ausfuhrstandard nur dank einem forcierten Kohlenezport und Baumwollwarenhandel aufrechterhält, sinkt angesichts dieser Tatsachen in ein vollständiges Nichts zusammen. Die Stei-

gerung in der Baumwollwarenausfuhr ging parallel mit der allgemeinen Ausfuhrsteigerung, die von Kohle blieb weit hinter ihr zurück.

Als Maßstab für die Wirtschaftsenergie eines Volkes dürfen wir den auf den Kopf der Bevölkerung fallenden Anteil an der Ein- und Ausfuhr mit jenen weitgehenden Einschränkungen ansehen, mit denen überhaupt der auswärtige Handel als Gradmesser der Entwicklung einer Nation zu betrachten ist. Es entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Großbritannien am Import und Export:<sup>12</sup>

Im Spezialhandel.						
Jahr	Anteil am Import			Anteil am Export		
1870 bis 1874	9 £	2 sh.	4 d.	7 £	7 sh.	4 d.
1890 " 1894	11 "	9 "	4 "	6 "	2 "	10 "
1911	12 "	15 "	0 "	10 "	0 "	6 "

Um wieviel größer die Wirtschaftsenergie Großbritanniens als die irgendeines Staates ist, erhellt daraus, daß im Jahresdurchschnitt 1905 bis 1908 als Anteil an der Ausfuhr von Fabrikaten auf den Kopf der Bevölkerung entfielen: in Großbritannien 6 Pfund Sterling 14 Schilling 4 Pence, in Frankreich 3 Pfund Sterling 1 Schilling 10 Pence, in Deutschland 3 Pfund Sterling 9 Schilling und in den Vereinigten Staaten 1 Pfund Sterling 14 Schilling 2 Pence.

Befonders wichtig ist, daß die Zunahme des Exportes nicht nur dem Werte nach, sondern auch dem Volumen nach erfolgte.

Die folgende Statistik zeigt für den Import und Export Großbritanniens und für jede der drei wichtigen Warenkategorien die prozentuale Bewegung der Durchschnittspreise in den Jahren 1900, 1901 und 1911:

Jahr	Nahrungsmittel	Rohstoffe	Fabrikate	Gesamteinfuhr einschließlich Verschiedenes
Import im Spezialhandel.				
1900	100	100	100	100
1901	99,5	93,3	95,8	96,7
1911	110,4	110,6	95,3	106,8
Export im Spezialhandel.				
1900	100	100	100	100
1901	98,3	84,9	97,0	95,2
1911	98,8	77,5	105,2	100,1

Das Jahr 1900 präsentiert sich mit außerordentlich hohen Preisen, die zum Teil 1905, zum Teil aber erst 1906 wieder überschritten werden.

Ein Vergleich der Jahre 1901 und 1911 auf der Preisbasis von 1900 ergibt: Der Durchschnittspreis für die eingeführten Nahrungsmittel ist 1911 um 10,5 Prozent höher als 1901; ihre Quantitätssteigerung von 1901 bis 1911 ist also um ebensoviel geringer, da sich Preise und Quantitäten umgekehrt zueinander verhalten. Dagegen ist bei der Ausfuhr die Differenz ihrer Durchschnittspreise nur 0,5 Prozent. Die Steigerung des Exportes ist also der Quantität nach nur um ein halbes Prozent kleiner als die des Exportes dem Preise nach. Viel weniger, als es nach der Preissumme scheint, ist die Einfuhr von Rohstoffen gestiegen. Die Rohstoffausfuhr ist der Quantität nach um 7,4 Prozent größer als die Ausfuhr dem Werte nach. Der

<sup>12</sup> „British and Foreign Trade and Industry“ und „Statistical Abstract“.

Export von Fertigwaren ist der Menge nach um 8,2 Prozent niedriger als dem Werte nach, der Import der Menge nach um ein halbes Prozent größer als dem Werte nach. Es zeigt sich also, auch wenn wir das Jahr 1901 mit 1911 vergleichen, daß England billiger werdende Fabrikate ein- und teurer werdende Fabrikate verkauft.

Refümieren wir: England hat seit der Einführung des Freihandels Fortschritte von wechselnder Intensität gemacht. Zuerst der große Aufschwung unmittelbar nach seiner Einführung, dann eine merkliche Stagnation, die in unseren Tagen wieder abgelöst wird von einer mächtigen Belebung der englischen Wirtschaft. Unmöglich kann der Freihandel Englands Industrie einmal mit dem Verderben bedroht haben und kurze Zeit darauf ihr einen mächtigen Aufschwung erlauben. Und das, obwohl bei dem in den übrigen Staaten herrschenden Protektionismus die Gefahren des Freihandels für England sich klarer denn je hätten erweisen müssen.

Die Gesamtausfuhr Großbritanniens ist im 20. Jahrhundert gewaltig gewachsen, am stärksten im Gegensatz zum Export Deutschlands die Ausfuhr jener Waren, die den höchsten Arbeitsgehalt haben und daher am teuersten sind. England geht bewußt von der Rohproduktion zur Qualitätsproduktion über. Trotzdem ist sein Monopol, Fabrikant und Verfrachter der Welt zu sein, unrettbar erschüttert, nicht durch die Konkurrenz eines Staates, sondern durch die allgemeine Industrialisierung der Erde. Schon diese Tatsachen mindern erheblich die oft überschätzte Bedeutung des deutschen Wettbewerbes für England. Sehr wichtig ist aber auch, daß die beiden Länder ganz verschiedene Absatzmärkte haben. Von der deutschen Gesamtausfuhr in der Höhe von 8106,1 Millionen Mark gingen 1911 in europäische Länder 6069,6 Millionen Mark oder 75 Prozent, nach Rußland, Oesterreich-Ungarn und in die Schweiz allein 2025,5 Millionen Mark oder 25 Prozent, in die sich selbst verwaltenden englischen Kolonien Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika aber nur 178,8 Millionen Mark oder 2,2 Prozent! Von der englischen Gesamtausfuhr in der Höhe von 454 Millionen Pfund Sterling gingen in europäische Länder im gleichen Jahr 163,6 Millionen Pfund Sterling oder 36,0 Prozent, nach Rußland, Oesterreich-Ungarn und in die Schweiz 22,2 Millionen Pfund Sterling oder 5 Prozent, nach Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika 82,5 Millionen Pfund Sterling oder 18,0 Prozent. Es besteht also zwischen Deutschland und England eine regionale Aufteilung der Absatzgebiete, wie sie von zwei konkurrierenden Kartellen nicht besser hätte vorgenommen werden können. Auf den Märkten aber, die für Großbritannien von großer relativer Bedeutung sind, treten, wie sich aus den zitierten Berichten der Handelsberichterstatter ergibt, nicht die Deutschen, sondern die Yankees als besonders unangenehme Konkurrenten auf. Die gelegentlich gehörte Behauptung, Großbritannien könnte durch einen Sieg über Deutschland das Industriemonopol für seine Kapitalisten und das Lohnmonopol für seine Arbeiter wiederherstellen, beruht also auf positiv falschen Voraussetzungen. Kein Krieg Englands kann Deutschland den großen Vorteil des günstigeren Standortes für die Versorgung Mittel- und Osteuropas mit Industrieprodukten rauben.

Nach wenn Großbritannien den Ruhm verliert, Fabrikant und Verfrachter der Welt zu sein, so verliert die englische Nation wenig. Sie gewinnt reichen Ersatz in der sprunghaften Entwicklung der blühenden Siedelungskolonien. Das Mutterland kann relativ an Bedeutung verlieren, während die englische Nation ihre politische und wirtschaftliche Einflußsphäre ausdehnt. Die Gegensätze zwischen den mit so reichen Kontrasten ausgestatteten und von so vielen Rassen bewohnten Kolonien auszugleichen, ist für die Grey und Asquith unendlich wichtiger als die Bekämpfung deutscher Handlungsreisender mit Pulver und Blei.

\* \* \*

Falsche politische Auffassungen setzen sich fabelhaft leicht in den Köpfen fest. Älteste Schlagworte werden ohne Besinnen wiederholt, keinen Augenblick auf ihren inneren Gehalt geprüft. Nichts ist so leicht, als mit einigen ererbten Begriffen über Weltpolitik zu reden, nichts so schwer, als die realen Existenzbedingungen jedes Staates und ihren raschen Wandel zu erforschen, durch fremde Brillen klar sehen zu können, ohne sich täuschen zu lassen, und, von Sympathien und Antipathien losgelöst, mit leidenschaftsloser Ruhe in der wilden Flucht der Erscheinungen das gesonderte Interesse des Proletariats als ruhenden Pol zu erkennen. Kein einziger von uns hat sich in diesen wirren Tagen völlig von seiner Zeit und seinem Orte loszulösen vermocht, aber die völlige Unterwerfung des kritischen Geistes unter die Herrschaft abgenützter Schlagworte, wie: Kampf gegen den Zarismus, Abwehr des englischen Handelskrieges, Niederwerfung des deutschen Imperialismus, bleibt trotzdem eine betrübliche Erscheinung, doppelt beklagenswert bei Sozialisten, deren Methode nicht der Krieg ist.

Aber alle alten Gedanken haben nicht die gleiche Kraft. Der Kampf gegen den Zarismus und das Moskowitertum ist viel weniger populär als die Abwehr des vermeintlichen Attentats Englands auf den deutschen Handel.

Die englische Hungerblockade hat den Haß gegen England geschürt, die Anwendung eines Kampfmittels, das als unritterlich empfunden wird, den Glauben an eine intrigante, von dem „perfiden Albion“ angestiftete Verschwörung gegen das reich und mächtig werdende Deutschland gestärkt. Aber der Haß gegen England ist zu allgemein und zu tief gewurzelt, als daß er sich damit allein erklären ließe; er erfüllte schon weite Kreise der Nation, das obere und niedere Bürgertum, ehe der Krieg ausgebrochen war. Er lag in den Seelen und erwartete nur seine Erweckung.

Die deutschen Imperialisten empfinden es als eine Ungerechtigkeit der Geschichte, daß die späte nationale Einigung Deutschlands ihr Land von der Aufteilung der Erde ausgeschlossen hat, daß das Inselvolk, ohne seit Jahrhunderten in seiner nationalen Existenz bedroht zu sein, ein riesiges Wirkungsfeld für seine Intellektuellen, eine durch staatliche Machtmittel geschützte Möglichkeit zu sicherer Kapitalanlage in Ländern mit hoher Profitrate und schließlich einen Absatzmarkt erworben hat, der zwar allen Nationen offen steht, auf dem es aber nach dem Rechte des ersten Ankömmlings einen schwer einzuholenden Vorsprung gewonnen hat.

Kluge deutsche Imperialisten haben sich über den wahren Ursprung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern niemals getäuscht. So schreibt Rohrbach<sup>13</sup>:

„Daß die öffentliche Meinung bei uns an sich feindselig gegen England war und nicht nur den Buren alles Gute, sondern den Engländern ohne weiteres auch alles Ueble gönnte, konnte man nicht nur, sondern mußte man aus dem geradezu explosiven Aufflammen der antienglischen Stimmung durch die ganze deutsche Presse, ohne Unterschied der Parteistellung, annehmen. Es ist sehr wichtig, sich das klar zu machen, denn für die Beurteilung des politischen Verhältnisses zwischen uns und England kommt es doch viel darauf an, wessen man sich auf der anderen Seite von uns im allgemeinen versehen zu müssen glaubte. Es kann für den gerecht urteilenden Beobachter keinem Zweifel unterliegen, daß man in England nicht zuerst auf den Gedanken gekommen ist, Deutschland bilde eine Gefahr für England und müsse daher zu Boden geschlagen werden, bevor es zu spät sei, sondern auf den anderen, daß Deutschland daran denke, bei gegebener Gelegenheit England anzufallen und sich auf seine Kosten zu bereichern. Daß dabei auf englischer Seite der deutsche Kaiser, die deutsche Nation und die deutsche Presse zusammengeworfen und für eins genommen wurden, ist nicht weiter verwunderlich, und ebensowenig wunderbar erscheint es, daß der allmählich unverkennbar werdende weltwirtschaftliche Aufschwung Deutschlands und die sehr unangenehmen und überraschenden Erfahrungen, die man innerhalb der englischen Geschäftswelt an allen Ecken und Enden mit der deutschen Konkurrenz zu machen anfängt, sehr bald dazu dienen mußten, um auch eine Grundlage für die Deutschland zugeschriebenen Pläne abzugeben. Von englischer Heuchelei oder grundlosem Neid beim Aufkommen der starken deutschfeindlichen Strömung in der englischen Presse gegen die Mitte der 90er Jahre zu sprechen, haben wir also wirklich keinen Grund.“

Leider brillieren jetzt Sozialdemokraten in der Kunst, päpstlicher als der Papst, imperialistischer als Rohrbach zu sein. Sie bekennen sich zu einem Kredo, das Rohrbach ablehnt, weil er zu klug ist, um gegen Tatsachen zu streiten.

Der kommerzielle Wettbewerb Deutschlands ist für die englische Volkswirtschaft weniger schädlich, als die Volksmeinung annimmt. Beide Staaten sind durch das gleiche Interesse verbunden, in Vorderasien, in China und Süd-Amerika die Tür offenzuhalten. Was hat sie in den Krieg getrieben? In den Krieg in einem Augenblick, wo wieder nach Rohrbachs unwidersprochener Behauptung die englische Politik es Deutschland gegenüber „nicht an einigen notwendigen Unterpfändern ihres ehrlichen und guten Willens fehlen gelassen hat“,<sup>14</sup> wo das englische und deutsche Finanzkapital in einem Ausgleich wenigstens augenblickliche Befriedigung gefunden hatten?

Sir Edward Grey konnte der Zustimmung seines Landes zur Kriegserklärung an Deutschland in dem Augenblick sicher sein, da deutsche Heere die belgische Grenze überschritten. Die Festsetzung Deutschlands am Kanal

<sup>13</sup> Dr. Paul Rohrbach, „Deutschland unter den Weltvölkern“. Berlin-Schöneberg 1912.

<sup>14</sup> Rohrbach, „Der Krieg und die deutsche Politik“. Dresden 1914.

wurde als eine Verlegung der maritimen Operationsbasis<sup>15</sup> der zweitgrößten Seemacht an den Kanal in unmittelbarer Nachbarschaft Englands und als ein Versuch empfunden, seine Insularität anzugreifen und ihre Vorteile aufzuheben. Deutschland hatte gut versichern, es werde die Souveränität und Integrität Belgiens und des europäischen Frankreich achten. Die Neutralität Belgiens und die Großmachstellung Frankreichs war den Engländern der Schild, der einmal gespalten wertlos ist, auch wenn er geleimt wird. Die englischen Vingoisten hatten um so leichteres Spiel, als sie sich auf die Kraftworte ihrer geistesverwandten Gegenspieler in Deutschland berufen konnten, deren Äußerungen den Versicherungen der deutschen Diplomatie geradeswegs widersprachen:

„Auf die eine oder andere Weise muß mit Frankreich abgerechnet werden, wenn wir Armbfreiheit für unsere Weltpolitik gewinnen wollen. Das ist die erste und unbedingteste Forderung einer gefunden deutschen Politik, und da die französische Feindschaft auf friedlichem Wege ein für allemal nicht zu beseitigen ist, muß es eben durch Waffengewalt geschehen. Frankreich muß so völlig niedergeworfen werden, daß es uns nie wieder in den Weg treten kann.“<sup>16</sup>

Der Eindruck dieser Worte ist im Auslande um so nachhaltiger gewesen, als sie nicht vereinzelt blieben, sondern durch die Häufigkeit ihrer Wiederholung als allgemeine Meinung führender deutscher Politiker und Offiziere erschienen. Das Auslande hat ihnen trotz aller Versicherungen deutscher Diplomaten geglaubt.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Englands Geldmarkt.

Hoffnungen der englischen Bourgeoisie. — Der Run auf die englischen Banken zu Beginn des Augustmonats 1914. — Gegenmaßnahmen. — Die Bank von England. — Sorglosigkeit der Banken. — Barvorräte der Bank von England. — Wie sie sich Gold verschaffte. — Wiedereröffnung der Londoner Börse. — Künstliche Kurshaltung. — Englands Kriegskosten. — Notstandsnoten und Schatzwechsel. — Die englische Kriegsanleihe. — Sperrung des englischen Geldmarktes für neue Emissionen. — England als Förderer des Newyorker Kapitalmarktes. — Die russische Geldschraube.

Berlin, 27. Februar 1915.

Als Sir Edward Grey am 4. August 1914 im englischen Unterhause für den Krieg gegen Deutschland plädierte, erklärte er nach dem Parlamentsbericht deutscher Blätter: „Für England wird es wirtschaftlich von gleicher Bedeutung sein, ob es aktiv am Kriege teilnimmt oder ob es neutral bleibt.“ Eine Ansicht, die in der kapitalistischen Presse Englands alsbald aufgegriffen und mannigfach variiert wurde. Der Krieg, so kalkulierte man, werde zwar beträchtliche Summen kosten und vielleicht einen Teil des englischen Handels- und Geldgeschäfts zeitweilig brachlegen, aber eine solche Stockung würde

<sup>15</sup> Ueber die Bedeutung der maritimen Operationsbasis, die überdies durch den Unterseebootkrieg besonders anschaulich wird, vgl. Nauticus, Berlin 1914: „Die militärische und rechtliche Bedeutung der Blockade“, S. 279—311, besonders das Kapitel „Blockade und geographische Lage“, Seite 290 ff.

<sup>16</sup> Friedrich von Bernhardi, „Deutschland und der nächste Krieg“. Stuttgart und Berlin 1912.

auch dann eintreten, wenn England sich neutral verhalte; nähme es dagegen am Krieg teil und blockiere die deutschen Küsten, so werde es gelingen, die deutsche Konkurrenz auf den überseeischen Absatzmärkten gründlich zu schlagen. Selbst der „Manchester Guardian“, eines der am nüchternsten urteilenden Blätter, meinte: „Nunmehr, wo der riesenhafte deutsche Außenhandel vorläufig tot ist, wird sich der Markt für die englische Industrie öffnen. Wir können nun, soweit die Meere sicher sind, uns mit den Vereinigten Staaten um den bedeutenden Handel bewerben, den Deutschland mit Ostasien und Südamerika treibt — oder vielmehr getrieben hat.“

Schon der Anfang des Krieges entsprach jedoch diesen schönen Erwartungen recht wenig, denn er begann in England mit einer Finanzpanik, die, wenn sie auch nicht jene Bedeutung hat, welche ihr noch heute manche deutschen Handelsblätter beimessen, doch eine starke Sensibilität und Schwäche des englischen Geldmarktes offenbarte. Schon am 31. Juli begann in London ein wilder Run auf die Depositenbanken, von denen es hieß, daß sie durch Verluste an der Börse und auf dem Diskontmarkt vor dem Ruin ständen; und die Art und Weise, wie die Banken dem Verlangen der Einleger, ihre Guthaben zurückzuerhalten, entgegentraten, war wenig geeignet, das Publikum zu beruhigen. Die Banken suchten die Auszahlungen hinauszuschieben oder sie zahlten selbst bescheidene Beträge nur bis zu 5 oder 10 Prozent in Gold aus, für den anderen Teil des Betrages gab es nur Banknoten — nach englischen Geschäftsbegriffen und englischem Usus eine ganz unerhörte Zumutung.

Menglich geworden, zogen nun die Depostiteneinleger in großen Trupps nach der Bank von England, um dort ihre Banknoten gegen Gold umzutauschen. Zugleich forderten die Privatbanken, um sich selbst Geldmittel zu verschaffen, ihre kurzfristigen Darlehen auf dem Diskontmarkt ein, wodurch sie ihre Diskontkurse zwangen, nun ebenfalls mit Geldforderungen an die Bank von England heranzutreten. Die Folge war, daß die Bank von England sich gezwungen sah, ihren Diskont, den sie schon am 31. Juli von 4 auf 8 Prozent erhöht hatte, nochmals um 2 Prozent zu erhöhen — auf 10 Prozent, den höchsten Satz seit den Jahren 1857 und 1866.

Das steigerte nur noch die Panik. Am Sonnabend, den 1. August, fand ein noch stärkerer Andrang zu den Kassen statt, so daß zeitweilig ein gefährlicher Zusammenbruch des ganzen englischen Kreditystems drohte, bis der Bankschluß am Mittag (in England werden am Sonnabendmittag um 1 Uhr die Banken geschlossen) dem Treiben ein Ende machte. Es war wenigstens Zeit gewonnen, um Vorkehrungsmaßnahmen zu treffen, denn da am Montag „Bank-holiday“ (Bankfeiertag) war, blieben auch an diesem Tage die Banken geschlossen. Doch die Regierung und Bankautoritäten hielten diese Zwischenzeit nicht für genügend; auch die drei folgenden Tage wurden für Bankfeiertage erklärt, so daß das eigentliche Bankgeschäft erst mit dem 7. August wieder begann.

Inzwischen beriet der Schatzkanzler mit den Vertretern der Bank von England und den Direktoren der großen Privatbanken darüber, was zur Beschwörung des Sturmes zu tun sei. Die Bank von England sowie die irischen und schottischen Notenbanken wurden ermächtigt, ihren ungedeckten

Umlauf an Banknoten zeitweilig über das festgesetzte Maximum hinaus zu erhöhen. Ferner wurde die Ausgabe von sogenannten „Currency notes“, d. h. von Notstands-Kassenscheinen mit Staatsgarantie und Zwangskurs beschlossen, und zwar von kleinen Scheinen zu 10 und 20 Schilling — von denen zunächst nur für 10 Millionen Pfund Sterling in Umlauf gebracht wurden: eine Summe, die bis in die erste Hälfte des Januar auf ungefähr 38 Millionen Pfund Sterling stieg, seitdem aber im Rückgang begriffen ist.

Zugleich wurden, um den Umlauf an kleinen Scheinen zu vermehren und die Einleger der englischen Postsparkassen davon abzuhalten, ebenfalls in Masse ihre Einlagen zurückzufordern, die in England üblichen „Postal Ordres“ mit Zwangskurs versehen und zahlreich in den Verkehr gebracht (in welchem Umfang, läßt sich aus den widersprechenden Angaben nicht ersehen).<sup>1</sup>

Diesen ersten Gegenmaßnahmen folgten andere. Die Einführung eines zunächst einmonatlichen Moratoriums, dessen Stichtag auf den 4. August angelegt wurde, und die Uebernahme einer Staatsgarantie für die vor diesem Termin akzeptierten Wechsel der großen Firmen, die der Bank von England ermöglichte, den Akzeptanten beim Verfall ihrer Akzente das zur Einlösung nötige Geld vorzustrecken, freilich nur gegen einen Zinssatz, der sich noch um 2 Prozent höher als der offizielle Bankdiskont stellte; ferner die Schließung der Börse und die fast völlige Einstellung der Diskontierung neuer Wechsel durch die Bank von England, soweit es sich nicht um ganz kurzfristige Wechsel erster Firmen handelte.

Durch diese Maßnahmen und die Zuführung staatlicher Geldmittel an die Bank von England gelang es, den Geld- und Diskontmarkt wieder flott zu machen; aber nicht, ohne daß die Krise auf dem Bankenmarkt ihre deutlichen Spuren hinterlassen hätte. Nach den Abrechnungen der Bank von England sank ihr Barvorrat vom 30. Juli bis 6. August 1914 von 38,13 auf 27,62, die Totalreserve von 26,87 auf 9,97 Millionen Pfund Sterling. Zugleich mehrten sich aber infolge der massenhaften Diskontierung der vorhin erwähnten Wechsel, die vor dem 4. August akzeptiert waren, die Privatguthaben in rascher Steigerung, zunächst vom 30. Juli bis 6. August nur von 54,42 auf 56,75 Millionen Pfund Sterling; dann in der nächsten Woche auf 83,33 und in der darauffolgenden Woche vom 13. bis 20. August auf 108,09 Millionen Pfund Sterling, in drei Wochen eine Zunahme von fast 100 Prozent. Und in fast gleichem Tempo stieg das Wechselportefeuille von 47,31 auf 97,92 Millionen Pfund Sterling.

Nachdem heute die Krisengefahr vorüber ist, wird sie von den englischen Finanzblättern als eine Bagatelle, von den deutschen als ein Zusammenbruch behandelt — genau nach dem Rezept, nach dem eigene militärische Niederlagen verkleinert, fremde vergrößert werden. Die eigentliche Bedeutung liegt, wie gewöhnlich, in der Mitte. Von einem gänzlichen Versagen

<sup>1</sup> Bei der Beurteilung dieser Vorgänge darf freilich nicht außer acht gelassen werden, daß die Bank von England in ihrer Bewegungsfreiheit, besonders in ihrer Notenausgabe durch die sogenannte Peels Akte wesentlich beschränkt ist, die sich zwar noch in jeder finanziellen Krise Englands seit ihrem Erlaß als schweres Hemmnis der Volkswirtschaft erwiesen hat, die aber doch noch immer zu Recht besteht und auch jetzt wieder zwar nicht formell, aber doch tatsächlich außer Kraft gesetzt werden mußte, bevor Bank und Regierung den finanziellen Bedürfnissen der Volkswirtschaft auch nur einigermaßen entsprechen konnten.

oder einer Unsolidität des Londoner Geldmarktes kann sicherlich nicht gesprochen werden — nur von einer geringen Borausicht, vielleicht auch einem gewissen Schlendrian. Obgleich doch schon im Juli die politischen Verhältnisse sich immer drohender gestalteten und dunkle Gewitterwolken am Horizont heraufzogen, geschah von den Banken nichts zur Beschaffung von Barmitteln. Der ganze Vorrat der Bank von England stellte sich am 30. Juli nur auf 38,13 Millionen Pfund Sterling, also ungefähr 778 Millionen Mark, und doch konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß London als Zentralpunkt fast des gesamten Weltabrechnungsverkehrs, als größtes „Clearinghouse of the world“, wo gewissermaßen der ganze Welthandel finanziert wird und wo sich das Hauptwechselgeschäft konzentriert (in den letzten Jahren vor dem Krieg betrug der Umlauf der auf London gezogenen Wechsel 1800—1900 Millionen Pfund Sterling, also ungefähr 36—38 Milliarden Mark), ganz besonders von dem Ausbruch eines Völkerkrieges betroffen werden würde, selbst dann, wenn England nicht selbst am Kriege teilnehmen sollte.

So kam es, wie es kommen mußte. Nachdem eine wüste, kopflose Baisse-Spekulation den Markt während der letzten Julitage in Verwirrung gestürzt hatte, blieben plötzlich infolge der Unsicherheit der ganzen Lage die ausländischen Remessen aus. Vornehmlich Gold wurde fast überall festgehalten, vielfach die Ausfuhr direkt von den Staatsgewalten gesperrt. Und da die Londoner City in eingebildeter Sicherheit nirgends vorgeforgt hatte, war die Krise des Geldmarktes unvermeidlich.

Die Stützungsmaßnahmen der englischen Regierung erfüllten ihren Zweck, der Bankdiskont konnte bald wieder bis auf 5 Prozent herabgesetzt werden. Die Wechseldiskontierungen kamen zum Stehen. Der Barvorrat der Bank von England stieg, ebenso die Einlagen des Privatpublikums, während der Notenumlauf im ganzen stehen blieb, im September sogar eine Verminderung erfuhr.

Vergleicht man die Zunahme des Barvorrats in den drei ersten Kriegsmonaten, so ergeben sich folgende Zahlen:

30. Juli . . .	38,13 Mill. Pfd.	1. Oktober . .	52,92 Mill. Pfd.
27. August . .	43,47 " "	8. " . .	56,76 " "
3. September .	47,77 " "	15. " . .	59,24 " "
10. " . .	47,51 " "	22. " . .	60,06 " "
17. " . .	48,72 " "	29. " . .	61,87 " "
24. " . .	51,67 " "	5. November .	69,47 " "

Der Barvorrat der Bank von England ist also fast stetig gestiegen, aber keineswegs dadurch allein, wie mancher Leser vorschnell annehmen dürfte, daß ihr aus dem englischen Privatpublikum alsbald reichlich Gold zufloß (der Handelsverkehr ist freilich in England viel weniger als in Deutschland mit Gold gesättigt). Es sind zum Teil recht eigenartige Mittel, durch die sich die englische Bank Gold zu verschaffen wußte. Zunächst griff sie, wie behauptet wird, die in London lagernde indische Währungsreserve von 40 Millionen Pfund Sterling an. Die Erhöhung des Barvorrats von 27,62 auf 33,02 Millionen Pfund Sterling in der Woche vom 6. bis 13. August soll größtenteils aus diesem Fonds stammen. Natürlich ist die entlehnte Summe längst zurückgeflossen. Dann wurde der Goldbestand der ägyptischen Nationalbank und des anglo-ägyptischen Finanzministeriums im Gesamt-

betrage von annähernd 8 Millionen Pfund Sterling — selbstverständlich „nur der Sicherheit wegen“, damit das Gold nicht in deutsche Hände falle — nach London geschafft und der Bank von England überwiesen. Ferner wurde das in Südafrika gewonnene Gold, das bisher nach dem Londoner Markt gesandt und dort feilgeboten wurde, mit Beschlag belegt und verfügt, daß vorläufig alles Gold, das in den Minen gefunden werde, ebenfalls als beschlagnahmt gelte und für Rechnung des englischen Zentralnoteninstituts in deren südafrikanischem Depot hinterlegt werden müsse. Eben solche Goldreserveredepts wurden auch in Australien und in Kanada (Ottawa) errichtet, letzteres für das von den Vereinigten Staaten an England geschuldete Gold. In dem „Barvorrat“ der Bank von England sind alle diese Goldbestände, die teilweise nur als geliehen gelten können, mit eingerechnet.

Ist demnach das Gerüde von dem Zusammenbruch des Londoner Geldmarktes auch starke Übertreibung, so kann doch Mangel an Leistungsfähigkeit, eine gewisse Ohnmacht nicht bestritten werden, die zu der Rolle, die der Londoner Markt bisher im weltwirtschaftlichen Getriebe gespielt hat, in entschiedenem Widerspruch steht, besonders, wenn man zugleich sein Versagen auf dem Gebiet der Emissionstätigkeit in Betracht zieht. Schon daß England ohne ein Moratorium nicht auszukommen vermochte, dieses vielmehr bis zum 4. Oktober verlängerte, und es auch dann nicht einfach fallen ließ, sondern zunächst nur für Wechsel aus kleinen Handelschulden und Pachten (auch Mieten) außer Kraft setzte, während für die übrigen Schulden eine weitere Verlängerung bis zum 4. November gewährt wurde, ist ein deutliches Zeichen der Schwäche.

Auch die Tatsache, daß die Londoner Börse fünf Monate geschlossen bleiben mußte, und als sie dann am 4. Januar wieder eröffnet wurde, diese Eröffnung unter den härtesten Bedingungen und Kautelen geschah, ist kein Symptom der inneren Festigkeit des englischen Geldmarktes. Nach den neuen Normen ist nicht nur das Termingeschäft verboten und allein der Verkehr gegen Kassa gestattet, sondern es werden zur Börse auch nur geborene Briten zugelassen, und ferner dürfen Verkäufe zu niedrigeren Preisen als zu jenen, die am Schluß der Börse galten oder unter der Parität der Newyorker Schlusspreise vom 30. Juli 1914 stehen, nicht stattfinden. Zudem kann der Börsenausschuß ganz nach seinem Ermessen für eine Reihe verschiedenartiger Papiere, um Kursstürze zu vermeiden, besondere Minimalpreise festsetzen. Kein Börsenmitglied darf weiter laut Papiere anfragen oder anbieten, keine Geschäfte in neuen Emissionspapieren und keine Arbitragegeschäfte machen. Auch dürfen keine Wertpapiere, von denen nicht durch Bankiers, Makler oder Behörden nachgewiesen werden kann, daß sie schon vor Beginn des Krieges im Besitz der Verkäufer oder ihrer Auftraggeber waren, gehandelt werden. Alle Verkäufe müssen offiziell registriert werden usw. usw.

Eine lange Reihe Bestimmungen, die das Börsengeschäft auf das äußerste einengen und geradezu zu einer Farce machen. Trotzdem wurden in der ersten Hälfte des Januar teilweise ziemlich ansehnliche Umsätze erzielt, bis nach und nach eine steigende Stagnation eingetreten ist. Die Mindestpreise sind meist viel zu hoch, so daß nur ganz vereinzelte Käufe zustande kommen. Der Börsenausschuß hat deshalb dem Schatzamt kürzlich eine neue Mindestpreisliste vorgeschlagen, die aber noch

nicht genehmigt ist. Die meisten Bankiers verlangen Festhaltung des jetzigen Kursstandes, da sonst die als Unterpfänder gegen Darlehen hinterlegten Wertpapiere mehr oder minder entwertet würden — wohl der beste Beweis, daß die gemeldeten Kursstände als „künstlich gehalten“ gelten müssen. Wie tief selbst beste Staatspapiere eingeschätzt werden, zeigt der Kurs der  $2\frac{1}{2}$ prozentigen englischen Konsols, des Weltstandardpapiers, dessen Mindestpreis auf  $68\frac{1}{2}$  Prozent festgesetzt ist. Doch niemand will Konsols zu diesem Preise kaufen, und unter der Hand finden, wie die englischen Blätter diesem halbversteckt zugeben, Verkäufe statt, die um 4 bis 5 Prozent unter diesem Kurse stehen. Würden die jetzigen Schranken fallen, so würde die Welt wahrscheinlich erleben, daß bald die englischen Konsols auf 60 Prozent fielen. Charakteristisch für das herrschende Mißtrauen in den wohlhabenden englischen Geschäftskreisen ist, daß trotz der außerordentlich günstigen Zahlungsbedingungen der Emissionskurs der neuen Kriegaanleihe seit Anfang Februar um ungefähr 1 Prozent gesunken ist und jetzt auf ca. 94 Prozent steht.

Der Krieg erfordert eben viel mehr Geld und greift zudem, mag auch der Verkehr nach dem Auslande im ganzen noch wenig gestört sein, viel tiefer in das gesamte Wirtschaftsleben ein, als selbst die klügsten Kalkulatoren zu Beginn des Augustmonats in England angenommen haben. Nach einer vor kurzem vom Londoner „Economist“ aufgestellten Berechnung hat England an Kriegskosten vom Kriegsausbruch bis Jahresluß, also für die ersten fünf Kriegsmonate, ohne die Zinsen für die Kriegaanleihe usw., 178 Millionen Pfund Sterling, also ungefähr 3,6 Milliarden Mark ausgegeben. Mit der Vergrößerung des englischen Heeres steigen aber auch die Kriegskosten. Die Ausgaben für den Dezembermonat, richtiger vom 26. November bis 31. Dezember, werden vom „Economist“ bereits auf 61,2 Millionen Pfund Sterling berechnet, und für die nächsten Monate werden sie sich noch weit höher stellen. Für den Januar werden sie vorläufig schon auf 72 Millionen Pfund veranschlagt.

In den ersten Kriegsmonaten hat sich die englische Regierung die nötigen Kriegsmittel durch Notstandsnoten und Schatzwechsel verschafft. Von diesen Currency-Notes waren nach der offiziellen Uebersicht am 14. Oktober nur  $5\frac{1}{2}$  Millionen Pfund Sterling durch „Gold coin and bullion“, also ungefähr  $18\frac{1}{2}$  Prozent durch Gold gedeckt, dagegen 13,92 Millionen durch sog. „Government Securities“ — im Grunde genommen nichts anderes als eine versteckte Staatsanleihe von ungefähr 280 Millionen Mark.

Schatzwechsel wurden am 19. und 26. August je 15 Millionen Pfund Sterling, am 16. September wieder im ganzen 15 Millionen und dann am 7. und 21. Oktober sowie am 4. November nochmals je 15 Millionen Pfund Sterling zur Zeichnung aufgelegt, also bis Anfang November 90 Millionen Pfund Sterling, eine Summe, zu der noch für ungefähr 7 Millionen Pfund Sterling nicht öffentlich aufgelegte Schatzwechsel hinzukommen.

Im November griff dann auch Englands Regierung zur Auflegung einer Kriegaanleihe von 350 Millionen Pfund Sterling — nicht allein für seine eigenen Bedürfnisse, sondern zugleich zur vorläufigen Deckung der Kriegsausgaben einiger seiner Kolonien, ferner Belgiens, Serbiens usw.

Der Emissionskurs dieser 3½prozentigen Anleihe betrug 95 Prozent bei Tilgung zum Pariwerte innerhalb 14 Jahren. Die Katenfristen waren außerordentlich günstig gestellt und überdies wurde als ganz besonderes Entgegenkommen von der Bank von England die Verpflichtung übernommen, den Zeichnern der Anleihe den Betrag ihrer Einzahlungen auf drei Jahre vorzuschießen, und zwar zu einem Zinssatz, der um 1 Prozent unter dem Bankdiskont steht.

Daß unter solchen Umständen fast der dreifache Betrag der Anleihe gezeichnet worden sein soll, kommt um so weniger in Betracht, als zweifellos manche dieser Zeichnungen nur als sog. Konzertzeichnungen gelten können. Weit charakteristischer für Englands Geldüberfluß ist, daß selbst nach den ersten Einzahlungen auf die Kriegsanleihe Ende Dezember in London noch tägliches Geld für 1½ Prozent, kurzfristiges bis zu einem Monat für 2 bis 2½ Prozent zu haben war. Die englische Regierung freilich scheint damit zu rechnen, daß diese Geldflüssigkeit nicht lange anhalten wird, denn sie hat, obgleich seit Kriegsbeginn nur einige kleinere Anleihen von Zentralargentinien, der Royal Mail Comp. und britischen Eisenbahngesellschaften herausgebracht worden sind, im Januar den Londoner Kapitalmarkt für neue Emissionen gesperrt — wie es in dem Erlaß heißt, deshalb, weil die Notwendigkeit gebietet, „mit den Geldquellen des Landes hauswärts zu gehen“.

Im einzelnen bestimmt die Verordnung:

I. Emissionen für Unternehmungen, die im Vereinigten Königreich betrieben werden oder betrieben werden sollen, sollen nur dann erlaubt werden, wenn es dem Schatzamt zur Genüge erwiesen wird, daß sie im nationalen Interesse rätlich sind.

II. Emissionen oder Beteiligungen daran für Unternehmungen, die in den Ueberseeländern des britischen Reiches betrieben werden oder betrieben werden sollen, sollen nur dann erlaubt werden, wenn es dem Schatzamt dargetan wird, daß dringende Notwendigkeit und besondere Umstände vorliegen.

III. Emissionen oder Beteiligungen daran für Unternehmungen, die außerhalb des britischen Reiches betrieben werden oder betrieben werden sollen, sollen nicht erlaubt werden.

IV. Das Schatzamt wird in gewöhnlichen Fällen nicht auf diesen Beschränkungen bestehen, wo die Emissionen zur Erneuerung von Schatzwechseln oder anderen kurzfristigen Papieren fremder oder kolonialer Regierungen, städtischer Verwaltungen, Eisenbahnen oder anderer Unternehmungen dienen, die hier untergebracht sind und verfallen.

Alle Gesuche sind in erster Instanz an das Schatzamt zu richten, das nach § 4 der zeitweiligen Börsenordnung Umsätze in solchen neuen Emissionen nicht erlauben wird, die nicht vorher vom Schatzamt genehmigt worden sind.

Das ist vielleicht nur eine Vorsichtsmaßregel, die aber bei strikter Durchführung für Englands Stellung auf dem internationalen Geldmarkt recht üble Folgen haben kann. Zunächst richtet sich die Sperre gegen die neutralen Staaten, denen damit offen erklärt wird, daß sie nicht mehr hoffen dürfen, ihren steigenden Anleihebedarf auf dem englischen Geldmarkt befriedigen zu können, sodann aber auch gegen alle jene großen Unternehmungen, die mit englischem Gelde in Mittel- und Südamerika, in Ostasien, in Afrika betrieben werden und bisher auf dem Londoner Markt Unterstützung fanden. Sie alle werden nach fremden Geldmärkten verwiesen oder vielmehr nach Newyork, denn nur dieser Geldmarkt kommt zurzeit in Betracht. Und tat-

sächlich schiebt sich Neuyork bereits an, einige kleinere Anleihen südamerikanischer Staaten unterzubringen, die sonst zweifellos an dem Londoner Kapitalmarkt placiert worden wären. Damit aber stärkt England lediglich die Bedeutung des Neuyorker Kapitalmarktes und leistet den dort seit Jahren verfolgten Bestrebungen, Neuyork von London möglichst unabhängig zu machen und einen eigenen Zahlungs- und Verrechnungsverkehr einzurichten, den besten Vorschub. Ohnehin betragen, wengleich sich in den letzten Monaten die Lage im ganzen etwas günstiger gestaltet hat, die Clearing-Umsätze Londons jetzt nur ungefähr zwei Drittel der früheren Summen. Vom 1. Januar bis 17. Februar stellte sich z. B. die Summe der Abrechnungen auf 1686 Millionen Pfund Sterling, im vorigen Jahr dagegen im gleichen Zeitraum auf 2464 Millionen Pfund.

Dabei kommt England, wenn auch allem Anschein nach auf der kürzlich abgehaltenen Konferenz der Finanzminister der Ententemächte aus dem Plan einer gemeinschaftlichen Riesenanleihe nichts geworden ist, doch nicht darum herum, seinen Verbündeten den englischen Kapitalmarkt zur Deckung ihres stetig steigenden Geldbedarfs zur Verfügung zu stellen; denn die eigenen inneren Geldmärkte Frankreichs und Rußlands sind zur Uebernahme größerer Anleihen nicht mehr imstande. Tatsächlich hat sich denn auch schon die Bank von England dazu verstehen müssen, vor ungefähr zwei Wochen für 10 Millionen Pfund Sterling neue russische Schatzscheine zu übernehmen und aufzulegen — die erste Drehung der russischen Gelderpressungsschraube.

Ist Englands Finanzkraft auch keineswegs gebrochen, so ist es doch wesentlich anders gekommen, als die englische Geld- und Handelsbourgeoisie zu Beginn des Völkerrkrieges glaubte. Wie der englische Handel voraussichtlich weder in Südamerika noch im Orient und, falls Japan nur die Hälfte seiner Pläne durchsetzt, auch nicht in Ostasien gestärkt aus dem jetzigen Ringen hervorgehen wird, so wird wahrscheinlich auch Englands bisherige Monopolstellung auf dem Welt-Geldmarkt eine starke Erschütterung erleiden. Grey und Lloyd George haben sich als schlechte Rechner erwiesen. —

Heinrich Cunow.

## Die Sozialdemokratie nach dem Kriege.

Von E. Vogtherr.

Während die Stimmen aus den Reihen der Imperialisten immer aufdringlicher ihre Mitwirkung bei der Verteilung der Erde verlangen und uns fast täglich eine mehr oder weniger scharf ausgeklügelte neue Landkarte vorgelegt wird, hat man sich bisher über die innere Gestaltung der deutschen Verhältnisse nach dem Kriege noch wenig den Kopf zerbrochen. Am allerwenigsten war das bezüglich der zukünftigen Parteiverhältnisse der Fall. Selbst die für die bürgerlichen Politiker interessanteste Frage nach der zukünftigen Gestaltung und Taktik der Sozialdemokratie ist noch wenig gestellt und erörtert worden. Diesem bedenklichen Mangel ist nunmehr durch eine kleine Schrift abgeholfen worden, die der deutschen Sozialdemokratie ein ganzes Bündel von Ratschlägen überreicht, die ihr zeigen sollen, „welche Folgerungen sich vielleicht für die deutsche Sozialdemokratie nach dem Kriege aus ihrem tadellofen, ehrenhaften Verhalten ergeben können, beziehungsweise welche Wege von ihr später zu beschreiten wären, um ihre jetzige Tat (gemeint ist die Bewilligung der Kriegskredite) nicht selbst wieder zu entwerten.“

Der wohlmeinende Ratgeber ist kein anderer als — Herr Erwin Belger, früherer Generalsekretär des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie.<sup>1</sup> Danach wird es niemanden verwundern, wenn der Verfasser über die Sozialdemokratie mit demselben Verständnis urteilt, das ihn zu seinem früheren Beruf qualifizierte, und so wird natürlich am Ende aus seinen Vorschlägen eine Sozialdemokratie, die keine Sozialdemokratie mehr ist!

Es sei einiges vorausgeschickt, was Belger neben seinem Thema zunächst über den Reichsverband sagte, von dem er schon im Vorwort mit verdächtigem Eifer versichert, daß er niemals den Vorwurf verdient hätte, „gelogen zu haben“. Der Verfasser, also einer von den Seinen, meint (Seite 13 und 14), „daß dem oft genannten Verbands fast niemand nachtrauern wird“, und „daß die Erkenntnis von der Unfruchtbarkeit dieser Art Arbeit gegen die hochgeschossene sozialistische Bewegung“ auch in die Geschäftsräume des Reichsverbandes gedrungen war. Trotzdem den Verfasser „kein Dank und keine Zukunftshoffnung mehr mit dem absterbenden Reichsverband verbindet“ (Seite 19), schildert er Herrn v. Liebert als einen „hochsinnigen“, „poetisch empfindenden Menschen“, der „den Haß“ nicht verdiene, „mit dem man ihm manche Stunde zu vergällen gedachte.“ Endlich hören wir: „Was der Reichsverband wollte, liegt sonnenklar — er wollte daselbe, was die sozialdemokratischen Führer angeblich auch wollten —, die große Masse der Unzufriedenen zur Zufriedenheit bringen.“ Die Wege zu diesem gemeinsamen Ziel trennten sich darin, daß der Reichsverband „die in der harten, rücksichtslosen Organisation zusammengeschmiedeten Arbeiter zu einer Erkenntnis nationaler Belange und deutsch-eigener Verfassungsart (konstitutionelle Monarchie) führte, jene wollten es damit erreichen, daß sie aus dem Haß den Umsturz erzeugten und dann zum Kommunismus hinleiten wollten.“ — Man sieht, die alte Reichsverbands-Dialektik ist auch aus dieser selbst auferlegten Buzübung nicht verschwunden.

Ehe der frühere Reichsverbands-Generalsekretär der Sozialdemokratie wegen einer reputierlichen Zukunft ins Gewissen redet, wirft er noch einen Blick auf die „Sozialdemokratie vor dem Kriege“. Hier hat es ihm besonders die gesamte sozialdemokratische Presse angetan. Sie „ließ oft Sachlichkeit vermissen“, war „in jeder Hinsicht unfruchtbar“ und „säte und erntete Haß und Mißtrauen“. Der schwerste Vorwurf, den die Schrift gegen die Partei erhebt, ist der, daß ihr Wirken und ihre Propaganda „antinational“ waren. Die nationale Orientierung bildet für den Verfasser überhaupt den Angelpunkt alles sozialen Wirkens, — und hier soll nach ihm die Sozialdemokratie in erster Reihe nach dem Kriege einsetzen. Man denke: auf den internationalen Kongressen „fanden die deutschen Delegierten kein Wort der Liebe zu ihrem Volke als Nation“. Aber dem Sozialismus wird auch jede sachliche Begründung seines Internationalismus abgesprochen, denn: „Die Begründung, daß das Kapital international sei, und daß deshalb der Kampf gegen das Kapital auch international sein müsse, war doch reichlich erkünstelt und entsprach vielfach den Tatsachen nicht.“ (Seite 8.) Eine auch nur oberflächliche Begründung dieser kühnen Behauptung wird von Belger nicht erst versucht, — um so größer war auch ihm die Ueberraschung „des plötzlichen Umschwungs in der Besinnung!“ „National sein aber schließt das Streben nach internationaler Gleichmacherei aus“, — entweder — oder, das ist das Programm des Uebernationalen, und er hält es für „nicht gut denkbar, daß jemand sich plötzlich aus dem nationalen Deutschen zum verbissenen Internationalen zurückwandelt!“

Wie den Internationalismus des Kapitals bewertet Belger auch das Klassenbewußtsein (Klassenhaß sagt er dafür) nur als eine radikale Marotte. Er hat kein Wort (oder Verständnis?) für die wirtschaftlichen Ursachen der Klassen-

<sup>1</sup> Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. Von Erwin Belger. Concordia-Verlag, Berlin 1915.

trennung, und so ist in seinen Augen „der Klassenhaß dahingeschwunden im lohenden Feuer der deutschen nationalen Begeisterung“. „Wo sind denn noch die Klassenunterschiede?“ — da sozialdemokratische Führer neben Hohenzollernprinzen kämpfen. Man sieht, ernste und gewichtige Probleme können kaum mit leichterem Wortgellingel abzutun versucht werden, als es hier geschieht. (Seite 33 ff.)

Mit schmunzelnder Genugtuung wird in der Schrift konstatiert, daß bereits vor dem Kriege sich die Liberalen und das Zentrum zu unbedingten Heeresbewilligungen bekehrt hatten; aber: „Wir konnten noch wenige Tage vorher (d. h. vor dem 4. August) nicht abschätzen, wie die deutsche Sozialdemokratie sich zu einem Krieg stellen würde“, — waren doch stürmische Protestversammlungen gegen den Krieg und scharfe Artikel der sozialdemokratischen Presse vorangegangen!

Jetzt aber ist nach der Meinung des Reichsverbändlers auch nach dem Kriege für die Sozialdemokratie die Bahn frei für „Aenderung des Erfurter Programms“, „Aenderung der Taktik“ in bezug auf weitere Militär- und Marinebewilligungen, Budgetbewilligungen und alle die Kleinigkeiten, die ihr zu tun dann nur noch übrig bleibt. Als die Folge einer so geänderten Taktik wird bereits ganz folgerichtig das Aufgeben der „Opposition um jeden Preis“, wird eine „leise Anerkennung“ der Regierungstätigkeit und Regierungsform hingestellt, und als „nicht mehr haltbar die unbedingte Gegnerschaft gegen die konstitutionelle Verfassung.“ (Seite 38 ff.) Man wird es begreiflich finden, wenn der Verfasser dieses „wohlmeinenden“ Warnungsrufs befriedigt darauf hinweist, daß in der angedeuteten Richtung die süddeutschen Sozialisten „schon zu gemäßigteren Anschauungen gekommen“ sind. (Seite 40.) Und da „nach dem Kriege für die Verbreitung internationaler, utopischer Ideen bei uns Deutschen noch weniger Boden sein wird“, erwarten die weitesten Kreise des Volkes, „daß die viel beargwöhnte Partei Haases und Dr. Franks sich selbst revidiert zu ihren Ehren“. (Seite 44.)

Was hier ein naiv scheinender Gelegenheitsmacher über die Sozialdemokratie fabuliert, wird unsere Heiterkeit erregen; was er der Partei zumutet, wird sie — so hoffen wir — mit überlegener Geringschätzung von sich weisen und es ablehnen, sich mit süßlichen übernationalen Worten zum Harakiri überreden zu lassen.

### Literarische Rundschau.

Dr. J. Jastrow, Professor an der Universität Berlin, *Im Kriegszustand. Die Umformung des öffentlichen Lebens in der ersten Kriegswoche.* Berlin 1914. Georg Reimer. 215 Seiten.

Der Krieg hat in das Wirtschaftsleben aller Völker, der Neutralen kaum weniger als der am Kriege unmittelbar Beteiligten, mit mächtiger Hand eingegriffen. Er hat nicht nur die ökonomischen Beziehungen der Völker zu einander vollkommen umgestaltet, sondern auch im Innern jeder Volkswirtschaft die mannigfachsten und ungeheuerlichsten Veränderungen hervorgerufen, und dieser ganze Umsturz erfolgte im Verlaufe weniger Tage. Eine Fülle der interessantesten ökonomischen Probleme wurde dadurch gestellt; die theoretische Forschung wird lange zu tun haben, um sich in dieser Ueberfülle neuer Erscheinungen zu orientieren.

Um aber auf diesem so wichtigen Gebiet die Tatsachen theoretisch meistern, die Zusammenhänge aufdecken und durch ihre Erkenntnis ihre Beherrschung anbahnen zu können, dazu ist vor allem notwendig, diese Tatsachen zu sammeln und zu sichten, eine mühsame und oft schwierige Aufgabe, die gerade im Drange gewaltiger Ereignisse weniger lockend erscheinen mag als die Konstruktion von Phantasiegebilden über die voraussichtlichen ökonomischen Wirkungen von Sieg und Niederlage, die heute vielfach durch positives Wissen wenig beschwert und gehemmt ist, vielmehr es in der naivsten Weise für selbstverständlich hält, daß sich

ein militärischer Sieg in wirtschaftliche Prosperität umsetzen müsse, während die Niederlage auf dem Schlachtfeld auch den ökonomischen Ruin nach sich zieht.

Um so dankbarer müssen wir daher einem Mann sein, der gerade in der Zeit der furchtbarsten Aufregung mit der Ruhe und Gewissenhaftigkeit des Forschers an das Zusammentragen des wichtigsten Materials gegangen ist, das die künftige Forschung zu verwerten haben wird.

Gemäß ist es auch später noch möglich, aus Zeitungen, Zeitschriften, aus Gesetzesammlungen und aus Schilderungen von Zeitgenossen sich ein Bild einer so schicksalsschweren Zeit zusammenzustellen. Aber nicht nur, daß Jastrow durch seine Schrift den Historikern und Ökonomen viel zeitraubende Arbeit abgenommen hat, seine Materialsammlung wird durch einen persönlichen Ton belebt, der die Stimmung jener Tage glücklich festhält. Denn der Autor beansprucht gar nicht, eine umfassende Darstellung des öffentlichen Lebens in Deutschland auch nur in der ersten Kriegswoche zu geben, sondern er teilt seine Beobachtungen mit, die allerdings die eines sehr fleißigen und gewissenhaften Gelehrten sind, der alles Erreichbare zu sammeln sucht, die aber doch stets eine subjektive Färbung behalten und dadurch lebendiger wirken.

Theoretische Ausführungen enthält das Buch fast gar nicht, es will nur eine schlichte Darstellung der Umformungen geben, die die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, insbesondere die ökonomischen Beziehungen der Staatsbürger, ferner aber auch die Tätigkeitsgebiete der Gemeinden und der privaten Vereinigungen in der ersten Kriegswoche erfahren haben. Außer den in den Text eingestreuten Vorschriften, Statistiken und Uebersichten informiert ein umfangreicher „Anhang“ über die zur Beurteilung jener Umformungen wichtigen Gesetze, Verordnungen, Bekanntmachungen usw. Dadurch wird das Buch auch für jeden, der sich praktisch mit den Kriegsproblemen zu beschäftigen hat, zum bequemen Nachschlagewerk und Führer. Ein ausführliches Register erleichtert auch die Benutzung des Buches, das jeder Arbeiterbibliothek bestens empfohlen werden kann.

Sympathisch berührt auch, besonders nach dem mißtönenden Geschrei mancher Universitätsderwische, der Ausdruck eines offenbar wirklich empfundenen und daher glaubhaften Patriotismus, mit dem Jastrow seine Ausführungen schließt. (Seite 133.) Er meint, und diese Worte sind, wie der Autor sagt, schon in den ersten Kriegstagen niedergeschrieben, der Krieg könne unmöglich mit einer Niederlage des deutschen Volkes enden. Dem würden sich die Alten über 45 Jahre und die Jugend noch mit der äußersten Kraftanstrengung widersetzen. Wenn aber selbst das versagen sollte, so würde damit der Krieg so wenig beendet sein, wie im Jahre 1807 mit dem Frieden von Tilsit der napoleonische Krieg beendet war. Dann tritt eine Pause ein, bis die vierzehnjährigen Knaben herangewachsen sind und abermals eine neue Armee ins Feld gestellt werden kann.

Es ist unzweifelhaft, daß mit diesen Worten Jastrow nur Gefühlen und Gesinnungen Ausdruck gegeben hat, die Millionen nicht nur deutscher, sondern auch französischer und englischer Bürger beim Ausbruch des Weltkriegs hegten. Sie zeigen, wie wahnsinnig es wäre, eine Nation durch einen Krieg unterdrücken und unterjochen zu wollen. Das könnte nur zum Ruin der beiden Völker führen, des unterdrückenden wie des unterdrückten.

G. E. S t e i n.

**Jakob Rießer, England und Wir.** Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1914, Preis 1 Mark.

In der letzten Zeit macht sich in fast allen kämpfenden und einigen neutralen Ländern eine handelspolitische Reaktion bemerkbar. Ueberall wird Stimmung für ein „Los vom fremden Joche“ gemacht. Wenn man in Deutschland „los vom englischen Weltjoch!“ ausruft, so schreien die russischen Handelskreise nach einem „Los vom deutschen Joch!“ Die momentanen Unterbrechungen der internationalen Beziehungen möchte man verewigen, mindestens aber die jetzigen Zollmauern noch erhöhen. Obgleich der Krieg doch in letzter Linie um Kolonien, also auch um neue

Abfahrmärkte, geführt wird, entdeckte man plötzlich, daß der innere Markt viel wichtiger als der auswärtige ist.

Besonders auffallend ist dies, wenn nicht nur Agrarier und offene Schutzöllner so reden, sondern selbst Leute, die aus den Bankkreisen kommen und vor dem Kriege den extremen Schutzoll bekämpft haben. Rießer, der Präsident des Hansabundes, gehört ebenfalls zu denen, die wirtschaftspolitisch umgelernt zu haben scheinen. . . . Seine Schrift zerfällt in zwei Teile. Im ersten behauptet er, daß die „Volksstimmung in Deutschland von namenloser Erbitterung und von stärkstem Haß gegen England und fast ausschließlich gegen dieses Land erfüllt ist.“ Er führt dies auf die Schuld Englands am Krieg und auf ein langes Sündenregister der englischen Regierung zurück. Was er in dieser Hinsicht gegen England sagt, ist aus den Tageszeitungen und offiziellen Kundgebungen der Regierung zur Genüge bekannt. Uns scheint es aber, daß der Grund für diese Stimmung gewisser Kreise gegen England darin liegt, daß doch eigentlich mit England der Kampf um die Welt Herrschaft oder, wie Solf sich ausgedrückt hat, um den „Siegpreis“ ausgefochten werden muß.

Der andere Teil der angeführten Schrift bildet eine „Schilderung der finanziellen und wirtschaftlichen Kriegswirkungen in England und Deutschland,“ wie der Untertitel dieses Schriftchens lautet. Eigentlich über Deutschland erfahren wir wenig und, was darüber gesagt wird, ist nicht ganz zutreffend. Gewiß leidet England stark unter den Einwirkungen des Krieges, aber doch nicht mehr als Deutschland. Die Lage der Bank von England und des dortigen Geldmarktes ist sicher nicht schlechter als die des deutschen Geldmarktes. Das geht schon daraus hervor, daß der Kurs des englischen Wechsels sich gut hält, während der deutsche Wechsel eine Entwertung erfahren hat.

Ueber diese Fragen kann man aber verschiedener Meinung sein; entschieden müssen wir uns aber dagegen wenden, wenn Rießer besondere Vorzüge an den deutschen Agrarverhältnissen entdeckt und dann meint, für Deutschland nehme die Ausfuhr an Bedeutung im Verhältnis zum eigenen Verbrauch immer mehr ab. Diese Sombartsche „Theorie“, die das Hauptargument der reaktionären Schutzöllner bildet, findet also jetzt selbst in den früher liberalen Kreisen Anklang! Sonderbar nur, daß man, wenn man die Notwendigkeit der Kolonien beweisen will, umgekehrt die wachsende Bedeutung der Ausfuhr betont. Uebrigens zeigt beispielsweise der letzte Bericht des Stahlwerksverbandes, daß der Exportanteil am Halbzeugverband von 1906/07 bis 1913/14 von 18,4 Prozent auf 45,87 Prozent gestiegen ist, obgleich Deutschland immer mehr seine Halbfabrikate selbst verarbeitet. Auch die Gesamtausfuhr Deutschlands ist von 1904 bis 1913 um 93 Prozent gestiegen. Wird denn Rießer behaupten wollen, daß der einheimische Konsum noch rascher zugenommen habe?

Es läßt sich momentan noch nicht sicher sagen, ob man auf Grund dieser gelegentlichen Bemerkungen eine handelspolitische Reaktion erwarten darf. Beachtenswert aber sind diese Äußerungen Rießers auf jeden Fall. Sp.

Walter Eucken, **Die Verbandsbildung in der Seeschifffahrt.** München und Leipzig 1914. Verlag von Duncker u. Humblot. 319 Seiten. Preis 8 Mark.

In der Tagespresse ist schon mehrfach die Frage erörtert worden, ob die internationalen Kartelle und Syndikate den Krieg überleben werden. Die Presse hatte es bei diesen Erörterungen viel eiliger als die an solchen internationalen Verbänden beteiligten Unternehmungen. Erst verhältnismäßig spät teilten einige Gesellschaften mit, daß sie ihre Beziehungen zu den in Frage kommenden Monopolverbänden lösen würden. Von zahlreichen Unternehmungen ist bisher überhaupt noch nichts über eine beabsichtigte Kündigung ihrer Beteiligung an internationalen Kartellen laut geworden. Aber selbst da, wo man eine Kündigung beabsichtigte, geschah die Mitteilung davon in wesentlich ruhigeren Formen, als sie die Presse bei der Erörterung beliebte. Als im Dezember vorigen Jahres einige Munitions-

fabriken ihren Rücktritt vom internationalen Pulvertrust auf den Generalversammlungen darlegten, hieß es ganz schlicht darin, daß angesichts der veränderten Lage und mit Rücksicht auf gewisse Stimmungen eine Trennung angezeigt sei, obgleich natürlich die Zugehörigkeit zum Pulvertrust dem Staat und der heimischen Industrie nicht nur keinen Schaden, sondern gerade besondere Vorteile gebracht habe.

In der Tat ist ja in Friedenszeiten stets von den Gesellschaften die Anschauung vertreten worden, die Monopolverbände (auch internationale) nützen dem Vaterlande. Und da auch der Staat sich dieser Auffassung stets angeschlossen und internationale Verbände geduldet hat, läßt sich jetzt die Notwendigkeit der Auflösung dieser Verbände vor den Aktionären schwer begründen.

Jedenfalls darf nicht übersehen werden, daß die ökonomischen Gründe für die Existenz von nationalen und internationalen Monopolverbänden fortbestehen. In welcher Form die Verbände nach dem Kriege weiterbestehen werden, ist relativ gleichgültig. Entscheidend sind allein die Triebkräfte.

Die vorliegende Arbeit von Walter Eucken bemüht sich, diesen allgemeinen Grundlinien in der Entwicklung von Schifffahrtsverbänden nachzugehen. Sie verzichtet auf eine historische Darstellung des Materials und gibt dafür eine systematische Gliederung der sorgsam gesammelten Details. Der erste Teil schildert die Heranbildung eines kartellierbaren Objekts, also die Möglichkeit von Kartellen in der Seeschifffahrt, durch die Entstehung der mit Dampfbooten betriebenen Linienschifffahrt. Es ist charakteristisch, daß Eucken dabei ausdrücklich im Gegensatz zu Wiedenfeld u. a., die das Persönliche im modernen Unternehmertum betonen, hervorhebt, auch persönliche Eindrücke (also persönliche Kenntnis der Großreederei) habe ihn (Eucken) veranlaßt, den Zusammenschluß in sachlichen Notwendigkeiten und nicht in der Persönlichkeit der Kartellgründer zu suchen. Der zweite Teil behandelt die Ausschaltung der Konkurrenz in Preis und Leistung innerhalb der Schifffahrtsverbände, ein dritter Abschnitt die Bekämpfung der Konkurrenz von Außenseibern. Der letzte Teil versucht die Wirkungen und Folgen der Verbandsbildung darzustellen. Trotzdem Eucken die Gegensätze etwas verwischt, geht schon aus seiner Darstellung hervor, daß die Verbandsbildung nur für die Reeder Nutzen bringt, dem Kaufmann, Händler, Makler, Spediteur und selbst der Exportindustrie schadet. Die Verteuerung des Transports durch die Preispolitik der Verbände hat einzelne deutsche Exportindustrien gegenüber dem Ausland teilweise konkurrenzunfähig gemacht. Bei der Darstellung der Wirkungen auf den Personenverkehr unterschätzt Eucken auch die Bedeutung der Preispolitik für den Zwischendek- und damit den Auswandererverkehr.

Im ganzen gehört die Euckensche Arbeit zu den erfreulicheren Erscheinungen der Kartell-Literatur. Sie ist um so dankenswerter, als sie diese Literatur, die meist nur Produktionsartikler behandelt, um die Darstellung eines Kartells im Verkehrswesen bereichert.

Ernst Meyer.

## Anzeigen.

Fr. van der Goes, **Aan wie de Schuld?** Een Woord over de Aanleiding tot den Oorlog. (Wessen ist die Schuld? Ein Wort über die Herbeiführung des Krieges.) Amsterdam 1915, M. H. Krunt. 50 Seiten.

Der Verfasser, ein angesehenes Mitglied der holländischen Sozialdemokratie, untersucht in dieser Schrift die Frage, welche Umstände und Handlungen den gegenwärtigen Weltkrieg herbeigeführt haben. Er kennzeichnet die imperialistischen Tendenzen, die als Folgewirkung der kapitalistischen Entwicklung ein Land nach dem andern ergriffen, und verweist dann darauf, wie sie es sind, die in den letzten Jahrzehnten zur gewaltigen Steigerung der Rüstungen und Erhöhung der Kriegsgefahr geführt haben, so daß in diesem Treiben die sachliche Schuld am Krieg gesucht werden muß. Indem er dies betont, hebt van der Goes aber auch zugleich hervor, daß der Krieg in keinen unüberwindbaren nationalen Gegensätzen der

bürgerlichen Dekonomie Europas wurzelte. Tatsächlich habe gerade in den letzten Jahren eine starke Tendenz zur Behebung dieser Gegensätze durch friedlichen Ausgleich vorgewaltet und auch vielfach zu Abmachungen geführt, in denen man die Beseitigung von Zündstoff erblicken durfte. In weiten Kreisen der Bourgeoisie habe der Geist des Kaufmanns, des Rehmens und Gebens, wieder über den Geist des erobernden Imperialismus obgesiegt. Es seien somit nicht-bürgerliche, d. h. nicht durch die Bedürfnisse der bürgerlichen Dekonomie ganzer Länder geleitete Einflüsse gewesen, welche den Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben. Der europäische Friede sei „nicht deshalb gestört worden, weil eine kapitalistische Klasse die Militärmacht eines Staates für ein ökonomisches Ziel in Bewegung gesetzt hat“ (S. 8). Eine negative Feststellung, die aber deshalb Beachtung verdient, weil sie im geraden Gegensatz steht zu der Mode gewordenen apologetischen Tendenz, den Krieg auf ökonomische Notwendigkeiten zurückzuführen.

Noch weniger als die bürgerlichen Interessen, führt van der Goes weiter aus, haben irgendwelche Notwendigkeiten der Arbeiterklasse den Krieg herbeiführen können. Goes verweist vielmehr auf den verhängnisvollen Einfluß bestimmter „Kasten in den Regierungen“ und prüft unter diesem Gesichtspunkt das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien und die an dieses anschließenden Verhandlungen zwischen den Großmächten Europas auf Grund der darüber veröffentlichten Urkunden und abgegebenen Erklärungen. Dabei kommt er nun zu einem für die österreichische und noch mehr für die deutsche Politik sehr ungünstigen Ergebnis.

Seine Beweisführung zu prüfen, verbietet sich im Rahmen einer bloßen Bücheranzeige, vielleicht kann es in anderem Zusammenhange geschehen. —ebn

**Dr. Paul Lensch**, Mitglied des Reichstags, **Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg**. Berlin 1915, Verlag Vorwärts. 64 S. Preis 40 Pf.

Als Zweck der Schrift bezeichnet der Verfasser die Beantwortung der Frage: In welchem Maße und nach welcher Richtung zieht der Weltkrieg die Interessen des deutschen wie des internationalen Proletariats in Mitleidenschaft?

Durch die rapide wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands sei die englische Industrieherrschaft, durch das damit notwendig verbundene Wetttrüben die englische Seeherrschaft erschüttert worden. Deshalb habe England den Krieg gemollt. Die Wiederherstellung der englischen Seeherrschaft würde für England eine „Zeit rasend hoher Profite“ wiederbringen und damit die soziale Ruhe im Lande. (S. 24.)

Für den Zarismus sei der Weltkrieg ein letzter Versuch, sich der revolutionären Wirkung der fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte zu entziehen. „Krieg heißt Störung dieser Entwicklung, und ein verlorener Krieg nun gar heißt wirtschaftliches Zurückwerfen des Landes um Jahrzehnte, Entfachung des Nationalismus und der Revanchepolitik, also gerade das, was der Zarismus braucht.“ (S. 34.) Frankreich sei nur der Schildträger Rußlands und Englands. Das Interesse der Freiheit und der Demokratie sei mit einem Siege Frankreichs unvereinbar. (S. 42.)

Ein Sieg des Dreiverbandes hieße: Vernichtung der Sozialdemokratie und „Verewigung“ des Kapitalismus, Zerschlagung Deutschlands, erneute Verfeindung zwischen Frankreich und Deutschland und darauf beruhende Oberherrschaft des neu gestärkten Zarismus über Europa, endloses Wetttrüben und erneute Kriegsgefahr. Eine Niederlage des Dreiverbandes aber hieße von alledem das Gegenteil: stürmische Entwicklung der Sozialdemokratie auch in den angelsächsischen Gebieten und damit allgemeiner Aufstieg der Arbeiterklasse, definitive Lösung der deutschen Frage und damit wirtschaftlicher Aufschwung Oesterreich-Ungarns, Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland, Heeresreformen im Sinne der allgemeinen Volksbewaffnung, freiheitliche Entwicklung Zentraleuropas, Sturz des Zarismus.

**Karl Kautsky**, **Die Internationalität und der Krieg**. Berlin 1915, Verlag Buchhandlung Vorwärts. 40 Seiten. Preis 20 Pf.

Sonderabdruck aus Nr. 8 dieses Jahrgangs der „Neuen Zeit“ mit Vorwort.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23

Ausgegeben am 12. März 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Englands Siegespreis.

Von Gustav Eckstein.

In seiner kürzlich erschienenen Broschüre „Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg“ verfißt Genosse Lensch die Anschauung, England habe sich in diesen Krieg, der gegen seinen Willen entstand, dann doch bereitwillig hineingestürzt, um „den zurzeit noch einzigen unangenehmen Konkurrenten mit Gewalt niederzuschlagen, bevor er durch einen immerhin möglichen Sieg über das vereinigte Rußland-Frankreich der handelspolitischen und weltpolitischen Abhängigkeit von England sich entziehen könne“. Vom Standpunkt des bedrohten Kapitalprofits sei Englands Vorgehen „selbsttredend“ vollkommen korrekt und begreiflich gewesen. Denn die Bedrohung der Vormachtstellung Englands habe in den letzten zehn Jahren lebhaftere innere Unruhen hervorgerufen, die Beteiligung am Weltkrieg bedeute für die englische Bourgeoisie von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet nichts anderes als die Flucht vor dem Sozialismus. „War Deutschland niedergeschlagen, der deutsche Handel ruiniert, die deutsche Kriegs- und Handelsflotte vernichtet, das Land selber zerstückelt und gezwungen, die übriggebliebenen Kräfte zu fürchtbaren, aber für England recht erfreulichen Landrüstungen gegen Rußland und Frankreich hinzugeben, wer wollte sich dann noch der neu errichteten Weltherrschaft Englands widersetzen? Die Zeit rasend hoher Profite würde wiederkehren und mit ihr die Ruhe im Innern. Englands Gewerkschafter würde wieder der proletarische Musterknabe Europas werden, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, und nicht nur Englands Seeherrschaft würde unerschütterter denn je dastehen, sondern vor allem auch die gesamte Kapitalherrschaft. . . . Das gerade jetzt zum Durchbruch ringende Solidaritätsgefühl der britischen Arbeiterklasse mit dem Proletariat des Auslandes wäre wieder erstickt und ihr Interesse an der Ausbeutung der Welt durch ihre eigenen Ausbeuter wäre wieder hergestellt.“

Daß England sich an diesem Kriege nicht aus reiner Begeisterung für das Recht Belgiens auf staatliche Selbständigkeit beteiligt hat, sondern zur Verteidigung seiner durch Deutschland bedrohten Weltmachtstellung, ist sicherlich richtig. Denn die Herrschaft über die Meere oder eigentlich die Verhinderung, daß irgendeine andere Macht diese Herrschaft an sich reißt, ist für England von höchster Bedeutung. Englands herrschende Klassen ziehen heute noch aus Indien und Ägypten als politische Beherrscher dieser Länder gewaltige Summen, besonders in der Form von Gehältern. Die Losreißung dieser Kolonien vom Mutterlande würde diese Einkünfte aufhören lassen, und dieser Verlust würde sich auch für das englische Proletariat schwer fühlbar machen, da eine tiefgreifende Umschaltung des Wirtschaftslebens dadurch

herbeigeführt würde. Ob auch eine wesentliche Verlangsamung der Akkumulation des in England verwandten Kapitals eine Folge des Verlustes jener Kolonien wäre, ist fraglich; denn wenn auf der einen Seite die in den Kolonien gewonnenen Mehrwerte nun nicht mehr nach England strömen, so wäre andererseits auch ein Ansporn für den Kapitalexport beseitigt, da in einem selbständigen Indien oder Ägypten englische Kapitalanlagen keinen Vorzug mehr vor den Anlagen anderer kapitalistischer Nationen genießen würden. Die Kapitalkraft der englischen Kapitalisten würde geschwächt, der Beschäftigungsgrad der englischen Arbeiter aber könnte sich zugleich sogar steigern.

Wenn aber so die Bedeutung eines Verlustes der Kolonien für die Arbeiterschaft Englands zweifelhaft und nicht leicht zu bestimmen ist, so ist es um so klarer, daß ein die See beherrschender Staat zugleich der politische Herr Englands wäre, dem er die Lebensmittelzufuhr jederzeit sperren und dessen Bevölkerung er dadurch zur sofortigen bedingungslosen Kapitulation zwingen könnte.

Richtig ist es auch sicherlich, wenn Genosse Lensch mit Nachdruck auf die Gefahren hinweist, die sich für die proletarische Bewegung eines Landes ergeben, dem es durch seine politischen, militärischen Machtmittel gelungen ist, andere Völker sich in dieser oder jener Form tributpflichtig zu machen, und das dadurch instand gesetzt wird, an den Früchten dieser seiner Ausbeutungspolitik auch das eigene Proletariat oder doch gewisse Schichten des Proletariats teilnehmen zu lassen. Wie korrumpierend eine solche Situation auf die Arbeiterbewegung einwirkt, dafür bietet tatsächlich die Geschichte Englands besonders in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts die schlagendsten Belege. Denn damals erstarb im englischen Proletariat die revolutionäre Gesinnung, die es in den Chartistenkämpfen der 30er und 40er Jahre befeelt hatte, um der Denkweise von Bakien Platz zu machen, die keinen höheren Ehrgeiz kennen als den Glanz des Hauses, dem sie dienen.

Aber Genosse Lensch meint, wenn er von der Vormachtstellung Englands spricht, nicht nur die politische Herrschaft Englands über die See, sondern vor allem die handelspolitische Welt Herrschaft, die durch „den zurzeit noch einzigen unangenehmen Konkurrenten“, durch Deutschland, gefährdet gewesen sei. Auch hier ist so viel richtig, daß die Erschöpfung Deutschlands durch einen schweren Krieg, besonders wenn nach ihm das Wetttrüsten wieder aufgenommen wird, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt schwer gefährden würde. Der Ersatz der furchtbaren Kriegsschäden, die Steuern, die notwendig sind, um die Verzinsung der Staatsschulden, die Invalidentrenten und die neuen Rüstungen zu bezahlen, bedeuten ebenso viele Erhöhungen der Produktionskosten, während zugleich die Produktivkraft des Landes durch die schweren Verluste an Arbeitskräften in der empfindlichsten Weise geschwächt ist. Aber hätten diese Erwägungen, falls es sich wirklich für England um die Besiegung eines gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkte handelte und nicht nur um die Abwehr einer politischen Bedrohung seiner Weltmachtstellung, nicht eher dafür sprechen müssen, daß es sich von der Einmischung in den Krieg fernhielt? Konnten die englischen Staatsmänner nicht voraussehen, daß dieser Krieg auch England schwere Milliarden kosten, daß er auch die englische Volkswirtschaft aufs tiefste schädigen, daß er endlich zahlreichen englischen Arbeitern das Leben oder die Gesundheit kosten würde? Worin

liegt aber dann noch die handelspolitische Ueberlegenheit Englands, wenn seine Industrie ebenso durch Arbeitermangel, finanzielle Kalamitäten, Handelsverluste und Steuerlasten geschädigt wird, wie die Deutschlands?

Freilich meint Genosse Lensch, nach einem siegreichen Krieg würde für England „die Zeit rasend hoher Profite“ wiederkehren. Aber mit keinem Worte begründet er diese Zuversicht. Tatsächlich ist jedoch gar nicht abzusehen, woher diese rasend hohen Profite kommen sollen. Der Profit ist die Differenz zwischen den Preisen und den Produktionskosten der Waren. Wenn also der siegreiche Ausgang eines Krieges die Profite erhöhen soll, dann müßte er entweder die Preise erhöhen, natürlich ohne den Absatz zu gefährden, oder die Produktionskosten senken oder beides zugleich. Nun wird allerdings voraussichtlich der Krieg die Preise der Waren in allen Ländern, die an ihm beteiligt waren, stark erhöhen. Während des Krieges ruht die Produktion von Produktionsmitteln fast ganz, während zugleich massenhafte Produktionsmittel durch den Krieg vernichtet werden; die Industrie wendet sich fast ausschließlich der Erzeugung von Konsumgütern zu, insbesondere des Heeresbedarfs. Tritt nun wieder Frieden ein, dann macht sich sofort nicht nur der Mangel an einer Reihe sehr wichtiger Konsummittel geltend, deren Erzeugung während des Krieges verabsäumt wurde, wie Kleider, Wäsche, Hausrat, eventuell auch Wohnungen in den vom Krieg verwüsteten Landesteilen, sondern vor allem entsteht eine gewaltige Nachfrage nach Rohstoffen, nach Maschinen, nach Hilfsstoffen usw., deren Preise dadurch in die Höhe getrieben werden. Man denke nur z. B. an den Verlust an Pferden, an die Schädigungen des Eisenbahnmaterials. Dann kommt die goldene Zeit für jene glücklichen Länder, die sich vom Kriege fernhalten und während seiner Dauer ihre Produktion, wenn auch mit einigen Hemmungen, in normaler Weise fortsetzen konnten. Inwiefern würde in dieser Hinsicht dann England vorteilhafter dastehen als die übrigen am Krieg beteiligt gewesen Länder? Auch wenn es siegreich bleibt, würde es Rohstoffe usw. kaufen müssen und nicht abzugeben haben, die hohen Preise würden ihm Schaden und nicht Nutzen bringen.

Wie steht es aber mit den Produktionskosten? Daß die Preise der Rohstoffe, Maschinen usw. voraussichtlich stark steigen werden, haben wir schon gesehen. Die Löhne werden vielleicht sinken, zunächst weil die aus dem Krieg Heimkehrenden plötzlich den Arbeitsmarkt überschwemmen, während zugleich in den Betrieben für Militärlieferungen die Arbeit eingestellt wird, später weil der Krieg in der Regel mit den kleinen Betrieben stark aufräumt; in den Großbetrieben aber entfällt ein verhältnismäßig kleinerer Teil des Kapitals auf Lohnkapital, die gleiche Zahl von Arbeitern erzeugt ein größeres Produkt. Und da nach dem Kriege voraussichtlich in allen hochkapitalistischen Ländern große Aenderungen in der Industrie bevorstehen, insbesondere eine starke Rationalisierung des Verfahrens, die Einführung der modernsten Lohn- und Arbeitssysteme, so werden die Arbeitslöhne trotz der Verminderung der Arbeiterzahl kaum steigen. Ob sie fallen werden, ist allerdings fraglich, da die Steigerung der Lebensmittelpreise und der indirekten Steuern, eventuell in der Form von Monopolen, dem entgegenwirkt. Die Steuern werden aber zugleich auch eine starke Erhöhung der Produktionskosten bedeuten, insofern sie die Roh- und Hilfsstoffe, die Baulichkeiten belasten oder in der Form von Gewerbesteuern auftreten. Die Einkommen- und Ver-

mögenssteuern endlich stellen einen direkten Abzug von den Profiten dar. Woher sind also dann rasend hohe Profite zu erwarten?

Allerdings, der siegreiche Staat wird wahrscheinlich unter den unmittelbaren Wirkungen des Krieges weniger zu leiden haben als der unterliegende, z. B. wenn es ihm gelingt, eine hohe Kriegsentschädigung zu erzwingen. Daß aber die günstigen Wirkungen dieser Kriegsentschädigungen sich durchaus nicht immer und keinesfalls in dem vom großen Publikum erwarteten Maße einstellen, das haben uns die finanziellen Katastrophen in Deutschland und Japan nach der Bezahlung der französischen respektive chinesischen Kriegsentschädigung höchst anschaulich gezeigt. Aber selbst davon abgesehen: wenn dieser Krieg noch lange dauert, welche Volkswirtschaft wird dann nach einer Niederlage noch imstande sein, Milliarden um Milliarden für den Sieger aufzubringen?

In früheren Kriegen war die Situation allerdings eine ganz andere. Der sogenannte Antijakobinerkrieg z. B., den England von 1793 mit einer ganz kurzen Unterbrechung bis 1815 gegen Frankreich und dessen Verbündete führte, hinterließ zwar das englische Proletariat in grenzenlosem Elend, aber er half trotz der schweren und anhaltenden Krise, die ihm unmittelbar folgte, den in England erst keimenden industriellen Kapitalismus zu gewaltiger Höhe entwickeln.

England beherrschte während dieser zwei Jahrzehnte dauernden Kriegszeit tatsächlich die Meere und konnte den Handel mit den Kolonien, besonders in den Zeiten der Kontinental Sperre, fast allein für sich monopolisieren. Damals waren die Bedingungen zu jener Handelspolitik tatsächlich gegeben, von der jetzt unsere Imperialisten noch immer träumen: die Vereinigten Staaten hatten mit dem Baumwollbau kaum erst einen Anfang gemacht, die Produktionsstätten für Baumwolle und für die wichtigsten Kolonialwaren, zu denen damals ja auch noch der Zucker gehörte, konnten erobert und dadurch der Handel mit diesen Produkten für die Dauer des Krieges monopolisiert werden. In diesen zwanzig Jahren aber erlangte die englische Industrie, die schon vorher einen kräftigen Aufschwung zu nehmen begonnen hatte, über ihre Konkurrenten auf dem Festlande eine solche Ueberlegenheit, daß ihr ihre Stellung auf lange hinaus nicht streitig gemacht werden konnte. England wurde „die Fabrik der Welt“, die mit ihren billigen Waren den Markt überschwemmte, das Handwerk in den noch mehr agrarischen Ländern des europäischen Festlandes niederkonkurrierte und für sich selbst gewaltige Profite herauskugelte.

Heute liegen die Dinge ganz anders. England kann keine Kolonien mehr erobern, die ihm billigere Rohstoffe lieferten. Der Preis der Baumwolle wird heute nicht mehr von der Produktion der westindischen Inseln bestimmt, sondern von der in den Vereinigten Staaten. Die Monopolisierung des Seehandels ist heute selbst während der Kriegsdauer eine Unmöglichkeit, und am wenigsten könnte davon die Rede sein, daß die Industrie irgendeines Landes gerade während des Krieges eine technische und merkantile Ueberlegenheit über die Konkurrenten gewänne, die ihr einen bedeutenden Vorsprung gäbe. England hat schon längst aufgehört, „die Fabrik der Welt“ zu sein. Heute sind auch nicht mehr die Agrarländer von dem einen industriellen England abhängig, sondern umgekehrt, die Agrarländer können oft den Industrieländern ihre Bedingungen diktieren.

Freilich, einige Finanzgruppen erwarten auch in England, daß dieser Krieg ihnen die Scheunen füllen wird. Die Banken machen an den Vermittlungen der Anleihen usw. überall gute Geschäfte. War doch z. B. die Bezahlung der französischen Kriegsschädigung nach 1871, die die Wirtschaft des Landes mit Erschöpfung bedrohte, für die französischen Banken eine Quelle glänzender Bereicherung. Daß die Kriegslieferanten bei ihrer patriotischen Tätigkeit keine Verluste erleiden, ist ja auch eine allgemein bekannte Regel. Aber so wenig man daraus schließen darf, daß der Krieg für die Kapitalistenklasse überhaupt eine Wohltat ist, so wenig darf man glauben, daß auch nur die gesamte Finanzwelt von ihm große Vorteile zu erwarten hat. Gewiß, für manche Kapitalistengruppen Englands wäre es sehr angenehm, die Deutsche Bank und ihren Anhang aus dem türkischen Geschäft zu verdrängen; aber wir dürfen deswegen nicht vergessen, daß ganz ungeheure Massen englischen Kapitals nicht nur in russischen, belgischen und französischen, sondern auch in deutschen und österreichischen Werten sowie in türkischen Staatsschulden angelegt sind. Von diesen sind aber die meisten mindestens in ihren Erträgen, oft aber auch in ihrem Bestand durch den Krieg ernstlich gefährdet, welches immer sein Ausgang.

Es kann also gar keine Rede davon sein, daß die englische Kapitalistenklasse von einem Siege über Deutschland eine Wiederverkehr riesiger Profite zu erwarten hätte, selbst wenn es ihr gelänge, Deutschlands Produktivkräfte zu vernichten, wovon natürlich gar nicht die Rede sein kann.

Daß übrigens selbst ein neuerliches Erstarken des englischen Imperialismus für Englands Arbeiterklasse keineswegs jene Folgen haben müßte, die Genosse Lensch erwartet, hat Auker in seiner kurz vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges erschienenen Studie über den englischen Imperialismus<sup>1</sup> nachgewiesen. Er bespricht dort den englischen Kapitaleport und fährt dann fort (S. 41):

„Betrachten wir aber die Sache vom Arbeiterstandpunkt aus, so muß man fragen: Wenn die sogenannten britischen Kapitalisten ihren Zweck erreichen, wenn sie alle ihre Konkurrenten schlagen könnten, was für einen Vorteil hätten die britischen Arbeiter davon? Die Antwort würde lauten: Gar keinen! Es würde sich sicher zeigen, daß der britische Kapitalist sich mehr und mehr zum Rentier entwickelte, der von ausländischen oder kolonialen Zinsen lebt, während der britische Arbeiter sehen müßte, wie er Arbeit beläme.“

Das ist das Interesse der Arbeiterklasse am Imperialismus. Der Imperialismus selbst ist für die Arbeiter eine direkte Bedrohung ihrer Existenz. . . . War einst die Parole des römischen Kaisertums: „Brot und Spiele“, so läßt es das neuere britische Kaisertum an allerlei Zirkusspielen mit dynastischem Schaugepränge zwar auch nicht fehlen, an die Stelle der Brotverteilung aber ist die Brotverteuerung getreten.“

Genosse Lensch ist also im Irrtum, wenn er glaubt, daß auch nur die nächsten und unmittelbaren Interessen des britischen Proletariats in der Linie des Imperialismus liegen. Ebenso irrig aber ist es, wenn er glaubt, der englischen Kapitalistenklasse winke bei einem siegreichen Ausgang dieses Krieges die Wiederverkehr riesiger Gewinne.

England hat von dem Ausgange dieses Krieges viel zu fürchten, aber kaum etwas zu hoffen. Sollten die politischen Lenker des englischen

<sup>1</sup> Ergänzungsheft der Neuen Zeit Nr. 19.

Staates wirklich den Krieg in der Hoffnung begonnen haben, die ihnen Genosse Lensch zuschreibt, dadurch „den zurzeit noch einzigen unangenehmen Konkurrenten mit Gewalt niederzuschlagen“ und der Kapitalistenklasse ihres Landes „rasend hohe Profite“ zuzuschlagen, dann hätten sie sich nicht nur an dem englischen Volk, sondern selbst an der Kapitalistenklasse ihres Landes schwer versündigt. Denn von allen anderen Argumenten abgesehen, hätten sie außer acht gelassen, daß ihnen jenseits des großen Teiches ein weit gefährlicherer Konkurrent erwachsen ist, dessen Kräfte gerade durch den europäischen Krieg noch mächtig gesteigert werden. Die Vereinigten Staaten verfügen selbst über enorme Reserven von Rohstoffen, von Nahrungsmitteln, von Arbeitskräften, ihre Industrie steht technisch auf der höchsten Stufe. In ihnen sind Grundrente und Steuerlast verhältnismäßig gering, der Militärdienst entzieht nicht Jahr für Jahr Hunderttausende kräftiger Männer der produktiven Arbeit. Gelingt es der Regierung von Washington, sich außerhalb des Weltkriegs zu halten, dann können die Yankee darauf rechnen, nach dem Ende des Krieges alle Völker Europas, Sieger und Besiegte, als Tributpflichtige zu ihren Füßen zu sehen.

## Friedrich Engels und die deutsch-französische Frage.

Von Ed. Bernstein.

Mit derjenigen Zurückhaltung, welche die Tatsache des Krieges uns allen vorschreibt, habe ich vor einigen Monaten an dieser Stelle das Verhalten von Karl Marx und Friedrich Engels in der zweiten Phase des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 bekanntzugeben versucht. (Vgl. „Neue Zeit“ vom 23. Oktober 1914.) Es erschien mir dies notwendig, weil aus einigen Äußerungen von Marx und Engels in deren während der Monate August und September 1870 ausgetauschten Briefen verschiedentlich Schlüsse gezogen wurden, die in starkem Widerspruch standen zu der tatsächlichen Auffassung unserer Vorkämpfer von der Politik der Partei der Arbeiterklasse, wie jene sie mir und anderen Genossen gegenüber mündlich und in Briefen entwickelt und nach unserer Kenntnis der Dinge auch praktisch betätigt haben.

Der bezeichnete Artikel sollte eine Mahnung sein, bei der Berufung auf Marx und Engels zugunsten einer bestimmten Taktik etwas größere Vorsicht walten zu lassen, als damals geschah.

Diese Wirkung ist nicht eingetreten. Vielmehr sind im Gegenteil neuerdings Marx und noch mehr Engels unter Ausnutzung von Sätzen aus ihren Schriften als Kronzeugen für eine Politik angerufen worden, die sie mit der größten Schroffheit zurückgewiesen hätten. Wenn es nun jedem freisteht, andere Auffassungen in der Politik zu haben und zu vertreten als die Verfasser des Manifestes der Kommunisten, so kann doch niemand gestattet werden, diese letzteren zu Aposteln einer von ihnen verworfenen Politik zu stempeln.

Es handelt sich um die Frage des Eintretens von Sozialdemokraten für gewisse Zwecke im Konflikt der Staaten oder Nationen untereinander.

Der leitende Gesichtspunkt nun, der als oberste Richtschnur die Politik von Engels und Marx bestimmte, war, wie sich in allen ihren politischen Auf-

fähigen verfolgen läßt, die Rücksicht auf die Revolution des Proletariats der vorgeschrittenen Länder Europas. Für diese Revolution galt es die denkbar günstigsten Bedingungen zu schaffen, also alles auszumerzen, was sich ihr hemmend in den Weg stellen konnte.

Damit war schon angezeigt, wie sich Marx und Engels zur Nation stellten. Wo das Nationale zusammenfiel mit dem Revolutionären, wo es sich also z. B. darum handelte, für Nationen das Recht auf ihre von äußerem Druck befreite eigene Entwicklung zu erobern, war das Nationalinteresse auch als berechtigt anzuerkennen, und es war dann nur noch dafür zu sorgen, daß die nationale Bewegung nicht durch Unterstützung antirevolutionärer Kräfte in Gegensatz trat zur revolutionären Bewegung. Nationale Bewegungen erhielten dadurch Anspruch auf Unterstützung, daß sie mit der revolutionären Bewegung zusammenfielen oder ihr wenigstens parallel gingen. War dies nicht der Fall, so fiel auch der Anspruch auf Unterstützung fort, und verwandelte sich bei zu gewärtigender Durchkreuzung der revolutionären durch die nationale Bewegung diese in das Gegenteil, das heißt in zeitweilige Gegnerschaft gegen die erstere, so war sie unter Umständen zu bekämpfen.

Legt man diesen Maßstab zugrunde, so begreift man, daß es kein innerer Widerspruch war, wenn Marx und Engels 1848/49 für die Erhebung der Magyaren eintraten, die doch das 17. Jahrhundert repräsentierten, und 1859 sich zur Erhebung der Italiener ablehnend verhielten, denen sie den Anspruch auf Eroberung ihrer nationalen Selbständigkeit stets zuerkannt hatten und noch zuerkannten. Die Erhebung der Magyaren von 1848/49 fiel mit der allgemeinen revolutionären Bewegung in Europa zusammen; sie richtete sich gegen das bürokratisch-reaktionäre Oesterreich und erhielt eine zusätzliche Weihe, als die damalige Vormacht der Konterrevolution in Europa, Rußland, Oesterreich zur Niederwerfung Ungarns die Hand bot. Die Erhebung der Italiener von 1859 aber fand unter der Vormundschaft des französischen Staatsreichskaisers Napoleon III. statt und drohte dessen Machtstellung in Europa zu befestigen — welche Machtstellung Anspruch auf Zerrissenheit Deutschlands und Kooperation mit Rußland gegen das noch zu Deutschland gehörende Oesterreich hieß. Daher damals die Parteinahme von Friedrich Engels für die nationale Bewegung im übrigen Deutschland, die Unterstützung Oesterreichs gegen Frankreich forderte, und die Verwerfung der Lassalleschen Forderung, Preußen solle Oesterreich im Stich lassen, durch Marx und Engels. Nicht weil er ihnen zu national war, sondern weil er es zu wenig war, stritten damals Marx und Engels mit Lassalle. Denn in jenen Zeitpunkt fiel nach ihrer Auffassung die groß-deutschnationale Bewegung, die sich gegen das mit Rußland verbündete bonapartistische Frankreich richtete, durch diese Tatsache zusammen mit der revolutionären Bewegung in Europa. Lassalle seinerseits wollte die Revolution dadurch fördern, daß er den Krieg gegen Frankreich, zu dem nach seiner Ansicht die preußische Regierung entschlossen war, möglichst unpopulär zu machen suchte. In dem Ziel, daß man die zur revolutionären Entwicklung passendste Politik betreiben müsse, sei er mit ihnen völlig einig, schrieb er Mitte Juli 1859 an Marx.

Ja, er ging in dieser Auffassung damals so weit, daß er die Frage des nationalen Ansehens unter der Monarchie vollständig dem Interesse der Revolution unterordnete, und er stellte das Interesse des deutschen Volkes

in einen direkten Gegensatz zum Interesse der Regierungen. „Was geht denn Dich und mich die Machtstellung des Prinzen (gemeint ist der Prinzregent Wilhelm, der spätere Wilhelm I.) von Preußen an?“ schreibt er am 11. September 1860 an Marx. Es liege im Interesse des deutschen Volkes, wenn die Machtstellung des Prinzen nach außen „so gering wie möglich“ sei. Und: „Die Machtstellung des deutschen Volkes und die Machtstellungen der deutschen Dynastien — das sind für mich zwei himmelweit verschiedene Dinge.“ Stärker noch drückt er diesen Gedanken 1862 an einer bekannten Stelle seiner zweiten Verfassungsrede aus, wo er darlegt, warum an der Unverwundlichkeit der Deutschen als Nation gar nicht gezweifelt werden könne, und dann zusammenfassend folgert: „Geraten wir also in einen großen äußeren Krieg, so können in demselben wohl unsere einzelnen Regierungen . . . zusammenbrechen, aber wie ein Phönix würde sich aus der Asche derselben unzerstörbar erheben das, worauf es uns allein ankommen kann — das deutsche Volk.“

Wir haben heute andere Verhältnisse, und auch damals gab der Satz einer relativen Wahrheit eine übertriebene Geltung. Umgekehrt heute, wo oft nach der anderen Seite hin gefehlt wird, indem die Interessen bestimmter Eliten als Lebensinteressen der Nation aufgefaßt werden.

Von ähnlichen Erwägungen geleitet wie Lassalle, zog sich in den Jahren 1866 und 1870 Wilhelm Liebknecht die abfällige Kritik von Marx und Engels zu. Man kann das Verhältnis so bezeichnen, daß Marx und Engels 1859 wie 1866 und 1870 europäische Oppositionspolitik vertraten, die ihre Spitze in erster Linie gegen die Vormächte der Gegenrevolution in Europakehrte, Lassalle 1859 und Liebknecht 1866 und 1870 aber ihre Haltung durch die Auflehnung gegen die jeweilige heimische Vormacht der Gegenrevolution bestimmen ließen. Für Lassalle war das im Jahre 1859 Oesterreich und die österreichische Partei am preußischen Hofe, für Liebknecht 1866 und 1870 Bismarck, der ihm die preußische Reaktion verkörperte.

Das traf nun freilich, wie wir wissen, damals nur in bedingtem Grade zu. Unter dem Gesichtspunkt der europäischen Politik und auch für Deutschland selbst vertrat Bismarck 1866 und 1870 ein Stück Revolution, was Marx und Engels sofort erkannten und in ihren Briefen feststellten. Nur bedeutete für sie diese Feststellung keine politische Umkehr. Sie anerkannten die Tatsache, aber sie waren weit davon entfernt, sich oder die Partei zu Handlangern der Politik machen zu wollen, die Bismarck betrieb und über deren besondere Zwecke sie sich keinen Augenblick täuschten. Sie waren denn auch durchaus damit einverstanden, daß Liebknecht in entschiedener Oppositionsstellung verharrte. Was sie an ihm tadelten, war, daß er die Opposition gelegentlich bis zum abstrakten Impossibilismus betrieb und sich nach 1866 in der Opposition nach ihrer Ansicht zu weit mit Partikularisten verschiedener Art einließ.

Letzteres ist ein Punkt, über den noch einiges zu sagen sein wird. Liebknecht hat sich zu jener Zeit brieflich sehr energisch gegen den Vorwurf verwahrt, daß er mit den Partikularisten gemeinsame Sache mache, und Marx und Engels wiederum haben meines Erachtens in ihrer Gegnerschaft gegen den reaktionären Partikularismus die Tatsache nicht genug gewürdigt, daß die politische Dezentralisation Deutschlands dem deutschen Volke auch ver-

schiedene sehr wesentliche Vorteile hat zuteil werden lassen, die andere, früher zur Großmachstellung gelangte Nationen entbehren. Auch wurde es nach 1866 in Deutschland Sitte, allem, was sich nicht vor den Wagen Bismarcks spannen ließ, die Marke partikularistisch anzuhängen. Die von Marx und Engels an Liebknecht geübte Kritik trifft auf gewisse Uebertreibungen zu, zu denen sich dieser gelegentlich hinreißen ließ, schießt aber in dieser Frage der Sache nach selbst über das Ziel.

Beim Ausbruch des Krieges von 1870 hatte sich jedoch Liebknecht journalistisch in eine unmögliche Situation verrannt. Er hatte gerade im „Volksstaat“ Bismarck vor Napoleon III. in Sachen der spanischen Thronkandidatur zu Kreuze kriechen lassen, als jener die berühmte Emser Depesche so umredigierte, daß sie den Krieg erzwang, und so kostete es Liebknecht einige Verrentungen, bis er im Blatt die Dinge wieder leidlich rationell behandeln konnte.

Im Licht späterer Enthüllungen über die damaligen diplomatischen Vorgänge muß man ihm indes zugestehen, daß er, durch jenen Fehlgriff in bezug auf die Bismarcksche Diplomatie gewarnt, deren Rolle bei den Vorgängen, die dem Kriege vorangegangen waren, dann richtiger eingeschätzt hat als fast alle deutschen Sozialisten jener Tage. Auch bleibt ihm das Verdienst, mit einem nicht hoch genug einzuschätzenden Mut den Ausschreitungen entgegengetreten zu sein, in denen sich ein auch damals nicht fehlender Hegypatriotismus gefiel. Daß er und Bebel bei der Beschlussfassung über die erste deutsche Kriegsanleihe sich der Abstimmung mit der Erklärung enthielten, sie wollten dem angegriffenen Vaterland die Mittel zur Verteidigung nicht verweigern, könnten aber nicht für einen Krieg stimmen, der in ihren Augen die Folge einer stets von ihnen bekämpften Politik sei, trug ihnen von Marx ein Glückwunschschreiben ein. Im Brief an Engels vom 17. August 1870 sagt Marx freilich, er habe die Abstimmung gebilligt, weil in jenem Moment „die Prinzipienreiterei ein acte de courage“, eine mutige Tat, gewesen sei, und das sieht einer Abschwächung des Glückwunsches sehr ähnlich. Später haben jedoch Marx und Engels gern von jener Abstimmung gesprochen und ihr sehr viel mehr als nur das Attribut eines Beweises von Mut zuerkannt. Und zwar weil sie eine viel größere Tragweite gehabt hat, als sich im ersten Augenblick hatte voraussehen lassen.

Zieht man nur die unmittelbare Wirkung der Abstimmung auf das eigene Land in Betracht, so wird man veranlaßt, J. B. v. Schweitzer recht zu geben, der mit F. W. Frischa und W. Hasenclever für die Anleihe stimmte, denn er tat es mit einer Begründung, die der Volksstimmung Rechnung trug, ohne den sozialistischen Grundsätzen etwas zu vergeben. Es hat auch weder damals noch später irgend jemand an seiner Abstimmung sonderlich Anstoß genommen. Sie ließ sich als Erfordernis des Augenblicks mit einleuchtenden Gründen verteidigen. Aber sie ist auch über den Augenblick hinaus wirkungslos geblieben. Das Votum von Bebel und Liebknecht dagegen hat nachwirkend eine außerordentliche geschichtliche Bedeutung erlangt. Es ist für die Internationale der Arbeiter zu einem symbolischen Akt geworden. In allen Ländern hat man es in den Kreisen der Sozialisten gefeiert, aus ihm haben die heranwachsenden Arbeiterparteien aller Länder Anfeuerung zu ihrem Kampf gegen den Militarismus und Hoffnung für die Verwirklichung des Bundes der Völker geschöpft, und ganz besonders fruchtbar hat es sich

für die Agitation erwiesen, welche die Sozialisten Frankreichs jahrzehntelang gegen die Revanchepolitiker ihres Landes geführt haben.

Ja, man muß noch eins sagen. Als der Braunschweiger Ausschuß der Sozialdemokratischen Partei Eisenacher Programms, der mit Liebknechts und Bebels Verhalten unzufrieden war, Karl Marx als Schiedsrichter anrief, schlug Engels, den Marx um Rat gefragt, folgende Richtlinien für die Braunschweiger vor. Diese könnten, schrieb er,

„sich der nationalen Bewegung anschließen, soweit und solange sie sich auf Verteidigung Deutschlands beschränkt, was die Offensive bis zum Frieden unter Umständen nicht ausschließt,

den Unterschied zwischen den deutschnationalen Interessen und den dynastisch-preußischen dabei betonen,

jeder Annexion von Elsaß und Lothringen entgegenwirken,

sobald in Paris eine republikanische, nicht chauvinistische Regierung am Ruder, auf ehrenvollen Frieden mit ihr hinwirken,

die Einheit der Interessen der deutschen und französischen Arbeiter, die den Krieg nicht gebilligt und die sich auch nicht befrieden, fortwährend hervorheben“.

Außerdem sollten sie darauf hinweisen, daß Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich Rußland zum Schiedsrichter Europas mache.

Marx stimmte dem zu, und grundsätzlich ließ sich das alles auch gut vereinen. Fragen wir aber, ob es p r a k t i s c h zu vereinen war, so hat uns die Erfahrung das als unmöglich gezeigt. Sie hat gelehrt, daß man wohl als Einzelner seine Vorbehalte machen kann, wenn man einer Bewegung solcher Art sich anschließt, wie sie die nationale Bewegung eines Volkes ist, das sich angegriffen und seine nationale Existenz gefährdet glaubt, daß aber die Massen in solchem Falle keine Vorbehalte gelten oder gar sich auferlegen lassen. Das erste Zugeständnis zieht mit Notwendigkeit andere nach sich, oder der Beigetretene sieht sich in einem vorgerückteren Stadium genötigt, doch in Gegensatz zu der Bewegung zu treten, deren Kraft er durch seinen Beitritt gesteigert hatte. Als der Braunschweiger Ausschuß nach Sedan ein Manifest im Sinne des vorstehenden Programms veröffentlichte, ließ General Vogel von Falkenstein ihn verhaften und nach Löben schleppen, und die ganze „nationale“ Presse klatschte Beifall. Was er vor Sedan geschrieben, war vergessen. Durch die Warnung vor der doch nur erst propagierten Annexionsidee war er „antinational“ geworden.

Er und mit ihm die ganze damalige deutsche Sozialdemokratie. Denn in der Ablehnung der zweiten Kriegsanleihe fanden sich nicht nur die untereinander streitenden Eisenacher, sondern Eisenacher und Lassalleaner wieder zusammen.

In Wirklichkeit war aber gerade jenes Verhalten eine nationale Tat. Friedrich Engels hat es oft und mit starkem Nachdruck in seinen politischen Aufsätzen, man kann sagen, gefeiert. Und zwar nicht etwa nur als Großtat der Vergangenheit, auf die man sich beruft: „Seht, was für Kerle die deutschen Arbeiter damals waren.“ Sondern als ein P r o g r a m m auch für die Z u k u n f t.

Engels wußte, daß die Franzosen die gewaltsame Abtrennung der beiden Provinzen auf Generationen hinaus nicht verschmerzen würden. Er wollte aber unter allen Umständen verhindern, daß sie den Gegenstand eines neuen Krieges zwischen Frankreich und Deutschland abgäben. Wie war das

zu machen? Nur dadurch, daß man denjenigen Franzosen, für die die Frage keine chauvinistische Angelegenheit, sondern eine Frage des Rechts der Völker im demokratischen Sinne dieses Wortes war, die Zusicherung geben konnte, daß die wachsende sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands die Frage im gleichen Sinne auffasse und zu allen Zeiten vertreten werde — außer wenn Frankreich um ihretwillen einen Krieg mit Deutschland vom Zaun brechen sollte. Nur im Frieden und durch die Entwicklung der Arbeiterdemokratie vermöge des Friedens könne die Frage Elsaß-Lothringen in einer für beide Nationen befriedigenden Weise gelöst werden.

In diesem Sinne hat Friedrich Engels sich unausgesetzt bemüht, auf die deutsche und die französische Sozialdemokratie erzieherisch einzuwirken. In einem langen Brief, der wesentlich die Frage der unterdrückten Südslaven behandelt, für deren Recht auf nationale Selbständigkeit ich mich erwärmte, und wo er darlegt, daß dieses Recht so lange (aber, wohlgemerkt, auch nur so lange) dem großen Interesse des europäischen Proletariats am Frieden untergeordnet bleiben müsse, als es ein Werkzeug des autokratischen Regiments in Rußland sei, schrieb mir Engels am 22. Februar 1882, von den eben entwickelten Gedanken beseelt, Elsaß und Lothringen seien ja auch unterdrückt und er werde sich freuen, wenn das wieder aufhöre. Aber — „wenn sie . . . einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland provozieren, diese beiden Völker wieder verhehen wollten, so sage ich: halt da! Ihr könnt ebensoviel Geduld haben wie das europäische Proletariat. Wenn das sich befreit, seid ihr von selbst frei, bis dahin aber dulden wir nicht, daß ihr dem kämpfenden Proletariat in die Parade fahrt.“

Der gleiche Gedanke diktierte jene Stellen in dem zehn Jahre später von Engels für den Kalender der französischen Arbeiterpartei geschriebenen Artikel, welche die Frage der Beziehungen Frankreichs und Deutschlands und die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zur Frage Elsaß-Lothringen sowie deren Haltung in einem etwaigen Krieg behandeln, den Frankreich um jener Provinzen willen im Bunde mit Rußland gegen Deutschland etwa anzetteln wollte. Wie die betreffenden Ausführungen heute von einigen Mitgliedern der deutschen Sozialdemokratie verstanden oder gedeutet werden, das ist das U m g e k e h r t e von dem, was Engels tatsächlich mit ihnen bezweckt hat: statt der Frage Elsaß-Lothringen die Eigenschaft zu nehmen, Kriegsobjekt zwischen den S t a a t e n Deutschland und Frankreich zu bilden, würde die jetzt beliebte Auslegung sie zu einem Kriegsobjekt zwischen der deutschen und der französischen Sozialdemokratie und damit die Wiederherstellung der Internationale unmöglich machen.

Engels hat in der „Neuen Zeit“ (Zehnter Jahrgang I, S. 5 u. 7 ff.) in einem Nachwort für die deutschen Leser ganz unmißverständlich den Zweck der erwähnten Ausführungen klargelegt: den Franzosen zum Bewußtsein führen, zu welchem Verhalten die deutschen Sozialdemokraten genötigt sein würden, wenn Frankreich im Rausch über den Empfang in Kronstadt versuchen sollte, im Bunde mit dem autokratischen Rußland Alexanders III. über Deutschland herzufallen. Den Franzosen erklären, daß sie in einem solchen Fall die deutschen Sozialdemokraten wie einen Mann gegen sich haben würden, war eine politische T a t. Es hat sicher dazu beigetragen, die damaligen Regierenden Frankreichs vorsichtig zu stimmen. Und es hat den

französischen Sozialdemokraten eine mächtige Waffe in ihrer Agitation gegen die chauvinistischen Revancheprediger geliefert. Kein französischer Sozialist hat die freimütige Auseinandersetzung Engels' übel aufgenommen. Man hat sie als eine ehrliche Feststellung dessen, was ist, begriffen und gewürdigt. Und wir sind den Sozialisten Frankreichs die Anerkennung schuldig, daß sie die ganze Zeit über bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges im Geiste jener Darlegung gehandelt haben. Es war ein stiller Pakt zwischen der deutschen und der französischen Sozialdemokratie, der in jenem Artikel niedergelegt wurde, und die Franzosen haben ihn in keiner Weise weniger ehrlich und konsequent gehalten als wir.

Diesen Pakt nun heißt es aber in sein Gegenteil umdeuten, wenn man ihn den französischen Sozialisten auch für den jetzigen Krieg in allen seinen Bestimmungen als bindend auferlegen wollte. Denn da sie der festen Meinung sind, der Krieg sei Frankreich gegen dessen Wunsch von Deutschland aufgezwungen worden, ist es Widerfynn, von ihnen zu erwarten, daß sie sich nun an Sätze gebunden erachten sollen, die für eine grundverschiedene Voraussetzung aufgestellt worden waren. Und die deutsche Sozialdemokratie würde eine der schönsten Blätter aus ihrer Geschichte herausreißen und zertreten, das Andenken ihrer besten Vorkämpfer schänden, wenn sie von sich aus den französischen Sozialisten daraus einen casus belli machen würde, daß diese, die doch nun einmal der Ueberzeugung sind, daß ihnen der Krieg aufgezwungen worden und obendrein durch Bruch des Völkerrechts verschlimmert worden sei, die Frage Elsaß-Lothringen von neuem auf die Tagesordnung setzen.

Verständigung setzt den guten Willen voraus, einander zu verstehen. Versuchen wir es zu diesem Zweck, uns in die Lage der Sozialdemokratie Frankreichs zu versetzen. Nehmen wir an, vor Jahrzehnten habe Frankreich Deutschland das linke Rheinufer genommen, und es solle jetzt obendrein Westfalen, das westliche Hannover usw. besitzen; — würden, t ö n n t e n wir deutschen Sozialisten da anders handeln, als erklären: „wenn der Krieg einmal da ist, müssen wir auch die Rückgabe des rechten Rheinufers zur Friedensbedingung machen“. Und wem wollten wir erlauben, uns ob dieser Rechtsforderung als Chauvinisten zu bezeichnen? Unsere französischen Genossen stehen aber gar nicht auf dem Standpunkt, daß über das Schicksal der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen das Glück der Waffen entscheiden solle. In einer Reihe von Erklärungen haben sie lediglich das Verlangen aufgestellt, daß der Bevölkerung dieser Provinzen die Möglichkeit geboten werde, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden.

Wir deutschen Sozialdemokraten würden unserem Gefühl für demokratisches Recht ein sehr schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn wir den Franzosen aus diesem Verlangen des nationalen Selbstbestimmungsrechts für Elsaß-Lothringen irgendwelchen Vorwurf machten. Was wir den Franzosen zu entgegen haben, ist ganz etwas anderes. Wir müssen und dürfen suchen, ihnen darzulegen, daß jene Forderung unter den gegebenen Verhältnissen unabsehbare Verlängerung dieses mörderischen, Länder verwüstenden und Wohlstand vernichtenden Krieges bedeutet, da weder die Herrschenden Deutschlands noch die Mehrheit des deutschen Volkes für sie zu haben sind, daß die Frage der Staatszugehörigkeit Elsaß-Lothringens auch jetzt im Krieg nicht zu lösen ist; denn jede

Lösung, die im Krieg erzwungen wird, läßt bei dem Unterlegenen das Bestreben zurück, das mit Gewalt ihm Auferlegte durch Gewalt wieder los zu werden. Ein Friede aber, der nur ein Waffenstillstand wäre, liegt so wenig im Interesse des französischen wie des deutschen Volkes. Wir können den Franzosen nicht den grundsätzlichen Verzicht auf jene Rechtsforderung zumuten. Aber wir können ihnen im beiderseitigen Interesse raten, sich nicht auf sie als *conditio sine qua non* festzulegen.

Wir können ihnen dies raten und werden um so weniger Gefahr laufen, von ihnen mißverstanden zu werden, je deutlicher wir durch unser ganzes Verhalten Beweis dafür ablegen, daß die deutsche Sozialdemokratie nach wie vor es unbeugsam ablehnt, Völkerfragen unter dem Gesichtswinkel von Machtfragen oder gar als Fragen des Eigentums von Menschen über Menschen zu behandeln. Wir dürfen es ihnen raten, weil wir nach wie vor für jenes Recht der Elsaß-Lothringer auf Autonomie kämpfen, das die Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1910 bei Beratung der Verfassung Elsaß-Lothringens für sie gefordert hat und für die noch am 15. Mai 1914 unser Redner im Reichstag auf das entschiedenste eingetreten ist. Und wir dürfen es ihnen schließlich raten, weil es Grundfaß der Politik der Sozialdemokratie hüben und drüben sein muß, für die Beseitigung der Gegensätze zwischen den Nationen solche Lösungen zu finden, die zu ihrer Verwirklichung nicht der Gewalt der einen über die andern bedürfen, sondern erzielt werden können durch das Mittel der *f r e i e n B e r e i n b a r u n g*.

## Der Krieg und die landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung in Rußland.

Von Dr. Judith Grünfeld.

Bekanntlich hat die Genossenschaftsbildung unter den russischen Bauern im letzten Jahrzehnt einen verhältnismäßig sehr starken Aufschwung genommen. Während aber bei den städtischen Arbeitern die Gewerkschaftsbewegung und alle sonstigen Organisationsformen, selbst auf kulturellem Gebiete, von der Regierung schonungslos unterdrückt wurden, stand diese im Vertrauen auf die loyale Gesinnung der Bauern deren Genossenschaftsbewegung durchaus günstig gegenüber. Freilich als sozialinteressierte Intellektuelle, in Würdigung der großen ökonomischen Bedeutung der Genossenschaftsbewegung für die Bauern, denselben mit Rat und Tat zu Hilfe kamen, beeilte sich die Regierung, durch administratives Vorgehen diese unbequemen Ratgeber den Bauern fernzuhalten. Charakteristisch dafür ist besonders das seinerzeit an die Volksschullehrer in den Dörfern ergangene Verbot, sich irgendwie in den Genossenschaften zu betätigen. Auf diese Weise wurden die einzigen Vertreter der „Intelligenz“ auf dem Lande, die den Bauern am nächsten stehen, von der Teilnahme an der Genossenschaftsbewegung ausgeschlossen. Und dies trotzdem oder vielmehr weil die Volksschullehrer den Bauern bei der Bildung der Genossenschaften, der Ausarbeitung der Statuten und der Leitung vielfach sehr behilflich waren.

Immerhin hatte doch die Regierung dadurch, daß sie die sogenannten Institute des Kleinkredits gegründet hatte, den Bauern die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Kreditgenossenschaften mittelbar vor Augen geführt.

Andererseits vermochten jene Einschränkungen, von denen eben die Rede war, nicht dem tiefgehenden ökonomischen Bedürfnis nach genossenschaftlichem Zusammenschluß, dessen die Bauern sich bewußt wurden, Halt zu bieten.

Und so sehen wir, daß die Zahl der Kreditgenossenschaften in 10 Jahren ihres Bestandes von 6187 auf 19 325 (am 1. September 1914) angewachsen ist. In derselben Zeit wuchs die Mitgliederzahl von 447 000 auf 9 100 000 Personen an unter einer entsprechenden Vergrößerung der Bilanz von 44,7 Millionen Rubel auf 800 Millionen Rubel. In 10 Jahren ist also die Zahl der Kreditgenossenschaften über 3mal, deren Mitgliederzahl 20mal und deren Umsatz über 16mal gewachsen.

Wenn man ferner in Betracht zieht, daß außerdem noch 7266 Konsumgenossenschaften, 4815 landwirtschaftliche Genossenschaften (allgemeinen Charakters), 2577 Milchgenossenschaften und schließlich 394 sonstige Genossenschaften bestehen, so kann man, nach der Behauptung des radikalen Agrarpolitikers Dganowski<sup>1</sup>, mit Bestimmtheit annehmen, daß gegenwärtig nicht weniger als  $\frac{2}{3}$  aller Bauernwirtschaften in Rußland von der kooperativen Bewegung erfaßt sind.

Im Durchschnitt sind im Laufe des letzten Jahrzehnts jährlich 1200 Kreditgenossenschaften entstanden, in den letzten 2 bis 3 Jahren hat diese Zahl 3000 erreicht.<sup>2</sup>

Dieses rasche Wachstum ließ befürchten, daß die meisten dieser Genossenschaften im Falle einer wirtschaftlichen Erschütterung dem Untergange ausgesetzt sein würden.

Allein die Bilanzen der Kreditgenossenschaften lassen auf günstigere Aussichten schließen. Es entfielen nämlich am 1. Juli 1914 auf je eine Kreditgenossenschaft:

	in Tausend Rubel	in Proz.
Eigene Mittel . . . . .	6,8	12
Regierungsmittel . . . . .	10,5	19
Depositen . . . . .	34,6	63
Sonstige Mittel . . . . .	2,8	6
Gesamtes Umsatzkapital	54,7	100

Die Regierungsbarlehen werden meistens in der Form langfristigen Kredits unter günstigen Tilgungsbedingungen gewährt.

Am 1. September des vergangenen Jahres betrug die Summe der kurzfristigen Kredite, die die Staatsbank den Kreditgenossenschaften gewährte, 132 Millionen Rubel. Bemerkenswert dabei ist, daß in bezug auf die Zahlungspünktlichkeit an die Staatsbank die Genossenschaften im Vergleich zu den auf Wechsel gewährten Krediten voran waren.

Der Krieg hat nicht nur das quantitative Wachstum der Genossenschaften nicht verhindert, sondern sogar eine qualitative Steigerung ihres Aufgabekreises mit sich gebracht. Dazu gehört vor allem die genossenschaftliche Organisation des Abjages der bäuerlichen Erzeugnisse, die „Arbeitsaushilfe“ in den Soldatenwirtschaften und die gemeinschaftliche Ausführung

<sup>1</sup> Zeitung „Russkija Wjedomosti“ vom 28. XI. 14.

<sup>2</sup> Zeitung für Handel und Industrie (Organ des Finanzministeriums) vom 15. XI. 14.

von Feldarbeiten im Anschluß an die wachsende Zahl der Maschineneinkaufsgenossenschaften. Die Idee der Urteilsbildung zum Zwecke gemeinschaftlicher Ausführung von Feldarbeiten, die im August des verfloßenen Jahres von der südrussischen Landwirtschaftszeitung ausgegangen ist, scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein und soll bereits, wenn auch in sehr bescheidenem Maße, in manchen Gegenden Verwirklichung gefunden haben. Diese Urteile, also eine Art provisorischer Arbeitsgenossenschaften, sollen dazu beitragen, den infolge der Aushebungen eingetretenen Mangel an Arbeitskräften in den bäuerlichen Betrieben auszugleichen. Solche Wanderurteile waren namentlich in Bulgarien während der Balkankriege mit Erfolg tätig und waren für die Wirtschaften der Reservisten und Soldaten bei der Erledigung der Feldarbeiten sehr nützlich.

Bei den Erntearbeiten in Rußland, die, wie überall, durch die Mobilmachung jäh unterbrochen worden sind, wurde „Arbeitsaushilfe“ an die verwaisten Bauernwirtschaften in nicht zu unterschätzendem Maße gewährt. Sie ging hauptsächlich von den Mitgliedern des „Mir“, der Bauerngemeinde, von den Nachbarn, aber dann auch von den Kreditgenossenschaften aus. Diese zufälligen, von keiner festen Organisation geleiteten Arbeitsleistungen, Maschinen- und sonstigen Unterstützungen sollen nicht wenig dazu beigetragen haben, daß auch in den Reservistenbetrieben (nach den bescheidensten Schätzungen wurden nicht weniger als drei Millionen Bauern einberufen) die Erntearbeiten, die Herbstfeldarbeiten und die Drescharbeiten rechtzeitig erledigt wurden.

Gegenwärtig entstehen in Rußland<sup>2</sup> Arbeitsaushilfe-Genossenschaften, Maschinengenossenschaften, Genossenschaften zur gemeinsamen Ausführung von Feldarbeiten und Absatzgenossenschaften „wie Pilze nach einem guten Regen“. Dganowski ist der Ansicht, daß die vollkommene Durchbildung der Arbeitsaushilfe-Genossenschaften den Traum aller Ideologen von der Bergesellschaftung der Produktion verwirkliche, und daß der Krieg somit für die Genossenschaftsbewegung in Rußland eine bedeutungsvolle Vertiefung ihrer Aufgaben mit sich gebracht habe.

Wenn speziell in bezug auf Rußland dieses Urteil erst durch eine nennenswerte Entwicklung jener Genossenschaftsarten in der Zukunft seine Bestätigung finden wird, so muß man doch mit Dganowski darin übereinstimmen, daß die Arbeitsgenossenschaften und allerhand Produktivgenossenschaften, die jetzt in Rußland im Entstehen begriffen sind, vom Standpunkte der kollektivistischen Wirtschaftsordnung durchaus zu begrüßen seien. Zeigen doch die italienischen Arbeits- und Pachtgenossenschaften jedem Beobachter, der sie näher kennen lernt, daß der genossenschaftliche Zusammenschluß unter den landwirtschaftlichen Arbeitern und unter den Bauern eine Vertiefung erfahren kann, die nicht nur einen mehr oder weniger starken ökonomischen Erfolg zeitigt, sondern gegenüber der herrschenden individualistischen Wirtschaftsverfassung gewissermaßen einen Sozialisierungsprozeß darstellt, der unter Umständen nicht zu unterschätzende soziale Gefühle auslöst und kollektivistische Gewohnheiten erzeugen kann.

Gerade in Rußland, wo trotz der ökonomischen Zerstörung des Bauern-„mirs“ in dessen Mitgliedern Jahrhunderte hindurch genährte soziale

<sup>2</sup> Dganowski, „Die öffentliche Angelegenheit“, „Severnija Sapiski“, November.

Traditionen und rege Gemeinschaftlichkeitsgefühle weiterleben, kann die starke Tendenz zur modernen Genossenschaftsbildung angesichts der erwähnten Vertiefung des genossenschaftlichen Aufgabekreises sehr interessante Erfolge zeitigen. Während dies jedoch noch durchaus der Zukunft vorbehalten bleibt, haben die russischen Genossenschaften auf einem anderen Gebiete, nämlich dem des Absatzes, während der vergangenen Kriegsmonate verhältnismäßig bedeutende Erfolge erreicht, die Beachtung verdienen.

Nach den Berechnungen des zentralen statistischen Amtes soll ein Ueberschuß von 618 Millionen Pud (etwa 10 Millionen Tonnen) verschiedener Getreidearten infolge der Exportstörung nach Deckung des gesamten inneren Bedarfs in Rußland zurückbleiben.

Dieser Umstand verschärft natürlich die Konkurrenz auf dem inneren Markte, was allerdings den Lebensmittelwucher in den Großstädten durchaus nicht verhindert.

Den wichtigsten Absatzmarkt für die Landwirtschaft bietet gegenwärtig natürlich die Armee. Allein der einzelne Bauer kann auf diesem Markte natürlich nicht auftreten, da aber auf dem ihm nächstliegenden lokalen Markte, wo er in normalen Zeiten seine Produkte absetzte, gegenwärtig vielfach keine Nachfrage besteht, so könnten die Folgen der Exportunterbrechung gerade den Bauern, für den die Veräußerung seiner Erzeugnisse die unerläßliche Bedingung der weiteren Wirtschaftsführung und der Steuerleistung bildet, sehr schwer treffen. Hier waren es nun die Genossenschaften, die diesen Schlag abwehrten. Zu diesem Zwecke haben sich Genossenschaftsverbände mit Zentralen in Petersburg und Moskau gebildet, die die Regelung des Absatzes der häuerlichen Erzeugnisse anstrebten und als Bewerber um die Armeelieferungen auftraten. Solche Genossenschaftsverbände gibt es gegenwärtig in vielen Gouvernements Rußlands, und sie sind vorläufig unabhängig voneinander tätig, was bei der Ausdehnung Rußlands nur allzu begreiflich ist, aber eine Tendenz zur Vereinheitlichung macht sich, wie angedeutet, bereits bemerkbar.

Gleich zu Beginn des Krieges hat das Zentralamt für Agrarangelegenheiten, das die Verpflegung der Armee verwaltet, kundgemacht, daß es bestrebt sein werde, bei den Lieferungen für die Armee die Vermittler möglichst auszuschließen und die Produzenten selbst heranzuziehen, darunter auch die Bauerngenossenschaften.

Dieser Grundsatz wurde auch tatsächlich befolgt. Leider fehlt es bisher an einer statistischen Zusammenfassung der Lieferungen für die Armee seitens der Genossenschaften. Dagegen finden sich in der Presse zahlreiche Angaben über dieselben aus verschiedenen Gegenden. Hier sollen nur ganz wenige Beispiele angeführt werden.

In den Gouvernements Orlow, Elez, Kursk, Barnaul, Nowo-Nikolajewsk, Orenburg, Sifran und Tscheliabinsk haben 273 Genossenschaften 5 827 000 Pud Getreide und 400 000 Pud Heu für die Armee geliefert. In der Gegend von Tambow befehlen die Genossenschaften nicht nur Getreide, sondern kaufen Getreide auf, dank den Krediten, die ihnen die Filiale der Staatsbank daselbst gewährt, und setzen dasselbe an die Armee ab. Im allgemeinen sollen hier 1 600 000 Pud Mehl abgesetzt worden sein.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Zeitung für Handel und Industrie (Organ des Finanzministeriums) vom 15. (28.) XI.

In der Gegend von Saratow haben 49 Genossenschaften eine Armeelieferung von 1 097 000 Pud verschiedener Getreidearten, 118 000 Pud Heu und 5418 Stück Vieh übernommen. Im Gouvernement Ekaterinoslaw haben die Genossenschaften von vier Kreisen, unterstützt von den Semstvos, 209 000 Pud Roggen und Hafer geliefert. Der Genossenschaftsverband in Tersch stellte 1 000 000 Pud Heu für die Armee. Sehr energisch ist der Verband der Institute für Kleinkredit im Kiewer Gouvernement aufgetreten, indem er zwei sehr große Getreide-, Mehl- und Heulieferungen an die Intendantur geliefert hat.<sup>5</sup>

In starkem Maße beteiligen sich an den Heu- und Butterlieferungen für die Armee die Verbände der sibirischen Butterarteile.

Im Südwesten Rußlands haben einige Genossenschaften der Intendantur bedeutende Viehmengen geliefert. Dieser erfolgreiche Versuch hat die Aufmerksamkeit der Genossenschaften anderer Gegenden auf sich gelenkt, und es machte sich das Bestreben geltend, mit Hilfe der genossenschaftlichen Zentralen in Petersburg und Moskau Viehlieferungen in großem Maßstabe zu organisieren, um den Kampf mit den Viehspekulanten aufzunehmen und die zahlreichen Vermittler aus dem Viehmarkte zu verdrängen.

In derselben Gegend ist ein erfolgreicher Versuch seitens des „Kiewer Genossenschaftsverbandes“ auf dem Gebiete der Versorgung der Lazarette und Hospitäler mit Lebensmitteln gemacht worden. Außer einer Getreidelieferung von 1 Million Pud wurden hier auch Eier-, Geflügel-, Obst- und Gemüselieferungen übernommen.<sup>6</sup>

Von besonderer Bedeutung ist die genossenschaftliche Organisation des Absatzes der Heimarbeitererzeugnisse, da gerade die Heimarbeiter infolge des Krieges der größten Not anheimzufallen Gefahr liefen. Auch hierin ist der Kiewer Genossenschaftsverband vorangegangen, indem er eine bedeutende Lieferung von allerlei Bekleidungs- und Munitionsgegenständen übernommen hat.

Der Genossenschaftsverband in Nischni-Nowgorod hat dem Zentralverband aller Semstvos 50 000 Paar warme Schuhe geliefert.

Im Moskauer Gouvernement hat die Semstwoverwaltung beschlossen, zur Anfertigung von 50 000 Paar Stiefeln 2½ Tausend Heimarbeiter des Schuhmacherhandwerks aus dem ganzen Gouvernement heranzuziehen.

Ferner hat die Kreditgenossenschaft in der Stadt Proskuruw folgende Artelwerkstätten: Schneider-, Näh-, Schuhmacher-, Holzverarbeitungswerkstätten und Bäckereien organisiert.<sup>7</sup>

Diese Beispiele stehen nicht vereinzelt da. Namentlich im Norden Rußlands, in den Zentralgouvernements und in Sibirien macht sich ein reger Zusammenschluß der Heimarbeiter in Artele zwecks Herstellung von Bekleidungs- und Munitionsgegenständen für die Armee bemerkbar. Dieser Bewegung unter den Heimarbeitern, die in Rußland den althergebrachten Namen „Kustari“ tragen und deren Erzeugnisse als diejenigen der „Kustarindustrie“, die durch ihr kunstgewerbliches Gepräge berühmt ist, bezeichnet werden, widmet nun die Regierung besondere Aufmerksamkeit. So hat das Zentralamt für Agrarangelegenheiten beschlossen, eine gründliche Unter-

<sup>5</sup> Ebenda.

<sup>6</sup> Zeitung für Handel und Industrie vom 28./X. (10./XI.).

<sup>7</sup> Zeitung für Handel und Industrie vom 28./XI.

fuchung über die verschiedenen Arten der Kustarindustrie, deren ökonomische und technische Existenzbedingungen zu veranstalten; ferner Material zu sammeln über alle diejenigen Genossenschaften, die die „Kustari“ verschiedentlich unterstützen durch Materialversorgung und Kreditgewährung zwecks Erleichterung des Absatzes und zuletzt durch die Organisation „genossenschaftlicher Produktion“.

Auf Grund dieser Erhebungen sollen Schritte unternommen werden, die den „Kustari“ in jedem einzelnen Falle den von ihnen erstrebten kooperativen Zusammenschluß erleichtern und fördern würden. Besondere Aufmerksamkeit widmet das Zentralamt für Agrarangelegenheiten der Erleichterung des Absatzes der „Kustari“erzeugnisse. Zu diesem Behufe wurden Bestellungen für die Armee und die Regierungsanstalten, die Organisation von Lagerstätten und Lehrwerkstätten in Aussicht genommen.

Außerdem wurde dem Kustarmuseum eine spezielle Abteilung beigelegt, die Informationszwecken dienen und die Muster der gegenwärtigen Kustar-erzeugnisse sammeln soll.

Für sämtliche Ausgaben zur Förderung der Kustarindustrie sind in den Etat 1915 4 088 918 Rubel eingesetzt, um 797 500 Rubel mehr als im vergangenen Jahre.<sup>8</sup>

Als Illustration zu der oben besprochenen Verbreitung neuer Genossenschaftsformen in Rußland sei hier folgendes angeführt:

Vor dem Kriege gab es bereits in folgenden Gouvernements Pachtgenossenschaften: Kiew, Poltawa, Podolst, Wiatka, Wologda, Tschernigowsk, Charkow und Ekaterinoslaw. Die Kollektivpacht hat jedoch in den meisten dieser Fälle keine größeren Dimensionen angenommen. Gegenwärtig sind die bestehenden und neuen Pachtgenossenschaften bestrebt, Maschinen anzuschaffen, zum Feldfruchtwechsel überzugehen und die Betriebsmethoden überhaupt zu vervollkommen.

Im Ekaterinoslawer Gouvernement haben zwei Genossenschaften den Verband der Kleinkreditinstitute beauftragt, mit den Bodeneigentümern einen Pachtvertrag auf 6 Jahre einzugehen.

Im Gouvernement Wiatka haben sich 18 Genossenschaften zum Einkauf und zu gemeinsamer Benutzung von Maschinen gebildet.

Im Kreise Briansk hat sich zum selben Zweck eine Dreschgenossenschaft gebildet. Im Gouvernement Archangelsk hat sich eine Arbeitsgenossenschaft „Opit“ gebildet zur Ausführung von Sumpfaustrocknungsarbeiten.<sup>9</sup>

In einer ganzen Reihe Gouvernements sind, dank der Nachfrage seitens der Armee, Gemüsegenossenschaften entstanden, die getrocknetes Gemüse in großen Mengen für die Armee liefern.<sup>10</sup>

Die Volksbank in Moskau hat mit den dortigen Genossenschaften eine Abmachung getroffen zum Zweck des gemeinsamen Einkaufs nicht nur von Maschinen, Samen und Düngemitteln wie im vergangenen Jahre, sondern auch von Holz, Baumaterialien und Dacheisen, da die Preise für die letzteren gegenwärtig sehr gestiegen sind. Um den Folgen dieser Preissteigerung zu entgehen, wurde auch beschlossen, eine genossenschaftliche „Holzsägerei“ zu

<sup>8</sup> Zeitung für Handel und Industrie vom 16. (29.) XI.

<sup>9</sup> Zeitung für Handel und Industrie vom 12. (25.) XII.

<sup>10</sup> Ebenda.

errichten und ebenso eine Eisensabrik zur Herstellung von Dacheisen im Ural ins Leben zu rufen.<sup>11</sup>

In Semipalatinsk wurde eine genossenschaftliche Ziegelfabrik im eigenen Gebäude errichtet, da die Ziegelnot hier sehr groß ist.<sup>12</sup>

Diesen Beispielen ließen sich noch eine ganze Reihe anderer anfügen.

Es sei noch erwähnt, daß neben allen diesen Aufgaben die landwirtschaftlichen Genossenschaften als die einzigen Bauernorganisationen vieles auf dem Gebiete der Kriegsfürsorge leisteten. Sie sammeln Mittel, errichten Lazarette, verteilen Unterstützungen an die Reservistenfamilien, gewähren Krankenunterstützung usw.

Neuerdings sollen die Genossenschaften sogar bestrebt sein, die Bauern auf kulturellem Gebiete zu fördern und ihnen so Ersatz zu schaffen für die jetzt untersagten Freuden des Alkoholgenusses. So bringen die landwirtschaftlichen Genossenschaften wirtschaftlichen Fortschritt und kulturelle Hebung in die durch Unwissenheit und Alkoholgenuß kulturell zurückgebliebenen Bauernmassen Rußlands. Gleichzeitig äußern die Genossenschaften, wie bereits hervorgehoben wurde, Entwicklungstendenzen, die die Genossenschaftsbewegung zu einem bedeutenden Faktor der russischen Landwirtschaft zu machen versprechen.

## Das industrielle Unternehmertum und der Krieg.

Von Richard Wolbt.

Die wirtschaftlichen Wirkungen des letzten Deutsch-Französischen Krieges unterscheiden sich in ihrem Wesen von denen des jetzigen Krieges. Im Jahre 1870 zeigte das Wirtschaftsleben die Struktur des isolierten Einzelunternehmens. Vorherrschend war noch der Typ des „Gründerbetriebes“, in dem Sinne verstanden, daß der Unternehmer den selbst gegründeten Betrieb mit eigenem Kapital und unter eigener Verantwortung durch die Fähigkeiten des wirtschaftlichen Lebens leitete. Ebenso stand damals der Einzelunternehmer den Arbeitern isoliert gegenüber. Er war (wie der alte Krupp das beste Beispiel dafür zeigt) „Herr im eigenen Haus“, der mit „seinen“ Arbeitern allein fertig werden wollte.

Heute ist nicht mehr der isolierte, sondern der im Verband organisierte Unternehmer der maßgebende Typ geworden. In den Bureaus der Kartelle, Banken und Arbeitgeberorganisationen werden über den Einzelnen hinweg die Entscheidungen im Gemeinwohlinteresse der Unternehmerklasse getroffen.

Das trat sofort hervor, als nach der Kriegserklärung die „Umformung des Wirtschaftslebens“ sich vollziehen mußte. Die deutsche Industrie mit ihren starken Exportinteressen war durch den Krieg von den wichtigsten Quellen ihres Absatzes und ihrer Zufuhr abgesperrt. Wenn sich nun auch hier und da Erschütterungen zeigten, die wohl bleibende Wirkungen hinterlassen werden, so ist die deutsche Industriewirtschaft als Ganzes nicht von einer Panik erfaßt worden. Der kapitalistische Organismus in Deutschland hat vielmehr eine eminente Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit bewiesen.

<sup>11</sup> Zeitung für Handel und Industrie vom 2. (15.) XI.

<sup>12</sup> Ebenda.

Schon am 8. August wurde gemeinsam vom Zentralverband Deutscher Industrieller und vom Bunde der Industriellen der Kriegsausschuß der deutschen Industrie gegründet. Seine Arbeitsaufgaben hat in einem Referat auf verschiedenen Tagungen der Unternehmerverbände und Fachvereinigungen Regierungsrat Dr. Schweighofer, Geschäftsführer des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, geschildert:

Die Kreditfragen und die Arbeitsverteilung wurden gemeinsam geregelt. Infolge der mit der Mobilmachung besonders in den ersten Wochen verbundenen Stockung im Verkehr, in der Produktion, im Absatz und im Zahlungsverwehen mußte vor allem das gesteigerte Kreditbedürfnis befriedigt werden. Es wurden Darlehnskassen geschaffen, die bereits 24 Stunden, nachdem der Deutsche Reichstag die vorbereitenden Gesetze genehmigt hatte, in zahlreichen Orten von Deutschland ihre Arbeit aufnehmen konnten. Kreditbanken wurden errichtet und von der Reichsbank gefördert, um den in Bedrängnis geratenen Unternehmungen für ihre Verbindlichkeiten Kredit zu gewähren. Die Frage der Kreditentziehung hat in den ersten Wochen eine größere Rolle gespielt, als die Öffentlichkeit annahm. Zahlreiche Lieferanten und große Lieferantenerbände erklärten, nur noch gegen Barzahlung zu liefern und suchten zum Teil auch vor neuer Lieferung alle älteren Forderungen einzutreiben. Dabei wurde nicht selten auf der Einhaltung der mehr oder minder scharfen Kriegsklauseln bestanden. Der Kriegsausschuß hatte zwischen den streitenden Parteien eine Vermittlungstätigkeit zu entfalten und auch hier wieder waren es die Behörden, die diese Bemühungen unterstützten.

Der Kriegsausschuß beschäftigte sich dann auch mit einer Arbeitsverteilung, in der man die verschiedenen Interessen von Industrie und Landwirtschaft zu berücksichtigen suchte. So erklärte sich der Deutsche Landwirtschaftsrat bereit, eine landwirtschaftliche Zentralstelle für Industriebeschäftigung während des Krieges zu errichten, deren Aufgabe in der Vermittlung von Aufträgen landwirtschaftlicher Bedarfsartikel an den Kriegsausschuß oder an die Fachverbände der einzelnen Industriezweige bestand.

Von der größten Bedeutung für die Industrie aber war die Verteilung der Heereslieferungen. Das war in vielen Fällen die Blutzufuhr, die dort wieder Leben und Beschäftigung brachte, wo der Krieg die Absatzquellen abgesperrt hatte. Es kam darauf an, diese Heeresaufträge richtig zu verteilen.

Im Jahre 1870 hatte die Regierung mit nur ein paar Vertrauensleuten und Großfabrikanten Verträge abgeschlossen, gegenwärtig aber mußten die Heereslieferungen auf eine breitere Basis gestellt werden. Für die Regierung gewannen damit die Preisfestsetzungen auf den verschiedensten Gebieten die größte Wichtigkeit. Die Unternehmer suchten es ihrerseits wieder durch ihre Organisationen zu erwirken, daß die Aufträge gleichmäßig verteilt wurden. So entstanden auf der einen Seite Lieferungsgesellschaften, auf der anderen Kommissionen, die über die beste Verteilung der verfügbaren Rohstoffe zu entscheiden hatten.

In einer der letzten Nummern seiner Mitteilungen veröffentlicht der Kriegsausschuß der deutschen Industrie zwei Zusammenstellungen, die ein

eindrucksvolles Bild von der gewaltigen Organisationsarbeit, die bisher in der Industrie geleistet worden ist, geben. Die eine Aufstellung führt die **Gesellschaften** an, die geschaffen worden sind, um die namentlich für Heereszwecke benötigten **Rohstoffe** in einer Hand zu vereinigen und sie dann zweckmäßig an die weiterverarbeitende Industrie weiter zu verteilen:

Deutsche Rohhaut-A.-G., Berlin.

Flachsabrechnungsstelle, Geschäftsstelle: Darmstädter Bank, Berlin.

Juteabrechnungsstelle, Geschäftsstelle: Diskonto-Gesellschaft, Berlin.

Kautschuk-Abrechnungsstelle, Geschäftsstelle bei der Deutschen Bank, Berlin.

Kriegschemikalien-A.-G., Geschäftsstelle: Bankhaus Delbrück, Schickler u. Co., Berlin.

Kriegsstammwoll-A.-G., Berlin.

Kriegsleder-A.-G., Geschäftsstelle: Kommerz- und Diskonto-Bank, Berlin.

Kriegsmetall-A.-G., Geschäftsstelle: Delbrück, Schickler u. Co., Berlin.

Kriegswollbedarfs-A.-G., Berlin.

Leinengarn-Abrechnungsstelle, Geschäftsstelle: Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank), Berlin.

Rohbaumwoll-Abrechnungsstelle in der Diskonto-Gesellschaft, Berlin.

Rohhaar-Abrechnungsstelle der deutschen Rohhaarspinner, Berlin.

Vereinigung des Wollhandels in Leipzig, befaßt sich mit der Verteilung von Kämmlingen, Wollabfällen und untergeordneten Wollsorten, die aus den feindlichen besetzten Gebieten nach Deutschland überführt werden.

Kriegsleder-Ausrüstungsverband, Berlin.

Kriegstuchverband, Berlin (zuständig für Streichgarnstoffe).

Kriegs-Weberverband, Berlin (zuständig für Kammgarnerlagstoffe).

Die zweite Zusammenstellung gibt eine Uebersicht über die **Zentralstellen zur Begutachtung von Ausfuhranträgen**. Es wirken dafür folgende Stellen:

Zentralstelle für die chemische Industrie, Direktor Wenzel und Dr. Horney, Berlin.

Zentralstelle für die Eisen- und Stahlindustrie, Geschäftsführer des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, Dr. Reichert, Berlin.

Zentralstelle für Gerbstoffe, Häute und Felle zur Lederbereitung, Leder und Lederwaren, Dr. Lübbers, Geschäftsführer des Zentralvereins der deutschen Lederindustrie, Berlin.

Zentralstelle für die Gießereien, Geschäftsführer des Gießereiverbandes, Regierungsrat a. D. Professor Dr. Leidig, Berlin.

Zentralstelle für die kautschukverarbeitenden Betriebe, Dr. Soetbeer, Geschäftsführer des Zentralvereins deutscher Kautschukwarenfabriken, Berlin.

Zentralstelle für die Maschinen-Industrie, Dipl.-Ing. Frölich, Geschäftsführer des Vereins deutscher Maschinenbau-Anstalten, Charlottenburg.

Zentralstelle für die optische Industrie, Regierungsrat Dr. Hartling, Berlin.

Zentralstelle für die Papier-Industrie, R. Ditges, Generalsekretär des Vereins deutscher Papierfabrikanten, Berlin.

Zentralstelle für Wollengarn, Dr. Behnsen, Geschäftsführer des Vereins deutscher Wollkämmer und Kammgarnspinner, Berlin.

Zentralstelle für Wollengewebe, Gustav Weber, Direktor der höheren Fachschule für Textil- und Bekleidungsindustrie, Berlin.

Zentralstelle für die Zucker-Industrie, Th. Sonnen, Geschäftsführer des Verbandes deutscher Zucker-Raffinerien, G. m. b. H., Berlin.

Wir haben die Adressen der Geschäftsstellen und zum Teil die Namen der Geschäftsführer beigelegt, um zu zeigen, daß die „geregelte Gemein-

schaftsarbeit", wie der Regierungsrat Dr. Schweighofer das nennt, in Wirklichkeit den Sieg des Organisationsgedankens bedeutet. Es kommt auch hier zum Ausdruck, was wir in den wirtschaftlichen Kämpfen der letzten Jahre bei den Unternehmern so stark in Erscheinung treten sehen: das „Recht des Herrn im eigenen Hause“ ist doch recht fragwürdig geworden, entscheidend reden in die Funktionen des Einzelunternehmens die Geschäftsführer der Arbeitgeberverbände, die Kartelleitungen und die Finanziers der regierenden Banken mit hinein.

Darin liegt ein Merkmal der Reifekultur der kapitalistischen Entwicklung in Deutschland, ein Sieg des anonymen Kapitals über die individuelle Schöpferkraft des einzelnen. Es ist vollständig zutreffend, wenn Professor Jastrow in einer Materialsammlung „Im Kriegszustand“ (Verlag Reimer, Berlin 1914) für die Lösung der Aufgaben in der Umformung des Wirtschaftslebens die „Gewöhnung an Zusammenarbeiten als das eigentlich Maßgebende“ bezeichnet.

Jastrow bringt aus der Industriepraxis dafür ein paar markante Beispiele. Im Jahre 1900 erregte die deutsche Abteilung auf der Pariser Säkularausstellung Aufsehen. Ein bekanntes französisches Blatt machte damals darauf aufmerksam, daß der Unterschied der Leistungen zwischen Franzosen und Deutschen auf einen Unterschied der Auffassungen über das Wesen einer Ausstellung als Kollektivangelegenheit der Unternehmer zurückgehe. Wenn die französische Industrie eine Ausstellung besichtige, so habe jeder das ehrliche Bestreben, das Beste zu schicken, das er schicken könne; die Deutschen aber hätten offenbar sich vorher untereinander verabredet, was die einzelnen schicken sollten, so daß die Ausstellung doppelt wirke: durch die einzelne Leistung und durch das Ensemble. In dem Gipfelpunkt deutscher Ueberlegenheit in der chemischen Industrie ging dies so weit, daß keine einzelne Firma ausstellte, sondern nur die Gesamtindustrie, die in einem fein ausgesponnenen Gedankengang, von einem riesigen Kohlenblock ausgehend, die „Derivate der Kohle“, d. h. so ziemlich die ganze organische Chemie, vor den Augen des Beschauers sich aneinanderreihen ließ. Der Erfolg wurde für die deutsche chemische Industrie im ganzen erstrebt, in deren Ruhm die Individualleistungen freiwillig untertauchten.

Ein anderes Beispiel: der hauptsächlichste Grund für die Gewöhnung der deutschen Industrie an Organisation und Zusammenarbeiten liegt auf einem Gebiet, auf dem man ihn nicht zu suchen pflegt, auf dem der Arbeiterversicherung. Und besonders hat der Pflichtenkreis der Unfallversicherung die Unternehmer zusammengeführt.

Bei der Begründung der Unfallversicherung im Jahre 1884 wurde es den Unternehmern überlassen, wie sie in „Berufsgenossenschaften“ zusammentreten wollten, ob nach großen oder mehr spezialisierten Industriegruppen, für das Reich im ganzen oder für einzelne Teile des Reiches abgegrenzt. Heute sind in den 66 gewerblichen Berufsgenossenschaften etwa  $\frac{3}{4}$  Millionen Betriebe mit 10 bis 11 Millionen Arbeitern organisiert. Sie haben zusammen Jahresbudgets von 165 Millionen Mark und ein Vermögen von mehr als 300 Millionen zu verwalten. Diese Verwaltungstätigkeit hat zuerst in der Industrie der gesamten Welt bestimmte Raders

geschaffen, in die die Angehörigen eines Industriezweiges sich hineingewöhnten. Allein der Umstand, daß eine Industrie in den Akten ihrer Berufsgenossenschaft einen vollständigen Kataster ihrer Betriebe besaß, gab ihr eine Handhabe, wie sie ohne diesen gesetzlichen Anlaß kaum zu konstruieren, noch weniger aber prompt auf dem laufenden zu erhalten wäre. In Vorstands- und Kommissionsitzungen aller Art lernten sich die führenden Leute gegenseitig kennen und behandeln. Den daneben bestehenden privaten Vereinen wurde dadurch eine ungeahnte Resonanzmöglichkeit gegeben, und die Folge davon sind die vielen bestehenden Personalunionen zwischen den Berufsgenossenschaften und den mannigfachen sonstigen Vereinigungen derselben Industrie geworden. Ein solches Beispiel zeigt die Geschichte der „Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie“ und des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie“.

Das industrielle Unternehmertum hat auch jetzt im Kriege seine Kraftprobe bestanden und deshalb wird der organisatorische Reifegrad, der erreicht wurde, die kapitalistische Entwicklung nach dem Kriege beschleunigen. Denn Banken, Kartelle und Arbeitgeberorganisationen, um diese drei Gebilde herauszugreifen, haben zur Rationalisierung des Wirtschaftslebens beigetragen, haben den Siegeszug zum Großkapitalismus unterstützt und wirtschaftlich sowie politisch die Macht der Unternehmerklasse gestärkt. Der Krieg kann wohl vorübergehend diese Organisationsgebilde ausschalten, aber der Rahmen der Organisation mit den vorhandenen Einrichtungen und Erfahrungswerten bleibt bestehen, einem leeren Gebäude vergleichbar, das wieder bezogen wird, wenn die Lage der Not und Verwirrung vorüber sind und der Frieden kommt mit seinen Aufgaben, seinem Aufbau und der Weiterentwicklung der bisherigen wirtschaftlichen Tätigkeit.

Das Unternehmertum als Ganzes, als Klasse, hat es verstanden, durch seine hoch entwickelten Organisationsformen die wirtschaftlich revolutionierenden Kräfte des Krieges sich dienstbar zu machen, und es wird nach dem Kriege auch bald wieder in seinen verschiedenen Interessen aktionsfähig sein.

Deshalb ist es auch falsch, wenn man von den Gewerkschaftsleitungen in ihrer Gesamtheit, in ihren maßgeblichen Stimmungen betrachtet, die Vorstellung hat, daß ein zu großer Optimismus über das, was nach dem Kriege wird, über sie gekommen sei. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und wenn gelegentlich allzu hoffnungsvolle Dinge als sozialistische Wirklichkeiten besungen werden, deren Wesen mit Sozialismus recht wenig zu tun hat, so liegt es im Wesen der Gewerkschaftsarbeit, daß Illusionen ziemlich schnell durch die Praxis wieder zerstört werden. Die deutschen Gewerkschaften haben gerade in den letzten Jahren zu spüren bekommen, daß unser Unternehmertum längst noch nicht am Ende seines Lateins ist, daß es sich noch kräftig regt, seine Macht weitert und auf schlagkräftige Organisationen fundiert. Mag in der Not der Stunde im öffentlichen Rechtsbewußtsein sich ein Wandel der Stellungnahme zu den Gewerkschaften anbahnen, die Wirtschaftsgegenstände werden nach dem Krieg mit unerminderter Schärfe hervorbrechen, und deshalb wird die wichtigste Voraussetzung für die Gewerkschaften sein, daß sie das Vertrauen in die eigene Kraft nicht verlieren. Nach dem Besuch von Regierungsleuten in Berliner Gewerkschaftshäusern hat diese Grundstimmung ein alter Gewerkschaftspraktiker sehr

zutreffend in die Worte zusammengefaßt: Die Arbeiter dürfen doch keinen Augenblick vergessen, „daß sie die achtunggebietende Entwicklung der Gewerkschaften ihrem Selbstvertrauen und der eigenen Kraft zu danken haben. Das Vertrauen in die eigene Kraft wird den Arbeiterorganisationen auch weiter über manche Fährlichkeiten hinweghelfen.“



## Nationale und internationale Kunst.

Von Wilhelm Hausenstein.

### I.

Kunst geschieht ohne Willkür. Wo der natürliche Antrieb fehlt, entsteht nicht Kunst, sondern ein Kunststück. Genie und Talent schöpfen das Werk aus unberechenbarer Fülle. Handlungen des Künstlers sind Notwendigkeiten, die sich der Borausicht und in gewissen Grenzen sogar bewußtem Ordnen entziehen. Sie sind Pflanzen seiner Sinnlichkeit und seines Geistes. Nicht daß er ohne Ueberlegung schüfe. Aber die Ueberlegung geht nicht die nüchternen Wege des sondernden Verstandes. Sie ist wie alles, was vom Künstler kommt, aus einer Gärung feinsten Affekte entstanden. Auch das am meisten Geistige eines Künstlers ist eine irgendwie sinnliche Vibration seines Organismus. Wer rechnet, bildet nicht Kunst, es sei denn, daß die Rechnung selber aus dem sinnlich nährenden Saft des vegetativen Künstlergeistes hervorging.

Dies sind Selbstverständlichkeiten, die man nach Shakespeare, Goethe und Kleist, nach Giorgione und Corot, nach Delacroix und Cézanne kaum mehr sagen sollte. Aber man muß sich auf diese Selbstverständlichkeiten solange immer wieder besinnen, als daraus nicht alle Folgerungen gezogen sind. Heute bewegt wieder das Problem die Köpfe, ob die Kunst international sein dürfe oder ob sie national werden müsse.

Die Frage ist so dilettantisch als typisch.

Es wäre so schwer nicht, sie zu vermeiden, wenn die Vormünder der Kunst nur einigermaßen danach sehen wollten, mit was sie es eigentlich zu tun haben. Man kann der Kunst weder eine Alternative stellen noch ihr eine Entscheidung aufzwingen. Goethe sagte von Byron, er sei zu seinen Gedichten gekommen wie die Weiber zu schönen Kindern. Solange Kunstwerke gezeugt und geboren werden, solange man sie nicht in einem logischen Sinn aufstellen oder in einem ethischen Sinn leisten kann, wird es töricht sein, den Künstler auf bestimmte Einstellungen gleichsam zu verpflichten. Wenn es einen Menschen gibt, der sich der Kategorie der Pflicht entziehen kann, so ist es der Künstler, weil er für das moralische Sollen einfach das stets vollendete innere Müssen hat. Das Drangartige seines Lebens überhebt ihn dem Nachdenken über Aufgaben und zwingt ihn stärker als sittliche Bemühungen.

Deshalb ist es unsinnig, vom Künstler zu fordern, er solle im Zusammenhang bestimmter zeitgeschichtlicher Geistesrichtungen national sein. Nicht minder töricht ist es, von ihm unter anderen Umständen fordern zu

wollen, er solle international sein. Man kann vom Künstler überhaupt nichts fordern. Entweder wächst seine Leistung oder sie ist nichts.

Damit ist nicht gelehnet, daß es sowohl nationale Kunst als auch internationale Kunst gegeben hat, gibt und geben wird. Aber sie wurde in guten Zeiten nicht reklamiert und sollte künftig nicht reklamiert werden. Fordern ist gegenüber einem so vegetativen Ding wie der Kunst die Taktlosigkeit eines banausischen Idealismus. Nationale und internationale Künste wuchsen vordem, als ihre Zeit erfüllt war. Gerade darum, gerade wegen dieser relativen Unbewußtheit bedeuten sie etwas für ihre Zeit. Diese Zeit hatte den Instinkt dafür, daß es nicht angeht, Kunst unter ein Programm zu stellen oder, was dasselbe heißt, sie zu beschleunigen. Sie empfand, daß die Kunst von Wesen langsam ist wie alles Organische und daß dies Langsame ihren eigentümlichen Wert bedingt. Wir aber haben, weil wir in einem unerhörten Tempo leben und die Dinge des Lebens gleichsam mehr praktizieren als einfach tun, das Gefühl für das notwendig Wachstumartige der Kunst verloren und werden doch nie zur Kunst ein Verhältnis haben, wenn wir das Tempo, das Technisch-Praktikable und das Kalkulierte unseres Lebens nicht soweit wieder aufheben lernen, daß wir uns in dies Wachstum, das kein Zeitmaß weiß, einschließen können.

Die Frage wäre verhältnismäßig angenehm, brauchte man sie bloß mit diesen Einwänden zu nehmen. Aber es zeigt sich, daß viele, allzu viele von denen, die der Kunst eifrig das Wort reden, unter nationaler Kunst im Grunde nichts verstehen als eine bildliche Darstellung mit nationalgeschichtlichen Ereignisinhalten, wie sie unter internationaler Kunst eine Malerei begreifen, die Paris oder eine zweifelhafte Französin vorstellt. Man würde erschrecken, wollte man die Probe aufs Exempel machen, bei wie vielen die banalsten Meinungen die Unterscheidung zwischen nationaler und internationaler Kunst aufstellen helfen, wenn nicht ausschließlich begründen.

Indes kann man ihnen dies vielleicht doch nicht allzusehr verübeln, denn sie sind bei aller primitiv stofflichen Auffassung der Kunst zuletzt doch von einem berechtigten Gefühl geleitet. Es gab und gibt nationale Künste von großer Schönheit, und sichtbarlich bewegen diese Künste sich im Umkreis eines nationalen Lebensstoffes. Das trifft, wenn wir entlegene Beispiele aneinanderreihen wollen, für die Kunst der alten Niederländer, etwa des Jan van Eyck, des Memling, des Bruegel, Rembrandts ebenso zu wie für die Kunst der großen Venezianer von Giovanni Bellini bis zu Veronese und Canaletto, für die erlauchte Kunst der Inder ebenso wie für die unendliche und klare Feierlichkeit der chinesischen, für die sehr französischen Kathedralfiguren der Gotik von Reims, Chartres, Sens, Beauvais, Saint-Denis, Rouen, Bourges und Paris nicht anders als für die nürnbergische Bürgerplastik des Stofz und des Peter Vischer, für die raffige Kunst der Spanier Velasquez und Ribera genau so wie für die nationale Note im Rokoko Watteaus. Und ohne Zweifel enthält selbst die Kunst eines so kosmopolitischen Zeitalters wie des neunzehnten Jahrhunderts nationale Gegenständlichkeiten: niemand, der einen Manet, einen Lautrec oder eine Seinelandschaft von Monet, von Sisley gesehen hat, wird dies bezweifeln, und jeder, der einen Liebermann oder einen Uhde aufmerksam anschaut, wird allen Rechten formaler Kunstbetrachtung zum Troß instinktiv ein im gegenständlichen Sinn Nationales als etwas Wichtiges ausschneiden.

Man kann das Gefühl freilich zuletzt bloß deshalb sich um Gegenständliches bewegen lassen, weil man von diesem nationalen Gegenständlichen zu national eigentümlichen Bedingtheiten der Form gelangen muß. Die Stelle ist natürlich nicht mit dem Finger zu zeigen, wo sich die nationale Form von der nationalen Gegenständlichkeit löst und selbständig wird. Aber der Wunsch wäre auch müßig. In jedem einzelnen Fall fühlt man ohne weiteres das Französische wie das Deutsche nicht nur des Gegenständlichen, sondern auch der Form. Man versucht kaum, das Deutsche bei Leibl in Sache und Ausdruck zu scheiden; man unternimmt es nicht, bei einem Manet den Raffereiz des Gegenständlichen von dem edlen und dämonischen Witz der Malerei zu lösen.

Es gibt also nationale Kunst. Das Gegenständliche in ihr ist für ihre Form der natürliche Bereich der Aussicht und der Bewegung. Die nationale Form selber erscheint als die von allem Affektirten freie, in gegebenen Schranken der Rasse, der Zeitgeschichte, des Klimas, des Lebensstils natürliche Form künstlerischer Gebarung. So einfach vegetativ sind alle diese Dinge. So ganz sind sie, wo sie überzeugen, von nationaler Programmatik und bewußter politischer Verpflichtung frei. So anders sind sie als das, was die landläufige Forderung unter nationaler Kunst versteht. So fern sind sie allem Demonstrativen, das den Sinn jener Forderung ausmacht.

Man muß, wenn man Begriffstrübung für schädlich hält, nur einfach immer aufs neue davon sprechen, daß nationale Kunst, die diesen Namen verdient, der vegetativ entstandene, auch jedem Erziehungsversuch von Anfang an entwichene Formausdruck einer Rasse oder — bescheidener zu sprechen — eines irgendwie umgrenzten Lebensbezirks ist. In der höchst nationalen Kunst Rembrandts ist nicht eine einzige nationale Nuance erzwungen. Das Nationale ist dort so vegetativ, daß es dem Künstler kaum je zum Bewußtsein aufstieg. Anderes, von dem sich dies Nationale kontrastierend abheben konnte, war für dies Bewußtsein kaum vorhanden. Dies Bewußtsein war dem Nationalen nicht wie einem Programm zugetan. Es war ihm geöffnet wie die Blüte der Sonne. So malte Tizian venezianisch, so Rafael römisch, so Velasquez spanisch, so Delacroix französisch und Grünwald deutsch. Ihre Kunst war national wie ihr Wein. Sie malten im natürlichen Umkreis ihrer Stofflichen und ihrer formalen Erfahrungen den Glanz und die Trauer ihrer Erlebnisse. Das war alles. Sie konnten nichts anderes tun, weil sie nichts anderes wissen konnten. Sie taten es beglückt und schmerzlich ergriffen, weil der Umkreis ihrer so bedingten Existenz intensive Beispiele von Leben umschloß.

Ihre nationale Kunst war der selbstverständliche, über jede zeitgeschichtliche, politische, sittliche Alternative, über jede programmatische Fragestellung erhabene Ausdruck national, ja lokal umschriebener Lebensintensität und örtlich befestigten Lebensreichtums. Sie schufen, ohne von Forderungen bedrängt zu werden. Die Kunst, die sie bildeten, war die edelste Vegetation ihrer geschichtlich begrenzten und geschichtlich lebendigen Welt.

Ihre Nationalität war naiv. Darum spricht sie aus ihrem Werk naiv wie die Nationalität einer Landschaft, die national ist, ohne das Nationale zu reklamieren.

Der Augenblick, in dem die Alternative — ob Kunst national, ob sie international sein sollte — zutage trat, kam in der Renaissance.

Um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts hat der niederländische Maler Jan Gossaert aus Maubeuge eine Reise nach Italien gemacht. Er hat sich auf dieser Fahrt die Hand der italienischen Meister, insbesondere der umbrischen und lombardischen, angeeignet und seit seiner Heimkehr den Stil der italienischen Renaissancemalerei in der Heimat auszubreiten versucht. Andere Niederländer gingen alsbald in seinen Spuren: Barend Orten, Michael Cogie, Frans Floris sind die bekanntesten Nachahmer Rafaels, des Marcantons und wohl auch Leonardos. Die italienische Bildungsreise wurde seit dieser Zeit zur Gewohnheit der nordischen Maler. Man hat für diese niederländisch-italienischen Stillitterer die Namen „Romansants“ und „Italianisants“ geprägt. Der Klang dieser Namen deutet bereits auf Mode, nicht auf Stil. In der Tat war hier die Internationalität der Kunst zum Programm geworden; hier war sie die Forderung anspruchsvoller Aestheten. Das Ergebnis dieses krampfigen Internationalismus wirkt snobistisch und dilettantisch. Es lag außerhalb der organischen Möglichkeiten der Niederländer, deren natürliches Stilchema vielmehr Bruegel und Rembrandt hieß.

Die „antikische Manier“ — so nannte man die Forderung der Internationalität in der Renaissance bei uns in Deutschland — brach auch Größere. Diese Manier brach einen Dürer. Er verließ die Bedingungen seines Wesens, als er aus dem Süden und — indirekt — aus Antwerpen „antikische“ Formideale mitbrachte. Seine Bedeutung liegt in seiner reifen altfränkischen Gotik: sie liegt in den Werken, in denen sich die national, ja örtlich bedingte Kraft des Meisters löstlich auslebt. Freilich — auch dies muß zugegeben sein — enthält dies Beispiel noch eine Tragik mehr. Die heimatischen Bedingungen waren dem nürnbergischen Meister, als er Venedig und Antwerpen sah, zu eng; Nürnberg erschien ihm als eine Zelle. Gleichwohl reichte sein Leben nicht zu einer Lösung. Seine Liebe zur „antikischen Manier“ war nicht die Sache einer Mode, sondern eine tief gefühlte Notwendigkeit. Dennoch konnte sie sich nicht beglückend auswirken. Die deutsche Bedingtheit des Meisters war endgültig und unüberwindlich.

Im Grunde lag die Unmöglichkeit des antikischen Stils wenigstens für den deutschen Norden wohl darin, daß dieser Norden keine volle Renaissance erlebte. Ursachen, die dem Persönlichen entnommen wären, gäben keine zureichende Erklärung. Wir hatten die Reformation. Das bedeutet, daß wir in der Form des Fortschritts die Permanenz der gotischen Theologie und keine eigentliche Renaissance hatten. Wir hatten den Humanismus. Aber dieser Humanismus war, so fein er sich im einzelnen ausdifferenzierte, als Richtung und Ehrgeiz der nationalen Geistesverfassung doch nur ein dünnes Surrogat der sinnlich vollen italienischen Renaissance. Aus diesen überpersönlichen Ursachen erklärt es sich, daß der antikische Dürer nicht überzeugt. Daher kommt es, daß ein dürerischer Adam, der dem Apoll vom Belvedere nachgebildet ist, wohl rührt, aber nicht überwältigt. Die Antike in diesem Adam ist ein Import, und diesem Import ist das Maß nationaler Kultur, das sich im echten Dürer verkörpert, fremd, oder, wenn man so will, nicht gewachsen.

Es scheint, daß die antikische Manier im Norden überhaupt bloß ein einziges Mal zur großartigen Kunsttatsache wurde, über der man Begriffe wie Mode und Schlagwort vergißt, obwohl ein modisches Ideal auch an

ihrem Werden Anteil hatte: bei Rubens. Aber schließlich ist bei diesem unvergleichlichen Weltbürger der Malerei, der die späte Antike, Lizian, Tintoretto, Veronese, Leonardo, Velasquez, Michelangelo, vielleicht auch den Greco in sich aufnahm, das Antikische — das heißt das Griechisch-Römische — und überhaupt das Internationale gerade darum so zwingend, weil es in der strotzenden Fülle brabantischer, also nationaler Rasse und Lebensart eine stärkende Grundsubstanz vorfand und weil diese Substanz ihre treibenden Säfte an alle die vielen internationalen Möglichkeiten des Rubens weitergab, so daß auch sie schwellend wurden wie Natur. So blieb Rubens vor der antikischen Oberflächlichkeit bewahrt, die er immerhin mitunter merklich streifte.

Wiederum wird klar: Wo immer Kunst als nationale oder als internationale Tatsache überzeugt, stammt sie aus dem Reichtum natürlicher Antriebe, nicht aus dem Programm; da ist sie nichts als die natürliche ideologische Reflexbewegung nationaler oder internationaler Hochkultur. So war es bei Rembrandt, so bei den barocken Spaniern, so bei den Venezianern und den Römern, so bei den Franzosen von Poussin über Watteau und Delacroix bis zu Manet und Cézanne. So war es in der Antike. So war es in den guten Zeiten der deutschen Kunst, das heißt im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten, auch noch im sechzehnten Jahrhundert, und so wird es, wenn die Dinge einen guten Gang gehen, auch künftig um die deutsche Kunst bestellt sein.

## II.

Hier tritt nun noch ein neues Problem ein, das, wiewohl es am Gegenstand vorbeizuführen scheint, doch nicht verleugnet werden darf.

Es ist kein Zufall, daß gerade Rubens eine wahrhaft europäische Kunst vermochte, die in Mantua und Madrid nicht um eine Nuance unmöglicher erschien als in Brüssel und in Antwerpen. Weshalb vermochte er diese Kunst? Auch hier ist die Frage nicht mit Antworten zu beruhigen, die dem Bereich des Persönlichen entnommen sind. Sie bedarf dringender einer Antwort, die dem Bereich des Kollektiven entstammt. Rubens vermochte diese Kunst, weil er in dem bis zum heutigen Tage unleugbar internationalsten Zeitalter lebte: nämlich im Zeitalter des Barock, politisch gesprochen des Dreißigjährigen Krieges. Die Internationalität dieser Zeit mußte sich in einer zugleich umfassenden und eindringlichen, vor allem aber umfassenden künstlerischen Ideologie sammeln. Sie heißt Rubens. Hier ist das Internationale so wenig Import wie in der Politik der Zeit. Hier ist es unmittelbar vorhanden. Die Mischung ist hier einfach der organische Lebenszustand. Selbst dann, wenn die Internationalität hier ein wenig zur Mäure wird, ist sie noch natürlich.

Soweit sind die Dinge wohl klar. Aber diese Erkenntnis bringt Folgerungen.

Der internationale Stil des Rubens ist ohne Zweifel der Widerschein einer internationalen kulturellen Entwicklung. Das Räumliche gilt von dem Stil, der unmittelbar von Rubens abstammt, ihn allerdings bis zur Unkenntlichkeit verfeinert: vom Kokoko. Das Kokoko war als einheitliches Schema für die höfisch-aristokratische Welt von Versailles bis Dresden, von Wien bis München und Potsdam, von Madrid bis Würzburg, ja bis Petersburg ein gleichmäßig gültiges Lebensschema. Während es sich hier nun offen-

bar um ein Problem internationalster Kunst handelt, handelt es sich — dies ist der neue Gesichtspunkt — zugleich auch um ein soziologisches Problem.

Diese Welt des Barock und des Rokoko war aristokratisch, feudal-klerikal und absolutistisch. Sie war es von Paris bis Wien und von Petersburg bis in die italienischen Partikularstaaten. Diese gesellschaftliche Gleichmäßigkeit wurde zur Voraussetzung kultureller Einheit. So war die Internationalität der Kunst zulezt eine Frage der gesellschaftlichen Gleichheit nur scheinbar noch national geschiedener Kulturen. Diese gesellschaftliche Gleichheit der gepflegtesten Kulturträger in allen europäischen Zentren hob in der Tat — wenigstens für diese Kulturträger selbst — die nationalen Unterschiede nahezu restlos auf. Wenn es in den Nationen dennoch Elemente der Nationalität gab, so waren diese Elemente eben nicht in diesen eigentlichen Repräsentanten der Zeitkultur lebendig, sondern unterhalb dieser Repräsentanten, nämlich in der neuen Welt der Bürgerlichen, deren revolutionäre Impulse ihrerseits nicht nur demokratisch wider die überreife Aristokratie emporstiegen, sondern sich einstweilen auch bloß im Widerspruch zur Internationalität der Aristokratie und in der Beschränkung auf streng nationale Lebensformen verwirklichen konnten.

Diese gesellschaftlichen Probleme, die den Fragen des Nationalismus und des Internationalismus parallel laufen, sind für eine Debatte über das nationale und das internationale Wesen der Kunst unentbehrlich. Man kommt, wenn man den Parallelen nachgeht, zu interessanten Komplikationen, die von dem Wesen der ganzen Frage überhaupt erst einen Begriff geben. Mit banalen allgemeinen Versicherungen darüber, daß die Kunst von Wesen selbstverständlich international sei, weil sie wie die Musik keine Sprachgrenzen kenne, ist natürlich so wenig etwas gesagt wie mit der Forderung, daß die Kunst vielmehr national sein müsse, weil die Zeit es gebieterisch verlange.

Wo die Internationalität der Kunst Tatsache wird, da ist vor allem die gesellschaftliche Gleichheit der herrschenden Kulturträger einer Zeit die Voraussetzung dafür. Nur über diesen Umweg wird Nationales unwirksam, Internationales wirksam. Umgekehrt treibt erst der gesellschaftliche Gegensatz zwischen zwei Kulturen das nationale Element in beiden politisch wie künstlerisch zur vollen Geltung. Es handelt sich, wenn man von nationaler und internationaler Kunst spricht, um eine Frage, die nur in dieser Verquickung vollständig wird. Die größten Hemmungen für das Verständnis einer fremden Kunst kommen weniger aus dem nationalen Abstand als aus dem gesellschaftlichen Unterschied zweier Kulturen. Das neunzehnte Jahrhundert hatte keine Mühe, den Ribera, den Zurbaran, den Murillo, den Velasquez zu begreifen, obwohl sie sehr spanisch sind. Aber es hatte Mühe, den Greco zu begreifen: so sehr war es von diesem ungeheuren Meister getrennt, daß es ihn überhaupt nicht sah. Daran war weniger das befremdende Rassenidiom dieses griechisch-spanischen Halborientalen schuld als der aristokratisch-klerikale Charakter seiner Form, der dem bürgerlich-demokratischen und monistischen neunzehnten Jahrhundert unverständlich, ja gleichgültig war und erst in einer Zeit der — einerlei wie immer bedingten und gesonnenen — Reaktion wider den bürgerlichen Liberalismus und Rationalismus wenigstens ahnungsweise, wenn auch nicht vollständig verstanden werden konnte.

Auch von dieser Seite aber kommt man zuletzt zu der Erkenntnis zurück, die in diesen Dingen alles tragen muß. Man erfährt, daß nationale wie internationale Kunst auch in ihren gesellschaftlichen Bedingtheiten unprogrammatisch oder, wenn man das Wort für besser hält, unwillkürlich ist. Sie ist ein Reflex des Nationalen und des Internationalen. Sie ist auch unwillkürlicher Reflex des Gesellschaftlichen überhaupt. Und hier liegt die feinste Verknötung von Politischem und Künstlerischem überhaupt, auf die eine Frage nach dem nationalen und dem internationalen Wesen der Kunst zwar vorbereitet, die aber durch diese Frage noch keineswegs gelöst wird.

Es gibt freilich Fälle, wo eine ernsthafte nationale Kunst sehr programmatisch auftritt. Wie alle programmatische Kultur datieren diese Fälle aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ein Beispiel ist der Futurismus. Er ist eine durchaus italienische Gegenwartskunst. Er ist der Exponent des neuen, technisch-kapitalistischen und imperialistischen Italien, das gegen seine eigene formschwere Vergangenheit mit einer barbarischen Verneinung aller überlieferten Formgedanken angehen muß, wenn es aus historischer Indolenz zu sich selber kommen will. Wer die Dokumente dieser Bewegung kennt, wird es nicht mehr für nötig halten, zu betonen, daß hinter dem scheinbaren Überwiz dieser Bewegung ein ernstes nationalkünstlerisches Problem verborgen ist. Ist dies Problem ernsthaft, so liegt das nun allerdings nicht an der höchst bewußten Programmatik eines Marinetti oder — um den entscheidenden Kopf und das entscheidende Talent dieser norditalienischen Bewegung zu nennen — Boccionis, sondern an allem dem, was vor dieser ausgesprochenen und lärmenden Programmatik als umwälzender Instinkt, als umwälzende Auflehnung gegen das müde klassische Schema in den jungen Männern des kapitalistischen und — wohlgerneht — auch sozialistischen Mailand vorhanden war. Es liegt daran, daß hier künstlerische Instinkte von einer lebendigen Epoche Italiens, vom neuen Italien ergriffen wurden. Die Ausformung des Programms zur Theorie war nur eine Folge dessen, was die Futuristen den Dynamismus des neuen Italien nennen, also einer natürlich entstandenen Tatsache neuen Lebens.

Dies also ist der Anfang zur Lösung der Frage: alle echte Kunst ist unwillkürlich; alle echte Kunst ist letzte und feinste Vegetation. Tritt sie nun auch mit nationaler oder internationaler Programmatik auf, nie kann das Programmatische grundlegend, immer wird es eher störend als fördernd sein, weil es mit seiner befehlshaberischen Eile die Ruhe der organischen künstlerischen Funktion leicht verdrängt. Wer der Kunst nationale oder internationale Aufgaben mehr oder minder förmlich zu stellen wagt, verkennt ahnungslos den Abstand, der jede Kunst von ihren Voraussetzungen scheidet. Der Weg von den organischen Voraussetzungen der Kunst — seien sie nun national oder international, aristokratisch oder demokratisch — zum künstlerischen Ereignis selber ist viel länger als die Geduld der erregten Zuschauer. Nie ist der Abstand so gering, daß eine Forderung unmittelbar verwirklicht werden könnte. In der Kunst gibt es keinerlei Bestellung. Kunst ist Vegetation. Von den Ursachen zur Wirkung reißt sie langsam und unwillkürlich. Deshalb ist jede nationale, jede internationale, jede gesellschaftliche Kunstprogrammatisch falsch. Kunst ist in dieser Rücksicht etwas ganz Mittelbares. Sie ist die Blüte über den letzten Verzweigungen des

Daseins. Sie ist die Krone der Tatsachen und darum jenseits der Dinge, die man programmatisch wollen kann. Sie resultiert; sie kann nicht gemacht werden. Sie ist ein objektiver Wert. Ist sie nationale Kunst, so ist sie die organisch gereifte Frucht nationaler Hochkultur. Nur so kann man es meinen, wenn man eine deutsche Kunst der Zukunft erwartet: nur so — nur mit der Freude an der Geräuschlosigkeit. Es ist unmöglich, daß der Krieg unmittelbar eine nationale Kunst bringt. Wer das erwartet und vollends fordert, mißachtet vollständig die Bedingungen ihres Werdens. Er müßte denn unter nationaler Kunst eine Kunst verstehen, die sich mit auffallender Betonung des Gegenständlichen an den nationalen Ereignisstoff hält. Aber dann steht eben nicht eigentlich Kunst, das heißt Form, zur Debatte.

Zuletzt ist es wohl auch unmöglich, daß diese nationale Kunst, die am Ziel der Entwicklung unserer Zeit liegen kann, in dem Sinne national werde, daß ihre Nationalität handgreiflich wäre. Das Nationale wird in der kommenden Kunst, sofern die Zusammenhänge der Entwicklung nicht einfach abgerissen werden, im Verhältnis der ganzen Kunst wohl nichts anderes sein können als eine schöne Nuance. Wenn gesellschaftliche Parallelentwicklungen in den Ländern die Kunstformen der Länder ausgleichen, so wird das Gemeinsame zuletzt auch hier tragend sein und die deutsche Form wird sich zur fremden zuletzt nicht anders verhalten als das Ich zum Du. Das ist sicherlich ein Gegensatz getrennter Individualitäten, die in einem bestimmten Sinn überall rettungslos geschieden sind. Kein Wesen ist mit dem andern eins. Aber zur nämlichen Zeit ist dieser Gegensatz ein Kontakt von Gleichen.

### Literarische Rundschau.

Eberhard Buchner, *Kriegshumor*. München, Verlag Langen. 144 Seiten. 1 Mark.

In einer jüngst erschienenen Broschüre über die Eigenschaften des deutschen Geistes erklärt Rudolf von Delius den Humor zu einem der Grundzüge deutschen Wesens; er sei „die notwendige Ergänzung des deutschen schwergründlichen Ernstes“. Wenn der Verfasser den Beweis für seine Behauptung anzutreten hätte, brauchte er nur auf die täglich in der deutschen Presse sichtbare Rubrik Kriegshumor zu verweisen. Denn mit dem Humor ist's wie mit dem Mut: er erweist sich am einzelnen wie an Völkern namentlich dann, wenn die Not am größten. Auch im Kriege. Gewiß ist der methodische Völkermord das Furchtbarste, was wir kennen; ebenso gewiß ist nicht jede Sache zu jeder Zeit für heitere Behandlung reif, aber mindestens eine komische Seite hat jedes Ding und Tragik wie Komik sind nun einmal Geschwisterkinder der irdischen Widersprüche und stehen darum immer dicht nebeneinander. Die humoristische Weltbetrachtung bringt uns diese Widersprüche nur auf mehr oder weniger lachende Art zum Bewußtsein; sie wird damit zu einer sehr ernstlichen Sache. Namentlich dann, wenn sich der Humor gegen Unzulänglichkeiten des Daseins mit Schärfe und Spitze richtet und zum Witz auswächst.

Darum ist es auch verständlich, daß uns die gegenwärtige Völkertragödie einen Hagel blutiger Witze, humoristischer Glossen und feldgrauer Anekdoten gebracht hat. Das Beste, Urwüchsigste bleibt das, was aus den Reihen der Soldaten kam. Es hat die ungetünfelte, knappe Schlagkraft des Volkshumors. Was dagegen unsere Witzblätter seit dem August trieben, waren entweder leere Spasmachereien oder fanatische Verhöhnungen der Landesgegner. Schlimpfübungen, die dadurch nicht

besser wurden, daß sie sich in jeder Nummer wiederholten und bei Blättern mit ehemals demokratischen Tendenzen zu dem zwar ungewollten, aber nicht besten Witz führten, daß plötzlich unentwegt vertobt wurde, was man ehemals gelobt hatte und unentwegt verhimmelt wurde, was ehemals bittere Glossierungen erfuhr. Genau wie in den Witzblättern des feindlichen Auslands wurden die gegnerischen Nationen für minderwertig erklärt und ihre Staatsmänner und Repräsentanten durch die Bank zu Nullen und Verbrechern gestempelt, deren zweifelhaften Seelen der Kriegsteufel entstieg. Die Groteske daran ist, daß es tiefere Kriegsurfachen als die Börsartigkeit fremder Diplomaten für die journalistischen Väter des nationalen Kriegswitzes nicht mehr zu geben scheint, seitdem breite bürgerliche Schichten imperialistische Appetite bekommen haben. Ein einziges Witzblatt deutscher Zunge hat den Ruhm für sich, tiefer in den Strudel des blutigen Geschehens geleuchtet zu haben — und das erschien in Oesterreich: die vom Genossen Josef Luitpold Stern auf eine feine Linie gehobenen „Glühlichter“, die in dieser Zeit künstlerisch und politisch wie eine sozialistische Lat wirkten. Sie allein haben die historische Warte eingenommen, die dem übrigen Witzblattchorus abgeht. Und dieser Mangel an geschichtlicher Erkenntnis, von der selbst unsere bisher besten Witzblätter nie beschwert waren, erklärt sowohl ihre nationalistische Ueberhebung wie die mehr hitzigen als witzigen Ausschreitungen gegen Osten und Westen.

Es waren geradezu erlösend wirkende Zeichen, daß sich — von der Parteipresse abgesehen — nicht nur die „deutsche Tageszeitung“ mit geharnischter Epistel gegen diese seltsame, auf das Niveau armseligster „Witzarten“ und Operettentriivialitäten gesunkene Sorte Humor wandte, sondern daß auch aus den Reihen der Soldaten derbe Proteste kamen. Sie, die im täglichen Kampfe erfahren, wie wenig der Gegner von Pappe ist, haben erfreulicherweise alles andere denn Hochachtung vor der Abschachtung ganzer Nationen mittels Karikaturistenstift und billigen Schreibstiftschloffen. Wer ihnen deshalb etwa Mangel an Humor vorwerfen wollte, brauchte nur den aus dem Felde zu uns bringenden Soldatenwitz zu beachten. Proben davon enthält das von Eberhard Buchner zusammengestellte Bändchen. Es bringt heitere Soldatenerlebnisse, Kriegsschnurren, Scherze der Dahelingebliebenen und Witze, die in den Zeitungen, Zeitschriften und Witzblättern verstreut erschienen. Wenn das Buch auch nur eine Auswahl ist, wie sie der Kriegszustand gestattet, so wird es immerhin als Kulturdokument bleibenden Wert behalten, weil es das deutsche Volkstemperament in seinem Verhalten zu den großen Ereignissen der Zeit widerspiegelt und mit den Feldwitzproben in die Seele unserer Soldaten hinableuchtet. Der gepfefferte Humor, mit dem sie auszogen, bedeutet kein lachend passives Geschehenlassen, sondern ist das, was Delius die notwendige Ergänzung des deutschen Ernstes nennt. Von ihm gilt, was Adolf Glasbrenner, der Meister des vormärzlichen politischen Witzes, eine seiner Figuren sagen läßt: „Erst wenn der Ernst witzig wird, hat er seine größte Kraft erreicht.“ Diese Kraft steckt in den Soldatenausschriften der Eisenbahn ebenso wie in den Grüßen, mit denen die schweren Geschosse verziert wurden, wie in den Witzraketen der Feuerlinie. In diesem Kriegshumor äußert sich bald Trost, bald Grimm, bald tiefere Erkenntnis, bald ein Lachen, das sich siegend über die Schrecken der Situation erhebt. Selbst dort, wo der feldgraue Witz zu Beschimpfungen des Feindes übergeht, wirkt er tapfer und kraftvoll, weil der Soldat mit seinem Leben dahinter steht.

Alles in allem ist es sicher kein schlechtes Zeichen für die Lichtigkeit eines Volkes, wenn ihm auch im Granatfeuer des Weltkrieges Witz und Humor nicht ausgehen, und so scheint denn Rudolf von Delius mit seiner These recht zu behalten — trotz mancher Erzeffe unserer Witzblätter. Robert Grösch.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24

Ausgegeben am 19. März 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Eine Erörterung des Rechts auf Erörterungen.

Von A. Kautsky.

Man glaubt, es sei noch nicht an der Zeit, die Bedingungen zu diskutieren, die das Deutsche Reich beim Friedensschluß zu stellen habe. Das hindert wohl die Erörterung der Friedensbedingungen, keineswegs aber die Auseinandersetzung darüber, ob diese Annahme richtig ist. Darüber werden augenblicklich in der Tagespresse die lebhaftesten Debatten gepflogen.

Dabei wird jedoch nicht genügend beachtet, daß die bürgerlichen Parteien, wenn sie Friedensbedingungen aufstellen und begründen, dabei in ganz anderer Weise verfahren wie die Sozialdemokratie, daß ihre und unsere Erörterungen darüber nicht nur in den Resultaten, sondern auch in den Ausgangspunkten und den Argumenten zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Bei den bürgerlichen Parteien ist die Frage des Friedens und der Friedensbedingungen bloß eine Frage der Machtverhältnisse. Sie sind national in dem Sinne, daß ihre oberste ethische Instanz die eigene Nation bildet. Ihr Verhalten zu den anderen Nationen wird bloß durch Gründe der Zweckmäßigkeit oder durch Machtverhältnisse bestimmt.

Von diesem Standpunkt aus hat den Frieden zuerst derjenige zu fordern oder vielmehr zu erbitten, der sich als der Schwächere fühlt, der am Siege verzweifelt. Von diesem Standpunkt aus wird die Initiative zum Frieden als Zeichen der Schwäche angesehen. Das dehnt den Krieg dort, wo beide Parteien sich annähernd ebenbürtig gegenüberstehen, ins Endlose aus. Er wird gerade dann am erschöpfendsten, wenn sein Ergebnis im wesentlichen alles beim alten läßt. Das war z. B. der Fall im Siebenjährigen Krieg.

Die Friedensbedingungen selbst, die man fordert oder gewährt, werden abhängig gemacht von den Machtverhältnissen. Da liegt sicher die Möglichkeit vor, daß man die eigenen Kräfte unterschätzt, die des Gegners überschätzt, dem Gegner daher günstigere Bedingungen einräumt, als er hätte erzwingen können. Es liegt jedoch auch die umgekehrte Gefahr vor, daß man mehr fordert, als man imstande ist durchzusetzen, und dadurch den Krieg und seine Opfer unnütz verlängert. Ebenso liegt die Gefahr vor, daß man unter dem Einfluß des Krieges die militärischen Machtmittel einseitig für entscheidend hält, die ökonomischen zu wenig beachtet, aber auch die andere Gefahr, daß man sich zu sehr nur von der Anschauung der Machtverhältnisse im Kriege leiten läßt und zu wenig von den Gründen der Zweckmäßigkeit, die für das dem Kriege folgende Friedensleben die entscheidenden sind.

Diese Gefahren sind sicher vorhanden, es fragt sich indes, ob sie durch das Verbot der offenen Diskussion der Friedensbedingungen vermindert

werden. Die Regierung will sie hinausgeschoben wissen, bis entscheidende Schläge gefallen sind. Aber schon darüber, welche Schläge entscheidend sind, wird man verschiedener Meinung sein können, namentlich wenn die Kriegführung auch weiterhin den Charakter der Ermattungsstrategie tragen sollte. Und wenn man die Friedensbedingungen von den Erfolgen abhängig machen will, die man erringt, so hängen andererseits die Erfolge, deren man bedarf, von den Friedensbedingungen ab, die man durchsetzen will. Je gemäßigter diese, desto leichter sind sie schon bei mäßigen Erfolgen zu erreichen. Je härter sie sind, desto mehr stacheln sie die Widerstandskraft des Gegners an und desto gewaltigere Schläge muß man ihm versetzen können, um ans Ziel zu kommen. Je größer die Erfolge, die man erzielt, desto mehr aber auch wieder die Gefahr der Einmischung Dritter in den Kampf, die sich ihrerseits durch zu weitgehende Verschiebungen der Kräfte bedroht fühlen.

Die Verhinderung der offenen Diskussion verhindert aber auch gar nicht den Fortgang der Diskussion im Inland wie im Ausland. Sie bewirkt bloß, daß an Stelle klarer, bestimmt umgrenzter und sachlich begründeter Forderungen dunkle Andeutungen treten, die die Phantasie nach Belieben auffassen und übertreiben kann. Weder dem Ausland gegenüber noch gegenüber der eigenen Bevölkerung wird die Stellung der Regierung dadurch erleichtert und werden die Gefahren falscher Einschätzung der Machtverhältnisse und der Unterschätzung der Bedürfnisse der Zweckmäßigkeit verringert.

Immerhin, solche Gefahren bestehen bei jeder Diskussion der Friedensbedingungen vom bürgerlichen Standpunkt.

Sie bestehen aber nicht für die sozialdemokratische Erörterung, denn diese geht von ganz anderen Gesichtspunkten aus. Die Sozialdemokratie als internationale Demokratie erkennt Pflichten nicht bloß gegen das eigene Volk, sondern nicht minder gegen die anderen Völker. Sie verlangt für das eigene Volk nichts, was sie nicht auch für jedes andere als berechtigt anerkennt. Sie hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mit aller Kraft jede Vergewaltigung des eigenen Volkes durch ein anderes abzuwehren, aber nicht minder die Pflicht, jeder Vergewaltigung eines anderen durch das eigene zu widerstreben. Dieses Schema deckt sich nicht ganz mit dem des Angriffs- und Verteidigungskrieges. Eine Regierung kann durch Leichtfertigkeit oder Unfähigkeit einen Angriffskrieg anzetteln und dieser doch eine Wendung nehmen, die die Gefahr herbeiführt, daß das Volk von der angegriffenen Nation niedergeworfen und in seiner Freiheit oder seinen Existenzbedingungen bedroht wird.

Während des Krieges, solange entscheidende Schläge nicht gefallen sind, kann sich jede Nation in ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit bedroht fühlen. Da können die Sozialdemokraten verschiedener Nationen in gegensätzlichen Lagern stehen.

Ganz anders wird die Situation, sobald die Frage der Friedensbedingungen auftaucht. Jetzt handelt es sich nicht mehr um unbestimmte Gefahren, sondern um bestimmte Forderungen. Da tritt der Gegensatz der sozialdemokratischen zur bürgerlichen Auffassung klar zutage.

Schon bei der Frage, wer die Initiative zur Herbeiführung des Friedens zu ergreifen habe. Nach der bürgerlichen Auffassung, nach der die Machtverhältnisse entscheiden, hat der Schwächere damit zu beginnen, daß er um Frieden bittet. Durchzuhalten, bis der Gegner dazu gezwungen ist, ist

patriotische Pflicht. Anders erscheint die Sache vom Standpunkte der internationalen Sozialdemokratie, die den Krieg als berechtigt nur anerkennt zur Abwehr der Vergewaltigung der eigenen Nation. Sobald diese Gefahr nicht mehr besteht, muß die Nation zum Frieden bereit sein. Von unserem Standpunkte aus ist es also gerade die Sache des Stärkeren, die Hand zum Frieden zu bieten. Er darf es tun, er hat vom Frieden nichts zu fürchten. Sein Ansehen kann nur gewinnen, wenn er als der Urheber des Friedens erscheint. Die Forderung des Friedens, der Initiative zum Frieden, erhält in sozialdemokratischem Munde einen ganz anderen Charakter als in bürgerlichem.

Und ebenso steht es mit der Erörterung der Friedensbedingungen selbst. Für uns sind sie abhängig von unseren Grundsätzen, von den Grundsätzen, die wir schon vor dem Kriege hatten, die er nicht ändert, die uns nach ihm weiter leiten werden, und nicht von den Machtverhältnissen der Kämpfenden. Natürlich sind auch für uns diese Verhältnisse nicht gleichgültig. Sie entscheiden über unsere Kraft, unseren Grundsätzen Geltung zu schaffen, sie entscheiden aber nicht über die Forderungen, die wir kraft unserer Grundsätze zu stellen haben. Sie bleiben die gleichen, wie immer die Machtverhältnisse sich gestalten mögen. Es besteht weder die Gefahr, daß wir aus Ueberschätzung des Feindes ihm zu viel zugestehen, noch daß wir ihn unterschätzen und daher unerfüllbare Forderungen stellen.

Wir kommen bei unseren Erörterungen der Friedensbedingungen in allen kriegführenden Ländern zu den gleichen grundsätzlichen Ergebnissen. Soweit dabei Differenzen in unseren Reihen auftauchen, entspringen sie nur verschiedener Information über tatsächliche Verhältnisse. So haben z. B. französische und englische Genossen etwas von einer dänischen Opposition in Nordschleswig gehört und glauben nun, ganz Schleswig-Holstein sei von Dänen bewohnt, die lieber heute als morgen dänisch werden wollten. Und in einem ähnlichen Irrtum sind sie wegen des Elsaß befangen.

Gerade die offene Diskussion ist am ehesten geeignet, solche Irrtümer richtigzustellen.

Aber selbst, wenn dies nicht gelänge, würden unsere Grundsätze hinreichen, eine Verständigung zu erzielen. Denn diese Grundsätze verwerfen heute den Krieg als Methode der Befreiung der Völker.

Natürlich, wenn ein Krieg, der ohne unser Zutun ausbrach, dahin führen sollte, daß ein unterjochtes Volk frei wird, werden wir dies Ergebnis mit Freuden begrüßen. Aber unter den Völkern und Völkersplittern, die heute für eine Befreiung durch einen Krieg in Frage kämen, ist keines, dessen Lage dadurch eine so gewaltige Besserung erfahren könnte, daß sie das Meer von Blut und Tränen eines modernen Weltkrieges auch nur im entferntesten aufwiegen könnte. Und keine der modernen Regierungen gibt die Gewähr, daß sie bei der Anwendung des Rechtes des Stärkeren gerade zu jenem Ergebnis kommen würde, das die Grundsätze der Demokratie fordern. Wir trauen uns die Kraft zu, diese Grundsätze in einer Aera dauernden Friedens schließlich viel zweckmäßiger, gründlicher und umfassender zum Siege führen zu können, als es die Mächte wollen und können, die im Kriege entscheiden.

Also Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Internationale über einzelne Grenzverschiebungen zugunsten der einen oder der anderen Nation

dürften in keiner Weise irgendeine sozialdemokratische Partei eines Landes berechtigen, die Fortsetzung des Krieges zu fordern, wenn der sofortige Friede ohne solche Verschiebungen zu haben wäre. Und wir dürfen überzeugt sein, wenn eine sozialdemokratische Partei vor diese Frage gestellt wird, wird jede davor zurückschrecken, dem Abschluß des Friedens im Wege zu stehen.

Die Erörterung des Friedens und der Friedensbedingungen durch die Sozialdemokratie kann die Herbeiführung eines ehrenvollen, dauernden Friedens nur erleichtern, eines Friedens, der allen Nationen die Möglichkeit nicht nur selbständiger Behauptung, sondern kraftvollen Aufblühens in innigem Zusammenwirken bietet.

## Italien im Dreibunde.

Von Anton Hofrichter.

Die italienische Regierung erklärte in den ersten Kriegstagen ihre Neutralität und motivierte in der offiziellen „Tribuna“ ihren Entschluß:

1. Der Geist des Dreibundvertrages verbietet den Vertragsteilen jede eigenmächtige Sonderaktion; das gleiche Verbot geht für Oesterreich und Italien aus ihrem Balkanübereinkommen hervor.

2. Der Dreibundvertrag tritt nur im Falle eines Defensivkrieges in Kraft.

3. Oesterreich hat seine Aktion gegen Serbien eingeleitet, ohne Italien zu verständigen.

4. Von allen weiteren Beschlüssen und Maßnahmen seiner Verbündeten wurde Italien so spät und plötzlich in Kenntnis gesetzt, daß es für die Sicherheit und Versorgung seiner Truppen in Benadir, Erythraä, Tripolis und Kyrenaita nicht die geringste Vorsorge treffen konnte.

5. Italien wird also an einem Kriege vorläufig nicht teilnehmen; es behält sich aber vor, zur Wahrung seiner Interessen Mittel und Wege zu erwägen, um seinen Verbündeten freundschaftlich nützen zu können.

Diese Erklärung legt drei Fragen nahe: nach dem Inhalt des deutsch-österreichisch-ungarisch-italienischen Bundesvertrages, nach seiner loyalen Interpretation und nach den „Interessen“ Italiens.

Ueber den Vertrag oder die Verträge der Centralmächte mit Italien weiß man so gut wie nichts. Ihr Inhalt wird ebenso wie der des französisch-russischen Bündnisses als Staatsgeheimnis streng gehütet. Weder das genaue Datum des Abschlusses des ursprünglichen Vertrages noch die Laufzeit des während des ersten Balkankrieges demonstrativ „unverändert“ erneuerten Bundes sind bekannt. Begründet wird diese Verschwiegenheit mit der Gefahr systematisch angelegter diplomatischer Minierarbeit zur Sprengung des Bundes, dessen notorischer Ablauf und Erneuerungstermin solchem Beginnen nur allzuleicht Vorschub leisten könne. Hier zeigt sich die Geheimdiplomatie, wie sie leibt und lebt, in ihrer Bedingtheit und in ihrer Verderblichkeit. Zwischen den Centralmächten und Italien besteht ein „Bund“. Die öffentliche Meinung folgert flink daraus Verpflichtungen der Kontrahenten, die wohl bestehen könnten, tatsächlich aber nicht bestehen, und ist empört, daß ihre Illusionen nicht erfüllt werden; der andere Kontrahent findet diese Zu-

mutungen unverschämt, und im Augenblick ist ein lustiges Zeitungsfeuerchen im Gange, das zwar ungefährlich sein kann, dessen scharfer Rauch aber immer in die Nase sticht. Dr. Hans Helmolt erzählt in seiner Studie<sup>1</sup> über den Dreibund interessant über die sorgliche Wahrung des Bundesgeheimnisses:

„Kenntnis erhalten nur Ministerpräsident und Minister des Aeußeren; selbst den übrigen Ministerkollegen gegenüber wird der Text geheimgehalten. Die Urkunde bleibt in der höchstgelegenen Verwahrung des Premiers oder des Außenministers; daß Subalterne (Kanzlisten und dergleichen) sie lesen, ist ausgeschlossen. Lediglich die Amtsnachfolger der beiden Minister haben Zutritt zum Original; die Diplomaten, die damit vertraut zu sein haben, werden nur mündlich davon unterrichtet und machen sich Eigentumsnotizen zur strengsten Geheimhaltung.“

Ueber den Inhalt des Bündnisses können also nur vage Mutmaßungen gehegt werden. Man nimmt an, daß für Italien und Deutschland der Bündnisfall eintritt, wenn eine der beiden Mächte von Frankreich oder einer mit Frankreich verbündeten Macht angegriffen wird. Dagegen dürfte weder Oesterreich-Ungarn Italien im Falle eines französischen, noch Italien Oesterreich-Ungarn seine Bundeshilfe im Falle eines russischen Angriffes versprochen haben. Da diese beiden Eventualitäten auch fast die allein möglichen sind, so bleibt der positive Inhalt des Bundes etwas rätselhaft. Darin, in dem Mangel gemeinsamer positiver Ziele, liegt die Schwäche des Dreibundes. Diese Erkenntnis hat auch deutsche Imperialisten, z. B. den General v. Bernhardi, raten lassen, Italien systematisch an den nordafrikanischen Gebieten zu interessieren, die jetzt im Besiz von Frankreich stehen. Dieser gutgemeinte Rat krankt nur an dem Fehler, daß er die italienische Politik von dem Wege des kleinsten Widerstandes (Türkei) in die Richtung des größten Widerstandes (Dreibund) abdrängen will.

Unwillkürlich zwingt dieses dürftige Ergebnis die Frage nach den Gründen des Beitritts Italiens zum deutsch-österreichisch-ungarischen Zweibund auf.

\* \* \*

Italien hatte seine nationale Einigung fast mit dem Bankerott bezahlt; die Uebernahme der Schulden der zum Königreiche verschmolzenen Staaten, die drückende Last der Pensionen, die Kosten der Kriege hatten ein chronisches Defizit im Budget zur Folge. Die Steuern stiegen von 1861 bis 1871 von 458 auf 801 Millionen, die Staatsschulden von 2300 auf 8300 Millionen Lire.

Das zu einer europäischen Berühmtheit gewordene Räuberunwesen in Süd- und Mittelitalien wurzelte in dem ungeheuren Elend der Bauern und in der Korruption der Verwaltung und Rechtspflege. Das junge Königreich hatte viel zu tun, ehe es sich der Erfüllung einer elementaren Aufgabe des modernen Staates rühmen konnte, der Sicherung der Person und des Eigentums.

Die Verlegung der Seehandelswege vom Mittelländischen Meer an den Atlantischen Ozean, die politische Zerstückelung des unglücklichen Landes, die wechselnde Herrschaft der Spanier, Oesterreicher und Franzosen, das Schicksal, den fremden Herren als Schlachtfeld dienen zu müssen, und schließlich

<sup>1</sup> Artur Singer, „Geschichte des Dreibundes“. Mit einem Anhang „Der Inhalt des Dreibundes“. Eine diplomatische Untersuchung von Hans F. Helmolt. Leipzig 1914.

die empörende Lotterwirtschaft der kleinen Dynastien hatten den Garten Europas furchtbar verwüstet. Wirtschaftlich war das Land der Renaissance, das Land der ersten bürgerlichen Städterepubliken, von denen die moderne Geldwirtschaft ihren Ausgang genommen hat, unter all diesen Uebeln weit zurückgeblieben. Im Jahre 1859 umfaßten die Eisenbahnen in Piemont und Ligurien 807, in der Lombardei 200, im Neapolitanischen 124, in Toskana 308 Kilometer. Sizilien kannte das Dampfvehikel noch nicht. Auch die anderen Verkehrsmittel, die als Maßstab der wirtschaftlichen Entwicklung dienen können, wie Post und Telegraph, waren ebenso zurückgeblieben.

Schwach im Innern, war Italien nach seiner Einigung unglücklich in seiner auswärtigen Politik, deren Entschlußkraft durch die Erinnerung an das völlige Versagen von Heer und Flotte im Jahre 1866 gelähmt war. Seine politische Isolierung, seine finanzielle und wirtschaftliche Schwäche ließen Italien bei der großen Auseinandersetzung auf dem Berliner Kongreß leer ausgehen. Oesterreich-Ungarn erhielt das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten und Garnisonen im Sandschak Novibazar (bis über Mitrowiça hinaus) zu halten, aber Italien bekam weder das Trientiner Land noch Albanien als Kompensation für die bedeutende Erweiterung der Machtosphäre seines alten Nebenbuhlers.

Die italienische Regierung sah ein, daß es nur ein Mittel gebe, die Schwäche ihres Landes auszugleichen: eine k l u g e B ü n d n i s p o l i t i k.

Frankreich stand Italien durch Kultur und Sprache am nächsten. Louis Napoleon hat auch das nationale Prinzip anerkannt, es aber in Wahrheit nicht als Ziel der Völker, sondern als Mittel seiner Demagogie und seines Egoismus betrachtet. Wohl schlugen französische Heere die Schlachten von Magenta und Solferino, aber Viktor Emanuel II. verwandelte sich doch nur um den Preis Nizzas und Savoyens, seines Stammlandes, aus dem König von Sardinien in einen König von Italien. Einen Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papstes vereitelte Louis Bonaparte, obwohl ohne Rom das neue Italien Stückwerk bleiben mußte. Im Herbst 1867 versuchte Garibaldi die Eroberung des ewigen Rom. Bei Monterotondo über die päpstlichen Truppen siegreich, wurden seine Freischärler von den dem Papste zu Hilfe gesandten französischen Truppen bei Mentana geschlagen. Der französische Ministerpräsident R o u h e r gab in der französischen Kammer eine formelle Erklärung ab, die erkennen läßt, daß dem dritten Napoleon die Unterstützung des Klerus erheblich höher stand als die Wahrung des nationalen Prinzips: „Wir erklären im Namen der französischen Regierung: Italien wird sich Roms nicht bemächtigen; niemals, niemals wird Frankreich eine solche Vergewaltigung seiner Ehre und des Katholizismus dulden. (Jamais, jamais la France supportera telle violence à son honneur et à la catholicité.) Wenn Italien gegen Rom marschiert, wird ihm Frankreich wieder im Wege stehen.“<sup>2</sup>

Nach Sedan hatte Frankreich aber näherliegende Sorgen als die Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Am 20. September 1870 zogen die italienischen Truppen durch die Porta Pia in die Siebenhügelstadt ein. In Frankreich blieben die Klerikalen noch fast ein Jahrzehnt am Ruder, und wenn sie auch Viktor Emanuel wegen seines stolzen Wortes: Roma in

<sup>2</sup> Pietro Orsi, „Das moderne Italien“. Leipzig 1902.

tangibile (Rom, an dem nicht gerührt werden darf) nicht Lügen strafen konnten, so liebäugelten sie auch nicht mit dem „kirchenräuberischen“ Italien. Die beiden „lateinischen Schwestern“ fuhren sich aber alsbald noch lebhafter in die Haare. Frankreich schloß am 12. Mai 1881 mit dem Bey von Tunis den nach dem Schloß Bardo genannten Bardovertrag, wodurch es seine Schutzherrschaft über Tunis erstreckte. Und gerade an Tunis, die ehemalige provincia Africa des römischen Reiches, hatten sich die Hoffnungen der Italiener geknüpft. Hier siedelten als Handwerker und Kleinkaufleute Tausende ihrer ausgewanderten Volksgenossen, hier stand vor Zeiten das mächtige Karthago, an dessen Fall sich so viele glorreiche Erinnerungen des alten Rom knüpften. Und jetzt bauten die Franzosen Biserta zu einer Schutz- und Trugburg aus, die die kaum 150 Kilometer breite Meerenge zwischen Sizilien und Nordafrika und damit den Verkehr aus dem westlichen in das östliche Mittelmeerbecken kontrolliert. Wie auf dem Berliner Kongreß, so war auch 1881 die vollkommene Isolierung Italiens die Ursache seiner Mißerfolge.

Da England damals noch von den Vorteilen seiner splendid isolation überzeugt, Rußland für Italien zu fern und Frankreich sein Nebenbuhler und Gegenspieler war, so blieb der italienischen Regierung nur der Anschluß an den deutsch-österreichisch-ungarischen Zweibund. Ihr Beitritt ist wahrscheinlich am 20. Mai 1882 erfolgt.

Zwischen Italien und Preußen-Deutschland tauchten keine Konflikte auf. Diesseits und jenseits der Alpen war die nationale Einigung gegen Oesterreich und Frankreich verwirklicht worden. Im Jahre 1866 dankte das neue Italien den preußischen Waffen Venetien, im Jahre 1870 Rom.

Leider haben sich die österreichische Verwaltung in Italien und die von ihr abhängigen Fürsten keiner allzu lebhaften Beliebtheit zu erfreuen gewußt noch sie gesucht. Aufzuehr befangen in den Grundsätzen des vormärzlichen patriarchalischen Absolutismus, sah die Regierung nicht in der Gewinnung des Interesses der Bürger für den Staat ihre vornehmste Pflicht, sondern in der Unterwerfung des Untertanen in die aus ihrer Erfahrung und Klugheit geschöpften Regeln und Bindungen.

Besser als jede posthume Würdigung schildert die Verdienste des Polizeistaates eines der herrlichsten Pamphlete, die die deutsche politische Literatur besitzt.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Ferdinand Vassalle, „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens“. Berlin 1859:

„Wie Oesterreich verstanden hat, sich seine italienischen Provinzen zu assimilierten, davon legt die Geschichte Zeugnis ab. Der Protest Italiens gegen die Fremdherrschaft ist ein ununterbrochener gewesen. Schon seit den zwanziger Jahren folgten sich Agitationen, Aufstände, Verschwörungen, Karbonarismus in beständiger Reihenfolge. Der Spielberg war die permanente österreichische Antwort. Dann die großartige Erhebung vom Jahre 1848, welche unter der Gunst damaliger Umstände mit den bloßen Kräften Oberitaliens Oesterreich Venedig wie Mailand entriß. Und seit 1848 sind kaum drei Jahre hintereinander verfloßen, ohne daß das italienische Volk durch irgendeine Revolte mit seinem Blute seinen Protest gegen Oesterreich erneut und besiegelt hätte. Ja, der nationale Widerstand erhitzte sich bis zu dem Fanatismus des politischen Meuchelmords; unausgesetzt fielen unter dem Dolche Opfer des Nationalhasses, vorzugsweise ausgewählt unter denjenigen der eigenen italienischen Landsleute, welche sich der österreichischen Sache verkauft

Das sind heute nur noch kulturhistorische Erinnerungen — weder in Triest noch im Trientiner Land werden italienische Mädchen und Frauen an den Pranger gestellt und gestäubt —, aber auch kulturhistorische Erinnerungen können, von Ahnen und Vätern den Kindern und Enkeln überliefert, politische Realitäten werden.

\* \* \*

Der Dreibundvertrag ist durch wichtige **Sonderabkommen** Oesterreich-Ungarns und Italiens über die Interessen beider Länder auf dem Balkan erweitert worden. Wie sich Rußland durch den Berliner Kongreß um den ihm von Oesterreich-Ungarn im Reichstädter Vertrage zugesicherten, im bulgarischen Kriege 1877/78 erkämpften Einfluß im Osten der Balkanhalbinsel betrogen gefühlt hatte, so Italien durch die einseitige Vergrößerung Oesterreich-Ungarns, durch die es das Kräfteverhältnis zu seinen Ungunsten verschoben glaubte. In Palermo sprach der ehemalige Verschwörer und spätere Minister unglückseligen Andenkens Francesco Crispi das bittere Wort: „Wir wurden in Berlin gedemütigt und wie das letzte der Völker behandelt, wir wurden dort geprellt, entehrt.“ Um sich gegen ähnliche Ueberraschungen zu sichern, wurden nun die Spezialkonventionen über den Balkan geschlossen.

Auch auf den Inhalt dieser Verträge können aus offiziellen Kundgebungen nur indirekte Schlüsse gezogen werden. In der Motivierung der Neutralitätserklärung beruft sich die italienische Regierung ausdrücklich darauf, daß jedem der beiden Kontrahenten eine „eigenmächtige Sonderaktion“ ohne Verständigung des Vertragsgenossen nach dem Dreibundvertrage und dem Balkanübereinkommen verboten ist. Am 14. Mai 1909 sagte Tommaso Tittoni, damals Minister des Aeußern, jetzt Botschafter in Paris:

„Wenn durch irgendeine Verwicklung, von der wir wünschen, daß sie nicht eintreten möge, die Erhaltung des Status quo in Frage gestellt werden sollte, so wären wir einer Teilung zwischen verschiedenen Mächten durchaus ent-

hatten. Die Erfolglosigkeit der in solchen Fällen angestellten Untersuchungen bewies zur Genüge die Mitschuld der Nation an diesen Laten erbitterter Nationalraube.

Mehr als das alles vielleicht zeigt endlich der unerhörte Heroismus, mit welchem die Lombarden während zehn Jahren in dem sozialen Leben ihren Protest gegen Oesterreich aufrechterhalten haben, von der staunenswerten, nicht einzuschläfernden nationalen Energie dieses Volkes. Während die Oesterreicher in Mailand herrschten, Ehren, Würden und Güter, Gefängnis und Standrecht verteilten, konnte — und zwar zehn Jahre hindurch — eine österreichische Uniform in keine italienische Gesellschaft dringen, wurde in jedem Casé ein österreichischer Offizier geflohen wie die Pest, war das herrschende Element durch die überwiegende Energie des unterdrückten wie geächtet! Viele Völker haben, wenn die Stunde ihres Befreiungskampfes schlug, tapfer auf den Schlachtfeldern gekämpft, — aber von dieser ausharrenden, zehnjährigen, zähen Energie, von dieser weit schwereren Energie, weil sie eine Energie von allen Tagen und zu jeder Stunde ist, wissen wir kaum ein gleiches Beispiel.

Die Italiener haben diese „wahre“ Freiheit, die unter österreichischem Szepter blüht, hinreichend erfahren. Die Standgerichte von Brescia, die zu Mailand an den Pranger gestellten und ausgepeitschten Frauen, die administrative Sequestration des Vermögens der gerichtlich nicht verfolgten ausgewanderten lombardischen Patrioten, endlich das römische Konkordat, diese „wahre“ Freiheit Oesterreichs — die Italiener haben sie in unauslöschlichem Gedächtnis!“

gegen. Was Oesterreich betrifft, so hat es wiederholt erklärt, daß es ganz und gar nicht an eine Besetzung denke, die, wenn sie ohne uns vorgenommen würde, mit Hinsicht auf Mazedonien dem Geiste und Buchstaben unseres Bündnisvertrages widerspräche und bezüglich Albaniens gegen das Sonderabkommen gegenseitiger Nichteinmischung verstoßen würde, das Oesterreich mit Italien abgeschlossen hat. Die Vorherrschaft im Adriatischen Meere kann weder Italien Oesterreich, noch Oesterreich Italien zugestehen. Da die beiden Staaten ernstlich das Bündnis aufrechtzuerhalten wünschen, so haben sie auf jede Besetzung Albaniens im Fall der Störung des Statusquo verzichtet. Wenn Oesterreich und Italien im Frieden leben wollen, muß Albanien für beide ein „Noli me tangere“ (ein Blümchen „Rühmichnichtan!“) bleiben.“

Hier liegt der Schlüssel für die rätselvoll unbewegliche Wiener Balkanpolitik. Die Verträge mit Italien verpflichteten das Wiener Kabinett zur Aufrechterhaltung des Statusquo, das heißt zur Konservierung der Türkei. Dagegen spielte der Zarismus, wie Bismarck das allgemeine, gleiche Wahlrecht gegen die konservativen Partikularisten, gegen Oesterreich die nationale Demokratie der Balkanvölker aus, die sich nicht ohne Zertrümmerung der Türkei verwirklichen konnte. Oesterreich-Ungarn hatte die Wahl, den Balkanvölkern mehr Demokratie zu bieten als Rußland, die Türkei zertrümmern zu lassen und Italien zu „Kompensationen“ zu berechtigen oder Italien von dem „anderen Ufer“ auszuschließen, den Statusquo, d. h. die Türkei zu erhalten und auf die Sympathie der Balkanvölker zu verzichten. Oesterreich-Ungarn entschied sich für die zweite Eventualität, schuf unter unsäglichen Mühen Albanien und verhinderte die italienische Kontrolle über die Straße von Otranto, den Zugang zur Adria. Unwillkürlich denkt der Chronist an die Worte, die Graf Kalnoky, österreichisch-ungarischer Minister des Auswärtigen von 1881 bis 1895, in einem anderen Zusammenhange zu gebrauchen pflegte: „Man erwartet von mir, ich solle marschieren, und man bedenkt nicht, daß bald mein linker, bald mein rechter Fuß gebunden ist.“ Das Wortbild ist sehr anschaulich.

Ueber den Inhalt der Sonderverträge Oesterreich-Ungarns über den Balkan hat sich eine interessante Polemik entsponnen. Professor Dr. Heinrich Friedjung hat auf Grund persönlicher Informationen Graf Lehrenthals und Riberlen-Wächters wichtige Mitteilung gemacht<sup>4</sup>:

„Nun aber — und hierin liegt der Kern der österreichisch-deutsch-italienischen Abmachung von 1887 — erhielt der Dreibundvertrag eine besondere Bestimmung über die Zukunft des Balkans. In den drangvollen Tagen, da Rußland das Protektorat über Bulgarien an sich reißen wollte und Oesterreich-Ungarn durch den Mund des Grafen Kalnoky erklärte, dies unter keiner Bedingung dulden zu wollen, sah sich dieser Minister zu einem wichtigen Zugeständnis an Italien veranlaßt. Das Wiener Kabinett erklärte, daß es ebenso wie das von Rom die Erhaltung des Statusquo auf der Balkanhalbinsel wünsche; sollte Oesterreich-Ungarn jedoch genötigt sein, seine Grenzen in jenen Gebieten zu erweitern, so dürfe sich Italien gleichfalls auf dem Balkan ausdehnen.“

Gegen diese Darstellung polemisiert heftig Helmolt:

„Mag sein, daß Herr von Riberlen, in einem schwachen Augenblick (!), vielleicht auch Graf Lehrenthal, gesprächsweise die Umkehrung jenes negativen (von

<sup>4</sup> Dr. Heinrich Friedjung, „Der Inhalt des Dreibundes“. „Der Greif.“ Stuttgart-Berlin, Oktober 1913.

Tittoni ausgesprochenen D. Verf.) Dogmas vorgenommen und angewandt haben, etwa mit dem Gedankengange: Grundsätzlich halten sich beide Teile fern von dem Bissen, sollte aber einer von beiden genötigt sein, zuzugreifen, dann soll er ihn mit dem anderen teilen. Das sieht, äußerlich genommen, riesig honett und harmlos aus, schlägt aber dem Alpha und Omega der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik ins Gesicht, die darin gipfelt, durch eigene Enthaltfamkeit den Italienern grundsätzlich und von vornherein jeden Vorwand zur Festsetzung am „anderen Ufer“ zu nehmen.“

Wenn die österreichische Politik auch den Marsch nach Saloniki aufgegeben hat, um dem Bundesgenossen keinen Anlaß zu geben, „Kompensationen“ zu beanspruchen, so ist doch wohl möglich, daß der Dreibundvertrag, wie Friedjung sagt, das Recht auf Kompensationen stipuliert für den Fall, daß aus irgendwelchen Gründen eine Ausdehnung der österreichischen Herrschaft erfolgt. Darauf deutet auch der Passus in der Rede Tittonis, daß „eine Befetzung, die ohne Italien vorgenommen würde, mit Hinsicht auf Mazedonien dem Geist und Buchstaben unseres Bündnisvertrages widerspräche“.

Als daher im Dezember 1914 die österreichischen Heere die Serben geworfen hatten und im Vormarsch nach Mazedonien eine enge Verbindung mit Bulgarien und der Türkei herzustellen schienen, stationierte die italienische Regierung in Balona Kriegsschiffe, denen bald Landungstruppen folgten. Man hat darin, vielleicht mit Recht, eine Befriedigung der nationalen Wünsche Italiens und eine Bürgschaft seiner dauernden Neutralität gesehen. Allerdings glauben die rührigen italienischen Interventionisten auch in der Befetzung Balonas ein neues Argument für ihre Heilslehre der sofortigen Kriegserklärung an Oesterreich gefunden zu haben: sie behaupten, die siegreichen Zentralmächte werden auf die Dauer die Beherrschung der Seestraße nach Triest nicht dulden und das isolierte Italien zum Verzicht auf diesen Kriegsgewinn zwingen.

\* \* \*

Kompliziert wurde die Stellung Italiens im Dreibund durch seine Rückversicherungsverträge mit England, Rußland und Frankreich. Daraus folgt noch nichts gegen seine Bündnistreue. Auch Bismarck hat, um zu verhüten, daß Deutschland auf Oesterreich-Ungarn angewiesen sei, den berühmten Rückversicherungsvertrag mit Rußland geschlossen, in dem sich Deutschland und Rußland für den Fall eines Angriffes wohlwollende Neutralität zusicherten.

Den ersten Rückversicherungsvertrag schloß Italien mit England, das den Schutz der italienischen Küsten übernahm und die Machtstellung Italiens im Mittelmeer garantierte. England war infolge seines damals noch bestehenden kolonialpolitischen Gegensatzes zu Frankreich und Rußland und in der Annahme, Deutschland sei, wie Fürst Bismarck sagte, saturiert (gesättigt), der Gründung des Dreibundes nicht feind. Kurz nach dem Abschluß des österreichisch-deutschen Bündnisses hielt der englische Minister des Auswärtigen, Lord Salisbury, am 18. Oktober 1879 in Manchester eine Rede, in der er sagte:

„Was in den letzten Wochen geschehen ist, rechtfertigt unsere Hoffnung, daß Oesterreich, wenn angegriffen, nicht alleinstehen wird. Die Zeitungen berichten — ich weiß nicht, ob dieselben recht berichten —, daß zwischen Deutschland und Oesterreich eine Defensivallianz errichtet worden ist. Ich will keine Ansicht über die Ge-

naugigkeit dieser Ansicht aussprechen, aber ich werde Ihnen und allen, welche den Frieden und die Unabhängigkeit der Nationen schätzen, sagen, daß dies eine gute, sehr freudige Botschaft ist (good tidings of great joy).“

Am 18. Juni 1891, am Vorabend des Erinnerungstages der Schlacht bei Waterloo, wurde der Abschluß eines deutsch-englischen Vertrages angekündigt. Deutschland erhielt von England Helgoland und vom Sultan von Sansibar das heutige Deutsch-Ostafrika und willigte dafür in die Errichtung eines britischen Protektorates über das Sultanat Sansibar, in den Verzicht auf das Land am oberen Sambesi und des deutschen Somalilandes und in die Abtretung seiner Schutzherrschaft über das Sultanat Witu an England. Der Vertrag erfuhr eine sehr herbe Kritik; man glaubte Deutschland schwer benachteiligt. Heute findet sowohl die damalige deutsche Diplomatie eine nachträgliche Rechtfertigung wie die „Pall-Mall-Gazette“, die damals an herbem Tadel des Lord Salisbury nicht gespart hat. Die britische Regierung bedauert heute lebhaft, um einiger afrikanischen Kolonien willen Helgoland verschachert zu haben, das die Elbe- und Wesermündung und den Kaiser-Wilhelm-Kanal strategisch beherrscht. Die englische Politik jener Lage läßt sich nur durch den festen Glauben an eine dauernde Interessengemeinschaft Deutschlands und Englands erklären.

Der Rückversicherungsvertrag Italiens mit England hatte also keine Spitze gegen den Dreibund. Am 22. Juni 1891 konnte der damalige englische Unterstaatssekretär Sir James Ferguson die Welt mit der Mitteilung überraschen, England seien die Bedingungen des Dreibundes vertraulich mitgeteilt worden. Besuche der englischen Flotte in Venedig und Fiume und des deutschen Kaisers in Windsor und London sind demonstrative Zeichen der Einigkeit. Aber die Gegenspieler bleiben nicht müßig: eine französische Flotte paradiert vor dem Zaren in Kronstadt, die franko-russische Allianz entsteht.

Gegen Ende des Jahrhunderts besserte sich das Verhältnis Italiens zu Frankreich, das nach der Errichtung des französischen Protektorates über Tunis noch durch einen erbitterten Zollkrieg getrübt worden war. Am 21. November 1898 wurde endlich ein neuer Handelsvertrag geschlossen. Am 21. März 1899 verständigten sich Italien und Frankreich über Nord-Afrika: Italien reservierte sich Tripolis, Frankreich Marokko. Daher schrieb sich die diplomatische Unterstützung Frankreichs durch Italien auf der Konferenz von Algieras. Neujahr 1902 erklärt Monsieur Barrère, der französische Botschafter in Rom, seinen Landsleuten, daß die Verständigung Italiens mit Frankreich über seine Mittelmeerinteressen lückenlos sei. Am 5. Juli 1902 sagt Theophile Delcassé auf eine Anfrage des Deputierten Chaistenet, „daß Italien in keinem Falle und unter keiner Bedingung Mittel oder Werkzeuge eines gegen uns gerichteten Angriffes werden könne“.

Auch mit Rußland ist Italien durch einen Rückversicherungsvertrag verbunden. Schon in der Ankündigung der Tripelallianz in der „Kölnischen Zeitung“ vom 27. Februar 1887 wird erwähnt, daß der Dreibund Italien auch im Falle eines russischen Angriffes auf Oesterreich zu keiner Hilfeleistung verpflichte. Im Oktober 1909 weilte der Zar in Racconigi. Die erste Balkankrise war eben vorüber. Der schier unüberbrückbare Interessenskonflikt Oesterreich-Ungarns und Rußlands hatte sich geoffenbart. So ruhig

sich die italienische Regierung verhalten hatte, die italienische Presse hatte der russischen im publizistischen Kampfe gegen die Annexion Bosniens und der Herzegowina stramm sekundiert. Die geflüsterte Vermeidung österreichischen Bodens durch den Zaren verstärkte den Eindruck, Rußland habe mit Italien unter Ausschluß Oesterreich-Ungarns Freundschaft geschlossen. Wahrscheinlich ist bei dieser Gelegenheit der vermutlich schon 1891 von Biers und Rudini geschlossene Rückversicherungsvertrag Italiens mit Rußland erneuert worden. Sein Inhalt ist unbekannt, richtet sich aber vermutlich gegen Expansionsgelüste Oesterreich-Ungarns auf dem Balkan.

In Deutschland hat eine gewisse Enttäuschung über die Neutralitätserklärung Italiens vielfach zur voreiligen Fällung eines etwas despektierlichen Urteils geführt. Da diese unvorsichtigen und materiell unberechtigten Neußerungen auch über die Alpen drangen, wurde die Arbeit der deutschen Diplomatie dadurch erschwert und der frühere Ministerpräsident Giolitti, der auch heute noch sich eines bestimmenden Einflusses auf die Entschlüsse der italienischen Regierungen erfreut, zu der folgenden sehr wichtigen Erklärung veranlaßt:

„Während des Balkankrieges, und zwar am 9. August 1913 — ungefähr ein Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges — erhielt ich in meiner Abwesenheit von Rom von meinem Kollegen di San Giuliano das folgende Telegramm: „Oesterreich hat uns und Deutschland von der Absicht verständigt, gegen Serbien aufzutreten, und erklärt diese Aktion für defensiv in der Hoffnung, daß der Bündnisfall des Dreibundes eingetreten sei, den ich aber nicht für gegeben erachte. Ich suche mit Deutschland zusammenzuarbeiten, um eine solche österreichische Aktion gegen Serbien zu verhindern, aber es kann eine unzweideutige Erklärung notwendig werden, daß wir eine solche Aktion nicht als defensiv betrachten und deshalb den Bündnisfall nicht für gegeben ansehen. Ich bitte nach Rom die Zustimmung zu telegraphieren.“ Ich antwortete: „Wenn Oesterreich gegen Serbien auftritt, so ist der Bündnisfall nicht gegeben, da es sich um keine Verteidigung handelt, weil niemand an einen Angriff denkt. Es ist nötig, das Oesterreich in der formellsten Weise zu erklären und Deutschland zu bewegen, Oesterreich von dem überaus gefährlichen Abenteuer abzuhalten.“ Die Neutralitätserklärung der Regierung steht daher in Uebereinstimmung mit den Präzedenzfällen der italienischen Politik und entspricht einer Auslegung des Bündnisvertrages, die bereits von unseren Verbündeten akzeptiert worden ist.“

Da sich auch Deutschland mit Frankreich und nicht Frankreich mit Deutschland als im Kriegszustand befindlich erklärt hat, ist Italien aller Verpflichtungen ledig. Es darf, ohne des Vertragsbruches geziehen werden zu können, ganz „dem heiligen nationalen Egoismus“ leben.

Eine andere Frage ist nur, was der nationale Egoismus der italienischen Regierung gebietet: eine Kräftigung des Landes im Frieden oder einen Abverzicht an den Tiroler Bergen. Die Interventionisten verlangen eine ausgiebige Grenzregulierung: die Stopfung des friaulischen Loches, durch das sich seit undenklichen Zeiten die Einfälle in die glücklichen Gefilde des Po wiederholt haben, den Uebergang des Trientiner Landes, das wie eine ungeheure Bastion gegen das italienische Tiefland vorspringt. Sie verlangen Triest, das ihnen nahe liegt und dessen Konkurrenz mit Venedig, der entthronten Königin der Adria, sie vielleicht im stillen fürchten. Sie

schätzen die Gefahr einer Russifizierung der Dardanellen gering und glauben die russische Expansion mit der Erreichung dieses ihres säkularen Zieles am Ende. Sie lassen für Rußland das Wort gelten, das Graf Andrássy von Oesterreich-Ungarn sprach: „Ein Pfund mehr, sei es Dreck oder Gold, bringt das Schiff zum Scheitern.“ Sie haben allem Ehrgeiz entsagt, im westlichen Mittelländischen Meer die Vorherrschaft Frankreichs zu brechen und finden es weniger riskant, die Stellung, die sich Italien durch seine Festsetzung in Balona und durch die Okkupation des Dodekanesos (zwölf Inseln im Ägäischen Meer) als Balkanmacht erworben hat, bequem auf Kosten der Türkei zu stärken. Gegen dieses Raisonement kommen natürlich die eifrigeren deutschen Zeitungsschreiber nicht auf, die mit herzlich wenig Wissen besser wissen, was die italienische Regierung zu tun habe, als die Italiener selbst. Der einzige ernste Gegner der Interventionisten ist die sozialdemokratische Partei, die die Heilung der schwärenden Wunden am italienischen Volkskörper, die Besserung der Lage des Landproletariats, die Hebung der Volksbildung, die Beseitigung der Auswanderung, die Aufhebung des furchtbaren Druckes des Militarismus und Marinismus für dringlicher hält als gefährliche weltpolitische Abenteuer. Sie verwirft die Kolonialpolitik, die die Misere des Landes konserviert, und findet, daß ein blühendes Kleinitalien stärker ist als ein ausgezogenes Groß-Italien. Mit bewunderungswürdigem Mute bietet sie den Erzeugnissen des Chauvinismus Trost.

## Die Einheit der Partei und die Gewerkschaften.

Von Adolf Braun.

Genosse Konrad Haenisch war an vielen inneren Parteidifferenzen beteiligt. Stets hat er ganz seinen Mann gestellt, immer ist er mit seiner vollen Persönlichkeit eingetreten für das, was er als richtig erkannt hat. An der Reinheit seiner Absichten, an der Unbeirrtheit seiner Handlungen durch persönliche Rücksichten und Interessen hat niemand zweifeln können, und wer es einmal getan haben sollte, hat sicherlich empfunden, daß er Haenisch unrecht getan hat. Es gibt wenige Parteigenossen, die so viele Sympathie für sich ganz absichtslos auslösen wie gerade Freund Haenisch. Ein Zug unbeabsichtigter Ritterlichkeit kennzeichnet sein Wesen, so auch in seiner Erklärung für Parabellum in der ersten Beilage des „Vorwärts“ vom 28. Februar 1915. In dieser Erklärung tritt er für einen angegriffenen Parteischriftsteller, der seinem gegenwärtigen Standpunkt auf das schroffste gegenübersteht, mit seinem Zeugnis in wärmster Weise ein. Er bringt wohl keine Beweise, ebensowenig wie für das entgegenstehende Urteil über Parabellum ein Beweis erbracht wurde, er erklärt als Ueberzeugung das, wovon er erfüllt ist. Das hat ihn immer gekennzeichnet, und sein Bekennermut hat immer selbst bei seinen politischen Gegnern früher oder später Sympathien ausgelöst.

Sympathien sind keine Argumente, Bekenntnisse sind keine Beweise, Zeugnisse können im besten Glauben abgegeben und doch falsch sein. Viel zu kompliziert und unübersichtlich sind die Bedingungen unseres Urteilens, um sie einfach mit unserem Zeugnis, unseren Wünschen oder mit unserem Bedauern klarstellen zu können. So ist es auch mit dem Schlußsatz der an-

gezogenen Erklärung von Freund Haenisch, der mit folgenden Worten beginnt:

Gerade weil wir, auf beiden Seiten wohl, allmählich zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß in der Sache selbst die Wahrscheinlichkeit einer Verständigung immer mehr schwindet . . .

Da ist klipp und klar gesagt, daß wir der Spaltung, ja vielleicht sogar der Zersplitterung der Partei ins Auge sehen müssen. Und das sagt Konrad Haenisch, dem doch die Einheit und Geschlossenheit des proletarischen Willens ein so wertvolles Gut ist, wie nur irgendeinem Parteigenossen. Würde ein anderer für diese Worte haftbar sein, wir wären versucht, ihn des Häßlichsten zu zeihen in ernstester Zeit: der Frivolität. Nichts liegt aber dem Wesen Haenischs ferner.

Und doch hat er es gesagt, ja niedergeschrieben in dem verbreitetsten sozialdemokratischen Tageblatte Europas, im Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie. Während wir alle, wenn vielleicht auch von ganz verschiedenen Erwägungen und Hoffnungen ausgehend und an ganz abweichende Bedingungen anknüpfend, die Einheit der deutschen Sozialdemokratie als eine Notwendigkeit bezeichnet haben für das Proletariat, für Deutschland, für die Stellung seiner Arbeiterklasse in der Internationale, für die letzten Ziele des Sozialismus wie für die Durchsetzung der Arbeiterinteressen in der Gegenwart, während wir alle so häufig betonten, daß jeder von uns bereit sein müsse, für die Einheit der Partei auch Opfer zu bringen, schreibt Konrad Haenisch diese Sätze nieder.

Die Einheit der Partei, die die deutsche Sozialdemokratie trotz der großen patriotischen Welle im Deutsch-Französischen Kriege, trotz der Schroftheit der damaligen Gegensätze während dieses Krieges gefunden hat, die Einheit, die seit 1875 eine 40jährige Tatsache von größtem Gewichte in der deutschen Politik und in der Internationale der Arbeiter war, sie ist, wie wir hoffen, nicht zu erschüttern durch die während dieses Krieges begreiflicherweise oft wechselnden Stimmungen und auftauchenden Unsicherheiten. Im Sturmwind, unter Blitz und Donner, wenn die Erde immer wieder von neuem bebt, wird kein Baumeister Pläne entwerfen oder gar Fundamente legen. Jeder Sturm hat sein Ende und jedem Beben folgt die Ruhe. Auf dem unsicheren Grunde, den die Kriegszeit immer wieder von neuem ändern kann, dürften am allerwenigsten die praktischen Politiker, wenn sie für dieses Wort mehr mitbringen als ihre eigene Hochschätzung, keinen neuen Bau errichten. Es handelt sich in letzter Linie bei der Neugestaltung der Partei, bei der Durchsetzung neuer Richtlinien und gar bei der Aufgabe der 40jährigen Einheit nicht um die Anschauungen der im Vordergrund der Arbeiterbewegung stehenden Abgeordneten, Journalisten, Parteisekretäre und Gewerkschaftsbeamten. Es ist das jetzt mehr als je ein Problem der Massen, deren Stimmung niemals schwerer zu beurteilen war als gegenwärtig, und deren Standpunkt heute durchaus nicht als festgelegt erachtet werden kann, weil nicht alle Möglichkeiten des Krieges und noch weniger alle Möglichkeiten des Friedens und am allerwenigsten die Möglichkeiten der Arbeiterbewegung unter den unbekanntem Voraussetzungen eines kommenden Friedens voranzusehen und abzuwägen sind.

Sehr viele heute Geist und Tinte sprühende Genossen erwägen ununterbrochen Möglichkeiten und bauen auf diese Möglichkeiten luftige Zukunfts-

bauten von künftigen Parteigestaltungen und Arbeitersicherungen. Mit der Phantasie dieser Genossen zu wetteifern, liegt niemand ferner als mir. Der Möglichkeiten gibt es gar zu viele, ich fürchte mich zu verirren in diesem Urwald. Ich gehe lieber den freilich weniger romantischen Weg der Notwendigkeiten. Der Notwendigkeiten für die Einheit der Partei gibt es aber sehr viele, niemals mehr als in unserem Zeitalter höchster Konzentration und gewaltigster Massenerscheinungen. Ich möchte nur e i n e dieser Notwendigkeiten klar herausarbeiten.

Knapp vor Beginn des Weltkrieges habe ich ein kleines Schriftchen veröffentlicht: „Gewerkschaften und Sozialdemokratie“.<sup>1</sup> Es hat nur Beifall ausgelöst; in der „Neuen Zeit“ hat Genosse Hugo Heinemann, der nun von Optimismus überströmt, die freundlichsten Worte für meine Ausführungen gefunden. Die vollständige Wesensverschiedenheit von Sozialdemokratie und Gewerkschaften zu zeigen und andererseits doch darauf hinzuweisen, daß die Sozialdemokratie ohne Gewerkschaften nicht bestehen könnte, daß die Gewerkschaften der Ergänzung durch die Sozialdemokratie bedürfen, daß Sozialdemokratie und Gewerkschaften in gleicher Weise Notwendigkeiten für die Arbeiter sind und bleiben, das war der Zweck dieser Schrift, der von den Gewerkschaften anerkannt und begrüßt wurde. Für jeden Leser und für die zahlreichen Besteller dieser Schrift aus dem Kreise der Gewerkschaften war es aber klar, daß Gewerkschaften und Partei zwar wesensverschieden sind, aber doch in den Köpfen der Arbeiter eine notwendige Einheit bilden. Aus dieser Tatsache folgt aber auch ein großes Interesse der Gewerkschaften an der Einheit und Geschlossenheit der Partei.

Es ist vielleicht nicht unangebracht, im Gegensatz zu Freund Haenischs Meinung, die ja doch nur die Meinung eines einzelnen ist, die Interessen der Gewerkschaften an der Einheit und Geschlossenheit der Partei deutlich zu umschreiben. Es ist dies sicherlich wichtig für die den Gewerkschaften fernstehenden Genossen und auch für die Gegner der Arbeiterbewegung, die sich in diesen Wochen so manchen vermutlich falschen Erwartungen hingeben über die Gewerkschaftsorganisationen und über die in ihnen vereinigten Arbeitermassen. Ist für uns nichts notwendiger als die Einheit der Partei, so erscheint die Anführung von Gründen, die für diese Notwendigkeit sprechen, vielleicht bei diesem oder jenem überflüssig, sie ist aber doch für manche Pessimisten auf der einen Seite, für manche Missionäre auf der anderen Seite nicht ganz unwichtig.

Als vor 1875 die Partei zur Einheit drängte, da waren es neben den allgemeinen Interessen der Arbeiterbewegung in ganz erheblichem Maße auch gewerkschaftliche Interessen, die auf die dieser Einheit Widerstrebenden einen starken Druck ausübten. Mannigfache Gründe haben die vollständige Kampfunfähigkeit der Gewerkschaften in den ersten 1870er Jahren erklärt. Vor allem fühlten sich die Gewerkschaften in hohem Maße innerlich schwach und nach außen ohne jede Agitationskraft, weil sie ebenso wie die Partei in Lassalleaner und Eisenacher gespalten waren. Bei den mannigfachen Zusammenhängen, die trotz strengster Scheidung der Verwaltungen und Entschließungsbedingungen in Partei und Gewerkschaft in Deutschland bestehen, wäre eine Spaltung oder gar eine Zersplitterung der Partei für die Gewerkschaften ein gar nicht auszudenkendes Verhängnis. Von dem einzelnen Ar-

<sup>1</sup> Berlin 1914, Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiterverbandes, G. m. b. H.

beiter und der einzelnen Arbeiterin, die gleichzeitig Parteimitglieder und gewerkschaftlich organisiert sind, bis zu den Reichstags- und Landtagsabgeordneten der Sozialdemokratie, die gleichzeitig Zentralvorsitzende oder Bezirksbeamte der großen Gewerkschaften sind, besteht die innigste Verflechtung der gewerkschaftlichen und politischen Personentreife.

So groß das Interesse an der Einheit der Partei für sie selbst ist, so gewaltig ist es für die Geschlossenheit der Gewerkschaften. Es hieße die Augen vor nur zu deutlichen Gefahren verschließen, wollte man annehmen, daß die Gewerkschaften, deren Mitglieder so stark verknüpft sind mit dem Schicksal und mit den Hoffnungen, aber doch auch mit den Personen der politischen Organisation, nicht schwer leiden und erschüttert würden durch die tiefen persönlichen Entfremdungen, die eine Spaltung der Partei für sie im Gefolge haben müssen. Je unklarer die wirtschaftlichen Voraussetzungen gewerkschaftlichen Wirkens nach dem vielleicht noch fernen Friedensschluß sein werden, desto mehr haben die Gewerkschaften das lebhafteste Interesse, alle innerhalb ihres eigenen Wirkens ausdenkbaren Möglichkeiten eigener Schwächung vollkommen auszuschalten.

Um die in diesen Kriegszeiten so leicht auftauchenden Mißverständnisse schon im Keime zu ersticken, möchte ich unterstreichen, daß ich sehr viele wirtschaftliche Wahrscheinlichkeiten sehe für die kräftige Zusammenschweifung heute sich sehr fremd in unseren Reihen gegenüberstehender Gruppen. Aber ich erkenne andererseits nicht die Gefahr, daß Uebereifrige momentane Stimmungen und Strömungen innerhalb der Arbeiterklasse als dauernde Richtlinien festzuhalten suchen. Wer das versucht, es kann das sicherlich auch mit den besten Absichten geschehen, der stößt auf eine weitgehende Mannigfaltigkeit der Anschauungen innerhalb der organisierten Arbeiterschaft. Wer alles kristallisieren und festhalten wollte, was in diesen Sturmeszeiten als letzte und unbestreitbare Weisheit vorgetragen oder auch nur geglaubt wird, erschreckt davor, wie weit die scheinbar in der Gegenwart völlig unvereinbaren und für die Zukunft dauernd trennenden Ansichten auseinandergehen. Dieser Reichtum von Zukunftsbildern und Gegenwartsillusionen erwächst aus der Unmöglichkeit der Wertung der verschiedenartigsten Voraussetzungen für die Zukunft. Diese Unmöglichkeit hat ihre Wurzel nicht in nüchternen wirtschaftlichen Betrachtungen, sondern in dem freien Spiel mehr oder minder ungehemmter Hoffnungen. Je unklarer das Ende des Krieges und die Wirtschaftsgestaltung im kommenden Frieden ist, desto schwerer lassen sich die widerlegen, die von der festen Fundamentierung ihrer Luftschlösser überzeugt sind.

Für die Gewerkschaften, die ja wirtschaftliche Organisationen stets waren und auch bleiben sollen, ist die nüchterne wirtschaftliche Erwägung Lebensbedingung. Diese läßt aber keinen Zweifel daran aufkommen, daß in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung eine Gegensätzlichkeit von Interessen der Arbeiter und der Unternehmer über den Inhalt des Arbeitsvertrags, über Lohnhöhe und Lohnberechnung, über das Verhältnis von Lohn und Arbeitsleistung, über die Beeinflussung des Arbeitsvertrags durch die gewerkschaftliche Organisation, über die Wirkung der kollektiven Vertragschließung, über die Ungebundenheit der gewerkschaftlichen Organisation und über viele andere hiermit zusammenhängende Fragen bestehen bleiben muß. Zur Ausgleichung dieser Gegensätze im Sinne der Arbeiter ist die Geschlossenheit des

Arbeiterwillens, die Konzentration der beruflich gruppierten Arbeiter in Gewerkschaften unbedingt notwendig. Infolge des Nebeneinanderbestehens konkurrierender Gewerkschaftsorganisationen in Deutschland, und infolge der noch ungenügenden Konzentration zu weit ausgreifenden Industrieverbänden haben wir ohnedies noch mancherlei Hindernisse zu überwinden, bis es uns gelingt, den Arbeiterwillen dem Unternehmer gegenüber in voller Stärke in Erscheinung treten zu lassen. Je mehr wir uns dieser Notwendigkeit bewußt werden, desto mehr müssen die Einsichtigen alles vermeiden, was die Einheit der Gewerkschaftsbewegung in Frage stellen könnte, deren Bedeutung für den Befreiungskampf der Arbeiterklasse gar nicht hoch genug gewertet werden kann. Schon um deswillen müssen wir die Schroftheit und Unverföhnlichkeit der gegenwärtigen Parteierörterungen und gar jene Auffassung auf das lebhafteste bedauern, der Freund Haenisch in den eingangs dieses Artikels zitierten Worten Ausdruck verliehen hat.

Wenn seit 1868 Partei und Gewerkschaft für die Aufklärung der Arbeitermassen gewirkt haben, wenn sich immer wieder bei uns die Ueberzeugung erneut gebildet hat, daß die Gewerkschaften die Partei als Ergänzung, die Partei aber in gleichem Sinne die Gewerkschaften benötigen, dann muß man über alle Maßen bedenklich werden, wenn die Einheit der Partei als ein kaum dauernd zu erhaltendes Gut der Arbeiterklasse bezeichnet wird. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß die Einheit der Partei, so sehr ich ihre Gefährdung auf das tiefste beklagen müßte, für die politische Arbeiterbewegung noch immer leichter zu entbehren wäre als für die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung. Ueber kurz oder lang würde sich eine gespaltene Partei infolge der Gegensätzlichkeit der bürgerlichen Parteien gegen die proletarischen Wünsche doch wieder zusammensinden. Es ginge dabei manches verloren, aber doch weit weniger, als das bei den Gewerkschaften der Fall wäre. Eine Gegensätzlichkeit von Gewerkschaftsgruppen muß, vor allem in der Zeit des Erwachens dieser Gegensätzlichkeit, zu einer ebenso starken inneren Schwächung des gewerkschaftlichen Arbeiterwillens wie zur Stärkung des Unternehmerwillens führen. Für die Gewerkschaften wird die Zeit nach dem Friedensschlusse vor allem der Verteidigung ihrer Errungenschaften aus der Zeit vor dem Weltkriege gewidmet sein. In dieser Zeit wäre nichts unerträglicher für die Arbeiter, nichts erwünschter für die Unternehmer als Uneinigkeit und Mißtrauen zwischen Gewerkschaftsplütern, die an Stelle bisheriger Gewerkschaftseinheiten treten würden.

Da eine Spaltung oder gar eine Zersplitterung der Partei die Gewerkschaften in Mitleidenschaft ziehen muß, so schlägt alles, was den zum Teil sehr überflüssigen inneren Erörterungen während dieser Kriegszeit neue Anfachung schafft, zur Schädigung der Gewerkschaften aus. Ja, ich glaube, daß so sehr uns allen die Einheit und die Geschlossenheit der Partei am Herzen zu liegen hat, doch niemand mehr als die Gewerkschaften in letzter Linie zu leiden haben werden durch die Förderung und gar durch die Vergiftung der meines Erachtens soweit nicht unnötigen, zumeist verfrühten Parteidiskussionen.

Es mag gute Genossen geben, die diese Diskussion für unausschießbar gehalten haben. Alle Versuche, mich davon zu überzeugen, waren vergeblich. Nun kann man aber gegen die Tatsache der bisherigen Diskussionen wie ja überhaupt gegen Tatsachen nicht ankämpfen. Wohl aber könnten wir alle in

der politischen Partei wie in der Gewerkschaftsbewegung, die, wenn auch nicht vielleicht alle von der Fruchtlosigkeit, so doch von der Gefahr der während der Kriegszeit nicht zu erledigenden Diskussion überzeugt sind, bei allen uns nahestehenden Genossen dahin wirken, daß diese Erörterungen nicht weitergesponnen werden.

Ich, der ich vielleicht zu wenig politisch und desto mehr ökonomisch denke, rechne mit schweren wirtschaftlichen Sorgen, wenn der Krieg zu Ende sein wird. Falls ich recht habe — niemand wäre froher als ich, wenn das nicht der Fall sein sollte —, dann würde ein großer Teil dieser Sorgen von den Arbeitern zu tragen sein. Hat der französische Syndikalismus, der sich ja gerade in diesen Kriegzeiten weit weniger widerstandsfähig erwiesen hat als die Gewerkschaften in Deutschland, eine seiner stärksten Wurzeln in enttäuschten Hoffnungen der Arbeiterschaft, so wollten wir alles daransetzen, von der deutschen Arbeiterklasse die Gefahr syndikalistischer Politik selbst einer nur kleinen Gruppe in den Gewerkschaften abzuhalten. Besteht die Gefahr der Zersplitterung der Partei, dann müssen wir auch mit der Gefahr der Verbreitung syndikalistischer Gedankengänge innerhalb der deutschen Gewerkschaften rechnen.

Die Arbeitsteilung von Partei und Gewerkschaften hat sich als ein großer Vorteil in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung erwiesen. An dieser Arbeitsteilung festzuhalten, aber auch für die Kraft und Geschlossenheit, auch für die Eigenart und Selbständigkeit jeder einzelnen Richtung innerhalb der Arbeiterbewegung dauernd auf dem Posten zu stehen, gebietet uns das Gesamtinteresse der größten Arbeiterbewegung der Welt, der ein dienendes Glied sein zu dürfen unser aller Stolz sein soll.

## Die Probe auf das Exempel.

Von Otto Hue.

Am gleichen Tage, an dem im Preußischen Landtag sämtliche Fraktionsredner den außerordentlichen Leistungen der Preußisch-hessischen Staatseisenbahnverwaltung das höchste Lob spendeten und Genosse *Leinert* dies unterstrich, beiläufig aber auch daran erinnerte, welche großen Widerstände sich seinerzeit der Eisenbahnverstaatlichung entgegenstemmt hatten, wurde im Hause der neueste Geschäftsbericht einer anderen, immer noch vielumstrittenen Staatsbetriebsverwaltung verteilt. Der Bergwerksminister legte Rechenschaft ab über die Betriebsergebnisse der fiskalischen Gruben, Salinen und Hütten.<sup>1</sup> Der Bericht kam diesmal wegen der alles andere in den Hintergrund drängenden Kriegsnotwendigkeiten später als sonst heraus, konnte darum von uns bei der Etatsberatung nicht mehr berücksichtigt werden. Schade! Denn die Besprechung hätte leicht den Nachweis einer guten Rentabilität des Staatsbergbaus feststellen und den Gegnern der Bergbauverstaatlichung, ganz gleich, wo sie stehen, die Hinfälligkeit ihrer wichtigsten Argumente nachweisen können.

<sup>1</sup> Betriebsbericht der preußischen Bergverwaltung für das Rechnungsjahr 1913. Drucksache Nr. 695 des Hauses der Abgeordneten. 22. Legislaturperiode, II. Session 1914/15.

Von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der preußisch-fiskalischen Bergwerks-, Salinen- und Hüttenbetriebe mögen zunächst folgende Angaben reden: 60 Werke, darunter 23 Steinkohlengruben, waren 1913 (wie 1912) im Betrieb. Beschäftigt wurden zusammen 109 791 (1912: 105 562) Personen, wovon 96 595 (92 436) auf die Steinkohlengruben kamen. Die Steinkohlenförderung stieg von 23,35 auf 25,17 Millionen Tonnen, umfaßte damit bereits rund 14 Proz. der preußischen Steinkohlenförderung überhaupt. Ferner wurden über 2 Millionen Tonnen Koks, über 900 000 Tonnen Kalisalze, über 350 000 Tonnen Braunkohlen, rund 137 000 Tonnen Siedesalz, fast 200 000 Tonnen Erze usw., außerdem auch erhebliche Mengen wertvoller Nebenprodukte bei der Verkokung und der Rohsalzaufbereitung gewonnen.

Der Wert der Bergwerksförderung belief sich auf 316 451 438 Mark, der der aufbereiteten und verarbeiteten Produkte auf 98 539 013 Mk. Die rohe Wertsumme hat sich gegen 1912 um mehr als 47 Millionen Mark erhöht. In dem Betriebsbericht wird einleitend gesagt, das Jahr 1912 habe „den Höhepunkt der seit 1910 beobachteten Aufwärtsbewegung des Wirtschaftslebens“ dargestellt, während das Jahr 1913 „im allgemeinen eine Verschlechterung der Marktlage“ gezeigt habe. Diejenigen unter uns, die das Jahr 1912 als das günstigste Wirtschaftsjahr seit 1910 bezeichnet haben, beurteilten demnach die Sachlage richtig.

Ein Blick auf die für 1913 veröffentlichten Bilanzen der privaten Bergwerks- und Hüttengeellschaften zeigt bei fast allen einen Rückgang der Roh- und Reinerträge. Demgegenüber kann der Fiskus mit einer bedeutenden Zunahme seines Betriebsertrages aufwarten. Zeugt das etwa für die von den Gegnern der Staatsbetriebe behaupteten „Unrentabilität“ dieser Anlagen, oder für die „Unfähigkeit der schwerfälligen Fiskalverwaltung“, einen rationellen Betrieb zu führen? Ganz gewiß nicht.

Der bilanzmäßige Reingewinn stieg auf 54,6 Millionen Mark gleich 11,8 Prozent des buchmäßigen Anlage- und Betriebskapitals. Ueber diese Bilanzierung müssen einige erläuternde Worte gesagt werden.

Das angegebene Anlage- und Betriebskapital setzt sich zusammen aus 275,5 Millionen Mark „eigenes Vermögen“ und 186,86 Millionen Mark „Bergwerksschuld“. Von dieser Schuld entfallen allein über 130¼ Millionen Mark auf die von privaten Vorbesitzern gekauften Schächte und Felder im Bezirk *Recklinghausen*, ferner 27,6 Millionen Mark auf das ebenfalls von privaten Vorbesitzern gekaufte Kalisalzwerk *Wienenburg* bei *Goslar*. Abgesehen von den Verkäufern herrscht wohl allgemein die Meinung, daß der Fiskus jene Anlagen und Felder zu Apothekerpreisen erworben hat. Auch Dr. *Wilhelm Herring*<sup>2</sup>, der, wenn er auch kein hartnäckiger Gegner der Bergwerksverstaatlichung ist, doch gegen sie mehrere der bekannten Einwände erhebt, schreibt, der vom Fiskus für die nordwestfälischen Kohlenfelder gezahlte Preis „stand in gar keinem Verhältnis zu den von privater Seite für ihre Erwerbung aufgewandten Kosten“. (Seite 37 a. a. D.) Während sonst der Fiskus die Bergwerkserweiterung aus laufen-

<sup>2</sup> Das Problem der Verstaatlichung des preußischen Steinkohlenbergbaues. Verlag von G. Fischer, Jena 1914. — Eine sehr beachtenswerte Arbeit.

den Mitteln (Betriebsüberschüsse) bestritt, sah er sich beim Ankauf von Bienenburg und den westfälischen Feldern genötigt, Anleihen aufzunehmen. Daher entstand die genannte Bergwerksschuld, die man ruhig als eine starke Ubertapitalisierung der betreffenden Anlagen bezeichnen darf. Diese Tatsache ist selbstredend auch bei der Beurteilung des Betriebsertrages, wenn er in Prozenten vom aufgewandten Anlage- und Betriebskapital ausgedrückt wird, in Betracht zu ziehen. Die Art jener Erwerbungen durch den Fiskus lehrt uns, wie die Bergbauverstaatlichung nicht vor sich gehen darf.

Hinzu kommt, daß sich bei dem weiteren Ausbau der westfälischen Schächte gewisse „tektonische Schwierigkeiten“ herausstellten, von denen die Sage geht, sie seien den Vorbesitzern wohlbekannt gewesen. Diese Schwierigkeiten störten die normale Entwicklung der Förderung, verminderten darum auch den Betriebsertrag. Weiter entstand vor etwa drei Jahren in dem westfälischen Walthropshacht ein kolossaler Wasserdurchbruch, der den Förderbetrieb jahrelang stilllegte; es konnten dort 1912 erst wieder nur 6680, lehtjährig noch nicht mehr als 226 370 Tonnen gewonnen werden. Diese Anlage erforderte deswegen allein Millionenzuschüsse. Sodann wurde die Rentabilität der Betriebe erheblich beeinträchtigt durch die andauernde Vermehrung von Fördereschächten in der Kalisalzindustrie. Der fiskalische Bericht sagt dazu: „Die Förderung an Kalisalzen hat die des Vorjahres nicht ganz erreicht, da durch den Hinzutritt neuer Kaliwerke zum Kalisyndikat (dem auch der Fiskus angehört) die Beteiligungsziffer der beiden (fiskalischen) Werke am Kaliabsatz zurückging — besonders an Rainit und Sylvinit — und die ihnen seit dem 1. Januar 1912 überwiesenen höheren Anteile wieder schmälerte.“ Mithin bewirkte die wilde privatkapitalistische Spekulation in einer an sich außerordentlich überschußreichen Industrie ebenfalls — auch früher schon — eine erhebliche Schmälerung des fiskalischen Betriebsgewinnes, was gleichbedeutend ist mit einer Schädigung der Staatsfinanzen. Nun rächt sich die Ablehnung der auf die Aufhebung der privaten Bergbaufreiheit auf Kalisalze hinzielenden Vorschläge der Regierung durch den Landtag vor einem Jahrzehnt.

Schließlich ist zu berücksichtigen, daß sich unter den fiskalischen Montanwerken auch eine Reihe solcher befinden, die infolge ihrer ungünstigen geographischen Lage (z. B. im Harzgebirge), der aus natürlichen Gründen geringen Reichhaltigkeit ihrer Förderung (kleine Eisenerzgeren usw.), oder wegen technischer Rückständigkeit gegenüber den modernsten Konkurrenzwerken (Eisenhütten), nur einen sehr geringen oder gar keinen Uberschuß liefern. Sie werden meistens im Interesse der vorwiegend dort altansässigen Arbeiter weiterbetrieben; aber es gibt auch Betriebsjahre, in denen — wie zuletzt namentlich die Metallhütten — diese Anlagen eine gute Kapitalverzinsung eintragen. Wir sehen es als einen gemeinnützigen Vorteil einer großen fiskalischen Betriebsverwaltung an, daß sie auch minderrentable oder zeitweilig ganz unrentable Anlagen aufrechterhalten kann. Auch unter den staatlichen Eisenbahnlinien sind solche, die mit Zuschüssen arbeiten.

Benutzen wir nun die offiziellen Angaben, um den ertragswirtschaftlichen Charakter der Betriebe festzustellen. Wir vergleichen zunächst die Betriebsüberschüsse summarisch mit den ordentlichen Einnahmen. Dabei müssen wir uns auf die Jahre 1913 und 1912 beschränken, da für diese Zeit eine von der früheren abweichende, sich mehr an die privatwirtschaftlichen

Bilanzen anlehrende Rechnungslegung erfolgt ist. Es betrug die ordentlichen

	Einnahmen Mark	Betriebsüberschüsse	
		tatsächlich Mark	veranschlagt Mark
1912 . . . . .	334 457 066	50 491 217	27 797 783
1913 . . . . .	386 085 849	57 106 692	41 552 001

Demnach belief sich der letztjährig, in einem Jahre niedergehender Konjunktur, erzielte Rohüberschuß auf über 14 Prozent von den ordentlichen Einnahmen. Dabei sind von diesem Rohüberschuß bereits über 10 Millionen Mark zur Dotierung des Zentralfonds (Ruhegehälter, Gewinnanteile der höheren Betriebsleiter usw.) und für Zinsen und Schuldentilgung in Abzug gebracht; ferner gingen zirka 1,3 Millionen Mark ab als Zuschüsse für diesmal unrentable Anlagen.

Den relativ höchsten Rohertrag lieferten 1913 mit 7 820 525 Mark Ueberschuß von 19 846 380 Mark ordentlichen Einnahmen die Kalibergwerke, obgleich aus dem angegebenen Grunde ihre Leistungsfähigkeit lange nicht voll ausgenutzt werden konnte. Aus den Metallhütten konnten bei 26 452 966 Mark Einnahmen 4 296 299 Mark Ueberschuß erzielt werden. Die Steinkohlengruben erbrachten bei 305 141 320 Mark Einnahmen einen Ueberschuß von 50 696 072 Mark, 11 903 272 Mark mehr als veranschlagt war. Gewiß eine sehr gute Rentabilität!

Noch imponanterer Rentabilitätsziffern werden offenbar, wenn man die Ergebnisse der mehr oder weniger ständig im normalen Betrieb gewesenen großen Anlagen, d. h. der ohne außerordentlich hohe Zuschüsse für Erweiterungen betriebenen, betrachtet. Für 1913 sind ausgewiesen an

Steinkohlenwerke	Ordentliche Einnahmen Mark	Betriebs- überschüsse Mark	Mehr gegen den Veranschlag Mark
Rönig, D.-Schl. . . . .	27 167 258	8 092 523	826 523
Rönigin Luise, D.-Schl. . . . .	22 942 913	5 938 897	2 333 897
Bielschowitz, D.-Schl. . . . .	15 532 246	4 257 978	1 956 478
Glöbbed, Westf. . . . .	28 222 208	4 778 082	—
Buer, Westf. . . . .	28 814 673	5 912 823	—
Reden, Saar . . . . .	21 708 075	4 854 942	2 360 162
Heintz, Saar . . . . .	19 517 977	5 033 739	619 339
<b>Kalifalzbergwerke</b>			
Stahfurt und Bleicherode . . . . .	14 477 392	5 758 672	1 702 672
Wienenburg . . . . .	5 368 988	2 061 853	32 853

Wenn die Gegner der Bergwerksverstaatlichung Vergleiche zwischen den Erträgen der fiskalischen und der privaten Betriebe anstellen, so werden von letzteren in der Regel die bestsituierten herausgegriffen. Unsere Tabelle beweist, daß die besten Fiskalwerke mit so außerordentlich hohen Ueberschüssen arbeiten, daß sie keinen Vergleich zu scheuen brauchen.

Stellt man die bilanzmäßigen Reinüberschüsse in Beziehung zu dem buchmäßigen Anlage- und Betriebskapital, so ergibt sich (in runden Summen) folgendes:

	1913	1912	1911
	in Millionen Mark		
Anlage- und Betriebskapital . . . . .	462,4	426	400,2
Reingewinn . . . . .	54,6	46,2	23,4
vom Kapital . . . . .	11,8 %	10,8 %	5,9 %
Abgeliefert an die Staatskasse . . . . .	35,1	32,2	22,5
vom Kapital . . . . .	7,6 %	7,5 %	5,6 %

Wir sehen trotz der starken Ueberschuldung der angekauften Werke und der verschlechterten Konjunktur im Jahre 1913 gegen 1911 eine Erhöhung des Reingewinns um 133 Prozent und eine glatte Verdoppelung der Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals. Nach stark erhöhten Ausgaben für Betriebserweiterungen, -verbesserungen und Abschreibungen wurden noch 35,1 Millionen Mark = 7,6 Prozent des zu verzinsenden Kapitals bar an die Generalstaatskasse abgeführt. Die Rente erhöhte sich sogar noch gegenüber der im Hochkonjunkturjahr 1912 erzielten, womit sich die fiskalischen den allerbestens fundierten privaten Gesellschaften in der deutschen Montanindustrie zur Seite stellten.

Außer den aus Anleihen gedeckten Extraausgaben für Betriebserweiterungen und -verbesserungen, Wohnungsherstellung usw., Ausgaben, die als Bergwerksschulden gebucht sind, verwandte die fiskalische Verwaltung für die gleichen Zwecke in den Jahren 1904 bis inkl. 1913 von den Betriebsüberschüssen 161 598 100 Mark! Die Privatgesellschaften erheben zur Deckung solcher Ausgaben regulär Anleihen oder fordern von den Augenbestizern bare Zuschüsse ein. Ferner werden von den fiskalischen Werksüberschüssen die bedeutenden Ausgaben bzw. Zuschüsse für die oberste Zentralverwaltung, die Oberbergämter, Bergakademien, Geologische Landesanstalt, Bergschulen, Berggewerbegerichte usw. bestritten. Für diese Zwecke sah der Etatsvoranschlag für 1913 rund 5 809 000, für 1914 rund 6 016 000 Mark vor; für 1915 sind 6 067 370 Mark angesetzt. Von diesen Ausgaben profitieren unmittelbar und mittelbar auch die Privatwerke, denn auch ihre technischen Beamten studieren an den hohen, mittleren und unteren Bergschulen, die Geologische Landesanstalt, die Oberbergämter und die Berginspektoren sind auch im Interesse der Privatwerke tätig.

Vor vier Jahren hat eine Sonderkommission des Preussischen Landtags lang und breit über die Frage der Rentabilität der fiskalischen Gruben verhandelt. Das Totalergebnis der Untersuchung war für den Staatsbetrieb nicht günstig, weil die Kommission einmal von Voraussetzungen ausging, die die Existenzbedingungen des fiskalischen Betriebes nicht gebührend würdigte, sodann die damalige, durch riesige Extraausgaben des Fiskus für Erwerbungen sehr ungünstig beeinflusste Rentabilität seiner Anlagen anscheinend als Normalzustand bewertete, den Umstand, daß der Bergwerksfiskus sich in außerordentlichen „Baujahren“ befand, nicht genug in Rechnung stellte. Auch die Jahre 1912 und 1913 sahen die Fiskalwerke, namentlich die sehr zukunftsreichen in Nordwestfalen, noch in starker Entwicklung; noch immer mußten hohe Zuschüsse, allein für den westfälischen Zwedelschacht 3 323 942 Mark in 1913, gezahlt werden. Und doch konnte für die beiden letzten Jahre der Fiskus schon sehr günstige Betriebsberichte abgeben, was insbesondere mit Rücksicht auf die allgemeine Konjunkturverschlechterung 1913 allen Zweiflern an der guten Rentabilität der Staatsbetriebe zur Revidierung ihrer Ansicht nötigen muß. Daß die Interessenten an der Privatbergbauwirtschaft auf ihren Widerspruch gegen den Staatsbetrieb beharren werden, versteht sich am Rande. Aber die fiskalische Bergwerksverwaltung, die in der Budgetkommission des Landtags so oft von privatwirtschaftlichen Wortführern der unrentablen Betriebsführung und des mangelnden kaufmännischen Geistes geziehen wurde, hat nun die Probe auf das Exempel gemacht. Und der Beweis, daß der Staatsbetrieb den Rentabilitätsvergleich

mit dem unter gleichen Bedingungen wirtschaftenden Privatbetrieb mindestens aushalten kann, dieser Beweis ist der Fiskalverwaltung vollauf gelungen.

Wobei noch ausdrücklich hervorgehoben werden soll, daß die fiskalischen Werke, was die Bezahlung der Arbeiter, die Vorkehrungen zum Schutz des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter anlangt, hinter den Privatwerken im gleichen Bezirk nicht zurückstehen, sondern ihnen tatsächlich nun oft überlegen sind.

## Deutschland und die Türkei.

Von Spectator.

Jetzt, nachdem die Türkei in den Krieg eingegriffen und die russische Regierung öffentlich erklärt hat, daß sie nach dem Besitz von Konstantinopel und der Meerengen strebt, ist es allen klar, daß der Kampf in der Hauptsache um die Vorherrschaft in Vorderasien geführt wird. Daher das lebhafteste Interesse an der Türkei und den vorderasiatischen Problemen. Der Büchermarkt wird mit Schriften über die deutsch-türkische Interessen- und Waffengemeinschaft geradezu überflutet. . . .

Als beste knappe Orientierung dient eine im Vorwärtsverlag als zweites Heft der Schriftenreihe „Mächte des Weltkrieges“ erschienene Arbeit des Genossen H. Cunow über **die Türkei und Aegypten** (Preis 30 Pfennig). Sie gibt eine zwar sehr knappe, aber durchaus das Wichtigste treffende Darstellung der geographisch-wirtschaftlichen, religiösen und politischen Probleme der Türkei. Gewiß ist hier eine Reihe von Fragen entweder ganz unberührt gelassen oder nur allgemein gestreift worden. Dies erklärt sich aber wohl durch die speziellen Verhältnisse, unter denen diese Arbeit erscheinen mußte. Nur einiges vermischen wir doch ungern. Die armenische Frage wird nicht berührt, bei der Darstellung des Kampfes der Mächte um die türkische Erbschaft werden deren imperialistische Bestrebungen nicht genügend hervorgehoben. Die Episode der deutsch-englischen Verständigung über die Türkei übergeht Genosse Cunow, obgleich sie meiner Ansicht nach für das Verständnis der folgenden Ereignisse sehr wichtig ist. Die vorderasiatischen Probleme werden noch lange die Weltpolitik beschäftigen, und diese kleine Schrift wird den Arbeitern dabei höchst willkommen sein.

Von den bürgerlichen Arbeiten über die Türkei, die seit dem Kriegsausbruch erschienen sind, möge hier bloß auf drei hingewiesen werden, die die Beziehungen des deutschen Imperialismus zu der Türkei beleuchten. Von Ernst Jäckh werden „politische Flugschriften“ unter dem allgemeinen Namen „Der deutsche Krieg“ bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin (zum Einzelpreis von 50 Pfennig), herausgegeben. Als drittes Heft dieser Schriftenreihe ist eine von Prof. C. H. Becker über **„Deutschland und der Islam“**, als 13. Heft eine von Dr. C. A. Schäfer über **„Deutsch-türkische Freundschaft“** und als 24. Heft eine Schrift von E. Jäckh über **„Die deutsch-türkische Waffengemeinschaft“** erschienen. Wie jetzt fast alle anderen Arbeiten über dasselbe Thema, bringen auch die Schriften Beckers und Jäckhs eigentlich nichts Neues. Schäfer gibt eine Zusammenfassung der materiellen Interessen Deutschlands in der Türkei und ist in dieser Beziehung recht interessant. Alle diese Schriften zeigen, wie sich die politischen Vorgänge der letzten Jahre in den Köpfen der Imperialisten abspiegeln.

Becker hat seine Schrift noch vor dem Eintritt der Türkei in den Krieg geschrieben und gleich richtig festgestellt, daß die orientalische Frage eine der zentralen Ideen dieses Krieges ist. Er, wie auch Jäckh, meinen, daß Ruß-

land die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen anstreben müsse, es habe daher zuerst die Frage der Beschützung der heiligen Stätten vorgeschoben und spiele heute im „Zeitalter der Rassen-theoretiker“ den Panflawismus im gleichen Sinne aus. Da die weltwirtschaftliche und weltpolitische Entwicklung Deutschland ebenfalls nach Konstantinopel geführt habe, so folge daraus der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland. Zur Bekräftigung dieser seiner Behauptung beruft sich Säch auf die bekannte „Kriegserklärung“ *Mitrosanoffs* in den „Preußischen Jahrbüchern“.

Die Imperialisten sind gewohnt, die wirtschaftlichen mit den machtpolitischen Interessen zu verwechseln. Dieselbe Täuschung tritt auch in Rußland hervor. Das Interesse Rußlands an den Meerengen beschränkt sich auf die freie Durchfahrt russischer Handelschiffe, was sich leicht erreichen ließe. Die herrschenden Klassen und die russische Bureaucratie wollen aber eine Machtposition im Mittelmeer erreichen. Darum handelt es sich in erster Linie und nicht um wirtschaftliche Fragen. . . .

Um ferner die Tatsache zu erklären, daß auch England an der Seite Rußlands kämpft, und um die Vermutung zu rechtfertigen, England werde die Besitzergreifung Konstantinopels durch Rußland ruhig hinnehmen, wird die These verfolgt, daß England seit 1907 (Abkommen mit Rußland über Persien) seine gegenüber Rußland feindliche Orientpolitik aufgegeben habe. Es genügt aber, auf die Abgrenzung der Einflußsphären in Persien zwischen diesen Staaten einen Blick zu werfen, um zu sehen, daß England zwar an Rußland die wirtschaftlich wichtigsten Provinzen Persiens ausgeliefert, es aber zugleich weit vom Meer ferngehalten hat. Nach wie vor suchte England, Rußland möglichst weit vom Meere abzu drängen, es hatte deshalb kürzlich der Türkei ihren asiatischen Besitz auf 40 Jahre gesichert. Auch mit Deutschland war, nachdem England *Rowitz* und die Kontrolle über die Endstrecke der Bagdadbahn erhalten hat, eine Verständigung möglich geworden. Die Interessen Deutschlands und Englands treffen sich in diesem Punkte, und wenn diese beiden Mächte trotzdem jetzt im Kriege stehen, so erklärt sich dies vielleicht daraus, daß, wie Rohrbach<sup>1</sup> sagt, „in der internationalen Politik nicht so sehr die wirklichen Ziele der Regierungen und Nationen maßgebend für das gegenseitige Verhältnis sind, sondern die Meinungen, die der eine Teil über die Absichten des andern hat. Die englische Meinung war jahrelang die, daß Deutschland den Angriff auf England vorbereite“. . . . Während nun nach den Balkankriegen und den langen darauffolgenden Verhandlungen in London dieser Verdacht sich zu legen begann, ist er durch die Umstände, unter denen der jetzige Krieg entstanden war, mit verstärkter Kraft wiederum aufgewacht.

Die Frage des Gegensatzes zwischen der englisch-türkischen und der russisch-türkischen Politik einerseits, der deutsch-türkischen andererseits kann nur gelöst werden, wenn man die geographischen Zusammenhänge berücksichtigt. Rußland grenzt unmittelbar an die Türkei und hofft, sich den größten Teil der türkischen Erbschaft schon jetzt sichern zu können. Der englische Imperialismus träumt von einem großen arabischen Reich, das die Brücke zwischen Indien und Ägypten bilden soll, wie dies schon Fr. List empfohlen hat. Deutschland wäre momentan bei einer Teilung der Türkei vielleicht leer ausgegangen, setzte daher dieser Widerstand entgegen.

Sehr hübsch charakterisiert *Ruedorffer*<sup>2</sup> die jetzige Politik der Staaten. Er schreibt:

„Wir leben in einer Zeit der Geduld und des Aufschubs. Die Nationen sind mit ihren Interessen so ineinander verwachsen, die einzelnen Teile der

<sup>1</sup> Der Krieg und die deutsche Politik, 1914, S. 85.

<sup>2</sup> „Grundzüge der Weltpolitik“, 1914, S. 226.

politischen Konstruktion der Welt so ineinander gefügt, daß nirgends eine größere Bewegung ausgeführt werden kann, ohne daß das ganze andere Gebäude auch in Bewegung geriete. Da indes, wenigstens solange die Konstellation des Nebeneinander dauert, keine Nation ein Interesse daran hat, das ganze Gebäude ins Wanken zu bringen und ein jeder ohne einen solchen Zusammenbruch noch zu viel zu gewinnen hat, um Gefahr laufen zu wollen, alles zu verlieren, werden wenigstens von den Großmächten heftige Bewegungen gemeinhin nach Möglichkeit vermieden. . . . Jede Nation sucht da und dort eine allmähliche Verschiebung der Lage zu ihren Gunsten. . . . Viele kleine, unmerkliche Vorteile sollen aneinandergereiht zusammen den Erfolg ergeben; die Verschiebung soll gleichsam erst wahrgenommen werden, wenn sie bereits erfolgt ist, nicht mehr oder nur mehr durch Gewalt rückgängig gemacht werden kann. Unter solchen Umständen geht die Politik darauf aus, die Anwendung von Gewalt nach Möglichkeit zu vermeiden oder den Entschluß dazu dem Gegner zuzuschreiben. . . ."

Das war tatsächlich die Politik der Großmächte der Türkei gegenüber. Daß sie gefährlich ist, zeigt der jetzige Krieg deutlich genug. . . . Deutschland hat in der Türkei allmählich bedeutende wirtschaftliche Interessen erworben; noch größer sind seine Perspektiven auf Gewinn. Jäch erinnert daran, daß schon zwischen Friedrich dem Großen und dem Sultan Mustafa ein Bund geschlossen wurde. Immerhin war das Interesse Deutschlands an der Türkei erst seit Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stärker hervorgetreten. Jetzt wissen wir, daß die bekannte Rede am Grabe Saladins 1898 keine Improvisation, sondern eine wohl-durchdachte Einleitung der deutschen Orientpolitik war. Damals waren die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Türkei immer noch gering; es handelte sich aber um die Erlangung der Konzession für die Bagdadbahn. Seitdem sind die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen diesen Staaten sehr rege geworden, vor allem ist der deutsche Kapitalexport dahin mächtig gestiegen. Wohl ein Viertel des türkischen Handels entfällt auf Deutschland; der deutsche Besitz an Staatspapieren beträgt ein Fünftel der türkischen Schuld; der Wert der deutschen Unternehmungen in der Türkei, der 1898 mit 225 Millionen Mark angenommen wurde, stellte sich 1907 auf 350 Millionen und soll, nach Schäfer, 1912 450 Millionen Mark betragen haben.

Abgesehen von dem Besitz an türkischen Eisenbahnen, kommt für das deutsche Kapital die Beteiligung an den türkischen Baumwollplantagen in Betracht. Der Baumwollbau ist rasch gestiegen, ebenso die deutsche Einfuhr aus der Türkei, wenngleich sie vorläufig noch wenig ins Gewicht fällt. Aber Mesopotamien verspricht, sich zu einem bedeutenden Baumwollproduzenten zu entwickeln. Auch an Erzen und Petroleumquellen ist Mesopotamien reich! Und nach einem siegreichen Krieg, meint Schäfer, wird man sich in die Ausbeutung dieser reichen Naturkräfte nicht mehr mit England teilen müssen. Deutschland allein müsse „der wirtschaftliche Erzieher der Türkei sein. . .“ Das Ziel der modernen Weltpolitik, meint Ruedorffer (ebenda Seite 198) „ist die wirtschaftliche Monopolstellung unter Verdrängung der Konkurrenz“. . . — Nicht Handelskonkurrenz, sondern Imperialismus.

---

### Notiz.

Der Außenhandel der Vereinigten Staaten von Nordamerika während der ersten Kriegsmonate wird durch die folgenden Tabellen veranschaulicht, die Charles F. Speare in der Februarnummer der amerikanischen „Review of Reviews“ mitteilt.

## Die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten betrug (in Dollar):

aus	1914				Summe in den vier Monaten	In den- selben Monaten 1913
	August	September	Oktober	November		
Belgien . . .	2 329 145	919 000	653 000	207 315	4 018 460	12 822 573
Dänemark . .	229 628	228 000	366 000	640 893	1 464 521	939 027
Deutschland . .	9 400 000	2 732 000	6 168 000	11 920 000	30 220 000	63 509 299
Frankreich . .	6 902 603	5 817 000	7 802 000	7 259 420	27 781 023	50 020 228
Griechenland .	147 057	206 000	597 000	685 000	1 635 000	1 424 128
Großbritannien	17 872 000	32 146 000	25 057 590	20 647 000	95 722 590	87 961 269
Italien . . .	3 445 000	3 658 000	5 627 000	4 858 000	17 588 000	17 311 641
Niederlande . .	3 446 042	5 134 000	2 942 000	2 944 000	14 466 000	11 185 018
Norwegen . . .	1 071 000	1 361 000	1 762 000	1 201 000	5 395 000	2 992 772
Oesterreich . .	880 506	119 000	362 000	1 173 655	2 538 161	6 377 618
Rußland . . .	740 000	137 000	54 000	10 277	941 277	6 947 586
Spanien . . .	1 608 000	1 242 000	2 553 000	2 412 000	7 815 000	9 157 893
Schweden . . .	614 000	666 000	1 292 000	1 576 000	4 148 000	3 970 658
Schweiz . . .	1 017 000	1 177 000	1 688 000	1 875 000	5 757 000	8 921 958
Argentinien . .	4 173 000	3 418 245	5 870 000	3 363 167	16 824 412	7 721 785
Brasilien . . .	5 094 000	5 553 000	8 885 000	8 627 000	28 159 000	32 459 878
Chile . . . .	1 207 000	2 104 000	2 238 000	2 286 000	7 835 000	8 086 940
Peru . . . .	1 263 000	752 000	765 000	999 594	3 779 594	3 807 509

## Die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten betrug:

nach	1914				Summe in den vier Monaten	In den- selben Monaten 1913
	August	September	Oktober	November		
Belgien . . .	432 527	747 000	446 000	121 816	1 747 343	24 540 428
Dänemark . . .	748 232	3 445 000	7 981 000	13 032 805	25 207 037	5 430 344
Deutschland . .	68 737	2 378	17 508	42 186	130 759	152 597 078
Frankreich . . .	7 420 000	19 008 000	17 037 000	20 864 579	64 269 579	74 607 999
Griechenland . .	435 999	3 224 000	66 000	1 089 186	5 423 185	312 283
Großbritannien	32 951 000	41 878 000	72 474 000	69 589 297	215 892 297	304 405 644
Italien . . . .	1 169 000	4 322 000	11 119 000	17 031 754	33 641 754	26 651 377
Niederlande . .	2 524 488	7 974 000	3 975 000	7 094 092	21 567 580	37 713 377
Norwegen . . .	1 077 259	2 990 000	4 134 000	3 770 820	11 972 079	3 435 428
Oesterreich . . .						6 744 504
Rußland . . . .	76 681	207 000	3 930 000	668 036	4 881 717	8 575 692
Spanien . . . .	1 090 000	3 209 000	2 422 000	3 170 439	9 891 439	12 253 602
Schweden . . . .	3 120 000	1 698 000	5 830 000	7 466 940	15 306 940	5 454 480
Schweiz . . . .	4 093	4 328	37 000	3 385	48 806	230 839
Argentinien . . .	971 129	3 054 986	1 683 693	1 207 350	6 917 150	19 572 733
Brasilien . . . .	1 604 000	2 817 000	1 362 000	1 691 030	7 474 030	12 160 698
Chile . . . .	596 000	462 000	1 369 168	700 000	3 127 168	5 569 217
Peru . . . .	500 000	237 000	387 588	350 000	1 474 588	2 332 500

In diesen Ziffern drückt sich ein bedeutungsvolles und interessantes Stück Kriegsgeschichte aus. Besonders bezeichnend sind die Angaben über den Verkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Deren Ausfuhr nach Deutschland hat in diesen ersten Monaten fast ganz aufgehört, sie sank von 152,6 Millionen auf

130 759 Dollar. Aber auch der Import deutscher Waren nach den Vereinigten Staaten hat stark abgenommen, er sank auf weniger als die Hälfte, von 63,5 auf 30 Millionen. Charakteristisch ist dabei die Bewegung in den einzelnen Monaten. Im August noch fast normale Importe, offenbar zum Teil infolge Anfunft von Schiffen, die vor der englischen Kriegserklärung den deutschen Häfen verlassen hatten, dann rapides Sinken im September und langsame Erholung bis November. Doch kommt in diesen Zahlen sicherlich nicht nur die Hemmung des deutschen Schiffsverkehrs zum Ausdruck, sondern auch die furchtbare Lähmung der deutschen Produktionsverhältnisse in der ersten Kriegszeit.

In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß auch die Ausfuhr Frankreichs, dessen Schifffahrt durch den Krieg kaum beeinträchtigt wurde, in den ersten Monaten fast die Hälfte seines Exports nach den Vereinigten Staaten verlor. Er sank von 50 auf nicht ganz 28 Millionen. Dabei kommt allerdings neben der Störung der französischen Produktion und des Eisenbahnverkehrs im Lande, der Befehung gerade der industriell wichtigsten Gebiete durch die deutschen Truppen, noch ein weiteres Moment stark in Betracht. Auch die amerikanische Volkswirtschaft hat besonders in der ersten Zeit des Krieges schwer gelitten, gerade die Luxusausgaben wurden daher vielfach eingeschränkt. Kein anderes Land aber liefert verhältnismäßig so viel Luxusartikel für den Weltmarkt wie Frankreich, dessen Industrie und Handel auch aus diesem Grunde vom Kriege besonders schwer getroffen werden. Während die deutsche Einfuhr nach den Vereinigten Staaten seit September rasch zunimmt, ist das bei der französischen nur in sehr geringem Maße der Fall.

Auffallend sind die Zahlen für den Handelsverkehr mit Großbritannien. Der Export der Vereinigten Staaten dahin sank von 304,4 Millionen Dollar im August bis November 1913 auf 216 Millionen in den gleichen Monaten des Jahres 1914. In der gleichen Zeit stieg aber der Import von 88 auf 95,7 Millionen. Diese Steigerung dürfte mit auf zwei Faktoren zurückzuführen sein, die die Bedeutung dieser Angaben einigermaßen verringern. Die allgemeine Teuerung sowohl in den kriegführenden als in den neutralen Staaten bewirkt, daß die Preise rascher gestiegen sind als die Warenmengen, eine Tatsache, die bei der Beurteilung der Aus- und Einfuhrzahlen überhaupt nicht außer acht gelassen werden darf. Die Warenmengen können sogar zurückgegangen sein, während die Gesamtpreise stiegen. Weiter aber dürften die englischen Schifffahrtslinien einen Teil des Handels der Neutralen übernommen haben, der früher von deutschen Schiffen bewältigt wurde. Geschieht dieser Transport mit Umladung in englischen Häfen, so können die betreffenden Güter leicht als englischer Export gebucht werden.

Im ganzen hat, wie Speare zeigt, auch der Außenhandel Großbritanniens stark abgenommen. Von August bis Dezember 1914 betrug die Ausfuhr 692,7 Millionen Dollar gegen 1146,2 Millionen in den gleichen Monaten 1913, also ein Verlust von 453,5 Millionen. Die Einfuhr war in derselben Zeit um 290 Millionen geringer als im Jahre vorher. Die Kreuzfahrt der „Emden“ hat nach Speare einen Rückgang der Einfuhr von Baumwollwaren nach Indien um 10 Millionen und einen Ausfall von 15 Millionen auf dem Gutemarkt von Kalkutta bewirkt.

Tatsächlich hat der Schiffsverkehr während der Kriegszeit überhaupt sehr gelitten, da die Frachtfäße sehr stark erhöht wurden. Dies geschah zum Teil infolge der erhöhten Versicherungsprämien, zum Teil aber infolge der starken Abnahme des verfügbaren Schiffsaderaums. Der deutsche Ueberseeverkehr hat aufgehört. Bekanntlich sind die deutschen Schiffe jetzt von der offenen See ferngehalten. Ueberdies ist aber auch ein beträchtlicher Teil der englischen Handelsflotte durch Militärtransporte in Anspruch genommen und dadurch dem Verkehr entzogen. Die Frachtfäße sind daher allgemein um 40 bis 200 Prozent gestiegen.

Während aber so der Frachtraum vermindert wurde, stieg der Bedarf an Schiffen für den Getreidetransport. Vom 1. Juli 1914 bis 15. Januar 1915 betrug

der Export von Weizen und Weizenmehl aus den Vereinigten Staaten 215 Millionen Bushel gegen 165 Millionen im gleichen Zeitraum des vorhergehenden Jahres. Die früher ganz geringe Ausfuhr von Roggen stieg um das Sechsfache auf 8 Millionen Bushel. Die Ausfuhr von Rohbaumwolle ging allerdings zurück von 5,6 Millionen auf 3 Millionen Ballen.

Von besonderem Interesse sind die Verhältnisse der Neutralen. Auch hier spiegeln sich die kriegerischen Ereignisse in besonderer Weise. Wenn z. B. der Export der Niederlande nach den Vereinigten Staaten gegenüber den betreffenden Monaten des Vorjahres um 3,3 Millionen gestiegen, der Import hingegen um mehr als 16 Millionen zurückgegangen ist, so kommt in diesen Zahlen einerseits zum Ausdruck, daß ein Teil des Handels, der früher über Deutschland oder Belgien ging, jetzt seinen Weg über holländische Häfen nimmt, daß aber andererseits die Einfuhr amerikanischer Waren nach den Niederlanden nicht nur unter den allgemeinen Erschwerungen des Seehandels leidet, sondern noch besonders durch die Formen des jetzigen Seekriegs behindert wird.

Ein besonders eigenartiges Bild zeigen die italienischen Importe aus den Vereinigten Staaten, die im August auf kaum mehr als eine Million Dollar zurückgegangen waren, im November aber schon mehr als 17 Millionen betragen, in diesen vier Monaten um 7 Millionen mehr als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese eigenartige Erscheinung mit der Sperrung der Dardanellen im Zusammenhang bringt, die Italien zwang, für die Getreideimporte aus Rußland Ersatz in Amerika zu suchen.

Ueberraschend wirken zunächst die Zahlen für die südamerikanischen Importe aus den Vereinigten Staaten. Gewiß haben die „Karlsruhe“ und das Geschwader des Admirals von Spee den Schiffsverkehr der südamerikanischen Republiken, der ja zum großen Teil durch Vermittlung englischer Dampfer geschieht, schwer geschädigt; aber die ungeheuren Ausfälle an Einfuhren (für Argentinien fast auf ein Drittel, für Brasilien, Chile und Peru fast auf die Hälfte) haben doch tiefere Ursachen. Speare hat mit seiner paradoxen Behauptung nicht so unrecht, daß das wirtschaftliche Leben eines Landes durch den Krieg um so mehr gestört wird, je weiter es von den Schlachtfeldern entfernt ist. Die Störungen der Handelswege, die Erschwerung des Schiffsverkehrs fallen mit voller Wucht auf jene fernen Länder, während ihre Produktion nicht wie die der kriegführenden Länder und der benachbarten Neutralen in den Kriegslieferungen einen wenigstens teilweisen Ersatz findet. G. E.

## Literarische Rundschau.

Karl Bröger, *Aus meiner Kriegszeit*. Gedichte. Verlag und Druck der Fränkischen Verlagsanstalt, Buchdruckerei G. m. b. H., Nürnberg 1915. 33 Seiten. Vorzugsausgabe 1 Mark, gewöhnliche Ausgabe 30 Pfennig.

„Kriegslieder schreiben,“ sagte der alte Goethe zu Eckermann, „und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bimal heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen.“ Was der Große, dem nur das Erlebnis zur Dichtung wurde, hier aussprach, bestätigte die ganze Kriegsliteratur der folgenden Jahrzehnte — wie pappen und papieren wirken die 1870er Reimereien eines Julius Wolff neben den blutfrischen, weil erlebten Versen Liliencrons! — und bestätigt heute jeder neue Tag. Was übrig bleiben wird von der ganzen Versflut, die der Weltkrieg entfesselt hat, läßt sich zusammenzählen, ohne daß man allzu hoch ins große Einmaleins hinaufzuklettern braucht. Das macht: die wenigsten Barde der Jahre 1914/15 schrieben, was ihnen das Herz abpreßte, nieder, während das Wiehern der Pferde von den feindlichen Vorposten in ihre larme Ruhe drang, sondern die meisten begeisterten sich im gutgeheizten Zimmer, im bequemen Schreibstisch, eine Havana

im Mundwinkel und Filzpariser an den Füßen, für das Loben des Nahgefechts und für den Tod im Schützengraben. Ob's sich deshalb um einen Winkelpoeten handelt, der im Lokalblättchen drauflosstümpert, ob um einen wildgewordenen Literaten, der seine Veier zu tobenden Haßgefängen strapaziert, was sie zusammenleimen und -reimen, bleibt Papier, Papier, Papier.

Von anderer Art sind, weil das große, erschütternde Erlebnis aus jeder ihrer Zeilen spricht, die Kriegsgedichte Karl Brögers, Redakteur an unserem Nürnberger Parteiblatt, ehe ihn die Mobilmachung aufrief, die Feder mit der Flinte zu vertauschen. Diese knappe, gedrungene und kraftvolle Lyrik verhält sich zu der Kriegspoesie vergangener Tage wie das rein sachliche Feldgrau zu dem schreienden Bunt überlebter Uniformen: mit wenigen Strichen gibt sie packendste Situationschilderung wie in der Darstellung des Nachgefechts:

Und die Maschine ohne Rast und Ruh:  
Taf-taf — als hämm're einer Särge zu . . .  
Scheinwerferlicht flammt auf; es sucht und sucht  
und findet wirre Haufen auf der Flucht.  
„Oh Camarades allemands!“ Mit Ach und Au  
Würgt einer sich zu Tod im Drahtverhau.

Ober prachtvoll bildhaft das Erwachen eines Schützengrabens beim Angriff des Feindes:

Aber nun schnellst auch die braune Schlange  
jäh aus der trügenden Ruhe auf.  
Ob ihrem welligen Rücken sträuben  
schwarze Rohre sich kreuz und quer;  
hundert metallene Mäuler stäuben  
eisernen Geifer rund umher.

Ober ans Herz greifend die wehmütige Stimmung eines Feldbegräbnisses:

Ein kurzes Köpfeneigen —  
Den Helm ab zum Gebet!  
Wer weiß, wie bald das Schweigen  
an unsrem Grabe steht.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sich in diesen Gedichten nirgends ein hurrabrüllender Talmi-Heroismus kundgibt, sondern daß sich nur schlichtes Heldentum darin mit schlichtem Menschentum verschwifert, und ganz ohne propagandistisch laute Nebenzwecke leuchtet durch Blut und Graus der Ausblick in eine bessere Zukunft durch.

Ein schwächtiges Bändchen ist es, das Brögers Gedichte in sich vereinigt, aber es ist durchaus geeignet, ihm viele und aufrichtige Freunde zu erwerben, und diese Freunde werden und dürfen nach solchen Erstlingen mehr von seinem ganz unschablonenhaften Talent erwarten.

Hermann Wendel.

**Die deutsche Industrie.** Festgabe zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. Dargebracht von Industriellen Deutschlands. Berlin, Verlagsbuchhandlung U. Weiß. 1913.

Wir werden nach dem Krieg mit einer Stärkung des Kapitalismus zu rechnen haben, mit einer Beschleunigung des Sieges für den Großbetrieb, mit einer machtvollen Entfaltung neuer kapitalistischer Energien. Der Krieg bedeutet für die wirtschaftlichen Unternehmungen einen Ausleseprozeß, und um diese Tatsachen festzustellen, wird es später notwendig sein, den Industrialismus zu fixieren, wie er bis zum Kriege gewesen ist. Das vorliegende Werk kann als Material für solche Forschungen dienen.

Es ist wohl so zusammengekommen, wie manche anderen Jubiläumsschriften dieser Art. Ein Verleger hat an Unternehmerorganisationen und Firmen ein

Rundschreiben ergehen lassen und zu „Beiträgen“ aufgefordert. Viele Firmen (die ganz großen sind augenscheinlich ferngeblieben) haben denn auch Beschreibungen ihrer Werke und ihres Fabrikationsgebietes eingeschickt. Daraus sind drei dicke Wälzer in großem Format entstanden. Die Mitteilungen der Firmen über ihre eigenen Unternehmungen sind nicht so überwältigend, in vielen Fällen ist der Reklamewerk ziemlich notdürftig verborgen. Besser aber sind zu fast allen wichtigen Industriegruppen die einseitigen Abhandlungen. Der Verlag hat für jedes Thema die geeigneten Fachleute zusammengetrommelt, häufig nehmen die Verbandssekretäre der industriellen Organisationen dazu selbst das Wort; für diese Einzelarbeiten über die verschiedenen Spezialindustriezweige ist zum Teil sehr instruktives Tatsachenmaterial verarbeitet worden.

Der erste Band enthält ferner ein paar größere Abhandlungen über allgemeine Industriefragen, und wieder sind Autoren vertreten, die entweder als Organisationsleiter oder als Theoretiker zu den gestellten Themen etwas zu sagen haben: Wendtland und Stresemann, die Geschäftsführer von Unternehmerverbänden, Syndikus Krüger vom Volkswirtschaftlichen Verband, Dr. Oskar Stillich, Jüngst und auch der durch seinen schnellen Meinungswechsel bekannte Regierungsrat Böldter.

Für industriemissenschaftliche Forschung läßt sich das vorliegende Werk insofern verwenden, indem das wertvollere Tatsachenmaterial über Unternehmerbiographien, statistische Entwicklung bestimmter Wirtschaftszweige usw. herauszunehmen ist. Bei kritischer Benutzung lassen sich Mosaikbilder des industriellen Deutschlands zusammenstellen.

R. W o l d t.

**Grete Meißel-Hefß, Betrachtungen zur Frauenfrage.** Prometheus Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin W. 1914. 282 Seiten. Preis 3,50 Mark.

Der weder durch eingehende Studien noch durch tieferes Nachdenken beschwerte „gesunde Menschenverstand“ feiert in diesem Buche Orgien. Eine frische, resolute Frau vermischt sich, mit Hilfe einer recht oberflächlichen Befähigung über alles und jedes ihr apodiktisches Urteil abzugeben. Da kann es nun natürlich nicht ausbleiben, daß neben sehr vernünftigen, wenn auch keineswegs originellen Anschauungen sich der allerplatteste Dilettantismus geltend macht.

Die Lücken im Wissen der Verfasserin und ihr Unernst werden in zahlreichen Kapiteln des Buches sehr empfindlich fühlbar. Wenn sie unterschreibt, daß die englischen Suffragetten lauter zu unfreiwilliger geschlechtlicher Askese verurteilte alte Jungfern seien, so muß man allerdings zugeben, daß sie sich bei Anwendung dieser Art von Polemik in der erlauchten Gesellschaft sehr gelehrter Herren befindet, die in die Bekämpfung der Frauenbewegung Gebräuche eingeführt haben, „deren Bruch mehr ehrt, als ihre Befolgung“. Wenn sie sagt, die Suffragetten schlugen „Ministern die Schädel ein“, so meint sie das vielleicht nicht wörtlich, sondern gefällt sich eben in jener burlesken-saloppen Ausdrucksweise, die sich auch an anderen Stellen des Buches zeigt, aber wenn sie schreibt: „Gegenüber dem Suffragettenum hat sich denn auch eine Bewegung der besonnenen Feministen (beiderlei Geschlechts) organisiert, die sich die Suffragists nennen“, so verrät sie damit eine so vollständige Unkenntnis der Geschichte jener Bewegung, daß man wohl sagen muß, es stünde ihr besser an, über diese Sache zu schweigen.

In dem Kapitel „Weiberherrschaft“ wirft sie das historische Mutterrecht und das von ihr selbst als sagenhaft bezeichnete Amazonentum sorglos in einen Topf. Man kann sich leicht vorstellen, zu was für ganz und gar schiefen, ja unsinnigen Folgerungen sie dadurch gelangt.

Recht Zutreffendes dagegen weiß sie über Fragen der Hauswirtschaft zu sagen, wobei sie sich der Erkenntnis keineswegs verschließt, daß der noch immer allgemein gebräuchliche Zwerghaushalt den Mißbrauch und die Vergeudung kostbarer Frauenkräfte bedeutet.

Sobald die Verfasserin sich aber auf die benachbarten Felder der Dienstbotenfrage und Kindererziehung begibt, zeigt sie sich auch schon von plattester Spieß-

bürgerlichkeit befeelt, und nur in der Erkenntnis, wie notwendig es wäre, das System der Arbeitsteilung auch auf das Hauswesen auszudehnen, ist sie anderen bürgerlichen Schriftstellerinnen überlegen, die sonst durch den Ernst und die Bedeutung ihrer sozialpolitischen Arbeiten turmhoch über ihr stehen. Als ein Beispiel für viele sei hier Gertrud Bäumer genannt, für deren Standpunkt es charakteristisch ist, daß sie auf dem Boden des Programms des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins steht, der „für die verheiratete Frau den in der Ehe und Mutterschaft beschlossenen Pflichtenkreis als ersten und nächstliegenden Beruf betrachtet“<sup>1</sup>. Gertrud Bäumer weiß sehr viel über soziale und wirtschaftliche Zustände und Tendenzen, von deren Existenz Grete Meisel-Hefß recht wenig ahnt, aber trotz jener Kenntnisse und aller Forderungen nach Bildungs- und Berufsmöglichkeiten und politischen Rechten für die Frauen, die sie aufstellt, möchte sie im Grunde doch die Frauenfrage auf eine Altekunftsfrage reduziert sehen. Und wie wäre es auch anders möglich, da sie doch über die heutige Form der Familie und der Hauswirtschaft nicht hinauszudenken vermag. Diese Kurzsichtigkeit läßt sie an den unheilbaren Schäden der privatkapitalistischen Gesellschaftsordnung hilflos herumdoktern und ihre Zuflucht zu allerlei reaktionären Maßregeln nehmen, die selbst ein um so viel weniger geschulter Geist wie Grete Meisel-Hefß als solche zu erkennen vermag.

Therese Schlegelinger.

**Langens Kriegsbücher.** Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914: Lena Christ, *Unsere Bayern Anno 14*. 119 Seiten. — Adolf Köster, *Der Tod in Flandern*. 105 Seiten. Jedes Bändchen geheftet 1 Mark. Verlag von Albert Langen, München.

Der seichten Flut Kriegshyrie, die namentlich in den ersten Kriegsmonaten über Deutschland dahinschwemmte, folgt der Strom der Kriegsgeschichten. Da aber alle tiefere Epik Zeit des Reisens und der Sammlung braucht, wird uns das aus dem großen Brande geborene novellistisch Beste wohl erst nach dem Kriege werden, wenn zum äußeren Erleben die innere Abklärung gekommen ist und wenn die den Dichtgriffel führen können, die jetzt vorm Feinde stehen. So wird denn auch die Sammlung *Kriegsbücher*, welche jetzt im Verlag Langen zu erscheinen beginnt, mancherlei Spreu unter dem Weizen aufweisen. Das Buch des Genossen Adolf Köster hält sich auf einer guten Linie: auf der Höhe gut realistische Unterhaltungskunst. Ohne unter unausgeglichener Aktualität zu leiden, strömen die zehn Geschichten die Frische der Eindrücke, die er in Belgien als Kriegsberichterstatter der Parteipresse sammelte, auf den Leser über. Es sind teils flott, teils nachdenklich abrollende Erzählungen, die sich über landläufige Kriegsnovellistik vor allem dadurch angenehm erheben, daß sie den Krieg als grausame Unerbittlichkeit und den Gegner als Menschen zeigen. Schon deshalb verdient das Buch von der Arbeiterchaft gelesen zu werden.

Weniger in die Tiefe und mehr in die Breite gehen Lena Christ's Bayernskizzen. Sie schildert ihre Landsleute, wie sie in den noch naiven Tagen des August auszogen und wie sie sich in ihrer Frauenbrille spiegeln: rauffustig und voll bajuarisch derbem humor. Die Stärke des Buches besteht in der souveränen, sicheren Beherrschung des bayerischen Dialekts, in der unerschöpflichen, bildkräftigen Originalität des Dialogs. Aber diese Kraft hilft nicht über die Wiederholung ewig kriegsgestimmter Situationen hinweg, und wo die Verfasserin gar die Bayern im Kampfe zeigt, beginnt man zu murren: Frauen sollten sich nicht in Schlachtenbildern ergehen! Die wollen mindestens innerlich erlebt, nicht an Feldpostbriefen nachgeschmeckt sein. Und die künstlerische Objektivität hört bei ihr dort auf, wo der Feind anfängt.

R. G.

<sup>1</sup> Siehe „Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart“, besprochen in Nr. 17 des laufenden Jahrgangs der Neuen Zeit.

Prof. Dr. Julius Landesberger, **Der Krieg und die Volkswirtschaft.** Zur Zeit- und Weltlage. Vorträge, gehalten von Wiener Universitätslehrern. Nr. 4. Wien 1914. Ed. Hölzel. 43 S. Preis 1 K. = 85 Pf.

Die Schrift entspricht insofern nicht ganz ihrem Titel, als sie in ihrer ersten Hälfte nicht die Wirkungen des Krieges auf die Volkswirtschaft untersucht, sondern die Wurzeln des Krieges in der Volkswirtschaft. Sehr tief konnte der Verfasser auf so beschränktem Raum in populärer Weise diese Frage nicht behandeln. Insbesondere hält er den durchaus verschiedenen politischen Charakter von Warenexport und Kapitalexport, von Kapitalexport in kapitalistisch entwickelte und in unentwickelte Länder nicht genügend auseinander.

Landesberger bekämpft die übertriebenen Befürchtungen, die vielfach an einen Sieg Englands geknüpft werden. Er hebt hervor, der wichtigste Schade, der der deutschen Wirtschaft durch England zugefügt werden könne, sei die Vernichtung von Intelligenzen, die im Kriege zugrunde gehen; denn die Momente, die Deutschlands industrielle Ueberlegenheit ausmachen, die rationellere Organisation des Kapitaleinschusses in die Industrie, die intelligentere Arbeiterchaft, die stärkere Verbindung zwischen Industrie und Wissenschaft, könnten durch einen Krieg selbstverständlich nicht ausgeglichen werden. Die englische Routine werde den deutschen Geist nie besiegen; bestenfalls würden die Engländer durch diesen Krieg lernen, daß sie deutsche Methoden annehmen müssen. So richtig diese Argumente für den industriellen Warenexport sind, der Imperialist wird sie gegen seine Anschauungen nicht gelten lassen, da er ja eben bestrebt ist, die Ausbreitung des Kapitals nicht durch die billigere und bessere Herstellung der Waren, sondern durch das Schwert zu fördern.

Interessant ist, was der Verfasser, der Präsident der anglo-österreichischen Bank in Wien, über die englischen Finanzverhältnisse berichtet, wenngleich auch hier nichts wesentlich Neues beigebracht wird.

Ueberhaupt muß man bei der Beurteilung der anspruchslosen, aber zur Einführung recht gut geeigneten Schrift stets der Worte eingedenk bleiben, die das Vorwort der Schriftenreihe über die Absichten der Verfasser mitteilt: „Sie wollten nur mit Hilfe bereits erworbenen Wissens in dieser überernten Zeit orientierend und anregend, vielleicht auch beruhigend und stärkend in weiteren Kreisen Gebildeter wirken.“

G. E. Stein.

Sven Hedin, **Ein Volk in Waffen.** Verlag F. A. Brockhaus. 190 Seiten. Preis 1 Mark.

Sven Hedin ist als ausgesprochener Russenfeind unter den führenden Leuten Schwedens derjenige, der sich am begeistertsten auf Deutschlands Seite stellt. Dementsprechend ist sein auch im Schwedischen erschienenenes, mit zahlreichen Bildern ausgestattetes Buch, in dem er seine Herbstserlebnisse hinter der deutschen Front im Westen schildert, voll Bewunderung für die deutschen Leistungen. Immerhin bewahrt er sich genug Objektivität für die Franzosen und Engländer, deren Soldatentugenden er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Kapitel lesen sich wie flotte Feldpostbriefe, werfen mancherlei Blicklichter auf Deutschland und seine Gegner, werden aber — milde gesagt — konventionell und naiv, wo sie sich mit leitenden Persönlichkeiten befassen. So zum Beispiel Sven Hedins Bericht über seine Unterhaltung mit Wilhelm II., bei der dieser sich für einen Frieden mit deutsch-französischer Verständigung aussprach.

R. G.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25

Ausgegeben am 26. März 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Julius Bahlteich.

30. Dezember 1839 — 26. Februar 1915.

Von Ed. Bernstein.

So ist nun der letzte der „Alten“ aus dem Leben geschieden, die noch an der Wiege des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gestanden hatten.

Das Andenken an Julius Bahlteich ist unauslöschlich mit der Geschichte der von Ferd. Lassalle geführten deutschen Arbeiterbewegung verbunden. Aber Bahlteich selbst gehörte nicht zu den Jüngern Lassalles. Obgleich er erst 22 Jahre alt war, als ihm die erste sozialistische Agitationschrift Lassalles, das Arbeiterprogramm, zu Gesicht kam, war er doch schon damals kein Neuling im Sozialismus. Wie er in seiner Schrift „Ferdinand Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung“ (München, G. Birk u. Co.) erzählt, war er keine fünfzehn Jahre alt, als ihn ein Onkel mit den Ideen Wilhelm Weitlings im allgemeinen bekannt machte, und ein Siebzehnjähriger, als er in Dresden von zwei älteren Kollegen, die glühende Anhänger Weitlings waren, und von denen der eine sich das 342 Druckseiten umfassende Hauptwerk Weitlings: „Die Garantien der Harmonie und Freiheit“ von Anfang bis zu Ende abgeschrieben hatte, zum gründlichen Studium von Weitlings System veranlaßt wurde, das ihm, schreibt er als Sechzigjähriger, „bis heute ein lieber Freund geblieben ist, eine fast unererschöpfliche Fundgrube guter, gesunder Gedanken“.

Es wäre nun falsch, daraus zu folgern, daß Bahlteich ein orthodoxer Bekenner von Weitlings Kommunismus gewesen wäre. Alles dogmatische Denken lag ihm fern, ja, gleich dem genialen Schneidergesellen hatte er nur wenig Sinn für theoretisches Betrachten. Was ihn an Weitling fesselte, war dessen Art, aus der unmittelbaren Erfahrung und Beobachtung seine Folgerungen abzuleiten, die Berufung auf den gefunden Menschenverstand und allgemeine naturrechtliche Begriffe. Da weder Lassalle noch Marx in ihrer Gesellschaftskritik und ihren Forderungen über Weitling hinausgingen, konnten ihre Arbeiten auch auf Bahlteich nicht den tiefen, seelischen Eindruck machen, den des ersteren Ergüsse in dem heranwachsenden jungen Schuhmachergesellen verursacht hatten. Die Nachhaltigkeit dieses Eindruckes versteht man um so eher, wenn man die Umstände und Zeitverhältnisse in Betracht zieht, unter denen Bahlteich ihn empfing.

Es waren die Jahre, wo die Reaktion, die der Revolution von 1848/49 gefolgt war, noch auf dem deutschen Volk lastete. Nur in dem engsten Kreise konnten diejenigen, die an den radikalere Ideen der Märzrevolution festhielten, ihre Gedanken austauschen. In den kleinen Handwerkswerkstätten, in Dachstuben usw. unterhielt man sich halb flüsternd über Welterlösungsziele, und diese Heimlichkeit und Vertraulichkeit gab den Unterhaltungen in

der Erinnerung einen verklärenden Charakter. Bahlteich war keine sentimentale Natur. Er war im wesentlichen Verstandesmensch. Aber als er im Jahre 1873 einmal der Berliner Mitgliedschaft der Sozialdemokratie Eisenacher Programms einen Vortrag über Weitling hielt, da nahm der Ton seiner Rede zunehmend bewegteren Charakter an, so daß die jüngeren unter seinen Zuhörern, zu denen auch ich zählte, eigenartig ergriffen wurden.

Wie der junge Bahlteich Anfang der sechziger Jahre in Leipzig im gewerblichen Bildungsverein, den Liberale ins Leben gerufen hatten, im Verein mit dem um 14 Jahre älteren F. W. Frißsche sofort Opposition macht und die Pflege politischer und sozialer Bildung fordert, erzählt er uns in der oben zitierten Schrift und schildert auch Bebel in seinen Lebenserinnerungen. Von Bebel erfahren wir auch, daß ihm die Gewandtheit und Sicherheit in den Reden Bahlteichs nicht wenig imponierten und in ihm den Wunsch erweckten, es dem nur wenige Monate Älteren einmal nachzutun, was denn auch bald genug in Erfüllung ging. Aber auch auf Lassalle machte der schlankte, kaum 23jährige Schuhmachergeselle durch seine Intelligenz großen Eindruck, als Bahlteich mit Dr. Otto Dammer und F. W. Frißsche im Dezember 1862, seiner Einladung folgend, ihn in Berlin aufsuchten, um über Art und Ziel der ins Leben zu rufenden Verbindung mit ihm zu verhandeln. Er führte ihn später, nachdem im Mai 1863 der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet worden und Bahlteich als Schriftführer des Vereins nach Berlin übergesiedelt war, gern seinen bürgerlichen Gästen als lebenden Beweis für die Intelligenz der Arbeiter vor, woran dieser selbst aber keinen großen Gefallen fand und sich daher, wenn es nur ging, von den Lassalleschen Gesellschaftsabenden fernhielt.

Bahlteich hatte ein starkes Selbstgefühl, ohne sich darum zu überheben oder zu überschätzen. Wie er gewöhnlich recht nüchtern über andere urteilte, so auch über sich selbst. Als ich ihm Mitte der siebziger Jahre ein Kompliment über den frischen Ton des unter seiner Redaktion erscheinenden Chemnitzer Organs unserer Partei machte, antwortete er mir in seiner ruhigen Art ohne jede Schauspielerei: „Ja, sie ist jetzt wirklich gut, Max Regel schreibt sie ganz allein.“

Die Vorgänge bei der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Bahlteichs Tätigkeit als Schriftführer des Vereins und Sekretär Lassalles sowie sein Bruch mit Lassalle sind so oft besprochen worden, daß hier nicht auf sie zurückgegangen zu werden braucht. In bezug auf die sachliche Differenz, die Bahlteich mit Lassalle in Gegensatz brachte, nämlich in der Frage, ob der Verein in der ihm von Lassalle auferlegten starren Zentralisation lebens- und entwicklungsfähig war, hat die Geschichte dem ersteren insofern recht gegeben, als es sich gezeigt hat, daß auf die Dauer weder die Mitgliedschaften des Vereins eines demokratischen Eigenlebens entraten konnten, noch die Bewegung, deren Ausdruck der Verein war, ausschließlich aus der politischen Agitation ihre Kraft ziehen konnte. Nur suchte auch Bahlteich damals das Heilmittel an der falschen Stelle.

Nach dem Tode Lassalles zu Unrecht aus dem Verein ausgeschlossen, wußte Bahlteich, nachdem er sich wieder eine Existenz geschaffen, in der Bewegung der deutschen Arbeitervereine, die den Anschluß an die Lassallesche Organisation verweigert hatten, propagandistisch sich zu betätigen, und wirkte mit daran, sie aus dem Lager der Schulze-Dehtsch gleichfalls in die Bahnen

der Sozialdemokratie zu leiten. Er wird nun der Kampfgenosse August Bebel's, der einen anderen Entwicklungsgang gegangen war, Wilhelm Liebknecht's, Julius Motteler's und einer der Mitbegründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms, in der er eine führende Stelle einnimmt. Sie bringt ihn im Januar 1874 für den Wahlkreis Frankenberg-Mittweida in den Deutschen Reichstag, zugleich aber auch wiederholt ins Gefängnis. Seine etwas nüchterne Art zu sprechen, ließ ihn im Reichstag nicht sehr hervortreten, da die damalige Lage der Sozialdemokratie ihrer kleinen Reichstagsfraktion noch wenig Gelegenheit zu Darlegungen bot, in denen sich die starke Seite seiner Begabung offenbaren konnte. Als Redakteur von Organen der Partei aber fiel er mehrmals der sächsischen Strafsjustiz zum Opfer, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur noch von der berüchtigten siebenten Deputation des Berliner Stadtgerichts an Parteilichkeit übertroffen wurde. So wird er, im Jahre 1871 als Redakteur des „Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreundes“ mit drei Monaten Festungshaft bestraft, Bebel's und Liebknecht's Vorgänger in der Strafanstalt Hubertusburg, und nachdem er 1872 die Redaktion der „Chemnitzer Freien Presse“ übernommen hatte, hageln so viele Verurteilungen auf ihn herab, daß sie sich bis zum Jahre 1874 auf 2 Jahre Gefängnis summieren. Allerdings waren es zum wenigsten eigene Preßsünden, die er zu verantworten hatte. Bei einem guten Teil davon hätte er auch den Richtern erklären können: „Mag Regel schrieb sie ganz allein.“

Das tat er natürlich nicht, sondern hat die ihm zuerkannten Strafen redlich abgehüßt. Und zwar unter Verhältnissen, wie sie zum Glück heute nun doch nicht mehr bestehen.

Man kann sich kaum mehr eine Vorstellung davon machen, mit wie bescheidenen Mitteln unsere Partei noch in den siebziger Jahren hauszuhalten hatte. Die Bezahlung der Redakteure war mehr als bescheiden, so daß jemand, der wie Bahlreich etwas darauf gab, in der Öffentlichkeit wohlgekleidet zu erscheinen, sich im Privatleben um so größere Entbehrungen aufzuerlegen hatte. Von einigermaßen ordentlichen Redaktionsräumen war noch keine Rede, längere Zeit mußten sich Bahlreich und Regel mit einem Winkel begnügen, der knapp ein primitives Stehpult und einen kleinen Tisch faßte. In den Gefängnissen aber wurden sozialdemokratische Redakteure manchmal nicht anders behandelt wie gemeine Verbrecher.

Das Sozialistengesetz verschlimmerte diese Dinge noch um ein bedeutendes. Keiner der Willkürakte, die aus dessen Anwendung bekannt sind, blieb den Sozialisten von Chemnitz, wo Bahlreich damals wirkte, erspart. Die Chemnitzer Freie Presse ward unterdrückt, und jeder Versuch, an ihre Stelle auch nur ein farbloses Blatt treten zu lassen, durch Verbot vereitelt. Es war direkt auf den Ruin der Personen abgesehen. Und was die Polizei sonst sich erlauben durfte, wird durch die Tatsache beleuchtet, daß, als im Jahre 1879 bei der Vorbereitung der — schon ausgeschriebenen — Landtagswahl Bahlreich, der Kandidat der Partei war, mit etwa 20 Genossen zum Zweck der Organisation der Verteilung von Wahlflugblättern zusammenkam, die Polizei nicht nur diese „Versammlung“ auflöste und die Anwesenden verhaftete, sondern sie allesamt buchstäblich von einer Leine umzogen durch die Stadt ins Polizeigefängnis abführte. Daß Bahlreich Reichstagsabgeordneter

war, schützte ihn nicht vor dieser unwürdigen Behandlung. Aber selbst sächsische Richter erkannten später die Verhaftung als nicht gerechtfertigt an.

Wahlteichs Tätigkeit in Chemnitz war vorwiegend propagandistischer und organisatorischer Art, während der schriftstellerisch begabtere Regel den größten Teil der Redaktionsarbeit besorgte. Als Organisator hat Wahlteich Bedeutendes geleistet und bei verschiedenen Wahlen Wahlsiege in Chemnitz und einem weiten Umkreis möglich gemacht. Volksredner im größeren Stil war er nicht, die Leidenschaften zu entflammen war weder seine Art noch seine Absicht. Er suchte zu belehren und zu überzeugen, und damit hat er durch systematische Arbeit recht ansehnliche Erfolge erzielt. Sein ruhiges Temperament machte ihn auch zu einem guten Versammlungsleiter. Er hat verschiedene Kongresse der Partei als einer der Vorsitzenden geleitet, zuletzt auf europäischem Boden den auf Schloß Wyden bei Dssingen in der Schweiz abgehaltenen ersten geheimen Kongreß der deutschen Sozialdemokratie.

Dieser Kongreß fand im August 1880 statt, und im Jahre darauf übersiedelte Wahlteich nach Amerika. Es geschah unter Umständen, die ihm berechnete Vorwürfe zuzogen. Aber daß er damals überhaupt Deutschland verließ, um sich im Ausland eine Existenz zu suchen, ist entschuldbar genug. Denn er hatte für die Partei tüchtig gearbeitet und viel gelitten. Er ist ja drüben treu geblieben und hat im schon vorgerückten Alter längere Jahre wieder — in der „New Yorker Volkszeitung“ — als Redakteur sich betätigt.

Daß er schreiben konnte, ersieht man aus seiner Abhandlung über Lassalle. Er verfügte über einen klaren Stil, eine gewählte, aber unauffektierte Ausdrucksweise. Der Sache nach zeigt ihn indes gerade diese Schrift nicht von der besten Seite. Sie ist entschieden ungerecht gegen Lassalle und auch nicht einmal in allen Punkten von Tatsächlichkeitsfehlern frei. Aber wie für letzteres mag auch für die große Gereiztheit gegen Lassalle, die aus der Schrift herausleuchtet, Wahlteichs schon etwas beeinträchtigte Erinnerungskraft verantwortlich sein. In jüngeren Jahren hat sich Wahlteich in Rede und Schrift viel objektiver über Lassalle geäußert, nie von dessen Fehlern gesprochen, ohne die großen Vorzüge zu betonen und ihn oft auch gegen einseitige Herabsetzungen verteidigt, wo Propagandarücksichten es ihm hätten vorschreiben können.

Er zeichnete sich überhaupt durch starke Selbstbeherrschung aus. Raum ein zweites Mitglied der Eisenacher Partei wurde in den Jahren des Parteikampfes zwischen Eisenachern und Lassalleanern heftiger und gehässiger von den letzteren befehdet, als er, in dem sie den „Verräter“ Lassalles haßten. Das hat Wahlteich aber nicht gehindert, wiederholt scharf die höhnisch wegwerfende Art zu tadeln, in der der „Volksstaat“ über die Lassalleaner schrieb, und seinerseits sich einer möglichst sachlichen Schreibweise ihnen gegenüber zu befleißigen. Ebenso hielt er es mit der Polemik gegen bürgerliche Gegner, was ihn in der Zeit, wo er neben Johann Most in Chemnitz wirkte, in steten Konflikt mit diesem brachte, dessen vollendeter Widerpart er war. Das Sprunghafte, allem Extremen Zugeneigte, das Aussehen Suchende des späteren Redakteurs der „Freiheit“ war ihm von Grund aus zuwider, Besonnenheit die ihn auszeichnende Eigenschaft. Aber ihm fehlte dafür die rasche Auffassungskraft des Most und dessen Reichtum an packenden Bildern und Vergleichen. Merkwürdig genug, obwohl Schüler des gleichfalls ins

Extreme verfallenden und in Utopien sich ergehenden Weitling, war Bahleich der ausgesprochene Wirklichkeitsmensch. Das war deshalb möglich, weil ihm eben der Sinn für die Theorie abging. Er nahm das Gute, wo er es fand, und kümmerte sich nicht um die tieferen Zusammenhänge. Bei solcher Denkart bleibt eine gewisse Höhe der Leistungen, das schöpferische Wirken versagt. Daß man aber, wo sie mit den geschilderten sonstigen Eigenschaften Bahleichs Hand in Hand geht, in Erfüllung gegebener Aufgaben Wertvolles leisten kann, zeigt der Lebenslauf dieses jüngsten der Mitbegründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

## Der Krieg und die Probleme der Handelspolitik.

Von Spectator.

Eine sonderbare Erscheinung macht sich bemerkbar: die sonst schärfsten Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung können für diesen gewaltigen Zusammenprall der Völker keine anderen Ursachen als den wirtschaftlichen Wettbewerb finden. Einige Schwäger haben allerdings versucht, die Rassenlehre neu aufzufrischen, sind aber bald verstummt, ohne irgendwo Widerhall zu finden. Sollen wir uns über diesen Triumph unserer Theorie freuen?

In Wirklichkeit ist es ein *Bulgärmargismus*, der sich jetzt breit macht. Die äußerst komplizierten machtpolitischen Probleme der Gegenwart werden auf einige allgemeine, höchst oberflächlich aufgefaßte wirtschaftliche Tatsachen zurückgeführt, um nicht nur die Stimmung gewisser Klassen, die für den Krieg historisch verantwortlich gemacht werden können, zu erklären, sondern vielmehr die Notwendigkeit, die Unabwendbarkeit dieses neuen Völkerschlachtens zu behaupten. Und dieser „kriegerische Fatalismus“, der selbstredend mit dem Margismus nichts gemein hat, scheint Verwirrung auch in unsere Reihen hineingetragen zu haben. Der Imperialismus, so denken verschiedene Genossen, sei ein notwendiges Durchgangsstadium, und wir können nichts anderes tun, als uns der geschichtlichen „Notwendigkeit“ fügen . . .

Dieser Gedankengang erinnert lebhaft an den Streit um die Hegelsche „Vernünftigkeit alles Bestehenden“. Wenn der Kapitalismus eine Notwendigkeit ist, so ist dies auch unser Kampf dagegen, der immer mehr im Hegelschen Sinne „vernünftig“ wird . . . Wir fassen die wirtschaftlich-historische „Notwendigkeit“ ganz anders auf als die bürgerlichen Klassen. Wir haben nie unseren Willen als geschichtlichen Faktor ausgeschaltet, vielmehr seine Rolle materialistisch erklärt. Daher haben wir uns nie so ohne weiteres vor gewissen geschichtlichen Tatsachen verbeugt oder uns gar zum Vollstrecker einer „Entwicklung“ aufgeworfen, die sich gegen uns richtet. Der ganze Sinn unseres Daseins bestand ja darin, daß wir *bewußt* die Geschichte in unserem Interesse zu lenken suchten, uns der historischen Möglichkeiten bewußt blieben, uns aber nicht von einer mechanisch ablaufenden gedachten Entwicklung ins Schlepptau nehmen ließen.

Noch sonderbarer berühren aber die vielen an den Krieg geknüpften handelspolitischen Hoffnungen und Befürchtungen. In England scheinen einige Kreise im Ernst daran zu denken, daß man durch den Krieg den

deutschen Handel werde vernichten können; in Deutschland befürchten dies selbst Leute, die sich sonst zum Marxismus bekennen . . . In Rußland wünschen die Industriellen, sich „vom deutschen Industriejoch“ zu befreien; einige Genossen aber glauben, daß eine Niederlage Rußlands es in eine wirtschaftliche Kolonie Deutschlands verwandeln könnte.

Die geschichtliche Tradition lastet schwer auf uns . . . Im Zeitalter des Merkantilismus waren die Kriege Handels- und Raubzüge. Das berühmte Wort von Clausewitz, daß der Krieg nichts ist als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, bewährt sich auch in handelspolitischer Beziehung. Vom 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts waren die Kriege ein Mittel, den eigenen Handel auf Kosten des Handels der Gegner zu fördern. Es war fast ausschließlich ein Monopolhandel, der damals getrieben wurde. Eine Handelskompagnie konnte die des anderen Staates nur mit Gewalt verdrängen. Kriege ebenso wie Piraterie waren Mittel, um die Konkurrenz auszuschalten. „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ Dieses Wort Goethes traf für jene Zeit durchaus zu. Die Entwicklung der Produktivkräfte ging so langsam vor sich, daß man sich nur durch Raub, Konfiskationen, hohe Tribute usw. rasch bereichern konnte, während man den Gegner auf diese Weise für lange Zeit schwächte. Der einem Staate zugefügte Schaden konnte durch viel Jahre hindurch nicht ersetzt werden. Wenn England seinem Konkurrenten die Handelsschiffe wegkaperte, legte es dessen Ueberseehandel auf lange hinaus lahm und verschaffte hiermit seinen Händlern das Monopol . . .

Heute kommen diese Methoden der Kapitalakkumulation noch in den Kolonien vor. Sind sie aber für die allgemeine Entwicklung von Bedeutung? Brauchen wir etwa darauf hinzuweisen, daß heute der Handel jener Staaten blüht, in denen die industrielle Tätigkeit sich entfaltet, und daß diese letztere ihre Grundlage in der menschlichen Arbeit findet? Ist es nicht sonderbar, wenn in dieser Hinsicht selbst ein bürgerlicher Pazifist klarer urteilt als mancher, der sich sonst Margist nennt? Norman Angell äußert sich in seinem bekannten Werke: „Die große Täuschung“ einer englischen Zeitung gegenüber, die von einem englischen Siege die Vernichtung des deutschen Handels erhofft, wie folgt (S. 46/47):

„Soll es besagen, daß wir kaltblütig 60 bis 70 Millionen Männer, Frauen und Kinder hinhorden werden? Wenn das aber damit nicht gesagt sein soll, so würden selbst nach der Vernichtung von Flotte und Heer die 60 Millionen Arbeiter weiter existieren; . . . sie würden mit noch größerem Fleiß ihre Bergwerke, ihre Fabriken betreiben und mit Intelligenz, Sparsamkeit und Ausdauer sich der Aufgabe widmen, um die Verluste, die durch den Krieg erfolgten, wieder gutzumachen, und infolgedessen würden sie nach wie vor gleich gefährliche Konkurrenten im Handel und in der Industrie sein, ganz gleichgültig, ob sie eine Flotte und eine Armee besitzen oder nicht.“

Was können wir vom Standpunkt des Marxismus gegen diese „pazifistische“ Ansicht einwenden? Selbstverständlich trifft sie nicht nur auf Deutschland zu. Ebenso wenig könnte der englische oder der russische Handel durch einen deutschen Sieg vernichtet werden. Die Zeiten sind schon längst vorbei, als das Schicksal der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes durch Waffen bestimmt werden konnte. Frankreich hatte sich nach seiner Niederlage von 1870/71 rasch erholt und wies gerade in den Jahren 1865/69 bis 1875/79 eine raschere Zunahme seiner Ausfuhr auf als England. In

Rußland dauerte zwar nach der letzten Niederlage in Ostasien die wirtschaftliche Stagnation einige Zeit an, ist aber auf ganz andere Momente zurückzuführen als auf die Ueberwältigung der Heere und Flotten. Auf jeden Fall ist der wirtschaftliche Aufschwung Rußlands in den letzten Jahren viel bedeutender gewesen als der Japans . . .

Und welche Märkte könnte für England seine Flotte erschließen? Wenn die selbständigen Kolonien gewähren England einen Vorzugszoll. In den anderen Besitzungen Englands werden allen Staaten gleiche Bedingungen eingeräumt. Die Kapitalmacht Englands ist das Bindeglied zwischen England und den meisten seiner Kolonien, nicht seine Flotte.

Wirft man sonst einen Blick auf die Weltmächte, so bleibt es rätselhaft, welche von den Märkten, die heute England beherrscht, Deutschland nehmen und umgekehrt, aus welchen Märkten England den deutschen Handel verdrängen könnte. Man muß schon ganz im Wahne imperialistischer Gedankengänge befangen sein, um zu glauben, daß der Verlust oder Gewinn einer oder mehrerer Kolonien auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes entscheidenden Einfluß haben könnte. Weder Deutschland noch England schließen ihre Kolonien den anderen Ländern gegenüber ab, und sollte es irgendein Land nach dem Kriege tun, so wird es damit zunächst die Entwicklung seiner Kolonie und schließlich auch die seiner einheimischen Industrie hindern, und zwar aus doppeltem Grunde: Wird für die einheimische Industrie ein Monopolmarkt geschaffen, so muß ihre wirtschaftstechnische Energie allmählich erlahmen; die monopolistische Ausbeutung der Kolonien führt aber andererseits zu ihrer raschen Verarmung und schließlich hört die Kolonie auf, Industrieprodukte auch nur vom Mutterlande zu kaufen. Die Geschichte der französischen Kolonien ist ebenso wie die der französischen Industrie gerade in dieser Beziehung recht beachtenswert . . .

Nun wird allerdings behauptet, daß die Industrie Rohstoffe brauche, die sie in den „eigenen“ Kolonien erhalten könne. Darauf werden wir bei Gelegenheit noch näher eingehen. Hier genügt es festzustellen, daß die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes von der Höhe des Lohnes und des Profits, keineswegs aber davon abhängt, wem die Grund- und die Grundernte zufällt, einheimischen oder fremden Kapitalisten. Das Kapital eines Landes mag höchst unzufrieden sein, wenn es an andere einen hohen Tribut zahlen muß. Aber weder die Preise der Rohstoffe noch die Löhne und die Warenpreise hängen davon ab, ob man die Rohstoffe aus „eigenen“ oder „fremden“ Kolonien bezieht. Hat denn der russische Textilarbeiter irgendwelchen Vorteil gegenüber dem deutschen davon, daß Rußland Millionen dafür ausgegeben hat, um in Zentralasien Baumwollplantagen einzurichten? Wie kann also der Ausgang des Krieges die wirtschaftliche Entwicklung der Länder beeinflussen?

Man könnte allerdings einwenden, daß die Kapitalakkumulation rascher vor sich gehen würde, falls das Kapital des eigenen Landes die Bergwerke, Baumwollplantagen usw. in den Kolonien besitzt, und daß infolgedessen die wirtschaftliche Entwicklung gefördert wird. Aber auch hier liegt ein Mißverständnis vor. Gewiß hat Marx recht, daß die Kapitalakkumulation die Triebfeder der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaften im ganzen betrachtet bildet. Für das einzelne Land trifft dies aber nicht zu. Sonst

müßten Frankreich und England die raschste Entwicklung aufweisen . . . Ob das akkumulierte Kapital im Lande seiner Bildung verbleibt und für industrielle Unternehmungen verwendet wird, hängt von der Ausdehnungsfähigkeit des inneren Marktes, vor allem aber von der Höhe der Profitrate ab. Winkt in „fremden“ Ländern höherer Gewinn, so wandert das Kapital dorthin aus. In neu erschlossenen Ländern, wo die Grundrente und der Lohn niedrig sind und die Kapitalakkumulation noch gering, daher die Profitrate hoch ist, fällt das Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung im großen ganzen mit dem Wachstum des Kapitals zusammen. So beispielsweise in Rußland, während in England und Frankreich, zum Teil auch schon in den Vereinigten Staaten und Deutschland die Luxusausgaben der Kapitalistenklasse unheimlich anschwellen . . .

Die Entwicklung geht also heute im allgemeinen so vor sich, daß der in den Kolonien geschaffene Mehrwert dort bleibt und der wirtschaftlichen Entwicklung dieser Länder dient, mit Ausnahme eines Teiles, der in den persönlichen Konsum der Kapitalistenklasse und ihrer Söhne (Techniker, Betriebsleiter usw.) übergeht. Es geht viel mehr Kapital aus den alten europäischen Ländern nach den Kolonien als umgekehrt, so daß die Industrie des Mutterlandes durch die Kolonien keineswegs gefördert wird. Auch der innere Markt wird eingeschränkt, nicht nur infolge der Auswanderung von Kapital und Arbeitern, sondern auch infolge des allgemeinen Sinkens des Lebensniveaus der gesamten Arbeiterschaft. Es steigt zwar die Produktion der Luxusgegenstände, dagegen wird die Herstellung der Massenverbrauchsartikel schließlich eingeschränkt. Die Folge ist — ein allgemeines Verlangsamten der industriellen Entwicklung im Lande. Siehe England, Frankreich . . .

In dieser ungeheuerlichen Zeit haben wir manches vergessen; vor allem scheint es uns aus dem Gedächtnis gekommen zu sein, daß die wirtschaftliche Entwicklung mit eherner Notwendigkeit die Länder zusammenbindet. Wahrhaftig, man staunt und will es gar nicht glauben, daß man heute, im 20. Jahrhundert, noch auseinandersehen muß, daß kein Land sich völlig selbständig machen könne, daß die Vernichtung der Wirtschaft eines anderen Landes nichts anderes heißt, als gleichzeitig der einheimischen Industrie den schwersten Schlag verfehen. Deutschland führte 1912 aus England Rohstoffe für 272 Millionen Mark und Halbfabrikate für weitere 271 Millionen Mark ein und exportierte dorthin für 792 Millionen Mark Fabrikate. Vielleicht könnte Deutschland diese Waren sich aus anderen Ländern verschaffen und seine Fabrikate nach anderen Ländern veräußern, aber selbstredend mit geringerem Gewinn. Ist es denn nun im Interesse der deutschen wirtschaftlichen Entwicklung, die Kaufkraft der englischen Bevölkerung zu schwächen? Ebenso würde umgekehrt England nicht reicher, sondern ärmer werden, falls es den deutschen Handel vernichten könnte. Schon der Verlust der 120 Millionen Pfund Sterling (2400 Millionen Mark!), die jetzt deutsche Unternehmer an englische schulden, müßten England davon abhalten, Maßnahmen zu treffen, wenn es solche überhaupt erfinden könnte, die den deutschen Handel vernichten würden . . . Damit aber noch nicht genug. Wieviel englisches Kapital ist in deutschen Unternehmungen und umgekehrt wieviel deutsches Kapital ist in englischen Unternehmungen investiert? Wer vermag das zu sagen? Die krampfhaften Versuche, die

Unternehmungen der Angehörigen feindlicher Staaten unter Staatsaufsicht zu stellen, haben nur in wenigen in die Augen springenden Fällen Erfolg gehabt. Der gegenseitige Aktienbesitz läßt sich nie genau feststellen. Wir leben ja im Zeitalter der Aktiengesellschaft, der „société anonyme“, die namen- und vaterlandslos ist . . . Nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen anderen Ländern besitzen deutsche und englische Unternehmer gleichzeitig Aktien derselben Unternehmungen (von südafrikanischen Goldminen, amerikanischen Eisenbahnen usw. usw.). Soll England das deutsche Kapital vernichten, so schneidet es sich selbst ins Fleisch. Aber auch umgekehrt wird es keinem wirklichen Vertreter des deutschen Volkes einfallen, das englische Wirtschaftsleben zu vernichten, weil Deutschland sich selbst dadurch einen ungeheuerlichen Schaden zufügen würde.

Besonders aber trifft dies auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland zu. Ein sehr bedeutender Teil des in Rußland tätigen Kapitals gehört Deutschen oder ist durch Vermittelung deutscher Banken an die Börsen gekommen. Deshalb hat das deutsche Finanzkapital nicht nur ein Interesse an der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands, sondern speziell an all den Maßnahmen, die die russische Regierung trifft, um die russische Industrie treibhausmäßig zu züchten. Wer Gelegenheit gehabt hat, sich mit den deutsch-russischen Handelsverträgen näher zu beschäftigen, dem mußte es auffallen, wie wenig Deutschland die Interessen des deutschen Exports nach Rußland wahrgenommen hat. Der Kampf drehte sich um die deutschen Agrarzölle; gegen die Erhöhung der russischen Industriezölle wurde nur schwach protestiert. Das erklärt sich nicht allein daraus, daß die Agrarinteressen in Deutschland dominieren. Der Grund dafür ist auch darin zu suchen, daß die Stellung des deutschen Kapitals den russischen Industriezöllen gegenüber eine geteilte war. Die Exportindustrie war natürlich gegen sie; das Finanzkapital, das an russischen Unternehmungen erheblich interessiert ist, wollte hingegen der russischen Regierung keine Schwierigkeiten in dieser Beziehung bereiten. Genosse Hilferding hat schon seinerzeit gezeigt, daß die Zölle im Zeitalter der Kartelle die Bedeutung eines Ausbeutungszolles haben. An diesem ist aber das internationale Finanzkapital überall interessiert. Konnte man früher noch davon sprechen, daß im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes gewisse „Erziehungszölle“ notwendig sind, so erleichtern diese heute nur die Bildung von Kartellen, die die „erzieherische“ Rolle der Zölle in ihr Gegenteil verwandeln und sie zu Fesseln der Entwicklung machen.

Welche Handelsverträge würden also vom siegreichen Teil dem unterliegenden aufgezwungen werden, die seine wirtschaftliche Entwicklung aufhalten könnten? Natürlich China gegenüber darf sich Japan schon Forderungen erlauben, die ihm ausschließliche Ausbeutungsmonopole in diesem Lande sichern sollen. Aber auch hier steht es fest, daß es bald darüber zu einer großen Auseinandersetzung mit den anderen Mächten kommen muß. Denn die anderen Staaten werden auf die Dauer eine solche Monopolisierung des chinesischen Marktes nicht zulassen. Die Aufnahme, die die japanischen Forderungen in England gefunden haben, zeigt, daß auch England es nicht zulassen wird, vom Wettbewerb um diesen gewaltigen Markt ausgeschlossen zu werden. Wer würde es aber wagen, einem Großstaate gegenüber solche Forderungen zu stellen?

Nach dem Deutsch-Französischen Kriege wurde zwischen Frankreich und Deutschland die *Meistbegünstigungsklausel* vereinbart, wonach die von einem der Kontrahenten an England, Belgien oder die Niederlande, die Schweiz, Oesterreich und Rußland gewährten Begünstigungen auch dem anderen Vertragsteil zugute kommen müssen. Natürlich waren auch damals Stimmen laut geworden, die weitergehende Forderungen an Frankreich stellen wollten. Bismarck sagte darüber im Reichstage:

„Es ist meines Erachtens nicht tunlich, im internationalen Verkehr zwischen großen Völkern einen Handelsvertrag zu einer durch den Krieg erkämpften Bedingung zu machen, die der Souveränität eines großen Volkes und der Beschränkung seines Gesetzgebungsrechtes auferlegt würde.“

In dieser Beziehung würde man in Deutschland auch jetzt nicht anders handeln. Die gleiche Einsicht ist aber auch den anderen Regierungen zuzutrauen. Denn jedem muß klar sein, daß die Aufzwingung unvorteilhafter Handelsverträge die Provozierung neuer Kriege bedeuten würde.

Die politische Wirkung würde auch nicht anders sein, wenn sich der aufgezwungene Handelsvertrag für den Besiegten als vorteilhaft erweisen sollte. Wenn beispielsweise beim Friedensschluß dem unterliegenden Teile eine Herabsetzung seiner Industriezölle vorgeschrieben würde, so wäre dies für seine industrielle Entwicklung nur förderlich. Denn keiner der kämpfenden Staaten braucht Schutzzölle, mindestens nicht in der enormen Höhe, wie sie, mit Ausnahme von England, überall und speziell in Rußland bestehen. Trotzdem würde die Industrie des besiegten Staates eine ungeheuerliche Kriessagitation entfalten, und es würde nicht lange dauern, bis der Staat diesen ihm aufgezwungenen Vertrag löste.

Führ. v. Zedlitz fordert allerdings, daß Deutschland sich in Rußland *Ergünstigungen* ausbedingen soll. Das geht aber schon aus Rücksicht auf die neutralen Länder nicht. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika beispielsweise würden es nicht gestatten, von der Mitbewerberschaft um den großen russischen Markt ausgeschlossen zu sein. . . Umgekehrt sind die Drohungen der russischen Minister, daß sie auch nach dem Kriege einen Wirtschaftskampf gegen Deutschland führen werden, nicht ernst zu nehmen. Es sind gewöhnliche Redensarten, um das „verbündete“ Publikum für neue russische Pumpversuche zu gewinnen. Im übrigen wird man auch fernerhin dort kaufen, wo man bessere Ware billiger bekommt. Selbst während des Krieges kauft man in Rußland durch Vermittelung der schwedischen Händler deutsche Waren.

Was in Rußland der Frage der Handelsbeziehungen zu Deutschland eine politische Bedeutung verliehen hat, ist der Umstand, daß der Vertrag von 1904 dadurch zustande gekommen war, daß man Rußland einen politischen Liebesdienst erwiesen hatte, den man in Rußland aber als Bären dienst betrachtet.<sup>1</sup> Sieht man nun den Handelsvertrag näher an, der bis

<sup>1</sup> Nach Prof. Swanzukow („Rjetsch“ vom 3. (16.) Februar) sprach sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Samsdorf, gegen den Handelsvertrag von 1904 aus. Für ihn war Kofowzew, weil er hoffte, daraufhin in Deutschland eine Anleihe unterbringen zu können. Auch Herr v. Plehwe, der damalige Minister des Innern, war für den Vertrag, und zwar zum Dank für die Dienste, die Deutschland der inneren russischen Politik geleistet habe. — Nicht der Krieg also, sondern die Reaktion hat Rußland den Vertrag von 1904 beschert.

zum Kriege galt, so treten uns die gleichen Züge wie in den früheren Verträgen entgegen: Deutschland erhöht seine Agrarzölle, umgibt sich mit Mauern gegen das russische Vieh, läßt im übrigen aber Rußland seine Industriezölle noch weiterhin hinaufschrauben . . . Wenn die russischen Industriellen jetzt in ihrer schutzzöllnerischen Agitation immer wieder auf diesen Vertrag hinweisen, ist dies nichts anderes als Demagogie, indem sie die Mißstimmung der landwirtschaftlichen Kreise ausnutzen, um für sich Geschäfte zu machen. Sie treiben auf einen Handelskrieg mit Deutschland hin und schließen schon jetzt dazu einen Pakt mit den Agrariern. Rußland hat auch schon kurz vor dem Kriege recht hohe Getreidezölle eingeführt.

Die Sachlage hat sich seit dem Abschluß des letzten Vertrages völlig geändert. Früher machte der Roggenexport einen bedeutenden Teil der Gesamtausfuhr Rußlands aus; jetzt wird der Roggen fast gänzlich im Innern verbraucht; an seine Stelle treten in der Ausfuhr die Gerste und der Weizen.<sup>2</sup>

Auch diese Produkte werden in der Hauptsache nach Deutschland ausgeführt, sie könnten aber leicht auch einen anderen Markt aufsuchen. Roggen wird fast nur in Deutschland, Oesterreich und in den nordischen Ländern verbraucht; Weizen und Gerste finden dagegen überall Nachfrage. Der Export dieser Produkte nimmt dabei meist den Seeweg und kann sich infolgedessen fast ebensogut nach anderen Ländern wenden. So hat sich der russische landwirtschaftliche Export vom deutschen Markt unabhängig gemacht . . .

Die Ausfuhr von lebenden Tieren und Tiererzeugnissen geht heute noch fast ausschließlich nach Deutschland. Sollte aber diese Grenze gesperrt werden, so wird Rußland zwar weniger Vieh, aber um so mehr Erzeugnisse der Viehzucht, wie Butter, Eier, gefrorenes Fleisch usw., nach anderen Ländern ausführen. Die russische Landwirtschaft dehnt sich in Gegenden aus, wo der Weizenbau möglich und vorteilhaft ist. Sie geht auch zu immer intensiveren Betriebsformen über. Dadurch wird sie zwar vom Weltmarkt noch abhängiger, jedem einzelnen Markt gegenüber aber unabhängiger. Diese relative Unabhängigkeit gibt Rußland einen gewissen Vorteil Deutschland gegenüber. Immerhin würde ein wirtschaftlicher Kampf nicht allein die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung Rußlands, sondern auch speziell die Landwirtschaft schädigen, vor allem die Pflege der Viehzucht hemmen und den Uebergang zu intensiveren Betriebsformen für eine Zeitlang aufhalten. Für russisches Vieh ist Deutschland zweifelsohne der beste auswärtige Markt. Sollte also dieser auch in der Zukunft für Rußland versperrt bleiben, so ist ein Zollkrieg nicht ausgeschlossen.

Im allgemeinen geht aber das Bestreben der russischen maßgebenden Kreise darauf aus, in Rußland Agrar- und noch höhere Industriezölle einzuführen. Die „ökonomische Unabhängigkeit“ Rußlands, für die sich selbst einige Genossen sonderbarerweise erwärmen, bedeutet in Wirklichkeit nichts anderes als die ungeheuerlichste Brandstiftung des russischen Volkes durch Industrie- und Agrarzölle . . .

Der Krieg wird die schutzzöllnerische Bewegung überall stärken, trotzdem aber die gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen der Länder wenig

<sup>2</sup> Die Ausfuhr von Roggen machte 1906—1910 nur noch 3,5 Prozent der Ernte, die von Weizen dagegen fast 30 Prozent, von Gerste gar 40 Prozent der Ernte aus . . .

ändern. . . . Was speziell Rußland betrifft, so will ich hier wiederholen, was ein russischer Genosse im „Grütliener“ vom 9. Februar geschrieben hat:

„Eine ökonomische Unterjochung Rußlands durch das ausländische Kapital ist nur als Folge eines sehr lange dauernden Krieges zu erwarten, ganz gleich, wer dann schließlich noch „Sieger“ bleiben wird. Denn ein langer Krieg wird die Produktivkräfte Rußlands auf Jahre hinaus erschöpfen, es mit ausländischen Schulden überlasten, die ihm das Mark aus den Knochen saugen werden. Auch der Zusammenbruch der russischen Goldwährung ist nicht ausgeschlossen, ja geradezu wahrscheinlich. Deshalb ist einzig und allein die Forderung des sofortigen Abbruches des Krieges im Interesse der künftigen wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Rußlands gelegen. . . .“

## Die Schuldfrage.

Von Max Sachs.

Von Millionen Menschen wird heute die Frage aufgeworfen, wer die Schuld an dem furchtbar blutigen Kriege trägt, der die Welt durchtobt. Da erscheint es doch angebracht, zu prüfen, ob es überhaupt einen Sinn hat, diese Frage zu stellen und ob ihre Beantwortung möglich ist.

Erst nach Jahrzehnten, so bekommt man von einigen Seiten zu hören, nach eingehenden Forschungen der Historiker wird sie sich beantworten lassen, weil erst dann die notwendige Klarheit über die Entstehungsgeschichte des Krieges vorhanden sein wird. Indes weiß man heute doch schon vieles, das uns einen tieferen Einblick gestattet. In dem Bestreben, sich selbst als unschuldig am Kriege und das eigene Land als überfallen hinzustellen, haben alle am Krieg beteiligten Regierungen eine mehr oder minder große Zahl von Aktenstücken über die Entstehung des Krieges veröffentlicht. Hat die eine Regierung ein Interesse daran, ein Aktenstück der Öffentlichkeit nicht zu übergeben, so hat eine andere das entgegengesetzte Interesse, und selbst die jetzt noch geheim gehaltenen Aktenstücke des Schriftenwechsels zwischen den verbündeten Regierungen können noch unerwarteterweise das Licht der Öffentlichkeit erblicken, falls es nach der Beendigung des Krieges zu Mißhelligkeiten zwischen den jetzt Alliierten kommen sollte, was ja bei Koalitionskriegen bekanntlich nie ausgeschlossen ist. Deshalb wird nach Beendigung des Krieges das Material über seine Entstehungsgeschichte wohl reichlich vorliegen.

Ernster zu nehmen wäre der Einwand, daß für denjenigen, der die Dinge vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung betrachtet, die Frage, ob diese oder jene Regierung mehr oder minder Schuld an dem Weltkrieg trage, deshalb müßig ist, weil die gesamten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, die in unserer kapitalistischen Gesellschaft herrschen, mit innerer Notwendigkeit zu dem Weltkrieg getrieben haben. Haben doch schon früher viele aus unseren Reihen erklärt, daß die ganze Entwicklung unserer Gesellschaft den Ausbruch eines Weltkrieges als unvermeidlich erscheinen lasse. „Also wohin wir blicken, treffen wir nirgends auf Bösewichte, die das Völkermorden anzettelten, sondern auf Staatsbeamte, die die Pflichten ihres Amtes erfüllten. . . . Nicht Personen sind an dem Ausbruch des Krieges schuld, sondern die allgemeinen politischen Zusammen-

hänge.<sup>1</sup> Aber es würde von einer arg mechanischen Auffassung des historischen Materialismus zeugen, wenn wir uns ohne weiteres mit dieser Beantwortung der Frage begnügten. Bestimmte Willenskundgebungen, bestimmte Handlungen einzelner Personen sind es gewesen, die die Veranlassung zum Ausbruch des Krieges gegeben haben. Wir müssen uns fragen, ob diese Staatsmänner der berechtigten Ueberzeugung sein konnten, daß eine Vermeidung des Krieges die Lebensinteressen des Landes, an dessen Spitze sie stehen, schwer gefährden würde. Erst eine gründliche Prüfung der Entstehungsgeschichte dieses Krieges könnte die Möglichkeit bieten, uns darüber ein sicheres Urteil zu bilden. Nur wenn wir auf diese Weise zu der Ueberzeugung kommen, daß das Verhalten der beteiligten Staatsmänner von Gründen bestimmt wurde, die ja auch wir von unserem Standpunkte aus als zwingend ansehen müßten, könnten wir uns mit der Antwort abfinden, daß der Weltkrieg das notwendige Produkt der kapitalistischen Entwicklung sei. Gelangten wir etwa zu der Erkenntnis, daß alle in Frage kommenden Staatsmänner so handeln mußten, wie sie gehandelt haben, um dem drohenden Untergang ihres Staates, dem Verlust der nationalen Selbständigkeit ihres Volkes vorzubeugen, so würden wir von einer Schuld irgendeines Staatsmannes oder irgendeiner Regierung nicht reden können.

Aber es hieße die materialistische Geschichtsauffassung unvollkommen anwenden, wenn wir die Handlungsweise der Staatsmänner nur von einem Standpunkt aus betrachten, auf den auch wir uns unter den gegebenen Verhältnissen stellen müßten. Die materialistische Geschichtsauffassung lehrt uns doch nicht nur, daß äußere Verhältnisse in der Weise auf das Wollen und Handeln der Menschen einwirken, daß sie ihnen von außen als zwingende Bedingungen ihres Handelns gegenüber treten, sondern daß auch all die gesellschaftlichen Einflüsse, denen ein Angehöriger eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Klasse zu einer gegebenen Zeit unterliegt, seine Geistesbeschaffenheit in eine bestimmte Bahn lenken, die in einer gegebenen Situation die Richtung seines Wollens und Handelns bestimmt. Die Frage muß also zunächst so gestellt werden: Lagen die Dinge vor Ausbruch des Krieges nicht so, daß von einem Staatsmann, der nun einmal von den Anschauungen erfüllt war, die normalerweise einen bürgerlichen Staatsmann im Zeitalter des Imperialismus beherrschen, nicht erwartet werden konnte, daß er anders handelte, als es tatsächlich geschehen ist, wenn auch ein Mann mit sozialistischer Gesinnung wahrscheinlich ganz anders verfahren wäre? Beantworten wir diese Frage mit ja, so wäre damit noch nicht ausgeschlossen, daß wir von der Schuld eines oder mehrerer Staatsmänner oder Regierungen sprechen könnten. Die Erkenntnis, daß jeder bürgerliche Staatsmann unter den gegebenen Verhältnissen in der gleichen Weise gehandelt hätte, brauchte uns nicht an diesem Urteil zu hindern. Die Sozialdemokratie hat nie auf eine moralische und intellektuelle Wertung von Handlungen der Angehörigen der herrschenden Klassen deshalb verzichtet, weil sie aus einer Denkweise entspringen, die durch die gesamten in der kapitalistischen Gesellschaft herrschenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse erzeugt wird. Im Gegenteil, es ist für uns eine sehr starke Waffe gegen die kapitalistische

<sup>1</sup> Julian Borchardt, Vor und nach dem 4. August 1914. Hat die deutsche Sozialdemokratie abgedankt? Verlag der Lichtstrahlen. Berlin-Lichterfelde. Seite 12.

Gesellschaft, wenn wir zeigen können, daß der Kapitalismus die Menschen zu Handlungen treibt, die widersinnig oder unmoralisch sind nicht nur etwa vom Standpunkt einer besonderen sozialistischen, sondern auch vom Standpunkt der wenigstens theoretisch auch in der bürgerlichen Gesellschaft allgemein anerkannten Moral, wenn wir zum Beispiel nachweisen können, daß die kapitalistische Praxis in Widerspruch mit den Lehren des Christentums geraten ist, die in den Schulen gelehrt und in den Kirchen verkündet werden.

Aber die materialistische Geschichtsauffassung schließt auch nicht die Annahme ein, daß der Wille und die Handlungen der Angehörigen einer bestimmten Klasse, oder genauer gesagt von Personen, die von den in ihrer Klasse üblichen Anschauungen erfüllt sind, stets durch äußere Umstände völlig festgelegt sind. Die materialistische Geschichtsauffassung ist selbstverständlich mit der durch die tägliche Erfahrung leicht zu belegenden Tatsache vereinbar, daß Menschen, die die gleichen Anschauungen haben, in der gleichen Lage häufig ganz verschieden handeln. Was in dieser Beziehung für das tägliche Leben gilt, hat seine Geltung auch für das Tun der Diplomaten und Staatslenker, deren Gehirn schließlich doch im Prinzip nicht anders organisiert ist, als das eines friedlichen Bürgers, der irgendwelch harmloses Gewerbe betreibt. Zweifellos hat Max Adler Recht, wenn er schreibt: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt, aber sie erzeugt ihn nicht. Dies tun allein die denkenden Menschen, und die materialistische Geschichtsauffassung kann uns auch nur verstehen lehren, wie dies möglich war, wenn sie es taten, sie kann uns aber nie beweisen, daß sie es tun mußten.“<sup>2</sup>

Niemand kann leugnen, daß die Angehörigen der gleichen Klasse in der gleichen Situation häufig verschieden denken und dementsprechend auch verschieden handeln werden. Gewiß sind historische Situationen denkbar, in denen für einen imperialistisch-kapitalistischen Staatsmann nur eine bestimmte Handlungsweise möglich erscheint, aber auch solche Situationen sind möglich, wo es von Dingen, die geschichtlich betrachtet rein zufällig sein können, wie von der mehr oder minder großen Geschicklichkeit, Weitsicht und Menschlichkeit der gerade am Ruder befindlichen Staatsmänner abhängt, ob der Friede erhalten bleibt oder ob ein blutiger Krieg die Länder verheert.

Es ist zu fragen, lagen die Dinge wirklich so, daß die ganze politische und wirtschaftliche Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft unentzerrbar zu dem Weltkrieg hintrieb, oder war es auch denkbar, daß die Menschheit von dem Weltkrieg verschont blieb, auch dann, wenn der Kapitalismus nicht in absehbarer Zeit durch den Sozialismus ersetzt wurde? Diejenigen Genossen, die den Weltkrieg als unvermeidliche Folge der kapitalistischen Entwicklung vorausgesagt haben, werden natürlich behaupten, daß ihre Auffassung durch die Ereignisse als richtig bestätigt worden ist. Mit ihrer Auffassung stimmt die heute in bürgerlichen Kreisen vielfach vertretene Ansicht überein, daß, wenn diesmal der Weltkrieg noch einmal durch die Kunst der Diplomaten vermieden worden wäre, er über kurz oder lang doch hätte ausbrechen müssen. Das sind aber Anschauungen, die durchaus unbeweisbar sind. Zweifellos gab es in der kapitalistischen Gesellschaft Ten-

<sup>2</sup> Vgl. Max Adler, Das Formalpsychische usw. Neue Zeit, XXVI, 1, S. 58—60. Zitiert in Max Adler, Marx als Denker. Verlag Buchhandlung Vorwärts. S. 59.

denzen, die sehr stark zum Kriege hindrängten, wie besonders das Streben der Kapitalisten der verschiedenen Länder nach Ausbeutungsgebieten, in denen sie vor der Konkurrenz fremder Kapitalisten sicher sind; aber es fehlte auch nicht an Tendenzen, die auf eine Erhaltung des Friedens hindrängten, man denke nur an die immer größer werdende Internationalisierung des Kapitals, die Friedensbestrebungen des Proletariats, die immer größer werdenden Kosten und das immer größer werdende Risiko eines Krieges. Es kann deshalb durchaus nicht gesagt werden, der Weltkrieg wäre, wenn diesmal noch vermieden, später doch sicher ausgebrochen. Das gegenseitige Stärkeverhältnis der geschichtlichen Entwicklungstendenzen läßt sich nicht messen, ja kaum auch nur schätzen. Das gilt schon für die Gegenwart und in noch höherem Grade für die Zukunft. Vielleicht wäre der Weltkrieg, wenn er diesmal nicht ausgebrochen wäre, in Zukunft schon deshalb vermieden worden, weil die Fortschritte der Kriegstechnik, die jetzt eine so lange Dauer des Krieges zur Folge haben, in ihrer Tragweite den Regierungen bekanntgewesen wären, oder weil in allen Ländern schon eine große Anzahl von Unterseebooten mit großem Aktionsradius vorhanden gewesen wäre. Ebenso kann kaum etwas darüber gesagt werden, in welchem Maße die wachsende Verfilzung des internationalen Kapitals die Gegensätze zwischen den kapitalistischen Staaten gemildert hätte. Wo sich so, wie in unserer Gesellschaft, die kriegerischen und friedlichen Tendenzen gegenüberstehen, können sehr wohl Torheiten oder Fehler, die einer oder mehrere Staatsmänner, eine oder mehrere Regierungen begehen, zugunsten eines Krieges ausschlaggebend sein. Daher ist die Frage, ob überhaupt bestimmten Personen die ausschließliche oder teilweise Verantwortung für den Ausbruch des Weltkrieges zugeschoben werden kann, durchaus nicht müßig, sondern sie bedarf einer eingehenden Prüfung.

Diese Prüfung hat nicht nur eine rein geschichtliche, sondern auch eine große praktische Bedeutung. Fürchten die Regierenden, daß sie von der Defensivität, daß sie von ihrem Volke sehr energisch zur Rechenschaft gezogen werden, wenn sie nicht alles getan haben, um einen Krieg zu verhindern, so kann dieser Umstand zu einem Faktor werden, der künftige Kriege verhüten hilft. Und noch in einer anderen Beziehung kann die Prüfung der Schuldfrage praktische Bedeutung gewinnen: Dasjenige Volk, das zu dem Schluß gelangt, daß seine Staatsmänner mehr oder weniger Schuld am Ausbruch des Krieges tragen, wird sich auch die Frage vorzulegen haben, ob nicht die besonderen politischen Machtverhältnisse oder die Verfassungszustände, die in seinem Lande herrschen, es waren, die solch unheilvolles Handeln ermöglichten, ob nicht zum Beispiel durch ein undemokratisches, den Einfluß der Volksmassen ausschaltendes Wahlrecht, wie es für die russische Duma besteht, oder durch den Mangel einer parlamentarischen Kontrolle der auswärtigen Politik, über den ja selbst in England geklagt wird, der Boden geschaffen wurde, auf dem die verderbenbringende Politik seiner Staatsmänner gedeihen konnte. So kann die Prüfung der Schuldfrage unter Umständen all denen wirksame Waffen liefern, die für eine Erweiterung der Rechte ihres Volkes, für eine Ausgestaltung des Verfassungsrechts ihres Landes kämpfen.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Japan und China.

Japans Forderungen an China. — Japan als ostasiatische Kontinentalmacht. — Jukiens Naturschätze und Handel. — Japans Finanzlage. — Agrarstaatliches. — Industrie und Landwirtschaft in Japan. — Mineralische Bodenschätze Japans. — Die Motive des Vorgehens Japans gegen China. — Was will Japan?

Berlin, 18. März 1915.

Der Krieg beschert uns immer neue Ueberraschungen. Als Japan seine Expedition nach Kiautschou unternahm, gab es trotz aller bisherigen Erfahrungen selbst in der deutschen Presse verschiedene Stimmen, die der Versicherung glaubten, die japanische Regierung beabsichtige nicht die Integrität Chinas zu verletzen, sondern sie werde nach dem Krieg Tsingtau dem rechtmäßigen Eigentümer, China, zurückgeben. Und dieses Vertrauen zu Japans Uneigennützigkeit stieg, als im Oktober vorigen Jahres aus New York die Meldung kam, die Regierung in Washington habe, beunruhigt durch die kriegerischen Maßnahmen, eine amtliche Anfrage an Japan über seine Absichten in den ostasiatischen Gewässern gerichtet und die beruhigende Antwort erhalten, Japan hätte nicht die Absicht, chinesisches Staatsgebiet zu beanspruchen, es würde vielmehr „seine Operationen auf die Sphäre des englisch-japanischen Bündnisvertrages beschränken, der auf die Wahrung der kommerziellen Interessen der Mächte in China und der Gleichberechtigung aller Nationen“ gerichtet sei.

Zudem würde, so versicherten amerikanische und englische Blätter, eine Inanspruchnahme territorialer Rechte in China durch Japan direkt gegen den englisch-japanischen Vertrag vom August 1905 verstoßen; denn in diesem Vertrag garantierten sich ja England und Japan gegenseitig „die Aufrechterhaltung der gemeinsamen Interessen aller Mächte in China durch die Sicherung der Unabhängigkeit und Integrität des chinesischen Reiches sowie des Grundsatzes der gleichen Gelegenheit für Handel und Gewerbe aller Nationen“. Dieser im Vertrag enthaltene Satz ließe, so meinte man, in seiner Deutlichkeit doch kaum etwas zu wünschen übrig — folglich könne von japanischen Landannektionen in China oder von der Erzwingung irgendwelcher England und die übrigen Handelsmächte schädigenden Monopole keine Rede sein.

Seitdem sind nur ungefähr vier Monate vergangen, und diese schönen Illusionen sind, mögen sich auch noch einige Japophilen krampfhaft daran festklammern, gründlich vernichtet. Japan hat, ganz abgesehen von seiner Festsetzung auf den deutschen Karolinen und Marschallinseln, sich nicht nur Kiautschou angeeignet, sondern hält auch Tsinanfu, die Hauptstadt der Provinz Schantung, besetzt und hat sich ferner der Schantungseisenbahn bemächtigt. Doch diese Beschlagnahmen waren nur eine Overtüre zum eigentlichen Konzert; auch Japan vertritt die Ansicht, daß nur die Lumpen bescheiden sind, und so hat es vor einigen Wochen an China ein ansehnliches Bündel der verschiedenartigsten Forderungen gestellt, die, wenn sie von China bewilligt werden sollten, dessen Staatsgebiet Japan zur Ausbeutung ausliefern und die neue chinesische Republik, wie man sagen darf, gewissermaßen „ägyptisieren“ würden.

Ganz Sicheres ist über Japans Forderungen leider noch immer nicht zu erfahren, da die englische Regierung trotz der Anfragen im Unterhaus sich bislang geweigert hat, den wörtlichen Inhalt der ihr von Japan zugegangenen Note bekanntzugeben und die Mitteilungen der englischen und russischen Blätter sich vielfach widersprechen. Doch scheint im ganzen die Meldung der „Times“ richtig zu sein, daß das Mikadoreich die Uebertragung sämtlicher bisher den Deutschen in der Provinz Schantung eingeräumten Privilegien und Konzessionen auf Japan verlangt. Ferner beansprucht es alle Bergwerksrechte in der Mongolei und die bestimmte Zusage der chinesischen Regierung, daß in der Provinz Fukien (Fokien), dem der japanischen Insel Formosa oder Taiwan gegenüberliegenden Teil des chinesischen Festlandes, künftig fremden Mächten ohne Zustimmung Japans keine Bergwerks-, Eisenbahn- oder Hafenrechte irgend welcher Art gewährt werden dürfen, also Japan diese Provinz zur späteren Ausbeutung vorbehalten bleibt. Zugleich soll Japan das Recht haben, gemeinsam mit China die Kontrolle über die große Eisenerzgrube von Tscheh<sup>1</sup> und die Eisenwerke bei Hanjang (Provinz Hupe, an der Mündung des Hanjiang in den Yangtsekiang), sowie die Kohlengruben von Pingschang (Pingsiang) im Yangtsetal, nördlich von Tschang, auszuüben. Eine Forderung, die übrigens zeigt, wie gut die Japaner die Wirtschaftsgeographie Chinas im Kopfe haben; denn diese Eisen- und Kohlengruben Hupes gehören nicht nur zu den besten und ergiebigsten Chinas, sondern liegen auch für den Transport höchst günstig. Tschang liegt nämlich zwar etwa 227 deutsche Meilen von der Mündung des Yangtsekiang entfernt, doch ist der Fluß bis dahin selbst für größere Dampfer befahrbar, während hinter Tschang bis Kweitschou auf einer Strecke von über 20 Meilen starke Stromschnellen die Schifffahrt hemmen. Zugleich würde durch die Auslieferung dieser Bergwerke an Japan — denn darauf läuft schließlich die sogenannte Kontrolle hinaus — die Schifffahrt Japans auf dem unteren Teil des Yangtsekiang eine weit größere Bedeutung erhalten, als sie bisher hatte.

Außerdem verlangt Japan die Schantungbahn, bekanntlich ein deutsches Unternehmen (mit den Zweiglinien insgesamt 435 Kilometer lang), dessen Aktienkapital sich auf 60 Millionen Mark beläuft, und das in den beiden letzten Jahren vor dem Krieg 7½ Prozent Dividende abgeworfen hat; ferner die Konzession für den Bau einer Eisenbahn von Tsinanfu nordwärts durch den östlichen Teil der Provinz Tschili bis Mukden in Schöngking, sowie für eine Bahn von Kirin nach Tschantschun (nordkoreanische Küste) und von dem nördlichen bedeutendsten Hafenplatz Schantungs, Tschifu, nach Weihien, einer Bahnstation der Schantungbahn, in deren Nähe sich beträchtliche Kohlenfelder befinden, deren Abbau bereits teilweise durch die deutsche Schantung-Bergbaugesellschaft in Angriff genommen worden ist. Dazu kommt noch die Forderung der bestimmten Zusicherung Chinas, daß fernerhin in der Mongolei keine Bahnen mehr ohne Zustimmung Japans gebaut werden sollen sowie, daß die Pachtfrist für Port Arthur auf 99 Jahre ver-

<sup>1</sup> Um Einfluß auf die mit modernen europäischen Betriebseinrichtungen versehene Grube von Tscheh zu erlangen, hat Japan vor einigen Jahren der Tschehgrubengesellschaft ein größeres Kapital zur Verfügung gestellt, das ratenweise in gutem, nach dem Marktpreis berechnetem Eisenerz zurückgezahlt werden muß.

längert wird, und daß die chinesische Regierung sich verpflichtet, künftig keinen Teil der chinesischen Küste und keine chinesische Insel mehr einer fremden Macht abzutreten oder zu verpachten.

Das sind, soweit sich aus den übereinstimmenden Angaben englischer und russischer Meldungen entnehmen läßt, die Hauptforderungen Japans. Wie weit allerlei andere, noch außerdem erwähnte Angaben dieser Blätter richtig sind, wie zum Beispiel das angeblich von Japan gestellte Verlangen, fortan dürfe die chinesische Republik zur Reorganisation ihrer Flotte und militärischen Streitkräfte neben den einheimischen nur noch japanische Offiziere als Instrukteure verwenden, mag dahingestellt bleiben. Die obigen Forderungen genügen völlig, um die Bescheidenheit Japans zu kennzeichnen und zugleich zu zeigen, worauf seine Bestrebungen hinauslaufen.

Nachdem Japan 1910 Korea annektiert hat, gehen klar ersichtlich seine Bestrebungen dahin, auch den östlichen Teil der an das koreanische Gebiet stoßenden Mandschurei sowie die den Golf von Liaotung und den Golf von Tschili umschließenden Küstenländer in seinen Besitz zu bringen, also die das Gelbe Meer umgebenden chinesischen Territorien zu annektieren, um dort im Nordosten Chinas auf dessen Kosten zu einer großen Kontinentalmacht zu werden. Freilich fordert Japans Regierung nicht sofort das Land selbst; zunächst sucht sie sich nur der Bodenschätze und der Eisenbahnen dieser Gebiete zu bemächtigen, um dann, wenn sie dort wichtige Interessen zu wahren hat, bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu finden, daß der Schutz dieser Interessen unbedingt die völlige Annexion der betreffenden Länder erfordert.

Und zugleich sucht Japan sich vorläufig die kommerzielle Ausbeutung Fuktiens zu sichern und dort der Erwerbung irgendwelcher Bergwerks-, Eisenbahn- oder Hafenrechte durch fremde Mächte vorzubeugen. Ebenfalls eine sehr wohlüberlegte Forderung, die nicht erst seit gestern in Japan entstanden sein dürfte. Die zwischen Formosa und Fuktien gelegene Formosastraße schließt nämlich das Ostchinesische Meer vom Südchinesischen Meer ab, während die Ostgrenze des Ostchinesischen Meeres durch die langgestreckte Gruppe der Riukiu- und der Schitschitoinseln gebildet wird. Da diese Inselgruppen wie auch Formosa japanischer Besitz sind, würde durch eine spätere Festsetzung Japans in Fuktien auch das Ostchinesische Meer gewissermaßen zu einem japanischen Binnensee. Zudem aber ist die Provinz Fuktien nicht nur landwirtschaftlich von großer Bedeutung — es werden neben Reis vornehmlich Tee, Baumwolle, Tabak, Zucker gewonnen — sie besitzt auch bedeutende Eisen- und Zinnerzgruben sowie ausgedehnte, noch kaum zum Abbau vorgerichtete vorzügliche Kohlenfelder, und der Handel der beiden den Fremden geöffneten Häfen Fuktiens, Futschou und Amoy, besonders des letzteren Hafens, hat eine beträchtliche Höhe erreicht. Nach der offiziellen chinesischen Statistik liefen im Jahre 1912 in Futschou 678 Schiffe mit 520 431 Registertons ein und 679 Schiffe mit 519 990 Tons aus, während in Amoy, das vornehmlich einen beträchtlichen Handel mit den übrigen chinesischen Küstenplätzen treibt, 827 Schiffe mit 1 068 923 Registertons ein- und 824 Schiffe mit 1 071 990 Registertons ausliefen. Der Export und Nettoimport (das heißt die Einfuhr nach Abzug der davon wieder per Schiff ausgeführten Waren) Futschous belief sich 1912 auf 18, der Amoys auf 20,6 Millionen

Haitwan-Taëls<sup>2</sup> und die Einkünfte beider Hafenstädte allein an Zöllen, Tonnengebühren, Transitabgaben und Opiumsteuer aus diesem Handelsverkehr stellten sich 1912 (für 1913 liegen noch keine abschließenden Berechnungen vor) auf 1,9 Millionen Taëls oder ungefähr 5,8 Millionen Mark.

Man mag die mitten im Frieden, ohne vorausgegangene kriegerische Streitigkeiten, von Japan gestellten Forderungen daher als Unverschämtheit bezeichnen und mit dem Streich der italienischen Regierung vergleichen, die 1912 die Verlegenheit der Türkei benutzte, ihr Tripolis abzapfen — jedenfalls zeugen die Forderungen Japans von einer guten Kenntnis der chinesischen Wirtschaftsverhältnisse und von einem Handeln nach wohlüberlegtem Plan. Indes ethische Urteile zu fällen, hat wenig Zweck, und noch weniger Sinn hat es, nach bekannten Mustern den Beweis zu versuchen, daß eigentlich nur allerlei Interessenmißverständnisse vorliegen und die Geschichte, wenn sie vernünftig wäre, anders verlaufen müßte. Viel wichtiger ist die Frage, welche wirtschaftlichen Motive Japan zu seinem Vorgehen veranlassen und welche wirtschaftlichen Machtmittel ihm für seine Zwecke zur Verfügung stehen.

Nach dem russisch-japanischen Krieg von 1904/05 wurde es geradezu zu einer Modesache, die hohe wissenschaftliche, politische, wirtschaftliche Kultur Japans in allen Tonarten zu feiern. Auch in unserer sozialdemokratischen Presse wurden ein ansehnliches Quantum schöner Artikel fabriziert, in denen der frische, aufblühende, jugendkräftige, vielversprechende Kapitalismus Japans gepriesen wurde; dieses Japans, das in seiner aufgespeicherten Urkraft wichtige wirtschaftliche Entwicklungsstadien des greisenhaften Europas übersprungen hatte und angeblich wie ein junger Riese da stand, dem bald aus allen kapitalistisch fortgeschrittenen Ländern reiche Kapitalien zufließen würden, so daß damit binnen kurzer Zeit ganz Ostasien dem Kapitalismus und dessen Nachfolger, dem Sozialismus, erschlossen werden würde.

Noch sind das nur ungefähr 10 Jahre her, doch wer heute die schönsten Stellen dieser Artikel zusammenstellen und damit Japans jetzige wirtschaftliche Misere vergleichen würde, könnte selbst bei ernsthaften Leuten Nachsalven erzielen. Mir ist damals beim Lesen dieser Ergüsse manchmal ganz schnurrig zumute geworden; doch habe ich zunächst geschwiegen, da ich längst den Glauben verloren habe, daß man eingewurzelte Illusionen und Hoffnungen durch Artikel vertreiben könnte; nur die Widerlegung durch die geschichtliche Entwicklung kann helfen. Schließlich habe ich denn doch einiges geschrieben, darunter für die „Neue Zeit“ den Artikel „Ostasiatische Probleme“ („Neue Zeit“ 1905/06, I. Band Seite 380), in dem ich gegen die „Japanmanie“ Front machte, Japan als einen vorläufig noch halbfeudalen, selbst in agrikulturner Hinsicht wenig leistungsfähigen Agrarstaat bezeichnete und von dessen nächster Zukunft sagte:

„Die wirtschaftlichen Umstände, unter denen Japan nach seinem Siege über das moskowitzische Reich in die neue Entwicklungsphase eintritt, können also keineswegs als günstig gelten. Das „Britannien des Ostens“ beginnt mit einer im Verhältnis zu seiner nationalen Revenue enormen Schuldverpflichtung an das Ausland, hohen Staatsabgaben, einer seit zehn Jahren stehengebliebenen Land-

<sup>2</sup> 1 Haitwan-Taël nach dem Kurse von 1912 = 3,12 Mark oder 1,49 japanische Yen.

wirtschaft und einer Industrie, die größtenteils noch in der hausindustriellen Betriebsweise steckt; in jenen Branchen aber, die in schneller Folge zum maschinellen Großbetrieb übergegangen sind, den Charakter einer künstlichen, krankhaften Ueberhöhung trägt. Wenigstens gilt das von jener japanischen Industrie, die sich am weitesten die europäische Arbeitsweise angeeignet hat, von der japanischen Baumwollindustrie."

Wie die heutige Misere Japans zeigt, habe ich damals Japans Wirtschaft im ganzen vielleicht noch zu günstig beurteilt — tatsächlich ist Japan heute nahezu wirtschaftlich bankrott und wird nur durch eine energische Auspumpung der wirtschaftlichen Lebenskräfte des Landes und eine geradezu staunenerregende Bedürfnislosigkeit seiner ärmeren Bevölkerung aufrechterhalten.

Man kann den wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Japaner eine gewisse Energie und Großzügigkeit nicht absprechen; aber der Fortschritt vom armen Feudalstaat zum modernen kapitalistischen Großstaat vollzieht sich eben nicht mit jener Leichtigkeit, wie so mancher meint, vornehmlich dann nicht, wenn, wie in Japan, fast alle reichen Bodenschätze fehlen. Japan hat sich in schneller Folge zu einem der relativ verschuldetsten Staaten entwickelt. Am Schluß des Finanzjahres 1891/92 betrug seine Staatsschuld erst 270 Millionen Yen (ein Yen nach dem Kurs der letzten Jahre = 2,08 Mark); aber die moderne Ära, vornehmlich der russisch-japanische Krieg, haben diese Schuldenlast schnell vermehrt. Am 30. Juni 1914, vor Kriegsbeginn, betrug sie schon 2535 Millionen Yen, zu der seitdem als Kriegsanleihe weitere 135 Millionen Yen hinzugekommen sind. Für einen Staat von mehr als 52 Millionen Einwohnern (ohne Korea) erscheint das nicht viel, die europäischen Großstaaten tragen ja noch ganz andere Schuldenlasten; aber Japan besitzt auch nicht annähernd den Reichtum und die wirtschaftlichen Hilfsmittel dieser Länder, und ferner kommt hinzu, daß seit 1890, wo durch Parlamentsbeschluß den Provinzen (Distrikten) und Kommunen das Recht der Aufnahme sogenannter Lokalanleihen verliehen wurde, die Provinzen und Municipalitäten von dieser Erlaubnis allzu reichlich Gebrauch gemacht haben. Trotz Tabak-, Salz- und Kampfermonopol und stärkster Auspressung der Staatsbetriebe, besonders der Post und Telegraphie, trotz Erhöhung der Zölle und einer reichen Auswahl der seltensten Verbrauchssteuern, wie z. B. auf Textilwaren und Medikamente, hat das Land in den letzten Jahren die staatlichen Ausgaben (1911/12: 585, 1912/13: 582, 1913/14 nach Voranschlag: 587 Millionen Yen) nur dadurch aufzubringen vermocht, daß die Regierung zu lokalen Extrakontributionen und zu mehrfachen Verkäufen von Staatsländereien griff. Tatsächlich haben die Staats- mit den Distrikts- und Ortssteuern bereits eine derartige Höhe erreicht, daß in manchen Landesteilen selbst Arbeiter und kleine Hausindustrielle an 20 Prozent, Kleinbauern an 25 Prozent ihres gesamten Lohnes oder ihrer Einnahme, und zwar ihrer Bruttoeinnahme, an Steuern zahlen müssen. Und nur ein ganz minimaler Teil dieser Staatseinkünfte wird produktiv, das heißt zur Verbesserung des Landes, der Verkehrswege usw. angelegt. Fast ein Drittel der Staatseinnahme geht für Flotte und Marine (ohne Militarpensionen, die in den japanischen Budgets größtenteils zu den Finanzausgaben gerechnet werden) auf, ein weiteres Drittel für Zinszahlungen an

die Staatsgläubiger; nur ein Drittel bleibt für alle übrigen Staatsausgaben inklusive Staatspensionen übrig. Für den ganzen Unterricht im Lande sind zum Beispiel im Budget für 1913/14 nur 9,55 Millionen Yen, also 19,86 Millionen Mark, angelegt.

Vielfach stößt man auf die Ansicht, Japan sei bereits eine Art Industriestaat. Nichts falscher als das. 64 Prozent der Gesamtbevölkerung leben auf dem flachen Lande und der Anteil der landwirtschaftlichen Produktion an dem nationalen Gesamtprodukt wird von japanischen Statistikern auf ungefähr 70 Prozent geschätzt.

Nach der umfassenden japanischen Gewerbestatistik von 1907 lebten 46 Prozent der Bevölkerung ausschließlich von der Landwirtschaft, weitere 22 Prozent bestritten zwar zum weitaus größten Teil ihren Unterhalt aus dem Ertrage landwirtschaftlicher Arbeiten, hatten aber außerdem einen kleinen Nebenerwerb (vielfach industrielle Heimarbeit). Die übrigen 32 Prozent verteilen sich auf alle möglichen Berufe: Beamte, Gelehrte, Lehrer, Künstler, Seeleute, Handwerker, Heimindustrielle usw. Als eigentliche industrielle Arbeiter können nur die in den industriellen Staats- und Privatbetrieben tätigen Arbeiter gelten. Wie hoch sich die Zahl der ersteren beläuft, ist mir nicht bekannt; an sogenannten Privat-„Factories“ wurden 1907 10 938 gezählt, davon 5207 mit motorischer, 5731 ohne motorische Kraft. Die Gesamtzahl der dort beschäftigten Arbeiter belief sich auf 257 356, der Arbeiterinnen auf 385 936. Unter diesen Beschäftigten hatten 57 597 noch nicht das vierzehnte Lebensjahr überschritten.

Seitdem haben zwar die Textil-, die Metall- und vor allem die chemische Industrie sich weiter ausgedehnt; aber selbst dann, wenn man diese Zunahme in sieben Jahren auf 25 Prozent veranschlagt und die in den Staatsbetrieben Beschäftigten hinzuzählt, dürfte die Gesamtziffer der industriellen Arbeiter und Arbeiterinnen kaum eine Million übersteigen.

Der weitaus größte Teil dieser Arbeiter ist in der Textilindustrie beschäftigt, und zwar in der Baumwoll- und Seidengarnspinnerei; die Weberei, die Seiden- wie die Baumwollweberei, zählt noch nicht zu den großindustriellen Betrieben in Japan. In diesem Zweige herrscht noch fast unumschränkt die Hausindustrie und der Handwebstuhl, und was an Textilwaren produziert wird, ist nicht etwa, abgesehen von einigen Seidengeweben, gute ansehnliche Ware, sondern durchweg der allergewöhnlichste Schund, der nur wegen seiner Billigkeit Absatz findet. In allen besseren Textilwaren beherrscht noch immer England den ostasiatischen Markt.

Tatsächlich besteht denn auch, außer Seiden- und rohen Baumwollgeweben sowie Zündhölzern, Matten, Zigaretten, rohen Porzellan- und Steingutwaren sowie einigen rohen Drogenwaren, die Ausfuhr Japans fast ausschließlich aus Mineralprodukten (Kohlen, Kupfer), aus groben Garnen, Rohseide und landwirtschaftlichen Erzeugnissen; doch bilden letztere nur ungefähr ein Zehntel der Ausfuhr. Während sonst die Agrarstaaten meist eine aktive Handelsbilanz haben und ihren Industriewarenimport sowie die Zinssumme, die sie für geliehene Kapitalien an das Ausland zu zahlen haben, durch eine starke Ausfuhr von Agrarprodukten decken, hat Japan zwar eine starke passive Handelsbilanz (so betrug zum Beispiel der Einfuhrüberschuß im Spezialhandel 1913 = 202, 1912 = 192 Millionen Mark), und

ferner hat es für seine Staatsschuld und die in japanischen Unternehmungen angelegten Kapitalien alljährlich relativ hohe Zinssummen an das Ausland zu zahlen, aber der Ertrag seiner landwirtschaftlichen Produktion ist so niedrig, daß er nicht nur diese Ausfälle nicht zu decken vermag, sondern auch nicht zur Ernährung der eigenen Bevölkerung ausreicht, obgleich diese von einer geradezu kulturwidrigen Bedürfnislosigkeit ist. Selbst an Reis, dem Hauptprodukt seiner Landwirtschaft und Hauptnahrungsmittel seiner Bevölkerung, muß Japan alljährlich ansehnliche Mengen hinzukaufen (im Jahre 1913 zum Beispiel für 54 Millionen Mark), ferner an Weizen, Weizenmehl, Zucker, Del, Hülsenfrüchten, gefalzten Fischen, Eiern, Schlachtvieh usw.

Wie schon vorhin gesagt, auch in agrikulturner Hinsicht ist Japan wenig leistungsfähig, und seine landwirtschaftliche Produktion genügt selbst für seinen eigenen bescheidenen inneren Bedarf nicht. So betrug zum Beispiel 1912 die landwirtschaftlich benutzte Bodenfläche Japans 5,21 Millionen Hektar, die Schwedens (1911) 5,01 Millionen, der Schweiz (1913) 2,30 Millionen, Deutschlands 35,06 Millionen Hektar. Japan aber hatte eine Bevölkerung von 52, Schweden nur von 5,7, die Schweiz von 3,9, Deutschland von 66 Millionen Einwohnern. Dazu kommt, daß trotz des Fleißes der Japaner der Boden infolge der veralteten Bebauungsmethode wenig ergiebig ist.

So wurden pro Hektar geerntet:

	Weizen Doppeltzentner	Roggen Doppeltzentner	Gerste Doppeltzentner	Safer Doppeltzentner
in Japan (1913) . . . . .	14,4	15,2	19,4	16,9
in Schweden (1912) . . . . .	20,9	14,6	17,1	16,1
in der Schweiz (1913) . . . . .	22,0	19,2	19,1	23,1
in Deutschland (1913) . . . . .	23,6	19,1	22,2	21,9

Natürlich verschiebt sich dieses Verhältnis in den einzelnen Jahren, zeigt aber doch deutlich den Rückstand des japanischen Ackerbaues, der als Parzellenbau bezeichnet werden kann, denn mehr als 70 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe umfassen noch nicht einen Hektar, und diese Parzellenbauer sind obendrein vielfach nicht selbst Eigentümer ihres kleinen Landstücks, sondern Kleinpächter elendester Art.

Zwar läßt sich auch hier eine langsame Steigerung des Ertrages pro Hektar nachweisen, beim Reis zum Beispiel in den letzten 20 Jahren um 8 Prozent; aber von einer Zunahme der angebauten Bodenflächen kann im ganzen kaum die Rede sein. Die mit Reis bebaute Fläche hat sogar von 1905 bis 1911 um 33 000 Hektar abgenommen; ebenso hat der Teeanbau und der Tabakanbau beträchtlich nachgelassen; doch wird der Teeanbau jetzt entschieden intensiver betrieben, so daß der Ertrag sich sogar vermehrt hat.

Dazu kommt, daß auch Japans mineralische Bodenschätze kaum die Aussicht auf eine schnelle wirtschaftliche Entwicklung bieten. Nur die Kupfergewinnung mag noch einer raschen Steigerung fähig sein. Als Eisenerzgruben kommen nur die von Kalna-ishi, Senin und Akaiwa in Betracht; ein wesentlicher Teil des in Japan erzeugten Roheisens wird daher aus eisenhaltigem Sand gewonnen und ist von äußerst geringer Güte. Die Kohlenfelder sind zwar ziemlich ausgedehnt, die geförderte Stein- und Braunkohle aber meist ebenfalls dritter, vierter Qualität.

Die Leistungen Japans auf diesen Gebieten mag folgende Gegenüberstellung veranschaulichen.

Es produzierten (die Zahlen gelten für 1911):

	Kohlen Mill. Tonn.	Eisenerz Mill. Tonn.	Kohleflen Mill. Tonn.	Kupfer Tonnen	Stiel Tonnen
Japan . . . . .	17,6	?	0,06	55 900	3 500
Deutschland mit Luxemburg	234,5	29,9	15,6	386 000	165 100
Frankreich . . . . .	39,2	16,6	4,5	13 200	23 600
Schweden . . . . .	0,3	6,2	0,6	?	1 100
Spanien . . . . .	3,9	8,8	0,4	49 200	189 900

Aus dieser traurigen Wirtschaftslage schließen die maßgebenden Kreise Japans (wieweit diese Folgerung richtig ist oder auf unrichtigen Anschauungen beruht, kann hier unerörtert bleiben, es genügt, zu konstatieren, daß man in Japan so denkt), die japanische Nationalwirtschaft müsse verkümmern, wenn Japan sich nicht Gebiete aneigne, die reichere Naturschätze enthalten, und wenn es ihm nicht gelänge, mehr auswärtiges Kapital als bisher ins Land zu locken. Dem einstigen, die eigene wirtschaftliche Entwicklungskraft weit überschätzenden Optimismus ist vielfach trotz aller offiziellen Großsprecherei ein gewisser Pessimismus gefolgt. China aber enthält Gebiete mit reichen, noch fast völlig unausgenutzten Naturschätzen, und eine bessere Gelegenheit, sich diese Gebiete zu verschaffen, wird sich kaum so bald wieder bieten — deshalb das strupellose Vorgehen Japans gegen China.

Aber ist denn Japan in Anbetracht seiner traurigen Wirtschaftslage überhaupt imstande, einen Kampf gegen China zu führen und, falls dieses in seiner heutigen hilflosen Situation sich in verschiedenen Punkten als nachgiebig erweist, die ergatterten Konzessionen und Gebiete auszunutzen? Diese Frage ist in letzter Zeit mehrfach gestellt und aus der jetzigen Unfähigkeit Japans die Folgerung gezogen worden, die japanische Regierung werde sich befinden und ihre „politischen Uebergriffe“ aufgeben. So meinte zum Beispiel jüngst die „Frankfurter Zeitung“:

„Wenn es Japan infolge Englands gegenwärtiger Schwäche auch gelingen mag, die Erfüllung seiner Wünsche von China zu erzwingen, dessen einziger an dem Kriege nicht beteiligter und an Chinas Wohlergehen im höchsten Grade interessierter Freund, Amerika, ihm die erhoffte Unterstützung zu versagen scheint, so ist Japans Vorgehen dennoch wenig klug, denn es wird nicht imstande sein, den größten Teil seiner Pläne durchzuführen. Als Japan die südmandschurische Eisenbahn als Kriegsbeute von Rußland erwarb, mußte es auf dem englischen Markt Geld aufnehmen, um den Gewinn fruchtbringend gestalten zu können. So werden ihm jetzt etwaige China abgezwungene Konzessionen nichts nützen, wenn ihm die Geldmärkte der Welt verschlossen sind.“

Die Frage ist ziemlich müßig, denn Japans Vorgehen gegen China entspringt nicht einem plötzlichen Impuls, sondern ist längst erwogen. Das zeigt die ganze wohlbedachte Art der gestellten Forderungen. Wahrscheinlich hat schon, als Japan den Zug gegen Kiautschou unternahm, in den Regierungskreisen die Absicht bestanden, wenn die Lage auf den europäischen Kriegsschauplätzen eine bestimmte Gestalt annehmen sollte, die Situation rücksichtslos im eigenen Interesse auszunutzen. Darüber, daß Japan vor der Hand finanziell gar nicht in der Lage ist, die erlangten Zugeständnisse zu verwerten, dürfte sich niemand unter den japanischen Staatsmännern täuschen. Man denkt eben: Haben wir erst die betreffenden Konzessionen

erbeutet, dann werden sich später auch die nötigen fremden Kapitalien zu ihrer Ausnutzung finden; denn hoher Profit lockt. Also fest zugegriffen, solange die Gelegenheit günstig ist; das Weitere findet sich später.

Heinrich Cunow.

## Die Angestellten und der Krieg.

Von Hermann Lademann.

Die grundsätzliche Übereinstimmung zwischen den Bedingungen, auf denen das Arbeitsverhältnis der Angestellten wie der Arbeiter beruht, erfährt in der Praxis eine keineswegs unbeachtliche Einschränkung durch das bessere Kündigungsrecht, dessen sich die Angestellten mit sehr geringen Ausnahmen erfreuen. Nach den ziemlich gleichlautenden Vorschriften des Handelsgesetzbuches und der Gewerbeordnung soll die Kündigung in der Regel nur mit einer sechswöchentlichen Frist zum Quartalschluß ausgesprochen werden können, für besondere Vereinbarungen ist als unterste Grenze die monatliche Kündigung vorgesehen und nur bei Anstellungen zu vorübergehender Beschäftigung (bis zu drei Monaten) dürfen beliebig kurze Fristen ausgemacht werden. Die Folge hiervon ist für die Arbeitgeber eine beträchtliche Verzögerung jeder geplanten Personalverminderung: Zwischen die Absicht zur Entlassung und ihre praktische Durchführung wird eine Frist gelegt, die in der Mehrzahl der Fälle einen bis zwei Monate, bei dem mit der Normalündigung Angestellten sechs bis achtzehn Wochen, also unter Umständen über vier Monate beträgt.

Diese Tatsachen sind es — und nicht das angebliche besondere Wohlwollen der Unternehmer —, die die Angestellten davor bewahren, daß sie bei krisenhaften Erschütterungen des Wirtschaftslebens nicht in demselben Maße wie die Arbeiter von der allgemeinen Verschlechterung des Arbeitsmarktes in Mitleidenschaft gezogen werden. Wie groß diese Verschiedenheit ist und welche Abweichungen im einzelnen sich daraus für die Lage der beiden Arbeitnehmerschichten ergeben, konnte aber bisher niemals zuverlässig ermittelt werden, weil der schleichende Verlauf der meisten Krisen in Verbindung mit der aufschiebenden Tendenz der langen Kündigungsfristen jede vergleichende Gegenüberstellung außerordentlich erschwerte. Der gegenwärtige Krieg mit seiner katastrophalen Lahmlegung fast sämtlicher Erwerbszweige bietet zum erstenmal Gelegenheit, die verschiedenartige Gestaltung der Arbeitsverhältnisse zahlenmäßig schärfer zu erfassen.

Um das entbehrliche Personal schneller abstoßen zu können, als es nach den bestehenden Vereinbarungen möglich war, hat eine Anzahl Unternehmer sich ihren Verpflichtungen dadurch zu entziehen gesucht, daß sie ihre Angestellten zunächst zu „freiwilligen“ Vertragsänderungen überredeten und dann schleunigst von den auf solche Weise verkürzten Kündigungsfristen Gebrauch machten. Gewiß ein höchst verwerfliches Gebaren! Aber auch in diesen Fällen mußte wohl oder übel die gesetzliche Mindestfrist innegehalten werden, und so haben sich denn die besseren Kündigungsverhältnisse allgemein wieder als ein wirksamer Schutz gegen plötzliche Verschlechterungen des Arbeitsmarktes erwiesen. Am deutlichsten erkennt man dies, wenn man die Zahlen nebeneinander stellt, die das „Reichsarbeitsblatt“ über die Arbeitslosigkeit

von Angestellten und Arbeitern in den gleichen Monaten veröffentlicht hat. Bisher liegen diese Angaben bis zum 31. Dezember 1914 vor. Nach ihnen betrug der Prozentsatz der Arbeitslosen bei den

	Arbeitern	Angestellten
im Juli . . . . .	2,7	0,6
„ August . . . . .	22,4	0,8
„ September . . . . .	16,0	0,9
„ Oktober . . . . .	10,9	1,4
„ November . . . . .	8,2	0,9
„ Dezember . . . . .	7,2	0,8

Die Aufstellung bestätigt also, was man in den ersten Kriegswochen bereits praktisch zu beobachten Gelegenheit hatte: Während die Arbeiter bereits zu Hunderttausenden auf der Straße lagen, saß die Masse der kaufmännischen und industriellen Angestellten noch wohlgeborgen hinter ihren Pulken und Zeichentischen, und erst als der Beschäftigungsgrad der Arbeiter sich schon wieder erheblich gebessert hatte, erreichte die Stellenlosigkeit der Angestellten ihren höchsten Grad. Deutlich sieht man, wie die Angestellten infolge des glücklichen Umstandes, daß die Mobilmachung gerade am 1. August, also unmittelbar nach dem letzten Termin für monatliche Kündigungen, angeordnet wurde, zwei volle Monate hindurch vor massenhaften Entlassungen geschützt gewesen sind. Nur die kleine Zahl der ausbilsweise Beschäftigten hat bereits im August und September eine geringe Steigerung der Stellenlosigkeit bewirkt.

Auffallend erscheint es, daß nach dem Oktober gleich wieder eine so erhebliche Abnahme der Stellenlosen stattgefunden hat, daß Ende Dezember bereits wieder der Stand von August erreicht war. Dies wird jedoch neben der allgemeinen Besserung des Beschäftigungsgrades auf das Zusammentreffen vermehrter Einberufungen mit der vorübergehenden Weihnachts- und Liebesgabenkonjunktur im Handelsgewerbe zurückzuführen sein.

Leider bieten nun die beiden Zahlenreihen keine Grundlage, um die absolute Höhe der Arbeitslosigkeit zu beurteilen und in dieser Hinsicht Vergleiche zwischen Arbeitern und Angestellten zu ziehen, weil die Verhältnisse für die beiden Kategorien nach ganz verschiedenen Methoden berechnet sind. Es ist nicht einmal möglich, eine richtige Parallele zwischen der Stellenlosigkeit der Angestellten in der Kriegszeit und der in den gleichen Monaten des Vorjahres zu ziehen. Das „Reichsarbeitsblatt“ hat dies allerdings getan und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die Stellenlosigkeit im vierten Vierteljahr 1914 etwas mehr als doppelt so groß wie im gleichen Vierteljahr 1913 gewesen sei. Diese Feststellung bleibt jedoch beträchtlich hinter der Wirklichkeit zurück, weil die Verbände, die sich an der Umfrage beteiligt haben, ihren Berichten offenbar ausnahmslos Mitgliederzahlen zugrunde gelegt haben, die nicht dem tatsächlichen Bestand entsprechen, sondern die zum Heere Eingezogenen noch mitenthalten.

Diese Methode ist unbedingt falsch (und wird auch bei der Arbeitslosenstatistik der Arbeiterverbände nicht geübt), weil man Erhebungen über den Beschäftigungsgrad doch immer nur auf diejenigen Personen beziehen kann, die zur Zeit der Erhebung zu der erwerbstätigen oder erwerbssuchenden Bevölkerung des Wirtschaftsgebietes gehören. Eine genaue Umrechnung der

ermittelten Verhältnissätze scheitert leider an dem Mangel irgendwelcher Angaben über den Umfang der Einberufungen. Uebrigens ein Mangel, der auch aus dem Grunde zu bedauern ist, weil es unter diesen Umständen niemals möglich sein wird, den Anteil dieser Arbeitnehmerschicht an der Kriegsführung zahlenmäßig zu ermitteln.

In der Erhebung über das 4. Vierteljahr 1914 haben sich 15 Angestelltenverbände mit 576 094 Mitgliedern beteiligt, von denen aber nur 372 441 oder 64,6 Prozent unterstützungsberechtigt waren. Von diesen haben sich insgesamt 8432 oder 2,3 Prozent als stellenlos gemeldet gegen 1,2 Prozent im 4. Vierteljahr 1913. Unterstützt wurden 6212 Personen mit 429 964 Mark. Bemerkenswert ist die auch in allen Arbeiterverbänden beobachtete Erscheinung, daß die Arbeitslosigkeit der weiblichen Angestellten durchweg größer war als die der männlichen. Da inzwischen durch die fortgesetzten Einberufungen in manchen Gewerben bereits ein gewisser Mangel an männlichen Arbeitskräften eingetreten ist, so wird eine längere Dauer des Krieges in verschiedenen Angestelltenberufen wahrscheinlich zu einer bedeutenden Vermehrung der weiblichen Berufsarbeit führen und demgemäß nach dem Friedensschluß einen verstärkten Konkurrenzkampf zwischen Männer- und Frauenarbeit zur Folge haben.

Der Anteil der weiblichen Angestellten an der Mitgliedschaft der berichtenden Verbände beträgt nur ein Fünftel. Es wird daher wohl ungefähr zutreffen, wenn man annimmt, daß mindestens ein Drittel des nominellen Mitgliederbestandes unter den Fahnen steht. Nimmt man aber auf dieser Grundlage eine entsprechende Umrechnung der amtlichen Verhältnisszahl vor, so erhöht sich der Satz von 2,3 Prozent auf annähernd 3,5 Prozent und wäre damit ziemlich dreimal so hoch wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Wie das „Reichsarbeitsblatt“ zutreffend hervorhebt, werden nun aber von der amtlichen Statistik noch längst nicht alle stellenlosen Angestellten, ja noch nicht einmal alle stellenlosen Mitglieder der berichtenden Verbände erfasst, sondern nur die unterstützten. Die hierin liegende Fehlerquelle wird einmal durch die starke Fluktuation in den Angestelltenverbänden und ihre teilweise sehr langen Karenzzeiten für den Unterstützungsbezug (bis zu 2 Jahren) ungünstig beeinflusst; im vorliegenden Falle kommt aber noch erschwerend hinzu, daß von den Wirkungen der gegenwärtigen Krise zweifellos mehr als sonst auch viele Angestellte betroffen worden sind, die, weil sie sich in ihren vermeintlichen „Lebensstellungen“ sicher glaubten, überhaupt keinem Verbands angehörten. Trägt man diesen Umständen in angemessener Weise Rechnung, so wird man die wirkliche Stellenlosigkeit der Angestellten im 4. Vierteljahr 1914 unbedenklich auf beinahe 5 Prozent annehmen können.

Da nun die längeren Kündigungsfristen neben ihren oben geschilderten Vorzügen die weniger angenehme Wirkung haben, die durchschnittliche Stellenlosigkeit des einzelnen Angestellten zu verlängern — in dem besprochenen Vierteljahr waren es 51 Tage gegen 25 bei den Arbeitern —, so wird man den Satz als sehr hoch ansprechen müssen, zumal erfahrungsgemäß das Versiegen der Erwerbsquelle um so drückender empfunden wird, je mehr einer durch die Anforderungen seines Berufes zu besonderen Aufwendungen für seine äußere Lebenshaltung gezwungen ist.

Auf jeden Fall beweisen diese Zahlen, daß der in großen Teilen der Angestelltenschaft noch vertretene Harmoniegedanke durch den Krieg eine weitere Stütze verloren hat; denn eine so hohe Stellenlosigkeit, wie sie trotz aller hemmenden Einflüsse der für die Angestellten günstigen Kündigungsverhältnisse in die Erscheinung getreten ist, wäre niemals möglich gewesen, wenn die Arbeitgeber sich — abgesehen von gewissen patriarchalischen Neigungen — bei der Regelung der Arbeitsverhältnisse ihrer Beamtenchaft von grundsätzlich anderen Motiven leiten ließen, als dies gegenüber den Arbeitern der Fall ist. Wie wenig solcher Glaube heute noch berechtigt ist, haben mehr noch als die vorgenommenen Entlassungen die umfangreichen Gehaltskürzungen bewiesen, mit denen ein großer Teil des Unternehmertums bei Ausbruch des Krieges seine Geschäftskosten zu vermindern gesucht hat.

Dieses Herabsetzen der Gehälter ist in einigen Bezirken ganz planmäßig organisiert worden. Soweit dabei Interessenvertretungen der Unternehmer mitgewirkt haben, bildet es einen vorzüglichen Beweis dafür, wie sehr diese Organisationen anfänglich ihre Aufgabe in der Kriegszeit verkannt haben: Anstatt ihr ganzes Augenmerk auf die schleunige Neuordnung des inneren Marktes zu richten und alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den durch Arbeitsmangel bedrohten Unternehmungen neue Aufträge zuzuführen und durch betriebstechnische Ratschläge die zweckmäßige Anpassung ihrer Fabrikationseinrichtungen an die Kriegsbedürfnisse zu erleichtern, versuchten sie nach altem schlechten Brauch zunächst alles Risiko auf die schwachen Schultern ihrer Angestellten oder Arbeiter abzuwälzen. Ein drastisches Beispiel hierfür bildet das Vorgehen der Handelskammer zu Braunschweig, die es so eilig hatte mit der Empfehlung solcher verkehrten Personalpolitik, daß sie schon am Mobilmachungstage, am Sonntag, den 2. August, an ihre Mitglieder ein Zirkularschreiben mit sorgfältig ausgeklügelten Vorschlägen versandte. Dieses Rundschreiben beweist zugleich, daß die Arbeitgeber allerdings bisweilen dazu neigen, ihren Angestellten und Arbeitern eine ganz verschiedenartige Behandlung zuteil werden zu lassen, aber leider in ganz anderem Sinne, als es von den Anhängern des Harmoniegedankens gewöhnlich behauptet wird. Während nämlich für die Arbeiter nur eine Verkürzung der Arbeitszeit angeregt wurde, empfahl die Handelskammer für die Angestellten einfach eine geringere Gehaltszahlung! Es ist also ganz deutlich: Von den gut organisierten Arbeitern weiß man, daß sie sich Lohnkürzungen bei gleichbleibender Arbeitszeit nicht gefallen lassen; den Angestellten aber glaubt man so etwas noch ruhig zumuten zu können.

Diese Geringschätzung gegenüber den Angestellten spricht auch aus dem vorgeschlagenen Normaltext für den Ukas, der dem Rundschreiben der Handelskammer in mehreren Ausführungen beigelegt war. Für die größeren Fabriken lautete er beispielsweise:

Wir sind durch die gegenwärtige Lage leider gezwungen, mit unseren sämtlichen Beamten andere, den Verhältnissen entsprechende Abmachungen zu treffen.

Wir kündigen demnach allen Angestellten gemäß der vereinbarten oder gesetzlichen Kündigungsfrist.

Um über die sich anbahnenden schwierigen Verhältnisse unseren Angestellten (!) hinwegzuhelfen, bieten wir allen denjenigen Angestellten, welchen an einer weiteren und späteren Beschäftigung bei unserer Firma gelegen ist, folgendes an:

Wir zahlen allen denjenigen Angestellten, die nicht zum Militärdienst eingezogen werden, im Falle des Kriegsausbruches vorläufig ab 1. August d. J.:

- ein Drittel der bisherigen Gehaltsfäße bei Gehältern bis zu 3000 Mark pro Jahr und
- ein Viertel der bisherigen Gehaltsfäße bei Gehältern über 3000 Mark pro Jahr;
- oder durchweg ein Drittel; oder durchweg ein Viertel

unter Fortfall aller Nebenbezüge.

Diese Zahlungen würden solange erfolgen, als die Verhältnisse der Firma, welche von Banken, Geldeingängen, Beschäftigungsgrad usw. abhängen, solches gestatten und bleiben weitere Zahlungsnormierungen vorbehalten.

Den Familien der verheirateten Angestellten, welche zum Kriegsdienst eingezogen werden, würden wir ihren entsprechenden Gehaltsanteil nach vorerwähnten Sätzen auf drei Monate oder eventuell auch noch länger ab 1. August d. J. zahlen, immer vorausgesetzt, daß die Firma dazu in der Lage bleibt.

Sobald die Verhältnisse sich wieder bessern, werden je nach der Lage der Firma die Gehaltszahlungen wieder erhöht und bei den Angestellten, welche Vorstehendes akzeptieren, die alten Verhältnisse wieder hergestellt.

Wir bitten die Angestellten, sich zu entscheiden, ob sie in dieser schweren Zeit zu uns halten (!) und diese Vorschläge akzeptieren wollen und uns schriftlich Mitteilung zu machen. Andernfalls bleibt die Kündigung in Kraft.

Das durch Annahme unserer Vorschläge gegebene Verhältnis setzt einmonatliche gegenseitige Kündigung voraus.

Damit sollten also die Angestellten bei unverkürzter Arbeitszeit auf den dritten oder vierten Teil ihrer bisherigen Bezüge gesetzt werden! Diese Regelung sollte sogar rückwirkend bereits für den Augustmonat gelten, und um dem Arbeitgeber auch für die Zukunft freie Hand zu schaffen, sollte gleichzeitig das Kündigungsverhältnis für sämtliche Angestellte auf die kürzeste gesetzlich zulässige Frist herabgesetzt werden! Obgleich also anzunehmen war, daß die Angestellten sich der gewaltsamen Verkleinerung ihrer Existenzgrundlage nur in der bestimmten Erwartung unterwerfen würden, daß sie damit vor weiteren Prüfungen geschützt waren, sollte den Prinzipalen trotzdem die jederzeitige Entlassung mit monatlicher Frist gestattet sein.

Dieses Vorgehen, dessen nähere Kennzeichnung ich mir wohl ersparen kann, steht keineswegs vereinzelt da, und auch ohne solche Anleitung haben Tausende von Unternehmern nach dieser oder einer ähnlichen Methode verfahren. Die Angestellten aber haben, namentlich soweit sie keinem Berufsverein angehörten oder von ihrem Verbands keine Unterstützung und Rückendeckung zu erwarten hatten, dem auf sie ausgeübten Druck in aller Regel nachgegeben und damit die angestrebte Entlastung des Geschäftskontos herbeigeführt. Zum Dank für ihre Fügsamkeit sind ihnen vielfach noch Ueberstunden auferlegt, also direkt Arbeitszeitverlängerungen zugemutet worden, vorgeblich, um die durch die Mobilmachung gerissenen Lücken auszufüllen, in Wahrheit, um das bald einsetzende Kriegsgeschäft mit seinen bedeutenden Preisaufschlägen noch profitabler zu gestalten. In einigen Gegenden hat dieses unsoziale Gebaren der Unternehmer zeitweise solche Ausdehnung gewonnen, daß zahlreiche militärische Befehlshaber sich zu öffentlichen Warnungen genötigt sahen und besonders die Heereslieferanten mit der Entziehung der Aufträge bedrohten.

## Notizen.

**Wirtschaftsstatistisches aus der Schweiz.** Die Zolleinnahmen des Bundes betrugen im Jahre 1914: 63,90 Millionen Franken gegen 85,10 Millionen im Jahre 1913, also um 21,20 Millionen weniger. Die fünf Kriegsmonate brachten nämlich nur 18,79 Millionen Einnahmen gegenüber 37,75 Millionen in den gleichen Monaten des Vorjahres. Der Ausfall beträgt demnach 18,96 Millionen, bedt also den Gesamtrückgang des Jahres fast ganz. Die Schweizer Bundes-(Staats-)Bahnen hatten im Jahre 1914 Gesamteinnahmen von 182 380 796 Franken gegen 212 721 315 Franken im Jahre 1913, also um 30 340 519 Franken weniger. 1914 wurden 82 798 210 Personen und 12 776 179 Gütertonnen befördert, um 8 851 126 Personen und um 1 828 602 Tonnen weniger als im Vorjahre. Der Ueberchuß der Betriebseinnahmen über die Ausgaben betrug 53 Millionen, um 26½ Millionen weniger als 1913. Infolgedessen wurden die Retourbillets 2. und 3. Klasse bereits im Preise erhöht, auch werden dem Personal die fälligen Besoldungserhöhungen vorenthalten. Die Erhöhung der Fahrpreise wird voraussichtlich einen Rückgang des Verkehrs bewirken, und so werden die auf diese Weise erzielten Mehreinnahmen nicht sehr bedeutend sein. D. Sinner.

**Das Plakat und die Arbeiterorganisationen.** Eines der vornehmsten, weil wirkungsvollsten Ausdrucksmittel der Reklame ist das Plakat. Es gibt wohl kaum ein Gebiet menschlicher Wirtschafts- oder Geistesätigkeit, das sich seiner nicht schon bedient hätte. Neben allen erdenklichen Industrieprodukten und Handelsobjekten dient das Plakat zur Propaganda für den Fremdenverkehr der Länder und Städte, der Bäder, der Eisenbahn- und Dampfschiffsgesellschaften, und für Vereine und Korporationen aller Richtungen und Bestrebungen.

Auch die Arbeiterorganisationen benützen es zur Ausbreitung ihrer Ideen und zur Werbung neuer Anhänger. Leider wird dabei nicht immer den Anforderungen genügt, die man an ein modernes Plakat zu stellen berechtigt ist, nämlich, daß es zweckentsprechend ist und zweitens, daß es künstlerischen Ansprüchen genügt. Denn das Plakat hat auch die Aufgabe, den künstlerischen Geschmack des Volkes zu heben und auf diesem Gebiete bildend zu wirken. Und gerade diese Aufgabe erfüllen sehr viele Plakate, namentlich der Gewerkschaften, leider in keiner Weise, während doch sonst die moderne Arbeiterbewegung, die politische wie die gewerkschaftliche, auf künstlerischen Gebieten durchaus Gediegenes und Anerkennenswertes leistet, um so mehr anerkanntenswert, als das alles aus eigener Kraft und oft mit recht unzulänglichen Mitteln geschaffen wird.

Wie muß nun ein Plakat, das künstlerischen Anforderungen entspricht, beschaffen sein? Zunächst ein Beispiel: das jetzige Titelbild der vom Vorwärts-Verlage herausgegebenen Zeitschrift „In freien Stunden“. Es ist zwar kein Plakat, könnte aber mit Fug und Recht als solches benützt werden, da es allen Anforderungen entspricht. Der bei der Tischlampe lesende Arbeiter (entworfen von Ilse Schüßler-Schur) — etwa 9—10 mal in Bild und Schrift vergrößert — und das schönste Reklameplakat wäre gegeben, und dabei so leicht und einfach, nur Schwarz-weiß-Zeichnung; mit den einfachsten Mitteln ist eine hübsche Wirkung erreicht, drucktechnisch un schwierig und daher relativ billig, zum Aushang in Räumen, die von Arbeitern besucht werden, trefflich geeignet.

Welchen Zweck soll denn ein Plakat in erster Linie erfüllen? Es soll in erster Linie auf irgend etwas aufmerksam machen. Eine schriftliche Mitteilung würde unter den vielen ihrer Art nicht auffallen. Hier hat also die bildliche Darstellung einzugreifen, und die muß, um wirksam zu sein, wieder verschiedene Bedingungen erfüllen. Sie muß dem Beschauer möglichst schon aus größerer Entfernung in die Augen fallen, und zwar, je nachdem ein Plakat als Außen- oder Innenplakat benützt wird, ist der Zweck durch verschiedene Mittel zu erstreben, entweder durch die Größe oder durch geeignete Wahl der Farbkontraste. Aber auch die bildliche

Darstellung muß dem Beschauer etwas sagen, etwas Markantes, unbedingt Charakteristisches der Sache, der das Plakat zu dienen hat. Hierzu werden oft auch Symbole benutzt; zulässig sind aber nur solche, bei denen der Beschauer sofort etwas dabei sich denken kann, das Symbol muß also bekannt sein. So z. B. zeigte das Plakat der Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig einen auf fliegendem Greif reitenden feuerhaarigen, sackelschwingenden und rosenstreuenden Jüngling — ein Symbol, bei dem nicht jeder Beziehungen zum Buchgewerbe herauslesen wird! Neben der bildlichen Darstellung wird auch die Schrift angewendet. Auch sie soll kurz und knapp den Kern der Sache mitteilen, darf niemals aus dem Rahmen des Ganzen herausfallen, sondern soll möglichst zierend, ornamental wirken. Unser erstes Beispiel zeigt uns dabei folgendes: Das Bild — der bei der Lampe lesende Arbeiter — deutet an, es handelt sich um eine Lektüre für das arbeitende Volk in dessen Feierstunden. Lektüre kann mancherlei Art sein, daß es sich nicht um Lektüre zum Studium handelt, sagt uns die Schrift, die, obwohl in einfachen Formen, nichtsdestoweniger ungemein zierend wirkt.

Ein Plakat muß in seiner bildlichen Darstellung den Beschauer aber auch fesseln, sei es durch Originalität, durch Wahl der Farben und nicht zuletzt durch künstlerischen Wert. Das Plakat der Internationalen Bau-Ausstellung war hierfür ein Musterbeispiel: nichts als eine einzige Säule, als einfachstes, aber sehr wichtiges Bauwerk, und damit ein Hinweis auf den Zweck der Veranstaltung. Die Einfachheit, die jetzt als leitender Grundsatz für das ganze Kunstgewerbe gilt und sich bei den Plakaten insbesondere als Flächenkunst äußert, hat auch den Vorteil, daß sich solche Plakate drucktechnisch mit wenigen Farben herstellen lassen und daher auch relativ billig werden.

Bei den meisten Plakaten der Arbeiterorganisationen treffen aber die erwähnten Voraussetzungen keineswegs zu. Ganz abgesehen von der nicht immer genügenden künstlerischen Qualität, leiden sie fast alle an einem Grundübel: sie sind viel zu überladen. Und erst die Schrift! Wenn das halbe Verbandsstatut (noch dazu in ganz kleiner Schrift) abgedruckt wird, so ist dies nicht allein unschön, sondern auch zwecklos. Man überlege doch, unter welchen Verhältnissen derartige Plakate zum Aushang kommen! Die Aushangsorte sind Gewerkschaftshäuser, Herbergen, Verkehrslokale, Gewerkschaftsbureaus u. dgl., also Orte, an denen ein starker Verkehr herrscht. Hängt man das Plakat so tief auf, daß die Schrift gut lesbar ist, so ist es durch die unvermeidliche Berührung mit den Besuchern der Lokale leicht Beschädigungen oder gar der Zerstörung ausgesetzt. Außerdem wäre seine Wirkung durch davor Sitzende und Stehende, durch das Darüberhängen von Kleidungsstücken, die es ganz oder teilweise bedecken, stark beeinträchtigt. Aus Zweckmäßigkeitsgründen wird man also ein solches Plakat stets hochhängen, und ein gutes Plakat — auch ein Innenplakat — soll ja so beschaffen sein, daß es auch aus größerer Entfernung gut wirkt und alles gut erkannt werden kann. Dann hat aber viele und damit kleinere Schrift absolut keinen Wert; denn sie wird einfach nicht lesbar sein.

Auch vor Effekthascherei sei auf das dringendste gewarnt! Man kann ohne sie mit einfachen Mitteln gute Wirkungen erzielen. Als Beweis will ich das Plakat des Malerverbandes hier anführen: ein auf einer Palette stehender Farbtopf nebst Pinsel und in einer Ecke ganz bescheiden das Wappen der Kunst; Schrift nur der Verbandsnamen und sein Zentralsitz. Das ist ein Plakat mit der Anwendung eines sehr leichtfaßlichen Symbols, in Anordnung und Farbgebung einfach und zweckmäßig, überall erkennbar und die Schrift gut lesbar. Dieses Plakat ist gleichzeitig der Beweis, daß Anfänge zur Besserung vorhanden sind und daß sich der Gedanke, Einfaches und Gutes zu bieten, Bahn brechen will. Aber in ihrer großen Mehrzahl entsprechen die Plakate, namentlich der Arbeiterorganisationen, noch keineswegs künstlerischen Anforderungen.

Wie könnte man diesem Uebelstand abhelfen? Gewiß ist es für die maßgebenden Instanzen der Arbeiterkorporationen nicht leicht, sich ein gutes, künstlerisch einwandfreies, zweckmäßiges und dabei billiges Plakat zu verschaffen, teils wegen

der Kosten, teils weil sie bei der Entscheidung oder Auswahl in der Regel des künstlerischen Beirates und eigener Erfahrung entbehren. Da könnte nun auf dem Wege der genossenschaftlichen Selbsthilfe manches gebessert werden. Für die Presse haben große Gewerkschaften bereits eigene Druckereien errichtet, ebenso die Verlagsanstalt deutscher Konsumvereine, die einen großen Teil ihres Drucksachenbedarfs (Buchdruck) in eigenem Betriebe herstellt. Andere große Arbeiterkorporationen (Arbeiterturnerbund, Arbeiterradfahrerbund) werden voraussichtlich in nicht ferner Zeit die Errichtung eigener Druckereibetriebe in Erwägung ziehen. Letzten Endes bedeuten aber all die verschiedenen bestehenden und geplanten Unternehmungen eine Kräftezersplitterung; denn nur der moderne Großbetrieb mit intensiver Arbeitsteilung ist auch in der graphischen Industrie wirtschaftlich vorteilhaft. Es müßte also ein moderner Druckereibetrieb alle graphischen Verfahren mit den dazu gehörigen Nebenbetrieben zusammenfassen und alle Arbeiterorganisationen müßten sich verpflichten, ihre Druckerarbeiten in diesem Genossenschaftsbetrieb herstellen zu lassen (Konsumgenossenschaft, Gewerkschaften, Volksfürsorge, Generalkommission, Radfahrerbund, Turnerbund, Sängerbund, Sportbund, Naturfreunde usw.).

Für eine Druckerei, die auf solch breiter Basis arbeiten kann, wäre es dann ein leichtes, mit namhaften Künstlern in Verbindung zu treten zwecks Erlangung guter Entwürfe zu Plakaten für die Arbeiterorganisationen, was unter den jetzigen Verhältnissen nahezu gänzlich ausgeschlossen ist. Auch den Beitragsmarken und den Packungen der durch die Konsumvereine verkauften Produkte könnte man auf diese Weise eine künstlerische Note geben. Weiter wäre für die Zukunft die Schaffung künstlerischen, preiswerten Bilderschmuckes für das Arbeiterheim, guter Bilderbücher und Spiele für Kinder ins Auge zu fassen.

Die Drucksachen, welche die Organisationen für ihre örtlichen Angelegenheiten benötigen, werden nach wie vor von den Druckereien der Parteipresse herzustellen sein. Diese Arbeiten werden den betreffenden Druckereien keineswegs entzogen werden, da Zweckmäßigkeitsgründe für die Beibehaltung der bisherigen Herstellungsweise sprechen.

Die angeregte Idee wäre wohl wert, einmal in den zuständigen Organisationen eingehend diskutiert zu werden. Ob sie sich verwirklichen läßt, wird erst nach dem Kriege zur Entscheidung stehen, wenn alle Verhältnisse sich wieder mit Sicherheit überblicken lassen.

H. Beyer - Frankfurt a. M.

## Anzeigen.

**Zwei Reden: Karl Hildenbrand, Die Kriegslösungen des Deutschen Reichstages; Wolfgang Heine, Die politische Zukunft Deutschlands und die Sozialdemokratie.** Stuttgart 1915, Schwäbische Tagwacht. 44 Seiten. Preis 20 Pfennig. Das stenographische Protokoll einer am 22. Februar 1915 in Stuttgart abgehaltenen Versammlung.

Hildenbrand: Alle Bemühungen, den Frieden zu erhalten, seien nicht stark genug gewesen, ja, sie hätten den Ausbruch des Krieges beschleunigt, weil die Kriegstreiber um ihren schwindenden Einfluß besorgt waren. Der Krieg sei von Deutschland nicht gewollt und nicht begonnen worden, sondern ihm durch Frankreich und Rußland aufgezwungen. Der Eintritt Englands in den Krieg habe die Haltung der Fraktion am 4. August noch mehr gerechtfertigt. Es entspreche vollkommen der englischen Politik zu allen Zeiten, einen Krieg anzuzetteln, sich dabei mit eigenen Kräften nicht zu engagieren, wohl aber bei den Friedensverhandlungen dann aktiv tätig zu sein. (Seite 16.) Diesmal sei die Kalkulation gescheitert infolge der Entschlossenheit, Begeisterung und des unbeugbaren Mutes der deutschen Truppen.

Heine: Wir sind keine Hurrapatrioten, wir wollen einen segensreichen, nach Möglichkeit sicheren und dauernden, einen ehrenhaften Frieden erkämpfen. Dabei

vertrauen wir auf die deutschen Waffen, die deutschen Feldherren, auf das deutsche Volk und auf den deutschen Kaiser. Nach errungenem Frieden erwarten wir ein neues, ein freies Deutschland. Das Streben der deutschen Arbeiter nach kultureller Existenz auf der Grundlage von Arbeit und Export sei nicht auf eine Stufe zu stellen mit der Eroberungssucht des russischen Zarenreiches und der Vändergier der englischen Bourgeoisie. Eine Revolution sei in Deutschland ausgeschlossen, weil dann das ganze deutschfeindliche Ausland über uns herfallen würde. — Nachdem die Verleumdung der deutschen Arbeiter, daß sie in der Stunde der Gefahr das Vaterland im Stich lassen würden, durch die Tatsachen widerlegt, könnten wir verlangen, daß man jetzt Ernst macht mit der Gleichberechtigung der deutschen Arbeiter und ihrer Organisationen. Bisher sei zwischen Militarismus und Verteidigung des Vaterlandes zu wenig unterschieden worden. Auf die Verteidigung des Vaterlandes im Krieg und im Frieden werden wir aber einen um so größeren Einfluß ausüben, wenn wir uns unumwunden in dieser Beziehung auf den Standpunkt des als notwendig Erkannten stellen. Der ganze Streit um die Budgetbewilligung erscheine heute kleinlich. Wenn wir heute 10 Milliarden bewilligen, ohne prüfen zu können wofür, könne es kein Verrat der Parteiprinzipien sein, ein genau spezifiziertes Budget anzunehmen.

**Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Demokratie und Organisation.** Grundlinien proletarischer Politik. Hamburg 1915. Druck und Verlag von Dr. Heinrich Laufenberg. 77 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Die Verfasser legen, wie es im Vorwort heißt, den Schwerpunkt ihrer Auffassung nicht auf die die Partei auseinandertreibende Frage der Haltung der Fraktion, sondern auf die die Partei notwendig zusammenschließende Frage ihrer weiteren Politik gegenüber dem Imperialismus und der mit ihm notwendig verbundenen Reaktion.

Da sich in Deutschland kein demokratisches Staatswesen herausbildete, habe sich die deutsche Bourgeoisie in einem Staat eingerichtet, dessen Struktur zur Aufrechterhaltung der sozialen und politischen Ungleichheit geeignet war, dessen Rechtsverfassung zugleich alle Normen enthält, die die Industrie zur Syndizierung und Kartellierung nur wünschen kann. Sei diese ein Erfordernis und der notwendige Abschluß der bürgerlichen Produktionsweise, sei sie die Voraussetzung des imperialistischen Wettbewerbs mit anderen Nationen, dann sei es eine Illusion, in der Zeit der Monopole auf die Etablierung einer bürgerlichen Demokratie zu rechnen, um mit ihrer Hilfe die sozialistische Gesellschaft anzubahnen.

Soweit die gesellschaftliche Wirtschaft Lebensfunktion der Gesamtheit ist, erwache dem Proletariat ein natürliches Interesse an ihrer Erhaltung. Hieraus ergebe sich in Kriegsfällen, die die Wirtschaft in ihren Lebensfunktionen bedrohen, die militärische Unterordnung des Proletariats unter die gegebene Heeresleitung. Daraus resultiere jedoch nicht und dürfe nicht resultieren die politische Unterordnung unter die Träger der herrschenden Politik. Jedenfalls müsse das Proletariat, sobald das eigene Wirtschaftsgebiet durch die Abwehr der feindlichen Heere von den Grenzen gesichert, rüchhaltlos für den Frieden eintreten, um so mehr, als die Notwendigkeit, die eigene Wirtschaft zu sichern, die Proletarier der Länder, in denen feindliche Heere stehen, an der Propaganda des Friedens hindere.

Die Ueberwindung des Nationalstaates unter Beibehaltung der bürgerlichen Produktionsform bedeute einen Widerspruch in sich selbst. Aber das industrielle Monopol dränge zum Kapitalexport, daher das Streben, diese Gebiete dem Nationalstaat anzugliedern. Diesem Streben stelle das Proletariat die Tendenz der hochentwickelten Wirtschaft zur Vergesellschaftung gegenüber. In den Gewerkschaften erheben sich auf der Grundlage der Betriebsorganisation große Industrieverbände, deren Kämpfe mit der Unternehmerschaft infolge ihres Umfangs politischen Charakter annähmen. Der politische Streit sei der Weg zur Diktatur des Proletariats.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift  
der Deutschen Sozialdemokratie

---

---

## Inhalt des Heftes

Julius Bahlteich. Von Eduard Bernstein.

Der Krieg und die Probleme der Handelspolitik.  
Von Spectator.

Die Schulfrage. Von Max Sachs.

Vom Wirtschaftsmarkt. Von Heinrich Cunow.

Die Angestellten und der Krieg. Von Hermann  
Lübemann.

Notizen.

Anzeigen.

Register für den 1. Band.

♦ Einzelheft 25 Pf., vierteljährlich 3 Mark 25 Pf. ♦

---

---

Herausgegeben von der Buchhandlung Vorwärts, Paul Singer & Co., Berlin,  
für den Verlag: J. H. W. Dieß Nachf., G. m. b. H., Stuttgart.  
Druck: Buchdruckerei Vorwärts, Paul Singer & Co., Berlin SW.

Die Neue Zeit ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von Mk. 3,25 pro Quartal zu beziehen. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig.

Das Jahres-Abonnement beträgt Mk. 12,—.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis Mk. 3,25 (ohne Bestellgeld).

Bei direktem Bezug unter Kreuzband

innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns vierteljährl. Mk. 3,90, innerhalb des Weltpostvereins vierteljährlich Mk. 4,55.

Einbanddecken für Halbjahrsbände sind angefertigt in Halbfranz, Preis Mk. 1,70, in Ganzleinen 80 Pfennig.

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Karl Rautsky, Berlin-Charlottenburg 5, Windscheidstraße 31, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, oder an die Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & m. b. H., Berlin, zu richten.

Soeben erscheint:

# Partei- Zusammenbruch?

Ein offenes Wort zum inneren Parteistreit

Von Heinrich Cunow

Preis 75 Pfennig, Vereinsausgabe 30 Pfennig

Aus dem Inhalt: Ideologie und Gefühle :: Wie steht es um die Abwirtschaftung des Kapitalismus? :: Ist der wirtschaftliche Imperialismus eine geschichtlich notwendige Entwicklungsphase? Entwicklungstheoretisches :: Klassengefühl und Nationalgefühl :: Ideologische Verirrung.

Buchhandlung Vorwärts \* Berlin SW. 68

# Wegweiser

Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus

Von Max Adler

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 2.50.

56. Band der Internationalen Bibliothek.

Aus dem Inhalt heben wir hervor: Jean Jacques Rousseau. Friedrich Schiller. Immanuel Kant. Johann Gottlieb Fichte. Henri de Saint-Simon. Robert Owen. Wilhelm Weitling. Ludwig Feuerbach. Max Stirner. Ferdinand Lassalle. Friedrich Engels' Anfänge. Marx und Hegel. Marx im Verständnis des Proletariats.

Der Verfasser sagt im Vorwort:

Der moderne Sozialismus fühlt sich als der geistige Erbe aller Aufwärtsbestrebungen des Denkens und Schaffens der besten Geister der Vergangenheit. In seinem Zukunftsideal erhofft er nicht nur die endliche Verwirklichung so vieler Wünsche und Träume unbefriedigt dahingegangener Geschlechter, sondern er sieht auch zum erstenmal in seinen Erkenntnismitteln den Weg und die Bedingungen für diese Erfüllung überkommener Aufgaben und Ziele gegeben. Aus diesem Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit mit der bisherigen geistigen Entwicklung erwächst ihm das besondere geschichtliche Verständnis seines Wesens, das mit seiner Gegenwartsarbeit und Zukunftsforderung zugleich die Gedanken der Vergangenheit vollendet. Und hieraus entspringt auch jener eigenartige schöne Zug des modernen Sozialismus, sein Wesen sich unausgesetzt an Bildern der Vergangenheit deutlicher zu machen, seinen jetzigen Bestand aus seinem Hervorgang zu verstehen, seine Gedanken und Kämpfe aus dem Wirken der Vordenker und Vorkämpfer der menschlichen Entwicklung überhaupt zu begreifen.

Aus dieser Grundauffassung sind die Abhandlungen hervorgegangen, die hier in einem Bande gesammelt sind, und darin wird hoffentlich trotz der verschiedenen Zeit ihrer Entstehung ihre innere Einheit begründet sein, die ihre Vereinigung zu einem Ganzen rechtfertigt. Sie wollen hauptsächlich an der Zeit der klassischen deutschen Philosophie und ihrer Ausläufer das Wachsen und Werden jener Gedankenelemente zeigen, die, gleichzeitig mit den ersten Versuchen sozialistischer Denker, die theoretischen Vorbedingungen für die Bearbeitung des sozialen Problems schufen. Und sie sollen auf diese Weise nicht nur die epochemachende Arbeit von Karl Marx, dieses echten Schülers der deutschen klassischen Philosophie, in den geistigen Zusammenhang mit diesem inhaltsvollen Kapitel der Geistesgeschichte stellen, sondern auch dieses selbst einem tieferen Verständnis zuführen, wenn sie auf jenen IDeeengehalt der deutschen kritischen Philosophie besonders aufmerksam machen, der zu Marx als seinem Vollender nicht nur führen konnte, sondern mußte. Die idealistische Erkenntnis- und Willenskritik erscheint dadurch in einem neuen Lichte und in ihrer besonderen Bedeutung gerade für eine Sozialwissenschaft. Aber auch diese letztere erhält erst durch diese kritische Beziehung die Möglichkeit eines Verständnisses ihrer Eigenart. Und weil dieses Verständnis schließlich zum Sozialismus als einer notwendigen Konsequenz führt, erscheinen nun die Denker, aus deren Beitrag sich unsere sozialistische Gesellschaftsauffassung herausgebildet hat, wie Wegweiser zu diesem Ziele.

# Mächte des Weltkrieges

Erstes Heft:

## Das Zarenreich

Zweites Heft:

## Die Türkei und Aegypten

Von Heinrich Cunow.

Mit einer Karte der Türkei.

Preis 75 Pf.  
Vereinsausgabe 30 Pf.

Der Krieg bringt es ganz von selbst mit sich, daß das Interesse für die Zustände in den kriegsführenden Ländern geweckt wird. Man kann unmöglich die kriegerischen Ereignisse verfolgen, ohne wenigstens die elementarsten Kenntnisse von den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen zu besitzen. In diesen Broschüren wird daher versucht, in gedrängter Kürze eine Skizze der Dinge in den Ländern zu entwerfen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag  
**Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & m. b. S.**  
Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

